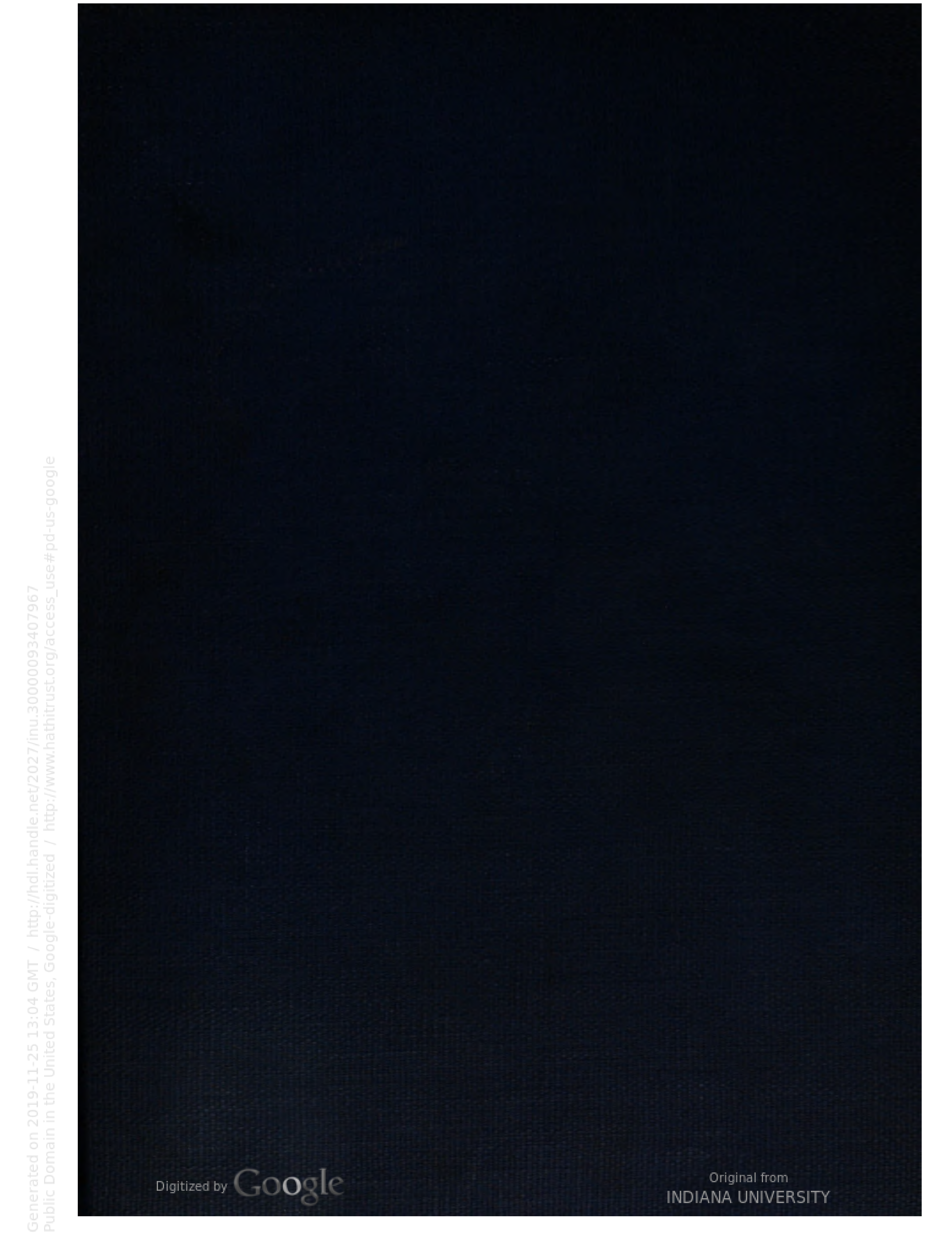






Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst u. Technik

Band VI

1912



Geschäftliche Administration: **August Scherl** G. m. b. H., Berlin SW 68.





INHALTSVERZEICHNIS.

I. Autoren





II. Abhandlungen und Mitteilungen



Internationale Monatsschrift
für Wissenschaft, Kunst und Technik

Zur Einführung.

Unter seinen auf die Förderung internationaler Kulturarbeit gerichteten Unternehmungen hatte Friedrich Althoff vorzüglich der »Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik« eine aufmerksame, liebevolle Fürsorge zugewendet. Nicht nur begründet von ihm ist das Blatt, er hat auch im einzelnen für eine ganze Reihe der hier veröffentlichten Abhandlungen das Thema gegeben. Das zeigen noch zwei von ihm herrührende ausführliche Anweisungen, von denen die eine nach kaum vierteljährigem Bestehen der Wochenschrift, die andere in der ersten Hälfte des Jahres 1908 diktiert worden ist.

Zusammenfassend orientierende oder programmatisch entwerfende Aufsätze über bestehende oder zu gründende Gemeinschaftsunternehmungen, besonders solche, die über das Gebiet oder die Kräfte einer einzelnen Nation hinausgehen, über wissenschaftliche Institute, Vereinigungen, Gesellschaften, staatliche wie private, in freieren oder festen Formen, sollten das Ausland stetig im Auge halten, dort das Verständnis für deutsche Kultur vertiefen und andrerseits für uns Vorbildliches aufsuchen.

Auch die biographische Behandlung hervorragender Ausländer erschien ihm daher besonders erwünscht, und für Pasteur, Eliot, Lincoln, Nobel hat er sie ausdrücklich verlangt. Das Gebiet der Naturwissenschaften ist hier wie dort bevorzugt geblieben, bei ihren Vertretern hat die »Internationale Wochenschrift« auch stets die beste Schätzung gefunden.

In gleichem Maße auch anderen Zweigen der Wissenschaft und dazu noch der Kunst, der Technik in jedem Hefte Raum zu geben, das wurde der Wochenschrift in dem engen Umfang eines Bogens unmöglich; die Technik vor allem konnte nicht nach Gebühr gewürdigt werden. Diesem Mangel soll jetzt die Umwandlung in die vier Bogen starke Monatsschrift wenn nicht sogleich, doch in baldiger Zukunft abhelfen; ebenso werden Literatur und Kunst stetiger als in der Wochenschrift zur Sprache kommen, und zwar soll auch hier, der Kulturtendenz des Blattes entsprechend, das Ausland reichlich bedacht und ausländische ständige Mitarbeiter neu hinzugewonnen werden.





Indem sie also der Würdigung vorzüglich bemerkenswerter Anstalten und Unternehmungen auf allen Gebieten wissenschaftlicher, künstlerischer, technischer Kultur in In- und Ausland sich darbietet, um biographische Charakteristik hervorragender Männer heutiger und früherer Zeit bemüht bleibt, mit kürzeren Notizen und in regelmäßig wiederkehrenden zusammenfassenden Berichten den Fortschritten in Wissenschaft und Technik stetig folgt, denkt die Monatsschrift dem Ziel ihres weitschauenden Urhebers: wachsender internationaler Annäherung der wissenschaftlichen und gebildeten Kreise der Kulturvölker, mit verstärkter Kraft nachzustreben.

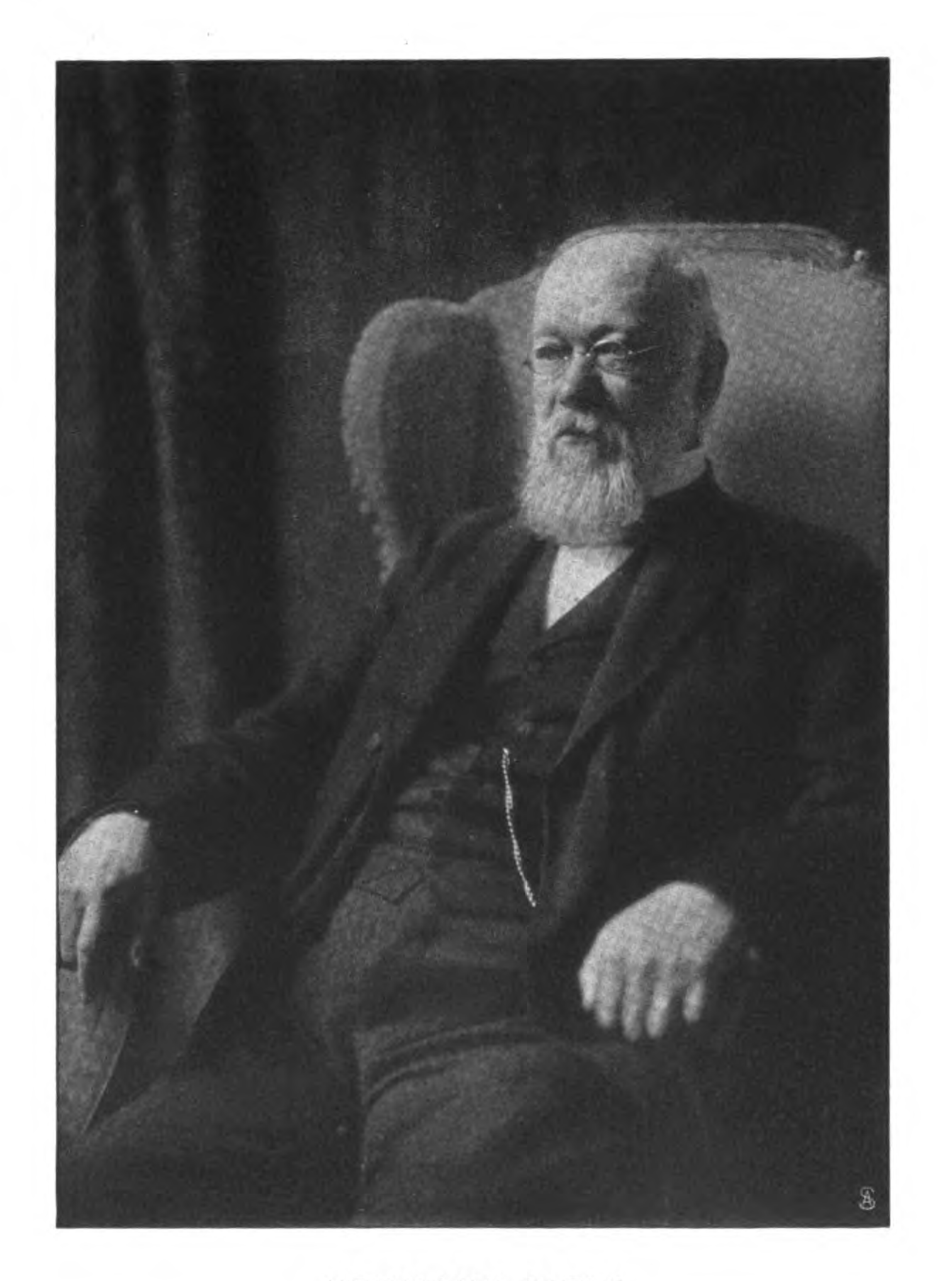
Berlin, 30. September 1911.
Zimmerstraße 36-41.

Der Herausgeber der

Internationalen Monatsschrift

Max Cornicelius.





HERMANN DIELS

Beilage zur „Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik"
Druck und Verlag von August Scherl, Berlin SW. 68.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 **Mark**; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs **4 Mark.** Einzelnummern kosten **1 Mark.**

6. Jahrgang, Nr. 1
Oktober 1911

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile **50 Pf.** — **Inseraten-Annahme** bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.

Erscheint jeden ersten Sonnabend im Monat. — Druck und Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstr. 36-41.

Wissenschaft und Prophezeiung.

Von

Hermann Diels.

Es iſt dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Es scheint, als ob nach jedem Aufschwung der Wissenschaft eine verzweiflungsvolle Skepsis sich wie eine natürliche Reaktion einſtellt und weiteren Aufſtieg mit dem Bleigewicht der Negation zu hindern sucht. So fällt es nach dem verheißungsvollen Frühling der hellenischen Wissenschaft bald wie Meltau auf die Blätter. »Wir wissen nichts, und wenn wir's wüßten, könnten wir's nicht mitteilen.« So klagt der Sophiſt Gorgias, der in die bisherige Naturforschung tiefe Blicke getan hatte, und der Führer der neuen Epoche Sokrates beginnt mit dem Bekenntnis: »Ich weiß, daß ich nichts weiß.« Ähnlich wirkt die Skepsis zu wiederholten Malen dem Auftrieb der antiken Forschung entgegen. So iſt auch in der Geschichte der modernen Wissenschaft faſt jeder Schritt vorwärts von skeptischen Hemmungen begleitet. Die fauſtische Klage, daß wir nichts wissen können, ertönt vereinzelt oder im Chorus, sooft die Wissenschaft ein neues Gebiet zu erschließen und eines der ewigen Welträtsel zu lösen sich anschickt. Je sehnsüchtiger die hilfsbedürftige Menschheit von der fortschreitenden Wissenschaft Beantwortung aller Fragen, Heilung aller Gebreſten des Leibes und der Seele fordert, um so schneidender tönt der Hohn des englischen Pessimiſten dazwischen:

> Knowledge is not happiness and science
> But an exchange of ignorance of that
> Which is another kind of ignorance.

Der nordische Dramatiker, der einen beispiellosen Aufschwung der Naturwissenschaften mit prüfendem Blicke hat an sich vorüberziehen lassen, geſteht in seinem »Volksfeind«, die Wahrheiten der Wissenschaft seien durchaus nicht so langlebig, als sich viele Leute einbildeten. »Eine normal gebaute Wahrheit lebt in der Regel zwanzig Jahre, und wenn sie älter geworden, iſt sie auf dem beſten Wege, eine Lüge zu werden.« Auch die Jünger der Wissenschaft selbſt werden zu Apoſtaten, und sie genügt ihnen um so weniger, je mehr sie merken, daß sie ihr selbſt nicht genügen. Dies iſt der Kern der Lebenstragödie Nietzsches, der es vorzog, wie so viele seinesgleichen an der Wissenschaft ſtatt an seinem Berufe dazu zu zweifeln. Die ungeheure Verheerung, die

dieser moderne Nihilismus in den Köpfen der höherstrebenden Jugend angerichtet hat, ist ein Beweis, wie verbreitet diese »Misologie« in unseren Zeiten geworden ist, und wie eine den Fortschritten der Wissenschaft feindliche Kirche mit immer stärkeren Tönen ihr »Anathema sit« der freien Forschung entgegenschleudern kann. So steht der Wissenschaft eine gefährliche antiwissenschaftliche Liga gegenüber, die sich aus Anhängern der orthodoxesten Kirchenlehren und zugleich aus den radikalsten Vertretern des Nihilismus und Anarchismus zusammensetzt. Das große Publikum steht diesem Kampfe der Geister im ganzen ohne rechtes Verständnis gegenüber. »Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht.« So heißt es auch heute. Es ist daher gut, daß auch die Wissenschaft ihre Wundertäter und Propheten aufweisen kann, die den Beweis der Kraft leisten können. Ja, auch die Wissenschaft entnimmt den glücklich eingetroffenen Voraussagungen ihrer Meister das Recht der Selbstbehauptung und den Glauben an ihre Wahrheit. Moderne Naturforscher haben es daher nicht ohne Grund als Kennzeichen der wahren Wissenschaft aufgestellt, »daß sie dazu da ist, das Prophezeien zu ermöglichen«.

Mit Recht feiert man daher den 28. Mai 585 vor Chr. als den Geburtstag der abendländischen Wissenschaft. An diesem Tage nämlich, an dem die Entscheidungsschlacht zwischen dem Meder Kyaxares und dem Lyder Alyattes geschlagen wurde, trat jene berühmte Sonnenfinsternis ein, die der milesische Astronom Thales vorausgesagt hatte. Seitdem glaubte man in Griechenland an die Wissenschaft, seitdem ist die Astronomie, die solche ...hezeiungen ermöglichte, auch in ...isen die angesehenste Disziplin. Die Regelmäßigkeit, mit der die Mond- und Sonnenfinsternisse im Fortschritt der Wissenschaft immer genauer vorherbestimmt, die erstaunliche Sicherheit, mit der nicht nur den regulären Himmelskörpern, sondern auch vagabundierenden Kometen ihre Bahnen vorgezeichnet wurden, hat die Menschheit mit einem festen Glauben an die Zuverlässigkeit der astronomischen Methoden erfüllt. Am schönsten hat sich diese Zuversicht bewahrheitet, wenn es gelang, unbekannte Himmelskörper mit Sicherheit als existierend zu vermuten und sogar den Standort genau zu berechnen, wo sie erscheinen müssen.

Berühmt ist in dieser Hinsicht die Entdeckung des Neptun durch die Berechnungen des Franzosen Leverrier, auf Grund deren es im Jahre 1846 dem damaligen Observator der Berliner Sternwarte Galle, der erst vor kurzem fast hundertjährig verstorben ist, gelang, den gesuchten Planeten an dem errechneten Orte aufzufinden. Interessant ist dabei, sich klarzumachen, warum dem Franzosen nicht selbst die Entdeckung des Planeten gelungen ist. Es gab damals noch keine Sternkarten, die eine sichere Auffindung des neuen Sternes an dem bezeichneten Himmelsfeld ermöglichten. Galle dagegen stand ein eben vom Drucker gekommenes, noch nicht publiziertes Blatt der Sternkarten der Berliner Akademie der Wissenschaften zu Gebote. Durch Vergleichung dieser Karte mit dem betreffenden Felde des gestirnten Himmels gelang es Galle, einen noch nicht verzeichneten Stern achter Größe nachzuweisen, der sich alsbald als der von Leverrier jahrelang vergeblich gesuchte Planet herausstellte.

Ähnliche Entdeckungen, welche die Erfüllung wissenschaftlicher Prophezeiungen brachten, sind auch der chemischen Wissenschaft gelungen. Wie

es der Sternkunde möglich war, nachdem die Grundgesetze der kosmischen Bewegung festgelegt waren, einzelne bisher unbekannte Glieder des kosmischen Syſtems als exiſtierend vorauszusagen, so iſt es der chemischen Wissenschaft nach Entdeckung des periodischen Syſtems der Elemente durch Lothar Meyer und Mendelejew beschieden gewesen, die hier und da klaffenden Lücken dieses Syſtems durch Annahme und Vorausbeſtimmung bisher unbekannter Elemente auszufüllen. Die Entdeckungen des Galliums, Scandiums und Germaniums haben diese Träume wissenschaftlicher Propheten zur Wahrheit werden lassen.

Eine solche Bewahrheitung naturforschender Divination hat einen über die spezielle Wissenschaft weit hinausreichenden Wert. Sie beweiſt unmittelbar, daß die Gesetze, nach denen das Universum sich bildet und bewegt, zusammenfallen mit dem, was der menschliche Geiſt errechnet und erklügelt. Sie beweiſt, daß die nur im menschlichen Gehirn exiſtierenden Sätze der Naturforschung wenigstens annähernd zusammenfallen mit der objektiven Realität, die wir außer uns voraussetzen müssen. Sie beweiſt die Einheitlichkeit, oder wenigſtens die Harmonie von Menschengeiſt und Natur, ohne die unser Dichten und Trachten, unser Wissen und Denken eitel Phantaſterei wäre. Sie gibt dem forschenden Menschen das Recht, seine Fragen und Vermutungen der Natur selbſt zur Antwort vorzulegen und durch das Experiment die Probe auf das Exempel zu machen.

Zu den älteſten Aufgaben der Mantik gehört die Erkundung des Wetters, von dem das Wohl und Wehe der Menschheit in erster Linie abhängt. Noch heute ist die Hauptbeschäftigung der sibirischen Schamanen, unter grauslichen Beschwörungen zum oberſten Himmel emporzuſteigen und dort von dem höchſten Gotte das künftige Wetter zu erkunden. In der zivilisierten Welt hat die Wetterbeobachtung immer wissenschaftlichere Formen angenommen. Je größer der Ring der meteorologischen Stationen auf der Erde wird, je mehr sich die Methode der Beobachtung verfeinert, um so sicherer werden die Voraussagungen der Wetterwarten, und das große Publikum beginnt allmählich den Empirismus der Bauernregeln und die Scharlatanerie der Kalendermacher zugunsten der wissenschaftlichen Prognose im Stiche zu lassen. Die Prophetengabe der Naturforscher gewinnt also langsam, aber sicher Boden im Publikum. Wenn nun aber einseitig gebildete Vertreter der Naturwissenschaft, besonders solche, die den Prophetenmantel mit besonderem Stolze zur Schau tragen, aus dem Prophezeien ein Privilegium der Naturwissenschaft gemacht und aus dem Fehlen solcher Bewahrheitung auf dem Gebiete der übrigen Wissenschaften den Schluß gezogen haben, es müsse darum mit der Wissenschaftlichkeit der sogenannten Geiſteswissenschaften übel beſtellt sein, so befinden sie sich in einem gewaltigen Irrtum.

Auch das weite und weitverzweigte Reich der philosophischen und historischen Disziplinen ſtrebt nach gesetzlicher Normierung und wagt auf Grund wissenschaftlicher Methoden Voraussagungen, deren anderweitige Beſtätigung die Richtigkeit nicht bloß der vermuteten Tatsachen, sondern auch der zugrunde gelegten Methoden erweiſt.

Wenn der Philologe verſtümmelte oder beschädigte Texte in ihrer ursprünglichen Reinheit herzuſtellen sucht, wobei ihm die Erfordernisse des Zusammenhangs, der Sprache, der Metrik, der Realien feſte Normen an die Hand

geben, so iſt er ein Prophet, der den Gedanken des originalen Dichters oder Schriftſtellers wissenschaftlich zu erraten unternimmt. Sein Geschäft iſt Divination und scheint Fernerſtehenden bisweilen eine Art Hellseherei. Aber was Euripides von der antiken Seherkunſt urteilt:

»Wer klug vermutet, iſt der trefflichſte Prophet«,

das gilt auch von dieser wissenschaftlichen Mantik. Der klügſte und gelehrteſte Kritiker trägt den Preis davon. Allein das Urteil über das Gelingen dieser Konjekturalkritik iſt nicht leicht. Es gibt philologische Vermutungen, die, aus genialer Intuition geboren, ohne weiteres einleuchten, wo jeder geſtehen muß: »Nur so und nicht anders kann der Originaltext gelautet haben.« Allein der Glaube an diese Weissagungen iſt nicht zu allen Zeiten gleich ſtark. Es gibt kritische Zeitalter, wo die durchschlagendſte Emendation skeptisch zurückgewiesen und der vollkommenſte Unsinn der Überlieferung mit Aufbietung profundeſter Gelehrsamkeit und subtilſten Scharfsinns »gerettet« wird. Darum iſt es gut, wenn von Zeit zu Zeit unverhoffte Zeugen aus den Gräbern der Vorzeit auferſtehen, die unparteiische Entscheidung liefern, oder wenn bisher unbekannte Dokumente zum Vorschein kommen, die langjährige Streitigkeiten schlichten.

Einen solchen Triumph feierte z. B. das Genie Johann Jacob Reiskes, der, zu seiner Zeit nur von wenigen geschätzt, jetzt für den bedeutendsten Philologen Deutschlands im 18. Jahrhundert gilt. Unter vielen anderen Beweisen seiner divinatorischen Kritik ragt das Monumentalwerk seiner Oratores graeci hervor, die er von 1770—1775 in zwölf Bänden herausgab. Er hat hier unter Heranziehung der ihm erreichbaren Hilfsmittel, freilich bei seiner dürftigen Lage nur beschränkt sein konnten, vor allem aber durch sein Wissen und sein kritisches Genie, worin ihn keiner seiner Zeitgenossen übertraf, den verwahrloſten Text der griechischen Redner auf eine ganz neue Basis geſtellt. Die Verblüffung der gelehrten Welt über die Kühnheit seiner Divination wich staunender Bewunderung, als 5000 seiner Konjekturen in den nach seinem Tode aufgefundenen besseren Handschriften ihre Beſtätigung fanden. Im kleinen erlebt die Freuden solcher nachträglichen Verifikation faſt jeder methodisch arbeitende Kritiker. Die seit zwanzig Jahren reichlicher fließenden Papyrusfunde haben manche philologische Prophezeiung zur Tatsache werden lassen. Auch die immer zahlreicher ans Tageslicht tretenden Inschriftenſteine bringen öfters willkommene Beſtätigungen und lassen die großen und kleinen Propheten nach objektiven Maßſtäben scheiden. Wieviel dergleichen hat Theodor Mommsen in seinem überreichen Forscherleben erfahren! So hatte er z. B. aus einer ephesischen Inschrift das bisher unbekannte Faktum erschlossen, daß die Stiftung des Königreichs Kommagene auf die Heirat des Landesfürſten Mithridates mit der Tochter des Königs von Syrien Antiochos VIII. zurückgehe. Die später gefundenen Inschriften des Mausoleums auf dem Nimrod-Dagh haben dies Ergebnis philologisch-hiſtorischer Kombination glänzend beſtätigt.

Auch der große Hiſtoriker der deutschen Geschichte Giesebrecht hat noch selbſt eine schöne Beſtätigung seiner quellenforschenden Divination erlebt. Im Jahre 1841 hatte er den Versuch unternommen, die verlorengegangenen Annalen des Kloſters Niederaltaich aus späteren Abteilungen und Exzerpten zu rekonstruieren. Als seine

Schrift hierüber (Annales Altahenses) erschien, schüttelte mancher den Kopf über die Kühnheit einer solchen Kombination. Allein 26 Jahre später wurde ihm die Genugtung zuteil, daß Edmund Freiherr von Oefele in den Papieren seines Urgroßvaters eine Abschrift der alten Chronik von Altaich auffand, und daß der neugefundene Text Giesebrechts Divinationen glänzend bestätigte. Alles, was er als Bestand der alten Quelle in Anspruch genommen hatte, stand wirklich in der wiedergefundenen Chronik, nur noch sehr viel mehr, was keine Vermutung hatte methodisch ermitteln können. Aristoteles rühmt von dem Kreter Epimenides, seine Prophezeiungen hätten sich nicht nur auf die Zukunft, sondern auch auf die Vergangenheit bezogen, indem er unbekannte Ereignisse verflossner Zeiten offenbarte. Ein solcher rückwärts gewandter Prophet muß jeder Historiker sein. Er muß die nur bruchstückweise bekannten Tatsachen durch seine wissenschaftlich gebildete Phantasie ergänzen. In der Tat hat die hellsehende Tätigkeit erleuchteter Geschichtsforscher durch die Eröffnung neuer Quellen oft unerwartete Bestätigung erhalten. So haben z. B. Vermutungen von Böckh über die attische Staatsverfassung durch die Auffindung der Aristotelischen Schrift über den Athenerstaat ihre Bestätigung gefunden. Und ähnliche Verifikationen im kleinen und großen ereignen sich fast täglich auf dem weiten Gebiete der Geschichtswissenschaft.

Auch die junge deutsche Philologie hat manche derartigen Entdeckungen zu verzeichnen. So hatte z. B. Sievers 1875 vermutet, ein Stück der verlorenen altsächsischen poetischen Bearbeitung der Genesis liege umgearbeitet vor in der angelsächsischen Genesis. Im Jahre 1894 hat dann Zangemeister in der Vaticanischen Bibliothek Bruchstücke jenes altsächsischen Gedichtes wirklich aufgefunden.

Solche Entdeckungen, die ich aus der reichen Fülle der Beispiele auf gut Glück herausgreife, beweisen, daß auch die philologisch-historische Forschung nicht auf Sand baut, daß auch das Reich des Geistes, das freilich unendlich komplizierter eingerichtet ist als das der Natur, von bestimmten, gesetzlichen Normen durchwaltet ist, deren Kenntnis auch hier die Wissenschaft ermöglicht, deren Existenz wissenschaftliches Arbeiten und — Prophezeien ermöglicht.

Für die Wissenschaft selbst ist es gleichgültig, ob Diamanten oder Regenwürmer bei der Forschung gefunden werden. Denn es handelt sich ja nur um die Ermittelung der Wahrheit, »und die kleinste Wahrheit ist groß«, wie Goethe uns versichert. Darum sind jene glücklichen Bestätigungen wissenschaftlicher Vermutungen, ob groß oder klein, ein willkommener Ansporn für die entsagungsvolle Arbeit der Forscher, auf den erprobten Wegen voranzuschreiten, unbekümmert um die blasierten Ästheten, die über die »Wissenschaft des Nichtwissenswerten« geistvolle Dummheiten vorbringen, oder um die Skeptiker innerhalb und außerhalb der gelehrten Zunft, die in das Jammerlied Seumes einstimmen:

»Menschheit, arme Menschheit! Deine Lehrer,
Alle deine Weisen wissen nichts;
Flattern, ihrer Hirngeburt Verehrer,
Gleich Insekten um den Strahl des Lichts.«

Nein, es gibt Wahrheiten, die nicht bloß auf menschlicher Einbildung oder Autorität beruhen, sondern ihre objektive außermenschliche Bestätigung finden; es gibt Wahrheiten, die nicht für zwanzig Jahre, sondern für alle Zeiten gelten. Und diese ewigen Wahrheiten zu finden, bleibt die edelste und höchste Aufgabe des Menschengeschlechtes.



Das erwachende Verständnis für Aristokratie und Bureaukratie in der radikalen und sozialistischen Literatur.

Von

G. v. Schmoller.

Ich habe infolge meiner hiſtorischen Studien seit Jahrzehnten eine gewisse Sympathie für die demokratischen Strömungen der Gegenwart; aber sie ist verbunden mit der scheinbar dem widersprechenden Erkenntnis, daß alle großen und gesunden Staatsbildungen in erſter Linie auf ſtarken, zentralen, meiſt monarchischen Gewalten sowie auf der richtigen Ausbildung erſt ariſtokratischer, dann bureaukratischer Einrichtungen beruhten. Daß ich deshalb von unsern feudalen Konservativen ebenso wie von den radikalen Geiſtern und Parteien als verdächtiger Kompromißmensch angegriffen werde, habe ich stets nur als eine richtige Quittung von Seite derer angesehen, die über den Teilen und Einzelelementen der hiſtorischen Entwicklung das Ganze nicht sehen.

Ich habe seit meiner reiferen Entwicklung nie gezweifelt, daß kein Zeitalter soviel demokratische Einrichtungen ertragen könne und notwendig habe, wie die Gegenwart unserer hochentwickelten Kulturſtaaten: unsere Volksbildung, unsere Presse, unser hoher Volkswohlſtand wie unsere allgemeine Wehrpflicht, unsere konſtitutionellen Verfassungen und die Gefahren der heutigen Klassenherrschaft haben uns dahin gedrängt: wir können nicht mehr leben ohne Teilnahme der großen Massen am öffentlichen Leben, ohne Heranziehung derselben zur Selbstverwaltung, ohne weitgehende Konzessionen an das Stimmrecht und das Organisationsrecht der unteren Klassen.

Aber daneben sind mir die Grundgedanken des demokratischen Syſtems, die man unter dem Begriff der Volkssouveränität zusammenfaßt, teils lächerliche, teils kindische Utopien: so der Glaube, daß die Massen und die untern Klassen sich mehr als die obern durch Weisheit und Tugend auszeichnen, daß ihre Entscheidungen fähig seien, große Staaten richtig zu lenken, daß alle Beamten jährlich gewählt werden müßten, daß über Krieg und Frieden das ganze Volk entscheiden solle; ich glaube weder an den unbedingten Vorzug des Einkammersyſtems, noch an den des allgemeinen, direkten Kopfwahlrechts. In großen Massenversammlungen, ja selbst in vielen Parlamenten habe ich ſtets wesentlich die eine Gefahr gesehen, daß Gefühl und Leidenschaft den Verſtand, die Sachkenntnis, die Fähigkeit zu weitsichtigen, sachgemäßen Entscheidungen überwiegen.

Ich betrachte es nun als einen großen Fortschritt, daß langsam, aber sicher in den bessern, in den gebildetſten Teilen der Demokratie selbſt die Einsicht in die genannten Schwächen und Grenzen aller demokratischen Einrichtungen erwacht ist. Als Herr und Frau Webb in ihrer Geschichte und Darſtellung des englischen Gewerkvereinswesens den Nachweis geliefert hatten, daß diese Verbände zu ihrer Gesundung in dem Maße kamen, als sie die anfänglich vorhandenen urdemokratischen Einrichtungen abstreiften und in sich selbſt eine Arbeiterariſtokratie und eine Arbeiterbureaukratie schufen, welche die Arbeitermassen leiten, ſtimmte ich ihnen in meinem Jahrbuche XXV (1901) lebhaft zu. Und mit ähnlichen Empfin-



dungen möchte ich heute ein paar Worte über ein lehrreiches und geistvolles Buch eines deutschen, radikalen Gelehrten, Robert Michels, sagen, den seine bisher geäußerten Anschauungen zurzeit verhindert haben, ein deutsches Katheder zu erlangen.*)

Robert Michels, der Neffe des bekannten Handelskammerpräsidenten Michels in Köln, der Schwiegersohn eines Halleschen Universitätshistorikers, jetzt Professor in Turin, war bisher der wissenschaftlichen Welt wesentlich als sozialistischer und demokratischer Heißsporn bekannt. Von dem oben genannten Buche könnte man fast versucht sein zu sagen, es stelle seine Umwandlung aus einem Saulus in einen Paulus dar. Und doch wäre es falsch, zu behaupten, er verleugne hier seine radikale Vergangenheit. Er verbindet nur seine bisherigen Ideale mit dem ihm aufgegangenen historischen und psychologischen Verständnis, daß die europäische Demokratie in eine Krisis eingetreten sei, daß überhaupt alle ausreifende Demokratie zu einer demokratischen Aristokratie und Bureaukratie hinführe.

Er geht von dem Nachweis aus, daß alle direkte Massenherrschaft mechanisch und technisch unmöglich sei, daß alle demokratischen Bildungen Führerschaften erzeugten, daß die Entstehung von Führern eine notwendige Arbeitsteilung darstelle, daß zumal für die Zeiten starker politischer Kämpfe kriegführende Parteien die nötige Befehlskonzentration wie Entschlußfähigkeit nur durch eine Art militärischer Unterordnung unter ihre Führer erhalten. Er schildert das Führungsbedürfnis, das Verehrungsbedürfnis der Massen, die Heiligsprechung der sozialistischen Führer nach ihrem Tode, die massen- und individual-psychologischen Folgen, welche Rednertalent, Berühmtheit, Willenskraft nach sich ziehen. Er zeigt dann, wie zwischen den Führern und den Geführten wachsende Bildungsunterschiede entstehen, wie die Routine der Herrschaftsmittel sich ausbilde, wie die Inkompetenz der Massen die Unentbehrlichkeit der Führer in steigendem Maße erzeuge.

Er schildert weiter den Herrschaftscharakter der sozialdemokratischen Führer, besonders der deutschen, und zeigt, wie wenig die Erwartung, daß die immer wieder nach kurzer Zeit von der Demokratie in Bewegung gesetzte Wahlmaschine stets andere Führer emporhebe, sich bestätige, wie die lebenslängliche Erneuerung der Mandate gerade hier zur Regel werde, während die deutschen Minister durchschnittlich nur 4½ Jahre amtierten. Die Dankbarkeit der Massen, die Unersetzlichkeit der Führer, die Einsicht in die Schäden alles Wechsels, die Übung der Führer, sich, ihre Freunde und Söhne wechselsweise zu empfehlen, hätten an diesem Erfolge ebenso teil, wie die Treue an den ergriffenen Prinzipien und die gemeinsamen Schicksale. Und zu den ideellen Momenten komme bei der deutschen Sozialdemokratie die Gewohnheit, viel mehr als in andern Ländern ihre Führer, Sekretäre, Redakteure nicht glänzend, aber auskömmlich zu bezahlen. Unbezahlte Arbeit, wie in den älteren Aristokratien, sei hier nicht möglich oder sogar schädlich. Jedenfalls gebe dieser Umstand der deutschen Sozialdemokratie einen ganz anderen Charakter als der entsprechenden Partei in Holland, Frankreich, Italien, die durch die reichsten

*) R. Michels, Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Philos.-soziol. Bücherei XXI. Verlag von W. Klinkhardt. 8°, 401 S. 1910.

Männer der Partei unentgeltlich geleitet würden, deren unbemittelte Führer durch fette Aemter immer wieder in andere Lager sich locken ließen.

Michels verkennt dabei gar nicht die Schattenseite des wachsenden Beamtenheeres der Partei, die vor allem in der finanziellen Macht der oberen Führer liege: »In der Hand der Partei-Bureaukratie liegen die Presse, der Schriftenverlag und -vertrieb, die Aufnahme von Rednern in die Listen der bezahlten Agitatoren. Alle diese Einnahmequellen kann sie unliebsamen Konkurrenten oder unzufriedenen Elementen aus der Masse jederzeit sperren und sperrt sie nötigenfalls auch tatsächlich. Die Machtkonzentration in den marxiſtischen Parteien ist offensichtlicher als die marxiſtische Kapitalskonzentration im Wirtschaftsleben.« »Byzantinismus und Kadavergehorsam entstehen notwendigerweise auch in der Arbeiterpartei.«

Ein weiteres Hauptmittel, die Macht der Führer zu ſtärken, sieht Michels in der Presse. Mit dem Wachstum der Partei, mit ihrer Ausdehnung auf gewerkschaftliche und genossenschaftliche Tätigkeit wachse die Ohnmacht der Massen der leitenden Minorität gegenüber. Die Bemühungen, durch Dezentralisation dieser Herrschaft der Führer entgegenzuwirken, scheitern naturgemäß an dem nur durch Zentralisation erhaltbaren Machtbedürfnis der Partei. Auch aus allen Kämpfen der Führer untereinander gehe immer wieder der Sieg der leitenden Männer hervor.

Eine psychologisch hiſtorische Untersuchung, die nebenbei auf den Bonapartismus eingeht, sucht den Nachweis der hiſtorischen Notwendigkeit zu führen, welche alle Demokratie zur Oligarchie dränge. Und diese Untersuchung ergänz[illegible] Michels durch die soziale Analy[illegible]erschaft, hauptsächlich in der deutschen Sozialdemokratie, wobei mit schlagender Sachkenntnis hauptsächlich die der Bourgeoisie entſtammenden den Arbeiterführern proletarischer Abſtammung entgegengesetzt werden.

Michels schildert zuletzt alle Versuche der Bekämpfung der neu entſtandenen Führerschaft innerhalb der Demokratie; er weiſt nach, wie das Referendum, der französische Syndikalismus und der Anarchismus die natürlichen, aber gänzlich resultatlosen Anläufe seien, in denen die Demokratie versuche, ihrem notwendigen Schicksale zu entrinnen. —

Und was iſt nun die Synthese, zu der der Verfasser kommt? Sie iſt vom Standpunkt des Radikalismus ganz pessimiſtisch. Er fragt: Iſt es unmöglich, daß eine demokratische Partei, trotzdem sie unrettbar der Oligarchie verfällt, dauernd eine demokratisch revolutionäre Politik verfolgt? Er antwortet: Sie kann vielleicht in erschöpfendem Kampfe eine beſtehende andere Oligarchie, z. B. die der feudalen, der Mittelklassen verdrängen; aber die Regel wird sein, daß die Demokratie auf dem Wege zur Macht, je größer die Partei, ihre Kadres, ihre Führerschaften werden, deſto vorsichtiger wird; sie verliert ihre revolutionäre Energie; sie geht auf in der Organisierung ihrer Bureaukratie, ihrer Hierarchie, in der Füllung ihrer Kassen, sie verfällt der Furcht, durch eine energische, wagemutige Taktik alles aufs Spiel zu setzen; die Organisation wird aus einem Mittel zum Selbſtzweck; die Partei verliert mit der Entwicklung ihres Ruhebedürfnisses ihre revolutionären Giftzähne, sie wird zu einer konſtitutionellen Oppositionspartei. Ihr Haß gilt nicht mehr den Gegnern ihrer Weltanschauung, sondern den Inhabern der Stellen, die ihre Führer selbſt haben wollen.

Michels erinnert an Mommsens Wort,

daß jede Demokratie ſtets sich selbſt vernichte. Er zitiert Rousseaus Ausspruch: A prendre le terme dans la rigueur de l'acception, il n'y a jamais existé de véritable démocratie et il n'en existera jamais. Il est contre l'ordre naturel que le grand nombre gouverne et que le petit soit gouverné. Den Satz, daß die Demokratie das Grab der persönlichen Freiheit sei, gibt er durch die Antithese zu: »Wo die sozialiſtische Theorie darauf ausgegangen iſt, die persönliche Freiheit mit Garantien zu umgeben, iſt sie entweder im Uferlosen des Individualanarchismus geendet oder hat sich in Vorschlägen ergangen, die das Individuum zum Sklaven machen würde.« Er ruft Alex. Herzen dafür an, daß alle sozialen Kämpfe nur die Bemühung der Niedrigen darſtelle, die Plätze der Geizigen zu erhalten, und daß sie dann selbſt geizig würden.

Und doch hat er neben all diesen Verzweiflungsaussprüchen eine Hoffnung, die sich mit Recht an eine vernichtende Kritik von Marx und den Marxiſten anschließt. Er sagt, sie haben eine ökonomische Doktrin von großer Anziehungskraft geschaffen, aber sobald sie sich auf ſtaats- und verwaltungsrechtlichen sowie auf psychologischen Gebieten bewegen, fehlt ihnen jede elementarſte Ahnung. Ich habe öfters ähnliches über Marx und die Marxiſten gesagt. Marx weiß, sagt Michels, zuletzt nichts anderes als die Diktatur des Proletariats. Marx denkt sie sich als etwas Vorübergehendes. Sie wäre in Wirklichkeit die dauernde Diktatur einiger oligarchischer oder gar eines einzigen Führers, eines Cäsars oder Napoleons.

Indem er so den Marxismus schroff ablehnt, glaubt er doch im ältern französischen Sozialismus von St. Simon, Fourier, Considérant und in Männern, die sich, wie er glaubt, ihnen anschließen, wie Gaetano Mosia, Velfredo Pareto, Taine, Gumplowitz den Rettungsanker zu finden. In der Formel Considérants, die er als demokratisch-pazifiſtischen Sozialismus bezeichnet, findet er das Wort der Erlösung: das Ziel ist nicht die Beherrschung der Gesellschaft durch die niederen Volksklassen, sondern die Regierung und Organisation der Gesellschaft im Allgemeininteresse mittels der hierarchischen Intervention einer mit dem Grade der Entwicklung ſteigenden Anzahl von Staatsbürgern.

Michels endet mit der richtigen Erkenntnis, daß das Problem des Sozialismus nicht ein solches der Ökonomie, sondern der Psychologie, der Verwaltungstechnik, der Verfassung sei. Schade, daß ihm seine großen Studien in der heutigen, hauptsächlich ausländischen sozialen Tagesliteratur nicht Zeit gelassen haben, sich in die deutschen Rechts-, Wirtschafts-, Verfassungs- und Verwaltungs-Historiker und Nationalökonomen zu vertiefen, die seit ein bis zwei Generationen schon zu dieser Erkenntnis gekommen sind. Ich glaube, wenn er auch nur die einschlägigen sozialen Kapitel meines Grundrisses der allgemeinen Volkswirtschaftslehre gelesen hätte, so würde er gesehen haben, daß eine große Entwicklung der deutschen Staatswissenschaften ihm bisher unbekannt blieb, und daß man zur Lösung der von ihm erörterten Probleme vor allem beginnen muß mit den Fragen: wie kann die Menschheit zu Staatsgewalten kommen, die über Parteien und Klassen ſtehen, wie hat nach und nach eine Gerechtigkeit übende Gerichts- und Staatsgewalt sich gebildet, welche verschiedenen Spielarten der Ariſtokratie, der Oligarchie, der Demokratie hat es bisher gegeben, und welche aufſteigenden



Entwickelungslinien deutet die welthiſtorische Ausbildung dieser Tendenzen und Inſtitute an.

Immer bleibt das Buch von Michels ein anziehendes, lehrreiches; es iſt mit dem Mut geschrieben, der nicht davor zurückschreckt, die eigenen bisherigen Ideale zu prüfen, zu negieren; es zeigt einen eleganten Schriftſteller und einen Gelehrten, der noch eine Zukunft vor sich hat, sowenig er hier die einseitigen Parteiphrasen und Parteiurteile seiner radikalen Vergangenheit schon ganz abgeſtreift hätte.

Eine Revolutionszeit im alten Ägypten.

Von

Adolf Erman.

Wir rühmen heute gern, wie gewaltig die Entzifferung der Hieroglyphen und der Keilschrift unsere hiſtorischen Kenntnisse gefördert habe, und wie Jahrtausende, von deren Geschehnissen man bisher nichts ahnte, heute im vollen Lichte lägen. Aber wer diese Dinge näher kennt, der weiß doch, daß diese Kenntnisse eben nicht sehr tief gehen, und daß das gerühmte Licht doch meiſt nur eine trübe Dämmerung iſt; wir erkennen zwar einzelne Punkte, aber der Zusammenhang des Bildes bleibt unklar. Was wir gewonnen haben, iſt eigentlich nur das Gerippe der Geschichte: wir kennen die Namen der Könige, ihre Reihenfolge und im beſten Falle auch die Dauer ihrer Regierung. Wir sehen, daß eine Reihe von Herrschern eine Gruppe für sich bildet, und wissen öfters auch etwas Näheres über ihren verwandtschaftlichen Zusammenhang. Wir sehen, daß unter dem einen Herrscher viel an den Tempeln gebaut iſt, und schließen daraus etwas voreilig auf eine blühende Regierung. Und wenn die Gräber der einen Epoche ſtattlicher aussehen als die der anderen, so denken wir, daß sich darin das Wohlergehen des Landes ausspreche. Dazu kommen dann noch im beſten Falle Nachrichten über Kriegstaten des Königs, die freilich in der Regel nur aus der Versicherung beſtehen, daß der Pharao das und das elende Land bezwungen habe. Natürlich gibt es Ausnahmen, und einzelne Abschnitte in der langen Reihe der Jahrhunderte kennen wir leidlich, aber im ganzen ſteht es wirklich so, wie hier geschildert iſt. Man nehme z. B. die Epoche des Sesostris, der noch in der griechischen Zeit seinem Volke als der große Held vorschwebte; was wir von ihm und seiner Zeit aus den Inschriften wissen, iſt so wenig, daß wir ohne diese griechische Tradition schwerlich seiner Geſtalt große Beachtung schenken würden*).

Das Schlimme an einer solchen

*) Ich fürchte, unsere Kenntnisse der ägyptischen Geschichte sind nicht viel besser, als wenn jemand von der neueren Geschichte Frankreichs auf Grund einiger Namen und Daten sich folgendes Bild machte: Eine alte Dynastie umfaßte die Könige von Ludwig XVI. bis auf Ludwig Philipp, der erſtere war ein Zeitgenosse Friedrichs des Großen. Daneben regierten drei Gegenkönige, die durch ihren Namen Napoleon sich schon als einer anderen Familie angehörig zeigen und auch einen anderen Titel tragen. Der erſte scheint in Deutschland Krieg geführt zu haben; der dritte muß ein bedeutender Herrscher gewesen sein, da er viele Bauten hinterlassen hat.



Geschichtsschreibung iſt weniger das tatsächlich Unrichtige, das sie enthält, als vielmehr die Verzerrung, in der alles dabei erscheinen muß. Alle die Bewegungen, die das Leben des Volkes erfüllt haben, und alle die Krisen und Kataſtrophen, die sie hervorgerufen haben, bleiben uns dabei unbekannt, und unwillkürlich denken wir uns das lange Leben des ägyptischen Volkes nur als eine Reihe von »Regierungen«, in denen Tempel gebaut und Feinde besiegt werden. Damit tun wir ihm sicher unrecht; auch bei ihm wird es an innerem Leben, an schmerzvoller Umwälzung und Erneuerung nicht gefehlt haben, und nur unsere mangelhafte Kenntnis iſt es, die uns sein Dasein so einförmig und gleichgültig erscheinen läßt.

Daß wir mit dieser Annahme nicht fehlgreifen, hat uns jetzt ein merkwürdiger Papyrus gezeigt, der uns eine solche Epoche innerer Gährung und Wirrnis schildert. Es iſt das ein Papyrus, der sich schon seit 1828 im Museum zu Leiden befindet, dessen Verſtändnis aber erſt in den letzten Jahren erschlossen worden iſt. Das Verdienſt, hier Bahn gebrochen zu haben, gebührt H. O. Lange, dem Direktor der Königlichen Bibliothek zu Kopenhagen, der seine Entdeckung im Jahre 1903 in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie veröffentlicht hat. Seitdem hat Allan H. Gardiner in Oxford im Verein mit Lange die Erklärung des schwierigen Textes weiter gefördert und hat nunmehr das Resultat dieser Arbeit veröffentlicht.*) Auch so bleibt noch des Unklaren und Schwierigen genug an dem Texte, aber immerhin iſt doch so viel Sicheres gewonnen, daß man des großen Ergebnisses sich freuen kann.

* A. H. Gardiner, The Admonitions of an Egyptian Sage. Leipzig 1909.

Wie die meiſten Papyrus hat auch dieser die erſten Seiten, die ja beim Zusammenwickeln der Rolle außen lagen, eingebüßt, und damit iſt uns leider die ganze Einleitung des Buches verloren gegangen. Und da auch sein Schluß fehlt, so können wir Zeit und Umſtände der Kataſtrophe, die hier geschildert iſt, nicht mehr erkennen. Indessen sehen wir aus Sprache und Form des Buches, daß es im mittleren Reiche (um 2000 v. Chr.) verfaßt sein muß, und so müssen die Wirren, von denen es berichtet, in diese Epoche oder, was wahrscheinlicher iſt, in eine noch frühere fallen. Auch was den Anlaß zu der Kataſtrophe gegeben hat, können wir nicht ersehen; nach einer Stelle am Schluß könnte man denken, daß eine Empörung der fremden Söldner den König an der Unterdrückung des Aufruhrs gehindert habe. Jedenfalls hat der Herrscher nicht so eingegriffen, wie er sollte, denn ein Weiser tritt vor ihn, um ihn an seine Pflicht zu mahnen und ihm das namenlose Elend des Volkes und den Verfall des Staates vorzuhalten. Er tut dies in einer Reihe langer Klagen, die voll erschütternder Schilderungen sind. Diese Klagen sind, wie das auch sonſt in der älteren ägyptischen Poesie gebräuchlich iſt, in Strophen gefügt, deren jede mit den gleichen Worten beginnt. So z. B.:

Es sind ja die Beamten erschlagen,
ihre Akten sind fortgenommen;
wie wehe ist mir vor Traurigkeit in solcher Zeit.

Es sind ja die Akten der Kornschreiber zerstört;
das wovon Ägypten leben soll
ist ein „komme ich, bringt mans mir."

Es sind ja die Gesetze des Gerichtshauses hinausgeworfen,
man geht darauf in den Straßen,
und die Armen reißen davon ab in den Gassen.



Dabei ist durchaus nicht immer von Vers zu Vers eine logische Folge der Gedanken beobachtet; es genügt dem Dichter schon, wenn die einzelnen Verse nur ungefähr auf den gleichen Ton gestimmt sind. — Auf die Klagen folgt dann eine Reihe von Versen, die mit *erinnert euch* beginnen; sie scheinen das Volk zu ermahnen, so eifrig wie vordem den Göttern zu dienen. Dann aber redet Ipu-wer (das ist der Name des Weisen) den König direkt an und sagt ihm, was das Volk von ihm denke und hoffe. Die Stelle ist leider stark zerstört und nur halb verständlich, aber wenn man liest:

Man sagt, er sei der Hirte für alle,
nichts Böses sei in seinem Herzen.
Wenn seine Herde einen Verlust erleide,
so bringe er einen Tag damit zu, sich ihrer anzunehmen.

oder:

Es gibt keinen Piloten zu ihrer Zeit.
Wo ist er denn heute? schläft er denn?
sehet, man sieht seine Macht nicht.

so ahnt man schon, wovon hier die Rede ist. *Dir wird Lüge gesagt . .* heißt es weiter, *diese ganzen Jahre sind voll Gemetzel. Ach kostetest du doch etwas von solchem Unglück!*

Daran reihen sich dann wieder Verse, die den Segen einer starken Regierung, einer Zeit, wo *ein guter Steuermann da ist*, rühmen. Von der Antwort des Königs und von der Schlußrede des Ipu-wer verstehen wir nur wenig; sie sind zu sehr zerstört.

So viel etwa läßt sich mit einiger Sicherheit über die Anlage und den allgemeinen Inhalt unseres Buches sagen, und wir können uns nun dem Teile zuwenden, der für uns das Wesentliche an ihm ist, der Schilderung der Umwälzung in jenen Klagen des Ipu-wer.*)

Das ist zugrunde gegangen, was gestern noch gesehen wurde. — Das Land dreht sich um, wie eine Töpferscheibe tut. Denn *die Vornehmen jammern und die Armen sind voll Freude; jede Stadt sagt: „laßt uns die Starken aus unserer Mitte vertreiben."* Überall lehnt man sich gegen die höheren Stände auf. Im Hause *sind alle Sklavinnen ihres Mundes mächtig, aber wenn ihre Herrinnen reden, so ist das den Dienern lästig.* Der *Sohn der Herrin* soll nicht mehr gelten als der, den eine Sklavin geboren hat. Und dabei ist es nicht geblieben. In furchtbarem Aufruhr hat sich der Pöbel mordend und raubend erhoben: *die Kinder der Großen, die schlägt man gegen die Mauern; die Kinder, um die man gebetet hatte, die wirft man auf den Wüstenboden.* Zu Sklaven werden die Vornehmen gemacht und müssen die schwerste Arbeit verrichten: *die Bürger setzt man an die Mühlsteine,* und die Großen müssen im Speicher arbeiten. *Die einst Kleider trugen, sind jetzt in Lumpen.* Ihre Frauen sind zu Bettlerinnen geworden: *die vornehmen Frauen ziehen durchs Land, und die Hausfrauen sagen: „hätten wir doch etwas zu essen". Ihre Glieder trauern vor Lumpen,* und sie schauern, wenn sie jemand erkennt und begrüßt.

Die Tore und Säulen sind verbrannt; die Maurer finden nichts mehr zu tun und werden Ackerbauer. *Man zerbricht die Gefäße aus Ebenholz. Alle Handwerker arbeiten nicht mehr; die Feinde des Landes haben es seiner Künste arm gemacht.* Auch der Handel hat ein Ende: *man fährt nicht mehr täglich nach Byblos,* woher man doch sonst *das Zedernholz holte für die Mumien***) und das


*) I. . . . dabei die Verse ihrem Inhalt nach, während sie im Original, wie oben bemerkt ziemlich wirr durcheinander stehen. Was wörtlich übersetzt ist, ist durch den Druck gekennzeichnet

**) Ägypten besitzt kein zu Zimmermanns-

Öl davon, womit man die Vornehmen balsamierte.

Dafür spielen die Fremden selbst jetzt eine desto größere Rolle in Ägypten: *das Fremdland ist im Lande; die Barbaren von draußen sind nach Ägypten gekommen.* Wie natürlich, ist es besonders das Delta, das von diesen unliebsamen Gästen heimgesucht wird, selbst in den versteckteften Winkeln seiner Sümpfe. *Das ganze Sumpfland ist nicht mehr verborgen,* und die Fremden haben alle die besonderen Arbeiten desselben gelernt.

Aller Besitz hat seinen Herrn gewechselt: *die Armen des Landes sind zu Reichen geworden, aber wer Vermögen hatte, hat jetzt nichts. — Die Armen besitzen die herrlichsten Dinge, und wer sich sonst keine Sandalen schaffen konnte, der hat jetzt Schätze. —* Wer früher Diener war, hat jetzt selbst seine Dienerschaft, und *wer ein Bote war, schickt jetzt einen andern aus.* Unermüdlich hält uns der Dichter diesen Wechsel des Geschickes vor: *Der Reiche muß durstig schlafen, aber der, der ihn sonst um die Treber bat, der hat jetzt starkes Bier. — Wer kein Brot hatte, der hat jetzt eine Scheune; in seinem Speicher liegt eines andern Eigentum. — Wer nichts für sich schlachtete, der schlachtet jetzt Rinder. — Wer kein Joch Ochsen hatte, der besitzt jetzt Herden, und wer keine Stiere zum Pflügen besaß, der hat jetzt Vieh. — Wer sich kein Boot zimmern konnte, der hat jetzt Schiffe,* aber der, dem diese Schiffe einst gehörten, sieht vergeblich nach ihnen aus. — *Wer nichts für sich webte, der hat jetzt feines Leinen. — Die kein Kästchen hatte, hat jetzt einen Kasten, und die, die ihr Antlitz im Wasser besah, hat jetzt einen Spiegel. — Wer sich keinen Sarg machte, der hat jetzt ein Grab.* Es ist widerlich anzusehen, wie *der Kahlkopf, der keine Salbe hatte, jetzt Büchsen mit lieblichen Myrrhen hat,* und wie *Gold, Lapislazuli, Silber und Malachit am Halse von Sklavinnen auf gereiht sind.* Denn es ist doch nur *Schmutz im Lande, und es gibt niemand mehr, der weiße Kleider hätte.*

Und wie dienen diese emporgekommenen Leute den Göttern? Die *Schlächter schlachten jetzt Gänse, die man den Göttern statt der Rinder gibt,* und *der, der seinen Gott sonst nicht kannte, der räuchert ihm jetzt den Weihrauch eines andern,* den er geraubt hat.

Die üble ägyptische Sitte, daß man an einem Toten noch Rache nimmt und sein Grab zerstört, ist von den Aufrührern natürlich auch befolgt worden. Sie haben die Leichen der Vornehmen aus den Gräbern gerissen: *die in der reinen Stätte waren, die wirft man auf den Wüstenboden,* und selbst *der als Falke begrabene,* d. h. der König, darf nicht mehr in seiner Pyramide ruhen. Denn auch gegen den Pharao hat sich die Feindschaft des Volkes gerichtet, und *man ist feindlich gegen die Uräusschlange,* d. h. die Krone des Königs. Im einzelnen verstehen wir hier die Anspielungen nicht genügend: *das Geheimnis der Könige wird entblößt — das Geheimnis des Landes ist entblößt; die Residenz stürzt in einem Augenblicke zusammen — der König wird von den Armen fortgenommen — das Land wird des Königtumes beraubt durch wenige sinnlose Leute.* Fast könnte man glauben, daß hier von einer Plünderung des Palastes und einer Gefangennahme des Herrschers die Rede sei.*)

arbeiten brauchbares Holz und war deshalb schon der Schiffe und der gewöhnlichen Särge wegen auf den Import vom Libanon angewiesen.

*) Der König, dem der Weise seine Er-




Desto klarer ist es, daß sich die Wut des Volkes auch gegen die Beamten des Königs gewendet hat, gegen all die Schreiber, die mit ihren Akten und Listen das Volk regierten, besteuerten und richteten. Welch ein Haß gegen sie bestanden haben muß, können wir noch ahnen, wenn wir hören, wie sie jetzt *durch das Land hin gejagt worden sind.* Man hat sie *erschlagen und ihre Akten fortgenommen. Die Schreibstuben sind geöffnet worden und deren Personenlisten sind fortgenommen,* so daß die Leibeigenen nun die Herren spielen können. *Die Akten der Kornschreiber sind zerstört,* und die Kornvorräte des Staates, mit denen ja alle Gehälter gezahlt wurden, sind zur Beute für alle geworden. Von dem Gerichtshause aber, das das Volk sonst nur mit Scheu betrachtete, heißt es: seine *geheime Stätte ist entblößt, und die Armen kommen und gehen* darin. *Seine Akten sind fortgenommen; seine Gesetze sind herausgeworfen, und man geht darauf in den Straßen.* So ist die Verwaltung zerstört: *kein Amt ist mehr an seiner Stelle,* das Volk gleicht *einer Herde, die keinen Hirten hat.* Und diese Freiheit bringt den Leuten keinen Segen, denn *ziehende Rinder, die keinen Hüter haben, von denen nimmt sich jeder und stempelt sie mit seinem Namen.*

Wie soll der Staat in dieser Not noch weiter bestehen? Er erhält keine Steuern mehr. Elephantine zinst nicht mehr, es liefert weder Kohlen noch Früchte, und *wozu dient ein Schatzhaus, wenn es keine Einkünfte hat?* Ebenso steht es in Unterägypten: *das Delta weint, der Schatz des Königs steht jedem offen, das Haus des Königs ist ohne seine Einkünfte an Gerste, Weizen, Vögeln, Fischen, Leinen, Kupfer, Öl, Matten,* und was sonst immer das fleißige Land erzeugte. *Man ist der Kleider, Wohlgerüche und Salben entblößt, und alle Leute sagen: „es gibt nichts.“* Und was noch da war, ist geraubt: *der Speicher ist kahl, und sein Wächter liegt auf die Erde gestreckt.* Denn nun, wo alle Schranken gefallen sind, sind auch Raub und Mord im Lande entfesselt; den *leiblichen Bruder zu erschlagen* und in dem eigenen *Sohne den Feind zu sehen,* sind gewöhnliche Dinge. Gehen drei Männer zusammen auf einem Wege, so schlagen zwei davon den dritten tot. *Das Land ist voll von Rotten; der Starke raubt dem Schwachen seine Habe.* Auf den Straßen lauern die Räuber dem Wanderer auf: *was er bei sich hat, wird geraubt; er wird mit einem Keulenschlag betäubt und frevelhaft getötet.* Was bleibt da auch den friedfertigsten Leuten übrig, als selbst unter die Räuber zu gehen? *Die Türhüter sagen: „laßt uns gehen und rauben“,* und *die Vogelfänger stellen sich zum Kampfe auf.* Und der Landmann? *Mit dem Schild bewaffnet, geht er pflügen,* oder er legt auch verzweifelt die Hände in den Schoß: *der Nil flutet, und doch ackert man nicht; ein jeder sagt: „wir wissen nicht, was im Lande geschehen wird“.* Und so kommt denn zu allen Schrecken noch die Hungersnot: *das Korn ist überall zugrunde gegangen. Alles Kleinvieh, dessen Herz weint; alle Herden jammern wegen des Zustandes des Landes.* Und die Menschen essen *Kräuter und trinken Wasser dazu* und *nehmen den Schweinen* das Futter *aus dem Maule,* um ihren Hunger zu stillen.

So ist es denn mit dem blühenden reichen Lande so weit gekommen, wie es unser Dichter ergreifend schildert: *Das Lachen ist vergangen; Jammer zieht durch das Land, mit Klage ver-*

mahnung vorträgt, kann ja eine andere Person, etwa ein Thronerbe sein.



mischt. — Unglück ist im Lande und Blut an allen Orten. — Die Menschen sind wenig geworden, und überall trifft man auf einen, *der seinen Bruder in die Erde legt. — Viele Tote sind im Flusse begraben — der Fluss, aus dem man trinkt, ist Blut. — Unfruchtbar bleiben die Frauen und werden nicht mehr schwanger, und Chnum* (der Gott, der die Menschen schafft) *bildet nicht mehr wegen des Zustandes des Landes. — Große und Kleine sagen: „ach daß ich doch tot wäre." — Ach daß es doch ein Ende hätte mit den Menschen; daß kein Empfangen mehr wäre und kein Gebären*.

Wie Ägypten sich wieder aus diesem Jammer erhoben hat, ob wirklich das Eingreifen des *guten Hirten*, des *Piloten*, des *guten Steuermannes*, das der Weise wünschte, zu seiner Rettung genügt hat, wissen wir nicht.

Und auch das wissen wir nicht, ob die Vorgänge, die diese Dichtung schildert, sich wirklich einmal ganz so abgespielt haben, oder ob sie der Dichter frei ausgestaltet hat. Indessen liegt daran nicht viel, denn die Hauptsache ist, daß ihm die Vorstellung eines solchen Zusammenbruches aller sozialen und staatlichen Verhältnisse überhaupt vertraut war. Sie liegt so ganz außerhalb des ägyptischen Ideenkreises, daß sie nur durch eigene bittere Erfahrung erworben sein kann; damit eine solche Umwälzung so lebhaft und mit so viel innerer Wahrheit geschildert werden konnte, mußte Ägypten sie wirklich so oder ähnlich erduldet haben. Und das ist für uns das Wichtige. Die alte Geschichte Ägyptens erhält damit zum ersten Male einen lebendigen Zug, und wenn wir jetzt sehen, wie auf die Zeit der Pyramidenerbauer, das sogenannte alte Reich (etwa 2800—2400 v. Chr.), eine Periode folgt, aus der uns fast nichts an Denkmälern vorliegt, so haben wir wohl ein Recht zu fragen, ob das nicht etwa die Zeit gewesen ist, in der Ägypten »sich umdrehte wie eine Töpferscheibe«. Denn zwischen dem alten Reiche und dem mittleren, der Zeit, der unsere Dichtung angehört, besteht in der Tat auch kulturell eine auffallende Verschiedenheit, als sei hier ein Altes zu Grunde gegangen und ein Neues entstanden.

Die Zukunft der Philosophie.

Von
Theodor Lipps.

Man hat von einer Wiedergeburt der Philosophie gesprochen, die jetzt sich ankündige oder sich zu vollziehen schon im Begriffe sei. Ob für eine solche Wiedergeburt jetzt schon alle Bedingungen erfüllt sind, weiß ich nicht.

Sicherlich freue auch ich mich der neuen Wege, die in der Psychologie in unseren Tagen eingeschlagen worden sind, und ich bin überzeugt, daß diese der ganzen Philosophie zugute kommen werden. Aber auch der Schatten scheint mir nicht zu fehlen.

Auch das erhöhte Ansehen, das die Philosophie wiederum gewonnen hat, ist gewiß an sich eine erfreuliche Sache. Nur als einen Beweis dafür, daß die Philosophie jetzt einer besonderen inneren Gesundheit sich erfreue, kann ich dies nicht ansehen. Es ist in unserer Zeit mehr als sonst die Rede von Psychologie und Philosophie, und die Philosophie

hat viele Freunde. Aber ein bekanntes Sprichwort sagt, daß die guten Freunde die schlimmsten Feinde sein können.

Wie man auch den letzten Zweck der Philosophie näher bestimmen mag, jedenfalls ist das Gebiet des Bewußtseinswirklichen ein spezifisch philosophisches Gebiet. Und dies Gebiet ist eigenartig und weit, und so eigenartig und weit ist auch die spezifische Aufgabe der Philosophie. Zugleich haben auch hier die Götter vor den Erfolg die Arbeit gesetzt. Ich meine nun, der Respekt vor jenem Bewußtseinswirklichen und damit der Wirklichkeitssinn überhaupt muß in der Philosophie unserer Tage noch wachsen und sich verallgemeinern. Die Einsicht in die Eigenartigkeit und die Weite der spezifisch philosophischen Aufgabe, das Bewußtseinswirkliche in seiner ganzen Ausdehnung uns nahe zu bringen und, soweit es möglich ist, uns verständlich zu machen, mit einem Worte: der Ernst der Erfüllung der spezifisch philosophischen Pflicht muß sich mehren. Es hat der Wissenschaft nie Heil gebracht, wenn man die Grenzen der Wissenschaften hat durcheinanderlaufen lassen. So meint ein altes Wort. Jetzt aber sind manche geschäftig, die Grenzen, welche die Philosophie von jeder sonstigen Wissenschaft scheiden, völlig durcheinanderlaufen zu lassen.

Aus jenem Ernst der spezifisch philosophischen Pflichterfüllung wird sich auch, so denke ich, von selbst wiederum bei allen der rechte philosophische Stolz ergeben. Ich meine jenen Stolz, der gleich weit entfernt ist von der Wegwerfung seiner selbst und von dem Betteln um fremde Gunst, wie von der Anmaßung, auf fremdem Gebiet dilettantisch sich zu ergehen und zu ernten, wo man nicht gesät hat.

Es gab eine Zeit, da überflutete die Philosophie alle fremden Gebiete. Sie meinte sie fruchtbar zu machen, aber sie hat ihnen nur Versandung und Versumpfung gebracht. Später gewannen die anderen Wissenschaften neues und einige erstaunlich reiches Leben aus eigener Kraft. Jetzt, scheint es, sollen wir das umgekehrte erleben. Aber ich hoffe, auch die Philosophie wird wieder erstarken durch sich selbst. Sie wird, meine ich, außer dem vielen anderen nicht nur bei einzelnen, sondern allgemein den Mut gewinnen, auch zu negieren und Grenzen zu setzen nach innen und nach außen, mit einem »quos ego« oder »hands off«, wenn es nötig sein sollte. Sie wird, so vertraue ich, wiederum lernen, dem Schuster von seinem Leisten zu sagen, das »si tacuisses« zu zitieren oder das Wort »vom Amt und Fürwitz«. Sie wird den reichen Schmarotzer verweisen auf den eigenen Reichtum, den Dilettanten auf sein Haus, darinnen er so vortrefflich zu arbeiten und sein Recht zu wahren verstehe.

Der Gärtner sagt, daß auch er habe lernen müssen, und vielleicht, wenn er Griechisch kann, ruft er die Götter zu Zeugen und sagt einen uns allen vertrauten griechischen Hexameter auf, nämlich denjenigen, auf den ich oben anspielte.

Aber manche Kunst erfordert ein Leben und die Kraft eines Mannes für sich allein. Daß es so ist, diese Einsicht wird gewiß allen einst aufgehen, und dann werden sie erschrecken. Jetzt aber ist es noch nicht so. Einige hätten vor anderen das Zeug, dem zu wehren, der auf fremdem Boden pflügt und den Acker verdirbt, den zu bearbeiten er nicht gelernt hat. Einstweilen aber sehen wir ihn statt dessen jenem seine Künste ablernen. Darum erlaube man mir, mit meinem Jubel jetzt noch zu warten. Wer doppelte Kraft hat, kann doppelte Arbeit tun. Aber ich rede von den andern, den Nebenbeiphilosophen, die doch keine Philosophen sind.



Bewußtes und Unterbewußtes im Erfindergenie.

Von

Erneſt Seillière.

I.

Es sind etwa fünfundzwanzig Jahre her, seit der englische Psychologe Myers gewisse Tätigkeiten des menschlichen Intellekts entdeckte, die er unterbewußte oder subliminale nannte, weil sie sich unter der Schwelle des deutlichen Bewußtseins vollziehen, die aber zuweilen, unter günſtigen Bedingungen, plötzlich diese Schwelle auch überschreiten können und dann dem Geiſte fertige Gedanken zutragen, die er sich nicht erinnert, selber entwickelt zu haben. Fechner, Schopenhauer und Eduard von Hartmann besonders waren auf diese menschliche Anlage schon aufmerksam geworden und hatten sie unter dem Namen des Unbewußten zu erforschen gesucht.

Diese unter der Schwelle des Bewußtseins vorgehende Arbeit des Intellekts iſt ohne Frage auch an dem Phänomen der Erfindung beteiligt. Faſt alle Erfinder, ob Künſtler oder Männer der Wissenschaft oder auch einfache Techniker, haben bisweilen den Eindruck, daß der wesentlichste Teil einer Entdeckung plötzlich vor ihrem Bewußtsein aufgeſtiegen iſt, ohne daß sie eine Empfindung ihrer unmittelbaren deutlichen Mitwirkung an diesem entscheidenden Fortschritte gehabt hätten. Sie bezeichnen dann mit dem Worte »Inspiration« diesen Vorgang, von dem sie sich keine genaue Rechenschaft geben können. Zumal Mathematiker und Physiker wie Gauß, Helmholtz, Berthelot und Henri Poincaré — mit diesem wollen wir uns hier besonders beschäftigen — haben so, nach langem vergeblichen Nachdenken, Probleme in dem ihnen selbſt allerunerwartetſten Augenblicke gelöſt: während eines müßigen Umherschlenderns, einer nichtssagenden Unterhaltung oder beim Einſteigen in einen Omnibus, wie der letzte der obengenannten Gelehrten. Und auch der Künſtler kennt solche unerwarteten guten Zufälle, wie der alte Corneille mit glücklicher Wendung einmal von seinen Tragödienversen sagt:

Et ce feu qui, ***sans nous,*** *pousse les plus heureux*
Ne nous révèle pas tout ce qu'il fait pour eux

Die myſtische Neigung des menschlichen Geiſtes — ein Erbe ungezählter Jahrhunderte in unserer geiſtigen Konſtitution — *) verleitet nun manche Köpfe, das Wort: Inspiration unbedenklich durch ein anderes zu ersetzen: Revelation, Offenbarung, d. h. unmittelbarer Verkehr mit dem Jenseits, persönliche und unmittelbare Mitteilung eines Gottes. So verfuhr Myers und mehr noch William James, für den das Unterbewußte geradezu ein Verbindungsglied zwischen dem einzelnen Menschengeiſt und dem metaphysischen Prinzip der Welt wurde. Er rühmte sich sogar als einen »krassen Supranaturaliſten« d. h. einen Anhänger des Wunders und der Eingriffe der Vorsehung zugunſten des einzelnen Menschen, im

Aus dem französischen Manuskript übersetzt.

*) Eine nähere Erörterung dieser und verschiedener anderer weiterhin in dieser Abhandlung geſtreifter Probleme findet man in dem Werke des Verfassers »Die Philosophie des Imperialismus«. Deutsch von Th. Schmidt und F. von Oppeln-Bronikowski. 3 Bände. Berlin, Barsdorf, 1905—1908.



Gegensatz zu den feineren Supranaturalisten, für die das Wirken der Vorsehung nur durch die festen und unveränderlichen Gesetze des Weltalls vermittelt erscheint.

Bekanntlich waren diese beiden Denker Anhänger des Spiritismus; William James versprach sogar einigen Freunden, sich mit ihnen nach seinem Tode wenn irgend möglich in Verbindung zu setzen.

Dieser völlig mystischen Auffassung des »Subliminalen« steht eine andere, sehr geringschätzige, absprechende gegenüber, der die unterbewußte Tätigkeit des Intellekts als ganz unbrauchbar und wertlos erscheint, durchaus mit der zu vergleichen, die sich im zusammenhangslosen Traume spielend ergeht. Der Traum also wäre die vollkommene, typische Manifestation des seinen Kräften allein überlassenen Unterbewußten. Boris Sidis besonders hat diese Ansicht begründen wollen. Nach ihm ist das Unterbewußte mit Gedächtnis ausgestattet, mit Einbildungskraft, ja selbst mit einer schwachen Empfindung seiner sekundären Persönlichkeit; er will in ihm gleichsam ein zweites Ich unter dem Ich des deutlichen Bewußtseins erkannt haben. Aber dieses Ich zweiter Linie, zweiten Ranges soll in den meisten Fällen keines gesunden Urteils, keiner besonnenen motivierten Entscheidung fähig sein. Ungerecht, grausam, brutal, jeder launenhaften Eingebung, die ihm gerade die Außenwelt bietet, gänzlich überlassen, wäre es ohne leitenden Grundsatz, ohne längere Voraussicht tätig. Unklarheit, Lüge, beständige Illusion: in dieser psychischen Atmosphäre soll es sich bewegen.

II.

So ist das Unterbewußte für die einen Gottes Stimme, die ganz leise an unser Ohr spricht; für die andern dagegen zeigt sich in ihm nur der Nachklang aus einer weit zurückliegenden Zeit, eine primitivere, gröbere Betätigungsform unseres Intellekts, als die ist, deren wir uns heute bedienen. Innerhalb dieser beiden extremen Ansichten halten sich Psychologen, die nicht so fest auf ihrer Meinung stehen und auf der einen Seite zwar eine sehr bedenkliche mystische Hypothese entschieden abweisen, andererseits aber auch dem Unterbewußten sein Adelsvorrecht nicht nehmen wollen, den Anteil nämlich, den es an der genialen Erfindertätigkeit zu haben scheint. Immer jedoch unter der Bedingung, daß dieser Anteil aus andern Einwirkungen, auf andrer Grundlage als denen der »krassen Supranaturalisten« zu erklären sei. Unter diesen Psychologen ist einer der bemerkenswertesten Henri Delacroix, Professor an der Universität Caen, der vor einigen Jahren in einer scharfsinnigen Studie von den »Großen christlichen Mystikern« gehandelt hat. Er erklärt jene Phänomene, die sie selber ihre Offenbarungen nennen, aus dem — von ihnen allmählich entwickelten und herausgebildeten — Vorwiegen einer unterbewußten geistigen Tätigkeit. Aber diese Erklärung hat für ihn durchaus nichts Herabsetzendes, im Gegenteil, Geister, die für praktisches Wirken und Führung der Menschen so außerordentlich begabt waren wie die Heilige Therese von Avila oder Madame Guyon, Fénelons Gewissensberaterin, scheinen ihm geradezu ein religiöses Erfindergenie besessen zu haben.

Indem nun Delacroix sich bemüht, an solcher Genialität den Anteil der bewußten Tätigkeit von dem der unbewußten abzugrenzen, gibt er jener allerdings einen sehr weiten Raum. Die christlichen Mystiker, sagt er, bilden sich zur wirklichen Verzückung und

zum mystischen Erlebnis aus im Laufe der Jahre durch das christliche Gebet, durch die Ideen und die Bildersprache des Christentums und vor allem durch die christliche Aszese, die ein lang-dauerndes Bemühen jedes einzelnen um den festen Besitz der christlichen Tugenden ist. Eine als Gewohnheit angeeignete Moral oder Tugend ist nun aber doch nichts andres als eine Determination, eine Begrenzung, die der bewußte Wille dem unterbewußten Wirken des Intellekts gesetzt hat. Ferner übt das helle Bewußtsein des christlichen Mystikers noch eine unaufhörliche Kontrolle über die ihm vom »Unterbewußtsein« fertig dargebotenen psychischen Ergebnisse aus, zwingt dieses in einen rationellen Plan. Der Mystiker, der geniale Erfinder auf religiösem Gebiete, überläßt sich praktisch den Eingebungen seines Unterbewußtseins erst, nachdem er es zuvor in einem langen Noviziate zubereitet hat, und überwacht es auch späterhin noch immer, während er ihm anscheinend völlige Freiheit läßt. Denn sein Geist, bis in seine geheimsten Falten von einer festen Tradition beherrscht, weiß, welche Äußerungen ihm erlaubt, welche andern dagegen ihm ausdrücklich verboten bleiben. So wird bei den großen Mystikern die göttliche Eingebung zu einer Folge verstandesmäßiger Antriebe. Übrigens behauptet sie sich auch immer erst durch einen Sieg über den widerstreitenden ganz unbewußten, vernunftlosen Teil des intellektuellen Systems, denn vom Göttlichen sind sie immer erst b e s e s s e n, nachdem es über einen gleichen Versuch des Dämonischen triumphiert hat, des Dämonischen, das eben der Ausdruck des allein seinen Instinkten überlassenen Unterbewußten ist.

So gibt Delacroix dem Bewußtsein an der religiösen Erfindung einen ebenso großen wie schönen Anteil. Dennoch ist er der Ansicht, daß es allein nicht genügen könnte, die Früchte des hohen Mystizismus zur Reife zu bringen. Er nimmt also in der unterbewußten, zuvor aber disziplinierten Tätigkeit, welche die großen christlichen Mystiker für eine fruchtbare Wirksamkeit so vortrefflich ausgerüstet hat, noch eine spontane Kraft an, die jeder Kultur unzugänglich bleibt, einen für die bewußte geistige Tätigkeit unerreichbaren Kern. Bei ihnen, so sagt er, ist die geerntete Frucht unter der Schwelle des Bewußtseins erwachsen, weil die von dem deutlichen Bewußtsein vorbereiteten Keime auf einen natürlichen, für ihre Entwicklung geeigneten Boden fielen. Hier reifen sie dann und entfalten sich, ohne daß der Mensch von dieser Arbeit des Ausreifens etwas gewahr wird, von der er vielmehr nur Anfangs- und Endpunkt sieht. Darum erkennt er seine eigene Fruchtbarkeit nicht, denn er kann sie ja nicht bei der Arbeit betrachten, und so schreibt er sie bis in ihre kleinsten Regungen einer unmittelbaren Einwirkung aus dem Jenseits zu. Und doch sind unzweifelhaft diese reichen Geister mit einer Fruchtbarkeit, sozusagen einer edlen Fülle ihrer ganzen Anlage begabt, die, einmal angeregt durch die Arbeit bewußter Ausbildung in den von uns bezeichneten Stadien, einen unendlich größeren Ertrag g i b t, als jene bewußte Arbeit allein hervorbringen könnte.

III.

In dieser Richtung nun ohne Frage wird auch die Wissenschaft fortan die schwierige aber in reichem Maße lohnende Untersuchung unserer subliminalen intellektuellen Tätigkeit fortsetzen müssen. Und gerade neuerdings hat auf einem ganz andern Gebiet als dem der religiösen Erfindung Henri Poincaré, ein genialer Erfinder auf dem Felde der



Mathematik, über sich selbst die beachtenswertesten Beobachtungen angestellt und zugleich einem ausgezeichneten Spezialisten der theoretischen Psychologie, Dr. Toulouse, erlaubt, den Charakter seiner intellektuellen Tätigkeit methodisch zu erforschen. Die Ergebnisse dieser zweifachen Untersuchung, die uns die von Delacroix gefundenen zu bestätigen scheint, sind im höchsten Grade bemerkenswert. Zunächst seien in ihren wesentlichen Punkten einige der Angaben Poincarés selber wiederholt; sie sind niedergelegt in einer Studie unter dem Titel: »Die Erfindung in der Mathematik« und veröffentlicht in der Revue du Mois, Juli 1908. Er berichtet zunächst, wie schon erwähnt, von einigen Beispielen wirklicher mathematischer »Inspiration«, die ihm während seiner glänzenden Laufbahn zuteil wurden, faßt sie aber nicht als unmittelbare Offenbarungen des Jenseits auf. Im Gegenteil, da er voraussieht, daß man aus seinen Geständnissen den Schluß ziehen könnte, daß subliminale Ich vermöge besser zu erraten, als das Ich des Selbstbewußtseins, weil es da Erfolg hat, wo dieses zunächst gescheitert war, daß es ihm folglich überlegen sei, schreibt Poincaré, daß er seinerseits zu dieser Hypothese sich nur schwer entschließen könne, und schlägt eine andere, weniger einfache vor. Das Unterbewußte, sagt er, ist zwar in gewißem Maße auch mit Unterscheidungsgabe und Takt ausgestattet, zunächst aber verfährt es automatisch durch eine Art Ideenassoziation ohne feste Regeln. Doch ist die Annahme unzulässig, daß Subliminale habe, bevor es verschiedene annehmbare Lösungen den bewußten Kräften des Intellekts vorschlägt, mechanisch zwischen den Daten des Problems alle möglichen Kombinationen im mathematischen Sinne des Wortes: Kombination vollzogen. Eine solche Leistung würde in der Tat in den meisten Fällen eine unendlich lange Arbeit voraussetzen; Poincaré läßt also hier als wesentlich eine bewußte Arbeit an den Elementen des gestellten Problems vorhergehen, eine Arbeit, deren Ergebnis eine erste Auswahl unter diesen Elementen ist, und welche dann die allein festhält, die sie für geeignet erachtet, in die weiteren Kombinationen einzutreten und jedenfalls auch schon die Wege zu bezeichnen, auf denen die Lösung möglich scheint. Diese Auswahl ist überlegt, erschlossen dem Begriffe der Utilität gemäß, und daher wird jetzt das Unterbewußte weiterarbeitend — allerdings in fast automatischer Weise, zugleich aber mit einer beschränkten Zahl von Entwürfen und Skizzen — seine Kombinationsaufgabe außerordentlich vereinfacht finden.

Poincaré bemerkt, daß er nie während eines Traumes, also zur Zeit völliger Hemmung des deutlichen Bewußtseins, irgendeine Entdeckung von Wert gemacht habe. Und er fügt hinzu, daß das Unterbewußte niemals das fertige Resultat etwas längerer Berechnungen liefert. Diese müssen vielmehr in einer zweiten Periode bewußter erfinderischer Arbeit ausgeführt werden, in der, welche auf die plötzliche mathematische »Inspiration« folgt; denn diese Bestätigungs- oder Abschlußrechnungen erfordern Schulung, gespannt auf ein und dasselbe Objekt gerichtete Aufmerksamkeit, beharrlichen Willen und also ein ganz klares Bewußtsein. Immerhin hat das subliminale Ich an manchen Entdeckungen des großen französischen Gelehrten seinen Anteil und sogar einen entscheidenden Anteil gehabt. Denn, so sagt Poincaré, allerdings ist es ohne strikte logische Determination und von der Unordnung des Zufalls beherrscht, aber eben diese Unordnung gestattet unerwartete Verbindungen (accouplements), und inso-

fern iſt es fruchtbar. Also haben wir hier dasselbe Ergebnis wie bei Delacroix: eine wahrscheinlich wesentliche Beteiligung des Subliminalen an der Erfindung, aber des erſt vorbereiteten, dann während seiner Wirksamkeit überwachten und schließlich durch das klare Bewußtsein nachgeprüften Subliminalen. Und so könnten auch die Erfinder mit gutem Grunde den weisen Spruch beherzigen: Hilf dir selbſt, so hilft dir Gott.

IV.

Diese letzten Andeutungen kann Dr. Toulouse mit Nutzen für uns aufklären durch seine »medico-psychologische« Studie, die er kürzlich Henri Poincaré gewidmet hat.*) Dr. Toulouse hatte sich früher schon bei einigen Erfindern verschiedenſter Art um einige Aufklärung über die Genesis ihrer auffallendſten Entdeckungen bemüht. Man erinnert sich in Frankreich sehr wohl noch seiner sorgfältigen Beobachtung Emile Zolas, und wie er bei dem Verfasser der Rougon-Macquart ein Talent ganz bewußter und willkürlicher Art herausfand, eine durch beharrliche Anspannung zur völligen Meisterschaft über ihre schöpferischen Kunstmittel gelangte intellektuelle Tätigkeit. Er glaubte also infolge dieser erſten Studie berechtigt zu sein, den Anteil des Unbewußten in der künſtlerischen Erfindung sehr beträchtlich einzuschränken. Als er jedoch bald darauf seine Nachforschung bei Henri Poincaré fortsetzte — diesem genialen Mathematiker, der nur im Interesse der Wissenschaft sich dieser bei allem Takt des Beobachters doch immer indiskreten und läſtigen Untersuchung hingab —, da sah sich Toulouse, so sagt er uns, auf eine andere Auffassung der genialen Erfindung geführt. Neben der durchaus willkürlichen und klar bewußten Tätigkeit, die ihm bisher als der eigentliche Typus der höheren Geiſtesoperation erschienen war, glaubte er eine andere Form erfinderischer Tätigkeit wahrzunehmen: spontaner, weniger bewußt und jener andern vielleicht vom Gesichtspunkt der Praxis nachſtehend, die ihm aber für die spekulative Erforschung der Wahrheit mehr geeignet zu sein schien. Das iſt das Genie der natürlichen Anlage, die »Gabe«, wie man sie im höchſten Maße bei Henri Poincaré findet, für den also die Hingabe an das Automatische in Wahrheit eine Forschungsmethode heißen mag. Indessen scheint Dr. Toulouse nicht geneigt, eine grob supranaturaliſtische Interpretation der unterbewußten genialen Erfindungsarbeit zu geben, denn er definiert diesen Forschungsvorgang als eine Form automatischen Denkens, das frei seinen Antrieben sich überläßt ohne eine allzu genaue Prüfung von seiten der bewußten Schulung und des Sicherheitsgefühls, als ein Eingreifen des spontanen Lebens, das das Spiel der persönlichen primären Ideenassoziationen freiläßt. Aber als Mann der »Wissenschaft« kommt er zu dem Schlusse: dieses Spiel der wählenden Assoziation also iſt für uns gegenwärtig noch das Unreduzierbare und auch Unfaßbare, das wir durch die methodische Untersuchung »in Angriff zu nehmen haben«. Das iſt die Sprache eines besonnenen Forschers.

*) Paris, Flammarion, 1910.

V.

Wenn Dr. Toulouse von dem unterbewußten Charakter, den die intellektuelle Tätigkeit bei Henri Poincaré so häufig annimmt, im höchſten Grade überrascht worden iſt, so ergeben die Resultate seiner eingehenden Untersuchung doch zugleich, daß das Unter-



bewußte bei diesem großen Mathe- matiker durch Vererbung und durch bewußte Schulung für die Dienste, die es im reifen Alter hat leiſten müssen, schon vorbereitet worden iſt. Der lothringische Gelehrte zählt in aufstei- gender Linie oder unter seiner nahen Verwandtschaft nicht wenige ausgezeich- nete oder doch bemerkenswerte Männer und Frauen. Sein leiblicher Vetter, Raymond Poincaré, der hochangesehene Rechtsanwalt und scharfblickende Staats- mann, hat ja neben ihm einen Sessel der Académie Française inne, und sein Neffe, Sohn des hervorragenden Phi- losophen Emile Boutroux, folgt ihm auf dem Wege mathematischer Erfin- dung. Er gehört also zu jenen Bevor- zugten, die, von Vorfahren mit reicher Bildung abstammend, schon bei ihrer Geburt in ihrem intellektuellen Erbe Fähigkeiten mitbringen, die den ge- wöhnlichen Sterblichen versagt sind.

Diese »Gabe«, bei ihm also mehr als bei andern erklärlich, iſt zudem noch für ihr besonderes Ziel, die mathe- matische Spekulation, durch bewußte Vorbereitung während seiner ganzen Jugendzeit entwickelt und zugerichtet worden. H. Poincaré war ein fleißiger Schüler, der in Hülle und Fülle Preise davontrug, dann als erster seiner Ab- teilung in die Polytechnische Schule ein- trat, ein Erfolg, der ohne gewissenhafte Vorbereitung nicht denkbar ist. Früh- zeitig trat seine Begabung im Kopf- rechnen hervor, noch heute betätigt er sie mit ungewöhnlicher Leichtigkeit und kann, während er sich in einer Gesell- schaft unterhält, eine mehrziffrige Multi- plikation im Kopfe ausführen. Unbe- grenzt und unfehlbar ist indessen diese Leichtigkeit doch nicht bei ihm, Irr- tümer laufen ihm gelegentlich unter. Es ist eben eine angeborene, aber erst durch Übung ſtark entwickelte Anlage.

Sein Gedächtnis arbeitet logisch und überlegt und bringt mit Vorliebe die höheren intellektuellen Funktionen in Tätigkeit, es setzt eine weitgehende Übung voraus, eine rasche und sichere Aufnahme abſtrakter Vorſtellungen, eine beständige methodische Analyse der Tatsachen. Immerfort geſtaltet sein Geist die Daten seiner Erinnerung um, ver- einfacht, korrigiert, organisiert sie: solche klassifizierende Arbeit iſt ein charak- teriſtischer Zug seiner intellektuellen Tätigkeit. Es fällt ihm schwer, selbſt ganz gewöhnliche Tatsachen festzuhalten, wenn sie sich nicht organisieren, man möchte sagen: intellektualisieren lassen. Der Forscher, der ihn untersucht hat, betont, wie er, der anscheinend immer zerſtreut und geiſtesabwesend iſt, eine an ihn gerichtete Frage noch nicht ver- ſtanden zu haben scheint, während schon deutlich und wirksam in seinem Kopfe die Arbeit der Organisation begonnen hat.

Solche Geiſtesgewohnheiten Poin- carés verraten nach unserer Ansicht eine unzweifelhaft angeborene geniale Gabe und eine ihm allein gehörige Fähigkeit unterbewußter Assoziationen, eine Fähigkeit, als deren Frucht vor aller Augen sein imposantes wissen- schaftliches Werk sich darſtellt. Aber es ergibt sich ebenso klar aus unseren früheren Bemerkungen, daß diese Kraft der unterbewußten Organisation zugleich das Ergebnis eines Kraftaufwandes der bewußten iſt, lange Zeit und gewohn- heitsmäßig von dem großen Mathema- tiker geübt während jener Periode der Vorbereitung auf die originale For- schung d. h. während seiner intellektu- ellen Erziehung sowohl durch Bücher wie durch das Schauspiel des Lebens. —

Diesen Andeutungen lässt sich schon entnehmen, nach welcher Richtung die Wissenschaft weiterhin die Unter-



suchung zu lenken hat, um den Vorgang der unterbewußten Arbeit in der genialen Erfindung schärfer zu bestimmen, und Dr. Toulouse seinerseits versichert, daß er schon besser als vor einigen Jahren — denn seine Arbeit über Poincaré hat einige Zeit im Pulte gelegen — den Weg sähe, den er bei der nächften Beobachtung eines so scharf ausgeprägten schöpferischen Genies einschlagen würde.

Jedenfalls bleibt die geniale fruchtbare Erfindungsgabe ein Privilegium höchften Ranges, und mit Recht huldigt die dankbare Menschheit denen, die unzweifelhaft damit ausgeftattet sind.

Ja selbft eine Stimme Gottes mag sie heißen, wenn man als Supranaturalift im weiteren Sinne dieses Wortes sprechen will, eine Stimme Gottes jedoch, für deren Verftändnis der menschliche Geift einer langen Schulung bedarf, und die nur eine in der Gattung wie im vernünftigen Individuum methodisch gemehrte Erfahrung vernehmbar macht. Immer wird es auch dem geübteften Ohr ein nur schwach vernehmbares Murmeln bleiben, nicht die Form einer unmittelbaren Unterhaltung annehmen zwischen einem parteiischen Gott und einem von ihm erwählten Unterredner, dem so ohne Verdienft das Privilegium des göttlichen Beiftandes gewährt wird.

Der erste „Wilhelm Meister".

Auszüge und Bemerkungen

von

Erich Schmidt.

Als im Sommer 1885 nach vieljährigem Harren die Riegel des Goethe-Archivs sprangen und das edle Testament der Enkel alle papierenen Schätze einer vom reinften Pflichtbewußtsein gegen den Dichter wie gegen die Nation erfüllten Fürftin in die Hand gab, da wurden neben diesem Vollgewinn besonders drei, wie es schien, nun unwiederbringliche Verlufte laut beklagt: die vorweimarische Fassung des »Fauft«, die beiden ursprünglichen »Tasso«-Akte in rhythmischer Prosa, die erfte Niederschrift von »Wilhelm Meifters Lehrjahren«, deren Titel bekanntlich »Wilhelm Meifters theatralische Sendung« lautete, fanden sich im Nachlaß nicht vor. Der »Urfauft« freilich trat bald durch eine seltene Gunft des Zufalls, von dem Hoffräulein Luise von Göchhausen sauber kopiert, ans Licht, zur Freude aller Genießenden, allen Forschern zu fruchtbarfter Anregung. Da Goethe, der es gerade während des erften Jahrzehnts in Weimar nicht eilig hatte, auf den Markt zu kommen, von den im stillen langsam der Vollendung entgegenreifenden Werken wenigftens einzelnen Vertrauten einen andächtigen Vorgenuß gönnte, durfte man die Hoffnung nicht sinken lassen, auch andere Einbuße möchte wohl aus dem oder jenem Verfteck wettgemacht werden. War doch durch Knebel wenigftens ein Satz der »Sendung«, Worte über des Harfners Romanzenvortrag, uns erhalten. Und siehe, eines schönen Tages, 1910, er-




ſcholl aus Zürich die frohe Botſchaft, daß der »Urmeiſter« auf wunderlichen Pfaden von Professor **Billeter** in einer Abſchrift der als intime Freundin Goethes verehrten Barbara Schultheß und ihrer Tochter entdeckt worden sei. Der Finder legte bald ein bedeutendes Bruchſtück und tabellariſche Mitteilungen über den nächſten Fortgang vor. Man mußte ſtaunen, wie anders der Roman exponiert ſei, und ſah auch ohne Ver-wunderung, daß dieſe ſchweizeriſche Kopie einer Kopie mancherlei kleine Makel habe, von denen die meiſten leicht nach Goethes Sprachgebrauch oder auch, wo der Wortlaut ungefähr ſtimmt, aus dem ſpäteren Text ver-beſſert werden könnten. Genug, das große Fragment, das Goethe von Mitte Februar 1777 bis in den November 1785 hinein diktiert und das laut ein-zelnen Rechnungen derſelbe Kanzliſt Vogel, der ein ſtattliches Mundum un-gedruckter Goethiſcher »Schriften« für die Herzogin Anna Amalia herſtellte, vom Februar 1783 bis Ende 1785 ins reine geſchrieben hat, die ſechs Bücher der »Theatraliſchen Sendung«, unſeren vier erſten entſprechend, ſie waren da. Ungeſtüm regte ſich das Verlangen nach einem Volldruck, denn dieſe wichtigſte Urkunde der Großepik und der Proſa-übung zwiſchen dem ſo anders gear-teten »Werther« und den zwanzig Jahre danach erſchienenen »Lehrjahren« konnte niemand hoch genug anſchlagen. Wir wollten endlich es mit Händen greifen, auf welchen Vorſtufen von Gehalt und Form der Roman der Romane, um 1795 der Roman ſchlechtweg, das Evangelium der ſchönen Literatur und Lebenskunſt, das Friedrich Schlegels geiſtreiche Para-doxie mit der franzöſiſchen Revolution und der Wiſſenſchaftslehre Fichtes zu den drei Haupttendenzen des Zeitalters [illegible], erwachſen ſei. Allerdings nur in ſeiner erſten Hälfte, denn die zweite mit ihrem Übergang aus dem gebrechlichen Komödianten- und Ari-ſtokratentum zum wahren Adel, dem Schein zum Sein, dem Dilettantismus zur tätigen Durchbildung iſt ja ſpäte Schöpfung, die vorerſt nur keimt.

Durch dieſen Fund ſahen ſelbſt-gewiſſe Erforſcher der Entſtehungs- und Modellgeſchichte ihre Hypotheſen be-droht, wie der Gerber den wegſchwim-menden Fellen nachblickt; Jünglinge, die um ein gutes Thema zur Doktordiſſer-tation verlegen waren, wetzten allzu eilig ihre Feder. Man wurde jedoch auf eine lange Geduldsprobe geſtellt, da nicht bloß ein buchhändleriſcher Wettkampf um den raren Artikel erſt geſchlichtet werden mußte und die ſieg-reiche Klaſſikerfirma **Cotta** mit der Drucklegung und Verſendung aus drin-genden Gründen zögerte, ſondern auch zur Überraſchung für alle mit den Schrullen des Autorrechts unvertrauten Laien acht-zig Jahre nach Goethes Tod die In-teſtaterben ſeiner Enkel ihre Anſprüche geltend zu machen hatten. Dankbar ſei betont, daß dabei Herr Dr. Vulpius in Weimar das Goethe-Schiller-Archiv nicht vergaß. So konnten zugleich mit einem dem Berner Literarhiſtoriker Harry **Maync** anvertrauten Cottaiſchen Druck, der eben zur Rüſte gehenden großen Sophien-Ausgabe zwei Bände (51, 52) angereiht werden, die, ſoviel ich weiß, bald nach der erſten Stuttgarter Prachtedition erſcheinen ſollen. Es war mir der köſtliche Vorgeſchmack ver-gönnt, ſeit dem vorigen Herbſt als älteſter Redaktor zuſammen mit unſerm ſo unermüdlichen wie zuverläſſigen Archivar Profeſſor Wahle die weima-riſchen Bogen Stück für Stück durch-zugehn und unter dem Gelübde eher-nen Schweigens anzuſammeln. »Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu«:

nicht des aufschließenden Gottes, aber der erlösenden Veröffentlichung mußt' ich harren. Nun erst, wo sie für die nächsten Tage bevorsteht, darf ich, das Nötigste über die Ausgaben und Freund Mayncs mir noch ganz unbekannte Zutaten wo möglich einem Epilog vorbehaltend, meinen Geheimbesitz lüften und die Eindrücke von einer neuen kursorisch vergleichenden Betrachtung hier andeuten, denn es wäre anmaßlich, im Handumdrehen mehr geben zu wollen als ein paar vorläufige Winke.

Zunächst sei gesagt, daß die mehrfach laut gewordene Behauptung, hier erst solle die Welt statt eines kühlen Kunstproduktes den natürlichen, frischen, echten »Meister« empfangen, selbstverständlich ein Wahn ist, erklärbar aus der Neigung, Unfertiges, Aufgeknöpftes, Persönlicheres mit dem Behagen hinzunehmen, als trete der Dichter uns in unmittelbarer Erschließung nahe. Vielmehr kann nicht nachdrücklich genug betont werden, es lasse sich kaum anderswo in solchem Grad und in solcher Fülle, sowohl im Großen als im Kleinen ermessen, wie ein teils schon erstaunlich fertiges, teils noch erstaunlicher unreifes Werk durch den überlegensten Kunstverstand zur Vollendung gediehen ist. Dabei zeigt bereits die erste Fassung allgemach das schöpferische und stilistische Vermögen auf einer viel höheren Stufe als die von Goethe fast ganz geopferte Darstellung der vorausgegangenen ersten Theatercampagne Wilhelm Meisters, die streckenweise geradezu plump, anderseits dürr ist. Die rein subjektive Welt des geschlossenen, auch im rhapsodischen Überschwang unveraltbaren, einzigen »Werther« war keine Vorübung für diesen neuen, wechsel- und figurenreichen, auch in den Reflexionen völlig abweichenden Roman. Freilich, niemand jener Zeit hätte mit dem »bloßen Skizzo«, wie Goethes Selbstkritik sich gern ausdrückt, von fern wetteifern können, und wir werden noch genauer wahrnehmen, was alles nicht eine pure, zu deckende und zu tilgende Untermalung ist oder erst Zukunft atmet, sondern schon aus Niederungen auf die Höhe führt.

Das Ganze hebt gutbürgerlich an; ja, wer die Züricher Handschrift mit ihren vielen kleinen Helvetismen ganz unbezeichnet fände, könnte wohl bei den ersten Sätzen auf einen tüchtigen schweizerischen Erzähler raten: »Es war einige Tage vor dem Christabend 174—, als Benedikt Meister, Bürger und Handelsmann zu M . . ., einer mittleren Reichsstadt, aus seinem gewöhnlichen Kränzchen Abends gegen achte nach Hause ging. Es hatte sich wider die Gewohnheit die Tarockpartie früher geendigt, und es war ihm nicht ganz gelegen, daß er so zeitlich in seine vier Wände zurückkehren sollte, die ihm seine Frau eben nicht zum Paradiese machte« . . . Abgesehen davon, daß die »Lehrjahre« diese sich fortsetzende Charakteristik der Eltern völlig umstoßen und einen längeren Einschub über den großväterlichen Kunstsammler (I, 17) bringen, abgesehn auch von der etwas anderen Zeitrechnung, bemerkt man sofort, daß alles, was Wilhelm später seiner Mariane erzählt, hier in einer bequem vom unmündigen Bubenalter her fortgeführten Handlung sich abspielt. Die gute Großmama zeigt ihrem Sohn das »als heiliger Christ vor deine Kinder« hervorgeholte Puppentheater und beschert diese Herrlichkeit dann den Enkeln zu Weihnachten, der kleine Wilhelm begeistert sich für das Saulspiel, eigene Versuche folgen. Es sind fast durchweg die gleichen Motive, langhin auch dieselben oder ganz ähnliche Worte,





doch ist in den »Lehrjahren« eine rückblickende Konzentration vollzogen und die Weitläufigkeit dieser Marionettenschau durch Marianens Einschlafen humoristisch beschlossen worden. Wer könnte sich nun »unsern Freund«, wie schon die »Sendung« allzu häufig sagt, als den abends den Laden schließenden Kommis vorstellen oder in der Entwicklung seiner anders eingestellten Theaterpassion erwarten, daß er mit Madame B. — denn diese fast wesensgleiche und in denselben Verhältnissen befangene Mariane ist eine junge Witwe — Rezitationsübungen an Lessings »Miß Sara Sampson«, offenbar dem neuesten Stück des reichsstädtischen Repertoires, vornehme? Schon hat Goethe sowohl Werners inhaltschwere Rede über den Handel als Wilhelms endlich im Faust-Vorspiel fortklingenden Dithyrambus vom Dichter geschrieben, zugleich aber scheint er auf eine äußerliche und zu lehrhafte Art eigene ältere Studienblätter zu nutzen. So wird an die von dem trocknen Schwager auf Wilhelms Tisch gefundenen »Discours« Corneilles außer einer gleichfalls gestrichnen, höchst unbefangenen Würdigung des »großen« französischen Römers ein langer Exkurs über die drei Einheiten geknüpft. Ein Thema, das ja die jungen Genies, wie namentlich Lenzens »Anmerkungen über das Theater« lehren, besonders anziehen mußte und das Goethe trotz Erwähnung des Aristoteles und Berührungen mit Lessing selbständig ergründet, aber durch Werners Sätzchen »Teile mir doch etwas davon mit« schlecht ins Gespräch einzwängt. Und wie das Buch eines Jugendgenossen den lockeren ästhetischen »Anhang aus Goethes Brieftasche« als gewichtige Zuwage bescheren durfte, so bringt Goethe sehr bequem weitere Bekenntnisse seiner in Straßburg und Frankfurt gewonnenen Kunstlehre an den Mann, ohne diese bedeutenden Beiträge zu vernieten. Wilhelm erklärt nämlich der Schwester Amelie und Wernern, seine ältern poetischen Versuche gebe er ihrem Lob und Tadel preis, die neuen sollten noch geheim bleiben: »dafür will ich euch zum Beschluß die Fragmente eines kleinen Aufsatzes lesen, der in meiner Schreibetafel ist, und die mir mein Freund auf verschiedene Fragen zusandte« . . . Sie drehen sich abgerissen um Handlung oder Bewegung als vornehmstes dramatisches Erfordernis, um das Vergnügen am Tragischen, auch ein Lieblingsthema der Ästhetik des achtzehnten Jahrhunderts, und sind gewiß einem älteren Vorrat, jener »Brieftasche«, entnommen. Ist der blutjunge Kaufmann und Kunstdilettant wirklich schon solcher Einsichten fähig? Als dann die beiden Zuhörer nach ihrer verschiedenen Art den schweren Stein dieser Lektüre anfassen, fortwälzen, abplatten wollen, werden sie, was wieder recht äußerlich hereinfällt und in den »Lehrjahren« ganz anders verknüpft werden mußte, durch eine ihre volle Aufmerksamkeit fesselnde Erscheinung unterbrochen: Melina und seine Geliebte kommen als Gefangene. Das hat nun mit Werner und Amelie gar nichts zu schaffen; auch ist die Schwester, kein liebevoll gezeichnetes Abbild Cornelie Goethe-Schlossers, sonst eigentlich nur da, um Wilhelm, der in der »Sendung« viel mehr den eifrigen Dichter macht als in den »Lehrjahren«, mit seinen dramatischen Anläufen in Szene setzen zu helfen. Unbarmherzig hat Goethe, kraft einer Rückhaltlosigkeit des »art to blot«, worin ihm nur Schiller gleichkommt, in diesen Partien aufgeräumt und nur das Allgemeine, jenen wundervollen Hymnus auf die Poesie, bewahrt



(II, 3, jetzt II, 2). Er beichtet nicht mehr vom alten Ungeschick des zu prächtigen oder zu gedehnten Wortes, wir hören nichts mehr von einer Komödie nach dem Plautus, was wieder an Lenz erinnert, und vom Inhalt eines pompösen Schäferspieles »Die Königliche Einsiedlerin«, woraus Wilhelm dem Ehepaar Werner einen langen Monolog in gereimten Fünffüßlern hersagt. Unglaublich schier soll dann (III, 12) aus derselben Pastorale, der diese glatte Enfilade zugerechnet ist, Mignons inniges Lied »Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen« als ein Memorierstück stammen! Leider begnügte sich Goethe, da diese Strophen gerettet werden mußten, endlich mit einer Verlegenheitsausflucht, indem er sie ans Ende des fünften Buches schob und redaktionell erklärte: »Und so lassen wir unsern Freund unter tausend Gedanken und Empfindungen seine Reise antreten und zeichnen hier noch zum Schlusse ein Gedicht auf, das Mignon mit großem Ausdruck einigemale rezitiert hatte, und das wir früher mitzuteilen durch den Drang so mancher sonderbaren Ereignisse verhindert wurden«.

Diesen einzelnen Mißgriff bei einer für notwendig erkannten Umstellung, die aus dem Bauschutt ein Stück edler Kunst lösen sollte, steht die nicht genug zu bewundernde Fülle glücklichster Verbesserungen gegenüber. So kindlich wie nach dem mit den »Lehrjahren« übereinstimmenden Schluß des ersten Buches Goethe das zweite von einem dramaturgischen Gespräch aus anhebt, um auf der nächsten Seite zu erklären: »doch ich merke, um meine Leser zu befriedigen, werde ich die Erzählung an das Ende des vorigen Buches anknüpfen müssen«, so kindlich verfährt der Autor nicht mehr, obgleich es auch jetzt an dieser Stelle noch hapert und das unmittelbare Dreinreden des Verfassers als obsoleter Brauch heute nicht bloß bei Leuten von Spielhagenscher Gesetzesstrenge Bedenken erregt. Wir können nun aus der »Sendung« Riemanns vortreffliches Buch über Goethes Romantechnik nach allen Seiten ergänzen. Übrigens ist Goethe manchmal schon sehr glücklich in seinen Anfängen und Schlüssen, sei es ein starker Handlungseinschnitt, sei es eine allgemeine Reflexion, sei es ein Mignonlied, sei es der famose Zug, daß Philine Nüsse knackend auf ihrem allein geretteten Koffer sitzt. Aber erst die »Lehrjahre« machen den Ausruf »Glückliche Jugend! glückliche Zeiten des ersten Liebebedürfnisses!« ... nun als eine Apostrophe Wilhelms zur Schwelle eines Kapitels, erst sie rücken z. B. den »unvergleichlichen Hamlet« mit neuer Einleitung an den rechten Ausgangspunkt. Wie sicher gibt Goethe, der die aufgelösten Teile im feinsten Gedächtnis trug, nun jener für diesen Sprecher vielleicht zu großartigen Rede Werners über den Handel ihren gehörigen Platz und nimmt er die Hanssachsische Allegorie der beiden, Gewerbe und Dichtkunst verkörpernden Frauen aus der »Sendung« II, 3 schon im ersten Buch (Kap. 8) vorweg, um Wilhelm viel früher auf dem Scheideweg zu zeigen. Goethe tilgt manche Reflexion, die unreif oder unnütz däuchte. Er ergreift immerhin minder vordringlich das Wort als Verfasser vor seinem Publikum, streicht also den Übergang (IV, 1): »Doch ich weiß nicht, warum wir uns mit der kleinen Kreatur (Mignon) abgeben zu einer Zeit, da wir unsern Helden selbst in einer kritischen Situation verlassen haben. Es wird kaum einer unserer Leser sein, der nicht zu erfahren wünschte, wie es Wilhelmen auf dem Theater ergangen, und doch fast keiner, der es sich nicht

besser vorstellte, als wir es erzählen könnten. Auch finden wir ihn erst auf seinem Zimmer wieder, nachdenklich, ausgekleidet sitzen«. Oder das alte fünfte Buch hob an: »Mit wie viel froherm Mute, mit wie viel leichterm Herzen, beginn' ich dieses Buch als das vorige, wo ich nur Hindernisse, Sorgen und Unlust meinem Freunde entgegen kommen sah! Wie wünsche ich mir und meinen Lesern Glück, daß er sich einer Laufbahn nähert, die er mit Freude und Ehre vertreten wird! Schon gegen Ende des vorigen Buches konnte man mutmaßen« . . . Und in demselben Kapitel V, 1 ist der irrige Panegyrikus, den Wilhelm dem Glück der großen Geburtsaristokratie widmet (jetzt III, 2 »so rief unser Freund«), eine Zwischenrede des Autors mit einem förmlichen dreifachen Tusch am Ende. Es ist überflüssig, daß der Dichter sich ausdrücklich enthält (VI, 10) von Aurelien »und den übrigen Schauspielern weiter zu sprechen, wir werden sie handeln, sie agieren sehen, und der Leser wird selbst urteilen können«. Der Schluß V, 12: »Philine lau'rte dem spröden Helden auf, und meine schönen Leserinnen würden für die Sitten ihres Freundes zu sorgen haben, wenn nicht ein glücklicher Stern sein Gemüt auf eine andere Weise beschäftigt hätte« mußte dem Satze weichen: »Philine lauerte in der Unordnung dieser Lebensart dem spröden Helden auf, für den sein guter Genius Sorge tragen möge«, was zwar in den letzten drei Worten mißtönig und als Wunsch immer noch seltsam ist, aber eine der häufigen Kürzungen allzu wortreicher Gebinde mit der durchgehenden Verfeinerung vereint. Gerade für Philine, deren Rolle wir noch wachsen sehen werden und die trotz aller entzückenden Kunst ihres Schöpfers von Strenglingen und Prüden nicht ästhetisch beurteilt, sondern in dieser »Menagerie zahmen Menschenviehs« ethisch gerichtet ward, ist viel geschehen von der ersten Charakteristik an bis in solche Kleinigkeiten, daß sie nicht mehr »fluchend« etwas beteuert. Noch weniger darf sie fortan »ein so unreines Wesen« (VI, 1 gegen IV, 6) heißen, geschweige denn verdächtigt werden (VI, 2), sie habe durch »einen Spaziergang mit dem Anführer der Bande ins Gebüsche . . . den Schnurrbart ins Feuer gesetzt« und ihre Habseligkeiten gerettet. Nimmermehr läßt Goethe für seine Actricen und Offiziere auf dem Schlosse die grobe Wendung passieren: »es wurden gar bald Versuche gemacht, paarweise in die Winkel zu kriechen«, sowie er neben etlichen steifen oder lässigen Fremdwörtern einzelne Vulgarismen beseitigt, die Theaterschneiderin, das ist unsere Freundin Barbara, aus Normanns »altem Luder« zu Norbergs »alter Sibylle« befördert und dafür sorgt, daß Liebesleutchen, statt sich im Hintergrund »die Finger fast abzukneipen«, einander »die Hände auf das zärtlichste drücken«. Aurelie muß sogar das Wort »hängen« (»Ich hätte mich hängen können«) in »umbringen« verändern, doch die kostbare »Wackelfalte« der schwangeren Madame Melina ist in Philinens spöttischem Munde neu. Daß Herr Melina eigentlich »Pfefferkuchen« heißt und sich seinen wohltönenden Künstlernamen von »mel«, Honig, aus zugelegt hat, wird als geschmacklos gestrichen. Undenkbar wäre jetzt das Philisterbild Wilhelms nach seiner Krankheit (II, 1): »Im Schlafrocke, Pantoffeln und der Nachtmütze fand er seine Beruhigung und zuletzt gar in einer Pfeife Tobak sein Glück«! Aber die weggefallene Schilderung (II, 8) von Werners renoviertem Haus und

Hof, der künſtlichen Grotte mit Korallen und Bleiglanz iſt nach geraumer Zeit bewußt oder unbewußt im dritten Geſang von »Hermann und Dorothea« den ſpießbürgerlichen Zieranlagen des Apothekers zugute gekommen, wie das elegiſche Wort vom bloßen »Beſuch in der herrlichen Natur« (I, 12) an einer Stelle des Fauſt (Wald und Höhle) nachklingt. Der unerquicklichen Abrechnung mit Frau v. Stein mag man gedenken, wenn die »Sendung«, um Wilhelms körperliche Zerrüttung und falſche Diät darzutun (II, 1), eine ganze Seite lang den giftigen Kaffee und als »würdigen, obgleich weitläufigen Anverwandten der verderblichen Bohne« den Tee anklagt. Er hat derlei Antipathien ſpäter ebenſo unterdrückt wie an zwei Stellen die Feindſchaft der Geiſtlichkeit gegen das Theater oder einen uns anderswoher wohlbekannten, für Schiller unliebſamen Angriff, der vom Lager der fahrenden Komödianten aus (V, 15) auf ein poetiſches Brigantaggio und dergleichen durch den Schöpfer Claudinens ärgerlich gemacht worden war: »Wir können den Leſern hier nicht verbergen, daß dieſes die Originalſzene war, wovon man die Nachbildungen und Nachahmungen bis zum Überdruß neuerdings auf den deutſchen Theatern geſehen hat. Die Idee von wackern Vagabunden, edeln Räubern, großmütigen Zigeunern und ſonſt allerlei idealiſiertem Geſindel hat ihren wahren Urſprung dieſem Ruheplatze zu danken, den wir ſoeben mit einer Art von Widerwillen geſchildert haben, weil es nicht anders als höchſt verdrießlich ſein kann, wenn man nicht eher Gelegenheit findet, das Publikum mit dem Originale bekannt zu machen, als wenn die Kopien ſchon den Reiz des Gegenſtandes und ſeiner Neuheit weggenommen haben.« Dafür beſpöttelt nun der Götzdichter launig die Ritterſtücke.

Der ganze Vortrag, manchmal ja ſchon auf unübertrefflicher Höhe, hat an Sachlichkeit, ruhigem Fluß, harmoniſcher Schmeidigung ungemein gewonnen. Der Ueberfluß an Worten wird gebändigt, Verſchwendung von Bildern zurückgehalten und wiederum zu dürre Proſa ſinnlich belebt. Das kann durch ein einziges Verb geſchehen, wenn der Satz „Ein Geſchlecht wird niedergemäht und das andere tritt ein« die neue Lesart »ſprießt auf« empfängt. Der Wortwechſel zwiſchen Wilhelm und Aurelie »Ja, meine Freundin, wenn Sie es nicht ſo hart nähmen! — Es iſt hart genug, fiel ſie ein« verzichtet ohne Schaden auf dieſen Einwurf, gewinnt aber durch die Änderung »O, meine Freundin, fiel Wilhelm ein, könnten Sie doch aufhören, ſelbſt den Dolch zu ſchärfen, mit dem Sie ſich unablässig verwunden« Kraft und auch einen gewiſſen Doppelſinn, weil Aurelie ja wirklich eine ſolche Waffe birgt. Wilhelms Geſtändnis »Ich habe von Jugend auf mehr einwärts als auswärts geſehen« verliert ſeine nicht gleich verſtändliche Steifheit in der neuen Faſſung »Ich habe von Jugend auf die Augen meines Geiſtes mehr nach innen als nach außen gerichtet«. Trockene Angaben quellen auf: z. B. »Er konnte ſich als Anführer dieſer Partei denken, er unterhielt ſich von dieſer Idee mit einem jeden und bildete ſie ſo poetiſch als möglich aus« — nun: »Er konnte hier eine wandernde Kolonie und ſich als Anführer derſelben denken. In dieſem Sinne unterhielt er ſich mit einem jeden und bildete den Wahn des Moments ſo poetiſch wie möglich aus«. Jedes Wort legt der Meiſter einer neuen Proſa auf die Goldwage und greift hebend, belebend, beruhigend, zerlegend in den oft unruhigen,




holprigen, weitschweifigen Satzbau ein, so daß eine Geschichte seiner Sprache die reichſten syntaktischen Ernten findet.

Ich hole nur ein paar Beispiele aus der Masse heraus. II, 7 (I, 14) »Unter solchen Worten und Gedanken hatte sich unser Freund ausgekleidet, und er stieg mit einem Gefühle des innigsten Behagens zu Bette und erzählte sich einen ganzen Roman, was er an der Stelle des Unwürdigen tun würde, welche Phantasien ihn an das Tor des Schlafes hinüber begleiteten und dort von ihren Geschwistern, den Träumen, mit offenen Armen aufgenommen, durch sie gestärkt und neu belebt das ruhende Haupt unsres Freundes mit dem Vorbilde des Himmels umgaben« — nun: »Unter solchen Worten und Gedanken hatte sich unser Freund ausgekleidet und stieg mit einem Gefühle des innigsten Behagens zu Bette. Ein ganzer Roman, was er an der Stelle des Unwürdigen morgenden Tages tun würde, entwickelte sich in seiner Seele, angenehme Phantasien begleiteten ihn in das Reich des Schlafes sanft hinüber und überließen ihn dort ihren Geschwistern, den Träumen, die ihn mit offenen Armen aufnahmen und das ruhende Haupt unseres Freundes mit dem Vorbilde des Himmels umgaben«. Von Philinen hieß es V, 6 (III, 7): »Kalt und fein, wie sie war, fehlte es ihr nicht acht Tage, so kannte sie die Schwächen des ganzen Hauses, daß, wenn sie eine Kreatur gewesen wäre Absichten zu haben, sie gar leicht ihr Glück hätte machen können« — nun viel ebenmäßiger und artiger: »Kalt und fein wie sie war, kannte sie in acht Tagen die Schwächen des ganzen Hauses, daß, wenn sie absichtlich hätte verfahren wollen, sie gar leicht ihr Glück würde gemacht haben.« Oder umständliche Angabe VI, 6 (IV, 11) »Wilhelm wurde unruhiger und immer unruhiger, je länger es währte, und seine Unruhe verwandelte sich in Bestürzung, als der Harfenspieler ihm entdeckte« . . . weicht der einfachen: »Wilhelm wurde ungeduldig, und als er seine Bekümmernis laut werden ließ, entdeckte ihm der Harfenspieler« . . . Wie Form und Sinn Hand in Hand sich reiner ausbilden, lehrt z. B. die Rede an den Harfner IV, 12 (II, 11): »Gebt uns etwas, das unseren Geist ergötze, sagte Wilhelm, denn da ich nicht Kenner bin, so sind diese Melodien, Gänge und Läufe meinem Ohr nicht viel mehr, als bunte Papierschnitzel und schäbige Federn, die der Wind in der Luft herumtreibt, meinem Auge wären, da sich der Gesang hingegen wie ein Schmetterling oder wie ein schöner Vogel lebendig in die Luft hebt und Herz und Seele ihn zu begleiten anreizt« — nun: »Gebt uns etwas, das Herz und Geist zugleich mit den Sinnen ergötze, sagte Wilhelm. Das Instrument sollte nur die Stimme begleiten; denn Melodien, Gänge und Läufe ohne Worte und Sinn scheinen mir Schmetterlingen oder schönen bunten Vögeln ähnlich zu sein, die in der Luft vor unsern Augen herum schweben, die wir allenfalls haschen und uns zueignen möchten, da sich der Gesang dagegen wie ein Genius gen Himmel hebt und das bessere Ich in uns ihn zu begleiten anreizt.«

Von diesen ſtiliſtischen Randbemerkungen, in denen ich schon zu lange geschwelgt habe, wenden wir uns wieder dem entschwundenen Abschnitt zu, wo Wilhelm oder vielmehr Goethe Proben aus der Frühzeit seiner Poesie ans Licht zog. Das Leipziger Bibeldrama »Belsazar« wird nicht bloß weitläufig analysiert, sondern Amelie trägt aus dem Gedächtnis einen Monolog des Königs von et-

lichen vierzig Alexandrinern vor, manche sogar zweimal, da ihr hier der Dichtung holderer Werner sie sich einprägen will. Dieses Trauerspiel nun hat für den weiteren Roman eine ganz überraschende Bedeutung, von der die »Lehrjahre« gar nichts mehr wissen können, die weislich Wilhelms ersten Versuch auf den ihm fremden Brettern nicht an ein eigenes Machwerk, sondern an das tiefsinnigste Gebilde Shakespeares knüpfen, den Hamlet. Es war einer der schlimmsten Mißgriffe, daß die »Sendung« sein Debut schon ausführlich in niederer Sphäre vorwegnahm und das deutsche Theaterwesen dabei durch lange, zwar bühnengeschichtlich interessante, aber künstlerisch sehr unreife Kapitel beleuchtete. Nur Zwischenstücke konnten nachmals freie Verwertung finden: die Reise, ohne ihre gleichgültigen Gefährten, die ländliche Aufführung vor dem derben Oberforstmeister, der wie der Herzog Karl August seine Köter mitbringt, das thüringische Bergmannsspiel und vor allem die Seiltänzergesellschaft. Aber diesen Begebenheiten fehlt noch gänzlich die Teilnahme Philinens und ihres Kollegen Laertes, der überhaupt erst spät und flüchtig herangeholt wird (V, 14, »Der junge Acteur, dessen wir zu Anfange des Buchs erwähnet und den wir in der Folge nur Laertes nennen wollen«); ohne seine heikle Ehegeschichte, die uns Philine verrät, und seine dadurch verbitterte Sonderart. Ja, Goethe hat aus der Akrobaten- und Tänzerbande zwar den Bajazzo und das schmucke Paar Narziß und Landrinette hervorgehoben, Mignon jedoch noch nicht als liebliches und ängstliches Rätsel dem verweilenden Blick gezeigt. Wir finden sie vielmehr bei Melinas, Frau Melina erzählt, was man jetzt bewundernd schaut, die Leiterin des Theaters hat das Kind seinem rohen Herrn abgekauft, und es verweigert hartnäckig jede Mitwirkung auf der Bühne. Goethes Kunst, Mangelhaftes zum Gipfel des in Gebärden, Reden, Handlungen, Liedern schon anfangs Vollkommenen emporzuheben, erscheint kaum irgend des Staunens und des Studiums werter als in allem, was er für die Kontrastfiguren Philinens und Mignons getan hat. Gerade eine Beschränkung der unmittelbaren Charakteristik erhöht den Reichtum. Man lese nur in III, 5: »Wilhelm schätzte Mignon auf zwölf bis dreizehn Jahre. Ihr Körper war gut gebaut, nur daß ihre Knöchel und Gelenke einen stärkern Wachstum versprachen oder einen zurückgehaltenen ankündigten. Ihre Bildung war nicht regelmäßig, aber auffallend, ihre Stirne kündigte ein Geheimnis an, ihre Nase war außerordentlich schön und der Mund, ob er schon ein wenig aufgeworfen war und sie manchmal mit demselben zuckte, doch noch immer treuherzig und reizend. Ihre Gesichtsfarbe war bräunlich, mit wenigem Rot ihre Wangen besprengt . . (das) sie auch jetzt nicht anders als mit dem größten Widerwillen auflegte.« Und man erquicke sich nach diesem Steckbrief an dem lebendigen Ersatz in den »Lehrjahren« II, 5, wo Mignon durch Wort und Werk vergegenwärtigt ist und es heißt: »Sie stellte sich oft an ein Gefäß mit Wasser und wusch ihr Gesicht mit so großer Emsigkeit und Heftigkeit, bis Laertes durch Fragen und Necken erfuhr, daß sie die Schminke von ihren Wangen auf alle Weise los zu werden suche und über dem Eifer, womit sie es tat, die Röte, die sie durchs Reiben hervorgebracht hatte, für die hartnäckigste Schminke halte. Man bedeutete sie, und sie ließ ab, und nachdem sie wieder zur Ruhe gekommen war, zeigte sich eine schöne braune, obgleich nur von wenigem Rot erhöhte Gesichtsfarbe.«

Mit Melinas nimmt Wilhelm seinen Aufenthalt bei einer Truppe, an deren Spitze Madame de Retti steht. Die »Lehrjahre« kennen diese Person nicht, sie erwähnen nur einsilbig (II, 5) eine vergeblich gesuchte Directrice. Wie in den höchst überlegenen späteren Teilen der »Sendung« Goethe bekanntlich, was schon Varnhagen sah, für Serlo und Aurelie die Stiefgeschwister Schröder und Charlotte Ackermann im Auge gehabt hat, so diente ihm hier die Neuberin geradezu als Modell; es ist mit Händen zu greifen. Ihre Prinzipalschaft und Geldnot, ihre ertraglos durch die Welt fahrende Unruhe, ihr herrisches Wesen, ihre sinnliche Komplexion, ihr ernster und kundiger Eifer für die Schauspielkunst, ihr Verhältnis zum abgetanen Stegreif, ihr hoher und wiederum das Drollige nicht ausschließender Rollenkreis der Heroinen Chimene und Rodogune, Zaire und Merope, ihr tragisches und ihr komisches, mit Molière und Holberg vertrautes Repertoire, das alles und mehr ist treulich der rebellischen Werkmeisterin des Dramaturgen Gottsched, der Gönnerin des jungen Lessing nachgezeichnet, über deren 1760 jammervoll erloschenes Leben und Wirken Goethe sich schon an ihrer alten Ruhmesftätte Leipzig genau unterrichtet haben wird. Sie selbft redet nun bei ihm von fehlgeschlagenen Versuchen, »die wir zum Trotz der Puriften, mit denen wir uns wieder entzweit hatten, dem Publico vortrugen«, und ebenso wenig braucht von ihr Gottscheds Name ausdrücklich genannt zu werden bei der anklagenden Erinnerung (III, 8): »Ich verbannte den Hanswurft, begrub den Harlekin, und wenn diesen durch die Umftände erlaubt gewesen wäre, ein eigenes Theater zu errichten, so hätten sie mich als eine Königin, die ihren Minifter und General zur Zeit der Not abdankt und darüber schwachen und platten Widersachern in die Hände fällt, gar trefflich parodieren können. Und welcher deutsche Schriftsteller hat uns bisher für das was wir hingegeben entschädigt? Wenn wir die Übersetzung der Molierischen Stücke nicht gehabt hätten, wir hätten uns nicht zu retten gewußt, da unsere beften Original-Schauspiele das Unglück haben, nicht theatralisch zu sein.«

Nochmals, von diesen langen Kapiteln ift nichts geblieben als das Motiv für ein Extemporespiel anderer Komödianten, und auch ein zu keinem rechten Leben gekommener militärischer Literaturfreund Herr v. C., der breit und trocken sein ernftes Wesen trieb, ift samt farblosen Damen der Gesellschaft des Städtchens in die Versenkung gefallen. Madame de Retti also ftudiert Wilhelms verftaubten »Belsazar« ein und überweift zum Schrecken aller die männliche Hauptrolle ihrem Galan, dem Musje Bendel, der laut Goethes billigem Wortwitz richtiger Bengel hieße, einem vierschrötigen Säufer. Niemals hat der Dichter sich so tief herabgelassen wie in diesen plumpen und rohen, nicht komischen, sondern peinlichen Abschnitten von den Krämpfen des dummen und pöbelhaften Trunkenbolds bis zum Theaterskandal bei der zweiten Aufführung, wo er seinen Part behaupten möchte. Die erfte war ein Triumph des Ersatzmanns Wilhelm. Gottlob bewegt sich durch diesen theatralischen Wirrwar der schweigsame Fremdling Mignon; sie sagt später zu Wilhelm: »Lieber Meifter, bleib auch du von den Brettern!« In solcher Umgebung erschallt mit dem durchgängigen Zuruf »mein Gebieter!« — »Geliebter« ift überhaupt falsche Lesart — ihr langgezogenes italienisches Sehnsuchtslied; zwischen solchen Widerwärtigkeiten, denen öde

Geldberechnungen vor und nach dem Abschied der Directrice nebſt ihrem Buhlen folgen, erscheint Mignon im Eiertanz! Man iſt wirklich versucht, dem Schlußsatz IV, 7 noch eine viel weitere Geltung beizumessen: »Wilhelm war so verdrüßlich, so von der Beschwerde und Langeweile dieses Handels aus aller guten Laune gesetzt, wie es wahrscheinlich unsere Leser auch sein würden, wenn wir fortführen, das Detail dieses Konkurses genau zu erzählen.«

Bald weicht das Unbehagen, denn »eine junge, muntere Actrice, deren wir bisher gar nicht oder im Vorübergehen erwähnt haben«, Philine tritt hervor, um mit ihrer leichtfertigen Grazie der Anempfinderin Melina den Rang abzulaufen, wie viel auch für diese meiſterliche Figur noch nachgeholt werden sollte, bis Goethe es für unnütz hielt, eine unbewußte Schwäche seines Wilhelm der Schönen gegenüber »vor unsern Leserinnen einigermaßen zu entschuldigen, da ihn unsere Leser, wie wir überzeugt sind, schon lange absolviert haben«. Und das zweitnächſte Kapitel (IV, 12) fügt zu der mit offenen Sinnen und Armen durchs Leben tändelnden, hetärenhaft-melodisch benannten Weiblichkeit den dumpfen Ernſt des Harfners. Welch eine Gruppe, wenn nach dem Vortrag der Romanze »Was hör' ich draußen vor dem Tor« der seltsame Alte die Saiten rühren muß, um Philinens verfängliches Melodram »Der Schäfer putzte sich zum Tanz«, dessen Zweideutigkeit ſtärker betont wird, zu begleiten! Und wiederum, nach dem im Fortgang seiner wüſten Balgerei vortrefflich erledigten Handel zwischen Friedrich und dem Stallmeiſter erschallt des Harfners eigenſter ungeselliger Sang von Einsamkeit, Schuld und Pein; nur die ergänzende Strophe des einen Liedes, »Ihm färbt der Morgensonne Licht« (Lehrjahre VI, 1), fehlt dann.

Im Ganzen durfte der Dichter nach dem Zusammenbruch der Rettischen Theaterwirtschaft, trotz kleinen und größeren Abweichungen, fortan sich viel näher als bisher an seine erſte Niederschrift halten. Er iſt zum großen Roman gereift, die Nachbarschaft eines aufgewärmten Belsazar samt dem Bengel Bendel und einer aus dem Puppenſtand heraustrachtenden Iphigenie fällt uns nicht länger schwer aufs Herz.

Auch im Wortlaut schließt der große im Grafenschloß spielende Teil, eine Komödie des Adels vor der erst nachgeschaffenen Bildungs- und Tatenwelt Lotharios, sich eng an die »Sendung« (V, 3: III, 4) an, so daß, von dem unwichtigeren Baron abgesehen, eigentlich nur eine starke Abweichung besteht: Wilhelm ist in keine süße und gefährliche Beziehung zu der im Hintergrunde verbleibenden Gräfin gebracht, vielmehr macht die jetzt von Laertes eingenommene Baronin ihm Avancen, und die dem Schloßherrn verhängnisvolle Maskerade, die ihm einen Doppelgänger vor Augen stellt, fehlt ganz; so wurde denn der Schluß des dritten Buches neu geschaffen. Nach diesem meisterlichen Finale konnte der Roman auch unmöglich so nachlässig den Faden weiterspinnen wie ehedem (V, 12): »Es würde unverantwortlich sein, wenn wir unsere Leser, die sich ohnedies hier und da über ein allzu weitläufiges Detail beklagen dürften, nochmals mit den Abenteuern und Begebenheiten, denen unsere Gesellschaft ausgesetzt gewesen, unterhalten wollten; wir überspringen vielmehr manchen Berg und manches Tal« . . .

Der Überfall unterwegs, die Hilfe von der schönen Amazone, die dem verwundeten Wilhelm unvergeßlich



bleibt, das Folgende bis zum Eintritt bei Serlo konnte gleichfalls wesentlich, wenn auch nicht im einzelnen, so bleiben wie es war. Dem hohlen Schloßwesen hatte mit Jarno eine höhere Welt sowohl der skeptischen Betrachtung als der großen literarischen Bildung, epoche⸗machend für Wilhelm nach Seiten der Kunſt, sich entgegengeſtellt. Er ver⸗mochte schon vor dem Prinzen — Prinz Heinrich von Preußen, der Feldherr und Franzosenfreund, iſt gemeint — jene geiſtreiche Lobrede auf Racine als Dichter der vornehmen Welt zu halten, doch Shakespeares Dramen sind ihm noch ein verschlossenes Buch. Jarno legt es in seine Hand. Die »Lehr⸗jahre« fanden hier den Acker beſtellt und brauchten, was auch sonſt in diesen Partien zu beobachten iſt, Vorhandenes, als erſter Erguß schon Vollgelungenes wie Wilhelms Vertiefung in den Hamlet nur an einen geschickteren Platz zu schieben. Dies Studium setzt sich bei Serlo, dem geborenen Schauspieler und Theaterleiter, fort, die Gespräche zielen auf das Wagnis einer Aufführung, Aurelie ergreift Opheliens Rolle, kurz, es bedarf hier keines Berichtes von dem, was zu den größten Ruhmestiteln un⸗seres Romans gehört. Geſtrichen wurde nur eine allerdings überflüssige Episode Serloscher Musikvirtuosen, etwas ver⸗ändert seine Jugendgeschichte, hinzugefügt etwa dies und jenes scharfe Wort in Aureliens Reden, ersetzt der letzte Familienbericht in einem neuen, Wil⸗helm und Laertes zu Reiseplänen ver⸗bindenden Kapitel, das alte Finale der »Sendung«, das heißt der erſten Hälfte des Ganzen, teilweise an Stellen des neuen fünften Buches aufgesogen, so daß jetzt VI, 12 das vierte beschließt.

Wir finden endlich Wilhelm von Serlo, zugleich mit dem auch für uns myſteriösen Hinweis auf eine nahende Kunſtnovize, als Genossen begrüßt und selbſt, wie sein Monolog es ausspricht, zu dem Jawort geneigt, das er dann dem Drängenden gibt, und doch zaudernd. »Da ſteh ich nun nicht am Scheide⸗wege, sondern am Ziele und wage nicht den letzten Schritt zu tun, wage nicht es zu ergreifen. Ja, wenn ein Beruf, eine Sendung deutlich und ausdrücklich war, so iſt es diese« . . . Das Für und Wider wälzt sich in seinen Gedanken hin und her. Er schlägt ein, es wird zur Darſtellung des Hamlet kommen.

Man hat wohl gemeint, die theatralische Sendung, die Mission, der Beruf, sei im Gegensatze zu den ans Ziel eines hohen tätigen Bundeslebens und einer idealen Ehe führenden »Lehrjahre«, denen Novalis als einem Candide gegen die Poesie den Sieg der Prosa vorwarf, so angelegt und geplant gewesen, daß Wilhelm auf den Brettern sein Heil gefunden hätte. Ich habe das nie für denkbar gehalten und glaube nun nicht, irgend jemand könne aus unserem großen Torso einen solchen Schluß ziehen. Mag Wilhelms dichterisches und schau⸗spielerisches Streben, wenn es bloß ein Irrweg iſt, unökonomisch breit entfaltet sein, so erscheint er doch auch in der »Sendung« zwar an literarischer Bildung und an ernſten Reformgedanken dem Bühnenvolk, selbſt einem Serlo, weit voraus, bleibt aber ſtets der Liebhaber im beſten und im übleren Sinn und ſteht einsam, unüberwindlich einsam unter den Leuten vom Metier da, die in leichtem Wechsel ihre Rollen spielen. An diesen Sendling konnte der Dichter keine neue Epoche des deutschen Theaters knüpfen, ihn nicht vor der Rampe und im Regiezimmer glück⸗lich werden lassen; denn ein tragi⸗sches Scheitern wird auch der wage⸗halsigste Hypothesenschmied nimmer⸗mehr vermuten. Gewiß, wir erblicken

noch keine Spur der anfechtbaren geheimen Führung des Kaufmannssohnes durch Mitglieder eines auf Lotharios Schloß mit seinem Archiv von Lehrbriefen angesiedelten Bundes, und wir können den Fortgang nicht skizzieren, ohne die abschüssige Bahn bloßen Ratens zu betreten. Immerhin fordert nicht bloß Goethes eigene in Weimar sich erweiternde und zum tätigen Gemeindienft ftählende Entwicklung einen dem Bühnenkultus entrückten Schluß, sondern unser Fund selbft gebietet, daß man seine hinausdeutenden Motive zu Ende denke: Wilhelms Vaterschaft, seine tiefe, so gewichtig noch als allerletztes Wort (VI 14, jetzt V 4) aufgepflanzte Neigung zu der Amazone (Natalie), die doch sicherlich Lotharios »treffliche Schwefter« ift, Aureliens beredte Worte über diesen Lothario und ihre Andeutung wenigftens, wie gern sie Wilhelm zu ihm senden möchte . . . Kann ein Zweifel darüber bleiben, nach welcher Himmelsrichtung sich der Roman fortbewegen und wo nach Friedrichs Scherz Saul, der Sohn Kis', der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, ein Königreich finden sollte?

(Berlin, 18.—20. September 1911.)

Lebenseindruck und Kunstwerk.

Bemerkungen zu Richard Wagners »Mein Leben«.

Von

Carl Krebs.

Als Richard Wagner nach seinem Weggang von München in Triebschen bei Luzern ein Heim gefunden hatte, diktierte er in Stunden des Ausruhens seiner Frau einen Rückblick auf sein Leben. Diese Aufzeichnungen wurden gedruckt und wenigen vertrauten Freunden zugänglich gemacht. Es heißt in der kurzen Vorbemerkung, an eine allgemeine Veröffentlichung dieser Autobiographie könne erft einige Zeit nach dem Tode des Verfassers gedacht werden, der hierüber seinen Erben teftamentarische Beftimmungen hinterlassen würde.

Jetzt ift nun, scheint es, der Zeitpunkt gekommen, an dem Wagners Teftament seine Lebenserinnerungen*) der ganzen Welt zu schenken geftattet hat, denn sie liegen in zwei ftarken Bänden dem deutschen Publikum käuflich vor.

Die Erinnerungen beginnen mit Richard Wagners frühefter Jugend und endigen mit dem Jahr 1864 an dem Zeitpunkt, wo der von aller Hilfe entblößte und verzweiflungsvoll geflohene Künftler von Ludwig II. nach München berufen wurde. Es hat ursprünglich in Wagners Absicht gelegen, die Aufzeichnungen noch weiter fortzuführen, was aus einer Bemerkung auf S. 782 zu entnehmen ift. Dort erzählt Wagner, wie er die für Paris nachkomponierte Venusbergmusik Cornelius zum Kopieren gab und die Kopie sich zwar aneignete, die Originalhandschrift aber Cornelius ließ, und fügt hinzu: »was hieraus sich entwickelte, werden wir später erfahren«. Er spielt hier auf

*) »Mein Leben« von Richard Wagner. 1911 F. Bruckmann, A.-G., München. Preis 25 Mark.



Dinge an, die Max Kalbeck im zweiten Band (erſter Teil) ſeiner Brahms-Biographie ausführlich mitteilt. Cornelius hatte nämlich das Manuskript an Tausig und dieser es an Brahms verschenkt. Auf Wagners Veranlassung verlangte ſpäter ſowohl Cornelius wie auch Frau Wagner das Original von Brahms zurück, der ſich aber erſt auf eine von Wagner ſelbſt ausgesprochene Bitte dazu verſtand, es ihm wieder zuzuſtellen, und dafür als Gegengabe die Partitur des Rheingolds mit eigenhändiger Widmung erhielt. Dies wollte also Wagner von ſeinem Standpunkt aus auch erzählen (ſoweit ihm der Verlauf der Angelegenheit damals, 1869, ſchon bekannt war, denn die Rückgabe erfolgte erſt 1875), wurde aber augenscheinlich von der Fortsetzung der Memoiren abgehalten. Wodurch, iſt nicht ſchwer zu ergründen: Bayreuth trat in Sicht, die Uebersiedelung dahin fand ſtatt, die Patronatsvereine wurden gegründet, und die Arbeit, die mit den Vorbereitungen zur Aufführung ſeines Riesenwerkes erforderlich wurde, ſchien Wagner wichtiger, als das Rückschauhalten.

Diese Selbſtbiographie iſt ſo überreich an Einzelheiten und eingehenden Schilderungen relativ unbedeutender Ereignisse, daß man notwendig annehmen muß, es haben der Niederschrift ſorgfältig geführte Tagebücher zu Grunde gelegen. Schon deshalb möchte ich das glauben, weil die Erinnerung, falls ihr ſolche Hülfsmittel nicht zur Verfügung ſtehen, ins Große ſtilisiert, das Wichtige heraushebt, das Nebensächliche fallen läßt, während hier Bedeutendes und Unbedeutendes, ja ſelbſt ſehr viel Kleinliches, mit gleicher Liebe behandelt iſt. Besonders in der zweiten Hälfte des Werkes tritt das hervor, woraus ſich dann Vorteile und Nachteile ergeben. Die Plaſtik der Darſtellung leidet ganz entschieden unter der Überhäufung mit Detail; die kurze Lebensbeschreibung, die Wagner ſeinen gesammelten Schriften vorangeſtellt hat, zeigt ſeine Entwickelung und ſein Wesen in ſchärferen Umrissen, als diese ausführliche Lebensbeschreibung, und die »Mitteilung an meine Freunde« deckt die Zusammenhänge in ſeinem Schaffen noch deutlicher auf. Auf der andern Seite aber geben uns hier manche Ausführungen ganz überraschende und belehrende Aufschlüsse darüber, wie ſich in Wagner ein Eindruck, ein Erlebnis in Kunſt umsetzt und Geſtalt gewinnt, und auf diese Seite der fragmentarischen Selbſtbiographie möchte ich hier etwas näher eingehen.

Über das Problem des künſtlerischen Schaffens iſt viel nachgedacht und geschrieben worden, ohne daß man der Sache wirklich auf den Grund gekommen wäre; ſehr natürlich, da die Lösung dieses Problems für jede Künſtlerindividualität eine andere ſein wird. Der Künſtler allein könnte aufklärende Auskunft geben, könnte über ſeine eigenen Erfahrungen ſich vernehmen lassen, aber der iſt meiſtens ſchweigsam und zum Abſtrahieren und Theoretisieren wenig geneigt. Wagner jedoch entfaltet eine ungemeine Mitteilsamkeit und liebt es, nachdenkliche Betrachtungen über das Wesen ſeiner Kunſt und die Bedingungen ſeines Produzierens anzuſtellen, und geſtattet uns ſo gewissermaßen Einblicke in ſeine Werkſtatt.

Schon in der »Mitteilung an meine Freunde« hat er das Problem angegriffen. Er ſetzt hier das künſtlerische Vermögen zunächſt in die Kraft des Empfängnisvermögens und meint, es beſtimme den künſtlerischen Charakter das Eine, daß er ſich rückhaltlos den Eindrücken hingibt, die ſein Empfindungswesen ſympathisch berühren. »Gerade aber die Macht dieser Eindrücke mißt



sich wieder nach der Kraft des Empfängnisvermögens, das nur dann die Kraft des Mitteilungsdranges gewinnt, wenn es bis zu einem entzückenden Übermaße von den Eindrücken erfüllt ist.« Er führt dann weiter aus: wo die Anregung nur von künstlerischen Eindrücken empfangen wird, das heißt, wo künstlerische Eindrücke allein das Empfängnisvermögen absorbieren, Lebenseindrücke jedoch nur schwach stattfinden, da wird sich eine vom Leben abgesonderte, absolute Kunst entwickeln, die Wagner als weibliche bezeichnet, und zu der er vornehmlich Malerei und Musik rechnet. Von Persönlichkeiten aber, bei denen die vorhandene künstlerische Empfängniskraft die Empfängnis für Lebenseindrücke nicht geschwächt, sondern gestärkt hat, wird das Leben selbst endlich nach künstlerischen Eindrücken aufgenommen, »und die Kraft, die aus der Überfülle dieser Eindrücke zum Mitteilungsdrang erwächst, ist die eigentlich wahrhaft dichterische. Diese sondert sich nicht vom Leben ab, sondern vom künstlerischen Standpunkt aus strebt sie ihm selbst gestaltend beizukommen«.

Die Kunstwerke nun, die Wagner geschaffen hat, ergreifen uns eben deshalb mit so großer Gewalt, weil ihnen Saft und Kraft unmittelbar aus dem Leben zugeflossen. Wieweit Szene um Szene mit Erlebnis und sinnlicher Anschauung zusammenhängt, können wir selten nachweisen; um so wertvoller ist das Material, das uns die Selbstbiographie für einige Fälle liefert.

Als 1826 Wagners Mutter und Schwestern nach Prag übergesiedelt waren, blieb er allein in Dresden zurück und wurde bei einer Familie Böhm in Pension gegeben. In diese Zeit fällt seine erste Erinnerung an knabenhafte Verliebtheit. Ein sehr schönes junges Mädchen trat einst in sauberem Sonntagsputz bei der Familie ein, und Richard wurde durch eine plötzlich erwachte Zuneigung so stark erregt, daß er in lange andauernder Sprachlosigkeit dies »Gebild aus Himmelshöhen« anstarrte. Diese eigene Erfahrung leitete ihn öfter bei der Gestaltung seiner Dramen: als der Holländer Senta zum ersten Mal entgegentritt, bleiben beide, Blick in Blick versenkt, sprachlos lange einander gegenüber stehen; und nachdem Tristan und Isolde den Liebestrank getrunken, vergeht ihnen auch die Sprache, und erst nach Minuten stummen Anschauens löst sich die Starrheit des Unbewußtseins in dem gestammelten Ausruf: Tristan — Isolde! Und Siegmund vor Sieglinde, Siegfried vor der erwachten Brünnhilde — es ist immer das gleiche: die Liebe lähmt die Zunge und entrückt die Betroffenen aus der Welt. Hier sehen wir also, daß der so oft verspottete »lange Blick« bei Wagner nichts Konstruiertes und Ergrübeltes ist, sondern ein Erlebnis am eigenen Leibe des Künstlers.

Nach der verunglückten Magdeburger Theaterkampagne unternahm Wagner behufs Gewinnung von Opernkräften eine Reise nach Süddeutschland und hielt sich dabei auch einige Zeit in Nürnberg (oder Nürenberg, wie er auch hier schreibt) bei seinem Schwager Wolfram auf, der dort am Theater Regisseur war. Es wurde eines Abends viel gezecht und dabei ein Nürnberger Bürger, der sich auf seinen Gesang Ungemessenes einbildete, arg verhöhnt. Am Schluß brachte die ganze Gesellschaft den Trunkenen nach Hause und wollte dann wieder ins Wirtshaus zurück, das inzwischen geschlossen war. Der Wirt hätte seine Stammgäste gern eingelassen, aber es hatte sich noch eine andere Gesellschaft angefunden, die ebenfalls Einlaß



begehrte, und die der Polizeiſtunde wegen ausgeschlossen bleiben sollte, wodurch der Wirt in peinliche Verlegenheit kam. »Aus dieser Situation entstand nun«, so erzählt Wagner, »eine Verwirrung, welche durch Schreien und Toben sowie durch unbegreifliches Anwachsen der Masse der Streitenden bald einen wahrhaft dämonischen Charakter annahm. Mir schien es, als ob im nächſten Augenblick die ganze Stadt in Aufruhr losbrechen würde, und ich glaubte wirklich abermals zum Zeugen einer Revolution werden zu müssen, von der aber kein Mensch irgendeinen wahrhaftigen Anlaß zu begreifen imſtande war. Da plötzlich hörte ich einen Fall, und wie durch Zauber ſtob die ganze Masse nach allen Seiten auseinander. Einer der Stammgäſte . . . hatte nämlich . . . einen der heftigſten Schreier durch einen gewissen Stoß mit der Fauſt zwischen die Augen besinnungslos, wenn auch unschädlich verwundet, zu Boden geſtreckt; und die Wirkung hiervon war es, welche so plötzlich alles auseinanderjagte. Kaum eine Minute nach dem heftigſten Toben von mehreren Hunderten von Menschen konnte ich mit meinem Schwager Arm in Arm, ruhig scherzend und lachend, durch die monderleuchteten Straßen nach Hause wandern.«

Wer denkt hierbei nicht an den Schluß des zweiten Aktes der »Meiſterſinger«! Jahrzehntelang hatte vielleicht die Erinnerung an diese Szene in Wagners Geiſt geschlummert, um dann, als er an den Meiſterſingern arbeitete, plötzlich wieder lebendig zu werden. Aber welch ein Unterschied zwischen dem rohen Stoff, wie ihn das Leben geliefert hatte, und dem Kunſtwerk, das ein Meiſter daraus formte! Dort das Wirken des blinden Zufalls, ein sinnloses Zusammenſtrömen und Zerſtieben angetrunkener Menschen, hier der denkbar feinſte, szenische Aufbau: Sachs, in dessen Hand alle Fäden zusammenlaufen, und der ſtändchenbringende Beckmesser auf der einen, das zur Flucht bereite Liebespaar auf der anderen Seite, und dazwischen, hineingezogen durch das jammervolle Singen des Stadtschreibers, zuerſt die Lehrbuben und dann die gesetzten Bürgersleute, danach die dämonische Steigerung des musikalischen Tumultes bis zu einem Punkt, wo die Kunſt Gefahr läuft, in Naturalismus umzuschlagen. Und dann ein plötzliches Zurückdämmen des Ganzen, ehe jener Punkt überschritten iſt, wiederum durch Sachs, der David, den Schürer des Lärmens, verprügelt und Stolzing mit sich ins Haus zieht. Und anſtatt Wagner und Wolfram sehen wir den Nachtwächter, dessen Ruf die Szene eingeleitet hat und beschließt, sie wie in einen Rahmen faßt, verschlafen und erſtaunt durch die leeren, mondbeglänzten Gassen ziehen, als ob er sagen wollte: »Mir schien doch, hier war vorhin Straßenlärm! Aber ich werde mich wohl getäuscht haben.« Die Vergleichung des von Wagner erzählten Erlebnisses mit der Form, die es in den Meiſterſingern gewonnen hat, gehört zum Aufklärendſten, was man über das Verhältnis von Natur zu Kunſt finden kann.

Vor der Aufführung des Rienzi, im Juni 1842, hatte Wagner einen Aufenthalt in Teplitz genommen und machte von hier einen Ausflug in die böhmischen Berge. Dabei schrieb er den vollſtändigen Plan zu einer neuen Oper auf, die er den »Venusberg« nennen wollte, die aber später den Namen »Tannhäuser« erhielt. Eines Tages wurde er beim Umbiegen um eine Talecke durch eine luſtige Tanzweise überrascht, die ein Hirte, auf eine Anhöhe gelagert, pfiff. Wagners Phantasie befand sich sofort im Chor der Pilger, die an dem Hirten

vorbei durch das Tal ziehen, doch konnte er sich später auf keine Art jene Weise des Hirten wieder ins Gedächtnis zurückrufen, und hatte sich deshalb »auf die bekannte Art selbft zu helfen«, wie er sagt. Und auch diese Art war genial: wie der Hirte auf dem Felsen die Schalmei bläft und sein munteres Mailied singt, und wie sich dann die luftigen Klänge der Schalmei mit dem ernften Pilgergesang vermischen, das ergiebt eine Kontraftwirkung von erschütternder Gewalt. Von dem Naturbild ift hier nur ein winziger Kern übrig geblieben, um den herum die künftlerische Einbildungskraft eine wundervolle Szene geformt hatte. Ähnlich fteht es mit anderen Natureindrücken, die Wagner gelegentlich empfing. 1857 war er in sein Züricher »Asyl« eingezogen, am Ende des April, bei feuchtem, kaltem Wetter. Am Charfreitag schien ihm zum erften Mal die Sonne warm aufs Dach, das Gärtchen war ergrünt, die Vögel sangen, und da sagte sich Wagner plötzlich, daß ja »Charfreitag« sei! Wie aus tiefer Vergessenheit tauchte ihm wieder Wolfram von Eschenbachs »Parzival« auf, in dem ihm vor langen Jahren die Charfreitagsmahnung tiefen Eindruck gemacht hatte, und von dem Charfreitagsgedanken aus konzipierte er schnell den ganzen Parsifal, den er sofort mit wenigen Zügen flüchtig skizzierte.

Vom Asyl aus unternahm er an schönen Nachmittagen Ausflüge nach dem ftillen Sihltal, in dessen Wäldern er aufmerksam dem Gesang der Waldvögel lauschte. Was er von ihren Weisen mit nach Hause brachte, legte er in der Waldszene des Siegfried »in künftlicher Nachahmung nieder«. Diese künftliche Nachahmung war nun nichts anderes, als ein vollkommenes künftlerisches Umdichten. Aus der Waldszene klingt uns nicht etwa der Gesang dieses und jenes Vogels erkennbar wieder, sondern wir empfangen die Stimmung, die uns in einem von Vogelftimmen durchtönten, von Sonnenftrahlen durchleuchteten Wald umfängt, aus der Hand des Künftlers zurück, aber erhöht und vom Zufälligen zum Typischen vervollkommnet.

Auch die »traurige Weise« im Triftan geht auf Lebenseindrücke zurück. Es war in Venedig nach der Flucht aus dem »Asyl«, als Wagner in einer schlaflosen Nacht zum erften Mal den altberühmten Naturgesang der Gondolieri hörte. Melancholische Dialoge, die von Fern und Nah herüberklangen, und die ihn zu sehr ergriffen, als daß er ihre jedenfalls sehr einfachen Beftandteile hätte gedächtnismäßig fixieren können. Noch näher trat ihm dieser Naturgesang, als er eines Nachts durch den dūfteren Kanal heimfuhr. Es trat plötzlich der Mond hervor und beleuchtete phantaftisch die alten Architekturen und seinen Gondelführer, der nun mit einem aus tieffter Bruft auffteigenden, dem Tiergeheul nicht unähnlichen Klageton einsetzte und nach lang ausgehaltenem »Oh« in den musikalischen Ausruf »Venezia« mündete. Wagner sagt, daß diese Eindrücke während der Arbeit am zweiten Akt des Triftan ihn beherrschten, ja vielleicht die schon hier entworfene, lang gedehnte Klageweise des Hirtenhorns im Anfange des dritten Akts ihm unmittelbar eingaben.

Einen durchaus intuitiven Charakter trägt jedoch folgender Vorgang: Wagner hatte im September 1853 einen Ausflug nach Italien gemacht und war nach großer Abspannung durch Krankheit und Reiseftrapazen in einem Spezianer Gafthaus nicht in den ersehnten Schlaf, aber in eine Art von somnambulen Zuftand versunken, in dem er plötzlich





die Empfindung hatte, in ein stark fließendes Wasser zu versinken. Er erzählt: »Das Rauschen desselben stellte sich mir bald im musikalischen Klange des Esdur-Akkordes dar, welcher unaufhaltsam in figurierter Brechung dahin wogte; diese Brechungen zeigten sich als melodische Figurationen von zunehmender Bewegung, nie aber veränderte sich der reine Dreiklang von Esdur, welcher durch seine Andauer dem Elemente, darin ich versank, eine unendliche Bedeutung geben zu wollen schien. Mit der Empfindung, als ob die Wogen jetzt hoch über mich dahinbrausten, erwachte ich in jähem Schreck aus meinem Halbschlaf. Sogleich erkannte ich, daß das Orchestervorspiel zum Rheingold, wie ich es in mir herumtrug, doch aber nicht genau hatte finden können, mir aufgegangen war; und schnell begriff ich auch, welche Bewandtnis es durchaus mit mir hatte: nicht von außen, sondern nur von innen sollte der Lebensstrom mir zufließen.«

Gewiß, gegenüber dem, was der Künstler aus seinem Innern gebiert, ist die Anregung, die er von außen erhält, eine geringe zu nennen; aber, wie wir gesehen haben, kann das Erlebnis entscheidende Anstöße geben und künstlerische Entwickelungen auslösen, die sonst vielleicht anders verlaufen wären oder nie stattgefunden hätten. Ein äußerer Anlaß war es wohl auch, der Wagner auf den Stoff zum »Ring des Nibelungen« brachte. Er hatte sich in Dresden, zur Versüßung seiner Kapellmeisterleiden, auf geschichtliche und literarische Studien geworfen und befaßte sich namentlich mit der deutschen Vergangenheit. Da konnte es nicht fehlen, daß er auch an Grimms »Deutsche Mythologie« geriet, jenes weitschichtige Werk, das aus den dürftigsten, kaum kenntlichen Bruchstücken eine untergegangene Welt wieder aufzubauen sich bemüht. Sehr lebendig schildert Wagner die trostlose Mühe, die es ihm anfangs machte, sich durch dies Gestrüpp von Philologie und Gelehrsamkeit durchzuarbeiten, wie er oft daran war, die Lektüre aufzugeben, da sich ihm Anschauliches nicht ergeben wollte, und wie er doch, durch geheime Macht gefesselt, immer wieder dahin zurückkam, da die dürftigste Überlieferung »urheimatlich« zu ihm sprach, und wie sich endlich sein ganzes Empfindungswesen mit Vorstellungen erfüllte, die sich ihm immer deutlicher zur Ahnung des Wiedergewinns eines längst verlorenen und stets wieder gesuchten Bewußtseins gestalteten. Er sagt: »Vor meiner Seele baute sich bald eine Welt von Gestalten auf welche sich wiederum so unerwartet plastisch und urverwandt kenntlich zeigten, daß ich, als ich sie deutlich vor mir sah und ihre Sprache in mir hörte, endlich nicht begreifen konnte, woher gerade diese fast greifbare Vertrautheit und Sicherheit ihres Gebahrens kam. Ich kann den Erfolg hiervon auf meine innere Seelenstimmung nicht anders als mit einer völligen Neugeburt bezeichnen, und wie wir an den Kindern die berauschende Freude am jugendlich ersten, neuen, blitzschnellen Erkennen mit Rührung bewundern, so strahlte mein eigener Blick vom Entzücken über ein ähnliches, wie durch Wunder mir ankommendes Erkennen einer Welt, in welcher ich bisher nur ahnungsvoll blind, wie das Kind im Mutterschoße mich gefühlt hatte.«

Hunderte von Menschen haben wahrscheinlich vor Wagner schon Grimms Mythologie gelesen, aber erst dem Genie erstand in der Phantasie diese Welt von Gestalten, die nach außen drängten, nach Erlösung durch Wort und Ton. Und



so wurde jenes gewaltigste Gedankenwerk geboren, in dem Wagner mit unbegreiflicher Kraft die viel verzweigte, altdeutsche und altnordische Sagenwelt zu einer Ganzheit zusammenschweißte und dem krausen Fabulieren tiefen Sinn und eine bestimmte Richtung gab.

Nur an einer Stelle läßt uns die Selbstbiographie im Stich: wo sie von dem Beginn der Arbeit am Tristan erzählt. Was Wagner hierüber zu sagen weiß, ist so merkwürdig, ja, man könnte meinen, so absichtlich nüchtern, daß es eine Erörterung geradezu herausfordert.

Man weiß, welche Wirkung das Verbanntsein aus dem Vaterlande auf Wagner ausübte: er wandte sich in Zürich zunächst von der praktischen Kunst ganz ab und verfaßte eine Anzahl polemischer theoretischer Schriften. Dann griff er wieder zum »Ring des Nibelungen«, dessen Dichtung in ihrer endgültigen Gestalt 1853 erschien, als Manuskript für seine Freunde gedruckt. Die Komposition wurde noch in demselben Jahr begonnen: das Rheingold war 1854 vollendet, die Walküre 1856 und der Siegfried war 1857 etwa bis zur Mitte des zweiten Aktes gediehen, als Wagner den Ring plötzlich beiseite schob und die Dichtung des Tristan begann. Was hat ihn zu dieser Unterbrechung veranlaßt und diesem neuen Stoff zugetrieben?

Wenn wir Wagners Darstellung glauben wollen, so hätte ihn ganz plötzlich, ohne äußere Veranlassung, ein sonderbarer Widerwille gegen die Fortsetzung der Komposition an den Nibelungen ergriffen, und er hätte beschlossen, einer lang genährten, heimlichen Neigung nachzugehen und die Dichtung des Tristan alsbald zu beginnen. Aber noch ein äußerer Grund wäre hinzugekommen. Eduard Devrient besuchte ihn und teilte ihm mit, wie günstig die Großherzogin von Baden seine Zusendung von »Wotans Abschied« aufgenommen hatte. Wagner empfing den Eindruck, daß Devrient beauftragt sei, sich mit ihm für irgendein Unternehmen zu verständigen, und so kam er auf den Gedanken, neben dem für die gewöhnlichen Operntheater unerreichbaren Ring des Nibelungen ein »praktikables« Werk zu schreiben, und erwählte hierfür den Tristan. Beschwichtigend erklärt er zwar: »Gewiß würde ich mir Unrecht tun, wenn ich mir selbst nachsagen wollte, daß ich aus diesem äußerlichen Grunde die Ausführung des Tristan in das Auge gefaßt und beschlossen hätte«, aber mit weitschweifender Beredtsamkeit kommt er doch wieder darauf zurück, daß er sich eingeredet habe, der Tristan werde ein für die Bühnen gut brauchbares Werk sein, und daß diese Selbsttäuschung ihn zur Arbeit daran mit getrieben habe. Ganz nebenbei fügt er dann, nachdem er über den Einzug des Ehepaars Wesendonck in ihre eben fertig gebaute Villa neben dem Asyl und sein Heimischwerden dort berichtet hat, hinzu: »*Sonderbarer Weise* traf der Zeitpunkt dieser nachbarlichen Annäherung mit dem Beginne der Ausführung meiner Dichtung von ‚Tristan und Isolde' zusammen.«

Ganz so liegt die Sache wohl nicht, und es wird nicht unfruchtbar sein, hier Wagner vor sich selbst in Schutz zu nehmen und zuzusehen, ob die Wurzeln zum Tristan nicht doch etwa in tieferes Erdreich münden. Wagner hatte schon 1854 an Liszt geschrieben: »Da ich nun aber doch im Leben nie das eigentliche Glück der Liebe genossen habe, so will ich diesem schönsten aller Träume noch ein Denkmal setzen, in dem vom Anfang bis zum Ende diese Liebe sich einmal so recht sättigen soll, ich habe im Kopfe einen Tristan und Isolde entworfen, die

einfachſte, aber vollblütigſte musikaliſche Konzeption; mit der ſchwarzen Flagge, die am Ende weht, will ich mich dann zudecken — um zu ſterben.« Dieſe erſehnte Liebe hatte er inzwiſchen erfahren. Aus ſeinen Briefen an Mathilde Weſendonck wiſſen wir, mit wie tiefer Liebe er die Frau ſeines Freundes umfing, wiſſen wir, wie innig dieſe Liebe erwidert wurde, und wenn über Wagners Gefühlszuſtand in jener Zeit noch irgend ein Zweifel herrſchen könnte, ſo würde er gehoben durch ſeine Kompoſitionen der fünf Gedichte von Mathilde, die in die Jahre 1857 und 1858 fallen, und die in die feinſten Falten ſeines Herzens wie mit Scheinwerfern hineinleuchten.

So ſtark dieſe Liebe war, ſo rein blieb ſie. Der Stempel der Entſagung war ihr von Beginn an aufgedrückt, zum wenigſten von Frau Weſendoncks Seite, die ihrem Mann gegenüber aus ihren Gefühlen für Wagner nie ein Hehl gemacht und ihm dadurch eine ſichere Gewähr ihrer Treue gegeben hatte. Und es wird kaum zu bezweifeln ſein, daß Wagner in der Erkenntnis dieſer Lage, wo er begreifen mußte, daß Mathilde »ihm erkoren — ihm verloren« war, wo Erfüllung und Verſagung ihm in eins verſchmolzen, zur Dichtung von Triſtan und Iſolde von innen gedrängt, und nicht durch äußere Umſtände getrieben worden iſt, und daß die Dichtung, die ja mit dem Epos Gottfrieds von Straßburg kaum mehr gemein hat als die Namen und einige Züge des Grundriſſes, durch Wagners eigenes Schickſal ihre beſondere Geſtalt und ihren eigentlichen künſtleriſchen Gehalt gewonnen hat.

Dieſe wenigen Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, wieviel aus Wagners Lebenserzählung zu ſchöpfen iſt. Ich habe hier nur eine Seite berührt; es ſind ihrer aber ſo viele, daß der Leſer Anregungen in kaum zu bewältigender Fülle erhält, auch Anregungen zum Widerſpruch, die gewiß nicht geringer zu ſchätzen ſind als Anregungen zur Zuſtimmung und zu vertiefender Gedankenarbeit.

Das Problem der Freiheit.

Von

Hugo Münsterberg.

Für das Problem der Freiheit*) gilt dies vor allem: wer es wie eine Frage behandelt, die durch ein einfaches Ja oder Nein beantwortet werden kann, der macht es ſich dadurch von vornherein unmöglich, das Problem wahrhaft zu löſen. Das Ja oder das Nein wäre gleichermaßen nicht eine Erledigung, ſondern eine Mißachtung der Schwierigkeiten. Die mannigfaltigen Problemzuſammenhänge würden dadurch nicht entwirrt, ſondern auseinandergeriſſen und zerſtört. Und dieſe Mannigfaltigkeit der Aufgaben liegt im Begriffe der Freiheit auch bereits dann, wenn er nur im engſten Sinne genommen wird, wenn lediglich nach dem freien oder unfreien Zuſtandekommen der Willenshandlung im Täter ſelbſt gefragt wird; nur in dieſer engſten Be-

*) Stenographiſche Nachſchrift der Abſchiedsvorleſung des Harvard-Austauſchprofeſſors in der alten Aula der Univerſität Berlin am 27. Juli 1911.

grenzung soll das Freiheitsproblem uns hier bekümmern. Im Getriebe der Welt hören wir vielmehr von einer ganz anderen, weiteren Freiheit, von der Freiheit, welche außerhalb des Handelnden die Hemmnisse für die Verwirklichung seiner Wünsche beseitigt. »Frei ist der Bursch« bezieht sich ja nur darauf, wie sich die anderen zu ihm verhalten; über sein eigenes Verhalten bekundet es nichts. Die »Freiheit, die ich meine, die mein Herz erfüllt,« ist immer nur die Freiheit, die äußere Schranken beseitigt, Schranken, welche die Natur oder die Gesellschaft um den Handelnden auftürmen mag; das innerste Wesen der Handlung selbst wird dadurch nicht berührt. Der Wollende ist in bezug auf die Freiheit oder Unfreiheit seines Willens kein anderer in der »freien« Natur als hinter einengenden Kerkermauern. Gewiß bietet auch jener weitere Freiheitsbegriff philosophische Probleme. Der Soziologe und vor allem der Ethiker und der Rechtsphilosoph fragen nach den Schranken, welche die Gesellschaft um den einzelnen errichten darf und soll. Wir aber mögen von diesem staatsphilosophischen Freiheitsbegriff vollkommen absehen. Die innere Freiheit des Menschen allein und nicht die äußere ist das Zentralproblem, wenn wir Lebensauffassung und Weltanschauung erringen wollen.

Auch in dieser Begrenzung wagen wir nun aber nicht, sofort an das Problem als ein Ganzes heranzutreten. Wir müssen langsam vordringen, und fast scheint es unwichtig, von welcher Seite wir ausgehen. Sicherlich haben wir den festesten und greifbarsten Anhalt, wenn wir beginnen mit der Willenshandlung als einem körperlichen Vorgang in der Natur. Niemand darf behaupten, daß eine Willenshandlung nichts weiter sei als der Ablauf körperlicher Vorgänge; müssen wir da doch von vornherein von allemdem absehen, was sich im Bewußtsein abspielt, von den Vorstellungen und Gefühlen und dem inneren Willenserlebnis. Aber ebenso darf niemand bestreiten, daß jede Willenshandlung durch ihren Handlungsvorgang selbst ein Stück Naturprozeß ist. Jedes Wort, das wir sprechen oder schreiben, jedes Zuwenden oder Abwenden, jede Tat, durch die wir eingreifen in die natürlichen oder sozialen Dinge, ist zunächst eine Muskelkontraktion. Ob sich da tausend ausgreifende Bewegungen verketten, um ein großes Werk in der Außenwelt durchzuführen, oder ob sich nur die Stimmbänder und die Mundorgane kontrahieren, um ein kurzes Ja oder Nein zu sprechen, wir haben in jedem Falle einen physischen Bewegungsvorgang vor uns, der als solcher selbstverständlich nur den Naturforscher interessiert, aber dem Naturforscher denn auch wirklich eine klare, eindeutige Erklärungsaufgabe stellt. Gewiß mag jedem Ja oder Nein eine lange Reihe von Gedanken und Gemütsbewegungen vorangegangen sein, aber der Naturforscher hat kein Recht, sich sein eigenstes Problem dadurch zu erleichtern, daß er bei seinen Erklärungsbemühungen zu einem Gebiete hinüberschielt, daß außerhalb seines Kreises liegt. Seine Aufgabe ist deutlich vorgezeichnet. Für physische Vorgänge hat er physische Ursachen zu finden. Jeder nicht physische Eingriff in den Kausalzusammenhang der mechanischen Welt bedeutet im letzten Grunde ein von seinem Standpunkte aus ungelöstes Problem und bleibt für ihn ein Wunder; die Voraussetzungen seiner Forschung würden dadurch aufgehoben. Er untersucht nicht erst, ob diese körperliche

Welt überall räumlich und jederzeit zeitlich und in jedem Geschehen ursächlich bedingt sei, sondern er setzt alles das gerade voraus, sobald er an eine einzelne Aufgabe herantritt. Jede Kontraktion der Lippen und der Zunge beim Sprechen, jede Bewegung der Finger beim Schreiben muß der Voraussetzung gemäß ihre gesamte Ursachenreihe in der Körperwelt besitzen, und die Frage kann nur sein, ob es überhaupt denkbar ift, daß die heutige Naturwissenschaft ein so unendlich kompliziertes Problem bewältigen könne.

Freilich, die Kompliziertheit der Aufgabe ift kaum anders als die, welche andere biologische Erscheinungen darbieten. Die Stoffwechselvorgänge im Organismus, die Wachstumsprozesse in Pflanze und Tier verlangen ebenfalls ein millionenfaches Zusammenwirken von Teilprozessen. Die bloße Vielheit der Teilvorgänge kann den Naturforscher nicht schrecken, wenn er die beftimmte Muskelkontraktion, durch die ein Wort gesprochen wird, auf millionenfache Teilvorgänge im Gehirn zurückführt. Die Erregungen und ihre Nachwirkungen in den Gehirnzellen, die Hemmungen und Bahnungen in den nervösen Leitungswegen, die Assoziationen und Reaktionen im Zentralnervensyftem, kurz all die Mechanismen und Chemismen, mit denen der moderne Gehirnphysiologe arbeitet, würden da ins Spiel treten. Die eigentliche Schwierigkeit liegt nun aber nicht in der Zusammengesetztheit des Prozesses. Was alle bloß physischen Betrachtungen der menschlichen Handlung so unzureichend erscheinen läßt, ift ja doch vielmehr die Zweckmäßigkeit der Handlung, die Intelligenz, die sich in ihr ausspricht. Wie soll aus dem Spiel der Gehirnzellen die Weisheit abzuleiten sein, die sich im gesprochenen Worte bekundet? Aber vom Standpunkte des Naturforschers gesehen, bedeutet das doch nur, daß die Handlung zweckmäßig den Bedingungen der Umwelt angepaßt ift, und gerade das gilt ja von jedem organischen Vorgang. Die Stoffwechselvorgänge nach der Mahlzeit sind nicht minder zweckmäßig den Bedürfnissen angepaßt und scheinbar ausgewählt im Interesse der Persönlichkeit. Trotzdem führt der Biologe sie nicht auf chemische Intelligenz zurück; er weiß, daß er sein Problem der Lösung keinen Schritt nähergebracht hätte, wenn er eine Stoffwechselpsyche den chemischen Verdauungserscheinungen überordnen würde. Unser Zeitalter weiß, daß im Gegenteil gerade die zweckmäßigen Funktionen durch ein bequemes Begriffsschema heute erklärt werden können. Hat der Biologe erft einmal den Nachweis erbracht, daß ein Organ zweckmäßig funktioniert, so gilt es ja in dem darwiniftischen Ideenkreise als grundsätzlich erklärt. Auch der Apparat, der die Muskelbewegung erzeugt, wird gerade deshalb, weil er so Zweckmäßiges hervorbringt, dem modernen Naturforscher in seinem Entftehen und in seinem Funktionieren verftändlich sein.

Nur muß allerdings der Apparat auch wirklich als ein Ganzes betrachtet werden, da er nur in seiner Gesamtheit als Inftrument des biologischen Zweckes verftanden werden kann. Da genügt es dann nicht, etwa von den Muskeln allein oder vom Gehirn allein zu sprechen, denn selbft ein Gehirn wäre ein durchaus zweckloses Organ in einem Organismus, der keine Sinnesorgane besitzt. Ebenso zwecklos freilich wäre das Gehirn mit Sinnesorganen, dem die Muskeln fehlten. Der Apparat, der allein biologisch zweckmäßig arbeitet, ift jener gesamte Reflexbogen, der mit den Sinnesorganen beginnt, durch Millionen Sinnesnerven zum Zentralnervensyftem führt,



durch milliardenfache Verflechtung im Rückenmark und Gehirn weiterführt zu den Bewegungsnerven und schließlich in den Muskeln endet. Der Biologe weiß, wie solch ein Apparat sich stammesgeschichtlich von den niedersten Lebewesen aus in steter Differenzierung langsam entwickelt hat, und wie in jedem Individuum von den einfachsten Saug- und Schluckbewegungen des Neugeborenen bis zu den schwierigsten Handlungen des Erwachsenen der Prozeß selbst sich immer mehr kompliziert. Aber auf jeglicher Stufe, vom Protisten bis zum höchsten Säugetiere, vom ersten Lebenstage des Menschen bis zu seinem letzten, ist die Leistung jenes Reaktionsapparates, der auf Sinneseindrücke mit Bewegungen, auf Fragen mit Antworten reagiert, eine zweckmäßige und prinzipiell deshalb naturwissenschaftlich erklärbare. Die einzelne Handlung bleibt freilich unberechenbar, so wie die Bewegung der Welle mitten im Meer unberechenbar ist, weil die Zahl der Teilursachen dem Beschreibenden unübersehbar bleiben muß. Aber dem Wesen nach ist weder die Bewegung der Welle, noch die Bewegung der Arme und Finger des Schreibenden, der Stimmbänder und Lippen des Sprechenden der rein physikalischen Erklärung entzogen.

Ist die Handlung, die der Naturforscher so erklärt, frei oder unfrei? Im Grunde müssen wir antworten, daß die Frage selbst hier bedeutungslos wird. So wenig, wie wir fragen würden, ob jene Welle sich frei oder unfrei bewegt, so wenig sollten wir es in bezug auf die Lippen und Finger fragen. Daß die Bewegung dem Kausalgesetz unterliegt und vollkommen erklärbar ist, gilt als selbstverständlich. Diese Kausalgesetzmäßigkeit aber als Unfreiheit zu bezeichnen, hat dann eigentlich gar keinen Sinn, da diese Welt der mechanischen Kausalität aus sich heraus überhaupt nicht die Frage nach einer Freiheit suggerieren kann.

Nun besagt uns jedes einzelne Willenserlebnis, daß alles, was der Naturforscher in sein Begriffsnetz einfangen kann, doch das Wesentlichste zurückläßt, die innere Erfahrung, die Bewußtseinserscheinung. Unsere Willenshandlung besteht nicht darin, daß wir sprechen oder schreiben, rechts gehen oder links ausweichen, sondern daß wir in unserem Bewußtsein ein Wollen fühlen und die Motive erleben, die zur inneren Entscheidung führen. Auch da müssen wir zunächst die positive Wissenschaft um Rat fragen. Hier kommt nun nicht mehr die Physik, sondern die Lehre von den psychischen Erscheinungen, die Psychologie in Betracht. Aber so unklar und inkonsequent die Aufgabe der Psychologie auch häufig heute gefaßt wird, die ganze Entwicklung der modernen Psychologie hat das doch klargestellt, daß sie tatsächlich dahin strebt, eine Naturwissenschaft der inneren Erfahrungen zu werden. Sie hat ein anderes Objekt als die Naturwissenschaft der Außenwelt, aber ihre Methode ist im Grunde die gleiche. Auch sie will ihre Objekte beschreiben, klassifizieren, in ihre Bestandteile zerlegen und ihre Vorgänge und Veränderungen kausal erklären. So wie der Naturforscher die Dinge da draußen in Elemente und Moleküle und Atome zerlegt, so muß der Psychologe die Wahrnehmungen und Vorstellungen, die Erinnerungen und Phantasien, die Gemütsbewegungen und Wollungen und Gedanken in einfachere und immer einfachere Bestandteile zerlegen und aus dem Wechselspiel dieser elementarsten Bewußtseinsinhalte das ganze Geschehen in der inneren Welt erklären.

Freilich weiß der Psychologe, daß die wirklichen Bewußtseinsinhalte zu einer geschlossenen Erklärung nicht ausreichen. Um einen Kausalzusammenhang zu schaffen, muß er das bewußt Erlebte er⸗gänzen, und durch die Art der Ergänzung sondern sich zwei große Gruppen psycho⸗logischer Arbeit. Die einen suchen die Zwischenglieder des Zusammenhangs in einem unbewußt Psychischen, das sie hy⸗pothetisch hinzuergänzen. Der Gedanke und der Wille, wenn sie ins Bewußt⸗sein eintreten, sind dann zum Teil, viel⸗leicht zum größten Teil, durch ein unbewußtes Geschehen vorbereitet und bedingt. Die andere Partei vermeidet die Konſtruktion unbewußter psychischer Mechanismen und versucht in die Lücken des Zusammenhangs der bewußten Er⸗scheinungen physische Zwischenglieder einzuschalten. Nicht ein unbewußter Seelenapparat, sondern der physische Gehirnapparat trägt dann die Verant⸗wortlichkeit für den Ablauf der psy⸗chischen Erscheinungen. Solche Theorie, wie die moderne physiologische Psycho⸗logie sie heute bevorzugt, verlangt dann, daß jedes psychische Element an eine beſtimmte physiologische Gehirnerregung gebunden gedacht wird, und daß nun der eigentliche Zusammenhang und die Verkettung auf physischer Seite vor sich geht, das Psychische aber nur Begleit⸗erscheinung wird. Vorbildlich wird da die Wahrnehmungsvorſtellung. Die Landschaft, die wir wahrnehmen, muß die Nerven unserer Netzhaut hundert⸗tausendfach erregen, und diese Augen⸗reizung muß sich auf hunderttausend Bahnen in eine millionenfache Gehirn⸗erregung umsetzen, und diese Gehirn⸗erregung iſt dann begleitet von unserer Wahrnehmungsvorſtellung des Land⸗schaftsbildes. Nach diesem Schema versucht die Psychologie die gesamten Bewußtseinsinhalte in empfindungsartige Elemente aufzulösen und ihre Aufein⸗anderfolge aus den Gehirnvorgängen abzuleiten.

Die Vorzüge solcher Theorie leuch⸗ten ein. Die Theorie des Unbewußten bietet ja keinerlei wirkliche Erklärung, sie verschiebt nur alle unerklärten Vor⸗gänge in ein der Erfahrung nicht zu⸗gängliches Gebiet. Die physiologische Theorie dagegen verknüpft die bekannten psychischen Erscheinungen mit den nicht minder bekannten und der Er⸗forschung zugänglichen Prozessen in der körperlichen Sphäre. Dadurch wird es aber zugleich möglich, die psychischen und die physischen Vorgänge in solchen Zusammenhang zu bringen, daß sie sich in eine gemeinsame Theorie einfügen. Wer den psychischen Me⸗chanismus durch unbewußtes Psychisches erklären will, schafft dadurch für das Seelische Sonderansprüche, die mit den Forderungen der Naturwissenschaft, vornehmlich mit der Lehre von der Erhaltung der Energie in der Körper⸗welt notwendig in Konflikt geraten. Entscheidend aber schließlich iſt, daß selbſt innerhalb solchen psychischen Sy⸗ſtems von einer wirklichen Erklärung überhaupt gar nicht die Rede sein kann. Da lassen sich wohl typische Regel⸗mäßigkeiten der Erscheinunpen auf⸗weisen, aber irgend eine Notwendig⸗keit des Zusammenhangs, eine wirkliche Erklärung, daß der eine Bewußtseins⸗inhalt dem anderen folgen muß, gibt es für die psychischen Elemente nicht und kann es nicht geben. Und was für die bewußten Erscheinungen schon nicht möglich ist, iſt selbſtverſtändlich dann für die unbewußten auch nicht zu fordern. Im Gegensatz dazu weisen die physikalischen Gesetze der Mechanik auf wirkliche Notwendigkeit hin, und das Ideal des naturwissenschaftlichen Denkens bleibt deshalb die mechanische

Naturauffassung, welche die Erscheinungen als notwendig verkettet. Die Theorie der physiologischen Psychologie baut durchaus auf dieser Grundlage. Ihre prinzipielle Stellungnahme kann dadurch nicht berührt werden, daß die Gehirnphysiologie unserer Tage von einem wirklichen kausalen Verständnis der Einzelprozesse im Nervensystem noch weit entfernt ist. Entscheidend ist für sie nur, daß lediglich auf dieser Grundlage und auf keiner anderen ein solches Verständnis denkbar ist.

Auch die Willenslehre hat sich nun längst diesen theoretischen Gesichtspunkten fügen müssen. So wie der Psychologe im Dienste seiner Beschreibung und Erklärung die einzelne, scheinbar einheitliche Wahrnehmung in zahllose Elementarinhalte auflöst, gewissermaßen in psychische Atome, so muß nun auch der dem unmittelbaren Bewußtsein so einheitliche Willensakt zerbrochen und zerrieben werden, bis nicht weiter auflösbare Bestandteile sich darbieten. Wird alles das, was wir beim Wollen in unserem Bewußtseinsinhalte finden, konsequent zerlegt, so findet sich nun kein einzelnes eigentliches Willenselement mehr, sondern was wir Willen nennen, ergibt sich dann als ein Komplex von Elementarempfindungen und Elementargefühlen. Nur die besondere Zusammensetzung macht dann das Wesen des Willens aus. Seine Bestandteile sind nicht andere als die, welche in die Vorstellungen eingehen, genau so, wie in der äußeren Natur die Bestandteile der organischen Stoffe keine anderen als die der unorganischen sind. Gemeinsam scheint allen psychischen Erlebnissen in der voll entwickelten Willenshandlung, daß die Vorstellung des zu erwartenden Erfolges vorangeht, daß sie sich verbindet mit der Vorstellung des eigenen Ich und mit der Vorstellung der Bewegungen, die zum Ziele führen, daß dann ein Impulsgefühl einsetzt, an das sich die Wahrnehmung der eintretenden Bewegung anschließt und vieles Weitere. Aber nirgends schleicht sich da ein Element ein, das in sich selbst Willenscharakter trägt. Auch jenes Impulsgefühl erweist sich bei feinerer Analyse als eine Zusammensetzung aus Bewegungs- und Spannungsempfindungen, die selbst wieder körperliche Grundlage haben, und jene Ichvorstellung ist ein Komplex von Empfindungen, die um die Wahrnehmung des eigenen Körpers langsam kristallisiert sind. Die Psychologie darf aber nicht dabei stehen bleiben, bloß die Bewußtseinsinhalte im Willenserlebnis zu analysieren; sie kann auf dem Boden der physiologischen Psychologie auch zu wirklicher Erklärung vorschreiten. Sie kann da zeigen, wie jene vorangehende Vorstellung des zu erwartenden Erfolges von Gehirnerregungen begleitet ist, die ihrerseits außerordentlich komplizierte Bahnungen und Hemmungen, motorische Erregungen und Irradiationen im gesamten Gehirnsystem auslösen und dadurch zur eigentlichen Ursache der schließlichen Handlung werden.

Ist ein solcher psychologisierter Wille frei oder unfrei? Das ist ja klar, daß der gesamte Prozeß nun auch hier in das Schema der Naturnotwendigkeit eingespannt ist. Die kausale Determiniertheit jedes Körpervorganges ist hier nun auf das psychophysische Geschehen übertragen. Die Wirkung erfolgt mit derselben Notwendigkeit, mit der Reflexe im Nervensystem ablaufen, obgleich ein Teil dieses Gehirnreflexes von psychischen Erscheinungen begleitet ist. Aber auch das darf nicht übersehen werden, daß diese Forderung der gesetzmäßigen Bestimmtheit nicht weniger energisch vor uns stände, wenn wir die grundlegende Theorie der physio-

logischen Psychologie ablehnen wollten und ſtatt dessen die Theorie des unbewußten psychischen Geschehens bevorzugen. Soll jenes Unbewußte die einzige Aufgabe, um derentwillen es konſtruiert wird, wirklich erfüllen, so muß es selbſt nun wieder als ein psychischer Mechanismus gedacht werden, der an die Gesetze seiner Wesensart gebunden iſt, und der somit ebenfalls mit bindendem Zwange die Wirkungen aus den Ursachen entſtehen läßt. Der also täuscht sich selbſt, der da meint, daß er der Forderung des naturgesetzlichen Zwanges entschlüpft, wenn er die Theorie des psychophysischen Parallelismus preisgibt und sich an die rein psychologisierende Hypothese anklammert. In der Tat sehen wir ja nicht selten, daß jede Lücke in der Kenntnis der Gehirnphysiologen gern ausgenutzt wird, um das Recht der antiphysiologischen Theorie zu beweisen und dadurch scheinbar den Willen der Gesetzmäßigkeit zu entziehen. Die Freiheit soll dadurch gerettet werden, daß man der Physiologie an diesem oder jenem Punkte noch Unkenntnis des physischen Kausalzusammenhangs nachweiſt. Die Freiheit des Willens soll durch die Ignoranz der Physiologen triumphieren, und doch würden wir dadurch nur eine Freiheit gewinnen, die vor jedem Fortschritt der Wissenschaft erzittern müßte. Wer konsequent denkt, darf nicht leugnen, daß der Wille als Bewußtseinsinhalt, genau so wie der Wille als Muskelkontraktion, durchaus den kausalen Gesetzen und dadurch der Naturnotwendigkeit untergeordnet iſt und jede Willenshandlung vom psychologischen wie vom physiologischen Standpunkte prinzipiell aus ihren Ursachen vollkommen beſtimmt werden kann.

Iſt damit nun aber etwa gesagt, daß in dieser psychophysischen Welt der Begriff der Willensfreiheit keinen Sinn hat? Durchaus nicht. Zunächſt iſt das ja klar, daß hier die Frage nach Freiheit oder Unfreiheit völlig berechtigt iſt. Vom physiologischen Standpunkte lehnten wir die Frage als bedeutungslos ab, vom psychologischen erscheint sie als eine durchaus natürliche. Mit der Frage, ob die Willensentscheidung und die Willenshandlung naturgesetzlich notwendig eintritt oder nicht, hat das Freiheitsproblem nun nichts mehr zu tun. Die Freiheitsfrage iſt vielmehr dadurch suggeriert, daß der Psychologe unter den Bewußtseinsinhalten auch das Gefühl des Anderskönnens und das Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit und ihres Einflusses auf die Handlung vorfindet.

Der Psychologe freilich wird sich scheuen, vorzuschlagen, daß wir alle diejenigen Handlungen frei nennen sollen, bei denen im Bewußtsein jenes Gefühl des Anderskönnens und des eigenen Entscheidens sich einſtellt. An und für sich wäre ja auch das eine durchaus mögliche Stellungnahme, aber sie würde sich als höchſt unfruchtbar erweisen. So mag beispielsweise der Geiſteskranke, dessen sinnlose Handlung durch die Zerſtörung seiner Gehirngewebe bedingt iſt, oder der Hypnotisierte, dessen Tat durch den Befehl des Hypnotiseurs erzwungen iſt, sich innerlich als vollkommen freier Täter seiner Handlung empfinden. Das lebhafte Ichgefühl und das Freiheitsbewußtsein mögen in beiden Fällen vollkommen erhalten bleiben. Auf der anderen Seite mag der sittlich Handelnde auf der Höhe seiner Tat sein Ich vergessen und das Gefühl eines Anderskönnens mag vollkommen gehemmt sein, und doch wäre es sinnlos, jenen Geiſteskranken frei und den sittlichen Helden unfrei zu nennen. Die Wissenschaften haben

daher mit vollem Recht den Standpunkt für die Entscheidung so gewählt, daß nicht ein subjektives, sondern ein objektives Merkmal als charakteristisch herausgehoben wird. Wir nennen vom Standpunkte der Psychologie frei diejenige Willenshandlung, die durch das normale Funktionieren der gesamten psychophysischen Persönlichkeit verursacht wird. Ist in dem komplizierten Mechanismus des psychophysischen Systems auch nur irgendein wesentlicher Bestandteil zerstört oder außer Ordnung, so gilt uns die Freiheit des Menschen als aufgehoben. Der Geisteskranke und der Hypnotisierte, der Fiebernde und der Trunkene sind uns daher nicht mehr psychologisch freie Persönlichkeiten. Die Aufhebung der freien Wirksamkeit mag bei ihnen ganz verschiedene Ursachen haben. Beim Trunkenen und beim Hypnotisierten mögen vielleicht abnorme Hemmungen eingesetzt haben, beim Fiebernden oder beim Geisteskranken mögen abnorme Reizungen in Frage sein, aber stets ist die normale Harmonie der psychophysischen Funktionen irgendwie zerstört und die resultierende Handlung deshalb nicht mehr das Ergebnis des normalen Gesamtapparates. Der Begriff der Freiheit besteht hier offenbar vollkommen zu Recht; denn frei ist die Handlung nun eben, wenn sie Wirkung des normalen Apparates ist und das heißt Wirkung der gesamten Persönlichkeit, wie sie sich durch Vererbung und Erziehung und durch Einwirkung aller psychischen und physischen Einflüsse der Umgebung bis zu dem Augenblick der Tat entwickelt hat. Auch die freie Tat ist dann selbstverständlich kausal genau so determiniert, wie die unfreie Tat des Geisteskranken, aber in dieser notwendigen Ursachenverkettung war bei dem Freien die gesamte psychophysische Persönlichkeit die letzte unmittelbare Ursache für die Tat.

Mit diesem Freiheitsbegriff arbeitet denn auch die psychologisierende Auffassung des Strafrechts, das selbstverständlich eine strafbare Handlung nicht anerkennt, wenn die Tat in einem Zustande geschah, in dem die freie Willensbestimmung ausgeschlossen war. Diese freie Willensbestimmung besteht dann eben darin, daß der gesamte normale psychophysische Apparat als Ursache der notwendigen Wirkung ins Spiel tritt. An der Auffassung verändert sich daher auch nichts, wenn neuerdings der Versuch gemacht wird, das Wort »freie Willensbestimmung« auszuschalten und statt dessen etwa von der Einsicht in die Strafbarkeit der Tat und der Fähigkeit, die Handlung dieser Einsicht gemäß zu bestimmen, gesprochen wird. Die freie Willenstat wird dadurch nur in ihre Bestandteile aufgelöst, aber das, was gefordert wird, ist in beiden Fällen das gleiche. Von einer Aufhebung des naturnotwendigen Kausalzusammenhangs soll ja auch dann nicht die Rede sein, wenn der zusammenfassende Ausdruck »freie Willensbestimmung« im Strafrecht festgehalten wird. Dagegen ist es einleuchtend, daß von diesem Standpunkte nun der Begriff der verminderten Zurechnungsfähigkeit von hoher Bedeutung sein muß. Wenn die Verantwortlichkeit, die Zurechnungsfähigkeit darin besteht, daß der gesamte psychophysische Mechanismus beim Zustandekommen der Tat normal funktioniert hat, so wird es sich ja nicht um eine scharfe Grenze zwischen Freiheit und Unfreiheit handeln können. Der Apparat mag in keinem seiner Teile vollkommen zerstört sein, wie beim Paralytiker, oder gehemmt sein, wie beim Hypyotisierten und doch etwa unter der Einwirkung einer starken Gemüts-



bewegung oder einer Überspannung und Ermüdung oder durch schwache Beanlagung in mangelhafter Weise funktionieren. Das Strafrecht, das den Täter zu normaler Funktionsweise heranziehen und die Gesellschaft schützen will, muß dann von all diesen Zwischenstufen möglichst genaue Kenntnis suchen und bei seiner individualisierenden Bestrafung auf jene Zustände verminderter Freiheit in der Willensbestimmung dauernd Rücksicht nehmen. Jedenfalls kann darüber also kein Zweifel sein, daß der Psychologe, an den der Jurist und der Soziologe sich ja heute gerne anschließen, von seinem Standpunkte der positiven Wissenschaft aus, ohne auch nur im geringsten die Notwendigkeit und vollkommene Determiniertheit jeder Handlung anzuzweifeln, innerhalb dieser notwendigen Handlungen zwischen den freien und den unfreien scheiden kann.

Wir sind damit am Ende der positiven Wissenschaft angelangt. Es gibt keine Tat, die niedrigste wie die edelste, keine gewollte Denkbewegung, die sinnloseste wie die weiseste, die sich nicht vollkommen nach solchen Prinzipien beschreiben und erklären ließe. Da kann kein unbestimmbarer Rest übrigbleiben; die Freiheit ist zum Sonderfall der naturgesetzmäßigen Notwendigkeit geworden. Aber darf das nun wahrhaft das letzte Wort sein? Es ist das letzte Wort der erklärenden Wissenschaft, aber ist die erklärende Wissenschaft der letzte, der vollkommenste Ausdruck jener Lebenswirklichkeit, die wir durch unser Denken ergreifen und verstehen wollen? Haben wir uns bisher nicht ausschließlich mit begrifflichen Konstruktionen beschäftigt, die alle Wirklichkeit weit hinter sich zurücklassen? Was da die Physik und die Psychologie aus dem Erlebnis herausarbeiten und durch ihr Umdenken begrifflich schaffen, das mag für gewisse Denkzwecke notwendig sein und deshalb wertvoll und in diesem Sinne wahr, aber hinter den Hülfsbegriffen des physikalischen und psychologischen Denkens ist die Lebenswirklichkeit unerkennbar geworden. Wollen wir vom Willen in seiner unmittelbaren Erlebniswahrheit sprechen, von jenem Willen, der unser wirkliches, persönliches Leben trägt, der Pflichten findet und unserem Dasein Sinn verleiht, dann dürfen wir uns nicht mit jenen Hilfsbegriffen begnügen, welche die erklärende Wissenschaft für die Zwecke ihrer kausalen Berechnungen an die Stelle des Erlebnisses setzt, sondern müssen zurückkehren zum Erlebnis selbst.

In dreifacher Art hat jene erklärende Wissenschaft die lebendige Wirklichkeit für ihre Zwecke umgemodelt. Die Objekte, von denen sie spricht, sind ihr entweder physische Dinge da draußen und als solche Material der Physik oder Bewußtseinsinhalte in uns und als solche Gegenstand der Psychologie. Der Tisch hier, den ich vor mir sehe und fühle, ist für den Physiker ein Atomkomplex, der von meinen Wahrnehmungen ganz unabhängig ist, und für den Psychologen eine Gesichts- und Tastvorstellung, die in meinem Bewußtsein ihr Dasein hat. In der Lebenswirklichkeit kennen wir diesen Gegensatz nicht. Der Tisch hier, auf den ich mich stütze, ist nicht doppelt da, einmal in mir und ein andermal da draußen; meine Wahrnehmung des Dinges und das Ding selbst ist zunächst eine undifferenzierte Einheit: da draußen und nicht in mir erlebe ich das Wahrgenommene. Wohl mag ich dazu kommen, in den Dingen, die ich vorfinde, das, was uns allen gemeinsamer Gegenstand ist, abzusondern von dem, was für mich allein Objekt ist, und

durch ein kompliziertes Umformen mag ich dann alles das, was nur für mich Gegenſtand iſt, von den Dingen abgelöſt denken, es in mich selbſt hineinverlegen und abkapseln und es als einen Bewußtseinsinhalt bezeichnen, während ich alles übrige in den Dingen von mir unabhängig denke nnd als äußere Natur abtrenne. So mag denn schließlich durch vorwissenschaftliche und wissenschaftliche Arbeit aus den einheitlichen Wahrnehmungsdingen die gesonderte Welt des Physischen und des Psychischen entstehen und wichtige Bedeutung für unser Denken beanspruchen, nur darf dieses Denkergebnis niemals wie ein Stück unmittelbarer Wirklichkeit uns dort den Weg versperren, wo wir aus dem warmen Erlebnis heraus die Kräfte und die Werte des Lebens verſtehen wollen.

Wichtiger aber noch iſt ein anderes. Die Physik und die Psychologie sind beschreibende und erklärende Wissenschaften und haben es daher notwendig mit Gegenſtänden, mit Dingen, mit Erfahrungsinhalten, mit Objekten zu tun. Im wirklichen Erlebnis aber gibt es Erfahrungen, die nicht Objektcharakter tragen, und die daher durch die Begriffe der beschreibenden Wissenschaft zunächſt gar nicht erreichbar sind. Will die Beschreibung sich auch jenen Erfahrungen nähern, die nicht Objektart besitzen, so müssen sie in Objektbeziehungen umgedeutet oder durch Objekte ersetzt werden. Gerade solch ein Erlebnis iſt jede Willenstat. In der Fühlenswirklichkeit iſt der Wille niemals ein Objekt, ein Bewußtseinsinhalt, sondern eine Stellungnahme, eine Tat, eine Subjektfunktion. Als solche kann sie nicht wie ein Objekt beschrieben, sondern kann nur in ihrem Sinne verſtanden, in ihrer Beziehung auf Zwecke und Ziele erfaßt werden. Die Objektwissenschaft überwindet diese Schwierigkeit, indem sie aus dem Ich eine bloße Wahrnehmung des eigenen Körpers macht und dem wahren Selbst, das sich im Tatbewußtsein bekundet, den psychophysischen Organismus substituiert. Dann kann auch der Wille ohne Schwierigkeit als ein bloßer Vorgang in diesem Objektkomplex gedeutet werden, und dadurch wird dann letzthin der subjektiven Willenswirklichkeit ein objektives Bündel von Vorſtellungen und Bewegungsempfindungen untergeschoben. Für die Zwecke des kausalen Denkens genügt das vollkommen, aber für das Verständnis des wirklichen Willenserlebnisses bietet es nicht einmal den geringſten Anhalt. Wenn wir wollend in die Welt eingreifen, so iſt unser Wille niemals Objekt für uns, sondern durchaus Beſtimmung unseres Selbſt.

In genau gleicher Weise hat die beschreibende und erklärende Wissenschaft aber schließlich auch die Mitwelt für uns umgemodelt. Um sich der gegenſtändlichen Denkart zu fügen, wird auch der andere Mensch für uns als ein Objekt in die Rechnung eingesetzt. Wir nehmen den anderen als einen Körper wahr, und weil jener Körper unserem eigenen ähnlich iſt, kommen wir zu dem Analogieschluß, daß in jenem fremden Körper auch psychologische Bewußtseinsinhalte ablaufen wie in unserem, und so verlegen wir psychische Objekte in den fremden Organismus. Aber können wir uns darüber täuschen, daß wir uns damit wiederum weit von aller Lebenswirklichkeit entfernt haben? Wenn wir im Tagesgetriebe miteinander verkehren, im engen oder im weiten Kreise, als Freund oder als Feind, iſt denn der andere da für uns jemals zunächst ein Objekt, von dessen physischer Dinglichkeit wir auf psychi-



sche Dinge in ihm schließen? Wenn wir uns miteinander unterhalten, so ist gerade das Wollen und der Sinn der Bekundungen des andern der Ausgangspunkt. Wir nehmen Stellung zu seiner Stellungnahme, wir suchen ihn zu verstehen, nicht wahrzunehmen. Wir suchen die Taten seines Selbst nachzuerleben und innerlich zu erfassen, indem wir sie subjektivierend, nicht objektivierend in uns aufnehmen. Auch hier sind die Zusammenhänge, welche die erklärende Wissenschaft herausarbeitet, indem sie an die Stelle des ursprünglichen Subjektiven wahrnehmungsartige Körper- und Bewußtseinsinhalte setzt, von hoher wissenschaftlicher Bedeutung. Aber in jener Wirklichkeit, in der wir mit unseren Freunden verkehren, und in der allein die Pflichten unseres Lebens liegen, muß die ursprüngliche, noch nicht umgemodelte Erfahrungsweise doch den einzigen Ausgangspunkt bilden.

Auch in jener Lebenswirklichkeit, in der die Dinge noch nicht in Atomkomplexe und Bewußtseinsinhalte zerspalten sind, und in der unser eigenes Wollen wie das Wollen der andern noch in dem reinen, stellungnehmenden Charakter erfaßt wird, können wir sehr wohl wissenschaftlich vorwärtsdringen und von den Zufallszusammenhängen des Einzelerlebnisses zu größeren und weiteren Zusammenhängen vorschreiten. Wir treten dann ein in die Sphäre der historischen Wissenschaften, denn die Geschichte ist in der Tat die Lehre vom Willenszusammenhang der Menschheit, solange das Wollen noch in seinem nacherlebbaren, stellungnehmenden, subjektivierenden Charakter verstanden wird. Nur vom Willen aus wird die Welt der Geschichte erleuchtet. Im Geschichtlichen ist die Natur niemals etwas anderes als Material und Hilfsmittel und Hemmnis des menschlichen Willens. Wer für die historische Persönlichkeit Objektgruppen einsetzt, hat den Sinn der Geschichte bereits preisgegeben, gleichviel, ob er für den Helden einen chemischen Molekülkomplex oder einen psychologischen Bewußtseinsinhalt substituiert. Die Geschichte spricht wahrhaft von der Lebenswirklichkeit, die Psychologie kann und will das nicht. Die geschichtlichen Zusammenhänge sind klargelegt, wenn wir verstehen, was die einen gewollt und die andern mitgewollt oder entgegengewollt haben, und das gilt nicht nur von der politischen Geschichte, sondern von aller Geschichte der Wissenschaft und der Kunst, des Rechtes und der Religion.

Und nun ergibt sich auf ganz neuem Boden die Frage, ob der Wille frei ist, frei in dieser Welt der historischen Wirklichkeit, von der wir Modernen, sobald wir zu denken anfangen, so leicht durch unser physikalisch-psychologisches Schulwissen losgerissen werden. Aber wir haben ja nur energisch uns anzuklammern an das, was uns in jedem Pulsschlag des Lebens unmittelbare Gewißheit ist. Wenn ich hier zu Ihnen spreche und gewisse Denkziele durch meinen Willen bejahe und andere ablehne und Sie nun zustimmend oder verneinend durch Ihren Willen zu meinem Wollen Stellung nehmen, so erleben wir ja solch ein Stück Willenswirklichkeit und erleben es in einer Freiheit, die jene Scheinfreiheit der Psychologie weit hinter sich läßt. Dort im Psychologischen galt uns als frei der Wille, weil der psychophysische Ichkomplex in normaler Funktion in den notwendigen Kausalzusammenhang eintrat. Hier aber wissen wir uns frei, weil es für diesen wirklichen Willen überhaupt gar keinen Sinn hat, nach

einem Ursachenzusammenhang zu fragen. Der wirkliche Wille ist frei, weil er keine Ursachen hat, und er hat keine Ursachen, weil er in einer Dimension vor sich geht, die sich gar nicht mit dem Reich der kausal verknüpften Objekte berührt. Nach den Ursachen des wirklichen Willens fragen, hieße ihn bereits in ein Objekt umgestalten und ihn dadurch in seiner eigenen Wesenheit preisgeben. Solange wir ihn wirklich als Willen festhalten, so wie wir ihn in jedem Akt der Stellungnahme zielergreifend erleben, hat es so wenig Sinn, nach seiner Ursache zu fragen, wie es Sinn hätte, nach seiner Farbe, seinem Gewicht oder seinem Klang zu fragen. Unser gesamtes mögliches Interesse ist befriedigt, wenn wir ihn in seinem Sinn verstehen, und das heißt, die Wollungen nacherleben, die in ihm eingeschlossen sind, die Beziehungen erkennen, in denen er in seiner Stellungnahme anderes Wollen bejaht oder verneint, und die Ziele erfassen, auf die er gerichtet ist. In jener ganzen Welt des Geschichtlichen, und das ist die Welt, in der wir leben, gibt es Ursachen und Wirkungen immer nur zwischen den Objekten des Willens, nicht aber für den Willen selbst. Ein Wille beeinflußt den anderen, bedeutet im Historischen niemals, daß der eine die Ursache und der andere die psychophysische Wirkung sei. Alle Freundschaft und Feindschaft, Führerschaft und Gefolgschaft muß durch die Denkformen subjektiver Beziehungen erleuchtet werden, um noch wirklich geschichtliches Leben auszusprechen. Wo sich die objektivierenden Denkformen einstellen, ist der Geist der Geschichte schon durch den der Naturwissenschaft erdrückt. Sowie es in der Welt des rein Biologischen, in der wir die Willenshandlung lediglich als Nervenprozeß und Muskelkontraktion auffaßten, überhaupt keinen Sinn hatte, zu fragen, ob der Wille frei oder nicht frei sei, so hat es in dieser Welt der Lebenswirklichkeit überhaupt keinen Sinn, zu fragen, ob der einzelne Willensakt zureichende Ursachen hat oder nicht. Gewiß gibt es Lebenslagen, in denen der Mitmensch auch für uns in der Lebenswirklichkeit zum reinen Objekt werden kann. Das gilt etwa für den Fall des Geisteskranken. Dann versagt eben die persönliche Lebensbeziehung, wir versuchen, das Wollen des andern zu erklären, gerade, weil wir es vom Selbststandpunkte nicht mehr verstehen können. In gewissen Fällen mag gerade dieser objektivierende Standpunkt sich nicht nur dem Arzt, sondern auch dem Lehrer und dem Richter aufdrängen. Der Knabe wird dann nicht als Persönlichkeit gewertet, sondern als psychophysisches Ding, in dem Veränderungen kausal hervorgebracht werden sollen, und der Verbrecher nicht als der Schuldbeladene verstanden, sondern als die psychophysische Ursache gesellschaftsschädlicher Handlungen. Wenn aber in unserer Zeit die Pädagogik sich so gänzlich der Psychologie verschreibt und das Strafrecht so überall mit psychologisierender Sozialpädagogik zu reformieren gedenkt, so liegt es doch eben auch hier nur daran, daß die objektivierenden Formen des Denkens durch ihre großen modernen Errungenschaften die rein unmittelbare Erfassung des wirklichen Menschenlebens in seiner geschichtlichen Willensverflechtung so arg verdrängt haben. Wer die Kraft hat, das Leben in seiner Wirklichkeit zu erfassen, der kann nicht zweifeln, daß für Erziehung und Strafrecht gleichermaßen das Wichtigste durch solche Psychologisierung zunächst preisgegeben ist. Alles und jedes wird da zugeschnitten



auf den Willen, der durch seine Ursachen vollkommen bestimmt ist, und das Bewußtsein, daß unser wahrer Wille so wenig ursächlich ist, wie er dreieckig oder viereckig, grün oder blau ist, kurz, daß unser wahrer Wille grundsätzlich frei ist, dieses Bewußtsein ist gelähmt und weiten Kreisen nicht ohne tiefen Kulturschaden völlig verloren gegangen. Tritt aber dieser oder jener für das Recht der menschlichen Willensfreiheit ein, so glaubt er gemeinhin, sie entweder durch die Inkonsequenz retten zu müssen, daß da doch noch ein Stück tieferer Kausalität in die bloße Naturkausalität eingreifen könne, oder aber dadurch, daß er den Boden der Erfahrung gänzlich verläßt und den freien Willen auf eine metaphysische Überwirklichkeit bezieht. Es gilt statt dessen, deutlich einzusehen, daß es die unmittelbarste Wirklichkeit ist, in der wir die Freiheit finden.

Aber diese Freiheit des wirklichen geschichtlichen Willens ist hier doch eigentlich nur negativ bestimmt. Der Wille ist frei, weil er nicht von Ursachen abhängt und das Suchen nach seinen kausalen Vorbedingungen seine Wesenheit verleugnet. In der Lebenswahrheit aber sind wir doch dauernd erfüllt von dem Gefühl, daß diese Freiheit positiven Sinn hat und somit selbst ihre Ursachenlosigkeit noch nicht das abschließende Merkmal sein kann. Der tiefste Sinn der Freiheit offenbart sich doch erst dann, wenn dieser persönliche, in seiner Stellungnahme unmittelbar erfaßte, Zielen zugerichtete Willen einem Sollen gegenübergestellt wird. Das unermeßliche Wort »du kannst, denn du sollst« führt uns in sicherer Stärke über den Kreis der rein geschichtlichen Willensregungen hinaus. Solange wir nur auf das wirre Spiel des historischen Lebens blicken, begegnet uns in der Tat der Sinn der Freiheit eigentlich nur in negativer Form. Wir sind unabhängig, wir wenden uns diesem und jenem zu und erleben unser Selbst in jener Zuwendung, wir sagen ja und wir sagen nein, aber wir haben noch kaum Anlaß, positiv unsere Freiheit zu betonen, solange nicht eine Forderung, eine Pflicht uns gegenübertritt.

In der Welt der Erlebniswirklichkeit kommt nun freilich keine Pflicht von außen an uns heran. Das Sollen, solange es nur Befehl eines fremden Einzelwillens ist, erhebt sich in uns nicht wirklich zur Würde der Pflicht. Die wirkliche Pflicht ist ein Wollen in uns selbst, aber ein Wollen, das sich nicht als die zufällige Entscheidung unserer Persönlichkeit darstellt, sondern als ein schlechthin gültiges Wollen, das wir nicht preisgeben können, ohne unsere Welt selber preiszugeben. Es ist ein Wollen, das wir wollen müssen, wenn wir eine Welt wollen und nicht mit dem sinnlosen Zufallstraum chaotischen Lebens uns befriedigen wollen. Es ist ein Wollen, das deshalb mehr als individuellen Charakter trägt, ein überindividuelles Wollen in uns, von dem wir nicht lassen können, ohne daß für uns selbst die Einheit der Welt zerfällt. Vierfach ist das überindividuelle Wollen, das wir in uns erleben, und durch das sich für uns eine Welt aufbaut. Wir wollen erstens, daß sich das Erfahrene, das Objekt sowohl wie das Subjekt, im Wechsel der Erlebnisse selbst behauptet und nicht spurlos verloren geht. Das ist das logische Wollen in uns, unter dessen Forderung wir kausale und historische Zusammenhänge an die Stelle des bloßen flüchtigen Erlebnisses setzen. Es ist zweitens der überindividuelle Wille, in dem Chaos der Erfahrungen innere Einstimmigkeit zu suchen und dadurch eine Welteinheit zu gewinnen. Das ist das ästhetische



Wollen in uns. Zum dritten aber verlangt der überindividuelle Willen, daß jedes Wollen sich selber treu bleibt und sich in die Tat umsetzt. Auch dadurch wird eine mit sich selbſt einige, geschlossene Welt erſt möglich. Das iſt das ethische Wollen in uns. Und schließlich verlangt die überindividuelle Forderung in uns, daß jene drei Welten, die aus logischer, ästhetischer und ethischer Forderung uns erwachsen, nun selbſt wieder miteinander in Einheit sind. Das iſt das relegiöse Wollen in uns. Weil aber jede dieser vier Forderungen notwendig iſt, damit wir überhaupt eine Welt besitzen und nicht nur ein schales, traumhaftes Nichts, so sind diese Forderungen bindend für jedes Selbſt, das sein Wollen überhaupt auf eine Welt beziehen will. Und weil diese Wollungen notwendig sind, so iſt nun der Einzelwille genötigt, zu ihnen Stellung zu nehmen. Unser Willensakt muß die ethische und ästhetische und logische und religiöse Forderung bejahen oder verneinen. Und weil es eben eine Forderung iſt, die da an uns herantritt, so gewinnt die Entscheidung nunmehr einen ganz anderen Sinn, als wenn es sich nur um das geschichtliche Vorziehen oder Ablehnen dieses oder jenes Dinges handelt. Erſt weil wir Pflichten in uns finden, erhebt sich unsere Willensentscheidung zur Höhe der ihrer Freiheit bewußten Tat.

Wir sagten, einer dieser Pflichtenkreise sei der logische. Das logische Sollen verlangt von uns, daß wir die Erlebniswirklichkeit zu einer Welteinheit dadurch fügen, daß wir das einzelne Erlebnis im Wechsel der Erfahrungen feſthalten. Wenn wir das in bezug auf die Dinge unternehmen, so bauen wir die mechanische Natur auf, in der nun der logischen Forderung gemäß kein Atom verschwinden und keines neu erſtehen kann und die Kräfte einander ſtets gleichbleiben müssen. Wir konſtruieren so ein kausales Syſtem, und weil es der logischen Forderung genügt, hat es für uns den Wert der Wahrheit. In dieses Syſtem reihen wir konsequenterweise schließlich uns selber ein, uns, die handelnden Menschen. Mit unserem wirklichen Willen freilich können wir nicht hineingefügt werden, weil der Wille kein Ding iſt. Aber der sich bewegende körperliche Mensch kann in solches Naturbild eingeschaltet werden, und er trägt dann all sein Innenleben wie ein hineingeschachteltes psychisches Objektbündel in seiner Körperlichkeit mit sich. Dadurch erscheint dann der Mensch selbſt völlig in die Denkformen der Kausalität und Dinglichkeit eingefügt, und das Innenleben iſt zum psychologischen Bewußtseinsinhalt geworden, Damit haben wir nun wirklich den letzten Punkt erreicht, denn jetzt sehen wir, wie sich die Unfreiheit des Menschen erſt aus seiner eigenen, freien Tat ergibt. In der Lebenswirklichkeit sind wir frei, aber unsere Aufgabe iſt, in unserer Freiheit unseren Pflichten zu dienen. Es iſt unsere Pflicht, die Dinge so umzudenken, daß sie einen geschlossenen Kausalzusammenhang darſtellen, und im Dienſte dieser Pflicht entscheiden wir uns in Freiheit, im Rahmen des Naturzusammenhangs sogar uns selber als ein Stück psychophysischer Natur und somit als unfrei aufzufassen.

Wer dieses Wechselverhältnis nicht durchschaut, mag ja leicht sich verführen lassen, jene kausale Konſtruktion, weil sie im Sinne der erklärenden Wissenschaft wahr iſt, nun selbſt als Ausdruck der letzten Wirklichkeit hinzuzunehmen. Lebensauffassung und Weltanschauung bauen dann auf jener Objektvorſtellung vom Menschen auf, die in Wirklichkeit der Mensch als freies Subjekt erſt für

seine logischen Pflichtaufgaben geschaffen hat. Dann freilich erscheint als der Weisheit letzter Schluß notwendig die Überzeugung, daß Welt und Leben nur ein blindes Spiel, sinnlos und wert- los seien, und doch iſt dieses mechanische Kausalspiel nur gesetzt im Dienſt von Zwecken und sinnvollen Werten. Aus seiner Ueberzeugung heraus, aus der Tiefe seines Erlebens muß jeder ein- zelne für sich selbſt entscheiden, ob er ausgehen will und darf von jener Objekt- welt, innerhalb deren die wahre Subjekt- welt dann sich als täuschender Schein verflüchtigt, oder von jener Subjekt- wirklichkeit, von der die gesamte Objekt- welt dann als Ergebnis der freien Tat getragen wird. Daß wir in diesem großen Gegensatz der Weltanschauung nicht nur die Pflichten und Ideale, sondern die Wirklichkeit selbſt preis- geben, wenn wir das Objektbild als letzte Grundlage wählen, das war die heilige Überzeugung, die der deutsche Idealismus mit überwältigender Kraft bekundet und begründet hat, und die trotz aller Triumphe der Naturwissen- schaft keine ernſthaft denkende Zeit preisgeben darf.

Und damit knüpfe ich an meine Antrittsvorlesung*) vor Jahresfriſt an, in der ich es bekannte, daß mir als Haupt- ziel meines Lehrjahres an der Berliner Universität das vorschwebte, daran mit- zuhelfen, daß der Geiſt Fichtes, der Geiſt des ethischen Idealismus in der deutschen Jugend wieder lebendiger werde. Zwischen jener Stunde und der heutigen liegt ein erfülltes Jahr be- glückendſter Mitarbeit. Ich kann nicht herzlich genug den Kollegen und Kommilitonen danken für alles, was sie mit vollen Händen mir dargeboten. Aber von all den fruchtbaren Erlebnis- eindrücken, die ich aus meinem Aus- tauschjahr in meine neuweltliche Wirk- samkeit hinübernehme, iſt das mir Wert- vollſte doch, daß es mir immer deutlicher wurde, wie in der deutschen akade- mischen Jugend der viel zu lange ver- achtete Geiſt des deutschen Idealismus heute wieder sich kräftig zu regen beginnt. Wenn nicht alles täuscht, so scheint es, als ob die philosophielose Zeit wieder überwunden iſt und die Jugend von bloßer Tatsachenanhäufung sich wieder nach Weltanschauung hin- sehnt. Möge dieser immer junge Fichtesche Geiſt in diesen Hallen weiter- blühen und gedeihen und, wie einſt- mals, wieder dem Vaterlande die edelſten Früchte tragen.

*) Siehe Intern. Wochenschr. 1910, Nr. 47.

Ein englisches Urbild für Goethes Fauſt.

Von

G. Sarrazin.

Der Schlußakt von Goethes Fauſt (II. Teil) iſt aus mehr als einem Grunde immer noch sehr merkwürdig und rätselhaft. Im höchſten Greisenalter (Dezember 1830—Juni 1831) hat der Dichter hier eine Originalität, eine Kühnheit der Phantasie, einen Schwung der Gedanken entfaltet, wie kaum je zuvor. Denn anscheinend iſt dieser Akt vollkommen freie Erfindung, jeden- falls abweichend von allen früheren Bearbeitungen der Faustsage.

Eine neue Welt — Fauſtens Neu- land — taucht vor uns empor, von der



Abendsonne glänzend und friedvoll beleuchtet, um bald wieder zu versinken wie eine Fata Morgana.

Wo liegt dieses Neuland? Die Szenenangabe sagt nur »Offene Gegend«; es ist ohne Frage an eine Meeresküste gedacht, wo Flut und Ebbe mächtig wechseln (vgl. Anfang des 4. Aktes). Man denkt also zunächst an die deutsche Nordseeküste. Aber »ein Sumpf zieht am Gebirge hin«. Goethe wußte natürlich ebenso wie wir, daß die deutsche Küste nicht gebirgig, sondern flach ist. Der Dichter hat sich also in seiner Phantasie über die Schranken des heiligen römischen Reichs hinweggesetzt. Wir sind in einem Märchenland, in Utopien.

Aber in diesem Utopien weht, ähnlich wie bei Thomas Morus, trotz der klassischen Personennamen (Philemon, Baucis, Lynceus) keine klassische griechische, sondern durchaus moderne, und zwar englische Luft.

Ein »prächtiger Kahn« kommt »mit frischem Abendwind« heran, »reich und bunt beladen mit Erzeugnissen fremder Weltgegenden«. Mephistopheles steigt mit den drei gewaltigen Gesellen ans Land:

»Nur mit zwei Schiffen ging es fort,
Mit zwanzig sind wir nun im Port.
— — Das freie Meer befreit den Geist.
Wer weiß da, was Besinnen heißt!
Da fördert nur ein rascher Griff,
Man fängt den Fisch, man fängt ein Schiff
Und ist man erst der Herr zu drei,
Dann hackelt man das vierte bei.
Da geht es denn dem fünften schlecht;
Man hat Gewalt, so hat man Recht.
— — — — — — — — — — — — — — — —
Man fragt ums Was? und nicht ums Wie?
Ich müßte keine Schiffahrt kennen:
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreieinig sind sie nicht zu trennen.«

Treffender kann wohl die damals noch allein herrschende englische Seemacht und Realpolitik nicht charakterisiert werden.

Aber auch Faust, der Kolonisator, scheint in dieser Umgebung ein anderer geworden zu sein. Der Träumer und Grübler, der sich bisher immer nur von anderen führen und lenken ließ, ist umgewandelt in einen selbstherrlichen, rücksichtslosen Tatenmenschen, der zwar den imperialistischen Einflüsterungen Mephistos noch sein Ohr leiht, aber doch sonst vollkommen selbständig denkt und handelt, und zwar nach den Grundsätzen des praktischen englischen Utilitarismus und Agnostizismus.

»Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Tor, wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um!
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.«

Und wiederum klingt auch »der Weisheit letzter Schluß« beinahe wie englischer Pioniergeist und Kolonistenmut:

»Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.«

Wie kam Exzellenz Goethe, der doch sonst liberalen und demokratischen Ideen und Phrasen wenig hold war, zu dieser Freiheitsschwärmerei? Noch dazu unmittelbar nach dem Revolutionsjahr 1830?

Die Frage hängt offenbar mit der anderen, der des Schauplatzes zusammen, aber auch mit der noch wichtigeren: Wie ist der Dichter überhaupt auf seinen Faustschluß gekommen? Hat er sich auf wirkliche Tatsachen gestützt, oder ist alles freie Erfindung? Daß der Dichter seinen Helden zuletzt zu praktischer gemeinnütziger Tätigkeit führt, entspricht ja der späteren sozialethischen Lebensanschauung Goethes, wie sie besonders in den Wanderjahren dargelegt ist. Aber gerade die Wahl einer solchen »Kulturarbeit« erscheint zunächst sehr befremdlich bei einem Dichter, der die deutsche Meeresküste und die Deicharbeiten, welche ja schon damals zum Teil, wenn auch in kleinem Maßstabe, ausgeführt waren, nie mit eigenem Auge gesehen. Auch verrät

ja die Darſtellung des fünften Aktes, daß der Dichter von ſolchen kultur⸗technischen Arbeiten sich doch keine so recht klare Vorſtellung machen konnte. Manche andere praktische Betätigung in Land⸗ und Forſtwirtschaft, Bergbau, Induſtrie hätte der Dichter mit mehr Sachkenntnis und bequemer darſtellen können.

Nun haben ja die Kommentatoren auf allerhand Anregungen hingewiesen, die der Dichter hier erhalten und be⸗nutzt habe. Sogar an die Entwässe⸗rungsarbeiten Friedrichs des Großen im Netzebruch iſt erinnert worden, die doch dem, was im Fauſt⸗Drama be⸗richtet wird, sehr wenig ähnlich waren.

Der vielumfassende Geiſt Goethes hat sich schon ziemlich früh auch mit geographischen und kulturtechnischen Problemen, wie denen von Ebbe und Flut, Küſtenbildung, Kanalanlagen, Ent⸗wässerung von Sümpfen, beschäftigt. Die italienische Reise führte ihn in Venedig dazu, Flut und Ebbe zu be⸗obachten und über den Exiſtenzbedin⸗gungen der wundersamen Stadt zu grübeln. Dann wieder interessierte er sich lebhaft für das Projekt der Ent⸗wässerung der Pontinischen Sümpfe, wie ebenfalls in der Italienischen Reise zu lesen iſt. Besonders lebendig wurden aber diese Interessen erſt Ende der zwanziger Jahre seit der Lektüre von Baron Dupins großem mit Abbildungen versehenem Werk: Voyage de Grand Bretagne, über welche Goethes Tage⸗buch unter dem 15., 19. April, 21., 22. Juni 1827 berichtet. Die Leucht⸗türme, Häfen, Kanäle Großbritanniens scheinen nach diesen Notizen die Phantasie des greisen Dichters besonders gefesselt zu haben. Bald danach las er ein Werk über die Oſtsee (Tage⸗buch, 16. Dezember 1828). Etwas später (10. Februar 1829) fand Eckermann Goethe »umringt von Karten und Plänen in Bezug auf den Bremer Hafen⸗bau, für welches großartige Unter⸗nehmen er ein besonderes Interesse an den Tag legte«.

Das alles mag anregend mitgewirkt haben, laßt sich aber nur ungefähr ver⸗gleichen.

Fauſtens Kulturwerk, wie Goethe es darſtellt, iſt ein ganz eigenartig kompli⸗ziertes und anscheinend ebenso phan⸗taſtisch wie die Szenerie.

Das Landschaftsbild, welches dem Dichter vorschwebte, iſt nach den An⸗gaben des Dichters folgendes:

»Offene Gegend« am Meeresgeſtade. »Dünen«, auf denen die Hütte Philemons unter zwei Linden ſteht; von da erblickt man den früheren Meeresboden ein⸗gedämmt, »als Garten behandelt«, wie Philemon sagt:

> »Wies' an Wiese, Anger, Garten, Dorf und Wald
> Rechts und links in aller Breite
> Dichtgedrängt bewohnter Raum
> und in der Weite erſt
> des Meeres blauer Saum.«

Unmittelbar unterhalb ein kanalartiger Hafen, dicht daneben und in Hörweite von Philemons Hütte Fauſtens Palaſt mit weitem Ziergarten (Akt V, Sz. 3—4). Im Hintergrund ein »Sumpf«, der sich »am Gebirge hinzieht« (Akt V. Sz. 6).

Fauſt hat hier zunächſt durch Ein⸗dämmung dem Meere Land abgewonnen.

Dann auf dem Neuland ein Dorf oder eine Stadt angelegt: »dicht ge⸗drängt bewohnten Raum«, ungefähr gleichzeitig einen kanalartigen Hafen geschaffen. Endlich will er den Sumpf, der sich unmittelbar hinter dem neuen Kulturland am Gebirge hinzieht, aus⸗trocknen. Die letztere Bemühung wird aber durch seinen Tod abgeschnitten. — Es scheint kaum glaublich, daß ein Mensch in einigen Jahrzehnten so viel leiſten kann.

Und doch iſt das alles tatsächlich schon in Goethes Zeit von einem Manne ausgeführt oder wenigſtens in Angriff genommen worden, aber nicht von einem Deutschen, sondern von einem Engländer und nicht am deut⸗schen Geſtade, sondern an der fernen Küſte von Wales. Und merkwürdiger



Weise entspricht die Szenerie noch jetzt fast genau dem anscheinend so phantastischen Landschaftsbilde der Dichtung, natürlich abgesehen von den Linden und dem Palast, an dessen Stelle jetzt vielmehr ein prosaischer Bahnhof zu sehen ist.

Der beinahe vergessene Name des Kulturtechnikers und Kolonisators ist William Alexander Madocks, von dessen »Erdentagen die Spur nicht in Äonen« untergehen« wird. Denn die Stadt Portmadoc, die er durch Anlegung des Hafens gegründet hat und das nahe Dorf Tremadoc (wörtlich etwa »Madocks-Heim«) sind wie billig nach ihm genannt. Er hat beide, wie das dahinter liegende Land, dem Meeresboden abgerungen. Wer an der Küste von Nordwales mit der Cambrischen Bahn entlang fährt, kommt dicht vor Portmadoc über einen großen Damm, welchen Madocks gebaut hat. Die Reisehandbücher verzeichnen diese Tatsache und machen auf die wunderbare Gebirgsaussicht aufmerksam, welche sich von hier dem Reisenden bietet. Der Snowdon erscheint in majestätischer Größe. Aber auch von der Düne oberhalb Portmadoc genießt der Wanderer einen schönen und interessanten Ausblick. Eine offene, flache, aber von hohen Bergen umschlossene Gegend am Meeresgestade; der frühere Meeresboden umgewandelt in Felder, Gärten, Wiesen. Rechts, in einiger Ferne sieht man des »Meeres blauen Saum«. Unmittelbar unterhalb erscheint der kanalartige Hafen von Portmadoc, auch ein großer Teil des Dammes, der gerade von der Hafenmündung ausging, ist sichtbar. Rechts und links in aller Breite »der dichtgedrängte Raum« der Stadt Portmadoc. Dahinter das Dorf Tremadoc und der Wald von Wern (Wern Woods).

Ganz im Hintergrunde, seitwärts ein Marschland, das sich am Gebirge hinzieht, der »Traeth Mawr«, wörtlich der »große Strand«, der trotz der Eindämmung noch immer nicht ganz trocken gelegt ist.

Aus der jetzt noch üblichen kymrischen Bezeichnung »Traeth Mawr« geht hervor, daß dieses ausgedehnte Marschland früher, und zwar noch vor etwa 100 Jahren, eine Meeresbucht war, die sich damals bis dicht an den wildromantischen Paß von Aberglaslyn erstreckte. Gerade an der Küste von Wales hat die Flut eine große Macht, meilenweit dringt das gelbe Meerwasser in die Bergtäler hinein und läßt zur Ebbezeit Sand und Schlamm zurück, so daß die Flußmündungsgebiete sich in unfruchtbares Wattenmeer verwandeln. So mündete früher der Glaslyn-Fluß mehrere englische Meilen oberhalb Portmadoc in der Meeresbucht des »Traeth Mawr«, und daher hat sich bis heute die alte Bezeichnung »Aberglaslyn«, d. h. Mündung des Glaslyn, für eine jetzt mitten im Lande liegende Örtlichkeit erhalten.

Der Schöpfer jenes Neulandes, Will. Alex. Madocks, war der Sohn eines sehr wohlhabenden Londoner Rechtsanwalts wallisischer Abkunft, wie der Name schon zeigt, geboren in London 1774. Er widmete sich, nachdem er in Oxford studiert, dem Beruf seines Vaters, spielte auch in den Jahren 1802—20 eine gewisse politische Rolle als Parlamentsmitglied.

Schon im Jahre 1798 hatte Madocks in Carnarvonshire, der Heimat seiner Vorfahren, ein kleines Gut gekauft, Tan-yr-Allt genannt, unmittelbar am Traeth Mawr gelegen, dicht neben dem später gegründeten Ort Tremadoc. Da die Ländereien dieses Gutes den Ueberflutungen der Meeresbucht ausgesetzt waren, deichte Madocks etwa 2000 Acres (ungefähr gleich 800 Hektar) ein, was offenbar nicht allzu schwierig war. Auf diesem trocken gelegten Lande gründete er dann den Ort Tremadoc, aus dem jetzt ein kleiner Marktflecken geworden ist.

Durch den Erfolg ermutigt, begann Madocks im Jahre 1807 mit dem Bau eines großen Dammes, der sich wie ein Riegel quer durch den Traeth Mawr

schieben und das dahinter liegende Land vor Ueberflutung schützen sollte. Er hatte vorsorglich von der Regierung und dem Parlament eine Landbewilligung für den dem Meere abzugewinnenden Boden nachgesucht und erhalten, ähnlich wie Fauſt (Akt IV, letzte Szene).

Die Anlegung des Dammes erwies sich indessen als viel schwieriger und koſtspieliger, als Madocks wohl erwartet hatte. Gegen dreihundert bis vierhundert Arbeiter waren faſt sieben Jahre lang mit dem Sisyphus-Werk beschäftigt. Aber die Flut wirkte etwa wie eine Säge, welche die Arbeit vieler Wochen oft in einer Stunde wieder zersägte und vernichtete, besonders je mehr die beiden Enden des Dammes sich einander näherten.

Als der Damm anscheinend fertig war, wurde durch eine Sturmflut wieder ein großes Loch gerissen, so daß erſt 1814 die endgültige Herſtellung und Sicherſtellung gelang. Der Dichter und Philantrop Shelley hatte sich im Winter 1812-13 in Tan-yr-Allt aufgehalten und dem Unternehmen Hilfe mit Rat und Tat und mit finanzieller Unterſtützung gebracht, denn Madocks war am Ende seiner pekuniären Leiſtungsfähigkeit angelangt, und die Arbeiter, die unregelmäßig bezahlt wurden, litten Hunger. Dreitausend Acres Land wurden freilich durch diese Eindämmung gewonnen, aber mit einem Koſtenaufwand von rund 100000 Pfd. Sterl., so daß Madocks jetzt ein ruinierter Mann war. Um dieselbe Zeit war durch Ausbaggerung der (neuen) Mündung des Glaslyn-Flusses und durch Ausmauerung der Ufer der Hafen angelegt worden, aus und an welchem sich die Hafenſtadt Portmadoc entwickelt hat.

Portmadoc, eine ganz moderne, geschäftige Stadt, zählt jetzt mit Vororten etwa 5000 Einwohner und lebt hauptsächlich vom Schiffbau, Schieferexport und Fremdenverkehr. Da der Badeſtran[illegible] [illegible]es einen Vororts (Borth-y-Geſt) [illegible] ist, hat Portmadoc an[illegible] [illegible] günſtige Zukunft, besonders da die Lage auch sehr malerisch und die Verbindung mit dem Snowdon-Gebiet jetzt sehs bequem iſt. Madocks verheiratete sich erſt im Jahre 1820, zog, wie so manche Engländer, die in schlechte Vermögensverhältnisse geraten sind, nach dem Continent und ſtarb in Paris im September 1828 — also nicht lange vor der Vollendung des Fauſt-Dramas. — Eine auffallende Ähnlichkeit zwischen Madocks' praktischer Kulturarbeit und dem Wirken von Goethes Fauſt unmittelbar vor seinem Tode iſt gewiß nicht zu verkennen. Aber iſt diese Übereinſtimmung nicht eine zufällige?

Iſt wohl anzunehmen, daß Goethe von diesen Kulturarbeiten an ferner Meeresküſte etwas Genaueres erfahren hatte? Nun, das läßt sich nicht nur annehmen, sondern beweisen.

Natürlich läßt sich nicht beweisen, daß die gleich zu erwähnende Quelle die einzige für den Dichter gewesen iſt: im Gegenteil, es iſt sogar wahrscheinlich, daß er noch andere Bücher zu Rate zog, vielleicht auch aus seinem persönlichen Verkehr mit Engländern, der ja in den letzten Lebensjahren besonders rege war, Mitteilungen über Madocks erhielt — denn in England hatte Madocks' Wirken natürlich Aufsehen erregt. Das oben genannte geographische Werk von Baron Dupin sagt allerdings nichts darüber, da es offenbar noch vor der Beendung der Dammarbeiten geschrieben war. Aber andere Reisewerke über Großbritannien berichten mehr oder weniger ausführlich darüber. Und eine dieser Reiseschilderungen hat Goethe nachweislich kurz vor der Abfassung des vierten und fünften Aktes genau gelesen.

Im Jahre 1830 erregten die anonym erschienenen »Briefe eines Verſtorbenen« (des Fürſten Pückler-Muskau) einiges Aufsehen. Sie enthielten im wesentlichen höchſt lebendig und amüsant geschriebene Skizzen einer Reise durch England, Wales, Irland, die der Fürſt in den Jahren 1828—1829 unternommen hatte.



Goethe erhielt die beiden kleinen zuerst erschienenen Bändchen von Varnhagen von Ense im Sommer 1830 zur Rezension zugeschickt und schrieb bekanntlich eine ausführliche, vier Seiten lange Besprechung, nachdem er, wie die Tagebücher berichten, fünf Abende auf die Lektüre verwandt hatte, und zwar drei Abende, 22., 23., 24. August 1830, auf das erste Bändchen, welches für unsere Frage in Betracht kommt. Schon das Tagebuch Goethes verrät in den kurzen Bemerkungen das außergewöhnliche Interesse, welches der greise Dichter diesem neuesten deutschen Literarprodukt entgegenbrachte, ein Interesse, welches allerdings wohl hauptsächlich in dem Stoff der Reisebeschreibung und in der Persönlichkeit des Verfassers begründet war. Denn Goethe hatte ja den Fürsten Pückler wenige Jahre vorher in Weimar kennen gelernt und sich mit dem interessanten Mann eingehend unterhalten. Goethes Urteil über dieses Buch lautet für unsern Geschmack zu überschwenglich. Es heißt in der Rezension u. a.: »England, Wales, Irland — — sind meisterhaft geschildert.«

»Alle Witterungen sind ihm gleich; die schlechtesten Wege, die unbequemsten Mittel des Transports, Verfehlung des Weges — — — rühren ihn keineswegs«.

Der letzte Satz scheint nun geradezu mit dem Finger auf eine Stelle aus dem ersten Bändchen (I, 124) hinzuweisen, an welcher eine sehr lohnende Fahrt nach Tremadoc in gebrechlichem Wägelchen geschildert wird, »obwohl der Weg der schlechteste war«, den man sich denken konnte.

Dann heißt es weiter (a. a. O. S. 124): »Einige Meilen führt der Weg im Meere fort, nämlich in einem Teil desselben, welchen ein reicher Partikulier Herr Madocks durch einen ungeheuren Damm abgeschnitten und dadurch ein fruchtbares Terrain von der Größe eines Rittergutes gewonnen hat. Von diesem Damme, welcher 20 Fuß hoch und zwei Meilen lang, genießt man eine der prächtigsten Aussichten. Das abgeschnittene Becken formt einen fast regelmäßigen Halbzirkel, dessen Wände von dem ganzen Amphitheater des Gebirges gebildet zu sein scheinen. Hier hat der Kunstfleiß des Menschen den Schleier vom Meeresboden hinweggezogen, und statt der Schiffe zieht jetzt der Pflug seine Furchen durch die weite Fläche — aber links deckt noch der unermeßliche Ozean alle Geheimnisse seiner nie ergründeten Tiefe mit schäumenden Wasserwogen zu. — — Vorn am Ende des Dammes, öffnet sich dagegen ein freundlich stilles Tal, unter hohen Bergen gelagert, mit einem kleinen, aber belebten Hafen, neben welchem Tremadoc sich an die Felsen schmiegt. — — Tremadoc selbst steht auf früher durch eine gleiche Operation gewonnenem Meeresgrund.«

Hier haben wir offenbar nicht nur die eigentliche Anregung zum fünften Akt des zweiten Teils, sondern auch die Grundzüge der Szenerie, die mit Hilfe von Karten und anderen Reisebeschreibungen oder geographischen Werken (z. B. Dupin) sich leicht der Wirklichkeit entsprechend ergänzen ließen.

Die Vermutung eines literarhistorischen Zusammenhanges zwischen den »Briefen eines Verstorbenen« und diesem Teil der Dichtung wird noch bestätigt durch den Umstand, daß eine Reminiszenz an die Schilderung eben jener Landschaft in der dem fünften Akt eingefügten Episode von Philemon und Baucis an einer Stelle sogar mit wörtlichem Anklang vorzuliegen scheint. Pückler-Muskau schildert (I, 126) gleich danach die abendliche Szenerie bei Portmadoc mit den folgenden Worten: »(mir tat) dieser Anblick wohl, da überdem heute der heiterste und klarste Abend die Landschaft beleuchtete. Die Sonne glänzte so golden auf den smaragdfarbigen Wiesen, bebuschte Hügel lagerten sich so friedlich wie zur Ruhe um ein krystallhelles Flüßchen, und einzelne Hütten hingen so

einladend an ihren schattigen Abhängen, daß man sich gleich für immer dort hätte niederlassen mögen! Ich war dem Wagen zu Fuß vorangegangen, und überließ mich, unter einem hohen Nußbaum, auf weichem Moose ruhend, mit Wonne meinen Träumereien. Wie sprühende Funken blitzte das Abendlicht durch die dichtbelaubten Zweige*). — — — Der Wagen kam — noch einmal warf ich den sehnsüchtigen Blick auf das tiefblaue Meer, noch einmal sog ich den Duft der Bergblumen in mich — dann zogen die Pferde den Zögernden rasch in das flache Land hinab.«

Es liegt sehr nahe, anzunehmen, daß dieses idyllische, im Meeresanblick schwelgende Landschaftsbild im Abendsonnenschein die Szenen von Philemon und Baucis angeregt hat. Die wesentlichste Abweichung Goethes in bezug auf die Szenerie ist eigentlich nur, daß statt des Nußbaums Goethe zwei Linden auf die Dünen verpflanzt hat, in Erinnerung offenbar an Ovids Linde und Eiche »tiliae contermina quercus« auf den »Phrygischen Hügeln«, welche dort Philemon und Baucis verkörpern.

Goethe hatte das Motiv von Philemon und Baucis, welches hier durch die Landschaftsschilderung des Fürsten Pückler sehr nahegelegt war, schon vor etwa dreißig Jahren in seinem Festspiel »Was wir bringen« verwertet.

Er läßt aber hier Faust mit Philemon und Baucis ebenso rücksichtslos verfahren, wie englische, irische, schottische Grundherren sehr häufig mit ihren Pächtern verfuhren. Die »evictions« der schottischen Pächter haben ja große Distrikte der Hochlande beinahe entvölkert. Also auch dieses Motiv paßt zur englischen Atmosphäre.

Goethes Grundgedanke, daß Kolonisation und industrieller Fortschritt den patriarchalischen Frieden der guten alten Zeit stört und oft zerstört, ist vielleicht nirgends so häufig und in so erschütternder Weise illustriert worden, wie in dem eigentlichen Mutterlande des Industrialismus.

Schon Oliver Goldsmith hatte in seinem Gedicht vom »Verödeten Dorfe«, welches Goethe sehr wohl kannte, darüber geklagt, und Goethes Freund und Bewunderer Thomas Carlyle machte gerade zu jener Zeit im »Sartor Resartus« aus der Klage eine heftige Anklage gegen den modernen englischen Feudalismus und Industrialismus.

Fürst Pückler hat in seinen Reisebriefen diese Schattenseite des modernen englischen Kulturlebens besonders in den Schilderungen irischer Zustände hervortreten lassen. Ganz von selbst ergab sich für Goethes nachschaffende Phantasie aus der Beschreibung von Portmadoc der Gegensatz zwischen dem tatkräftigen »reichen Particulier«, der dem Meeresgrund Boden abgewonnen hat, und dem armen Hüttenbewohner, der sich zufrieden und bescheiden am Abendsonnenschein und am Fernblick über Meer und Land labt. Die Dichterphantasie brauchte dem geheimnisvollen, angeblich verstorbenen Wanderer der Reisebriefe in seinem Gelüst nur zu folgen und an der Tür einer jener Hütten anzupochen, so war das Bild der ersten Szene des fünften Aktes fertig. Eine leicht begreifliche Gedankenverbindung führte dann auf das vor 30 Jahren dramatisch verwertete Motiv von Philemon und Baucis, und so ist es denn in gewissem Sinne vollkommen zutreffend, wenn der Dichter nachher erklärte, die »Intention dieser Szenen« sei dreißig Jahre alt.

Die eigentliche Anregung hat indessen Fürst Pückler gegeben, dessen Schilderungen der Walliser Berge auch im Anfang des vorhergehenden Aktes sich deutlich wiederspiegeln, zuweilen sogar mit wörtlicher Anlehnung. Jetzt erklärt sich mit einem Schlage die anscheinend ganz phantastische Szenerie, die komplizierte Kolonisationstätigkeit

*) Vergl. Faust II; V. 3:
Funkenblicke seh' ich sprühen
Durch der Linden Doppelnacht.

des alten Fauſt, und zugleich auch die eigentümlich englische Atmosphäre dieser Szenen. So bewundernswert die Originalität auch dieses Schlußaktes iſt, so sind die erſten Szenen doch nicht so frei erfunden, wie bisher angenommen.

Goethe iſt in seinen letzten Lebensjahren zu seiner Jugendschwärmerei für England zurückgekehrt. Vielleicht hat dabei mitgewirkt, daß er gerade in England manche begeiſterte Verehrer gefunden hatte, mehr wohl noch der Umſtand, daß seine sozialpolitischen und sozialethischen Theorien ihn dem Volke wieder näher brachten, welches praktisches Wirken mit poetischer Geſtaltungskraft zu verbinden wußte.

Sicher iſt, daß seine Lektüre in den letzten Lebensjahren mit besonderer Vorliebe sich nicht nur englischer Literatur von Shakespeare bis auf Walter Scott, sondern auch englischer Geschichte, Geographie, Sittenschilderung zuwandte.

Der Weltdichter, der so echt deutsch in seiner Bewunderung des Auslandes war, der seine Phantasie bis nach dem fernen Orient hin hatte schweifen lassen, der Italien heiß geliebt und das Land der Griechen mit der Seele gesucht hatte, wandte am Schluß seines Lebens und Strebens den Blick mit heimlicher Sehnsucht wieder nach dem Lande der Tat, nach dem freien, meerumspülten Albion.

Nachrichten und Mitteilungen.

Ein Quellenwerk der deutschen Kunſt. Vor faſt einem Jahrhundert begründete der Freiherr vom Stein die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, die sich die Herſtellung einer Gesamtausgabe der Quellenschriften zur Geschichte des deutschen Mittelalters als Aufgabe ſtellte und in den fünf Abteilungen ihrer Monumenta Germaniae historica bereits weit über 100 Bände herausgegeben hat. Dieser Veröffentlichung der Quellenwerke unseres politischen Lebens traten seit 20 Jahren die von der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgegebenen Monumenta Germaniae paedagogica zur Seite, die uns einen Blick in Deutschlands Schulleben tun lassen sollen, und von denen bis jetzt faſt 50 Bände erschienen sind. Ein drittes Quellenwerk, das der höchſten Betätigung des menschlichen Lebens gilt, die Denkmäler deutscher Kunſt, will der vor vier Jahren begründete und vom Wirkl. Geheimen Oberregierungsrat Dr. Wilhelm Bode geleitete Deutsche Verein für Kunſtwissenschaft dem deutschen Volke darbieten, und hat soeben den erſten Bericht über die Arbeiten an diesem Werke erscheinen lassen, wie auch die Herausgabe der erſten Veröffentlichung, der Handzeichnungen Hans Holbeins des Jüngeren, nahe bevorſteht. Nach dem Programme sind die »Denkmäler« »eine Quellensammlung der deutschen Kungeschichte, in der die kunſtgeschichtlich wichtigen Denkmalgruppen methodisch veröffentlicht werden«, wobei »als Denkmal der deutschen Kunſt nicht allein das zu verſtehen iſt, was in den Grenzen des jetzigen Deutschen Reichs entſtanden iſt, sondern jedes Denkmal, welches das künſtlerische Schaffen der deutschen Nation zum Ausdruck bringt oder damit in unmittelbarem Zusammenhang ſteht«. Eine Vorſtellung von dem umfassenden Plan der Denkmäler gewinnt man, wenn man seine »Einteilung« betrachtet, die in der I. Sektion »Architektur« in einer Abteilung »sämtliche Architekturen der Völkerwanderungszeit auf dem ganzen Gebiete der nationalen Kulturen«, in fünf Abteilungen den Kirchenbau und in einer Abteilung den Profanbau umfaßt. Die II. Sektion »Skulptur« iſt in acht Abteilungen zerlegt; ihre Gebiete sind die dekorative und die monumentale Skulptur, die monumentale Plaſtik, die Elfenbeine, wie die Kleinplaſtik. Die 10 Abteilungen der III. Sektion »Malerei« sollen sämtliche Handschriftenilluſtrationen und ›ornamente der Völkerwanderungszeit und was sich von monumentalen Malereien und Fußbodenmosaiken aus dieser Zeit erhalten hat, ein Corpus der karolingischen Miniaturen und Wandmalereien, sowie der ottonischen und romanischen Wandmalereien, ottonische und romanische Miniaturen,




gotische Wandmalereien und Glasgemälde, ein Verzeichnis aller illustrierten Zyklen vom Eindringen der Gotik bis zum 16. Jahrhundert und deren Entwicklung, deutsche Tafelbilder bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, deutsche Handzeichnungen derselben Periode, ein beschreibendes Verzeichnis aller deutschen Holzschnitt- und Buchillustrationen und endlich die deutsche Malerei von der Mitte des 16. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts umfassen. Die IV. Sektion schließlich gilt dem Kunstgewerbe. Von ihren vier Abteilungen erwähnen wir die zweite, das Corpus der karolingischen und ottonischen Goldschmiedearbeiten. Die Angaben dieses Verzeichnisses gewinnen Leben durch die eingehenderen Mitteilungen, die die Abteilungsleiter bzw. die Bearbeiter einzelner Zweige in dem »Bericht« veröffentlicht haben. So erfahren wir von Professor Paul Ganz in Basel, der die Handzeichnungen Hans Holbeins des Jüngeren herausgibt, daß der revidierte Katalog 494 Zeichnungen, ohne die Randzeichnungen zum Lobe der Narrheit, enthält, von denen 118 Bilderstudien, 160 Entwürfe und Studien zu figürlichen Kompositionen und 256 Vorzeichnungen für das Kunstgewerbe sind; mehr als die Hälfte finden sich in England, 196 in London, 72 in Windsor; 167 hat das Museum in Basel. Die Ausgabe wird in fünf Gruppen geordnet werden, die den fünf Hauptabschnitten von Holbeins Leben entsprechen. Ganz schließt mit der Versicherung, daß ein regelmäßiges Erscheinen der Lieferungen gesichert ist.

Welche großen, auch finanziellen Anforderungen das gewaltige Werk, dem wir noch eine eingehende Betrachtung zu widmen gedenken, an den Verein stellt, brauchen wir nicht erst auszuführen. Wir wünschen deshalb dem Vereine eine recht rege und tatkräftige Teilnahme aus den Kreisen des gebildeten, kunstliebenden Publikums.

*

Neue Versuche mit Kreiselkompassen. Eines der wichtigsten Probleme der modernen Seeschiffahrt ist die Schaffung eines Kompasses, welcher frei von äußeren störenden Einflüssen ist. Solange die auf den Schiffen verwendeten Eisenmassen nicht allzu groß waren, genügte der Magnetkompaß für alle Zwecke der Navigation vollkommen. Als man aber gezwungen war, besonders bei Kriegsfahrzeugen, zum Aufbau des Schiffes fast nur noch Stahl zu verwenden, wuchsen die magnetischen Störungen, welche diese großen Stahlmassen auf die Magnetnadel ausübten, in unzulässiger Weise. Man half sich zunächst dadurch, besondere Einrichtungen anzubringen, welche diese Wirkungen zu kompensieren gestatteten. Die hierfür erforderlichen Regulierungen sind jedoch recht schwierig und werden vor allem dann wertlos, wenn sich die magnetischen Konstanten des Schiffskörpers ändern, was z. B. fast stets nach einem Gefecht der Fall sein wird. Gerade mit Rücksicht hierauf war es ein unabweisbares Bedürfnis für alle Kriegsmarinen, einen Kompaß zu schaffen, dessen Wirkungsweise nicht auf magnetischen Eigenschaften beruht. Nun hatte schon im Jahre 1852 Foucault durch theoretische Überlegungen gefunden, daß ein schnell rotierender Kreisel mit horizontal liegender Drehungsachse das Bestreben hat, sich in die Nord-Südrichtung einzustellen. Seine Absicht, diese Thatsache zur Konstruktion eines Kompasses zu verwenden, scheiterte jedoch an dem damals verhältnismäßig niedrigen Stand der Technik. Erst in neuerer Zeit gelang es, die erforderlichen hohen Umdrehungszahlen, 20000 pro Minute, betriebssicher herzustellen. Damit allein war aber die Aufgabe noch keineswegs gelöst. Eine große Schwierigkeit bestand noch darin, daß ein derartiger Kreisel eine sehr große scheinbare Trägheit besitzt und infolgedessen längere Zeit zu seiner Einstellung gebraucht; ja es schien sogar, als ob hieran die praktische Verwendbarkeit scheitern würde. Da gelang es Herrn Dr. Anschütz-Kämpfe eine sinnreiche Luftstromdämpfung herzustellen, die je nach dem Ausschlag der Kompaßrose mehr oder weniger große Gegenkräfte auslöst, welche die Rose in ihre Ruhelage zurücktreiben. Nach diesem Prinzip konstruierte Kompasse haben sich nun bei zahlreichen Versuchen in der deutschen Kriegsmarine bereits recht gut bewährt. Es stellte sich jedoch gleichzeitig bei diesem praktischen Betriebe noch ein Fehler heraus, dessen Beseitigung erforderlich war. Die durch die Maschinen hervorgerufenen Schiffsvibrationen rufen nämlich falsche Drehungen der Kompaßrose hervor, welche u. U. die zulässige Fehlergrenze überschreiten. Nach neueren Laboratoriumsversuchen der Firma Anschütz, Kiel, soll es aber durch Anordnung mehrerer Kreisel gelungen sein, auch diese Abweichungen soweit einzuschränken, daß ein solcher Kompaß tatsächlich ein brauchbares, sicheres Navigationsinstrument darstellt. Gl.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

6. Jahrgang, Nr. 2
November 1911

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf. — Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.

Erscheint jeden ersten Sonnabend im Monat. — Druck und Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstr. 36-41.

Die neuesten Vorgänge in der Bewegung für internationale allgemeine Schiedsabkommen.

Von

Ferdinand von Martitz.

I.

Am 3. August 1911 sind in Washington die zwei Schiedsabkommen der Vereinigten Staaten gezeichnet worden, welche, wie man in amerikanischen Zeitungen mit Erstaunen gelesen hat, die größte welthistorische Tat seit Christi Geburt, das wichtigste, was jemals im Interesse des Weltfriedens unternommen worden sei, darstellen: nämlich die Konvention mit Großbritannien und die fast gleichlautende mit Frankreich. Beide Verträge sind unbefristet geschlossen; der Präsident der Vereinigten Staaten, W. H. Taft, betrachtet sie als sein stolzestes Lebenswerk. Ein gemeinsamer Entwurf war für sie in Washington festgestellt worden, und auf seiner Grundlage wurde mit den beiden Vertretern der fremden Mächte — für Großbritannien war es Bryce — unterhandelt. Erhebliche Änderungen sind an dem Entwurfe nicht vorgenommen worden.

Der günstige und schnelle Erfolg war einigermaßen auffallend. Denn sowohl England wie Frankreich hatten nur vor drei Jahren mit den Vereinigten Staaten allgemeine Schiedsabkommen geschlossen. Eine äußere Veranlassung, davon abzugehen und die damals übernommenen Verbindlichkeiten durch einen neuen Vertrag zu erweitern, lag nicht vor. Ein innerer Grund mag für den Präsidenten Taft in seinem pazifistischen Bestrebungen bestanden haben, vielleicht auch in seinem Wunsche, bei den bevorstehenden Kämpfen um die Präsidentschaft sich neue Waffen zu schmieden. Daß aber die Initiative der Amerikaner in London wie in Paris so erfolgreich war, dürfte sich erklären aus dem Wunsche der dortigen Regierungen, den getroffenen Abreden unmittelbare Vorteile für ihre gesamte Auslandspolitik zu entnehmen. Insbesondere geht dies hervor aus den Konsequenzen, die England aus seinem Vertrage gezogen hat. Im Hinblick auf ihn erhielt die bestehende Defensivallianz zwischen England und Japan eine bedeutsame Einschränkung. England ist von der Verbindlichkeit, für Japan gegen Amerika, den nunmehrigen Schiedsgenossen, Krieg führen zu müssen, befreit und damit dem englisch-japanischen Bündnis sein Stachel



genommen worden. Der neue Bündnisvertrag vom 13. Juli 1911 eröffnet eine neue Weltlage im äußerſten Oſten. Damit erhebt sich das britisch-amerikanische Schiedsabkommen an politischer Bedeutung weit über die zahlreichen Arbitrageverträge, die in den letzten Jahren das Licht der Welt erblickten. Es iſt denn auch in Amerika mit Enthusiasmus von der anglophilen Presse begrüßt worden, während die deutschen und die irischen Zeitungen keinen Hehl machen von ihrer Sorge über diesen neueſten Schritt zur Verbrüderung der Nationen angelsächsischer Rasse.

Merkwürdig iſt aber, daß das vom Präsidenten Taft inaugurierte, den Geiſt des Imperialismus verratende Projekt, durch welches von Amerika aus der Bewegung für internationale Schiedssprechung eine neue, alles bis dahin Erreichte überbietende Richtung gegeben werden soll, im eigenen Lande keineswegs unbedingte Zuſtimmung gefunden hat. Der Senat des amerikanischen Kongresses, ohne dessen Genehmigung die vom Präsidenten abzuschließenden Staatsverträge nicht zu völkerrechtlicher Wirksamkeit gelangen können, hat die beantragte Einwilligung zunächſt noch nicht erteilt. Die Urkunden wurden ihm mit auffallender Beflissenheit in der jüngſten außerordentlichen Sommersession des Kongresses, unmittelbar nach ihrer Signierung, vorgelegt. Das mit der Berichterſtattung betraute Committee für auswärtige Angelegenheiten erklärte sich zwar damit einverſtanden, daß dem Umfang der internationalen Schiedssprechung die größtmögliche Weite gegeben werde, wollte aber die Zuſtimmung nur unter einer erheblichen Änderung der Vertragstexte, behufs Sicherung der konſtitutionellen Rechte des [illegible] erteilt wissen. Das Plenum [illegible] ung über die Beschlüsse seines Ausschusses nicht mehr eingetreten.

Die beiden Schiedsabkommen sind also noch nicht wirksam geworden. In Amerika bilden sie zur Zeit den Gegenſtand einer lebhaft betriebenen öffentlichen Diskussion. Ihr Schicksal im bevorſtehenden Winter wird zunächſt davon abhängen, welche Stellung der Senat zu der Frage einnehmen wird; sodann von der Bereitwilligkeit der beiden fremden Gouvernements die verlangten Zugeſtändnisse zu machen. Jedenfalls iſt mit der Möglichkeit, daß die Konventionen, vielleicht bepackt mit Ratifikationsvorbehalten, ins Leben treten, zu rechnen; zu rechnen auch von uns Deutschen.

Denn für das Deutsche Reich sind die eben berichteten Vorgänge von erheblichem Interesse, schon aus allgemein politischen Gründen. Die Tatsache, daß sich zwischen der amerikanischen Union und Großbritannien ein enges Verhältnis vorbereitet, das in der Auffassung tonangebender amerikanischer und auch englischer Kreise den Wirkungen einer Allianz faſt gleichkommt, und daß diesem Verhältnis sich die britische Ententemacht Frankreich beigesellt, verdient in Deutschland aufmerksame Beachtung.

Dazu kommt noch ein besonderer Umſtand. Ihrerseits nämlich wünscht die amerikanische Regierung unverkennbar, solche Eindrücke nicht aufkommen zu lassen. Sie betont, es handle sich nicht um einen Sonderbund, etwa gar mit einer Spitze gegen Deutschland. Sie will die Abkommen so geſtaltet wissen, daß sie auch von anderen Nationen angenommen werden können. Gleiche Vertragsverhältnisse sollen allen Ländern offen ſtehen, die Hoffnung der Welt auf die Friedensmission der Vereinigten Staaten soll verwirklicht werden. Demgemäß hat der Staatssekretär **Knox**,



noch bevor die Verhandlungen mit England und Frankreich zum Abschluß gekommen waren, dem deutschen Botschafter gegenüber den Wunsch ausgesprochen, auch mit dem Deutschen Reich einen ähnlichen Vertrag einzugehen. Die Reichsregierung hat sich bereit erklärt, die ihr mitgeteilten Entwürfe einer Prüfung zu unterziehen.

Damit ist die Frage, wie wir uns gegenüber der Schiedsgerichtspolitik der Vereinigten Staaten neuesten Datums zu stellen haben, auch für uns Deutsche eine unmittelbar praktische geworden. Der Versuch wird gerechtfertigt sein, die Festsetzungen der beiden amerikanischen Verträge vom völkerrechtlichen Standpunkte aus zu prüfen, ihren juristischen Wert zu ermessen, ihre Annehmbarkeit für das Deutsche Reich zu erwägen.

Aber die Aufgabe ist eine einigermaßen komplizierte. Um die Konventionen zu verstehen, ist ein Blick auf den gesamten, für das große Anliegen heutzutage in tatsächlicher Geltung befindlichen internationalen Rechtszustand unerläßlich.

II.

Bekanntlich ist der überschwängliche Gedanke, unsere Staatenwelt durch einen Konferenzbeschluß zu einem universellen, jedem Einzelstaat offenen Schiedsverbande mit unbedingtem Einlassungszwang für gewisse listenmäßig aufgezählte Streitfälle zu vereinigen, auch auf der zweiten Haager Friedenskonferenz von 1907 nicht verwirklicht worden. Deutschland erklärte, unterstützt von einer Reihe anderer Mächte, das bereits in formulierten Entwürfen vorliegende Projekt eines sogenannten Weltschiedsvertrages für unannehmbar. Von ihm sei praktisch keine Förderung, sondern eine Gefährdung des Schiedsgedankens zu erwarten. Die Reichsregierung bekannte sich und bekennt sich noch heute zu dem Prinzip vertragsmäßiger Schiedssprechung, aber lediglich in der Form von Einzelabkommen mit individuellen Vertragsgegnern oder über spezialisierte Objekte, wobei die übernommenen Verpflichtungen klar seien und sich übersehen ließen. Der Reichstag hat die Haltung der Reichsregierung wiederholt gebilligt.

Die zweite Haager Konferenz hat diesem Standpunkt Rechnung getragen. Ihr großes Werk, das »Abkommen zur friedlichen Erledigung internationaler Streitfälle« vom 18. Oktober 1907 proklamiert für die Schiedssprechung ein fakultatives System. Die 44 im Haag vertretenen Regierungen erklären sich einverstanden, alle ihre Bemühungen aufzuwenden, um die friedliche Erledigung internationaler Streitigkeiten zu sichern. Sie erkennen an, daß in Rechtsfragen die Schiedssprechung das wirksamste und der Billigkeit meist entsprechende, darum wünschenswerteste Mittel sei zur Erledigung von Streitigkeiten, die nicht diplomatisch beseitigt worden sind. Sie behalten sich endlich vor den Abschluß von Verträgen, um die Schiedssprechung auf alle Fälle zu erstrecken, die sie hierfür geeignet erachten werden. Und diesen Beschluß ergänzt eine solenne der Generalakte einverleibte Deklaration: die Konferenz erklärt, daß die Mächte einstimmig sind in prinzipieller Anerkennung der obligatorischen Schiedssprechung, und daß gewisse Streitigkeiten, insbesondere solche über Auslegung von Verträgen geeignet sind, ihr ohne jede Einschränkung unterworfen zu werden.

Wie man sieht, legen diese Beschlüsse nicht unmittelbar bindende Verpflichtungen auf. Ihr Wert ist der eines



völkerrechtspolitischen Programmes. Aber dieses Programm hat sich im Laufe der Jahre als ungemein fruchtbar erwiesen. Zu verdanken war dies der eifrigen Sorge, die beide Haager Konferenzen an den Tag legten, die Beschreitung des schiedsgerichtlichen Weges auf alle Weise zu erleichtern. Nicht allein wurde eine internationale Inftanz bereit geftellt, nämlich der Schiedshof im Haag, in Wahrheit eine Lifte von Spruchmännern, sondern es wurde auch eine bis in das Detail ausgearbeitete Schiedsordnung geschaffen, welche subsidiär das Arbitrage-Verfahren, sei es vor dem Schiedshof, sei es vor einem besonderen internationalen Tribunal, zu regeln beftimmt ift.

Das wesentliche Stück dieser Haager Schiedsordnung ift nun aber folgendes. Von dem abftrakten Schiedsvertrage, der »convention générale d'arbitrage« — wie wir Deutsche sagen: dem Schiedsabkommen —, durch welches die vertragenden Teile sich verpflichten, alle etwa entftehenden Streitfälle, oder solche beftimmter Art, dem vereinbarten Schiedsgericht zu unterwerfen, wird unterschieden das »Compromis«, — wie wir Deutsche sagen: der Schiedsvertrag —, welcher die Anwendung des Schiedsabkommens auf den konkreten Fall normiert, also die zur Entscheidung ftehenden speziellen Rechts- und Tatfragen fixiert; welcher, soweit erforderlich, über die zu berufenden Richter Beftimmungen trifft, welcher endlich die prozessualen Formvorschriften, soweit sie nötig sind, enthält. Dem bürgerlichen Recht ift eine solche Unterscheidung zwischen Grundvertrag und Ausführungsvertrag, zwischen einem abftrakten und einem konkreten Schiedsverhältnis ganz fremd. Es kennt nur einen einzigen Schiedsvertrag, das alte gemeinrechtliche »Compromissum«, bei uns von der Zivilprozeßordnung im Einzelnen ausgeftaltet. Ein privatrechtlicher Schiedsvertrag fteht unter richterlichem Schutz. Er kann sich auch auf künftige Rechtsftreitigkeiten beziehen. Aber dann darf er niemals unbeftimmt sein. Würde er sich richten auf alle denkbaren oder auch nur der Art nach beftimmten Streitigkeiten, so wäre er nichtig. Im Völkerrecht gilt Vertragsfreiheit. Wenn auch früherhin der Weg des Kompromisses von Staaten nur zur Beseitigung entftandener Zerwürfnisse gewählt wurde, so fteht völkerrechtlich dem nichts entgegen, die Berufung von internationalen Schiedsgerichten auch auf generelle Abreden zu gründen. Dann aber ift freilich die Nötigung gegeben, da ja eine höchftrichterliche Autorität fehlt, die präjudizielle Frage, ob die vorliegende Streitsache überhaupt unter die Abrede fällt, in beiderseitigem Einvernehmen zu lösen. Das Schiedsabkommen ift ein Staatsvertrag im technischen Sinne; der Schiedsvertrag die bloße Vollziehung dieses Staatsvertrages. Jenes ift kein bloßes pactum de contrahendo, noch weniger eine bloße Bereiterklärung, Kompromisse einzugehen. Vielmehr begründet es die sofort wirksame Verbindlichkeit für jeden vorgesehenen Streitfall, auf Ansuchen der Gegenpartei sich der vereinbarten Inftanz und ihrem Urteil zu unterwerfen. Dagegen der Schiedsvertrag ift zwar auch ein zweiseitiges Rechtsgeschäft, eine Willenseinigung zweier Parteien; aber er entbehrt der Selbftändigkeit, da er bloße Vertragserfüllung darftellt. Denn die Mächte, die ein Schiedsabkommen geschlossen, sind gebunden, nach Maßgabe desselben Kompromisse zu schließen. Tun sie das nicht, so machen sie sich eines Rechtsbruchs schuldig und haben die völkerrechtlichen Konsequenzen zu

tragen. Staatsrechtlich ist der Gegensatz von Bedeutung, weil danach sich die Frage nach den zuständigen Organen regelt. Für den Staatsvertrag sind es andere als für einen bloßen Verwaltungsakt der auswärtigen Politik. Sie beantwortet sich für die verschiedenen Länder verschieden.

Ein Schiedsabkommen wird um so besser sein, je mehr es dafür Sorge trägt, durch klare unzweideutige Klauseln, in positiver oder negativer Abgrenzung oder Spezialisierung, das zu erwartende Einverständnis über das Kompromiß sicher zu stellen. Und umgekehrt: je allgemeiner und unbestimmter die gegenseitigen Zusagen des Schiedsabkommens sind, um so wertloser wird es sich erweisen, so pomphaft und verheißungsvoll auch die Worte klingen mögen. Ja, die für die Parteien bestehende Unsicherheit über das Maß der übernommenen Gegenseitigkeitspflichten bedeutet eine Gefahr. Der dem Vertragsgegner gemachte Vorwurf einer begangenen Rechtsverletzung verdoppelt sich durch den Vorwurf, das Kompromiß geweigert, also das Schiedsabkommen nicht eingehalten zu haben. Die Beziehungen zwischen beiden Völkern werden gestört und vergiftet, und dem Weltfrieden wird damit nicht gedient. In dem Schiedsvertrag, zu dessen Erzielung die Schiedsabkommen geschlossen werden, liegt die eigentliche Schwierigkeit der so hoch gepriesenen Institution. Es ist von Interesse, zu vergleichen, wie das bestehende konventionelle Recht dieser Schwierigkeit zu begegnen sucht.

III.

Angeregt nämlich durch die Haager Schiedsordnung und in ausdrücklicher Verweisung auf sie hat sich in dem letzten Dezennium eine Fülle von allgemeinen Schiedsabkommen über die staunende Welt ergossen. Amtlich sind bis zum Ende des vorigen Jahres 88 derartige Konventionen registriert worden. Durch ihre Tragweite, durch ihre urkundliche Selbständigkeit, auch wohl durch ihre Solennität, erheben sie sich weit über die Bedeutung der unscheinbaren kompromissarischen Klauseln, wie sie vielfach zur Erledigung etwaiger aus einem speziellen Verkehrsvertrage hervorgehenden Streitigkeiten beliebt werden. Sie stellen einen ganz neuen, originellen, bis dahin unbekannten Typus völkerrechtlicher Verträge dar. Sehen wir sie uns im Einzelnen an, so fällt die große Gleichförmigkeit der fast formelmäßig sich wiederholenden Stipulationen ins Auge. Es hat sich nach mehreren Anläufen tatsächlich ein als vorbildlich geltendes Schema herausgearbeitet. Zum ersten Male ist dieses formuliert worden in dem englisch-französischen Arrangement vom 14. Oktober 1903, dem ersten Merkzeichen der werdenden Entente beider Länder. Auf 5 Jahre geschlossen, ist es im Jahre 1908 auf weitere 5 Jahre erneuert worden.

Dieses Abkommen ist dann geworden zum Ausgangspunkt einer eifrigen Vertragsschließung beider Mächte mit anderen Staaten und anderer Staaten unter sich. Die Klauseln des Urvertrags sind hierbei fast immer wörtlich wiederholt worden. Eine abweichende erweiternde Tenorierung bildet die Ausnahme, hat sich aber bisweilen wiederum zu einem eigenen, von einzelnen Regierungen gern festgehaltenen Typus entwickelt. Auch das Deutsche Reich hat sich dem die europäische und die amerikanische Staatenwelt umspannenden Vertragsnetz angeschlossen; bis jetzt freilich nur durch das Abkommen mit Großbritannien vom 12. Juli 1904; im



Jahre 1909 auf weitere 5 Jahre erneuert. Der Inhalt dieses herrschenden Vertragsyftems bietet ein hohes Interesse. Die Klauseln der meift kurz gehaltenen Urkunden kommen auf drei Punkte heraus.

Erftens machen die vertragenden Mächte sich gegenseitig verbindlich, ftreitige Rechtsfragen dem ftändigen Schiedshof im Haag zu übertragen. Also um Rechtsfragen handelt es sich. Damit wird der in sich begründete Satz vereinbart, daß Fragen ftreitigen Interesses, nämlich Fragen, deren Natur eine Beurteilung nach Rechtsnormen ausschließt, keinen Gegenftand einer richterlichen Entscheidung bilden. Politische Konflikte sind der Schiedssprechung nicht unterworfen. Für ihre Beilegung, sofern sie ohne Gewaltanwendung erftrebt wird, ftehen andere Wege offen. Die Haager Konferenz hat planmäßige Sorge getragen, solche Wege gangbar zu machen.

Demnach ift es nur die beftrittene Behauptung eines durch die völkerrechtliche Ordnung gewährten oder geschützten Rechtsanspruchs, die den Titel auf ein schiedsrichterliches Urteil gibt.

Allerdings möglich ift es ja, daß zwei Nationen übereinkommen, alle ihre Differenzen, welches auch deren Natur, Gegenftand oder Ursprung sei, mangels diplomatischer Erledigung schiedsrichterlich entscheiden zu lassen. Dies ift das Ideal der Pazififten, die damit die Abschaffung des Krieges für erreicht betrachten. Es fehlt tatsächlich nicht an Staaten, die kein Bedenken getragen haben, wenigftens auf dem Papier, die Pflege ihrer nationalen Interessen, wenn sie mit denen des Vertragsgegners in Widerspruch träten, an letzter Stelle zu Gunften einer richterlichen Inftanz preiszugeben, der doch damit in Wahrheit eine unlösbare Aufgabe zugewiesen wird. Es würde kein Schiedsgericht, sondern eine Zwangsmediation vorliegen! Die dänische und die niederländische Regierung haben sich prinzipiell bereit gezeigt, auf eine solche Formel abzuftellen. In Staatenbünden souveräner Staaten mag dergleichen am Platz sein, wie die Austrägalgerichtsbarkeit des Deutschen Bundes zeigte. Solche Zusagen bilden aber in der Staatenwelt die Ausnahme. Die Haager Konvention empfiehlt einen Schiedszwang nur für solche Fälle, welche ihm nach der Ansicht der Vertragsparteien unterworfen werden können. Und demgemäß wird der Bereich der Schiedssprechung regelmäßig durch die Abkommen rechtlich abgegrenzt. Es handelt sich darum, wie diese Grenzen gezogen sind.

Da ift es denn bemerkenswert, daß das konventionelle Recht sich nicht damit begnügt, die Kompetenzabgrenzung durch die Gegenüberftellung von Rechtsftreitigkeiten und politischen Streitigkeiten vorzunehmen. Vielmehr bringt es die einleuchtende Wahrheit zum Ausdruck, daß eine Rechtsfrage zu einer politischen Frage werden kann. Unter den souveränen Staaten, zumal wenn die politische Atmosphäre ohnehin gespannt ift, kann auch ein an sich unerheblicher Dissens durch die Art, die Form, den Zusammenhang, in welchem die Rechtsfrage geftellt oder von der Gegenpartei beantwortet oder nicht beantwortet wird, eine politische Natur annehmen. Er kann benutzt werden als Anlaß, um die Machtfrage zu ftellen, wo dann die Flinten und die Schiffskanonen von selbft losgehen.

Die Schiedsabkommen tragen dieser Eventualität vorsorgliche Rechnung, indem sie der gegenseitigen Verpflichtung, Rechtsfragen arbitrabel zu machen, einen Vorbehalt hinzufügen. Er lautet dahin, daß Streitfälle ausgenommen sind, welche die vitalen Interessen, die Unabhängig-

keit oder die Ehre der vertragenden Teile berühren: französisch »mettre en cause,« englisch «afflict«. Diese Klausel, die wir gewohnt sind a potiori als Ehrenklausel zu bezeichnen, bildet die zweite Signatur der allgemeinen Schiedsabkommen. Von der Haager Konvention ist sie nicht in Aussicht genommen worden. Sie ist ein Werk der Vertragsschließung. Allerdings hat sie auf der zweiten Haager Konferenz eine große Rolle gespielt, freilich im Zusammenhang mit dem damals geplanten Weltschiedsvertrag, der sich die Klausel in dem üblich gewordenen Schema einverleibt hatte. Und dieser Zusammenhang war es, der seitens der deutschen Delegation den lebhaften Widerspruch gegen sie hervorrief. Mit einer solchen Reservation werde der ganze Weltvertrag illusorisch. Er würde zu den ärgsten Streitereien, zu unerträglichen Schikanen führen. Sieht man aber von dem utopischen Hintergrund eines Universalvertrages ab, faßt man ein individualisiertes Schiedsabkommen konkreter Regierungen ins Auge, so wird sich ein solcher Vorbehalt als angebracht, ja als unerläßlich erweisen, wie wir Deutsche uns ja auch in dieser Weise den Engländern gegenüber gebunden haben. Es mag darüber gestritten werden, ob er nicht schärfer, präziser formuliert werden kann, worüber man sich vielfach den Kopf zerbrochen hat. Wie aber auch die Formel lauten möge, der Sinn ist evident: Machtfragen, Fragen der Selbstbehauptung, können nicht sub specie eines Rechtsstreites vor ein Schiedsgericht gezogen werden. Juristisch ist die Klausel nicht als Bedingung, etwa als eine Potestativbedingung nach der Formel: »debeo, si volo« zu charakterisieren, wie behauptet worden ist. Die durch das allgemeine Abkommen übernommene Obligation ist keine bedingte, ein Schwebezustand tritt nicht ein. Vielmehr enthält der Vorbehalt eine Einschränkung des Begriffes: streitige Rechtsfragen. Unleugbar wird damit eine juristisch unerfreuliche Unsicherheit in das Rechtsverhältnis hineingetragen. Immerhin wird man sagen müssen, daß eine in solcher Weise beschränkte Einlassungspflicht bei loyaler Auslegung alles ist, was billigerweise von einem Staat gefordert werden kann (so sehr treffend Max Huber, Jahrb. des öffentl. Rechts II 521).

Ob nun aber der Vorbehalt im Einzelfall Platz greift oder nicht, das hat jede der Vertragsparteien für sich zu entscheiden. Wird seitens der in Anspruch genommenen Regierung anerkannt, daß der Konflikt sich nach Rechtsgrundsätzen entscheiden lasse, so besteht für sie die Pflicht, sich einem Schiedsspruch zu unterwerfen. Die Voraussetzung hierfür, daß eine Rechtsfrage zu entscheiden steht, und daß diese keine politische Natur trage, muß also beiderseitig anerkannt sein. Die Form, in der dieses Anerkenntnis abgegeben wird, ist das Kompromiß, das »compromis spécial«, das »special agreement«, wie die Verträge zu sagen pflegen. In jedem Einzelfall, so heißt es, sollen die hohen vertragschließenden Teile, bevor sie den ständigen Schiedshof anrufen, einen besonderen Schiedsvertrag abschließen.

Die Erfahrung der letzten Jahre zeigt, daß solche Kompromisse, bei der wachsenden Popularität der ganzen Einrichtung, bereits in ansehnlicher Zahl zustande gekommen sind und eine Reihe von Streitsachen, manche akut, manche bereits im Stadium der Versumpfung befindlich, im rechtlichen Verfahren aus der Welt geschafft haben. Dem Haager Schiedshof sind bis jetzt elf Fälle unterbreitet worden, neun sind entschieden,





zwei schweben. Sie waren, an sich be⸗trachtet, zum Teil unerheblich. Ob der deutsche Konsul am 25. September 1908 in Casablanca seine Amtsbefugnisse über⸗schritten hat; ob der französische Gen⸗darm, der am 8. Juli 1910 in Marseille den vom englischen Dampfer entsprun⸗genen oſtindischen Revolutionär Sa⸗varkar schleunigſt feſtnahm und auf das Schiff zurückführte, damit einen unzulässigen Auslieferungsakt vornahm: dergleichen iſt für die große Welt gleichgültig. Aber das Milieu dieser Vorgänge, die Erregung der öffent⸗lichen Meinung, forderten aufmerksame Rücksicht bei den beteiligten Regie⸗rungen, und die ergangenen Erkennt⸗nisse, für deren Erſtreitung der Weg durch die Haager Konvention geebnet war, wirkten beruhigend. Doch sind die Streitgegenſtände zum Teil auch an sich erheblich gewesen. Das bedeu⸗tungsvollſte Urteil des Haager Schieds⸗hofs iſt das vom 7. September 1910, welches den zwischen England und Amerika aus der Konvention vom 20. Oktober 1818 erwachsenen Streit über die sogenannte Neufundland⸗fischerei zu endlicher Erledigung ge-bracht hat.

IV.

Aber freilich, das Kompromiß setzt Einverſtändnis der im Streit befangenen Regierungen voraus. Wie nun, wenn dieses Einverſtändnis trotz aller ange⸗wandten diplomatischen Bemühungen nicht zu erreichen iſt; also der betrei⸗benden Partei, die sich auf das allge⸗meine Schiedsabkommen beruft, von der Gegenseite der Einwand entgegen⸗geſtellt wird, der Fall sei überhaupt nicht schiedsmäßig. Damit treffen wir den Kernpunkt der Sache.

Die Möglichkeit solcher Meinungs⸗verschiedenheiten liegt sehr nahe. Und leider iſt sie — trotz aller beruhigenden Versicherungen der Pazifiſten — bereits mehrfach und zwar in gravierender Weise zur Wirklichkeit geworden. Auch für uns Deutsche. Ich nehme Bezug auf einen leidigen, zwischen der Reichsregierung und Großbritannien seit Jahren schwebenden Streit, der trotz des beſtehenden allgemeinen Schiedsabkommens noch immer nicht zur Erledigung gekommen iſt. Er hat seinen Ursprung im Burenkriege 1899. Noch vor Ausbruch der Feindselig⸗keiten, aber im Hinblick auf sie, erging im Transvaalſtaat eine Verordnung, deren erklärter Zweck die Regulierung der Goldproduktion war. Hiernach sollte das von den Minenbesitzern ge⸗wonnene Rohgold bei der Regierung in natura als depositum irregulare ver⸗wahrlich niedergelegt werden. Die Maßregel bedeutete wirtschaftlich eine Zwangsanleihe. In Ausführung der Verordnung erfolgte seitens jener Regierung auf ihrem territorium die Beschlagnahme eines Quantums von Rohgold, das sich auf dem Wege nach Hamburg befand, der Dresdener Bank gehörte und bei Hamburger Assekura⸗deuren versichert war. Die Ver⸗sicherungssumme iſt in Folge der Beschlagnahme ausgezahlt worden. Nachdem die südafrikanische Republik mit dem britischen Reiche vereinigt worden war, wurde die Frage akut, in welcher Rechtsſtellung sich der einver⸗leibende Staat, hier also England, zu den fiskalischen Rechten und Ver⸗bindlichkeiten des einverleibten Landes, hier also Transvaal, befinde. Die Frage iſt eine reine Rechtsfrage und zwar, da vermögensrechtliche Ansprüche von Ausländern auf dem Spiel ſtehen, eine völkerrechtliche, die Frage der Staaten⸗succession, eine bekannnte völker⸗rechtliche Materie. Unsere Hamburger Landsleute, die Assekuradeure, wandten



sich an das Auswärtige Amt, das den Schutz ihrer Interessen — 35000 £ — pflichtmäßig zusagte. Das britische Gouvernement hat — bis jetzt — die unsererseits beantragte Berufung eines internationalen Schiedsgerichts, für diesen Fall, wie für die zahlreichen ähnlichen, aus dem Burenkriege herrührenden Reklamationen deutscher Reichsangehöriger abgelehnt. Sie alle illuftrieren den völlig unzulänglichen Rechtszuftand, der aus dem geltenden Völkerrecht für die Möglichkeit, Rechtsansprüche von Privatpersonen gegen fremde Staaten zu verfolgen, sich ergibt. Auf das beifälligfte ift zu begrüßen die Initiative der Älteften der Berliner Kaufmannschaft, die jüngft bei dem Reichskanzler dahin vorftellig geworden sind, es möge für Streitigkeiten dieser Art eine internationale Gerichtsinftanz im Ausbau der Haager Konventionen von 1907 bei den Kulturftaaten in Anregung gebracht werden.

Solche Vorkommnisse lassen den Wert von allgemeinen Schiedsabkommen, so schön sie auch lauten mögen, als problematisch erscheinen. Einer Regierung, der gegenüber die geschuldete Einlassung auf das Kompromißverfahren verweigert wird, bleibt schließlich nichts übrig — Krieg wird sie deswegen nicht führen — als die Sache einftweilen, vielleicht bis auf bessere Zeiten, ruhen zu lassen — das ift für sie, zumal wenn es sich um Claims ihrer Angehörigen handelt, eine peinliche Situation; oder aber den ganzen Schiedsvertrag dem Vertragsgegner vor die Füße zu werfen — das würde, auch aus allgemeinen Gründen, bedenklich und bedauerlich sein.

Es fragt sich, wie solchen Eventualitäten etwa vorzubeugen wäre?

Da gibt es denn wohl, bei dem Zuschnitt der heutigen Staatengesellschaft, keinen anderen Weg als den, dem geschlossenen Schiedsabkommen eine besondere rechtliche Sanktion zu geben. Es ift so einzurichten, daß den Parteien, sofern sie sich über den Inhalt des Kompromisses nicht einigen können, also wenn sie über die Erfüllung der übernommenen obligatorischen Pflicht nicht gleicher Meinung sind, auch hiefür die Wohltat einer richterlichen Entscheidung sichergeftellt wird. Es hat, wie man sagt, ein Zwangskompromiß ftattzufinden. Der Streit, ob der vorliegende Konflikt überhaupt arbitrabel sei oder nicht, soll gleichfalls durch ein Kompromiß entschieden werden. In dieser Richtung befindet sich heute die Bewegung für internationale Schiedsgerichte. Für eine beftimmte Art von Streitfällen, nämlich für Staatsschulden, hat sie bereits einen völkerrechtlichen Ausdruck gefunden. Durch die sogenannte Drago-Konvention, gleichfalls ein Werk der zweiten Friedenskonferenz, wird den Schuldnerftaaten, bei Eintreibung ihrer Vertragsschulden (nur bei diesen) seitens fremder Regierungen für deren Angehörige, die Annahme einer ihnen angebotenen schiedsgerichtlichen Erledigung auferlegt, wenn sie sich nicht einem bewaffneten Einschreiten aussetzen wollen.

Es war das nicht hoch genug zu schätzende Verdienft der Haager Konferenz von 1907, auf den Punkt eingegangen zu sein. Und es war das nicht genug anerkannte Verdienft der deutschen Delegierten, auf dieses unerläßliche Komplement eines jeden allgemeinen Schiedsabkommens mit Nachdruck hingewiesen zu haben. Freilich das, was sie forderten, ift nur zum Teil erreicht worden. Die schließlichen Feftsetzungen lauten sehr reserviert. Sie gelten nur dem Abschluß künftiger Verträge, und auch für diese enthalten sie nur subsidiäres Recht.

In der Hauptsache gehen sie dahin: Iſt zwischen den ſtreitenden Vertragsmächten eine Verſtändigung über den Inhalt des Kompromisses nicht zu erreichen, so wird dasselbe bereits auf Anrufen einer Partei durch den Haager Schiedshof feſtgeſtellt. Aus ihm wird zu solchem Zwecke eine Kommission berufen. Diese iſt dann eventuell selbſt Schiedsgericht.

So der Artikel 53 der Haager Konvention vom 18. Oktober 1907. Nur leider gerade für unseren Fall, also wenn von einer Seite behauptet, von der anderen beſtritten wird, daß die Streitsache unter das Abkommen falle, daß sie nicht politisch und nicht von der Ehrenklausel getroffen sei, iſt jene höchſt belangreiche Zuſtändigkeit des Schiedshofs ausgeschlossen. Weiter wollte man im Haag, weiter wollte auch Deutschland nicht gehen. In zweifelhaften Fällen wäre es unzulässig, daß von der betreibenden Partei dem gegnerischen Staat das Kompromiß sozusagen auferlegt würde. — Indessen können spezielle Abkommen weiter gehen, worauf die Haager Konvention ausdrücklich hinweiſt. Und in der Tat fehlt es nicht an solchen. Neueſte Verträge haben den kühnen Schritt gewagt, auch die Frage, ob ein Schiedsgericht überhaupt kompetent iſt, zu schiedsrichterlicher Entscheidung zu verſtellen. So z. B. sagt der schwedisch-norwegische Vertrag vom 26. Oktober 1905: Sind die beiden Regierungen nicht einig, ob der Streitpunkt »die vitalen Interessen« der einen oder der anderen berührt, dann soll auch darüber durch den Schiedshof erkannt werden. Also das Schiedsgericht soll über seine Kompetenz selbſt entscheiden.

In die Reihe dieser Verträge ſtellen sich nun die beiden programmatisch gedachten Konventionen, die hier in Rede ſtehen. Allerdings wollen sie von den Haager Feſtsetzungen über ein Zwangskompromiß nichts wissen. Diese werden ausdrücklich außer Anwendung gesetzt. Daß das »special agreement« bereits auf Anrufen einer Partei bindend feſtgesetzt werden könnte, iſt ganz ausgeschlossen. Immerhin soll doch sein Zuſtandekommen gesichert sein. Die Schiedsabkommen sollen, wie die Amerikaner sich einreden, automatisch wirken. Das Mittel iſt die Einfügung einer Vorinſtanz unter dem Namen einer gemeinschaftlichen Untersuchungskommission (Joint High Commission of Inquiry). Der Gedanke iſt originell und bemerkenswert. Er enthält gegenüber den geltenden amerikanischen Abkommen eine belangreiche Neuerung. Aber bevor nunmehr auf die neuen Konventionen vom 3. Auguſt 1911 eingegangen wird, muß noch ein Rückblick auf die bisherige Schiedsgerichtspolitik der Vereinigten Staaten geworfen werden.

V.

Großzügig, wie die Amerikaner sind, hatte Theodor Roosevelt, diese Verkörperung des Amerikanertums, während seiner erſten Präsidentschaft, unter dem Eindruck des russisch-japanischen Krieges von 1904 ganz syſtematisch den Abschluß von Schiedsabkommen mit einer großen Zahl europäischer Mächte in Angriff genommen. Es wurden 10 Konventionen gezeichnet, darunter auch eine mit dem Deutschen Reiche. Ihre Klauseln entsprechen genau dem englisch-französischen Muſtervertrage, also: Beschränkung auf Rechtsſtreitigkeiten mit dem Vorbehalt der Ehrenklausel; Unerläßlichkeit des »special agreement«; Geltung für fünf Jahre. Diese Vertragsentwürfe hatten nun aber ein seltsames Schicksal. Ganz unver-

mutet erwuchsen ihnen auf amerikanischem Boden selbst staatsrechtliche Schwierigkeiten, an denen sie gescheitert sind.

Es war nämlich der amerikanische Senat, der, in seinem latenten Kampfe mit der Präsidialgewalt der Union, dieser die Zuständigkeit bestritt, Spezialkompromisse mit fremden Regierungen von sich aus abzuschließen. Ein solches wäre, auch wenn es in Ausführung eines allgemeinen Vertrages aufgestellt sei, immerhin auch seinerseits ein Staatsvertrag. Es bedürfe also verfassungsmäßig der Zustimmung des Senats. Kurzerhand amendierte der Senat die ihm vorgelegten Konventionen, indem er an Stelle des Wortes: special agreement das Wort: treaty setzte.

Die zugrunde liegende Theorie ist eine staatsrechtlich, auch vom Gesichtspunkt des amerikanischen Staatsrechts aus, höchst anfechtbare. Ein Staatsvertrag ist doch etwas anderes als eine zu seiner Ausführung getroffene Maßnahme, auch wenn diese der Zustimmung des Vertragsgegners benötigt ist; ein Auslieferungs-Vertrag ist etwas anderes als die Verständigung über die Modalitäten, unter denen im Einzelfall die vertragsmäßige Auslieferung erfolgen soll; ein Handelsvertrag etwas anderes als der diplomatische Notenwechsel, der eine bei dessen Handhabung erwachsene Schwierigkeit in gemeinsamem Einverständnis beseitigt und diese Beseitigung konstatiert.

Aber der amerikanische Senat beharrte auf seinem Standpunkt. Er vertritt ihn auch heute noch. Daß er davon abgehen wird, dazu liegt nicht die geringste Aussicht vor. Unter diesen Umständen zog damals der Präsident die zahlreichen Schiedsabkommen zurück. Sie wurden nicht ratifiziert. Die auffallende Ratifikationsweigerung begegnete lebhafter Mißbilligung der europäischen Regierungen, die an dem Tenor ihrer Verträge gar kein Bedenken gefunden hatten. Daß das von den Amerikanern mit Enthusiasmus propagierte Vertragssystem an einer internen Frage ihres Staatsrechts, an der Kontroverse über das Verhältnis der Exekutivgewalt zur vertragschließenden Gewalt, scheitern sollte, war seltsam genug. Als es im Jahre 1907 zur zweiten Haager Konferenz kam, spielte in den Debatten über den Weltschiedsvertrag auch dieser Punkt eine erhebliche Rolle. Er bildete mit den anderen einen Ablehnungsgrund.

Es ist offenbar, daß die an sich rein staatsrechtliche Frage auf das Völkerrecht reflektiert. Man erwäge: das in Anwendung eines allgemeinen Schiedsabkommens festgestellte Spezialkompromiß bedarf in Amerika noch der Approbation einer von der Regierung ganz unabhängigen parlamentarischen Körperschaft, nämlich des Senats. Dagegen in den europäischen Staaten ist die Exekutive allein zuständig, also für Deutschland die kaiserliche Regierung. Damit fehlt den Stipulationen die Reziprozität, die Vertragsbindung ist eine ungleiche. Es liegt ein negotium claudicans vor. Wenn die amerikanische Regierung ein unter das allgemeine Abkommen fallendes Schiedsverfahren betreibt, ist die Reichsregierung gebunden. Dagegen wenn wir einen Rechtsstreit gegen Amerika anhängig machen, ist die Präsidialregierung noch nicht gebunden, das Kompromiß aufzurichten. Denn der Senat hat die Freiheit, es zu verwerfen.

Doch ist zu bemerken, daß diesen im Haag namentlich von den deutschen Delegierten mit Nachdruck vertretenen Einwendungen von anderer Seite, namentlich seitens der Amerikaner selbst mit nicht



geringerer Entschiedenheit entgegen getreten wurde. Auf welchem Wege und in welchem Verfahren der Einzelstaat einen von ihm eingegangenen obligatorischen Vertrag zur Ausführung bringe, sei seine Sache. Wenn die Amerikaner sich die Kompromißschließung in der Weise erschweren, daß sie neben der Exekutive noch einen Teil ihrer Legislative dazu berufen, so habe ihnen niemand dreinzureden. Dem Vertragsgegner stehe es ja frei, es ebenso zu machen. Die gerügte Ungleichheit in der Vertragsbindung sei eine tatsächliche, aber keine rechtliche. Und dem wurde mit patriotischem Schwunge hinzugefügt: der Senat sei nicht minder als der Präsident an das Schiedsabkommen gebunden, welches höchstes Recht des Landes darstelle. Er sei mit nichten ein tertius, der nach Belieben seine Mitwirkung zur Erfüllung eines Staatsvertrages versagen dürfte. Es läge kein Grund zu der Annahme vor, die legislativen Organe einer Republik seien weniger sorgsam in der Anerkennung bestehender völkerrechtlicher Pflichten als das monarchische Europa. Alle völkerrechtlichen Verträge ständen unter der Regel von Treu und Glauben; es sei kein Grund vorhanden, bei Schiedsabkommen den Amerikanern diesen Glauben zu versagen.

Ich enthalte mich hier des Eingehens auf den staatsrechtlich interessanten Streitpunkt. Ich beschränke mich darauf zu berichten, daß die amerikanische Regierung mit ihren juristischen Argumenten einen erstaunlichen Erfolg gehabt hat. Als der Präsident Roosevelt, nach der zweiten Haager Konferenz, abermals planmäßig an die Aufrichtung von Schiedsabkommen mit fremden Staaten herantrat, trug er nunmehr bei Redaktion der uniform gehaltenen Urkunden den Ansprüchen des Senats volle Rechnung. Zahlreiche Konventionen sind im Laufe der Jahre 1908 und 1909 von der Union geschlossen worden — ich zähle 26. Sie wiederholen, mit den anderen Klauseln, auch die Kompromißklausel von 1904; aber diese erhielt nunmehr den Zusatz: »Das Spezialkompromiß wird für die Vereinigten Staaten aufgerichtet vom Präsidenten mit Zustimmung des Senats.«

Die europäischen Regierungen hatten sich gefügt. Um aber doch nun ihrerseits eine formelle Reziprozität herzustellen, glaubten sie vielfach einen Zusatz machen zu sollen, der etwa dahin geht: Was den Vertragsgegner betrifft, so erfolgt der Kompromißschluß in Gemäßheit der für ihn geltenden konstitutionellen Gesetze; so die amerikanisch-französische Konvention vom 10. Februar 1908, die den Reigen eröffnet.

Das ist eine recht nichtssagende Gegenerklärung. Da haben die Schweizer die Reziprozität ernster genommen. Das schweizerische Abkommen vom 29. Februar 1908 bestimmt: Für die Schweiz wird das Kompromiß geschlossen vom Bundesrat mit Zustimmung der Bundesversammlung. — Also den Amerikanern zu Liebe hat die schweizerische Eidgenossenschaft die bestehende Kompetenzabgrenzung zwischen Bundesrat und Bundesversammlung geändert. Man kann es auch anders ausdrücken: die in den Vereinigten Staaten aus staatsrechtlichen Gründen hervorgehende Erschwerung des Kompromißweges wird von der Schweiz retorquiert.

Also 26 allgemeine Abkommen mit europäischen, amerikanischen und asiatischen Staaten konstituieren in stereotypen Klauseln heute den für die amerikanische Union in der Materie des Schiedswesens vertragsmäßig geltenden Rechtszustand. Die große Zahl



wird von den Pazifisten dem Deutschen Reiche mahnend vorgehalten. Denn allerdings in der Reihe der Vertragsmächte fehlt, mit wenig anderen europäischen Mächten, Deutschland. Im Jahre 1908 wurden auch mit der Reichsregierung Verhandlungen angeknüpft. Sie sind niemals abgebrochen worden, wie der Reichstag am 15. März 1910 konstatiert hat, und werden vermutlich durch die beiden amerikanischen Vertragsentwürfe vom 3. August d. J. einen neuen Anstoß erhalten. Auf diese habe ich nunmehr einzugehen. Die für ihre Würdigung in Betracht kommenden Momente sind bereits hervorgehoben worden.

VI.

Zunächst fällt in die Augen, daß auch die neuen amerikanischen Konventionen die traditionelle Klausel enthalten, welche die vom Präsidenten der Vereinigten Staaten zu schließenden Kompromisse noch dem »advice and consent« des Senates vorbehält. — Wird dem gegenüber die Reichsregierung auf ihrem bis dahin festgehaltenen strengen Standpunkt beharren, daß das Abkommen damit eine Ungleichheit zwischen den beiderseitigen Vertragspflichten sanktionieren würde? Denn davon kann doch nicht die Rede sein, daß wir ad hoc unsere Reichsverfassung ändern und, weil die Amerikaner den Senat berufen, unsererseits den Bundesrat beim Kompromißschluß beteiligen. Nach unserem öffentlichen Recht gehören Verträge über internationale Schiedsgerichte weder zur Kompetenz des Reichstages, noch zu der des Bundesrats; und hierbei wird es doch wohl auch den Amerikanern gegenüber sein Bewenden behalten müssen.

Aber dieser Punkt ist nicht der einzige, der unser Bedenken erregt. Wir könnten vielleicht nach dem Vorgange der anderen Mächte im Interesse der Sache darüber auf irgend eine Weise hinwegkommen und einen Versuch wagen.

Viel anfechtbarer für uns ist die ganze Struktur der uns vorgelegten Musterentwürfe, die sich von dem hergebrachten Schema ziemlich weit entfernen. Sie ist mit dem grundlegenden Artikel I gegeben. Dieser lautet: Alle künftigen Differenzen internationalen Charakters zwischen den vertragenden Teilen sollen dem Haager Schiedshofe oder einem anderen Schiedsgericht unterbreitet werden. — Also alle ohne Unterschied und ohne Einschränkung! In den zahlreichen öffentlichen Versammlungen, in welchen Präsident Taft als Anwalt seiner Verträge aufgetreten ist, verkündet er: Wenn wirklich die Schiedsgerichtsbarkeit sein soll ein Instrument des Weltfriedens, eine Analogie der Rechts- und Friedensordnung, wie sie der Einzelstaat seinen Bürgern gewährt, dann dürfen ihrem Walten keine juristischen Schranken gezogen werden. Und jubelnd meldet die pazifistische Presse aller Zungen, daß Amerika allen Völkern eine Schiedsgerichtsbarkeit mit ungemessener Kompetenz darbietet. Mit ihr wird der Krieg innerhalb der Kulturwelt nicht mehr möglich sein.

Indessen in diesen Wein muß Wasser gegossen werden. So ist es doch nicht gemeint. Der Ausdruck »alle Differenzen« erfährt sofort eine Limitation, wonach der zur Entscheidung stehende Anspruch ein Rechtsanspruch, der Fall seiner Natur nach »justiciable« sein soll, nämlich fähig einer Entscheidung nach den Grundsätzen von Recht und Billigkeit. Andere Ansprüche sind ausgeschlossen. Das kommt doch so ziemlich auf dasselbe heraus, was das geltende Vertragssystem, viel weniger umständlich, mit dem Ausdruck »Rechtstreitigkeit«



und den entsprechenden fremdländischen Worten bezeichnet. Nun aber kommt das Novum. Ein Vorbehalt wird nicht gemacht, beſteht also nicht. Die Ehren- und Interessenklausel der Konventionen von 1908 fehlt. Hierin liegt die eigentliche Bedeutung der neuen Verträge. Sie wollen, daß jeder Anspruch, der sich auf einen Satz des Vertrags- oder allgemeinen Völkerrechts zu berufen vermag, arbitrabel sein und unter den Kompromißzwang fallen soll.

Es iſt das erſtemal, daß eine Großmacht mit anderen Großmächten in dieser Weise kontrahieren will. Werden wir Deutsche uns auf solchen Vertragsfuß ſtellen können?

Um diese Frage zu beantworten, iſt nichts belehrender als die Opposition zu vergleichen, welche die beiden Muſterentwürfe auf amerikanischem Boden selbſt gefunden haben. Zu ihrem Organ hat sich die Senatskommission, deren ich bereits gedachte, gemacht. In ihrem Bericht heißt es eindrucksvoll: Für jedes Volk gibt es höchſte Fragen der Politik, die es nicht zur Entscheidung einer fremden Inſtanz, und wäre sie selbſt ein Schiedsgericht, ſtellen kann, wenn sie nicht auf ihre nationale Exiſtenz verzichten will. Ein Kompromiß über sie würde die ganze Nation auf den Kampfplatz rufen, würde zum Bruch des Abkommens führen. Das muß vermieden werden. Iſt man nicht sicher, eine übernommene Pflicht in allen Fällen auszuführen, dann soll man sie eben nicht übernehmen. Ein Vertrag wie der vorliegende würde nicht sein ein Inſtrument des Friedens, sondern eine Brutſtätte von Verbitterung und Krieg. Noch schärfer lautet das Verdikt, das der Expräsident Roosevelt in den Artikeln fällt, die er in seiner Zeitschrift »Outlook« über die Ver- [illegible]e erscheinen läßt. Er nennt sie in der vorliegenden Fassung: unaufrichtig, heuchlerisch. So die Amerikaner selbſt. Wir Deutschen gedenken der vielangefochtenen Worte, die der Reichskanzler am 30. März d. J. im Reichstag sprach: »Ein unbeschränkter Schiedsvertrag besiegelt lediglich einen beſtehenden Zuſtand. Verändert sich dieser, entwickeln sich zwischen zwei Nationen Gegensätze, welche die Lebensbedingungen berühren, dann möchte ich den Schiedsvertrag sehen, der nicht wie Zunder zerfällt.«

Diesen Urteilen iſt nichts hinzuzufügen. Nur einen Punkt möchte ich bei Besprechung der neuen amerikanischen Modellverträge berühren. Praktisch, wie die Amerikaner sind, haben sie in Senat und Presse sofort die gar zu technisch-juriſtisch klingenden Formeln des Vertragstextes an der Hand möglicher Konfliktsfälle illuſtriert. An erſter Stelle figuriert, wie selbſtverſtändlich, die Monroë-Doktrin. Gesetzt den Fall, daß eine europäische Regierung gegen einen südamerikanischen Staat einen Rechtsanspruch geltend macht und den von den Vereinigten Staaten gegen dessen Betreibung erhobenen und auf die Monroë-Doktrin geſtützten Einspruch nicht anerkennen will: soll dann ein auswärtiges Tribunal über dieses Palladium unserer Nation judizieren? Und nun weiter: wie verhält es sich mit der Einwanderungsfrage? mit der Frage der Zulassung japanischer Kinder in den Volksschulen von San Francisco? mit unseren kolonialen Besitztiteln? Kein freier Amerikaner wird solche Angelegenheiten nationaler Politik einer schiedsrichterlichen Autorität zur Kognition zuweisen wollen.

Derartige Einwände erleichtern uns Deutschen die Stellungnahme zu dem auch unserem Reiche vorgelegten Vertragsentwurf. Denn selbſtverſtändlich



gelten entsprechende Unmöglichkeiten auch für uns. Ja, ein argliſtiger Gegner des Schiedswesens könnte vielleicht geradezu wünschen, es möchte bei der vorbehaltlosen Verpflichtung, wie sie im A. I formuliert worden, sein Bewenden behalten. Vielleicht wäre es gar nicht so übel, wenn einmal im Friedenspalaſte im Haag der Versuch gemacht würde, dem Geſpenſt der Monroë-Doktrin juriſtisch zu Leibe zu gehen. Nur an einer dieser aufgezählten Unmöglichkeiten kann nicht wohl vorübergegangen werden. Es iſt ein Fall, der uns Deutsche ganz besonders interessiert, nämlich die Frage der Haftung der amerikanischen Union für die von ihren Einzelſtaaten aufgenommenen Staatsanleihen. Auch dies wäre, wie die Amerikaner meinen, eine Frage der Politik, die von vornherein nicht arbitrabel iſt. Damit wird also hingedeutet auf die repudiierten Bonds der südlichen Staaten, die sich in den Händen auswärtiger Gläubiger befinden. Es darf gehofft werden, daß die Reichsregierung, wenn sie auf der neuen Grundlage Schiedsgerichtsverhandlungen mit dem uns durch seine Verfassung so nahe ſtehenden transatlantischen Bundesſtaat einführt, vor Allem der deutschen Besitzer der »Georgia State Bonds«, welche das Gesetz des Staates Georgia von 1877 einfach für nichtig erklärte, gedenken wird. Für das Deutsche Reich ſteht es doch feſt, daß ein zu übernehmender Schiedszwang nicht blos Rechtsſtreitigkeiten des Gesamtſtaates trifft, sondern daß auch die deutschen Einzelſtaaten, sofern in ihrem völkerrechtlichen Verkehr mit dem Auslande partikuläre Rechtsverhältnisse ſtreitig werden, durch den Reichsvertrag gebunden sind. Die Parität fordert, daß auch die amerikanische Regierung die völkerrechtliche Haftung für die Unionsglieder übernehme. Sollte es nicht gelingen, hierfür klare und befriedigende Zusagen zu erreichen, so würde ein Schiedsabkommen mit den Vereinigten Staaten nur von bescheidenem Werte sein.

Nach alledem wird man doch wohl sagen müssen, daß der grundlegende Artikel I der amerikanischen Konventionen, so wie er lautet, in seiner nebelhaften, verhüllenden Fassung für uns Deutsche nicht akzeptabel iſt.

Etwas anders ſteht es mit dem zweiten Punkt, in welchem die Besonderheit des neuen Vertragsschemas noch unverkennbarer zu Tage tritt als in dem erſten, eben behandelten. Ich habe ihn bereits erwähnt. Er betrifft die Einfügung eines weiteren Gliedes in den schiedsrichterlichen Apparat: nämlich der gemeinschaftlichen Untersuchungskommission. Sie soll beſtehen, wenn nichts anderes beliebt wird, aus je drei, von den durch das Abkommen verbundenen Mächten für jeden Konfliktsfall frei zu ernennenden Mitgliedern. Zu grunde liegt die von der erſten Haager Konvention von 1899 geschaffene Einrichtung der internationalen Untersuchungskommission, die sich, wie erinnerlich, in dem Nordseefall auf der Doggerbank, zurzeit des russisch-japanischen Krieges, so erfreulich bewährt hat. Während aber eine solche nach den Haager Beſtimmungen nur zu dem Zwecke eingesetzt wird, um die Lösung internationaler Streitigkeiten durch unparteiische Prüfung von Tatfragen zu erleichtern, verleihen ihr die vorliegenden Verträge eine viel weiter gehende, Tat- und Rechtsfragen einschließende Kompetenz. Die »hohe Kommission« wird zunächst berufen, um über alle Mißhelligkeiten zwischen den Parteien, die vor sie gebracht werden und von ihr prozeßmäßig zu prüfen sind, einen Bericht zu erſtatten, der dann die Grundlage für die diplomatische Erledigung des

Falles geben, aber nicht die Kraft eines Schiedsspruches haben soll. Ein trefflicher Gedanke, der jedoch hier weniger interessiert. Die Kommission ift aber auch zuftändig — und das ift der wesentliche Punkt —, auf Antrag einer Partei zu entscheiden, ob ein vorgelegter Streitfall unter das Schiedsabkommen fällt, also arbitrabel sei oder nicht. Bejaht sie diese Präjudizialfrage mit einer Majorität von fünf Stimmen, dann wird die Sache damit reif für das Schiedsgericht. »It shall be referred to arbitration.« Das Kompromiß muß geschlossen werden.

Sofort fragt man: Wo bleibt denn nun aber auf der amerikanischen Seite neben der gemeinschaftlichen Untersuchungskommission der Senat? Seine Zuftimmung zum agreement wird ausdrücklich vorbehalten. Aber ift nun die Meinung der Kommission für ihn autoritativ? Diese Frage lassen die Verträge leider im Dunkeln; (nicht zutreffend Alfred H. Fried in seiner »Friedenswarte« XIII, Seite 162). Die Majorität des mit deren Beratung betrauten Senatsausschusses hat die Vertragsbeftimmung, welche die Kommission mit der in Rede ftehenden Vorentscheidung betraut, abgelehnt aus Besorgnis, daß dem materiellen Prüfungsrecht des Senates präjudiziert werde. Sie beantragt die Klausel schlechtweg zu ftreichen. Sollte das Plenum des Senats diesen Beschluß zu dem seinigen machen, so würden England und Frankreich abermals, wie es schon einmal der Fall war, zusehen müssen, wie ein von ihren Bevollmächtigten fertig gebrachter Vertrag von der Gegenseite, die ihn auf das lebhaftefte betrieben hat, nicht ratifiziert wird.

Für uns ergibt sich die erwünschtere Lage, vor einem solchen Fehlschlage bewahrt zu werden. Wir können zunächst abwarten, wie die Amerikaner über den heikelen Punkt mit sich selbft ins Reine kommen. Allerdings wird eines gesagt werden müssen. Die Perspektive, die vorgängige Entscheidung einer unter unserer Mitwirkung berufenen Kommission, die sich für Zulässigkeit des schiedsrichterlichen Rechtsweges ausspricht, dann durch einen späteren Beschluß des amerikanischen Senats tatsächlich umgeworfen zu sehen, ift unerträglich.

Indessen zugeben wird man müssen, wenn wir von den speziellen amerikanischen Verhältnissen absehen; wenn wir das vorliegende Vertragsschema auf seine allgemeine Anwendbarkeit prüfen, daß der Gedanke, erforderlichen Falles im Schiedsverfahren durch eine Vorinftanz mit bindender Kraft feftftellen zu lassen, ob es sich in dem konkreten Streite in Wahrheit um verletzte subjektive Rechte des beschwerten Staates handelt, ein an sich beifallswürdiger und fruchtbarer ift. Eine solche Entscheidung kann beiden Teilen erwünscht sein. Man sage nicht, daß eine solche Vorentscheidung eine Verschleppung bedeuten würde. Das möchte doch nur in akuten Fällen zutreffen. Und in kritischen Situationen wird leicht alle Schiedssprechung versagen. Da kommt die Interessenklausel zu ihrem Rechte. Hingegen Streitigkeiten, wie sie für internationale Schiedsgerichte vorwiegend in Betracht kommen, sind langlebige. Man freut sich, wenn nur irgend eine Aussicht vorhanden ift, aus ihnen herauszukommen. Diese Aussicht wird aber verftärkt, wenn es gelingt, eine vertragsmäßige Lösung des völkerrechtlichen Kompetenzkonfliktes — denn darum handelt es sich schließlich — zu ermöglichen, und den unfruchtbaren und ergebnislosen juriftischen Diskussionen der diplomatischen Kanzleien ein Ende zu machen Ja, in manchen Fällen wird das Vorverfahren tatsächlich den ganzen

Streit erledigen. Weiß ich erst, wie ich rechtlich mit meinem Gegner ſtehe, dann findet sich bei beiderseitigem guten Willen das Weitere von selbſt.

Und zum Schluß möchte ich noch darauf hinweisen, wie der Gedanke, den die amerikanischen Konventionen mit ihrer Untersuchungskommission für internationale Streitfälle in so oſtentativer Weise aufgenommen haben, auch in der Richtung der deutschen Politik belegen iſt. Sie iſt beſtrebt, mit der Inſtitution der völkerrechtlichen Schiedsgerichtsbarkeit Ernſt zu machen.

Denn die häufig gehörte, leider auch in Deutschland von pazifiſtischer Seite propagierte Unterſtellung, daß die Reichsregierung prinzipiell dem internationalen Schiedswesen abgeneigt sei, beruht auf Unkenntnis, Vorurteil und Befangenheit. Die Tatsachen widerlegen sie. Wenn jene Angriffe sich darauf berufen, daß wir bis jetzt nur ein allgemeines Schiedsabkommen, das englische, aufzuweisen haben — an dem wir, wie gezeigt, zunächst noch wenig Freude empfinden —, so mag hingewiesen werden auf die zahlreichen kompromissarischen Klauseln, die unseren Handelsverträgen einverleibt sind; auf unser Eintreten für die Verwandlung des Haager Schiedshofes in einen ständigen internationalen Gerichtshof, vor allem auf unser eigenſtes Werk, den internationalen Prisenhof und alles das große, was sich daran geschlossen hat. Daß sich die Mitarbeit der Reichsregierung an der Organisation der internationalen Schiedssprechung auch bei der für das Jahr 1915 in Aussicht ſtehenden dritten Friedenskonferenz in sorgfältiger Vorbereitung und reicher, schöpferischer Initiative betätigen wird, iſt die Zuversicht des deutschen Volkes.

An der Wiege der klassischen Lyrik Frankreichs.

Von

Heinrich Morf.

Die Renaissance hatte Frankreich um 1550 auch eine neue lyrische Dichtung gebracht. Ihre Vertreter, Ronsard an der Spitze, waren Philologen. Sie gingen, von den Italienern geführt, auf der Spur Pindars und Anakreons, Horazens und Catulls. Gewiß sind sie Nachahmer und zeigt ihre Lyrik die Schäden einer gewollten Antikisierung, aber es sind hervorragende Künſtler unter ihnen. Sie haben Frankreich eine ſtolze Gabe reizender Lieder geschenkt, eine Fülle neuer Rhythmen erschlossen und ihm eine reiche poetische Sprache geschaffen. In freier, individueller Geſtaltung darf jeder von ihnen diese Sprache schmücken und mehren: das mundartliche Wort tritt neben den höfischen Ausdruck, der Neologismus neben den Archaismus, das moderne Bild neben die gelehrte, antike Metapher. Der Reim wird reich, doch ohne Silbenſtecherei, gebildet; der Hiat wird, ohne Ängſtlichkeit, zugelassen; Vers und Strophe werden in freier Harmonie gegliedert.

Gegen Ende des Jahrhunderts erhebt sich in den hauptſtädtischen Kreisen der Widerspruch gegen die Gelehrtheit dieser Philologenpoesie und gegen die individuelle Freiheit ihrer Diktion. Es iſt uns um 1590 das Vorhandensein einer höfischen Kritik bezeugt, die sich gegen die mundartlichen Ausdrücke,





die veralteten und die technischen Wörter, die Neubildungen, die gelehrten Metaphern richtet und von der Dichtung Gemeinverständlichkeit und Unterwerfung unter den herrschenden Sprachgebrauch verlangt.

Von dieser Strömung — die er also nicht geschaffen — läßt der Mann sich tragen, den man als den ersten Lyriker des Klassizismus bezeichnet: Malherbe. —

Nachdem Boileau im ersten Gesang des *Art poétique* die Dichter des sechszehnten Jahrhunderts abgetan, ruft er erleichtert aus: »*Enfin Malherbe vint* . . . Er gab zum ersten Mal dem Verse einen richtigen Tonfall, zeigte die Bedeutung der richtigen Wortstellung und unterwarf die Dichtung strengen Gesetzen. Die Strophen wurden melodisch, der Vers griff nicht mehr auf den folgenden über (*n'osa plus enjamber*). Liebt seine Reinheit und ahmt seine Klarheit nach!«

Dieser poetische Gesetzgeber François de Malherbe entstammt einer kalvinistischen Magistratsfamilie aus der Normandie und ist 1555 zu Caen geboren. Sein Katholizismus ist lau. Juristische Studien machte er zu Paris, Heidelberg und Basel. Mit 21 Jahren trat er in die Armee; später wurde er Sekretär des Großpriors von Frankreich und lebte lange in der Provence. 1581 schloß er eine Ehe, die ihm kein Glück brachte, und aus welcher nur ein Sohn zu Jahren kam. Nach der Ermordung des Großpriors (1586) wohnte er in der Normandie, von Heinrich III. unterstützt, dem er Verse widmete (*Les larmes de saint Pierre*, 1587, nach dem Italienischen des Tansillo). Von 1595 bis 1605 lebte er wieder in der Provence, wo er 1600 die aus Italien einziehende Königin Maria von Medici in einem Huldigungsgedicht begrüßte. Als 1605, schon ein Fünfziger, nach Paris kam, hielt ihn Heinrich IV., der auf die eleganten Verse des normannischen Autors hingewiesen worden war, zurück und machte ihn zum Kammerherrn und Hofdichter. Mit Ruhm und Gütern reich beladen starb Malherbe 1628.

Am Hofe fand Malherbe jene literarische Strömung vor, die, nicht zum mindesten unter dem Einfluß der Damen, sich gegen die Freiheiten der alten Schule wandte und von der Dichtung Gemeinverständlichkeit, Regelhaftigkeit und Unterwerfung unter den herrschenden Sprachgebrauch forderte. Er wurde der Wortführer dieser Richtung und erlangte so eine über seine persönliche Bedeutung weit hinausgehende geschichtliche Wichtigkeit.

Zur Zusammenfassung seines Systems literarischer Kritik ist Malherbe nicht gekommen. Dasselbe ist in der Praxis seiner Werke (Verse und Übersetzungen), in den Berichten seiner Schüler und besonders in den Randglossen zu suchen, mit welchen er seit 1606 sein Exemplar der Dichtungen Desportes' versah (*commentaire sur Desportes*), der in eben diesem Jahre gestorben war.

Die von Malherbe vertretene Reform ist eine doppelte. Sie betrifft einerseits die dichterische Sprache und andrerseits die metrische Technik.

Die Sprache des Dichters soll »alle Eigenschaften einer guten Prosa« haben. Sie soll sich in leicht übersehbaren Sätzen, in gebräuchlichen Wörtern und Wendungen bewegen. Archaismen, technische Ausdrücke, Dialekt- und Fremdwörter, grammatische Freiheiten sind untersagt. Der Dichter soll ein exakter Grammatiker sein und z. B. den Unterschied zwischen *j'ai demeuré* und *je suis demeuré* streng beobachten. Ableitungen werden aus Anlaß von Desportes' *ivoirin*, *marbrin* als *drôleries*



bezeichnet und Diminutivbildungen in Bausch und Bogen als ungefällig verworfen. Die Gebräuchlichkeit wird an der höfischen Sprache gemessen, sodaß die Ausdrücke in »edle« und »gemeine« geschieden erscheinen und dem Dichter eine Reihe von Wörtern als »unhöfisch, volkstümlich« verboten werden. Malherbe verfolgt bei Desportes das Wörtchen *car*, gegen welches sich die Mode damals gewendet hatte. »Niedrig und mehr als plebejisch« iſt es, wenn Desportes »Peitschenhieb *(coup de fouet)*« sagt. Der spezielle, malerische Ausdruck (*fouet*) wird verfolgt, der farblose, allgemeine (*coup*) gilt allein als vornehm. »Niedrig« iſt das Wort *muguet* (Maiblume); als edel gilt nur *fleur* oder *rose*. — Nicht von den Rechten der dichterischen Inspiration, sondern nur von den Anforderungen der logischen Entwicklung spricht Malherbes Kritik. Vor ihr kann das ausschmückende Beiwort nicht beſtehn. »Goldblonde Ähren« (*épis blond-dorés*) findet Malherbe »lächerlich«; er begreift nicht, was in »grasreiche Wiese« (*pré herbeuse*), »schattenreiche Nacht« (*nuit ombreuse*) die Adjektive zu tun haben sollen. Er verlangt von der Poesie die Eigenschaften der nüchternen Rede. Die Dichtung soll ein gereimtes Plaidoyer sein. Die preziösen Geziertheiten Desportes' bekämpft er nicht grundsätzlich, sondern nur, wo sie allzu maßlos ausgesponnen sind oder zur Unklarheit führen. Malherbe iſt ſelbſt preziös.

Diese Reaktion gegen die Ungebundenheiten der Ronsardschen Lyrik beschränkte sich nicht darauf, Auswüchse zu beschneiden, sondern hob jegliche individuelle Freiheit des Ausdrucks auf. Was die dichterische Sprache dabei an Klarheit, Reinheit, grammatischer Richtigkeit und rednerischem Ebenmaß gewann, verlor sie an Farbe, Stimmung und Leben. Sie verlor jene Eigenschaften, deren die Lyrik bedarf.

Der nämliche Geiſt der Beschränkung beherrscht Malherbes Behandlung der Versform. Er verlangt genaue Beobachtung der hiſtorischen Orthographie in der Silbenzählung und tadelt Formen wie *Hercul'* oder *tu marche'*. Nicht das hörende Ohr, sondern das lesende Auge wird zur Feſtſtellung der Silbenzahl angerufen. Für die rhythmische und syntaktische Gliederung des Verses werden ſtrenge Beſtimmungen aufgeſtellt, die dem Gedicht einen gemessenen, abgezirkelten Gang geben.

Die mittlere Cäsur des Alexandriners (6 + 6 Silben) wird als Gesetz erklärt und dadurch der ſtreng binäre Charakter des Verses erzwungen.

Das *Enjambement* (Übergreifen des Satzinhaltes von einem Alexandriner auf den andern), von welchem die alte Schule einen recht maßvollen Gebrauch gemacht hatte, wird ganz verboten und so die poetische Rede taktmäßig zerhackt.

Der Hiatus, den Ronsards Schule zugelassen und z. B. zum Zwecke der Tonmalerei verwendet hatte, wird vollſtändig verbannt. Für den Reim werden Vorschriften gegeben, die ihn erschweren, indem sie seine Klangfülle (*richesse*) heben. Malherbe verlangt nicht geradezu den »Reim für das Auge«, aber er ſtrebt nach orthographischer Gleichheit der Wortbilder. Dabei empfiehlt er die Verwendung seltener Reimwörter, weil solche auf seltene Ideen führten. Der Gleichklang der Wörter wird, wenn auch nicht ohne Schwankungen, nach der hauptſtädtischen Aussprache beſtimmt.

Malherbe war kein Freund der Musik. Die Ronsard so teure Verbindung von Dichtung und Musik fand in ihm keinen Förderer. Einen Freund volkstümlicher Rede und Dichtung aus

ihm zu machen, da er sich ja auf die Sprechweise der Lastträger und auf Gassenhauer berufen habe, heißt seinen Spott mißverstehen.

Malherbe hielt im Kreise seiner Anhänger förmlich Schule, nach den kleinsten Dingen spähend, vernünftelnd, spöttelnd. »Er bildete eine Art Sekte«, sagte Sorel, »in der seine Lehren andachtsvoll verehrt wurden.« Er hatte mit diesen Lehren in erster Linie die Lyrik, speziell die Ode, im Auge und gestand den »niedrigeren Dichtungsarten«, wie z. B. der dramatischen, größere Freiheiten zu. Doch dehnten seine Schüler die Vorschriften dann auch auf jene aus. *Parler Malherbe* wird zur Bezeichnung der reinen und gewählten Ausdrucksweise. Strenge Puristen saßen dann freilich auch über ihn zu Gericht. So tat die Akademie schon zehn Jahre nach seinem Tode.

Die Beobachtung bestimmter Regeln wird zum Kriterium dichterischer Arbeit erhoben. Bei der Aufstellung dieser Regeln beruft Malherbe sich nicht aufs Altertum, das er geringschätzt; eine Reihe derselben ist vielmehr gegen die literarische Hegemonie des Altertums gerichtet.

Hierin gehen auch Kritiker wie Balzac und Chapelain grundsätzlich mit ihm einig. Balzac, der Provinzler, macht freilich seine Vorbehalte in bezug auf Malherbes Purismus: er lehnt diese ängstliche Wort- und Silbenstecherei spöttisch ab. Sie ist auch Chapelain zuwider, dessen unelegante Diktion vielmehr ans XVI. Jahrhundert erinnert, und der, von seiner Abneigung geleitet, ganz richtig erkennt, wie wenig poesieverständig Malherbe ist. Er nennt dessen Verse gereimte Prosa. Aber Balzac und Chapelain sind, wie Malherbe, Männer der Regel. Auch sie glauben an die schöpferische Kraft der Kunstvorschriften und weisen dabei die Führung des Altertums ab.

So lehnt sich die Literatur gegen die Herrschaft der Antike auf wie die Wissenschaft (Descartes, Pascal). —

Die Regelhaftigkeit der »modernen« Malherbeschen Schule fand eine doppelte Gegnerschaft in den Freunden der älteren Dichtung und in den jüngeren Libertins, die zwar modern, aber auch ungefesselt sein wollten.

Gescheit und witzig verteidigt neben D'Aubigné die »eifrige Pariserin« Marie de Gournay (1566—1645) die freie Art Ronsards, den dialektischen, archaischen und neologistischen Ausdruck, den mühelosen Reim, den Hiatus usf. in mehreren Aufsätzen, die sie 1626 in einem *L'Ombre de la demoiselle de Gournay* — »Die Werke sind der Schatten des Menschen« — betitelten Bande vereinigte. Sie preist die *splendeurs de la liberté* der guten alten Zeit. In immer neuen Wendungen greift sie die *poésie grammaticale* der *nouvelle bande* Malherbes an (den sie nur einmal mit Namen nennt), die im Dienste einer Hofgesellschaft von Gigerln und Dämchen (*bien coiffés et doncelles à bouche mignarde*) die reiche Sprache Ronsards verstümmelten als *docteurs en négative*.

Docteurs en négative! Zweihundert Jahre später (1813) gibt Frau von Staël ihrer Empfindung gegenüber dem Malherbeschen Regelwerk ähnlichen Ausdruck. Sie spricht von den *lois prohibitives de la littérature française*, die dem französischen Geiste eine *disposition très défavorable à la poésie* gegeben hätten. So vernimmt man am Anfang und am Ende der klassischen Periode diesen Vorwurf aus dem Munde einer begabten Frau. Die Gournay bricht in eine Klage gegen die ganze »maßlose Feigheit dieses Jahrhunderts« aus, dem sie dann aber doch dadurch ent-



gegenkommt, daß sie Montaignes Prosa und Ronsards Verse zu modernisieren unternimmt. Manche teilen ihre Empfindungen und variieren ihre Invektiven. Régnier, Desportes' Neffe, spottet 1606 in einer trefflichen satirischen Epiftel über die unverschämten Kritiker, die das Altertum ftürzen wollen, deren dichterische Arbeit im Spähen nach metrischen und grammatischen Kleinigkeiten befteht, denen jegliche Einbildungskraft fehlt, und die nichts tun als »Reime in Prosa und Prosa in Reime zu setzen«. »Ich ziehe«, sagt er, »die freie Heerftraße, die mein Onkel mich gewiesen hat.« So klagt auch Hardy (Vorrede von 1626) über die Verarmung und Verflachung der Muttersprache, durch diese »tyrannische Reform«, welche die »bezeichnendften Ausdrücke«, die ausschmückenden Beiwörter, verbiete und es soweit gebracht habe, daß man, um als Dichter zu gelten, ein Ignorant sein müsse. — Die Gournay, Régnier und Hardy schreiben den Stil der alten Schule, von den *filandières Parques* und dem *enfant cuiss-né*, wie Balzac höhnt. —

Il faut écrire à la moderne ruft Théophile de Viau um 1620 aus. »Das dumme Altertum hat uns Fabeleien hinterlassen, welche kein Vernünftiger annehmen kann.« Ein echter Libertin, verkündet er, daß seine Dichtung sich in Zukunft nur von der Natur werde leiten lassen:

Je ne reconnais rien, pour tout, que ma nature.
Imite qui voudra les merveilles d'autrui,
Malherbe a très bien fait, mais il a fait pour lui;
Mille petits voleurs l'écorchent tout en vie.
Quant à moi, ces larcins ne me font point d'envie:
J'approuve que chacun écrive à sa façon.
J'aime sa renommée et non pas sa leçon.

Ähnlich denkt Voiture, der 1639 in einem Gespräch gegen Chapelains Regelglauben das individuelle Gutfinden (*le bon sens particulier*) verteidigt und der freieren spanischen Dichtung vor der regelftrengen italienischen den Vorzug gibt. Sarasin beklagt (1648) die »weichliche, mark- und mutlose, wortklaubende Schreibart« der Mode, die er mit dem Schmucke und der Freiheit der alten Dichtung auszuftatten sich vornimmt. Saint-Amant preift (1653) die Selbftändigkeit des dichterischen Schaffens — *qu'importe qu'Aristote l'ait ou ne l'ait pas approuvée*« —, dem freie Wortwahl, ein freier Vers und freier Stimmungswechsel vonnöten sei.

Unter der Führung dieses Libertin Saint-Amant kam gegen 1639 die burleske Dichtung in Schwang, die, aus der Übertreibung der Preziosität entftanden und durch italienische und spanische Vorbilder beeinflußt und beftärkt, das Gegenftück zu Purismus, Prüderie, Feierlichkeit und Regelzwang bildet, da sie den archaischen, vulgären, ja obszönen Ausdruck liebt. Zu Saint-Amant gesellt sich dann um 1643 Scarron. Es bricht eine förmliche Epidemie burlesker Dichtung aus, die in der Frondezeit ihren Höhepunkt erreicht und um 1655 zu erlöschen anfängt. Balzac beginnt den literarischen Kampf gegen sie; Boileau wird ihn zu Ende führen.

Neben der Opposition der burlesken Dichtung sehen wir diejenige der *poésie marotique*. Nach Voitures Beispiel greifen eine Reihe von Dichtern über Malherbe-Ronsard hinweg auf Marot und Villon zurück, verteidigen und pflegen archaisierend den zehnsilbigen Vers und die alten nationalen Formen des Rondeau, der Ballade und des Triolet.

Wenden wir uns nun zu den lyrischen Gedichten, die im Kampfe dieser kritischen Meinungen entftanden sind.

Die Lieder, die Malherbe in den Musenalmanachen der Zeit zerftreut veröffentlicht hatte, wurden 1630 von einem Verwandten gesammelt heraus-



gegeben. Es sind etwa 5500 Verse, die sich auf 120 Gedichte verteilen: Sonette, Oden, Epigramme (*madrigaux*), Chansons (rhythmisch lebhafte Lieder) und besonders *Stances* (Gedichte in vier- bis sechszeiligen, meiſtens langversigen Strophen). Neben dem Alexandriner und dem Achtsilber (in den Oden) erscheint der Zehnsilber kaum mehr. Malherbes Strophen sind eine bescheidene Auswahl aus dem Reichtum des sechszehnten Jahrhunderts, als dessen Epigone er beginnt. Anfänglich geht er in den Fußſtapfen der italienischen Petrarkiſten und füllt seine Verse, deren Bau und Reime noch manche Freiheit aufweisen, mit mythologischem Detail. Seit 1605 befolgt er dann peinlich das von ihm vertretene Programm einer puriſtischen Dichtung. Mühselig disponiert und reimt er Huldigungs-, Liebes- und Troſtgedichte, die uns als gereimte Prunkreden, Plaidoyers und Predigten erscheinen, in denen die modischen Antithesen und Metaphern nicht vergessen sind. Malherbe handhabt diese poetische Rhetorik mit seltener Meiſterschaft und Korrektheit. Er hat für Ebenmaß und Wohllaut des Verses das Ohr des Künſtlers. Ein Poet iſt er nicht. Er iſt ſteril und kalt. Er besingt mit derselben Virtuosität fremde Gefühle wie die eigenen. Ja er gibt sein Beſtes, wenn er beſtellte Ware liefert. Er sucht seltene Reimwörter, um auf seltene Ideen zu kommen. Umsonſt. Auch das seltene Reimwort wandelt sich in der Hand dieses Midas zum Gemeinplatz. So gebraucht er *Memphis* dreimal im Reim, immer mit *fils* und immer, um zu sagen, daß der *fils* des Königs seine Eroberungen bis Memphis ausdehnen werde. Schon Théophile spottet über solche Armseligkeit:

Ils travaillent un mois à chercher comme à »fils«
Pourra s'apparier la rime de »Memphis«.

Malherbes Poesien sind eine Sammlung von harmonisch, beredt und wohlgeordnet, aber auch einförmig ausgedrückten Gemeinplätzen. Sie sind wahrer Empfindung bar, aber voller Geiſtreicheleien und mit einigen Dutzend wundervoller Einzelverse durchsetzt.

Von seinen Getreuen iſt Honorat de Bueil, Seigneur de Racan (1589—1670), der bekannteſte. Als siebzehnjähriger Page lernt er den fünfzigjährigen Hofpoeten kennen und schließt sich ihm, »wie ein Sohn dem Vater«, an. Racan hatte keine gelehrte Bildung genossen und liebte es von seiner »Unwissenheit« zu sprechen. Er war durch die Überlieferung seines Hauses zum Hof- und Kriegsdienſt beſtimmt, der ihm, dem linkischen, ſtotternden und schüchternen Menschen, nur Mißerfolge und Enttäuschung versprach und einbrachte. Er wandte sich dichterischer Arbeit zu, für welche er unleugbares Formtalent und eine Originalität hatte, die wesentlich in einem echten und lebhaften Naturgefühl ruhte, nach dessen freiem und ungehemmtem Ausdruck seine Neigung ging. Den größten Teil seines Lebens verbringt er als *»roi de mon village«* in seiner Touraine. Seine Originalität iſt indessen nicht sehr kräftig. Er iſt indolent und mit Vorliebe nachempfindend. Er geht, nachahmend, auf der Spur der ländlichen Modedichtung, holt seine Anregungen bei Vergil, Tasso, Guarini, Desportes und wird eine Beute des regelſtrengen Malherbe. So kann ihn Marie de Gournay höhnisch *»le singe de Malherbe«* nennen. Der Poet wird zum Rhetor, der harmonische Prosa in kunſtvolle Metren gießt und sein Naturgefühl in den Dienſt galanter Huldigung ſtellt. Er, der Sänger des Waldes und des Erntefeldes, jammert über die verheerende Überschwemmung der Loire, weil sie — ein zärtliches

Stelldichein ſtört (nach Ovid, *Am.* III, 6). Seiner natürlichen Vorliebe für den malerischen, volkstümlichen Ausdruck legt er Fesseln an und ersetzt ihn, nachbessernd, durch den farblosen, anspruchsvollen. Doch sind auch so seine wohlklingenden Verse noch reich an kräftigen Worten und Bildern. Er preiſt den Landmann

... dont la main robuste au metier de Cérès
Fasse ployer le soc en fendant les guerets;

beklagt die Ehrgeizigen und

Leur plus bel âge, qui s'écoule
Dans les soins et dans les regrets
De vivre à l'ombre dans la foule
Comme les houx dans les forêts.

Seine *Stances sur la retraite* (um 1618), ein Lied auf ländliche Arbeit und Weltfernheit (*solitude*), sind harmonischer und wahrer als Desportes' *Bergerie*, der sie folgen und poetischer als irgend ein Gedicht Malherbes. Unter dem Einfluß seiner ſtreng kirchlichen Gattin wendet sich Racan nach seiner Heirat (1628) faſt ganz der religiösen Dichtung zu. Seine Psalmenbearbeitung (32 Stück 1651, der Reſt 1660, im Ganzen 10000 Verse) iſt, wie er selbſt sagt »eine Paraphrase von Paraphrasen.« Unter dem Beifall der Akademie war er »darauf bedacht, die Psalmen den Damen und der feinen Gesellschaft angenehm zu machen.« Er ersetzt deshalb die jüdischen Züge durch französische, macht aus David einen Ludwig, dem auch die Kanonen der Feinde nichts anhaben können (Psalm XIX). Auch hier sind es die bukolischen Stellen und die elegischen Partien, die inmitten des rhetorischen Pathos den Poeten verraten. — Racans dichterische Laufbahn iſt lang. Er, der einſt mit dreißig Jahren die Friedensliebe Marias von Medici gefeiert, besang, ein Siebziger, die Siege Ludwigs des XIV.

Der Formalismus der Malherbeschen Poetik iſt seiner Natur im Grunde ebenso zuwider, wie die Feierlichkeit der Balzac'schen Stiliſtik. Nachdem er 1625 Balzac in einer Ode verherrlicht, lehnte er dreißig Jahre später seine Gespreiztheit in einem Briefe spöttisch ab, und nachdem er gegen Malherbe gelegentlich einige bescheidene Freiheiten hartnäckig verteidigt, glaubt er 1654 sagen zu dürfen: *»je me suis toujours opposé aux gênes où l'on voulait mettre notre poésie.«*

Racan iſt ein Beispiel dafür, wie wirkliche poetische Begabung nur widerſtrebend die neuen Fesseln trug. —

Die Poesie wird in dieser Zeit zur beliebteſten Form gesellschaflicher Unterhaltung, zur Etiquette. Eine große Zahl geiſtreicher und formgewandter Männer und Frauen üben sie. Ihren Namen begegnet man gelegentlich in den satirischen Versen der späteren Zeit, Boileaus und Molières. Da iſt der galante Abbé Cotin, der phantasievolle Jesuitenpater Lemoyne, der weiche, sinnliche Claude de Malleville, der sinnreiche Georges de Brébeuf, der zarte Segrais, der frivole Boisrobert, der sprühende Benserade, Théophile, Voiture, Sarasin — poetische Höflinge, deren Kunſtideal ja freilich nicht immer dasjenige Malherbes iſt. Man könnte sie die normandische Dichterschule nennen. Fünf der Genannten Brébeuf, Benserade, Sarasin, Boisrobert uud Segrais, stammen aus der Normandie, die beiden letzten aus der Stadt Caen, welche

célèbre et superbe
Entre ses citoyens compte le grand Malherbe.

Die Themata dieser Dichtung sind Galanterie und höfische Verherrlichung.

In der Vorrede zu seinen Eklogen (1658) sagt Segrais, er habe dieselben mehr galant als ländlich geſtaltet, weil der Geschmack der Damen und der Hof



gesellschaft das vorziehe. »*En cela je leur ai fait un sacrifice volontaire de mes propres sentiments.*« Die persönliche Empfindung hat in dieser Lyrik zurückzutreten. Nicht aus der Tiefe des Herzens fließt sie, sondern aus den Bedürfnissen des gesellschaftlichen Lebens. Sie ist ein konventionelles Spiel, dessen Einsatz der höfische Ruf ist. Dabei bemühen sich die Grandseigneurs nicht selbst an den grünen Tisch, sondern überlassen »das Geschäft« gegen Provision ihren poetischen Kommissionären. Diese Autoren leben vom Besingen fremder Gefühle und Interessen; sie verrichten eine unpersönliche, unlyrische Arbeit, die Théophile in der Epistel an Du Fargis abschwört,

Tant il est malaisé d'écrire pour autrui.

Wenn Richelieu eine Statue erwirbt, so entfesselt dieser Kauf ein Gewitter ihrer Sonette und Madrigale. Im Wettbewerb behandeln sie gewisse traditionelle Themata, wie z. B. »Die schöne Frühaufsteherin« (*La belle matineuse*), die natürlich Philis heißt und gegen deren Glanz Frührot und Sonne verblassen, oder »Die schöne Bettlerin«, die auch Philis heißt und »im April ihres Lebens« steht. Nichts wirklich Geschautes, keine Ergriffenheit des Dichters beim Anblick der in Lumpen gehenden, der Schande verfallenden jugendlichen Schönheit — es fehlt die Humanität. Die Dichtung ist kein Erlebnis. Nur selten begegnet man einem intimen Gedichte, auf den Tod der Gattin oder eines Freundes, und auch hier wuchert die Rhetorik. Die Naturschilderungen machen in ihrer Geistreichelei und ihrer Operettenmythologie den Eindruck der Travestie. Selbst der Wald wird zum Salon — zum *salon touffu des Nymphes* — und der Teich zum Tränenbassin, in welchem Amoren sich baden. Auch die religiösen Themata werden zum Gegenstand der poetischen Tändelei und Galanterie. Die reuige Sünderin Maria Magdalena erscheint als das typische Opfer solcher Kunstübung. Diese Unschicklichkeit erregt Pascals Zorn, der sie aus Anlaß von Lemoynes *Hymne à la pudeur* eine *bouffonnerie impie* schilt.

In dieser Gesellschaft gilt ein zierliches Verslein als ein Ereignis und leidenschaftlich wird 1648 um die Frage gekämpft, ob Benserades Sonett auf Hiob oder Voitures Sonett auf Urania vorzüglicher sei.

Nos Uranins ligués contre nos Jobelins:
Ce sont Guelfes nouveaux et nouveaux Gibelins,

spottet Corneille. Dieses Virtuosentum feiert Triumphe mit der Rätselpoesie, in welcher Cotin sich auszeichnet, und in der Mode der sogenannten *bouts-rimés:* es gilt auf 14 gegebene, möglichst seltsam gewählte Reimwörter (*bouts-rimés*), wie z. B. *chicane, capot, pot, soutane* usw., ein Sonett über ein bestimmtes Thema, den Tod eines Papageien oder den Sieg von Sainte-Menehould zu machen.

In diesen Formenspielereien werden die traditionellen Metaphern immer neu kombiniert. *Quand ces auteurs viennent encore dire qu'ils ont asservi leur raison en une adorable prison, je voudrais avoir la liberté de les élargir afin qu'ils me laissassent en repos*, schreibt Brébeuf.

Ce style figuré dont on fait vanité
Sort du bon caractère et de la verité:
Ce n'est que jeu de mots, qu'affectation pure,
Et ce n'est point ainsi que parle la nature,

schilt Alceste 1666. Das ewige Einerlei dieser poetischen Nippsachen, dieser galanten Formeln und konventionellen Naturschilderungen, erklärt es, daß Chapelain in einer akademischen Rede (*Contre l'amour*, 1635) gegen die dichterische Auffassung der Liebe zu Felde zieht, und Saint-Evremond in einem kritischen Aufsatz (um 1670) die Na-



turschilderung als poetisch unfruchtbar bezeichnet!

Diese Dichter verschmähen das Volkslied, doch legen sie ihren zärtlichen Versen gerne dessen Melodien in künstlicher Harmonisierung zugrunde.

Viel Geistreichtum, viel feine Empfindung für harmonische Rede und kunstvollen Versbau ist in diesen Gedichten und Gedichtchen verschwendet, die alle auf Pointen zugespitzt sind. Diese Salondichtung ist wesentlich epigrammatisch.

Am lebendigsten erscheint sie, wo sie scherzt und spottet. Der Scherz rettet manches Kompliment, und manche Torheit gibt sich liebenswürdig, wenn sie mit schalkhafter Selbstironie vorgetragen ist. Freilich wird diese *poésie badine* nicht nur leicht burlesk, sondern in ihrem Spott auch recht unfein. Wohl gefallen mag uns heute noch oft das Geplauder der poetischen Epistel, die eifrig gepflegt wird.

Wirklich lyrische Art findet man in den Gedichten, die aus salonfeindlicher Stimmung fließen, über die Sklaverei und Nichtigkeit des höfischen Lebens klagen, das Lob ländlicher Ungebundenheit singen und ernster christlicher Selbsteinkehr das Wort leihen. Doch macht sich auch hier der Mangel an Eigenart geltend. Der Preis ländlicher Freiheit bewegt sich auf den Spuren Vergils und Horazens. Die religiöse Dichtung klammert sich an die Psalmen, an liturgische Gesänge. Sie rankt sich an fremden Worten und Empfindungen empor, wie der Spalierbaum, dessen Zweige zu kunstvollen Figuren gezogen werden: Spalierpoesie. 1651 veröffentlicht Corneille den ersten Teil einer Übersetzung der *Imitatio Christi* und mit neuem Eifer wendet er sich dieser frommen Arbeit nach dem Mißerfolg seines *Pertharite* zu, so daß 1656 die 13 200 Verse der vollständigen Übertragung erscheinen. Sie erringt einen großen buchhändlerischen Erfolg. Viel metrische Kunst findet sich in dem Strophenreichtum dieser frommen Verse, deren Nachempfindung indessen der schlichten Innigkeit des Originals nicht ebenbürtig ist.

Das hervorragendste lyrische Denkmal religiöser Inspiration sind zweifellos Brébeuf's *Entretiens solitaires ou prières et méditations pieuses en vers français* (1660). Die 28 Gedichte sind während schwerer Krankheit entstanden; *les méditations d'un malade* nennt er sie in der Vorrede. Es sind Lieder der Weltflucht, der Reue und des Trostes, der Zerknirschung und des Jubels. Von kraftvoller Eigenart ist z. B. der sechste *Entretien*, ein Lied des Dankes an den Schöpfer, dem der Mensch in seiner Sündhaftigkeit mit Undank lohne. Warum riefst du mich in's Leben? fragt der Dichter. Warum nicht statt meiner eine sündlose Bestie, die sich nicht auflehnt?

Gerade dieses Gedicht zeigt deutliche Anklänge an den Spanier Luis de León *(Conocimiento de sí mismo)*, dessen Höhe freilich Brébeuf nicht erreicht. Emphase und Rhetorik gemahnen an Corneille und überwuchern oft den Ausdruck persönlicher Empfindung. Ängstlich ist der Dichter in der Vorrede bestrebt, seine korrekten Verse in den Dienst des theologischen Gemeinplatzes zu stellen und ihre Orthodoxie zu erweisen. —

Freier und abwechselungsreicher ist die Kunst von Malherbes Gegnern.

Der ältere Régnier, der bei der Kunstübung Desportes' bleibt, schreibt lebensvolle Satiren, die in keckem pittoreskem Ausdruck mit eigener unvergeßlicher Bildlichkeit ausgestattet sind.

Die jüngeren Libertins, wie Théo-



phile, Sarasin, Saint-Amant, Voiture entschädigen sich für den Zwang, mit dem der beginnende literarische Absolutismus sie bedrängt, durch mancherlei poetische Ungebärdigkeit. Der Eine ergeht sich ungezwungen im freien Wechsel der dichterischen Stimmungen, greift zum Thema des nächtlichen Schreckens und mischt das Gruseln in den Scherz seiner Elegie. Der Andere schildert auf der Spur der Italiener, wie Berni und Lasca, das Leben als Karneval, und entwirft in reicher origineller Sprache Bilder aus dem literarischen Zigeunertum, die gleichsam von Wein- und Fettflecken eingerahmt sind. Der gibt seinen Versen etwas von dem kräftigen, herben Erdgeschmack der spanischen Lyriker: Góngora's, Castillejo's, Lope's Verse klingen in seinem Ohr. Voiture schafft im muntern Geplauder des alten Rondeau nach Marot's Art kleine Meisterstücke des Witzes und der Anmut:

RONDEAU.

En cas d'amour, il ne faut jamais être
Faible ni lent. Mais faut toujours paraître
Prompt, vigoureux, soumis entièrement,
Pleurer, gémir, servir fidèlement,
Donner beaucoup et de peu se repaître.
Quant est de moi, si je me sais connaître,
N'étant avare, audacieux ni traître,
Je devrais bien réussir aisément
En cas d'amour.
J'ai quelque esprit, et l'on me tient grand maître
En ces poulets que les amants font naître.
Je fais des vers assez passablement,
Et quelquefois je parle galamment.
Mais, après tout, je suis un pauvre prêtre
En cas d'amour.

Er versucht sogar in altfranzösischer Sprache zu schreiben. Der kranke P. Scarron schafft sich durch den Gegensatz der Tragik seines Schicksals und des Humors seiner Klagen eine wirkliche Originalität als ein genialer Bettler.

Lange ergötzte sich das Jahrhundert an der ungebundenen, unpuristischen Art dieser Dichter und gewährte ihren Versen in seinen Musenalmanachen einen Platz. Dann aber treten sie zurück. Der große Künstler, der die Freiheitsrechte des Poeten vor dem Absolutismus Malherbe's und Boileau's hätte retten können, kam nicht. Und so trat an die Stelle der lyrischen Poesie die lyrische Rhetorik des Klassizismus.

Erst als zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die Romantik Vers und Sprache befreite, zog die lyrische Dichtung wieder in Frankreich ein.

Nationale Unterschiede in Südamerika.

Von

P. S. Reinsch.

Jedem, der etwas näher mit Südamerika bekannt ist, muß es auffallen, wie sehr unterschiedliche Richtungen die Kultur der Einzelvölker eingeschlagen hat. Nichts ist falscher, als Südamerika als einheitliches Land und Volkstum anzusehen. Von dem tiefen Unterschied zwischen dem portugiesischen Brasilien und den spanischen Ländern gar nicht zu reden, besteht zwischen den politischen und geselligen Zuständen in Argentinien, Chile, Peru und Venezuela eine so tiefgehende Differenzierung, daß sich hier aus dem spanischen Grundstock scharf ausgeprägte Nationalcharaktere entwickelt haben, die sich gegen-



seitig in vollständiger Unabhängigkeit entgegentreten. Jene einheitliche Entwicklung, die wir in den Vereinigten Staaten sehen, hat in Südamerika nicht stattgefunden. Dies erklärt sich in erster Linie durch die Gegensätze in den natürlichen Lebensbedingungen. Brasilien, mit Ausnahme seiner zwei Südstaaten, ist ganz Tropenland; Argentinien gleicht in der Hauptsache Europa. Chile, ein langer schmaler Landstreifen, ist überall von der See beeinflußt. Peru hat im Westen gemäßigtes Klima, während der Ostabhang der Anden in den tropischen Urwald hineinführt; in Lima wird es weder so kalt noch so heiß, wie in London oder Berlin. Ein anderer Grund der Scheidung zwischen den Völkern in Südamerika liegt in den weiten Entfernungen und den großen Schwierigkeiten des Verkehrs. Es ist bezeichnend, daß bis vor ungefähr 20 Jahren keine der südamerikanischen Republicken mit irgend einer ihrer Nachbarinnen durch eine Eisenbahn verbunden war. Zur Zeit gibt es allerdings solche Verbindungen zwischen Brasilien-Uruguay-Argentinien-Chile-Bolivia-Peru; aber auch dies nicht in fortgesetzter Linie. Ferner dringen die Verbindungsbahnen nicht ins Zentrum von Brasilien und Peru ein, sondern berühren nur das Nationalgebiet. So war es bisher ganz ausgeschlossen, daß sich zwischen diesen Völkern ein enger Verkehr entwickeln konnte. Obgleich aus demselben Leben entsprungen und fast zu gleicher Zeit vom Mutterlande losgelöst, hatten sie doch bald die faktische Unmöglichkeit von Bolivars Föderationsbestrebungen eingesehen und standen sich für lange Zeit fast fremd gegenüber.

Im geistigen Leben Südamerikas tritt diese Scheidung scharf hervor. Es gibt hier keine einheitliche Literatur, Kritik und Wissenschaft. Bücher, welche in einem Lande geschrieben sind, finden höchst selten Leser in den anderen. Keine Zeitschrift, kein Journal vermittelt zwischen der gebildeten Welt ganz Südamerikas. Die Universitäten werden nicht von Ausländern besucht. Man reist nicht einmal zum Vergnügen oder zur Belehrung in Nachbarländern. Nur im diplomatischen Corps finden sich Leute, die eine weitere Kenntnis Südamerikas haben. So haben sich die verschiedenen Länder mit sehr wenig gegenseitiger Bezugnahme entwickelt. Was dem Leben Südamerikas seine einheitlichen Elemente gibt, ist nicht amerikanisches Denken und Schaffen, sondern die europäische Geisteswelt. Namentlich Frankreich hat in dieser Hinsicht einen großen Einfluß ausgeübt, obgleich es im Handel weit hinter England und Deutschland zurücksteht. Nicht nur war es das Ideal des jungen Südamerikaners, einige Jahre seiner Studienzeit in Paris zu verleben, sondern das Literatentum Südamerikas fand in Paris ein Mekka und eine Herberge. Der Schriftsteller, welcher in Caracas oder Buenos Aires oder Lima sich nur einen ganz kleinen Leserkreis gewinnen konnte, wußte, daß, wenn ihm nur erst das cachet von Paris aufgedrückt worden sei, er alsbald durch ganz Südamerika als internationales Licht leuchten werde. So fand sich in Paris eine Kolonie von begabten südamerikanischen Schriftstellern zusammen, die durch ihre Vorzugsstellung ihre daheim gebliebenen Kollegen ganz überschatteten und den Geschmack der Leserwelt beherrschen konnten. Man wird sich leicht vorstellen, welchen Einfluß dieser Zustand auf die ganze südamerikanische Geistesentwicklung ausgeübt hat. Die Südamerikaner sind literarisch hochbegabt, und trotz unzuträglicher Verhältnisse ist doch in einzelnen Ländern



Bedeutendes geleistet worden; aber zur Entwicklung einer wirklichen Nationalliteratur ist es allerdings noch nirgends gekommen. Zwar hat sich in den letzten Jahren ein Drang nach größerer geistiger Verständigung zwischen den südamerikanischen Staaten bemerkbar gemacht. Die großen panamerikanischen Kongresse, sowohl die wissenschaftlichen als die politischen (von beiden sind bisher vier gehalten) haben neben der hervorgebrachten Annäherung zwischen Nord- und Südamerika auch die Gelegenheit dazu geboten, daß die leitenden Männer Südamerikas besser miteinander bekannt wurden und Beziehungen anknüpften, welche ihre Länder in geistiger Hinsicht enger zu vereinen versprechen.

Ein Blick auf die vier Hauptstaaten Südamerikas wird zeigen, wie scharf sich dort schon die Nationalcharaktere und die sozialen Verhältnisse unterscheiden. Brasilien ist ein Tropenreich, dessen Umfang auf seine Bewohner einen ähnlichen Einfluß auszuüben scheint, wie die Größe der Vereinigten Staaten auf die Nordamerikaner. Die Vaterlandsliebe bekommt einen quantitativen Inhalt, man ist stolz auf die Quadratmeilen bis zur Prahlerei, alles Große imponiert; andererseits ist man optimistisch angelegt, spürt nichts von gegenseitigem Menschendruck, ist generös und hat ein unbegrenztes Vertrauen auf die Entwicklungen des Landes und Volkes. Die Brasilianer sind sehr landesstolz, sie wollen durchaus als eine Macht ersten Ranges gelten; Ruy Barbosas Auffassung der Stellung Brasiliens in der letzten Haager Konferenz war ganz den Wünschen seiner Landsleute treu. Die politische Entwicklung Brasiliens ist weit ruhiger vor sich gegangen als in den anderen amerikanischen Staaten. Der Uebergang von Kolonialabhängigkeit zum eigenen Kaisertum wurde durch die napoleonischen Umwälzungen in Europa erleichtert und ging ohne Feindseligkeit vor sich. Unter dem Kaiserreich entwickelte sich das Land stetig, und der Uebergang zur Republik brachte auch keine tiefgehenden Unruhen. Der Brasilianer ist im ganzen ruhigen Gemütes und liebt die regelmäßige Autorität; daher, wenn es auch oftmals zu örtlichen Putschversuchen kommt, geht doch das politische und gesellige Leben seinen ebenen Gang ohne starke Unterbrechung weiter. Das Schwergewicht des politischen Einflusses ist in Brasilien bei den großen Kaffeepflanzern in den Staaten Sao Paulo, Rio de Janeiro und Minas Geraes zu suchen. Wohl organisiert, bestimmen sie die Zusammensetzung und Politik der Regierung. Das parlamentarische Leben Brasiliens hat noch viel von der Würde des Kaisertums. Seine Traditionen, was Beredsamkeit und sachliche Meisterschaft betrifft, stehen hoch, sowie auch im ganzen das Niveau der Begabung und Fähigkeit unter den Senatoren und Abgeordneten. Herrn Ruy Barbosas erstaunliche Beredsamkeit ist die Frucht langer Tätigkeit im Kongreß, und auch Joaquin Nabuco war Parlamentarier. In diplomatischen Verhandlungen hat Brasilien ebenfalls sehr hervorragende Vertreter gehabt, namentlich in Baron Rio Branco.

Im geistigen Leben Brasiliens spielt die Literatur eine große Rolle; Erfolg als Schriftsteller wird sehr angestrebt und öffnet die Türen auch zu politischen Ehren. Viele der bedeutendsten Staatsmänner Brasiliens waren Literaten, und auf neueren politischen Kongressen waren unter den Vertretern Dichter wie Olavo Bilac, Graça Aranha und Fontoura Xavier. Die Literatur Brasiliens, obgleich zu allen Zeiten stark von europäischen Strömungen beeinflußt, ist an



sich höchst beachtenswert, nicht nur deshalb, weil sie sich regelmäßig aus einer höchst interessanten kolonialen Literatur entwickelt hat, sondern weil sie eine eigentliche Tropenliteratur ist, d. h. das wunderbare Tropenleben in seinem Einfluß auf menschliches Denken und Empfinden von innen heraus wie sonst keine Literatur darstellt und beschreibt. Dies ist etwas ganz anderes als der virtuosenhafte Exotizismus einiger berühmter französischer Autoren, welche die Eindrücke der Tropenwelt auf den Fremdling wiedergeben; hier haben wir das tropische Träumen und Weben, gesehen von jenen, deren eigenes tägliches Leben es ist. Als ein interessantes Beispiel führen wir nur an Graça Aranhas Chanaan (Kanaan); hier werden uns vorgeführt die Erlebnisse eines jungen deutschen Ingenieurs, welcher, der alten Welt müde, in den Urwaldkolonien Brasiliens ein edleres Leben sucht, aber auch dort die alten Leidenschaften und Gehässigkeiten wieder antrifft. Obgleich der Positivismus Comtes in Brasilien viele Jünger fand, liegt doch die streng wissenschaftliche Bildung noch im Argen, da die gebildete Welt, der schönen Literatur ergeben, bisher den reinen sowie den praktischen Wissenschaften, mit Ausnahme der Medizin, nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Es werden aber jetzt auch in dieser Hinsicht Fortschritte gemacht. Gesellschaftlich ist Brasilien eine Aristokratie von Familien meistenteils portugiesischen Ursprungs. Obgleich sich die Adelstitel des Kaiserreichs nicht mehr vererben, ist unter dem Volke das aristokratische Gefühl noch stark. Die Hälfte der Straßen in Rio tragen die Namen von Marqueses, Viscondes und Baraos mit vollem Titel, oder auch dieser oder jener Baroneza. Noch vor kurzem, als die Bewohner eines Dorfes Feijao (Bohnen) diesen prosaischen Namen gründlich satt hatten, nannten sie sich Visconde de Rio Claro. Die Elemente aus anderen Nationen verschmelzen selten mit den Brasilianern in gesellschaftlicher Hinsicht. Die deutschen Kolonien im Süden genügen sich selbst und nehmen verhältnismäßig wenig am politischen Leben teil, obgleich Männer von deutscher Herkunft (z. B. Senator Haßlocher und Minister Müller) zu Zeiten einflußreiche Stellungen einnahmen.

Argentinien zeichnet sich unter allen Ländern Südamerikas durch seinen kosmopolitischen Charakter aus. Der landwirtschaftliche Reichtum und die günstigen klimatischen Verhältnisse sind so anziehend, daß Kapitalien und Unternehmer von Europa in großer Zahl an der Entwicklung des Landes teilnehmen, ja dieselbe leiten. Da sie ihre Zugehörigkeit zu den betreffenden Ländern größtenteils bewahren, so bildete sich in Buenos Aires eine kosmopolitische Gesellschaft oder eine Gruppe von Gesellschaften, unter denen jedes bedeutende europäische Volk vertreten ist. Dem entspricht ganz das Äußere dieser großen Stadt; sie hat ihren spanischen Charakter abgestreift und ihn nicht durch etwas ursprünglich Amerikanisches ersetzt, sondern ist Weltstadt mit einem vorwiegend französischem Anstrich geworden. In ihr lebt und arbeitet, neben der Masse der spanischen und italienischen Bevölkerung, die britische Kolonie mit ihren cricket, golf und bridge; die deutsche mit ihren Turn- und Gesangvereinen; die italienische höhere Welt (im Unterschiede von den Arbeitsklassen); die neuere spanische, französische, jüdische; jede streng an ihren Nationaleigenschaften festhaltend. Diese haben, außer in geschäftlicher Beziehung, wenig mitein-



ander noch mit der alten spanischen Gesellschaft zu tun. Letztere, bestehend aus alten und reichen Familien, ist äußerst exklusiv und nimmt nur langsam neuere Familien andern Ursprungs in sich auf. Sie macht den Eindruck, sich ihrer selbst nicht so ganz sicher zu sein, gibt ungemein viel auf äußeren Luxus, glänzt nicht besonders durch Hingabe an geistige Kultur und wird leicht durch Schein, namentlich wenn er direkt aus Paris kommt, geblendet. Zuweilen gelingt es auch gesellschaftlichen Abenteurern zeitweise hier zu imponieren. Man hat ein brillantes Opernhaus, in dem die Damen der hohen Gesellschaft in glänzenden Toiletten den Logenring beleben und verschönen; aber der musikalische Geschmack steht noch bei der Linda de Chamounix und ähnlichen Sachen still, während Simson und Delila von Kritikern als »zu pedantisch und kompliziert für unseren Geschmack« abgeurteilt wird. Die hohe Gesellschaft zeigt sich mit Vorliebe beim paseo im herrlichen Palermo-Park und bei den ausgezeichneten Pferderennen. Vom gesellschaftlichen Leben Nordamerikas und Europas unterscheidet sich die hohe Welt Argentiniens namentlich dadurch, daß den Frauen eine viel beschränktere Rolle zugewiesen ist, sowohl in bezug auf Geistesbildung als auf Teilnahme am allgemeinen geselligen Leben, obgleich ihnen doch ein etwas weiterer Kreis gestattet wird, als in Brasilien. Es wäre nicht nötig, der hohen Gesellschaft von Buenos Aires hier irgend welche Aufmerksamkeit zu schenken, wenn nicht ihre Eigenart auf das nationale Leben einen Einfluß hätte. Für ihr Land und Volk tut sie fast garnichts, sie ermangelt sehr des Gemeinsinns, ihr Augenmerk ist auf Europa gerichtet, und sie sieht fast mit Verachtung auf alles Einheimische herab. Ebenso wenig bemüht sie sich, auf das politische Schaffen mit weiser Leitung einzuwirken. So wird dem Aufbau des nationalen Lebens viel Kraft entzogen. Es sind aber andere Elemente vorhanden, aus denen sich allmählich ein starkes Volksleben entwickeln wird. Zur Zeit sind diese aber noch nicht miteinander verbunden und assimiliert, sie stehen sich wie die ausländischen Kolonien noch etwas fremd gegenüber. So ist alles individualistisch, jede Gruppe steht für sich; das einigende Gefühl ist noch nicht ganz zur Geltung gekommen.

Im geistigen Leben ist der Einfluß Europas bisher so stark gewesen, daß eine ursprüngliche Literatur sich unter entmutigenden Zuständen nur teilweise zur Geltung bringen konnte. Das reiche Publikum geht in französische oder italienische Theater, es liest nur ausländische Bücher, namentlich gelb brochierte. Das einheimische Theater, fast nur von den Volksmassen unterstützt, hat daher um die geistige Existenz zu kämpfen. Die Dramatiker von Buenos Aires legen aber eine bedeutende Originalität an den Tag, und man hat hier in den volkstümlichen Stücken ein Drama, in dem sich das tägliche Dasein der Großstadt sowie der Landleute auf die interessanteste Weise höchst realistisch abspiegelt. Der reiche dramatische Inhalt dieses Lebens, in dem so viele Völkerschaften — Spanier, Italiener, Indianer, Juden usw. — zusammenkommen, ist erfaßt worden, und die Typen sowie der Mechanismus dieses Dramas ist für alle Freunde des Schauspiels von Bedeutung. Auf allen Feldern der Geistestätigkeit wird hier gearbeitet; die beiden Universitäten in Buenos Airos und La Plata leisten der Wissenschaft schon annehmbare Dienste. Im ganzen stehen aber auch wieder die

Naturwissenschaften hinter der Jurisprudenz und der Medizin zurück, jedoch nicht in demselben Maße wie in anderen südamerikanischen Ländern. Die Literatur weist tüchtige Leistungen auf; aber selbst Männer wie Leopoldo Lugones und Roberto Payro haben von der Unterschätzung alles nicht in Paris geaichten Einheimischen zu leiden. Die Romane des letzteren enthalten vortreffliche und kunstvolle Zeichnungen des argentinischen Lebens, werden aber gerade deshalb nicht viel von Argentiniern gelesen.

Die Politik dieses großen und reichen Landes ruht noch auf einer sehr engen Basis. Das Stimmrecht wird nur wenig ausgeübt, die Wahlen sind meist rein formell und selten von Einmischung seitens der Beamten frei. Hierüber zur Rechenschaft gezogen, erklärte unlängst naiv ein hoher Beamter, daß es doch eines jeden Bürgers Pflicht sei, für die Wahl braver Männer zu sorgen, wie viel mehr daher die Pflicht eines Beamten, der ganz besonders über das Gemeinwohl zu wachen habe. Seit den Unruhen der 90er Jahre haben sich die regierenden Kreise es ganz besonders zum Vorsatz gemacht, vor allem die Ruhe des Landes zu wahren; daher ist die Verhängung des Belagerungszustandes ein ganz gewöhnliches Vorkommnis geworden; allerdings hatte die Regierung auch oft mit unverantwortlichen anarchistischen Elementen zu kämpfen. Die parlamentarische Landesvertretung wird so von der Regierung gehandhabt, daß eine Opposition fast gar nicht existiert. Es bereiten sich aber Kräfte vor, die das ganze politische Leben dieses großen Landes auf eine angemessenere Unterlage zu stellen bestrebt sind. Unter den Staatsmännern der Vergangenheit ist der Gedanke einer repräsentativen Republik lebendig und anregend gewesen, namentlich bei Alberdi, Sarmiento und Mitre. In den Schriften dieser Führer liegt ein großer Schatz für die argentinische Nation; in ihrem Geiste wird ihr politisches Leben weiter ausgebaut werden. Viele begabte Männer arbeiten daran, das Selbst- und Einheitsgefühl der Nation zu wecken, und die Politik aus ihrer jetzigen Enge zu einer wahren allgemeinen Mitarbeit an der Förderung des nationalen Lebens umzugestalten. Noch aber haben die verschiedenen Volkselemente zu lernen, einheitlicher zu denken; und die einzelnen, die bisher zufrieden waren, die Reichtümer dieses gesegneten Landes einzuheimsen, müssen sich dazu entschließen, ihm auch selbstlose Opfer zu bringen in Erfüllung ihrer Bürgerpflichten. Ein neuer Geist beginnt das öffentliche Leben zu erfassen, und wenn die Volksseele sich erst mehr entwickelt hat, so ist Argentinien schon durch seine Lage dazu bestimmt, ein wichtiges Mitglied der Völkerfamilie zu sein.

Das chilenische Staatswesen ist eines der interessantesten der Welt. Das Land, von den Chilenen selbst el ultimo rincon del mundo (die entlegenste Ecke der Welt) benannt, ist im wahren Sinne des Wortes eine Insel. Ein langer schmaler Streifen, liegt es zwischen Ozean und Andenkette eingeengt, im Norden die Wüste, welche die reichen Schätze der Nitrate birgt. Obgleich Argentinien und Chile eine gemeinsame Grenze von über 3000 Kilometern haben, so besteht zurzeit nur ein einziger Handelsweg über die Anden, durch die kürzlich vollendete Andenbahn vermittelt. Diese Entlegenheit und Insularität erklärt die Geschichte Chiles. Nicht wie Peru und Mexico durch Gold einladend, weit entfernt von den Zentren der Kultur, bewohnt von kampflustigen Indianern, bot Chile nur dem Mutigsten und Verwegensten einen

anziehenden Aufenthalt. Nur langsam vergrößerte sich die weiße Einwohnerschaft; schwer mußte sie gegen Entbehrung und Gefahr kämpfen. Aber dafür bildete sich eine in sich selbst geschlossene und selbstbewußte Gesellschaft, wie sie jetzt wohl einzig dasteht. Sie hat auch eine so starke Assimilationskraft entwickelt, daß sie die von Zeit zu Zeit aufgenommenen englischen, irischen, französischen und deutschen Elemente vollständig sich zu eigen gemacht und ihnen den stark ausgeprägten Nationaltypus aufgedrückt hat. Die Enkelsöhne eines Schotten Mac Iver, eines Iren Lynch, eines Deutschen Huneus, eines Nordamerikaners Foster sind durch und durch Nationalchilenen geworden, in Sprache, Gesinnung und Manier. Die hohe Gesellschaft des Landes hat das Heft in Händen. Diese dreihundert Familien besitzen den Grund und Boden zum größten Teil; sie wetteifern in der Zucht von Rassepferden und im Bau köstlicher Weine; sie leiten die Industrie; aber sie regieren auch das Land, denn trotz des allgemeinen Stimmrechtes und der wirklich stattfindenden Wahlen ist ihr Einfluß so groß, daß die Senatoren, Abgeordneten und hohen Beamten fast ausschließlich aus ihren Kreisen kommen. Sie bilden eine Gesellschaft nicht unähnlich der des englischen Adels im 18. Jahrhundert. Auf ihren Gütern leben sie in schloßartigen Landsitzen; während der Saison jedoch beziehen sie ihre Stadtwohnungen in Santiago, wo sie am politischen und geselligen Leben teilnehmen. Es ist eine Gesellschaft im wahren Sinne des Wortes, deren einzelne Familien und Glieder die Zusammengehörigkeit im höchsten Maße fühlen. Die direkte Verwaltung großer Landgüter mit zahlreicher Dienerschaft gibt ihr einen patriarchalischen Repräsentativcharakter. Es ist eine lebhafte, angenehme Gesellschaft, einfach, ohne äußeren Luxus, aber von der feinsten Lebensart und sicher im Bewußtsein ihrer Macht und Stellung.

Das politische Element tritt im Leben Chiles sehr hervor, es ist das Zentrum aller gesellschaftlichen Interessen; Führer werden sorgfältig erlesen, und sie können nur durch besondere Begabung Vorrang gewinnen. Wie im Bau der Gesellschaft, so auch im politischen Handeln erinnert die Insel Chile sehr stark an die mächtige Insel Großbritannien. Wie dort, ist das Parlament der Sitz der politischen Macht. Das Kabinett des Präsidenten ist von der Unterstützung des Parlamentes abhängig und muß resignieren, wenn es seinen Anhang verliert. Freilich unterscheidet sich Chile durch die größere Anzahl seiner Parteien — es sind deren fünf —, und daher sind so viele Konstellationen und Verschiebungen möglich, daß die Amtsdauer der Ministerien gewöhnlich sehr kurz bemessen ist. Dieser überrasche Wechsel und die weitgehende politische Korruption sind die Schwächen, gegen welche die besten Staatsmänner Chiles besonders zu kämpfen haben. Der Sinn für Gesetzlichkeit und Ordnung ist dem Volke in dem vergangenen Jahrhundert so stark eingeflanzt worden, daß von Umsturzversuchen in Chile wenig zu fürchten ist. Zwei große Krisen durchlebte das Land seit seiner Unabhängigkeit: als der erste Montt als Präsident zusammen mit seinem Minister Varas die Autorität und Gesetzlichkeit auf eine feste Unterlage stellte im Jahrzehnt 1850—60; sodann als die politische Gesellschaft Chiles sich gegen den Diktaturversuch Balmacedas erhob (1892) und zwei Prinzipien aufstellte: die Freiheit der Wahlen von amtlicher Einmischung und die direkte Verantwortlichkeit des Ministeriums vor dem Par-

lament. Wer jemals einem großen chilenischen Staatsakt, wie einer Präsidentennomination, beigewohnt hat, wird einen tiefen Eindruck der Selbstbeherrschung und des Zweckbewußtseins dieser Leute davontragen.

Den Hintergrund des peruanischen Lebens dieser Zeit bilden zwei große historische Tatsachen: der Reichtum der spanischen Kolonialmacht in Peru und die furchtbare Niederlage gegenüber Chile im letzten Kriege. Peru ist der Haupterbe des spanischen Kolonialreiches in Südamerika, es vertritt die große spanische Tradition. Dahinter liegt noch all die Pracht und Romantik des Inka-Staatswesens mit seinen Goldschätzen, Palästen und Arbeiterarmeen. Im Stolz auf all diese Vorränge gefiel sich Peru während der ersten Jahrzehnte seiner Unabhängigkeit. Der Reichtümer bewußt, lebte man sorglos und vertrauensvoll in den Tag hinein. Da kam der Krieg mit Chile, die Überflutung mit rauhen Truppenmassen, der Verlust von Tarapaca und das gänzliche Zusammenbrechen des Staatswesens. Von diesen Schlägen erholte sich nur langsam das Selbstbewußtsein der Peruaner. Die inneren Verhältnisse waren chaotisch, es kam Revolution auf Revolution. Das Augenmerk mehr auf die Vergangenheit gerichtet, dachte man der verlorenen Größe und erhoffte noch immer die Rückerstattung von Tacna und Arica seitens Chile. Jedoch seit einem Jahrzehnt belebt wieder ein hoffnungsvollerer Geist die Peruaner. Sie haben es erfaßt, daß die ihnen anvertrauten Naturreichtümer nur durch strenge Arbeit und weise Leitung wertvoll gemacht werden können; so wenden sie sich den praktischen Wissenschaften zu und suchen den Rat sachkundiger Ausländer. Die politische Führung liegt in den Händen einer verhältnismäßig geringen Zahl von Leuten; gegen diesen Zustand leitete Pierola wiederholt die Revolution, nachdem er schon zweimal sich zum Präsidenten gemacht hatte. Die letzten Versuche waren aber gänzlich erfolglos. Der jetzige Präsident der Republik, ein fähiger Geschäftsmann, in der englischen Unternehmensverwaltung geschult, arbeitet darauf hin, die Quelle des Naturreichtums durch Eisenbahnbau und Anziehung von Kapital zu erschließen. Er wird hierin von den älteren Familien, denen der politische Einfluß gehört, unterstützt. Das Leben der Hauptstadt Lima hat einen besonderen Reiz nicht nur deshalb, weil der historische Charakter der Stadt nicht durch Neuerungen zerstört ist, sondern namentlich durch den Hauch einer feinen Kultur, welcher die Gesellschaft durchdringt. Hierzu ist nun eine neue und hoffnungsvolle Schaffensfreudigkeit gekommen, so daß sich von dem Peru des 20. Jahrhunderts viel erwarten läßt.

In dieser flüchtigen Skizze kann ich nicht hoffen, den interessanten Phasen des gesellschaftlichen und politischen Lebens in Südamerika gerecht geworden zu sein. Noch garnichts habe ich sagen können von den Zuständen in den nördlichen Republiken von Venezuela und Colombia, noch von den kleineren Staaten. Auch ist Vieles des Gesagten einseitig und sollte durch Erklärung oder Beschränkung richtiger gefaßt werden. Aber dazu gehört schon ein ganzes Buch. Allerdings wäre es interessant, weiter von den Gegensätzen und Übereinstimmungen im südamerikanischen Leben, von Nachahmungen und ursprünglichen Ideen, namentlich aber von der Zukunft dieser vielverheißenden Staaten zu sprechen, aber das ist, wie Kipling sagt, »eine andere Geschichte«.



„Hochschulpädagogik“ und die Pädagogik auf der Hochschule.

Von

Rudolf Lehmann.

Ist der Umkreis der Aufgaben, welche die Pädagogik vorzeichnet, mit der höheren Schule abgeschlossen, oder setzt sich die Kunst der Erziehung auf der Hochschule fort, und gibt es auch für diese eine Theorie, mithin eine Hochschulpädagogik?

Im allgemeinen und höchsten Sinne des Wortes sicherlich. Wie die geistige Entwicklung des jungen Menschen während seiner Studienjahre weiter geht, so üben die Lehrer, die er hört und unter deren Leitung er arbeitet, nicht minder wie die Aufgaben und Stoffe, mit denen er sich beschäftigt, erzieherischen Einfluß auf ihn aus, sollen ihn wenigstens ausüben, und in dieser Hinsicht erscheint die Universität nur als Steigerung und Fortsetzung des Gymnasiums. Anderseits freilich hat sich in den letzten Jahren die Überzeugung immer allgemeiner durchgesetzt, daß schon der Gymnasialunterricht seine Zöglinge allmählich selbständiger und freier ihren Aufgaben gegenüber stellen, daß die Abhängigkeit des Knaben einer, wenn auch begrenzten Freiheit für den Jüngling Raum machen soll. Die Erziehung soll schon hier zur Selbsterziehung überführen. Diese aber ist es nun zweifellos, welche die Studienjahre auf der Hochschule beherrschen und regeln muß. Das ist der eigentliche Sinn des Wortes akademische Freiheit, der so oft gebraucht und gemißbraucht wird. Das liegt im Wesen und in der Einrichtung unserer Universitäten, im Gegensatz zu den englischen und z. T. auch den amerikanischen Colleges; es liegt aber auch allgemein im Gefühl und Instinkt der heranwachsenden Jugend. Mag im Korporationsleben unserer Studenten noch so vieles verkehrt und verfehlt sein: dem Prinzip nach spricht sich darin nicht sowohl ein Drang nach ungezügelter Freiheit als der Wille zu gemeinsamer Selbsterziehung aus. Seine Bildung selbständig zu vollenden, ist das bewußte Ziel jedes einzelnen ehrlich strebenden Studenten. Ist dem aber so, dann ergibt sich, daß die erzieherische Aufgabe des Hochschuldozenten doch von Grund aus anderer Art ist, wie die des Oberlehrers. An Stelle der unmittelbar eingreifenden Autorität tritt das mittelbar wirkende Vorbild, wie an Stelle der Schulaufgaben und ihrer gewöhnenden Zucht die freie Arbeit an selbstgefundenen Problemen und für selbstgewählte Ziele treten soll. Ja, selbst jene vorbildliche Einwirkung wird sich zumeist nicht wesentlich über das intellektuelle Gebiet, das Feld der gemeinsamen Arbeit, hinaus erstrecken. Der Universitätslehrer findet bei seinen Schülern im allgemeinen weder die unbegrenzte Bildsamkeit des Gefühls- und Willenslebens vor, die einem jüngeren Lebensalter eignet, — am ersten noch bei den weiblichen Studenten —, noch hat er mehr als ausnahmsweise Gelegenheit, unmittelbar darauf einzuwirken. Beziehungen, die den ganzen Menschen ergreifen, können sich hier nur ausnahmsweise und jedenfalls noch weit seltener als auf dem Gymnasium bilden.

Ist dem nun aber so, hat es dann Sinn und Fug, eine Hochschulpädagogik zu fordern und zu behaupten, daß eine solche ein notwendiger und integrie-



render Teil der praktischen Pädagogik überhaupt sei? Und doch ist seit etwa zehn Jahren eine Bewegung hervorgetreten, und sie hat in der allerjüngsten Zeit unleugbar an Ausbreitung gewonnen, welche diesen Gedanken nicht ohne Ernst und Sachlichkeit verkämpft. Wir werden also zum mindesten zu fragen haben, ob nicht etwas Berechtigtes in dieser Forderung steckt? In der Tat kann man H. Schmidkunz das Verdienst nicht absprechen, in jahrelang fortgesetzter Bemühung auf die Mängel unseres Hochschulunterrichts hingewiesen und ihre Beseitigung gefordert zu haben, unabgeschreckt durch die Gleichgültigkeit, der er nicht nur bei den akademischen Lehrern, sondern auch bei den Studenten begegnete. Und noch weniger wird man Männern wie von Liszt und Bernheim, die sich seit kurzem zu ihm gesellt haben, abstreiten wollen, daß sie zur Förderung und Hebung des Lehrbetriebs in ihren Unterrichtsfächern ganz erheblich beigetragen haben. Allein die Idee der Hochschulpädagogik, wie sie von Schmidkunz geprägt ist und nunmehr von der »Gesellschaft für Hochschulpädagogik« in einer eigenen Zeitschrift vertreten wird, hat gleichwohl ihre Bedenken; ja, es haftet ihr etwas Verkehrtes und Schiefes in mehr als einer Hinsicht an. Einmal nämlich handelt es sich überhaupt nicht eigentlich um Pädagogik, sondern vielmehr um Didaktik. Zwar werden in Schmidkunz' Schriften und in seiner Zeitschrift auch Fragen der Moral und Charakterbildung erörtert, aber sie treten durchaus zurück hinter denen der Unterrichtsgestaltung. Hochschuldidaktik also sollte es heißen, weniger hochtönend, aber beträchtlich bestimmter und faßbarer als das jetzt gewählte Losungswort. Die Verwechslung ist sehr allgemein verbreitet und hat der Sache der pädagogischen Wissenschaft nur allzu oft Eintrag getan. In diesem Fall allerdings trifft sie mehr das Wort als die Sache. Weisen wir sie zurück, so bedeutet das eine Einschränkung, nicht eine Widerlegung der erhobenen Forderung.

Nun aber erheben sich doch auch schwerwiegende sachliche Bedenken. Schmidkunz will auf eine systematische Behandlung der Hochschulpädagogik hinaus. Er verlangt eine teils geschichtlich, teils begrifflich begründete Theorie und einen gestaltenden Einfluß derselben auf die Praxis. Die geforderte archivarische Sammlung und methodische Behandlung des vorhandenen Materials wird man ihm ohne weiteres zugestehen. Aber sie bedeutet keine reformatorische Veränderung, sondern nur eine Bereicherung der Geschichte des gelehrten Unterrichts, wie sie als Disziplin längst besteht.

Dagegen kann man über die Möglichkeit und den Wert einer systematischen Unterrichtslehre überhaupt verschiedener Meinung sein: Herbart sah in ihr das Hauptstück der Pädagogik, Schleiermacher verwarf sie so gut wie ganz und wollte überall den einzelnen Lehrgebieten und Methoden zu ihrem Rechte verhelfen. So viel aber wird man von jedem Standpunkt aus zugeben müssen, daß eine systematische Festlegung der Unterrichtsweise und der Stoffgebiete nur für die elementaren Stufen tatsächlich durchführbar ist. Je höher hinauf, desto mehr Freiheit für die praktische Gestaltung des Unterrichts wird man dem Lehrer notwendiger Weise einräumen müssen: je komplizierter der Lehrstoff und je vielgestaltiger das Gesamtgebiet ist, desto mehr Spielraum braucht die Individualität des Lehrenden wie der Lernenden, um sie zu bewältigen. Zeigt sich das im Ansatz schon auf der Volks-

schule, tritt es in den oberen Klassen des Gymnasiums mit zwingender Deutlichkeit hervor, so gilt es in vollem Umfang für den Hochschulunterricht, der in diesem Sinne ganz und gar in der Voraussetzung individueller und sachlicher Freiheit wurzelt. Gewiß, auch hier kann und soll ein Lehrer vom anderen lernen, der jüngere vom älteren und erfahrenen. Gewiß, auch hier gibt es einige allgemeine regulierende Prinzipien, die man nicht ungestraft verletzen kann. Auch der Hochschulunterricht muß vom einfachen zum zusammengesetzten, vom leichteren zum schwierigen führen; auch hier und hier mehr als irgendwo anders gilt es die Selbständigkeit des Schülers zu wecken, nicht ihn blos zum passiven Aufnehmen zu veranlassen. Aber eine im einzelnen bindende Überlieferung der Lehrmethode soll und darf im Hochschulunterricht nicht angestrebt werden; sie dürfte es nicht, selbst wenn die äußere Möglichkeit dazu vorläge. Die Methode der Forschung bestimmt vielfach auch die des Unterrichts. Schon darum muß sich, in noch höherem Maße als der Volksschul- oder der Gymnasiallehrer, der Universitätsdozent seine Methode selber bilden, wenn sie lebendig und fruchtbar werden soll. Alles, was an einen Seminarbetrieb zur Ausbildung unserer Hochschullehrer auch nur von weitem erinnert, wird ihnen hoffentlich erspart bleiben. Es gibt wohl einige allgemeine Fragen der Organisation und der Methode wie z. B. die Berechtigung der Vorlesungen und des Nachschreibens oder die Ausdehnung des seminaristischen Betriebs, die der Diskussion bedürfen, und auf welche die Aufmerksamkeit zu lenken verdienstvoll ist. Aber systematisch und endgültig gelöst können nicht einmal diese allgemeinsten Fragen werden: denn auch sie sind nach der Persönlichkeit der Lehrer verschiedener Lösung unterworfen. Es gibt z. B. Dozenten, deren Vorlesung die seminaristische Schulung geradezu ersetzt: sie verstehen derartig in den Erkenntnisgang, die Untersuchungsmethode einzuführen, sie wissen ihren Schülern in einer Weise vorzudenken, daß das Kolleg für die eigene Tätigkeit des Studenten fruchtbarer wird, als es die Kritik an den Arbeiten seiner Genossen werden kann. Solche Dozenten würden also einer eigentlich seminaristischen Einrichtung garnicht bedürfen, und es würde genügen, wenn sie den einzelnen Schüler zur ergänzenden Selbsttätigkeit heranzögen. Diesen kritischen und zur Analyse veranlagten Geistern fehlt nun freilich oft die Fähigkeit der Synthese, der weite Umblick und die Kraft der zusammenfassenden Übersicht, und sie bedürfen somit nach dieser Seite hin einer Ergänzung, während andrerseits die Vorlesungen, die einen wesentlich synthetischen Charakter tragen, also allgemeine Zusammenhänge und Überblicke geben, die Verarbeitung derselben in methodischer Schulung, zumeist aber in seminaristischer Arbeit nötig machen.

Das allgemeinste und unumgänglichste Bedürfnis, das auf der Universität hervortritt, ist das des Anfängers, der in sein Wissensgebiet eingeführt werden soll. Das zeigt sich schon äußerlich: zumeist drängen sich die Studierenden geradezu in solche Vorlesungen und Übungen, die mit Recht oder Unrecht als »Einführungen« bezeichnet werden, und das ist gewiß ein gutes Zeichen: es bezeugt, daß es den jungen Leuten nicht genügt, sich Halbverstandenes äußerlich anzueignen, sondern daß sie wirklich eindringen und selbsttätig verstehen wollen. Und zweifellos ist es die Pflicht der akademischen Lehrer, dieses Bedürfnis zu befriedigen, mithin

nicht nur die bereits zu wissenschaftlicher Reife gelangten älteren Studenten zu berücksichtigen, sondern durch bestimmte Veranstaltungen dem relativ unentwickelten Verstehen und Können des Anfängers entgegenzukommen und auf seinen Geisteszustand einzugehen. Kurz, auch der akademische Unterricht muß bestrebt sein, den Abstand zwischen Gymnasium und Universität zu überbrücken, wie wir das von dem Unterricht in den oberen Gymnasialklassen an seinem Teil fordern. Und hier erheben sich in der Tat Schwierigkeiten mancherlei Art. Aber auch hier führen fast überall verschiedene Wege zum Ziel, und vor jeder bindenden Festlegung eines ein für alle Mal bestimmten Lehrgangs kann man nur dringend warnen. Nicht nur die Persönlichkeit des Lehrers fordert ihre Rechte, sondern auch die Gelegenheit und selbst der Zufall vorhandener Anlässe oder Hülfsmittel kann zur Geltung kommen. Ja, es ist durchaus wünschenswert, daß derselbe Dozent die Aufgabe nicht immer auf dieselbe Weise anfaßt, sonst erstarrt die lebendige Tätigkeit in dem schnell sich wiederholenden Betriebe zum öden Schematismus.

Im letzten Grunde kommt es für die rationelle Gestaltung des Hochschulunterrichts weniger darauf an, sich über Einzelheiten zu verständigen oder gar eine Gleichförmigkeit anzustreben, die mit dem Wesen wissenschaftlicher Arbeit im Widerspruch steht, als darauf, daß die Hochschullehrer im einzelnen und die Fakultäten im ganzen von ernstlich erzieherischem Willen erfüllt sind, daß ihnen das Bewußtsein lebendig ist, für das intellektuelle Wohl ihrer Schüler verantwortlich zu sein. Wo das der Fall ist, da wird einem tüchtigen Manne, der sein Fach versteht, alles andere von selber zufallen. Wo freilich ein einseitiges abstraktes Ideal von Wissenschaftlichkeit herrscht, wo die Vorstellung maßgebend ist, daß die gelehrte Arbeit als solche das allein Wertvolle sei, und die lebendigen jungen Menschen nur die Werkzeuge, die sie fördern sollen, und die eben auch nur soweit in betracht kommen, als sie diesem Zwecke dienen, wo dieser nicht erst »neuerdings erhobene vornehme Ton« sich geltend macht, da kann sich eine erzieherische Wirksamkeit im Großen und Vollen nicht entwickeln. Wo der gelehrte Lehrer auf eine verwandte gelehrte Natur beim Schüler trifft, da wird sich auch hier manche schöne Frucht ergeben. Allein die große Mehrzahl der Studenten wird leer ausgehen oder doch so gut wie leer. Denn es sind immer nur Ausnahmenaturen, zumal unter der Jugend, denen das reine Wissen um des Wissens willen höchstes Ideal und Lebenszweck ist. Die Behauptung, daß die Wissenschaft nur um der Wissenschaft willen da sei, steht an Wert und Fruchtbarkeit genau auf dem gleichen Boden wie das vielgescholtene L'Art pour l'art. Nicht auf die Wissenschaft als solche, sondern auf die bildende und erzieherische Kraft der Wissenschaft kommt es für die Hochschule wie für jede Art von Schule an. Nur weil wir in einer wenn auch zeitlich beschränkten, aber intensiven Beschäftigung mit wissenschaftlichen Aufgaben und Problemen das tiefste und beste Bildungsmittel sehen, verlangen wir, daß jeder, der zu den führenden Ständen gehören will, diese Schulung durchmacht, und daß der Staat Millionen und Millionen für den Hochschulunterricht hergibt. Es ist eine Fiktion, daß die Universität ausschließlich oder auch nur hauptsächlich dazu da wäre, gelehrte Forscher zu bilden. Wäre das der Fall, so würde sich ihre Zuhörerschaft um neun Zehntel verringern, und



man müßte die übrigen 90 Prozent, wie es ja bei anderen Nationen zum Teil auch geschieht, Fachschulen überweisen oder ihre Ausbildung der Praxis überlassen. Die reine Wissenschaft würde vielleicht ganz gut dabei fahren, jedenfalls würde sich die Aufgabe des Universitätslehrers beträchtlich vereinfachen und ihm für forschende Gelehrtentätigkeit weit mehr Zeit lassen, als er jetzt hat. Aber mit der heutigen Organisation der deutschen Hochschule wie mit dem Umfang ihrer erzieherischen Wirksamkeit und ihrem Einfluß auf das öffentliche Leben wäre das ganz unvereinbar. Gewiß gibt es eine Anzahl bedeutender Forscher, denen das Lehramt nicht liegt, und denen das jugendbildnerische Interesse fehlt, aber es werden immer nur wenige sein. Denn die Natur hat dafür gesorgt, daß der Erkenntnisdrang mit dem Trieb, die gewonnene Erkenntnis auf Jünger und Schüler zu übertragen, zumeiſt vereinigt iſt. Umso leichter iſt es für den Staat, diese Ausnahmen, wo sie sich auf wirkliche Leiſtungen berufen können, von den Verpflichtungen des Lehramts zu entbinden, und ihnen Zeit und Ruhe zu ungeſtörter Arbeit zu gewähren, etwa in der Art wie es auf den großen englischen Universitäten geschieht. Wer aber als akademischer Lehrer wirken will, von dem müssen wir verlangen, daß er sich auch als Lehrer fühlt und nicht nur als Gelehrten und etwa noch als berühmten Vortragenden. Und hiermit iſt die wichtigſte Forderung der Hochschulpädagogik bereits erfüllt.

Im allgemeinen darf man sagen, daß die eben entwickelten Anschauungen für den Betrieb der juriſtischen und der medizinischen Fakultät tatsächlich anerkannt sind und auch in der theologischen zumeiſt herrschen. Dementsprechend hat sich denn hier auch ein in großen Zügen beſtimmter Lehrgang entwickelt, haben sich Lehrmethoden herangebildet, die dem Bedürfnis der künftigen Richter und Beamten, der Ärzte und Geiſtlichen entsprechen; am beſten und sicherſten wohl bei den Medizinern, zuletzt und noch zunehmender Bereicherung und Vervollkommnung bedürftig bei den Juriſten. Anders aber verhält es sich in den philosophischen Fakultäten. Sie sind es, in denen jene Fiktion der reinen Wissenschaftlichkeit ihren eigentlichen Sitz hat, und man hört von vielen ihrer angesehenſten Mitglieder mit ſtolzem Nachdruck die Behauptung wiederholen, daß sie nur der Forschung dienten und mit irgendwelcher Praxis nicht die mindeſte Berührung hätten noch haben sollten.

In der Tat hatten sie ursprünglich und noch im 18. Jahrhundert nicht die Aufgabe, wie die drei »oberen Fakultäten« für beſtimmte Berufstätigkeit vorzubilden, und an das Studium in der »Artiſtenfakultät« knüpfte sich weder das Recht der Erwerbung des Doktortitels, noch der Zutritt zu irgendeiner Beamtenlaufbahn. Vielmehr bildete sie eine Art Fortsetzung der Gelehrtenschule, trat teilweise ergänzend für diese ein und hatte nur die Aufgabe, die allgemeine Grundlage für die besonderen Studien auszubauen. Seitdem aber Friedrich Auguſt Wolf die Vorbildung des Oberlehrers von der der Geiſtlichen gesondert und die Philologie ſtatt der Theologie zu ihrer Grundlage gemacht hat, seitdem die deutschen Staaten, Preußen und Bayern voran, die neue Organisation ihres Mittelschulwesens auf diesem Prinzip begründet haben, hat sich das völlig geändert: die philosophische Fakultät dient in dem größeren Teil ihres Lehrbetriebes ebenso entschieden der Vorbildung der Oberlehrer wie die medizinische der der Ärzte,

und es ist heute ganz einfach ein Anachronismus, wenn manche ihrer Vertreter tun, als ginge sie diese Vorbildung als solche nichts an. Wolf selbst ist freilich nicht ohne Schuld an dieser schiefen und einseitigen Auffassung. Ihm fiel die Vorbildung des Gymnasiallehrers so völlig mit der philologischen Beschäftigung zusammen, daß er außer dieser keinerlei Bedürfnis anerkannte: wer das klassische Altertum kannte und verstand, dem fiel alles andere von selber zu. Insbesondere brachte er der pädagogischen Theorie eine ablehnende Geringschätzung entgegen, die wohl aus dem damaligen Stande der Wissenschaft, aber nicht aus dem Wesen der Sache erklärt oder entschuldigt werden kann, und seine Anschauung hat sich in diesem Punkt bis heute treulichst fortgeerbt. Im engsten Zusammenhange mit ihr steht, beiläufig gesagt, auch die Forderung, daß der Gymnasiallehrer immer auch ein selbständig forschender Gelehrter sein müsse. Tatsächlich ist das Verhältnis des Oberlehrers zu seiner Wissenschaft kein wesentlich anderes, als das des Arztes oder des Richters. Will er auf der Höhe seiner Lehrtätigkeit stehen und nicht zum bloßen Pauker herabsinken, so wird er allerdings den Fortschritten auf dem Gebiete folgen müssen, auf dem er lehren soll, und das ist selbstverständlich ohne fortgesetzte intensive Lektüre und Verarbeitung derselben nicht möglich. Diesem Zweck dienen denn auch die Ferienkurse, die auf den verschiedenen Gebieten des höheren Unterrichts seit einer Reihe von Jahren sich mehr und mehr eingebürgert haben, und denen man nur das beste Gedeihen wünschen kann. Daß der Oberlehrer aber produktiv die Wissenschaft fördere, kann man unter keinem Gesichtspunkte von ihm fordern. Es wird immer eine Anzahl von Männern geben, welche Anlage und Trieb dazu fühlen, sich neben ihrer Lehrtätigkeit wissenschaftlich produktiv zu betätigen. Was aber dabei herauskommt, wenn man das von allen verlangt, das zeigt nur allzu sprechend der Durchschnitt der sogenannten »wissenschaftlichen Beilagen« zu den Programmen unserer höheren Schulen — gleichfalls ein Anachronismus, den die Macht der Gewohnheit von Geschlecht zu Geschlecht weiter schleppt. Der wesentlich philologisch orientierte und gerichtete Gymnasiallehrer gehört der Vergangenheit an, und die philosophischen Fakultäten, aus denen er dereinst hervorgegangen ist, sollten dem Rechnung tragen. Das bedeutet: sie sollten neben den rein theoretischen Werten und Zielen, die sie vertreten, und die ihnen niemand verkümmern und beeinträchtigen will noch darf, die neuen Aufgaben energischer ins Auge fassen, die ihnen aus der Umgestaltung unseres Lehrwesens erwachsen. Diese aber lassen sich dahin zusammenfassen, daß eine weitergehende Berücksichtigung des Lehrerberufs, eine stärkere Betonung der pädagogischen Gesichtspunkte erforderlich ist.

Man hat in dieser Hinsicht freilich übertriebene und schiefe Forderungen gestellt und dadurch, wie das zu geschehen pflegt, auch die berechtigten diskreditiert. Man hat das schulmäßig Didaktische in den Vordergrund gerückt und verlangt, daß der Universitätslehrer neben der wissenschaftlichen Behandlung seines Faches auch die Art, es in der Schule zu lehren, erörtern solle. Ja, man ist so weit gegangen, eine solche Didaktik systematisch für alle Fächer des Gymnasialunterrichts zu verlangen, und man ist auf diese Weise zu der Forderung einer pädagogischen, richtiger didaktischen Fakultät gelangt, welche

die philosophische in allen in Betracht kommenden Fächern ergänzen solle. Der Unterricht in einer solchen Fakultät würde vermutlich — abgesehen von dem größeren Umfang des Stoffes — mit dem Betriebe eines heutigen Lehrerseminars bedenkliche Ähnlichkeit haben. Zumal wenn nun gar die Versuchsschule hinzukommt, die von verschiedenen Seiten und aus verschiedenen Gesichtspunkten gleichfalls verlangt wird. Diese und ähnliche Forderungen sind nicht nur übertrieben, sondern prinzipiell verfehlt und schlechtweg abzulehnen: sie entsprechen weder dem Wesen des Universitätsunterrichts, noch dem wahren Wesen der Lehrerbildung. Wenn ein erfahrener Hochschullehrer in großen Zügen und unter allgemeinen Gesichtspunkten darauf hinweisen kann, welche erzieherischen Werte in dem Gebiet, das er behandelt, stecken, und in welcher Weise sie didaktisch gehoben werden können, so ist das gewiß dankenswert und kann höchst fruchtbar werden. Aber es werden hier zumeist gelegentliche Winke und Hindeutungen genügen, und selbst eine Zusammenfassung der wichtigsten Gesichtspunkte wird schwerlich viel Zeit in Anspruch nehmen. Die Einzelheiten des Lehrverfahrens gehören nicht auf die Hochschule. Soweit sie rein praktischer Natur sind, d. h. sich aus den spezifischen Verhältnissen des Schulunterrichts und seiner Abstufungen ergeben, ist eine von Schulmännern geleitete praktische Einführung ins Lehramt, wie sie die preußischen Oberlehrerseminare geben oder doch geben sollen, das natürliche und nötige. Die theoretischen Gesichtspunkte aber, die sich aus der inneren Organisation des Lehrstoffs ergeben, sind auch aus der wissenschaftlichen Behandlung zu gewinnen, wenn dieselbe nur nicht einseitig kritisch ist, sondern von umfassenden und positiven Gesichtspunkten getragen wird. Ich bekenne, um ein Beispiel zu geben, gern, daß ich für die Methode der Dichterlektüre im deutschen wie im lateinischen Unterricht die grundlegenden Züge Johannes Vahlens Catull- und Horaz-Interpretationen verdanke, denen ich als Student beigewohnt habe. Und doch war diese vorbildliche Behandlung antiker Poeten rein aus der Sache selbst geschöpft; es waren philologisch-ästhetische Erklärungen, ohne jede unmittelbare Berücksichtigung des Schulbetriebs. Es kann und soll nicht die Aufgabe der Universität sein, die Methoden des Schulunterrichts zu überliefern, wohl aber soll sie die künftigen Schulmänner befähigen, diese Methoden später selbst zu finden oder sich zu schaffen. Sie soll ihnen keinen starren Schematismus einprägen, der sie nun unveränderlich durch die Lehrtätigkeit begleitet, sondern vielmehr befruchtende Anregung und fortwirkende Belehrung geben. Das erstere Verfahren ist es, was bis vor kurzem unsere Lehrerbildungsanstalten beherrschte und so viele ihrer besten Kräfte lahm legte. Das zweite aber bedeutet die Anregung zu eigenem Nachdenken und zu eigener Kontrolle, und auf diese Selbsttätigkeit kommt es auf der höchsten Stufe alles Unterrichts gewiß am meisten an.

Auch was die angegliederte Schule betrifft, so haben die Fakultäten recht, wenn sie sich gegen dieselbe als eine Art von Fremdkörper in ihrem Organismus sträuben. Der Vergleich mit den Kliniken der Mediziner ist wenig stichhaltig. Solche Schulen bleiben naturgemäß kümmerliche Gebilde, die weit entfernt davon sind, das treue, wenn auch verkleinerte Bild eines Schulorganismus zu geben, das sie darstellen sollen, und der werdende Pädagoge wird mit dieser Einrichtung keineswegs

wie der werdende Arzt der vollen Wirklichkeit gegenübergestellt. Dieses gilt in erster Reihe für sogenannte Übungsschulen, die der Einführung in die pädagogische Praxis dienen sollen, aber es verhält sich nicht wesentlich anders mit der Versuchsschule, die manche Psychologen fordern, um, was sie auf dem Gebiete der Kinderforschung durch Experimente im Laboratorium gefunden haben, in praktischer Anwendung zu erproben. Ist doch der Psychologe ebenso wenig imstande, eine ausreichende Probe auf die allgemeinen Gesetze, die er aufstellt, an bestimmten und eigens hierzu geschaffenen Anstalten zu machen, wie es etwa der Nationalökonom sein würde. Erst die wirkliche, nicht die künstlich hergestellte Praxis kann seine Ergebnisse dauernd feststellen. Auch hindert ihn nichts, mit einer Anzahl Schulen in Verbindung zu treten und ihre Leiter und Lehrer zur Erprobung seiner Resultate zu veranlassen. Damit ist jedenfalls ein breiteres Feld gewonnen als durch die künstlich geschaffene Versuchsschule, und die Fakultäten bleiben verschont.

Überhaupt also und kurz zusammengefaßt: die Universität hat das Recht, alles unmittelbar zur Schulpraxis und zur schulmäßigen Didaktik gehörige abzulehnen: sie soll und kann das Lehrer- und Oberlehrerseminar nicht ersetzen. Sie würde dadurch mit ihren wahren Aufgaben in Widerspruch kommen und ihren Zöglingen die Zeit verkümmern, die sie auf ihre theoretische Ausbildung verwenden sollen, ehe sie von der Praxis in Anspruch genommen werden. Die wirkliche Aufgabe besteht darin, die theoretischen Voraussetzungen für die Lehrtätigkeit in möglichst weitem Umfang zu geben und in dieser Hinsicht alle gerechtfertigten Bedürfnisse zu befriedigen. Damit ist einerseits das fachmäßige Studium einer Anzahl besonderer Gebiete, andererseits aber auch die allgemeine pädagogische Vorbildung, soweit dieselbe theoretischer Natur ist, umfaßt.

Niemand wird leugnen, daß unsere Hochschulen dem ersten Teil dieser Aufgabe in den wesentlichen Punkten entsprechen. Sie überliefern in der Tat dem künftigen Oberlehrer in vollem Umfang das fachmäßige theoretische Wissen, auf das er in seiner späteren Lehrtätigkeit zurückgreifen, aus dem er schöpfen muß. Ja, es sind wenigstens an einzelnen Universitäten und für bestimmte Gebiete zusammenhängende und umfassende Einrichtungen getroffen, welche diesen Zwecken dienen, wie z. B. die Organisation der klassischen Philologie in Berlin und der mathematisch-physikalischen Studien in Göttingen beweist. Hier ist für die Einführung des Anfängers ebenso wie für den systematischen Fortschritt und die abschließende Vollendung größerer Fachkomplexe Sorge getragen. Allein andererseits läßt sich nicht verkennen, daß manche Erscheinungen des heutigen Lehrbetriebs der Aufgabe, dem Oberlehrer eine innerlich zusammenhängende theoretische Bildung zu geben, nicht günstig sind. Das zunehmende Spezialistentum, die Loslösung immer neuer Sondergebiete mit ihren sich steigernden Ansprüchen an das Einzelwissen ist in der Entwicklung der Wissenschaft nicht zu vermeiden. Allein eben dieses erfordert ein stärkeres Gegengewicht nach der allgemeinen Seite hin, um den Zusammenhang gleichwohl zu wahren. Ein solches kann nur die philosophische Betrachtungsweise geben. Sie müßte daher, wenn auch nicht die fachmäßige Forschung beherrschen, so doch für die Ausbildung der künftigen Pädagogen das innere Band zwischen den



verschiedenen Fachgebieten bilden, die er ſtudieren und beherrschen soll. Allein immer deutlicher geht das Beſtreben der Fakultäten darauf hinaus, die Philosophie ihres allgemein bedeutsamen Charakters zu entkleiden und sie als Einzelwissenschaft neben den anderen zu behandeln, ja, ihr auch hier noch den Raum mannigfach einzuengen. Es liegt mir durchaus fern, der psychologischen Forschung ihr Recht verkümmern zu wollen. Auch iſt nicht zu leugnen, daß von der Psychologie aus der Zugang zum eigentlich philosophischen Denken sich ebensowohl erschließen und anbahnen kann, wie etwa von der theoretischen Physik, und wie für einen Mach dieses letztere Gebiet die Grundlage einer fruchtbaren philosophischen Anschauungsweise geworden iſt, so wurzelt der umfassendſte und einflußreichſte deutsche Denker der Gegenwart Wilhelm Wundt bekanntlich in der Psychologie. Immerhin aber iſt es unleugbar, daß die experimentelle Psychologie mit ihrer Laboratoriumsarbeit und ihren ſtatiſtischen Methoden den Charakter einer Fachwissenschaft trägt, und es iſt kein sachlicher Grund abzusehen, warum die Einrichtung psychologischer Professuren auf Koſten der philosophischen Lehrſtühle geschehen iſt. Noch deutlicher spricht die Ausscheidung der Philosophie aus dem philosophischen Doktorexamen, ein Widerspruch, der sich im letzten Jahrzehnt faſt aller Orten durchgesetzt hat, und der gelegentliche, glücklicherweise von der Schulbehörde abgeschlagene Versuch, sie auch aus dem Staatsexamen zu verdrängen. Der unphilosophische Geiſt der 60er und 70er Jahre scheint in den Fakultäten erſt jetzt zur Herrschaft zu gelangen, im Widerspruch mit dem Streben nach philosophischer Erkenntnis, nach umfassender Weltanschauung, das die weiteſten Kreise des Volkes ergriffen hat, im Widerspruch vor allem mit dem Bedürfnis einer vertieften Jugendbildung, wie die heute studierende Jugend selbſt es empfindet. Wenn die Universität darauf verzichtet, die innere Einheit im Organismus der Wissenschaften zu betonen, eine Einheitlichkeit der Weltanschauung von ihren verschiedenen Standpunkten und Gebieten aus wenigſtens anzuſtreben, so iſt es freilich kein Wunder, wenn auch der Lehrplan unserer höheren Schulen nur ein bunt zusammengesetztes Bild ohne innere Einheit, ohne Mittel- und Gipfelpunkt aufweiſt; es iſt nur natürlich, wenn auch der Oberlehrer, soweit er Gelehrter iſt, nichts als Spezialiſt sein will. Erſt die Zukunft wird hier Wandel bringen: in dem neu heraufkommenden Geschlecht regen sich deutlich genug Antriebe und Beſtrebungen, die der heute herrschenden Einseitigkeit entgegengesetzt sind.

Aber auch auf Einzelgebiete erſtrecken sich die schädlichen Folgen dieser Einseitigkeit. Daß der deutsche Unterricht unserer höheren Schulen, trotz der Bemühungen, die ihm in den letzten Jahrzehnten von allen Seiten zugewandt sind, durchschnittlich nicht auf der wünschenswerten Höhe steht, daß immer noch vielen unserer Gymnasiaſten die großen deutschen Dichter durch die Schullektüre nicht näher gebracht, sondern entfremdet und verleidet werden, iſt eine Erfahrung, an der, trotz gern zugeſtandener Ausnahmen, im Ganzen nicht zu zweifeln iſt. Und ebensowenig iſt der Zusammenhang zu verkennen, in dem dieser Schaden unseres Gymnasialunterrichts mit der Behandlung ſteht, die auf unseren Universitäten die deutsche Literatur, besonders die neuere, beherrscht. Dieser Betrieb ist allzu einseitig philologisch und literarhiſtorisch. In das sachlich äſthetische Verſtändnis der Dichtungen, in die Kunſt der Interpretation, wie die

klassische Philologie sie vor hundert Jahren durch ihre größten Vertreter ausgebildet hat, werden unsere Germanisten auf den allermeisten Universitäten überhaupt nicht eingeführt. Jedenfalls nicht, soweit die neuere und besonders die klassische Dichtung in Betracht kommt. Es handelt sich nicht etwa um Lehrproben für den deutschen Unterricht. Wer als Student Goethische und Schillersche Dichtungen wissenschaftlich und kunstmäßig verstehen und erklären gelernt hat, dem darf man die notwendige Vereinfachung der Methode für die Praxis des Unterrichts schon überlassen. Wenn aber unsere künftigen Lehrer des Deutschen niemals eine solche Erklärung zu hören bekommen, ja, wenn ihnen die Gesichtspunkte einer kunstmäßigen Erklärung überhaupt fernbleiben, weil dieselben durch die an sich berechtigten, aber einseitigen Ziele biographisch historischer Forschung völlig verdrängt sind, woher sollen sie dann die Fähigkeit zu einer fruchtbaren, Leben und Verständnis schaffenden Behandlung schöpfen? Diese Einseitigkeit des literarhistorischen Betriebes, das Fehlen einer Kunstlehre auf dem Gebiete der deutschen Dichtung, ja, der Dichtung überhaupt, ist nicht nur unter pädagogischen Gesichtspunkten zu beklagen, sondern auch in rein wissenschaftlicher Hinsicht ein schwerer Mangel, und sie hängt aufs engste mit dem Mangel an philosophischem Geist und Blick zusammen, ohne den das Verständnis unserer Literatur, die selbst in ihren Hauptepochen aufs tiefste philosophisch bewegt war, niemals in vollem Umfang möglich sein wird.

Dieses Beispiel zeigt, daß die Mängel in der Vorbildung der Oberlehrer auf Einseitigkeiten oder Lücken der Universitätswissenschaften selber beruhen. Gilt das nun schon für die philosophische Seite dieser Vorbildung, so tritt es vollends hervor, wenn wir fragen, was unsere Universitäten für die Ausbildung des pädagogischen Geistes, des erzieherischen Denkens unserer künftigen Oberlehrer tun. Ich wiederhole noch einmal, um Geist und Denken, um theoretisches Wissen als Grundlage eines solchen handelt es sich, nicht etwa um Ausbildung zur praktischen Tätigkeit auch nur im Ansatz. Aber gerade hier versagt der Unterricht auf unserer heutigen Hochschule, von einigen wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, völlig. Und was das Befremdlichste ist, es zeigt sich fast nirgends in unseren Fakultäten ein Gefühl für diesen Mangel oder das Streben, ihn auszugleichen. Ist es verständlich oder gar berechtigt, wenn die Universitätswissenschaft und der Hochschulunterricht an der Gesamtorganisation des öffentlichen Erziehungswesens vorübergeht, als ob sie nicht wie Gesetzgebung, Politik und wirtschaftliche Zustände ein Gegenstand öffentlichen Interesses und zugleich wissenschaftlichen Denkens wäre? Ist es zu rechtfertigen, wenn die Hochschule den künftigen Oberlehrer ins Lehramt entläßt, ohne ihn in dieser Hinsicht wissenschaftlich d. h. geschichtlich und philosophisch orientiert zu haben? Sollte diese Aufgabe nicht mit derselben inneren Notwendigkeit in den Kreis unserer Universitäten gehören, wie die geschichtliche und philosophische Rechtsbetrachtung, wie historische und systematische Nationalökonomie? Daß man an unseren Universitäten in der Musikgeschichte oder der chinesischen Literatur Doktor werden kann, aber nicht in der Pädagogik, daß es für jedes engste Spezialgebiet der Sprachwissenschaft Professoren gibt, aber nicht für die Pädagogik, ist eine Tatsache, die unser Bildungswesen



im Ausland auf die Dauer geradezu diskreditieren muß. Wird ja doch auch bei uns die Forderung nach pädagogischen Professuren in den interessierten Fachkreisen immer lauter erhoben, nur daß sie an dem Vorurteil der Fakultäten und der Gleichgültigkeit der Regierung abgleitet.*)

Die Folgen, die dieser Mangel für die praktische Gestaltung unseres Schulwesens hat, sind in mehr als einer Hinsicht aufs nachteiligste zu erkennen. Zunächst können wir uns der Tatsache nicht verschließen, daß den meisten unserer Oberlehrer eine eigentlich pädagogische Bildung im höheren Sinne des Wortes fehlt. Es klingt hart, aber es ist so, und nicht bei ihnen liegt die Schuld, daß es so ist. Denn wo im Laufe ihrer Bildungsjahre tritt ihnen die pädagogische Theorie im ganzen Umfang ihrer wissenschaftlichen und praktischen Bedeutung entgegen? Wo wird ihnen die Aufgabe gestellt, sich mit den großen Problemen der Erziehung, mit den herrschenden Fragen der Organisation des Bildungswesens durch innere Arbeit und ernsthaftes Nachdenken auseinanderzusetzen? Auf der Hochschule erhalten sie nirgends den Anstoß dazu, mit Ausnahme der verschwindend wenigen Orte, wo ein wirklich pädagogischer Denker wie Natorp oder ein systematischer Kenner des Erziehungswesens wie Rein ihre Wirksamkeit entfalten. Ja, an wie vielen Universitäten haben sie auch nur Gelegenheit, eine gründlich durchgearbeitete, von umfassenden Gesichtspunkten getragene Geschichte der Pädagogik zu hören? Das Seminar aber, wie es seit 1890 in Preußen und anderen deutschen Staaten besteht, ist seiner Bestimmung und Anlage nach wesentlich eine Einführung in die Praxis. Auch in den theoretischen Besprechungen, die dort stattfinden, können zumeist nur didaktische Fragen behandelt und methodische Anweisungen gegeben werden. Die Seminarleiter sind praktische Schulmänner, und die meisten entbehren selbst jeder umfassenderen theoretisch-pädagogischen Bildung. Aber auch die wenigen, die eine solche besitzen, haben unter dem Andrang der praktischen Bedürfnisse keine Zeit, dem jungen Anfänger im Lehramt jenen allgemeinen Überblick über das Ganze, jenen Einblick in die tieferen Probleme des Erziehungswesens zu geben, die ihm zu eröffnen Sache der theoretischen Vorbildung gewesen wäre. Die unmittelbare Praxis des Unterrichts braucht darunter nicht zu leiden, aber ein würdiger Zustand ist es denn doch nicht, wenn man dem Oberlehrer durchschnittlich keine Übersicht über das große Ganze, von der seine eigene Tätigkeit einen Teil bildet, kein geschichtlich und sachlich begründetes Urteil über die all-

*) Es darf übrigens nicht unerwähnt bleiben, daß die reichsdeutschen Universitäten in dieser Hinsicht hinter Österreich rückständig sind, am meisten die preußischen. Leipzig freilich, bisher die einzige reichsdeutsche Universität, die ein Ordinariat für Pädagogik besaß, hat bedauerlicherweise vor kurzem einen Schritt rückwärts getan, indem dasselbe in ein Extraordinariat verwandelt wurde. Ein solches Extraordinariat besitzt jetzt auch Tübingen. In Bayern dagegen zeigt sich ein erfreuliches Streben danach, ganze Arbeit zu tun. So ist vor kurzem A. Rehm, ordentl. Professor in München, in einem vor der dortigen Ortsgruppe des Hochschullehrertages gehaltenen Vortrag: »Die Frage der Professuren an den bairischen Hochschulen« (München 1910) für die Errichtung von pädagogischen Lehrstühlen eingetreten. Den an die Spitze dieses Vortrages gestellten Thesen stimme ich ebenso wie Rehms weiteren Ausführungen in allen wesentlichen Punkten zu. — Angefügt sei hier der Hinweis darauf, daß auch W. Münch in der Internationalen Wochenschrift 1908 (Januar), wie schon früher in einem Vortrag auf dem Hamburger Philologentag 1905 vom wissenschaftlich theoretischen Gesichtspunkte aus die gleiche Forderung erhoben hat.

gemeinen Fragen der Bildungsorganisation zutrauen kann. Und auch praktisch macht sich die Folge jenes Mangels oft in einer gewissen Enge und Starrheit fühlbar, in einer auffallenden Mattigkeit der Interessen gegenüber den allgemeinen Fragen der Erziehung und der Schulorganisation. In der so sehr ausgebreiteten Fachliteratur treten didaktische Sonderfragen ganz unverhältnismäßig ſtark in den Vordergrund, darunter noch ganz besonders die Streitfragen um die Lehrſtoffe, ihre Auswahl und Ausdehnung, als ob sich das pädagogische Interesse damit erschöpfe. Aber in den Kämpfen um die wichtigſten und allgemeinſten Fragen der Volkserziehung, bei den wertvollſten pädagogischen Beſtrebungen und Neuschöpfungen unserer Tage haben die Oberlehrer nicht die Führung.

Und dennoch iſt der Nachteil, welcher der höheren Schule durch den Ausfall der pädagogischen Theorie auf der Universität erwächſt, verhältnismäßig gering. Aber die ganze Tiefe des Schadens zeigt sich, wenn wir die Lehrerbildungsanſtalten ins Auge fassen. Hier iſt die Pädagogik in ihrer engen Verbindung mit der praktischen Anleitung zum Unterricht geradezu der Mittelpunkt und das Rückgrat des gesamten Lehrplans. Aber die Männer, welche sie zu erteilen haben, wo nehmen sie selbſt ihre Weisheit her? Aus dem Zufall eigener Lektüre oder persönlicher Anregungen, aus autodidaktischem Studium, wenn sie gewissenhaft und eindringlich arbeiten; aus einem der zahllosen schablonenhaften Seminarlehrbücher, wenn sie Routiniers sind. Bedenkt man nun den ungeheuren Einfluß, den die pädagogische Belehrung im Seminar auf die Zehntausende künftiger Volksschullehrer und damit mittelbar auf die Volksschule selbſt hat, so erscheint es kaum glaublich, daß der Staat es bisher versäumt hat, für eine wissenschaftlich pädagogische Ausbildung der Seminarlehrer Sorge zu tragen. Freilich hat die Schulregierung bis vor kurzem überhaupt nichts für die Ausbildung dieser Lehrer getan. Aber während in den übrigen Fächern wenigſtens die akademisch gebildeten Oberlehrer eine beſtimmte und geregelte Vorbildung nachweisen müssen und nur die von der Volksschule kommenden dem Zufall des Autodidaktentums anheim gegeben sind, sind in Bezug auf die Pädagogik die erſteren noch schlechter versorgt als die letzteren, denn sie besitzen noch nicht einmal die pädagogische Tradition, welche die Volksschullehrer von ihrer eigenen Seminarzeit her aufgenommen haben. Die preußische Schulregierung hat seit kurzem dieses Syſtem des Gehenlassens aufgegeben. Sie beginnt mit der Durchführung von Ausbildungskursen für die Seminarlehrertätigkeit ernſt zu machen. Aber woher soll sie Dozenten für Pädagogik nehmen, da die Hochschulen versagen? Es bleibt ihr nichts übrig, als sich wiederum an praktische Schulmänner zu wenden, sei es an Oberlehrer, sei es an Verwaltungsbeamte. Damit aber wird die Frage nur um ein weiteres Glied herausgeschoben und wiederholt sich hier. Denn woher nehmen diese ihre pädagogische Bildung, wenn nicht aus dem Zufall der Lektüre, soweit ihnen das Hauptamt dazu Zeit läßt? Man sieht, aus diesem Dilemma iſt nicht herauszukommen, solange es keine pädagogischen Lehrſtühle und keine wenigſtens in den Grundzügen feſt umgrenzte wissenschaftliche pädagogische Bildung gibt.

Unsere heutigen Lehrerbildungsanſtalten tragen im allgemeinen den Stempel einer Übergangsperiode: eine gewisse Zwiespältigkeit und Buntscheckigkeit bezeichnet den Eindruck, den sie auf den Beobachter zumeiſt hervorrufen.

Diese Unstimmigkeit aber gipfelt in dem wichtigsten Fache, der Pädagogik. »Ältestes, bewahrt mit Treue« tritt uns auf der einen, rasche, bisweilen übereilte Anwendung neuester Ideen und Hypothesen auf der anderen Seite entgegen, oft unmittelbar neben- und durcheinander. Man erlebt, daß auf derselben Anstalt, ja von demselben Lehrer die Psychologie in völlig modernem Sinne vorgetragen wird, physiologisch begründet und voluntaristisch gerundet, und gleichzeitig spuken in der Pädagogik die Vorstellungsmassen herum, steigen und sinken, hemmen sich und verschmelzen, als ob die Psychologie seit Herbart überhaupt nicht von der Stelle gekommen und alle diese Gebilde einer spekulativen Phantasie greifbare Wirklichkeit wären! Wunderbar freilich muß es erscheinen, daß das Interesse für theoretische Pädagogik durch diese Art von Behandlung nicht ertötet wird, daß vielmehr gerade in den Kreisen der Volksschullehrer, längst nachdem sie das Seminar verlassen haben, vielfach ein reges Bestreben auf diesem Gebiete, eine lebendige Teilnahme an allgemein pädagogischen Fragen und Diskussionen hervortritt. Mag die Arbeit für die Mittelschullehrerprüfung auch für viele ein äußerer Sporn sein, mag sich für manche das theoretische Interesse mit diesem äußeren Zweck erschöpfen, im ganzen ist es unleugbar, daß weit darüber hinaus in den Vereinssitzungen und Zeitschriften der Volksschullehrer ein ernsthaftes und entschiedenes Bestreben um pädagogische Bildung in jenem höheren Sinne des Worts lebendig ist. Allein dieses Interesse erwächst nicht, wie es normal und wünschenswert wäre, aus den Keimen und Anregungen, die der Seminarunterricht dem jungen Lehrer mitgegeben hat; [illegible] pflegen diese gerade bei den [illegible]ten im negativen Sinne nachzuwirken, als ein Stachel, der zurückbleibt, etwas, das überwunden werden muß, und das sie wenigstens theoretisch abtun wollen. Die Folge davon ist begreiflicherweise, daß gerade diese besten Elemente dem Bestehenden gegenüber von vorneherein kritisch und polemisch gestimmt und das vielfach allzu einseitig ablehnende Urteil über die Seminare noch zu verschärfen geneigt sind. Andererseits aber sind sie ebenso naturgemäß allem Neuen gegenüber ziemlich unkritisch und ratlos und zumal, wenn es in wissenschaftlicher Gestalt an sie herantritt, allzu geneigt, sich ihm ohne Vorbehalt zuzuwenden und hinzugeben.

Trotz dieser Mängel aber bleibt die Tatsache bestehen, daß die Volksschullehrer heute die eigentlichen Träger des pädagogischen Interesses sind, jedenfalls in weit höherem Maße sind als die Kreise der Oberlehrer. Und hier tritt uns wiederum jenes tiefe Gebrechen unseres Schulwesens entgegen, das zu überwinden die eigentliche Aufgabe unserer Zeit ist, jener Mangel an innerer Einheit, durch den der natürliche Abstand der beiden großen Kategorien unserer Schulen und unserer Lehrer unnatürlicherweise zu einer trennenden Kluft erweitert wird. Gerade auf demjenigen Interessengebiet, das beiden Arten von Lehrern gemeinsam sein müßte und sie verbinden sollte, tritt diese Kluft mit besonderer Schärfe hervor, verursacht durch Mängel in der Vorbildung beider Teile, die sich in verschiedener Weise äußern, aber zuletzt aus derselben Wurzel stammen. Der Mangel an innerer Einheit unseres Bildungswesens kann sich nicht schärfer äußern, als in der Tatsache, daß wir keine Pädagogen haben, welche diese Einheit vertreten, keine Männer, deren Beruf es wäre, das Ganze dieses Bildungswesens zu überschauen, seine all-

gemeinen Voraussetzungen wie seine besonderen Bedingungen und Entwickelungstendenzen in ihrem inneren Zusammenhang zu ergründen und aus dem, was sich ihnen hier ergibt, die künftigen Jugendbildner zu belehren. Jeder steht in seinem Interessegebiet und ist von vornherein Partei, wird zum mindesten mit mehr oder weniger Recht so angesehen. Es fehlt durchaus an allgemein anerkannten Autoritäten in bezug auf unsere großen Erziehungsfragen. Die nächste Folge davon ist der grenzenlose Dilettantismus, der sich in bezug auf alles pädagogische in der Literatur und besonders in der Presse breit macht, und von dem uns im Laufe unserer Betrachtungen Beispiele entgegengetreten sind. Man schreibt über Pädagogik, wie man im 16. und 17. Jahrhundert über Medizin sprach und schrieb, ohne Kenntnisse, ohne ernsthaftes und eindringliches Nachdenken. Es glaubt sich noch heute jeder berufen, auf Grund dessen, was ihm der Zufall, persönliche Erfahrung oder ein enger Ausschnitt eigener Tätigkeit zugeführt hat, allgemeine Urteile zu fällen und Vorschläge zu machen, Gefühle, Stimmungen und persönliche Einfälle für pädagogische Weisheit auszugeben. Die Stimme besonnener Fachmänner dringt nur ausnahmsweise, wie etwa die eines Paulsen, über enge Kreise hinaus. Akademische Gelehrte, die jeden Laieneingriff in die Diskussion ihres Faches mit lächelnder Verachtung zurückweisen würden, verkünden ihr Urteil etwa über den Wert oder Unwert der realistischen Bildung mit der Autorität von Sachverständigen, obgleich die meisten von ihnen niemals Gelegenheit genommen haben, dem Unterricht in einer Realanstalt beizuwohnen und ihre sonstige Erfahrung sich auf unkontrollierbare Vergleiche zwischen den Abiturienten, die ihnen der Zufall zuführt, beschränkt. Und mit dem gleichen Anspruch auf Unfehlbarkeit spricht ein berühmter Naturforscher, lange Zeit eine Hauptstütze einer der größten deutschen Fakultäten, dem Sprachunterricht — nicht blos dem klassischen — jeden Bildungswert ab! Der Oberlehrer, der mit seinem Direktor und dem Ton seiner Anstalt nicht zufrieden ist, schmiedet daraus eine donnernde Anklage gegen die deutsche Schule und wird das öffentliche Orakel für alle Väter und Mütter, deren Kinder nicht nach Gebühr gewürdigt werden. Auf welchem anderen Gebiet von allgemeinem Interesse würde man es heute wagen, seine Meinung in dieser Weise auszusprechen, auf welchem Gebiete würde man gehört werden? Aber in der Pädagogik scheint es keinen Einfall zu geben, der nicht sein Publikum findet. Die jeder Vernunft und Erfahrung widersprechende Behauptung, daß man Kinder ganz nach ihren eigenen Wünschen und Instinkten erziehen kann und soll, wird in gewissen Kreisen ebenso beifällig aufgenommen, wie das jede geschichtliche Entwicklung ignorierende Phantasma einer national deutschen Erziehung, die jedes Element aus der Jugendbildung ausscheiden will, das nicht heimischen Ursprungs ist.

Gewiß, wir wollen keine Staatspädagogik, die den einzelnen zu binden und alles Streben in eine bestimmte Richtung zu drängen bestrebt wäre. Wir wollen ebensowenig ein wissenschaftlich pädagogisches Papsttum, das ex cathedra Probleme entscheidet und Dogmen aufstellt. Trotzdem sind pädagogische Lehrstühle für das Gebiet der Erziehung ebenso notwendig wie die Rechtswissenschaft auf der Hochschule für die Rechtspflege. Ihre Vertreter sollen der pädagogischen Wissenschaft dienen und

diese zu Ehren bringen. Sie sollen sich nicht mit dem Anspruch auf Autorität in die Einzelheiten des Schullebens und besonders des didaktischen Verfahrens einmischen, wohl aber sollen sie von erhöhter Warte aus, dem Betrieb der Praxis und dem Gegensatz der Parteien entrückt, aber im Vollbesitz wissenschaftlicher Erkenntnis und pädagogischer Erfahrung — denn ohne diese gibt es kein anschauliches Wissen — die höchſten Ratgeber und die unbefangenſten Beurteiler in den Lebensfragen unseres nationalen Bildungswesens sein und die Einheit desselben schon durch ihre Stellung, mehr aber noch durch ihre Denkweise und Wirksamkeit repräsentieren. Die kräftigſte Förderung könnte, ja müßte von ihnen ausgehen, um diese Einheitlichkeit, die heute jedem wahren Freunde der deutschen Kultur als Ziel vorschwebt, mehr und mehr zur Wirklichkeit zu machen.

Moderne Musik.

Von

Gustav Ernest.

Die folgenden Zeilen wenden sich nicht gegen Schulen, sondern ihre Auswüchse, nicht gegen Prinzipien, sondern ihren Mißbrauch. Nicht zum Rückzug sollen sie auffordern, sondern zum Sammeln und zu geschlossenem Vorſtoß. Sie verkennen das Bedeutende, das unsere Zeit hervorgebracht hat, nicht, aber sie wollen davor warnen, alles was »anders« iſt immer gleich für ein Besseres, jede Fortbewegung für einen Fortschritt zu halten. Wir haben ja ähnliche Übertreibungen, wie die, gegen welche diese Blätter gerichtet sind, in den letzten Jahrzehnten auf den verschiedensten Gebieten miterlebt: Wie lange iſt es her, da galt die Freilichterei als das allein seligmachende Prinzip der Landschaftsmalerei, da hieß jeder, der dem nicht zuſtimmte, rückſtändig und alles Frühere ein überwundener Standpunkt. Heute hat sich diese Richtung als ein Glied in die Kette der Erscheinungen eingereiht, sie hat der zeitgenössischen Kunſt ein belebendes Element hinzugebracht, das iſt fraglos, aber die einſtmalige übertriebene Bewertung hat aufgehört.

[illegible] iſt es auf literarischem Gebiet mit der Richtung »Ibsen« ergangen; da hieß es auch, die Kunſt sei durch sie in Bahnen geleitet, aus denen eine Rückkehr zu alten Idealen nicht mehr möglich sei. Heute, da wir aus der Vogelperspektive langjähriger Erfahrung die Dinge überschauen, erkennen wir, daß die ehemalige ausschließliche Bedeutung jener Richtung längſt ihr Ende erreicht hat, und daß, während der fruchtbare Keim, den sie in sich trug, zum unveräußerlichen Eigentum unserer dramatischen Kunſt geworden iſt, sie zugleich eine andere, sehr unerwartete Wirkung gehabt hat, die als notwendiger Rückschlag eintrat: das Wiederaufleben der Begeiſterung für die Klassiker, speziell Schiller! Und heute blüht das poetische Drama wieder üppiger denn je zuvor!

So wird's zweifellos auch in der Tonkunst werden, und daß dieser Prozeß sich so schnell wie möglich vollziehe, dazu sollen diese Blätter ihr bescheiden Scherflein beitragen. Wie gesagt, sie wollen das bedeutsame Neuerrungene nicht etwa fortleugnen oder verkleinern; nur dem Gerede von einer Umwertung aller Werte, dem man hier und da begegnet, wollen sie entgegentreten, wollen



zu verhindern suchen, daß man, was nur ein Negieren alter Werte ist, für ein Schaffen neuer hinstelle und die Wucherungen am Baume unserer Kunst für seine eigentlichsten Früchte nehme.

Zu keiner Zeit ist die Geschichte der Musik so reich an Bahnbrechern gewesen, wie heute; Strauß und Reger in Deutschland, Debussy in Frankreich, Delius in England, Sibelius in Finnland, von den Jung-Russen gar nicht zu sprechen, sie alle wandeln eigne Wege, brechen neue Bahnen! Schlimm ist nur, daß wir uns über die Richtigkeit der eingeschlagenen Wege nie recht klar werden können, weil wir dazu das jenen vorschwebende Ziel kennen müßten; dazu hinwiederum wäre aber notwendig, daß sie selbst sich darüber Rechenschaft zu geben vermöchten. Doch schon höre ich ironische Stimmen: Die Kunst kennt ein Ziel so wenig wie einen Zweck, sie ist sich selbst Zweck und Ziel! Ja, aber warum dann immer wieder der Appell ans Publikum? Wenn Beethoven und Schumann gelegentlich äußerten, daß der Künstler des Beifalls des Publikums nicht entbehren könne, so heißt das doch wohl, daß sie ihm — natürlich einem bestimmten Teil. — zu gefallen wünschten, es für eines der Ziele ihres Schaffens ansahen, dieses Gefallen, wo nicht gleich, so später zu erringen. So wenig also eine Kunst auf die Dauer denkbar ist ohne ein Publikum, so wenig ist sie denkbar ohne eine Bezugnahme auf dasselbe, und dem Satz, daß sie sich selbst Zweck sei, wird man immer wieder entgegenhalten müssen, daß das, womit sie sich erst als Kunst im höchsten Sinne betätige, ihre Wirkung sei; ohne die Auslösung seelischer und geistiger Erregungen ist nun einmal keine rechte Kunst möglich, und, schalten wir diese aus, so haben wir überhaupt keinen Maßstab mehr zur Beurteilung der Frage: was ist Kunst, was größere, was geringere?

Doch bleiben wir zunächst bei den Tatsachen. Wer das meiste der modernsten Musik ernsten Genres anhört, kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß der Gedanke, F r e u d e zu erwecken, ganz hintan, der, V e r w u n d e r u n g zu erregen, ganz in den Vordergrund gesetzt ist, womit das Faktum Hand in Hand geht, daß so verzweifelt Weniges mit ehrlich genießender Freude aufgenommen wird. Man wird einwerfen: das bedeutende Neue gefalle nie gleich, Beethovens Neunte sei jahrelang unverstanden geblieben. Ganz recht — nur sollte daraus nicht jeder durchgefallene Anfänger den Trost entnehmen, daß das Durchfallen ein sicherer Beweis von Bedeutung und Originalität ist!

Es wäre wert, den Begriff der Originalität in der Musik, um den sich schließlich alles dreht, näher zu untersuchen. Die drei Elemente, aus denen alle Musik sich bekanntermaßen zusammensetzt, sind Melodie, Harmonie und Rhythmus. Von den dreien ist das einzige, dem nicht verstandesmäßig allein beizukommen ist, die Melodie. Eine echte Melodie muß aus einer Empfindung entspringen; man kann sie dann noch ummodeln, so viel man wolle, aber man merkt es ihr doch ohne weiteres an, ob sie auf dem dürren Boden der Reflexion oder am goldenen Baum der Phantasie erwachsen ist. Und was hat uns nun die Moderne auf diesem Gebiete beschert? Ist es irgend einem gelungen, in die Melodiebildung ein wirklich neues Element zu bringen, das spontan, das im Charakter der Musik und, in letzter Instanz, des Komponisten begründet erschiene? Die Antwort ist ein entschiedenes »Nein«! Brahms war meines Dafürhaltens der letzte, dessen Melodie ausgeprägte Physiognomie hatte, ohne doch bizarr zu sein. Man kann es an seinen Werken — zumal den instrumentalen — leicht nachweisen, wie sie sich von einer gewissen herben Strenge zu immer blühenderem Schmelz und zugleich zu immer größerer Einfachheit entwickelte. Worin ihr Individuelles besteht, braucht hier nicht untersucht zu werden, daß es



aber da ist, wird niemand, der Brahms kennt, bestreiten.

Wo aber hat die Moderne eine Melodie von so auspesprochen individueller Prägung aufzuweisen? Es ist sehr amüsant — wenn auch nicht eben erbaulich — zu beobachten, wie heute Melodien häufig entstehen. Der Eindruck, den man nach genauer Prüfung einer großen Anzahl gewinnt, ist folgender: zunächst entfließt ganz leicht der Feder eine harmlos melodische Tonfolge, dann plötzlich sagt sich der Komponist: »Himmel! Das ist ja eine ganz gewöhnliche Melodie, die konnte ja irgend so ein Schubert oder dergleichen geschrieben haben!« Und nun greift er zum modernen Farbentopf, der rasch genug der Melodie alles »Schubertsche« benimmt und ihr den Stempel genialer Kühnheit aufdrückt. Das einfache Rezept hierzu ist: man setze hier ein Versetzungszeichen hinzu, nehme dort eins fort: sofort hat die Melodie (lucus a non lucendo) einen eigenartigen, gewissermaßen exotischen Charakter bekommen; der vertiefte Leiteton empfiehlt sich da besonders, schon wegen seines altertümelnden Beigeschmacks, sonst verfehlt auch die erhöhte Quarte ihre Wirkung nie, und die übermäßige Sekunde ist auch nicht zu verachten. Daß die Hilfsmittel der modernen Harmonik da ungeheuer mithelfen, ist selbstverständlich — doch darauf kommen wir später noch zurück. Nehmen wir einmal den genialsten aller Modernen, Richard Strauß: wie viele wirklich schöne Melodien sind ihm geglückt? Und man mißverstehe mich nicht: ich habe für das Schaffen von Strauß — besonders in den Instrumentalkompositionen — die höchste Bewunderung; hier jedoch handelt es sich um die kaltblütige Untersuchung einer Seite desselben, der wenigst bedeutenden, wie mir von Anfang seiner Laufbahn an klar war, nur daß sein hoher Kunstverstand fähig war, über dieses Manko hinwegzutäuschen, es uns durch die sonstigen Reize seiner Kunst vergessen zu machen. In seinen Liedern entzückt er uns immer wieder durch die wundervolle Stimmungsmalerei, zumal wenn es träumerisch verschleierte Stimmungen sind, die er schildert. Fast immer aber, wo er nach einer großen Steigerung zu einem voll ausströmenden lyrischen Erguß ausholt, erscheint seine Melodik recht wenig gewählt. Dabei ist es interessant zu beobachten, wie so häufig bei ihm und den Neueren überhaupt Melodien von gesucht volkstümlichem Charakter auftauchen, von denen schwer zu sagen ist, auf welchem Boden sie gewachsen sind, und die den Eindruck erwecken, als ob sie mehr der Not als eigenem Trieb ihren Ursprung verdanken.

So gibt sich unsere Melodik und unsere Musik im allgemeinen als eine wahllose Vermengung der verschiedensten Stile. Ganz besonders verblüffend zeigt sich das bei Reger: sein Streichquartett op. 74 ist eine Apotheose der Chromatik, es ist kaum eine Wendung in dem Werk, die nicht das Quälerische der chromatischen Fortbewegung hätte, kaum irgendwo ein melodischer Anlauf, der selbst bei genauerer Kenntnis haften bliebe. Und gleich darauf schreibt er ein Streichtrio von so meisterhafter Factur, von solcher Frische, Schönheit und Durchsichtigkeit, daß es schier unfaßbar erscheint, wie es derselben Feder wie jenes op. 74 entflossen sein könne. Welches ist nun der echte Reger? Kein Mensch ist mit zwei Zungen geboren, eine der beiden Sprachen nur kann die angeborene sein, aber welche? oder ist's keine von beiden? Man wird einwerfen, der Beethoven der neunten sei ein anderer wie der der zweiten Symphonie; aber erstens liegen zwischen diesen beiden Werken mehr als zwanzig Jahre, und zweitens ist es doch dieselbe Sprache, die er in beiden spricht, nur daß er sich in der Neunten darin anders ausdrückt als in der zweiten. Aber unverfälschter Beethoven ist die eine so gut wie die andere — oder hätte irgend

jemand sonst die zweite schreiben können? Im Falle Reger aber gehören die angezogenen Werke derselben Zeit an und sprechen doch eine so grundverschiedene Sprache, daß es, wie gesagt, kaum glaublich scheint, daß derselbe Künstler sie verfaßt hat.

Fragen wir nun nach der Ursache der Erscheinung, so glaube ich sie darin suchen zu müssen, daß auch bei den begabtesten die ganzen Grundlagen, Grundbedingungen der musikalischen Ästhetik sich verschoben haben. Der Begriff des Schönen ist ausgeschaltet, was ist an seine Stelle getreten? In der Oper, wird man mir antworten, die Wahrheit! Wirklich? Dann hätten wir es ja glücklich so weit gebracht, wie gewisse moderne Malerschulen, denen nur noch das Häßliche, oder sagen wir das Nicht-Schöne wahr zu sein scheint. Freilich, wie sagt doch Goethe? »Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken« — und wem der Sinn für Schönheit nicht innewohnt, für den existiert sie auch nicht. Die Darstellungen der Leidenschaften durch die älteren Meister von Gluck bis Wagner ist nicht weniger wahr, weil sie sich diesseits der Schönheitsgrenze hält, und wem es noch nicht klar ist, daß das Naturwahre und das Kunstwahre zwei verschiedene Dinge sind, und daß die Kunst des einen so wenig entraten könne wie des andern — ganz gewiß aber des letzteren nicht — dem ist freilich schwer zu helfen. Ich höre wieder einen Einwurf: es gibt kein Schönes an sich, das Schöne ist ein wandelbarer Begriff; der Assyrier fand die glotzäugigen Sklavengestalten an den Säulen seiner Paläste wahrscheinlich schön, ebenso wie der Ägypter die vogelköpfigen Statuen seiner Götter und der Byzantiner die langgezogenen blutlosen Bilder seiner Heiligen. Ganz recht: jeder brachte das dem Empfinden seines Volkes am meisten entsprechende Ideal zur Darstellung — und das sollten auch wir tun. Das Charakteristische des deutschen Wesens und der deutschen Melodiebildung war aber allzeit die tiefe Empfindung, die sich darin äußerte. Und hier kommen wir zu des Pudels Kern: Wir sind auf dem besten Wege, auch die Empfindung aus der Musik auszuschalten! Es würde mich heute zu weit führen, wollte ich nachzuweisen versuchen, wie alle Schönheit in der Musik der Empfindung entspringt. Für unseren Zweck genügt die Tatsache, daß den Meistern, besonders seit Beethoven, eine Musik, die nicht von der Empfindung getragen wurde, überhaupt keine schien. Worte wie die, die Beethoven über das Kyrie der Missa solemnis schrieb: »Vom Herzen, möge es wieder zu Herzen gehen« oder die bekannte Briefstelle, »die Steigerung der Technik werde noch alle Empfindung aus der Musik verdrängen«, oder Schumanns Wort: »Das wäre eine kleine Kunst, die nur klänge und keine Sprache noch Zeichen für Seelenzustände hätte«, sprechen für sich selbst. Und wie steht es heute? Ein bekannter Künstler erklärte mir vor einiger Zeit, das bedeutendste an Debussy sei durchaus nichts Neues — es sei einfach die Fortsetzung der Bestrebungen Couperins, Rameaus u. A., bei denen die völlige Objektivität des Schaffenden seinem Schaffen gegenüber zum Gesetz geworden, das persönliche Empfinden ausgeschaltet sei. Da haben wir's also, die himmlische Objektivität — die Urmutter aller Kunst — auf den Herrscherthron der Musik erhoben. Und leider nicht nur in Frankreich. Herbert Eulenburg behauptete jüngst einmal, der deutsche Schauspieler finde nur zu oft sich lächerlich, schäme sich vor den Andern, wenn er »die Gemütskiste ziehe«, und hinter den Worten: »ich bin doch kein Hampelmann« verstecke sich nur die Temperamentlosigkeit. Es ist nicht der deutsche Schauspieler allein, auf den das zutrifft. Paul Bekker hat da bei Besprechung eines neuen Schillingsschen Werkes ein hübsches Wort ge-

prägt, er ſagte, es ſei »vornehm in der Diktion, aber von einer *fatalen Neutralität*, die ein freudig intenſives Mit⸗ und Nacherleben im Hörer nicht aufkommen laſſe«. Dieſe fatale Neutralität oder Temperamentloſigkeit iſt es, woran unſer ganzes Muſiktreiben krankt, das produzierende und das reproduzierende. Ich habe erſt kürzlich an anderer Stelle ausgeführt, wie ſo herrlich weit wir's in techniſcher Beziehung gebracht haben; jeder dritte Klavierſpieler (ich wollte beinahe ſagen: jeder dritte Menſch — die Begriffe werden ſich bald decken!) iſt jetzt ein zweiter Rubinſtein, nur daß zwiſchen dem erſten und dem zweiten ein Abgrund gähnt, den auch die Errungenſchaften der modernſten Technik nicht überbrücken können. Erleben wir heute noch jene ſeeliſchen Erſchütterungen im Konzertſaal, wie ſie jeder, der Rubinſtein in glücklicher Stunde gehört, an ſich erfahren hat? Und faſt noch ſchlimmer ſteht's damit in der produzierenden Kunſt, und ſo iſt ihr auch das verloren gegangen, was ſonſt als das Merkzeichen aller echten Kunſt galt: das Spontane. Es ſingt kaum einer noch ſo, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt, ſondern wie die griechiſchen Schauſpieler ſprechen die meiſten nur noch durch eine Maske, ſein wahres Geſicht mag keiner zeigen. Die Muſik hört mehr und mehr auf ein ſeeliſcher Erguß zu ſein und wird allmählich zum bloßen — Kunſtprodukt. Man ſchämt ſich, Empfindung zu zeigen, man meint, es gehe auch ohne ſie, man ſieht mit Geringſchätzung auf die »Empfindungsmuſikanten« herab. Hier ſcheint mir das Alpha und Omega der ganzen Frage zu ſtecken. Deshalb verzeihe mir's der Leſer, wenn ich etwas länger bei dieſem Punkt verweile, — hier wenn irgendwo birgt ſich das Rätſel der Zukunft unſerer Kunſt. Bisweilen kommt mir's vor, als ſpuke bewußt oder unbewußt das ſeiner Zeit ſo viel diskutierte Wort Hanslicks noch immer in den Köpfen: »Nicht der Vorſatz, eine beſtimmte Leidenſchaft zu ſchildern, ſondern die Erfindung einer beſtimmten Melodie ſei der ſpringende Punkt, aus welchem jedes weitere Schaffen ſeinen Ausgang nehme, und die leidenſchaftliche Einwirkung eines Themas liege nicht in dem vermeintlichen übermäßigen Schmerz des Komponiſten, ſondern in deſſen übermäßigen Intervallen«. Freilich ohne ein Thema als Grundlage geht's nicht (ſollte es wenigſtens nicht gehn, heutzutage iſt allerdings auch das möglich, und nur zu oft ſucht das Ohr und ſelbſt das Auge vergeblich nach etwas, was ſich als ein Thema bezeichnen ließe). Der *Vorſatz*, eine Leidenſchaft zu ſchildern, tut's auch nicht. Als Schumann ſeine leidenſchaftdurchlohte C⸗dur⸗Phantaſie ſchrieb, geſchah es ſicher nicht in der Weiſe, daß er ſich mit dem Vorſatz an den Schreibtiſch ſetzte, etwas leidenſchaftliches zu komponieren; ſondern die ſchmerzlichen Empfindungen, die ihn damals erfüllten (ſiehe ſeine Briefe an Klara Wieck) drängten nach Ausdruck und fanden ihn in dieſem Werk. Damit iſt aber auch ſchon die Antwort auf den zweiten Teil des Hanslickſchen Satzes gegeben, die er uns ſchuldig bleibt, die Frage, was läßt den Komponiſten zu *einer* Zeit ein Thema gerade dieſes Charakters erfinden und zu *anderer* ein ganz anders geartetes? Hanslick hat ſeine eigene Theorie noch komplizierter geſtaltet, indem er darauf hinweiſt, daß dasſelbe Thema Ausdruck für die entgegengeſetzteſten Empfindungen werden könne. Auch das iſt richtig: Keiner von uns zweifelt daran, daß, wenn einem andern das ſo ureinfache Motiv des erſten Satzes der C⸗moll⸗Symphonie eingefallen wäre, etwas grundverſchiedenes daraus geworden wäre; ja, es iſt ſehr wohl denkbar, daß, wenn es Beethoven aufgeſtoßen wäre, etwa als er an den Buffoſzenen des Fidelio arbeitete, ſich daraus eine ganz luſtige Buffo⸗Arie hätte ergeben können. Wenn nun aber gerade jener Satz daraus entſtand, ſo können wir das nur ſo erklären, daß

eine ganz bestimmte Stimmung darin zum Ausdruck kam, daß es sofort in der Gestaltung, wie es zuerst in der Symphonie auftritt — wie in Erz gegossen — vor Beethovens Geist stand und somit die Richtung, nach der sich der Satz entwickeln mußte, unfehlbar gegeben war. Aus dieser ursprünglichen Empfindung heraus erklärt sich denn auch das Geheimnis der Tatsache, daß jedes Beethovensche Werk wie aus einem Guß ist, daß es kein einziges Moment enthält, das sich nicht harmonisch dem Ganzen einfügte, daß wir stets fühlen, daß nichts fortgenommen, nichts durch etwas anderes ersetzt werden könnte, ohne dem Organismus des Ganzen Gewalt anzutun. Jene starke Anfangsempfindung wird jedesmal wieder in Beethoven durch das Motiv, in dem sie sich zuerst konzentrierte, wachgerufen. Unter ihrem Zeichen setzt sich dann Teil an Teil; die feinsten Abstufungen dieser Stimmung, ganz neue daraus sich ergebende Stimmungsmomente können jetzt zum Ertönen kommen, alles fügt sich organisch in das Bild ein, das sich im Geiste des Meisters aus jener ersten Regung heraus gestaltete. Also nicht die Erfindung eines bestimmten Motivs ist der springende Punkt, sondern eine schöpferisch starke Empfindung, die zeitlich zuerst im Hauptmotiv in die Erscheinung tritt, die aber die Keime alles Folgenden schon in sich trägt. Benötigt es noch hierfür, d. h. für das Gefühl als das treibende Element im Schaffen, der Beweise aus dem Munde der Künstler selbst? Ich habe ja schon oben einige beigebracht; was anderes aber bedeutet es, wenn Schumann an seine Braut schreibt, in den Kreisleriana spiele sie die Hauptrolle und seine Musik komme ihm jetzt »so sprachvoll aus dem Herzen« oder: »die ganze Woche saß ich am Klavier und komponierte und schrieb und lachte und weinte durcheinander, das findest du nun alles schön abgemalt in der großen Humoreske«. Oder wenn Schubert auf die Frage eines Freundes, weshalb er so deprimiert sei, erwiderte, »er habe eben neue, schauerliche Lieder (die Winterreise) fertig gemacht, die hätten ihn mehr angegriffen, als irgend etwas, was er je gemacht«, oder wenn er von dem Herzblut spricht, mit dem seine besten Sachen geschrieben seien. Ach, wie wenige schreiben heutzutage noch mit ihrem Herzblut — das läßt ja schon der kühle Verstand nicht zu, der allbeherrschend jede tiefere Gemütsregung als unzeitgemäß verwirft oder doch ihrem Ausdruck, aus Furcht, altmodisch zu erscheinen, alles Ursprüngliche, d. h. Empfindungsgemäße benimmt! Hat dann aber einmal einer den Mut seiner Überzeugung, vermag die Stimmung in ihm einmal dem wachsamen Auge des kalkulierenden Verstandes zu entschlüpfen, so entstehen auch heute noch — nur leider zu selten — wirklich schöne, weil ungekünstelte Melodien. Wohl gemerkt sind das aber immer solche, die nicht auf neuen Pfaden gefunden sind, und sie beweisen nur immer wieder, daß der alte Garten, pflegt man ihn nur recht, noch der frischen Blüten genug zu tragen vermag, und daß diese immer noch erfreulicher wirken als die durch künstliche Züchtung hervorgebrachten.

In engem Zusammenhang mit dem eben Besprochenen steht noch ein Anderes: die übermäßige Länge der Mehrzahl der neueren Kompositionen, die fast immer ein Beweis von Empfindungsarmut ist. Denn eine Empfindung erschöpft sich und das um so schneller, je kräftiger sie sich geäußert hat, aber den grauen Faden der Reflexion kann man bis ins Unendliche fortspinnen. »Ja, aber die Neunte und Schuberts in C?« Ja, Ihr Herren, wenn Eure Werke von solch' seelischem Gehalt, solcher Tiefgründigkeit sind wie die Neunte, oder so in Schönheit gebadet wie die Schubertsche, dann seien sie immer so lang wie sie wollen, dann wollen wir Euch für diese Länge sogar danken! Aber leider fühlt man heutzutage nur zu oft, daß, wo Emp-



findungen fehlen, ein Klang zur rechten Zeit sich einftellt, und daß man durch die Menge des Gesagten darüber hinwegtäuschen will, daß man eigentlich garnichts zu sagen habe.

Wenden wir uns jetzt der Frage der modernen Harmonie oder sagen wir lieber gleich Disharmonie zu, denn daß diese das Lebenselement der modernen Musik ift, das bedarf wohl keines Beweises erft. Hier konnten wir wirklich Neues bringen, weil hier der berechnende Verstand genügt, um solches zu schaffen, hier mußten wir Neues bringen, wenn unsere Musik wirklich zum Spiegel unserer Zeit werden, wenn sie ihre scharfen Dissonanzen wiedergeben sollte; und hier haben wir wirklich Neues gebracht — — — die ganze vorhergehende Musikgeschichte erscheint arm, verglichen mit dem »Mehr«, das die letzten fünfzehn Jahre hinzugetan haben. Nur wollen wir uns nicht in den Wahn wiegen, daß jedes Mehr ein Gewinn sei, wollen uns hüten, weil unftreitig die Dissonanz das Salz der Musik ift, diese so zu versalzen, daß sie ungenießbar wird.

Wir müssen uns darüber klar sein, daß die Wirkung der Dissonanz auf dem Kontraft beruht; erft indem sie der Konsonanz gegenübertrat, wurde die Musik zur Sprache, erft da konnte sie die feinften Gefühlsnuancen ausdrücken, erft da dem Dualiftischen im Leben und im Menschen gerecht werden. Aber genau so wie alles das ein Unmögliches war, solange die Dissonanz noch nicht exiftierte, genau so wird es unmöglich, wenn die Konsonanz zu exiftieren aufhört und die Dissonanz in Permanenz erklärt wird. Keiner hat für die Ausgeftaltung unseres harmonischen Besitztums mehr getan, als Richard Wagner, aber keiner hat auch so deutlich wie er erkannt, wie viel Unheil das Nachahmen — nicht seiner Methode, die grade auf der »vorsichtigen Anlage inbetreff der Modulation und Inftrumentation« beruht — sondern ihrer äußerlichen Erscheinungsformen angerichtet hat. Hören wir ihn selbft; Band 10 S. 188 seiner gesammelten Schriften heißt es: »Ich bin mir bewußt, daß ich ftets bemüht war, das Grelle solcher musikalischer Combinationen (er hat vorher von gewissen fremdartig ableitenden Harmonieen gesprochen) nie als solches, etwa als besondere Kühnheit wirken zu lassen, sondern sowohl vorschriftlich als durch mögliche mündliche Anleitung hierzu, das Fremdartige dermaßen zu verdecken suchte, daß es mit naturgemäßer Folgerichtigkeit auch als künftlerisches Moment unserer willigen Empfindung sich bemächtigte«. An anderer Stelle (S. 190) spricht er von der rhythmischen und harmonischen Umgeftaltung, die das Rheingoldmotiv im Verlaufe des Ringes erfährt, und fährt dann fort: »Das durch diese Anwendung hier Ermöglichte auf die Symphonie anwenden zu wollen, müßte aber zum vollen Verderb derselben führen; denn hier würde sich als ein gesuchter Effekt ausnehmen, was dort eine wohlmotivierte Wirkung ift.« Wieder S. 174 heißt es: »Das Schlimme ift jedoch eben, wenn ‚Neu-Gerichtete' annehmen, jene als notwendig befundenen Unerhörtheiten seien nun als beliebig zu verwendendes Gemeingut jedem in die ‚Richtung' Eingetretenen zugefallen, und, kleckse er davon nur recht handgreiflich seiner Theaterfigurine auf, so müsse diese schon nach was Rechtem aussehen. Allein, es sieht übel damit aus . . .!« Und schließlich (S. 193): »Würden unsere Professoren mich auf einen ihrer heiligen Lehrftühle setzen, so dürften sie dagegen vielleicht in noch größere Verwunderung geraten, wenn sie wahrnähmen, welche Vorsicht und Mäßigung in der Anwendung, namentlich auch harmonischer Effektmittel, ich ihren Schülern anempfehlen würde!«

Das eben ift's: weil der Meifter »mit weiser Hand, zur rechten Zeit« die (harmonische) Form zerbrechen durfte, bildet jeder Stümper sich ein, das Zerbrechen der Form — ganz gleich ob mit weiser Hand oder zur rechten Zeit — sei ein



Zeichen der Meisterschaft. Und nun wird munter drauf los zer- und verbrochen, wie Wagner so treffend sagt: man tut ein paar Kleckse drauf und bildet sich ein, nun sei es etwas. Der Vorgang ist sehr ähnlich dem bei Besprechung der Melodiebildung erwähnten. Vor mir liegt ein Heft Klavierstücke, an sich recht harmlose Sächelchen, die ganz hübsch wirken würden, wenn nicht der Komponist ab und zu das Bedürfnis fühlte, modern zu sein; da wird dann ganz unvermittelt irgendein scheußlich klingender Akkord hineingekleckst, wobei auch wieder das beliebige Hinzutun oder Wegnehmen von Versetzungszeichen als probates Mittel zur Hand ist. Damit glaubt der Komponist nun, sich das Rüstzeug der Originalität angelegt zu haben, und ahnt gar nicht, daß, was er trägt, doch nur ein fadenscheiniges Mäntelchen ist, das nur um so sicherer seine Armut hervortreten läßt. Zu welchen grotesken Unstimmigkeiten aber der wahllose Gebrauch der Dissonanz führt, dafür fiel mir jüngst ein eklatantes Beispiel unter den Liedern Regers in die Hände. Da gibt es eins, »Zwiesprach« genannt. Als ich's mir, ohne zuerst auf den Text zu sehen, durchspielte, dachte ich: was für eine gruslige Musik, und da die Begleitung auf Räderklappern deutet, schloß ich auf eine »verwunschene Mühle« oder dergleichen. Und dann las ich den Text, und siehe da, da ist's die Geschichte von der Grete, die den Müller neckt, warum er denn immerzu arbeite und nicht lieber zum Tanz komme; der nimmt schließlich Stock und Hut und folgt ihr nach, und sehr lustig heißt's dann zum Schluß:

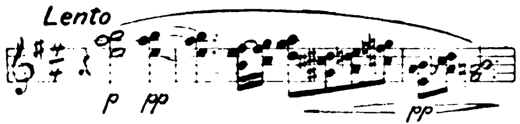
> Und wenn ich nicht betrogen bin,
> So ist sie bald Frau Müllerin — —

Und für diese niedliche »Zwiesprach«, für die die denkbar einfachste harmonische Einkleidung das einzig Zutreffende wäre (s. oben Wagner), ist der ganze Apparat hypermoderner Disharmonik aufgeboten. Wie eine Ironie mutet es einen an, wenn man zu alledem noch entdeckt, daß das Heft sich »Schlichte Weisen« nennt! Was bleibt da noch für die nicht-schlichten übrig? Das tollste haben hier freilich die Franzosen geleistet, allen voran Debussy, der leider angefangen hat, auch in Deutschland und England Schule zu machen. Allerdings wurde ich jüngst belehrt, daß auch das Debussysche Harmoniesystem durchaus nichts Neues bringe: sein Verdienst sei einfach nur, daß er als erster die Obertöne zu Hilfe genommen habe. Das sei Alles! — Auf der andern Seite hat ein englischer Bewunderer entdeckt, daß das System weiter nichts — weiter nichts! — als eine Rückkehr zu den alten Kirchentonarten sei, denen er noch eine neue hinzugefügt habe, die eine Folge von 6 ganzen Tönen mit Ausschluß aller Halbtöne darstelle. Außerdem sei für ihn jede beliebige Note in jedem beliebigen Akkord zulässig, d. h. jeder Zusammenklang, ganz gleich welcher Art, sei gestattet. Das wichtigste aber sei, daß er den tonischen Dreiklang fast nur noch in Verbindung mit der Untermediante gebrauche, also den C-dur-Dreiklang immer mit einem A und zwar selbst am Schlusse eines Stückes! Es ist das alles so unglaublich einfach, daß man sich nur über die Schwerfälligkeit der großen Mehrzahl der Menschen, zu denen auch ich mich rechnen muß, wundern kann, die das alles nicht als ganz selbstverständlich ohne Murren hinnehmen. Ein Ausfluß ähnlicher Schwerfälligkeit ist natürlich die Frage: wenn eine neue Tonskala, aus 6 Ganztönen bestehend, warum nicht weitere Neubildungen? Was dem Einen recht ist, ist doch dem Andern billig, und da das Neue auf diesem Gebiet so billig ist, müßte es doch ebenso recht sein, wenn einer etwa eine Skala aus abwechselnd einem Ganz- und einem Halbton zusammensetzte! Mir scheint's, als brauchten wir zur Begründung des Systems Debussys und Aller, die bewußt oder unbewußt seinen Spuren folgen, so tief nicht hinunter zu steigen . . .

der ganze Prozeß läßt sich einfacher in folgenden Sätzen resümieren:

1. Erlaubt ist, was gefällt (nämlich dem Komponisten). 2. Um neue Wege zu gehn, schlage man einfach die früher verpönten ein. Z. B. In vorsintflutlichen Zeiten gab es einmal so etwas wie ein Quintenverbot (man darf es eigentlich in guter Gesellschaft nicht mehr erwähnen). Man mache also die Quintenfolge zum Gesetz! Erster Weg.

Sodann — gewisse Fortschreitungen, wie etwa Sekundenfolgen, erschienen so greulich, daß man ein Verbot derselben gar nicht erst für nötig hielt. Also zweiter Weg: Sekundenfolgen! Will man aber etwas ganz besonders Neuartiges haben, so verbinde man einfach Quinten- und Sekundenfolgen — kann es etwas Pikanteres geben? Und nun erst die malerische Kraft einer solchen Verbindung! Was könnte zum Beispiel den geheimnisvollen Zauber einer vom Mondlicht überstrahlten Tempelruine deutlicher malen als diese Klangfolge: (Images Nr. 2)



(linke Hand dasselbe eine Oktave tiefer)

es weht einem ordentlich Ruinenluft daraus entgegen, und das Mondlicht erst . . . ja, wer's nicht fühlt, der wird es nicht erfassen! Man hat für diese Kunst, sintemalen man ihr doch auf Grundlage eines längst überwundenen Standpunkts nicht gerecht werden konnte, ein neues Prinzip geprägt: man gerät in Extase ob der Meisterschaft, mit der hier eine bestimmte »Atmosphäre« geschaffen wird. Z. B. die Atmosphäre der »Goldfische im Teich«, des »Regens im Park« und ähnlicher hochpoetischer Dinge, um nur einige der berühmtesten Debussyschen Titel zu nennen.

Doch ohne Scherz — um dem ganzen Debussyschen harmonischen Hexen-...ch auf den Grund zu kommen, sehe man sich einmal ein beliebiges Heft seiner späteren Kompositionen genauer an. Was findet man? Der Zauber steckt zu großem Teil in der jedem Akkord oben, unten oder in der Mitte zugefügten Sekunde. Seite nach Seite, Takt nach Takt und Akkord nach Akkord ist es immer dasselbe Bild, das sich uns bietet. Man nehme beispielsweise das erwähnte Heft der Images: wie an der oben angeführten Stelle geht's da — bald offenkundiger, bald versteckter — ununterbrochen zu, die äußere Physiognomie der Musik wird durchgängig von jener aufgepfropften Sekunde bestimmt. Gleich auf der ersten Seite begrüßt uns



und dann so weiter 25 Seiten durch, wobei die Auflösung einer Dissonanz als Sünde gegen den heiligen Geist der Kakophonie aufs strengste untersagt ist.

Vielleicht wäre die ganze Geschichte nicht all der Worte wert, hätte sie nicht in den Köpfen vieler begabter Jüngerer so gräßliches Unheil angerichtet. Das amüsanteste dabei ist, daß so mancher, von dem ich weiß, daß er keine Spur von Sympathie für die Debussysche Art hat, sich doch in seinen Werken, im Bestreben, originell und fremdartig zu wirken, als Debussyaner gibt. Gerade dieses Bestreben aber, originell zu erscheinen, hat beträchtlich dazu beigetragen, unserer Musik den Stempel der Physiognomielosigkeit aufzudrücken. Der harmonischen Möglichkeiten oder disharmonischen Unmöglichkeiten sind schließlich doch nicht so viele, wie man denkt, und wo die Gesetzlosigkeit als oberstes Gesetz gilt, da ist es schwer, aus der Masse des einfach Negierenden ein Positives herauszuschälen. Und noch ein anderes Resultat hat sich ergeben — man verließ den glatten Pfad der Konsonanz, weil er auf die Dauer gar so ermüdend monoton wirkte und begab sich auf den ungebahnten der Dissonanz: ist er weniger ermüdend?

Der einzige Unterſchied iſt der, daß die fortgeſetzte Konſonanz auf die Schlafmuskeln, die fortgeſetzte Diſſonanz auf die Galle wirkt. Und da iſt vielleicht das erſtere als das unſchädlichere noch vorzuziehen.

Es erübrigt noch, etwas über die moderne Rhythmik zu ſagen, und hier können wir uns kürzer faſſen. Daß da die letzten Jahrzehnte einen entſchiedenen Fortſchritt zu Wege gebracht haben, bedarf kaum der Worte: die größere Bewegungsfreiheit im Aufbau der Taktgruppen, die in die ſchon ſtereotyp gewordenen Gliederungen friſches Leben gebracht hat; die Einführung der fünf- und ſiebenteiligen Taktarten, die, ſparſam angewandt, einen ſo außerordentlichen Reiz haben; die Kombination verſchiedener, nebeneinander hergehender Rhythmen — all dies ſind bedeutungsvolle Errungenſchaften. Freilich kein Neuerer hat vermocht, kurzen Themen durch ſcharf ausgeprägte Rhythmen einen ſo prägnanten Charakter zu geben, wie R. Wagner. Man denke an das ruhelos hämmernde Nibelungen-Motiv, das feurig kernige Walküren-Motiv, das würdig ſchwere Walhall-Motiv, das trotzig energiſche Hunding-Motiv. — Der Hauptfehler der Neueren iſt, daß ihre Rhythmen nicht organiſch dem Geiſt des Werkes entwachſen ſind, ſondern zu häufig den Eindruck des künſtlich Zurechtkonſtruierten machen. Denn hier kann der kalkulierende Verſtand wieder eintreten und durch kapriziöſes Wechſeln den Anſchein genialer Ungebundenheit geben. Wennn z. B. R. Strauß in der erſten Szene der Salome die Soldaten abwechſelnd in $^{3}/_{2}$-, $^{4}/_{4}$-, $^{3}/_{4}$- und $^{5}/_{4}$-Takt reden läßt, ſo iſt es ſchwer, das durch den Inhalt des Textes zu begründen. Wenn er etwas ſpäter die Stelle: »da drinnen ſitzen Juden aus Jeruſalem« im $^{4}/_{4}$-Takt bringt, während das Orcheſter im $^{3}/_{4}$-Takt ſpielt, ſo iſt das zu verſtehen, weil kein anderer Takt ſich dieſen Worten ſo anſchmiegt, während das vorher ſchon eingeführte Motiv der zankenden Juden intakt bleiben mußte. Wenn er aber dann den Nachſatz: »die einander über ihre närriſchen Gebräuche in Stücke reißen«, im $^{3}/_{4}$-Takt gibt, ſo ſcheint für den plötzlichen Taktwechſel hier wieder kein rechter Anlaß vorzuliegen, beſonders da dadurch der Hauptakzent auf »ihre« fällt und ſo der Sinn des Satzes entſtellt wird. Und erwägt man, daß Strauß eben um der guten Deklamation willen ſich nicht ſcheute, die Singſtimmen in $^{4}/_{4}$-Takt gegen den $^{3}/_{4}$-Takt des Orcheſters ſingen zu laſſen, ſo fällt es umſomehr auf, wenn er hier das Wort »in« auf eine halbe Note, die vier Silben »Stücke reißen« aber auf je $^{1}/_{4}$-Note ſingen läßt. Ich muß da wieder an Wagner denken, der einmal dem dramatiſchen Komponiſten rät, »vor allem nicht auf harmoniſche und inſtrumentale Effekte auszugehen, ſondern zu jeder Wirkung dieſer Art erſt eine hinreichende Urſache abzuwarten, da die Effekte ſonſt nicht wirken!« — das trifft auf das Rhythmiſche ganz ebenſo gut zu. Er führt bei der Gelegenheit ein Wort Liszts an, daß »Zigarrenaſche und Sägeſpäne mit Scheidewaſſer angefeuchtet nicht gut als Gericht zu ſervieren wären«. Oder — haben die ſcharfgewürzten Speiſen, aus denen ſich moderne Muſikmenus zuſammenſetzen, unſern Geſchmack ſo abgehärtet, daß Zigarrenaſche mit Scheidewaſſer uns eben als prickelnder Gaumenreiz willkommen iſt? Ich glaube es im allgemeinen nicht. Als vor einiger Zeit auf einem engliſchen Muſikfeſt die Mozartſche G-moll-Symphonie, von Hans Richter dirigiert, mit geradazu begeiſtertem Beifall aufgenommen wurde, meinte Richter zu einem Bekannten: »Der Mozart hat doch noch Zukunft!« Fraglos. Man beobachte nur die Freude, mit der das Publikum, nachdem es eben irgend ein ultra-modernes Werk hat über ſich ergehen laſſen, einem Haydnſchen oder Mozartſchen Stücke lauſcht. Es iſt das genügend Beweis dafür, daß, wie großes Intereſſe uns jenes auch

einflößen möge, die rechte Freude doch erſt von dem Einfacheren ausgelöſt wird.

Kehren wir noch einmal zur Frage der Rhythmik zurück, so erſcheint mir als ein ganz beſonderer Übelſtand die wahllose gleichzeitige Verwendung verſchiedener Rhythmen in der Orcheſterkompoſition. Daß eine ſolche zu höchſt intereſſanten Wirkungen führen kann, iſt klar; in allzu vielen Fällen aber ſind dieſelben einfach verwirrend. Kombinationen, die Dirigenten und Spielern die ungeheuerſten Schwierigkeiten bereiten, haben oft auch in vollendetſter Ausführung nur einen chaotiſchen Effekt. Das iſt's auch, weshalb die Mitglieder auch der beſten Orcheſter mit ſolcher Unluſt an neue Werke gehen. Wieder und wieder habe ich von ihnen Klage darüber gehört, daß Dinge ihnen zugemutet werden, die entweder das Enſemble unglaublich erſchweren oder einzelne, ſpeziell Blasinſtrumente bis an die äüßerſten Grenzen des ihnen und den Spielern möglichen ausnutzen. Und mit welchem Reſultat? Nur dem, daß die mühſamſten Paſſagen in der Maſſe des Ganzen verſchwinden, als ob ſie überhaupt nicht da ſeien. Wer mit der Partitur in der Hand neue Werke mit angehört hat, wird mir recht geben. Charakteriſtiſch ſind da auch die hübſchen Geſchichten, die überall, wo gewiſſe neuere Komponiſten ihre Werke ſelbſt geleitet haben, umgehen: wie in dem Tohuwabohu des Orcheſters Bläſer falſch umblättern und minutenlang ruhig weiter ſpielen, ohne daß irgend ein Menſch (der Komponiſt eingeſchloſſen) etwas merkt — und dergleichen mehr.

Und damit berühren wir zum Schluß noch eine beſonders auffällige Seite im modernen Schaffen: die Tendenz, alles Techniſche ſo ſchwer ausführbar wie möglich zu geſtalten. Galt es früher als leitendes Prinzip, auch für das Schwerſte den möglichſt einfachen Ausdruck zu finden, ſo heißt es heute umgekehrt, dem Einfachſten die denkbar ſchwerſte Faſſung zu geben. Man ſehe ſich nur neuere Klavier- und beſonders auch Kammermuſik an. Da wird die an ſich einfachſte Begleitungsfigur — Arpeggien u. dergl. — nie ſo gelegt, wie ſie (ohne die Wirkung zu beeinträchtigen) am leichteſten, ſondern ſtets ſo, wie ſie am ſchwerſten ſpielbar iſt. Es täte not, wieder einmal Beethovenſche Methoden zu ſtudieren, wie er gerade in ſeinen tiefgründigſten Werken — wie den letzten Sonaten —, wo er wahrlich techniſchen Schwierigkeiten nicht aus dem Wege geht, doch vor der Anwendung der einfachſten Begleitungsfiguren nicht zurückſchreckt, wenn ſie zur Darſtellung ſeiner Idee genügen. Schließlich kommt es immer wieder auf das heraus, worauf ich ſchon mehrfach hingewieſen, daß man ſich nämlich durch dieſes Anhäufen von Schwierigkeiten den Anſchein der Genialität zu geben meint: iſt es nichts Originelles, was man zu ſagen hat, ſo ſoll's doch wenigſtens ſo originell wie möglich geſagt werden. Und man vergißt, daß viel ſinnfälliger noch als Originalität die Sucht danach iſt. — — —

Jedes Neue hat Übertreibungen im Gefolge. An ſich iſt dergleichen als ſymptomatiſche Begleiterſcheinung von wenig Belang. Ein anderes aber iſt es, wenn ſie anfangen, ſich ſo in den Vordergrund zu drängen, daß ſie das Geſunde, Urſprüngliche und Echte zu überwuchern und mit ihrem Krankheitsſtoff anzuſtecken drohen. — Bisweilen will es mir ſcheinen, als fange das Publikum ſchon an, der Orgien, die Talentloſigkeit, Ignoranz und Selbſtüberhebung ſo lange in unſern Konzertſälen gefeiert, müde zu werden. Von hier dürfte die Erlöſung kommen: wenn unſere jungen Komponiſten einſehen werden, daß das Publikum ihnen nicht länger auf den ungangbaren Pfaden zielloſer Willkür folgt, dann werden auch ſie zur Beſinnung kommen und den Blick wieder auf jenes Ziel richten, dem alle echte Kunſt zu allen Zeiten, wenn auch auf den verſchiedenſten Wegen zugeſtrebt hat: die künſtleriſche Schönheit.

Nachrichten und Mitteilungen.

Das internationale ſtatiſtiſche Inſtitut im Haag. In den Tagen vom 4. bis 8. September fand im Haag die 13. Sitzung des Internationalen Statiſtiſchen Inſtituts ſtatt. Diese Versammlungen folgen sich mit zweijährigen Zwischenzeiten, und dadurch ging die Gelegenheit zu einer Feier des fünfundzwanzigjährigen Beſtehens des Inſtituts verloren. Das war an sich nicht sehr bedauerlich, denn an Feſtlichkeiten und an Stoff zu Trinksprüchen war in dieser Session ohnehin kein Mangel. Ein kurzer Rückblick auf die Vergangenheit dieser wissenschaftlichen Vereinigung dürfte aber doch hier am Platze sein. Sie wurde am 24. Juni 1885 bei Gelegenheit der fünfzigjährigen Jubelfeier der Royal Statistical Society in London gegründet und konnte gewissermaßen als Nachfolgerin des seit 1876 nicht mehr zusammengekommenen internationalen ſtatiſtiſchen Kongresses angesehen werden. Jedoch war dieser eine freie Versammlung, während das Inſtitut eine geschlossene Gesellschaft bildet, die ursprünglich nur 100 ordentliche und 100 außerordentliche (associés) Mitglieder und eine kleine Zahl von Ehrenmitgliedern umfassen sollte. Später iſt die Unterscheidung der beiden erſteren Klassen aufgehoben und die Gesamtzahl der ordentlichen Mitglieder zuerſt auf 150 und dann auf 200 feſtgesetzt worden. Die Mitglieder werden nach einem durch die Statuten vorgeschriebenen Verfahren gewählt, und auf ein einzelnes Land darf höchſtens ein Fünftel der Gesamtheit entfallen. Leiter und Mitglieder ſtaatlicher und ſtädtischer ſtatiſtiſcher Ämter bilden die Mehrheit, doch sind auch Professoren und andere ſtatiſtiſche Fachgelehrte in dem Inſtitut vertreten. Viele Staaten entsenden auch Delegierte zu den Sessionen, die als Gäſte bereitwillige Aufnahme finden, ohne Mitglieder zu sein. Jedoch wahrt das Inſtitut ſtreng seinen privaten Charakter, indem es sich darauf beschränkt, wissenschaftliche Ratschläge zu erteilen, ohne in die ſtatiſtiſche Praxis der einzelnen Länder direkt eingreifen zu wollen. Bismarck ſtand in dieser Beziehung dem Inſtitut, wie auch früher dem ſtatiſtiſchen Kongreß, mißtrauisch gegenüber, und unter seinem Nachfolger dauerte dieses Mißverſtändnis fort. Daher waren zwar der Präsident des reichsſtatiſtiſchen Amts Becker und der Direktor des preußischen ſtatiſtiſchen Bureaus Blenck persönlich von Anfang an Mitglieder des Inſtituts, aber erſt im Jahre 1901 nahmen der letztere und Hr. Mayet vom reichsſtatiſtiſchen Amt offiziell an einer Session teil, worauf dann auch eine gaſtliche Aufnahme des Inſtituts in Berlin folgte.

Nach der konſtituierenden Sitzung in London fand die erſte regelmäßige Session 1887 in Rom unter dem schon 1885 gewählten Vorſtande (Bureau) ſtatt. Zu diesem gehörten Sir R. W. Rawson als Präsident, E. Levasseur und F. X. v. Neumann-Spallart als Vizepräsidenten, L. Bodio als Generalsekretär und J. B. Martin, Inhaber eines bekannten großen Bankhauses in London, als Kassenführer. Die weiteren Sessionen waren dann folgende: 1889 in Paris, 1891 in Wien, 1893 in Chicago, 1895 in Bern, 1897 in Petersburg, 1899 in Kristiania, 1901 in Budapest, 1903 in Berlin, 1905 in London, 1907 in Kopenhagen, 1909 in Paris, 1911 im Haag. Sir R. W. Rawson blieb durch fortwährende Wiederwahl Präsident, bis er 1899 durch hohes Alter und Krankheit gezwungen wurde, zurückzutreten. Sein Nachfolger war K. Th. von Inama-Sternegg, Präsident der öſterreichischen ſtatiſtiſchen Zentralkommission, dessen Tod die Wissenschaft schon zehn Jahre später zu beklagen hatte. An seine Stelle trat 1909 L. Bodio, der ausgezeichnete frühere Generaldirektor der italienischen Statiſtik, der im Vorſtande von Anfang an als Generalsekretär den arbeitsreichſten Platz eingenommen hatte. Von den beiden in London gewählten Vizepräsidenten wurde von Neumann-Spallart schon 1888 im beſten Mannesalter abberufen, und 1889 wurde der Schreiber dieser Zeilen als sein Nachfolger gewählt. Levasseur aber, der sich über das 82. Jahr hinaus einer bewundernswerten Arbeitskraft und Geiſtesfrische erfreute, behielt die Vizepräsidentschaft ein volles Vierteljahrhundert, bis seiner unermüdlichen Tätigkeit kurz vor der Session von 1911 ein Ziel gesetzt wurde. In Bern wurde 1895 die Einsetzung eines dritten Vizepräsidenten beschlossen, und die Wahl fiel auf F. A. Walker, der sich um die Session in Chicago besondere Verdienſte erworben hatte. Er ſtarb jedoch nur zu bald, und ihm folgte 1897 N. Troinitzki, Direktor des russischen ſtatiſtiſchen Zentralkomitees. Die Kassenführung ging nach dem Tode J. B. Martins (1897) auf A. Bateman, Leiter der ſtatiſtiſchen Abteilung des Board of Trade und nach




dessen Rücktritt 1909 auf P. Craigie über, der auch schon seit 1905 zur Entlastung Bodios die Geschäfte des Generalsekretariats stellvertretend geführt hatte. Neben Bodio als Ehrensekretär wurde 1907 der damalige Direktor des niederländischen statistischen Zentralbüreaus, C. Verrijn Stuart, zum Generalsekretär gewählt, der in dieser Eigenschaft auch 1909 die Vorbereitung der Session im Haag übernahm, wobei er, nachdem er als Professor an die Universität Groningen versetzt worden war, von seinem Nachfolger in der Direktorstelle, Dr. Methorst, unterstützt wurde.

Die Beteiligung an der Haager Sitzung war sehr befriedigend. Die Zahl der anwesenden Mitglieder aus allen Ländern der Erde betrug etwa 80 und dazu kamen noch 33 auswärtige und 13 holländische eingeladene Gäste. Der Prinz-Gemahl hatte die Ehrenpräsidentschaft angenommen und begrüßte am Montag den 4. September die Versammlung im »Ridderzaal« mit einer Ansprache, in der er mit besonderer Wärme des Verlustes gedachte, den das Institut und die Wissenschaft durch den Tod Levasseurs erlitten hat. Der Minister des Innern, Hr. Heemskerk, hob in seiner Rede die Bedeutung der Statistik für die Staatsverwaltung hervor und erinnerte daran, daß die Niederländer de Witt und Huygens die ersten waren, die die ganz auf der Statistik beruhenden mathematischen Grundlagen des Lebensversicherungswesens geschaffen haben. Der Präsident Bodio dankte im Namen des Instituts für die glänzende Aufnahme, die es in der niederländischen Hauptstadt gefunden habe, und ging dann die nur zu lange Reihe der Mitglieder durch, die das Institut außer Levasseur in den letzten beiden Jahren verloren hat. Die Niederlande insbesondere sind schwer getroffen worden durch den Tod N. Piersons, des ausgezeichneten Nationalökonomen, früheren Finanzministers und Ministerpräsidenten. Die Verlustliste enthält ferner die Namen der deutschen Mitglieder August Meitzen, Victor Leo, Karl Trutzer, des Österreichers Franz v. Juraschek, des Franzosen Emil Cheysson, der Engländer Robert Giffen, Francis Galton und John Beddoe, der Italiener Carl de Negri und Heinrich Raseri, des Dänen Wilhelm Scharling, des Belgiers Leemans, des Russen Ochotschinski, des Finnländers Ignatius. Ein Schlußwort des Generalsekretärs Professor Verrijn Stuart endigte die Eröffnungssitzung.

Für die Spezialverhandlungen wurden drei Sektionen gebildet: eine demographische, der auch die methodologischen Fragen überwiesen wurden, eine ökonomisch-statistische und eine sozialstatistische. Es lag eine beträchtliche Zahl von Abhandlungen vor, die die Grundlagen der Besprechungen bilden sollten. Die zur Beratung gestellten Themata waren hauptsächlich folgende. In der ersten Sektion: die eheliche Fruchtbarkeit, die Kindersterblichkeit in ihrer Beziehung zur Ernährung der Säuglinge, die Messung der städtischen Bevölkerungsanhäufungen, die Bevölkerungsstatistik in den Ländern ohne Volkszählung, die Sterbeziffer und der Frauenüberschuß, die Mittel zur Herstellung der Vergleichbarkeit statistischer Kurven. In der ökonomischen Sektion: Transportstatistik, Fischereistatistik, Internationale Finanzstatistik, Internationale Statistik der mechanischen Bewegungskräfte, Internationale Statistik der Einkommensverteilung, die Indexziffern, die Preisbewegung im Zusammenhang mit der landwirtschaftlichen und der Goldproduktion, die internationale Zahlungsbilanz Italiens, die Löhne und die Arbeitsbedingungen in den städtischen pariser Unternehmungen und bei einer französischen Eisenbahngesellschaft, vergleichbare internationale Darstellung des landwirtschaftlichen Kulturzustandes, internationale Statistik der Arbeitslosigkeit. In der sozialstatistischen Sektion: Statistik der staatlichen und kommunalen Unternehmungen, Statistik der Bestimmungsgründe der Verbrechen und Vergehen, die geographische Verteilung der Verbrechen.

In der zweiten Generalversammlung hielt A. de Foville einen interessanten Vortrag über Napoleon als Statistiker. In der dritten kam der wichtigste Gegenstand dieser Session zur Verhandlung, nämlich die Gründung eines ständigen Bureaus des Internationalen statistischen Instituts. Der Präsident des reichsstatistischen Amts van der Borght hatte 1909 in Paris einen Antrag in diesem Sinne gestellt, der einer Kommission überwiesen wurde, die jetzt ihren Bericht erstattete. Der schweizerische Delegierte Herr Milliet erklärte im Namen seiner Regierung, daß diese bereit sei, die nötigen Schritte zur Gründung und Einrichtung eines internationalen statistischen Amtes zu tun. Die Versammlung war jedoch nicht geneigt, ohne weiteres auf dieses an sich höchst dankenswerte Anerbieten einzugehen, da das zu schaffende Bureau ebenso wie das Institut selbst keinen offiziellen Charakter erhalten soll, und daher der schweizerische Vorschlag unter diesem Gesichtspunkt einer genauen



Erwägung und Prüfung bedarf. Professor Verrijn Stuart teilt darauf mit, daß die niederländische Regierung ihn beauftragt habe, gegebenenfalls die Errichtung des geplanten Bureaus in die Wege zu leiten und daß sie für die beiden ersten Jahre die Kosten bis zu einer bestimmten Höhe tragen wolle. Nach langen Debatten wurde schließlich nach dem Antrag des Professors G. v. Mayr beschlossen, der schweizerischen wie der niederländischen Regierung für ihre Anerbieten den Dank des Instituts auszusprechen, den Auftrag der mit dieser Angelegenheit befaßten Kommission bis 1913 zu verlängern mit der weiteren Aufgabe, gemeinschaftlich mit dem Präsidenten und dem Bureau des Instituts die Organisation des ständigen Bureaus in ihren Einzelheiten zu beraten und festzustellen und diesen Plan der nächsten Session vorzulegen. In der Schlußsitzung wurde zunächst über den Ort der nächsten Zusammenkunft entschieden. Es lagen Einladungen vor von der belgischen und der österreichischen Regierung, und es mußte zu einer Abstimmung geschritten werden, die eine Mehrheit für Wien ergab. Dabei wirkte ohne Zweifel auch der Umstand mit, daß im Jahre 1913 die österreichische statistische Zentralkommission ihr fünzigjähriges Jubiläum feiert. In der darauffolgenden Wahl des Bureaus wurde A. de Foville als Nachfolger Levasseurs gewählt, Unterstaatssekretär z. D. G. v. Mayr, Professor an der Universität München, ein Veteran des Instituts, trat an die Stelle des Unterzeichneten, der eine etwaige Wiederwahl nicht annehmen zu können erklärt hatte. Auch Professor Verrijn Stuart lehnte eine Wiederwahl wegen seines Ausscheidens aus dem statistischen Bureau der Niederlande ab, und das Generalsekretariat wurde seinem Amtsnachfolger Dr. Methorst übertragen. Die Herren Bodio, Troinitzki und Craigie bleiben in ihren bisherigen Stellungen.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Session können als durchaus befriedigend bezeichnet werden, namentlich mit Rücksicht auf die eingereichten Arbeiten, die in dem »Bulletin« des Instituts veröffentlicht werden. Die mündlichen Verhandlungen standen allerdings unter dem Drucke einer sehr knappen Zeitbemessung. Denn die überschwängliche holländische Gastfreundschaft hatte zur Folge, daß die Teilnehmer an der Versammlung durch außerwissenschaftliche »Arbeiten« vielleicht in etwas zu hohem Maße in Anspruch genommen wurden. Die Reihe der Festlichkeiten begann Montag mit einem Empfang im königlichen Palast von Seiten des Prinzen Heinrich, Dienstag folgte ein großes Diner, im Kurhaushotel in Scheveningen, an das sich ein Konzert des Berliner Philharmonischen Orchesters schloß, Mittwoch Empfang von Seiten des Ministeriums im Ridderzaal, vorher aber am Nachmittag Ausflug nach Rotterdam. Der Donnerstag wurde ganz durch eine Fahrt nach Amsterdam ausgefüllt, und den Schluß machte am Freitag ein Abschiedsdiner im Kurhaus. Die Erfüllung dieser sozialen Aufgaben wurde allerdings wesentlich dadurch erleichtert, daß auch eine erhebliche Zahl von Damen dabei mitwirkten, die sich nach einem schon längst eingebürgerten Brauche ihren Eheherren oder Vätern zu dem Kongreßbesuch angeschlossen hatten und für deren Unterhaltung auch in den Zwischenzeiten ein Ausschuß von Haager Damen freundlich Sorge trug. Wenn aber wirklich die gesellschaftlichen Leistungen ein etwas zu großes Übergewicht erhalten haben sollten, so haben die Mitglieder des Instituts den schon oft betonten Troftgrund, daß bei solchen Zusammenkünften die Anknüpfung persönlicher Bekanntschaften und näherer Beziehungen unter den Fachgenossen mindestens ebenso wichtig sei, wie die Diskussion über wissenschaftliche Fragen, die doch auf diesem Wege nie erschöpfend erledigt werden können.

Göttingen. W. Lexis.

*

Die Fünfhundertjahrfeier der Universität St. Andrews 12.—15. September 1911. Obgleich die kleine schottische Universität St. Andrews niemals einen Weltruf besessen und durch die Leistungen einzelner hervorragender Gelehrter erst in neuester Zeit bei uns bekannter geworden ist, versammelte doch die Feier des 500 jährigen Bestehens dieser ältesten schottischen Lehranstalt eine große Zahl von einheimischen und fremden Gästen in der herrlich am gemeinsamen nordischen Meer gelegenen, mit malerischen Ruinen aus der Zeit der Gründung der Universität (1410—1413) geschmückten Stadt. Eine speziell zu diesem Zweck gebaute geräumige Halle in der Nähe des Hauptkolleggebäudes *(United College)* bot den Raum für die verschiedenen Akte des interessanten Festes.

Am Abend des ersten Tages (12 Sept.) hielt der Kanzler der Universität Lord Balfour of Burleigh einen Empfang dort ab, der



glänzend verlief. Alle einheimiſchen wie fremden Feſtgäſte, Profeſſoren wie Studenten und Studentinnen erſchienen in ihrer teilweiſe recht bunten Univerſitätstracht. Es herrſchte das Rot der dortigen Akademiker vor, das ſich hübſch abhob von dem zarten Weiß und Grün, in denen die Wände der geſchmackvoll erleuchteten Feſthalle erglänzten. Kaleidoſkopiſch verſchoben ſich die bunten Bilder der verſchiedenen Gruppen, die unter den Klängen einer Regimentskapelle hin- und herwogten. Wenn der Scharlach der Andrewsleute hier und da durch den Purpurmantel eines deutſchen Rektors übertrumpft, oder das ſtechende Gelb der franzöſiſchen Univerſitäten durch das blaue Gewand des überragenden Heidelberger Rektors pikant kontraſtiert wurde, gab es wundervolle Farbenakkorde. Leckere Speiſen und milde Getränke lockten alt und jung an die Seitenbüffete, kleinere Einzeltiſche führten zur Annäherung der Fremden und einheimiſchen Feſtgäſte.

Am nächſten Tage (13. Sept.) zeigte ſich die ganze Feſtverſammlung der Stadt. Alle Teilnehmer ſchritten im Ornat durch die Hauptſtraßen und wurden von der teilnehmenden Bürgerſchaft freundlichſt begrüßt. Der Feſtgottesdienſt, der ſich anſchloß, vereinigte die ganze Prozeſſion in der Hauptkirche. Am frühen Nachmittage fand in der großen Halle die Überreichung der Adreſſen ſtatt. Jeder Delegierte hatte ſich vorſorglich mit einem ſolchen Dokumente verſehen, und ſo ſtiegen in endloſem Zuge Hunderte von Abgeſandten aller Länder in ihren eigentümlichen Trachten auf der einen Seite die Treppen zur Eſtrade hinauf, überreichten der akademiſchen Behörde die Adreſſen, die in zwei große Kiſten verſenkt wurden, und ſchritten dann wieder auf der anderen Seite würdevoll hinab. Die ausländiſchen Univerſitäten und Akademien hatten den Vortritt vor den britiſchen. Jedes Land wurde durch ſeine Nationalhymne angekündigt. Es fiel auf, daß die franzöſiſchen Univerſitäten trotz der alten und neuen Beziehungen zu Schottland nicht ſo zahlreich wie ſonſt vertreten waren. Das Deutſche Reich z. B. hatte doppelt ſo viel Delegierte entſandt als Frankreich. Dafür wurden deſſen Vertreter, obgleich ſie keineswegs die Blüte der dortigen Gelehrtenwelt darſtellten, mit den lauteſten Cheers von ſeiten des Publikums begrüßt. Als Einleitung zu dieſer Völkerwanderung und zur Begrüßung der Feſtgäſte hielten ſowohl der Kanzler Lord Balfour, als auch der Vizekanzler Sir James Donaldſon lebhaft akklamierte Anſprachen. Der Right Honourable, der während des ganzen Feſtes mit unnachahmlicher Würde ſeines ſchwierigen Amtes waltete, hob nach einem raſchen Überblick über die Geſchichte der Univerſität die Aufgaben hervor, die St. Andrews in der Zukunft für Schottland und das Reich zu erfüllen habe. Es handle ſich darum, Männer heranzubilden, die nicht nur durch Kenntniſſe, ſondern auch durch Charakter zu wirken imſtande ſeien. Die akademiſche Jugend ſolle dereinſt die Nation auf die richtige Bahn leiten und die demokratiſche Bewegung der Maſſen mit überlegener Geiſteskraft diſziplinieren. Gegenüber den großen Univerſitäten in den großen Handelszentren, die in den letzten Dezennien in Großbritannien hauptſächlich zur Pflege der modernen Diſziplinen gegründet ſeien, habe auch die alte Tradition der mit Dundee jetzt enger verbundenen Univerſität St. Andrews ihre beſondere Bedeutung: *„Our own little grey city is filled with the quite brooding spirit of romance, of classic learning and of historic interest, which bring forth those whose convictions and fancies may be more potent to stir the hearts of men than the greatest of practical discoveries.“* Dieſe Worte des verehrten Kanzlers, die lebhaften Beifall fanden, mögen auch dem anweſenden Rektor von Marburg troſtreich geklungen haben. Nach dem Kanzler nahm der achtzigjährige Vizekanzler, ſeit 25 Jahren die Seele der Univerſitätsverwaltung, Sir James Donaldſon das Wort zu einer gemütvollen Anſprache, die zu den Herzen der Zuhörer den Weg zu finden wußte. Sir James iſt eine der liebenswürdigſten und intereſſanteſten Erſcheinungen der glänzenden Feſtverſammlung, der mit bewundernswerter Friſche und Munterkeit von Anfang bis zu Ende durchhielt.

Am Abend führten 200 junge Herren und Damen der Alma mater eine Reihe eindrucksvoller Bilder aus St. Andrews Vergangenheit vor. Unter anderem traten die Geſtalten des Gründers Biſchof Wardlow, des Reformators John Knox, der Marie Stuart (die ihre Klaſſikerbibliothek der Univerſität vermachte) und andere mehr lokale Berühmtheiten, die mit der Univerſität in Verbindung ſtanden, vor die Rampe. Die lebenden Bilder, die unter Anleitung des hervorragenden Helleniſten Prof. Burnet und ſeiner kunſtſinnigen Gemahlin ausgewählt und zuſammengeſtellt wurden, führten in eindrucksvollen und z. T. entzückenden Bildern durch die fünf Jahrhunderte

der Universitätsgeschichte und wurden mit allseitigem Beifall und lebhaftem Dank des einheimischen und fremden Publikums aufgenommen.

Am Donnerstag (14. Sept.) früh fanden die Ehrenpromotionen statt, die mit der Einführung des neuen Rektors Earl of Rosebery begannen. Nachdem die Behörden und Professoren der Universitäten St. Andrews-Dundee unter den Klängen des *Gaudeamus igitur* ihren Sitz auf der Estrade eingenommen, ward der von den Studenten nach alter Sitte gewählte Rektor investiert, leistete den Eid und trug dann seine Antrittsrede vor, die mich sowohl in der Kunst der Stilisierung und des Vortrages, wie in der Ausdehnung etwas an die historisch gewordene Jubiläumsrede Kuno Fischers erinnerte. Die Stimme schien etwas umflort, aber die Rede des Rektors fand eine treffliche Aufnahme bei seinen Landsleuten, die ja vor allem ein zutreffendes Urteil darüber haben. Die dortigen Zeitungen nennen sie *brillant* und *sparkling*. Ich muss freilich gestehen, daß ich von dem besten Redner Großbritanniens (als solcher gilt er dort) inhaltlich mehr erwartet hatte.

Die akademische Jugend, die sich bei diesem ersten Teil des Festes noch ziemlich zurückhielt und nur hier und da als Satyrchor nach alter Sitte mitwirkte, begleitete nunmehr die 100 Ehrenpromotionen, die auf der Estrade vollzogen wurden, mit mutwilligen Witzen, Gesängen und Cheers, sodaß die Monotonie dieser Feierlichkeit durch die Laune der Iuventus academica ergötzlich gemildert wurde. Da es unmöglich gewesen wäre, die hier durch Verleihung des theologischen und juristischen Doktorgrades Geehrten einzeln zu charakterisieren, so hatte man die hundert Elogia in ein Heft zusammen drucken lassen, das verteilt wurde. Deutschland ist bei dieser Ehrung besonders bedacht worden. Unsere Zeitungen haben bereits die Liste der Dekorierten gebracht.

Nachdem die Gäste am Nachmittag zu verschiedenen, etwas durch Regen getrübten garden parties gebeten waren, vereinigte der Abend die offizielle Welt in dem Bell Pettigrew Museum. Das Festessen, mit dem diese neue von einheimischen Mäzenen gestiftete Stätte der Wissenschaft eingeweiht wurde, zeichnete sich durch die Güte und Fülle der Gerichte und Weine aus. Und die Zahl der offiziellen Toaste überstieg sogar den Rekord, den in dieser Beziehung eine der kleinsten deutschen Universitäten beim Rektoressen bisher siegreich behauptet hatte. Sie betrug nämlich 27, eine heilige Zahl, die der Vizekanzler Sir James Donaldson, eine Autorität auf dem Gebiete der antiken Religionsgeschichte, offenbar in Nachahmung der augusteischen Säkularspiele gewählt hatte, in denen die dreimalige Dreimaldrei eine zauberkräftige Wirkung haben sollte. Der Redenzauber dauerte denn auch bis in den frühen Morgen. Unter anderem begrüßte Lord Reay (British Academy) die *honorary degrees* und rühmte dabei namentlich den Delegierten der Berliner Universität *D.* Deissmann, der dann im Namen der deutschen Ehrendoktoren seinen Dank aussprach. Mir war bei dem nächsten Toaste auf die fremden Universitäten und Akademien, den der Rektor Rosebery ausbrachte, von seiten des Festkomitees der ehrenvolle Auftrag geworden, im Namen der deutschen Korporationen zu erwidern. Ich sprach nach einigen englischen Einleitungsworten meinen Dank deutsch aus. Merkwürdigerweise war und blieb dies die einzige nichtenglische Rede des Abends. Der Inhalt aller Toaste war ungemein friedlich. Die Eröffnungsrede Lord Balfours gab dafür den Ton an. Im Hinblick auf den internationalen Charakter der mittelalterlichen Universitäten sagte er unter lebhaftem Beifall der Versammlung u. a. folgendes: „*There is something splendid in this idea of a great international task to be carried on, in which all the nations of the world are equally interested, in which all nations of humanity, to whatever race they may belong, whatever religion they may profess, are all equally concerned; and nothing could illustrate the greatness of this truth or the nobility of that cause better than such an assembly as I now see before me.*"

Der letzte Festtag (Freitag) war der Universität Dundee gewidmet, die wie sie in dem Unterricht teilnimmt an den Aufgaben der älteren Schwesteranstalt, so nun auch an ihrem Jubelfeste beteiligt sein wollte. Eine große Anzahl der fremden Gäste, die sogar zum Teil in Dundee und Umgegend gastliche Aufnahme gefunden hatten, folgte den liebenswürdigen Einladungen der Zwillingsuniversität und der dortigen Stadtverwaltung. Ich konnte leider nicht länger in dem gastfreien Schottland weilen, hörte aber, daß auch dieser Schlußakt wie die ganze Feier musterhaft organisiert und glücklich zu Ende geführt worden ist. Die auswärtigen Gäste nahmen den Eindruck mit, daß die vereinigte Universität St. Andrews-Dundee, die

in der letzten Zeit sich besonders regt, eine Zukunft vor sich hat, die den Ruhm der verflossenen 500 Jahre gewiß überstrahlen wird.

H. Diels.

*

Fernschreiberanlagen. Obwohl unser heutiges Telephonwesen bereits einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hat, so besitzt es doch noch insofern einen u. U. recht fühlbaren Mangel, als es nicht geſtattet, einem Teilnehmer auch während seiner Abwesenheit Nachrichten zukommen zu lassen. Wiederholt sind daher im Laufe der Jahre Apparate konſtruiert worden, welche es geſtatten sollten, Nachrichten schriftlich von einer Station zur anderen zu übermitteln. Fast sämtliche Konſtruktionen dieser »Fernschreiber« haben sich jedoch bei den zahlreichen Versuchen in praktischen Betrieben noch nicht so bewährt, daß sich die Poſtverwaltungen hätten dazu entschließen können, derartige Apparate als organische Glieder ihren Fernsprechsyſtemen einzufügen. Um so interessanter iſt es, daß vor einiger Zeit in London eine Fernschreiber-Vermittlungsanſtalt durch die National Telewriter Co. in Betrieb gesetzt wurde, welche zunächſt für 750 Anschlüsse gebaut iſt. Jeder Teilnehmer besitzt einen Fernsprech- und einen mit ihm verbundenen Fernschreibapparat. Der Anruf erfolgt durch Vermittlung des Amtes in der üblichen Weise. Iſt nun niemand anwesend, so schaltet der anrufende Teilnehmer seinen Fernschreiber ein, indem er einen Stift abhebt und mit diesem die Nachricht in seinem Apparat niederschreibt. Mittels elektrischer Übertragungseinrichtungen wird dann auf der anderen Teilnehmerſtation durch einen elektrisch bewegten Stift die Schrift wiedergegeben, so daß der Abonnent bei seiner Rückkehr die Nachricht vorfindet. Auch die Uebermittlung von Telegrammen auf diesem Wege iſt in Aussicht genommen. Ob die Einrichtungen sich dauernd in der Praxis bewähren werden, können erſt längere Versuche ergeben, jedenfalls aber entspricht diese Einrichtung einem mordernen Verkehrsbedürfnis.

Gl.

*

Drahtlose Telegraphie. In der Technik der drahtlosen Telegraphie ist die Erzielung großer Reichweiten von immer größerer Bedeutung geworden, um z. B. die Möglichkeit zu schaffen, auch beim Fehlen eigener Kabelverbindungen Deutschland mit seinen afrikanischen Kolonien zu verbinden. Die Lösung dieser Aufgabe hängt im wesentlichen davon ab, ob es gelingt, genügende Mengen Hochfrequenzenergie zu erzeugen. Die bisherigen Funkenmethoden boten nun große, nahezu unüberwindliche Schwierigkeiten, wenn es sich darum handelte, die Energie über ein gewisses Maß hinaus zu ſteigern. Erſt dem Darmſtädter Professor Dr. ing. Goldschmidt iſt es gelungen, Hochfrequenzenergie maschinell zu erzeugen, so daß es möglich erscheint, durch Bau hinreichend großer Maschinen jede gewünschte Energiemenge herzuſtellen. Das Hauptanwendungsgebiet derartiger Maschinen wird dementsprechend auch im wesentlichen der Betrieb von Riesenſtationen sein, während für kleinere Reichweiten die bisherigen Funken- und Lichtbogenmethoden voraussichtlich beibehalten werden. Für diese letzteren Methoden iſt neuerdings noch ein recht aussichtsreiches Gebiet eröffnet worden, da man damit begonnen hat, auch Fischereifahrzeuge mit Stationen für drahtlose Telegraphie auszurüſten, um einesteils durch rechtzeitige Übermittlung von Sturmwarnungen Unglücksfällen vorzubeugen, andernteils aber auch den Fischereibetrieb selbſt zu verbilligen dadurch, daß die Fahrzeuge schon auf hoher See die Anweisungen ihrer Reedereien in Empfang nehmen und so besser ihre Anordnungen treffen können. Für den Bau derartiger Stationen iſt in erſter Linie maßgebend, daß sie so einfach und so billig als möglich sein müssen, um eine allgemeine Einführung auf den Fischereifahrzeugen zu geſtatten. Ferner müssen aber auch die maschinellen Einrichtungen der Stationen so getroffen werden, daß der Betrieb den verhältnismäßig einfachen Bordmitteln, welche zur Verfügung ſtehen, angepaßt iſt. Mit der Lösung dieser Aufgaben sind z. Z. mehrere Gesellschaften beschäftigt, so daß man wohl hoffen darf, daß auch der Hochseefischerei in der drahtlosen Telegraphie in Kürze ein wesentliches Hilfsmittel zu ihrer weiteren Entwicklung zur Verfügung ſtehen wird.

Gl.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

6. Jahrgang, Nr. 3
Dezember 1911

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf. — Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.

Erscheint jeden ersten Sonnabend im Monat. — Druck und Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstr. 36-41.

Der englische Kriegsminister und die deutschen Universitäten.

Von
Alois Brandl.

Am dritten Auguftabend gab es in der ehrwürdigen Universitätsftadt Oxford eine merkwürdige Versammlung. Die kleeblattförmige Aula des Prüfungspalaftes war, trotz der enormen Sommerhitze, mit Zuhörern gefüllt, und leicht konnte man es den pünktlich Erschienenen anmerken, daß sie größtenteils von auswärts gekommen waren. In der roten Robe des Ehrendoktors geleitete der greise Vizekanzler der Universität den ähnlich geschmückten Redner des Abends herein, den mannhaft gebauten und gearteten Right Honorable R. B. Haldane, der seit sechs Jahren Kriegsminifter des britischen Weltreichs ift, seit einem Jahr Viscount of Cloan und seit jeher ein führender Geift, wo immer er hervortrat. Eine Schar Professoren und Magifter in den bunten Seidenkapuzen der verschiedenen Fakultäten folgte ihm auf das Podium. Begrüßung durch den Vizekanzler; langer, sehr beifällig aufgenommener Vortrag des Staatsmannes; Dank durch den Mund eines Professors — und die einmonatlichen Vorlesungskurse über Deutschland in politischer, wissenschaftlicher, künftlerischer, literarischer und wirtschaftlicher Hinsicht, zu denen die Universität Oxford für die Ferien eingeladen hatte, waren eröffnet.

Zwei Mächte ftanden einander in der Halle gegenüber: die ältefte und angesehenfte Hochschule des Landes mit ihren humaniftisch-idyllischen Traditionen, und ein moderner Politiker, der Anschaffer der Kanonen, der Vertreter der eisernen Staatsnotwendigkeiten. Beide müssen näher beschrieben werden, wenn man die ganze Bedeutung der Rede ins Licht setzen will.

Oxford hat in der Welt nicht seinesgleichen. Es ift eine Stadt von Klofterpaläften. Der Fremde, der nach der Universität fragt, bleibt ohne Antwort: alles ringsum ift Universität. Wie sie seit dem zwölften Jahrhundert heranwuchs, College für College, jedes in mönchisch-gelehrter Selbftabschließung und doch nach Einfluß auf die Welt ringend, jedes eine Insel mit hoher Architektur nach außen und ftillen Rasenplätzen im Innern, so ift sie geblieben. Noch im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wurde da gotisch weitergebaut. Der Geift des



Ortes, aus Plato und Ariſtoteles herſtammend, hat zunächſt die Asketik und die Laxheit des spätmittelalterlichen Chriſtentums überſtanden, dann in den Tagen des Erasmus von neuem sich hellenisiert, durch alle Schwankungen der Reformation und Reſtauration die Erziehung vollendeter Gentlemen als sein Ziel feſtgehalten, im achtzehnten Jahrhundert die Herzenskühle der Rationaliſten und im neunzehnten die Romschwärmerei der Romantiker ungebeugt durchlebt und selbſt gegenüber dem Forschungstrieb der Gegenwart seinen Urcharakter als vorwiegend lehrende und erziehende Jünglingsschule bewahrt. Durch alle Zeiten hat es Oxford vorgezogen, Persönlichkeiten auszubilden, die über der Zeit ſtehen, anſtatt haſtig mit der Zeit Schritt zu halten. Mehr als jemals aber pochen jetzt die Gegenwartsforderungen an die Tore; namentlich die Kaufleute und Fabrikanten, die gerne ihre Söhne hierher schicken, spüren den Wettbewerb anderer Völker und verlangen eine mehr technische als hellenische Bildung. Die neuen Hochschulen, die seit wenigen Jahren in London, Mancheſter, Liverpool, Birmingham, Wales usw. organisiert wurden, haben diesem Wunsche bereits Rechnung getragen, fordern bei der Aufnahme keine Kenntnis des Griechischen mehr und suchen ihre Studenten möglichſt für den Kampf ums Dasein auszurüſten. Selbſt die Schweſteruniversität Cambridge hat vor kurzem Griechisch wahlfrei mit Deutsch gemacht. Die Vorbereitungsschulen haben größtenteils den Griechischunterricht aufgegeben, so daß viele junge Leute, die nach Oxford gehen wollen, zuerſt diese Lücke durch längeres Privatſtudium einigermaßen ausfüllen müssen. Nur Oxford iſt beim Zwangs-[illegible]ch für alle Aufnahmebewerber geblieben. Es hat freilich die Anforderungen so ermäßigt, daß faſt mehr der Name als die Sache gerettet erscheint; aber noch immer will es jedem Ankömmling einprägen, daß man hier eigentlich griechisch-humaniſtische Bildung zu suchen habe, nicht modern-technische. Das Ansehen Oxfords iſt so groß, daß der wohlhabende Londoner, der für seinen Sohn recht gut sorgen will, ihn — ausgenommen zu medizinischen Studien — lieber in das Provinz-Athen am Isisfluß sendet als ins University College der eigenen Stadt; gerade deshalb geht jetzt der vereinte Anſturm auf Oxford, das als *the last stronghold of every lost cause* bezeichnet wird. Die leitenden Männer Oxfords aber wollen zeigen, daß ihr Griechenideal keineswegs auf Weltabkehr und Gegenwartsfeindschaft beruht, daß sie auch für das Heute sorgen, nur in ihrer Weise; daher hatten sie als Gegenſtand für die Ferienkurse dieses Jahres Deutschland beſtimmt, so wie sie früher einmal Frankreich behandeln ließen; und um dieser Veranſtaltung ein besonderes Relief zu verleihen, hatten sie Lord Haldane, als den namhafteſten Freund deutschen Wesens in Großbritannien, gebeten, die Eröffnungsrede zu halten, was dieser in ehrlicher Begeiſterung für die Sache auch übernahm. Diese Probleme, Absichten und Stimmungen schwebten über der Versammlung, als der Miniſter des Pulvers und Bleis an den Rand des Podiums vortrat, um über uns zu sprechen.

Im Gegensatz zu der Einheitlichkeit Oxfords iſt Haldane aus sehr mannigfachen Elementen zusammengesetzt; das macht ihn zu einer der bedeutendſten Persönlichkeiten nicht bloß des regierenden Kabinets, sondern des vereinigten Königreichs. So frei er sich gibt und sich seit Jahrzehnten in Büchern, Auf-

sätzen, Reden erschlossen hat, kann man bei ihm lange in die Tiefe schauen, bis man auf den Grund kommt.

Vor allem ist er ein moderner und praktischer Mann. Er sieht, daß England Macht braucht, immer mehr Macht zur Selbsterhaltung, je mehr es Besitz gewinnt; also sucht er die Machtmittel seines Landes energisch zu steigern. Aber die Verhältnisse zwingen ihn, hierbei umsichtiger zu Werke zu gehen als die braven Generale, die vor ihm im War Office regierten. Als er, der einstige Rechtsanwalt, nach dreimonatlicher Leitung des Kriegsministeriums seine Jungfernrede im Parlament hielt (März 1906), da verlangte er nicht eine größere Zahl Söldner oder gar die allgemeine Wehrpflicht. Er wußte, Sparen war wieder einmal nötig, und seine Landsleute wollten nicht, wie er sich ausdrückte, *be dragooned into giving military service*. Vielmehr wandte er sich an den vaterländischen Sinn und kriegerischen Instinkt seines Volkes, damit es freiwillig eine Art schweizerischer Miliz bilde, und in der Tat folgte über eine Viertelmillion junger Leute seinem Ruf, verpflichtete sich auf vier Jahre zu ernsten militärischen Übungen und hat im Verkehr mit Berufssoldaten immer mehr Kriegszucht angenommen, — für England eine große Beruhigung gegenüber dem Wahngebilde eines deutschen Einfalls. Da neue Steuern ausgeschlossen waren, so dachte er an die Hebung von Industrie, Handel und Wohlstand, damit sich der Ertrag der alten Steuern von selbst vermehre. Er fand keinen eigentlichen Generalstab vor, hütete sich aber, dies nützliche Organ dem Heere auf einmal aufzupfropfen; er schuf zunächst die Grundlagen dazu, besprach sich vor jedem wichtigen Schritt mit den sachkundigsten Offizieren, was ihm zugleich deren Vertrauen und Liebe einbrachte, und empfahl den Kadetten aufs dringendste, sich aus Eigenem recht viel technisches Wissen anzueignen; ja er sprach von der Einrichtung eines Dr. milit. auf den Hochschulen. Für alle diese Zwecke konnte er die Traditionen von Oxford weniger brauchen als die Art der mehr auf das Praktische gerichteten neuen Universitäten, denen er daher lebhaft das Wort redete; statt eines allgemeinen Zwangsgriechisch empfahl er Freiheit für das Studium der modernen Sprachen; Laboratorien und Brauschulen gefielen ihm besser als das sinnlose, zeitraubende Übermaß von Sport, wie er auf den alten Universitäten Englands blüht. Aber zugleich schätzte er immer die Früchte des Griechischunterrichts bei jenen, die dazu geeignet und berufen sind; er blieb ein Verehrer wohlentwickelter, edler Persönlichkeit und rühmte in seinen Reden wiederholt den Geist der Hingebung an hohe Ideale als eine Vorbedingung des Gedeihens für Armeen wie für Universitäten. So nahm er sich inmitten der Oxforder Versammlung, als er zu sprechen anhub, wie ein Stück Dynamit aus und wurde doch nicht als ein Gegner oder Verkleinerer der altehrwürdigen Ortseinrichtungen empfunden. Der Professor, der ihm dankte, hob seine Gelehrtheit hervor, fügte aber mit Genugtuung hinzu, daß er unter der Robe des Ehrendoktors unsichtbar ein ganz langes, schweres Schwert trage, das er zum Schutz Englands sehr scharf halte, und es sei sogar ein »Napoleonischer Zug« an ihm zu beobachten.

Demnächst darf man an Viscount Haldane nie vergessen, daß er Schotte ist, Sproß einer alten Schottenfamilie, aus der namentlich Theologen hervorgegangen sind. Zu seinen engeren Landsleuten gehörten also der ernste



Moraliſt Knox und die religionseifrigen Covenanters so gut wie der Voltairische Gibbon, der Skeptiker Hume und der scharfsinnige, kühle Begründer der Finanzwissenschaft Adam Smith. In jedem gescheiten Schotten leben diese Geiſter heute noch neben einander, und abwechselnd rückt bald der eine, bald der andere in den Vordergrund. Aus der Verbindung solch scheinbar disparater Eigenschaften erwachsen jenseits des Tweed die markanteſten Charakterköpfe, wozu sich, da der Schotte auf kargem Boden aufwächſt, noch die Gewohnheit gesellt, hart zu arbeiten. All das kann man bei Haldane finden; namentlich iſt es erſtaunlich, wie viel Zeit er neben seinen Miniſterialgeschäften erübrigt, um Reden und Bücher auszuarbeiten; so wie ein Gedanke, ein Plan ihm kommt, wird er mit Hilfe der Schreibmaschine und eines geschickten Sekretärs feſtgehalten, und im Bedarfsfall wird das so aufgehäufte Material zusammengefügt. — Ferner iſt der Schotte durch Geschichte, Dialekt und Sitte mehr geeignet, deutsches Wesen zu erfassen als der Engländer. So hat Walter Scott ohne Grammatik, nur auf Grund seiner Mundart, sich derart in Goethes ‚Götz von Berlichingen' hineingefühlt, daß er ihn ſtilgerecht zu übersetzen vermochte. Prinz Albrecht von Preußen, der verſtorbene Regent von Braunschweig, sagte einmal mit Recht nach einem Gespräch über Carlyle und dessen kräftiges Auftreten für Deutschland im Jahre 1870: »Das war aber auch ein Schotte; immer haben die Schotten eher ein Verſtändnis für uns gezeigt.« An der Edinburger Universität hat man seit den dreißiger Jahren Kant und überhaupt deutsche Philosophie fleißig ſtudiert; viel davon wur[illegible] [illegible]sonders durch Professor [illegible] auf den jungen Haldane übertragen, der dann bereits in den Studentenjahren den Weg nach Göttingen fand. Wenn er noch heutzutage sich gern erholt, indem er nach Ilmenau fährt und durch die thüringischen Wälder wandert, so paßt dies ganz zu schottischem Geschmack.

Drittens: obwohl Haldane Juriſt von Beruf iſt und geraume Zeit als Anwalt wirkte, herrscht in ihm doch weit mehr der Philosoph; dies iſt vielleicht sogar das Hauptelement in seinem Wesen. Sein Verſtand geht nicht auf Formen, sondern auf Begriffe; seine Rede nicht auf Überredung, sondern auf Erforschung. Mit siebzehn Jahren setzte er sich zu den Füßen Lotzes und gewann die höchste Verehrung für diesen Lehrer, den er einmal *a combination of intellectual power and the highest moral stature* nannte. Diese gebrechliche Professorengestalt mit dem großen Kopf schien ihm nur auf das Denken gerichtet und auf nichts anderes; so habe sich wohl Browning in 'Christmas Eve and Easter Day' den Weltweisen von Göttingen vorgestellt. In der Schrift 'Universities and National Life' 1910 hat er ihm einen mächtigen Einfluß auf die deutsche Theologie bis herab zu Harnack zugemutet. Ganz in seinem Sinn hat Haldane das Buch 'The Pathway to Reality' 1903 verfaßt, um den Theologen seiner Heimat mit Hilfe des Kantischen Idealismus eine neue, vernunftgemäße Grundlage für religiöse Lehre zu geben. Nach dem Grade der Welterkenntnis, die ein Volk besitzt, bemißt er die Aussichten, die es auf Weltherrschaft hat: »Leadership among the peoples of the earth«, sagt er in einem Essay über Armeereform 1907, »depends on the possession of deep insight«. Wenn ein Staat gedeihen soll, führt er in ‚Education and Empire' 1902 aus, so muß der herrschende Einfluß nicht der

der Kirche, sondern der Universität sein; das ganze Gedeihen des modernen Deutschland führt er demgemäß auf unsere Universitäten zurück, die unserem Volk eine wissenschaftliche Systematik in allem Tun zur Gewohnheit gemacht hätten, zuerst in reinen Kulturdingen, dann auch in der Beherrschung der Natur, in der Industrie, der militärischen Organisation, der Politik. In demselben Sinn redete er jetzt in Oxford. Sein Vortrag war ein Loblied auf unsere Denker von Lessing bis Kant. Luther sei ihr Vorläufer gewesen, indem er dem freien Denken den Weg brach. Ohne sie hätte es keinen Scharnhorst und Clausewitz, keine Aufraffung und Befreiung unseres Volkes in der Napoleonzeit gegeben; ohne die Festhaltung und Weiterbildung ihrer Arbeit durch Goethe und spätere Philosophen wäre kein Bismarck, Roon und Moltke, keine deutsche Einigung und Weltmacht entstanden. Wird Deutschland solchen Methoden treu bleiben? Davon hänge seine Zukunft ab. Durch seine intellektuelle und moralische Tüchtigkeit sei es bereits eine der größten Nationen geworden; »überall dringt es vor, zum Wohle der Menschheit, und es wird sich kaum durch etwas zurückhalten lassen«. England möge dies unbefangen erkennen und günstige Beziehungen pflegen.

Es war ein seltsames Gefühl für einen Deutschen, diesen Worten zuzuhören, die mitten in der Auguststimmung dieses Jahres eine Tat bedeuteten. England hat uns bisher durch Anerkennung nicht sonderlich verwöhnt. Im achtzehnten Jahrhundert erörterte man dort mit Bouhours zweifelnd die Frage, ob ein Deutscher überhaupt Geist haben könne. Schotten wie Mackenzie und Walter Scott, später Carlyle, ergriffen dann für unsere Klassiker das Wort; aber schon 1798 ging von London eine Reaktion aus, die alle deutsche Poesie entweder für müßige diablerie oder für gefährliches Jakobinertum erklärte, und die englischen Dichter, die sich trotzdem unserem Einfluß ergaben, Byron und Shelley, hatten ins Exil zu wandern. Unsere Flüchtlinge von 1848, eine Schar hervorragenderer Männer, als es jemals auswandernde Hugenotten waren, gewannen uns für Jahrzehnte die Sympathien eines Mitleids, das weh tat; und auf den Aufschwung von 1870 folgten alsbald die Antipathien der Achtung, die ordentlich erquickend darauf wirkten. Gegenwärtig ist das Interesse für deutsche Sprache bei den Durchschnittsgebildeten Englands auf einen Tiefstand gesunken, der einige Gelehrtenkreise allmählich beunruhigt, während man das Französische schon an den Volksschulen pflegt. Vor unseren Austauschoberlehrern, die in den Vereinigten Staaten mit offenen Armen aufgenommen werden, schließt das englische Gymnasium die Tür. In einer der größten Londoner Buchhandlungen erzählte mir vor kurzem der Vorsteher der deutschen Abteilung, was er alles versuche, um deutsche Bücher zu vertreiben; er brachte eine eigene Werbeschrift heraus, betitelt "Wege zur deutschen Kultur", die mit Perlen von alt- und neudeutschen Literaturproben gefüllt und mit prächtigen Stichen geziert ift, und verteilte sie zu Tausenden — alles vergeblich. Und jetzt dies rückhaltlose Lob von den Lippen eines so gewichtigen Mannes, wie es der amtierende Kriegsminister ist, vor einer Versammlung von über tausend Professoren, Lehrerinnen und Lehrern, die von der ersten Universität des Reiches berufen war und nicht ein Dutzend Deutsche enthielt, so daß nicht etwa der Verdacht einer captatio bene-



volentiae auftauchen konnte — wie wird es aufgenommen werden? Ist der laute Beifall, in den die Versammlung wiederholt ausbricht, wesentlich nur eine Höflichkeit für den Redner, der mit einem großen Zeitopfer von London herübergekommen ist und mit ebenso viel Freimut wie Geschick ein delikates Thema behandelt? Oder sitzen unsere Gegner in ganz anderen Lagern als in dem der Schulleute, die bekanntlich auch sonst bei jeder Gelegenheit dem reisenden Deutschen eine Fülle von Freundlichkeit bezeigen? Soll von dieser Stunde ab wirklich die Haltung der Nation uns gegenüber sich zum Bessern wenden? Am nächſten Tage brachten die englischen Zeitungen spaltenlange Auszüge; was die Zeitungsleser dachten, muß die Zukunft zeigen. Ausgesprochen freundlich klang ein Widerhall aus New York.

Daß es Haldane ehrlich mit uns meint, ergibt sich am deutlichſten aus mancherlei Warnungen, die er einſtreute. Bereits in "Universities and National Life" hatte er die Befürchtung geäußert, daß die Staatsorganisation, die durch ſtarke Persönlichkeiten in deutschen Landen aufgerichtet wurde, überſtark werden und die Entwicklung freier Persönlichkeiten hemmen könne; sie sei stets als Frucht zu betrachten und nicht als Ursache. Er verwies darauf, wie unsere höheren Schulen die lernende Jugend durch sehr viele Stunden die Woche an sich fesseln und durch übergroße Schrecken der Versetzung immermehr mürbe machen, zum Schaden anderer Lebensaufgaben. Mit Recht sei der Engländer mehr für Selbſthilfe als für Staatshilfe eingenommen, umſtelle die Jugend weniger mit Schranken und Abſtraktionen und erziehe mehr leaders of men als folgsame Maschinen — nie wären sonſt die englischen Kolonien so hoch g[illegible] »The duty to organise may be ridden too hard« (S. 83). In ähnlicher Weise sprach er jetzt auch in Oxford. Er hat den Eindruck gewonnen, daß bei uns zuviel regiert und dabei die Entfaltung der Persönlichkeit beengt wird. Mit Windelband findet er, daß der Proteſt dagegen zuerſt in unserer Kunſt auftrat. Ohne mit Nietzsches »brutalem« Übermenschentum einverſtanden zu sein, glaubt er doch, daß sich durch mehr Respekt vor individuellem Wesen die ganze Nietzsche-Periode hätte ersparen lassen. Einſt habe deutsches Geiſtesleben allen anderen Völkern vorangeleuchtet; wenn sich aber in der Gegenwart der Fremde die deutschen Bahnhofsbuchhandlungen ansieht, so bemerke er, daß in Berlin ein gallischer Geiſt einzudringen im Begriff iſt: »Jetzt iſt die Revanche auf dem Wege«. — Einer unserer beſten und namhafteſten Freunde in den Vereinigten Staaten hat dafür gesorgt, daß diese Oxforder Rede Haldanes inzwischen bereits ins Deutsche übersetzt und in Berlin veröffentlicht wurde (Verlag der »Friedens-Warte«; Abdruck koſtenlos und poſtfrei). Haldanes Worte sind zweimal zu lesen; sie deuten mehr an als sie direkt besagen. Haldane iſt ein ausgesprochener Bewunderer der Realitäten, die sich Deutschland in Handel und Induſtrie, in Reichtum und Macht zu Land und zu Wasser erworben hat; aber viel höhere Realitäten sind ihm geschultes Denken und gefeſtigter Charakter. Ich weiß nicht, wie er über Fragen der aktuellen Politik urteilt, und wie weit sein guter Wille durch das Mißtrauen, das ihm Radikale wie Konservative öfters entgegenbringen, gehemmt wird; aber soweit ich sehe, scheint es ihm für ein Volk wertvoller, einen Kant zu besitzen als ganz Marokko.

Lob mahnt zu Selbſtkritik. Eigentlich iſt es die Generation unserer Groß-



väter, die von Haldane gerühmt wird; unsere eigene erscheint als die der glücklichen Erben, die bereits zu Verflachung neigen. Wird sein Aufruf in England ausgeführt, so fteht uns für die nächften Jahre ein geiftiger Wettbewerb bevor, der alle unsere Kräfte herausfordert, sollen wir nicht zurückbleiben. So wie er von seinen Landsleuten verlangt, daß sie unsere Eigenart ergründen, um verhängnisvollen Mißverftändnissen vorzubeugen, ebenso kommt es uns zu, die Eigenschaften der Engländer klar ins Auge zu fassen, nicht bloß ihre Sprache, sondern auch ihre Geschichte, Lebensbedingungen und Schaffensziele zu ftudieren, wo möglich in ihrem eigenen Lande, und mit ihren Verhältnissen sorgfältig zu rechnen. Nicht umsonft klang die Rede des Secretary of War in einen Satz über die gewaltige Verantwortlichkeit aus, mit der ein Urteilsfehler für beide Nationen verbunden wäre.

Erasmus als Denker und Künstler.

Von
Kuno Francke.

I.

Im Gegensatz zu der künftlerischen Grundftimmung des italienischen Humanismus beruht die Hauptftärke des deutschen Humanismus in der Kritik. Trotz mancher phantaftischer Verirrungen sind die deutschen Humaniften die Vorläufer der modernen Wissenschaft geworden. Sie haben ihre Weltbetrachtung, ftatt auf den Glauben, auf den Verftand begründet. Sie haben ihre Religion in dem Streben nach der Einsicht in die Vernünftigkeit des Weltalls gefunden. Sie haben eine Moral gelehrt, die den Lohn der Tugend in das Gefühl der Übereinftimmung mit der Vernunft und in die Arbeit an den gemeinsamen Aufgaben der Menschheit setzt. Sie haben ein Licht entzündet, welches, obwohl durch die Glaubenswirren zwischen Reformation und Gegenreformation bald verdunkelt, in weite Fernen geleuchtet und immer wieder neues Leben erweckt hat.

Keiner der deutschen Humaniften repräsentiert diese Verftandeskultur des 16. Jahrhunderts in so glänzender Weise wie Erasmus. Keiner hat die Freiheit kritischer Untersuchung so konsequent zur Richtschnur des gesamten Denkens und Handelns und zur oberften Inftanz in allen Lebensfragen gemacht wie er. Keiner hat die gleiche Kraft besessen, auf dem Boden dieser rein intellektuellen Lebensansicht Kunftwerke von allgemein menschlicher Bedeutung erftehen zu lassen. Erasmus fteht unter allen Männern seiner Zeit dem Bildungsideal des 18. Jahrhunderts am nächften. Er vereinigt in sich die beiden, scheinbar einander entgegengesetzten Geiftesrichtungen — die Skepsis und den Optimismus —, die in dem Zeitalter des Rationalismus in ganz Europa zur Herrschaft gelangen sollten.

Skeptische Beobachtung ift in der Tat die Grundlage der Erasmischen Lebensweisheit. Vor seinem kühlen Verftande hält keine Autorität und keine altgeheiligte Inftitution ftand. Überall sieht er durch die Schale hindurch auf den Kern. Mit keckem Mut und mit



feinſter Ironie entlarvt er die Selbſtsucht, die Eitelkeit, die Grausamkeit, die Begierde, die Trägheit und vor allem die Dummheit, die sich in dem gewöhnlichen Treiben der Menschen hinter feierlichem Wesen, schönen Worten und glänzendem Gepränge verbirgt. Ja, das ganze Leben erscheint ihm oft wie eine große Posse; denn die Menschen betrügen sich selbſt, sie glauben wirklich das zu sein, was sie scheinen möchten; sie wissen selbſt nicht, wie komisch sie sind. Erasmus aber möchte ihnen diese Selbſtillusion rauben, er möchte sie zu Zuschauern ihrer eigenen Torheit machen, er möchte sie dazu befähigen, über sich selbſt zu lachen.

Das Erasmische Lachen iſt aber nun durchaus nicht satanischer Art. Erasmus iſt nicht ein Geiſt der Verneinung. Im Gegenteil, wenn je ein Mann an die Kraft des Gedankens und an die Mission der Vernunft geglaubt hat, so war er es. In diesem feinen Ironiker, diesem zart organisierten, reizbar nervösen Gelehrten lebt das feſte Vertrauen auf den endlichen Sieg der wenigen Aufgeklärten über den Stumpfsinn der großen Masse, lebt die Zuversicht auf den unaufhaltbaren Fortschritt der Menschheit. Man darf sagen: faſt alle die befreienden Ideen, auf denen die internationale Kultur der Gegenwart beruht, sind in seiner Gedankenwelt im Keime bereits vorhanden.

Durch sein ganzes Leben hindurch ziehen sich die religiösen Reformgedanken, die er zum erſten Mal in seiner Jugendschrift, dem »Handbuch des chriſtlichen Ritters«, zusammenhängend dargestellt hat: sie laufen hinaus auf das Gebot der Verinnerlichung und Vergeiſtigung der kirchlichen Formen durch Selbſtbesinnung. Die Vernunft ist Erasmus »eine Königin, eine göttliche Ratgeberin. In ihrer hochragenden Feſte thronend, ihres erhabenen Ursprungs eingedenk, läßt sie keinen gemeinen, keinen niedrigen Gedanken zu«. Nur durch Vernunft können wir die Tiefe göttlicher Weisheit ergründen; nur in ihr liegt die Möglichkeit der Selbstvollendung. Für den unerleuchteten Sinn bleibt die Bibel ein Labyrinth von Widersprüchen, ein Buch voll abgeschmackter, ja unsittlicher Erzählungen. Durch vernünftige Erklärung wird sie uns als symbolische Darſtellung moralischer Wahrheiten offenbart. Gedankenlose Frömmigkeit hat keinen Wert. »Chriſtus verachtet das Genießen seines Fleisches und das Trinken seines Blutes, wenn es nicht geiſtig geschieht. Gott haßt eine satte, fette Frömmigkeit.« Aber der vernünftige Gläubige fühlt sich eins mit Gott, er sieht das Wirken des göttlichen Geiſtes überall, er hält sich das Auge offen für die Schönheit, die Weisheit, die Tugend aller Zeiten und Völker, er dringt in das innerſte Wesen des Chriſtentums ein. »Denn Chriſtus iſt nichts anderes als Liebe, Einfalt, Geduld, Reinheit, kurz Alles, was er selbst gelehrt und gelebt hat; und der Teufel iſt nichts als das, was uns von diesem hohen Ziele ablenkt.«

Diese »Philosophie Chriſti«, d. h. ein vernünftiges, praktisches, echt menschliches, undogmatisches Chriſtentum zu predigen und zu fördern, hat Erasmus als die eigentliche Aufgabe seines Lebens betrachtet; aus ihr fließen alle anderen Ideale seiner reichen geiſtigen Tätigkeit.

Deutlicher als irgend einem seiner Zeitgenossen schwebte ihm das Ideal einer Menschlichkeitsreligion vor Augen; und vielleicht hat der kühne Gedanke einer Verschmelzung von Antike und Chriſtentum nie einen rührenderen, mehr von Herzen kommenden Ausdruck gefunden als in der berühmten Stelle seines »Geiſtlichen Gaſtmahls«: »Gewiß ge-

bührt der Heiligen Schrift stets die erste Stelle; aber ich finde bisweilen Aussprüche der Alten und Schriften von Heiden, von Dichtern, so keusch, so heilig, so vortrefflich, daß ich überzeugt bin, ein guter Genius habe sie beim Schreiben erleuchtet. Es gibt gewiß viele in der Gemeinschaft der Heiligen, die nicht bei uns im Katalog stehen. Ich gestehe es unter Freunden, ich kann Ciceros Bücher über das Alter, die Freundschaft, die Pflichten, die tuskulanischen Untersuchungen nicht lesen, ohne das Buch zu küssen und jenes heilige Herz zu verehren, das von göttlichem Geiste beseelt war. Und wahrhaftig, ich habe nie etwas bei den Heiden gelesen, was mehr an Christliches erinnerte, als die Worte, die Sokrates an Krito richtete, kurz ehe er den Giftbecher trank. Dieser große Mann vertraute nicht auf seine eigenen Leistungen; aber da er sich des Strebens bewußt war, Gottes Willen zu gehorchen, so war er von der Hoffnung beseelt, daß Gott ihn wegen der Reinheit dieses Strebens in Gnaden annehmen werde. Fürwahr, eine wunderbare Geisteshöhe für einen Mann, der weder Christus noch die Heilige Schrift kannte. Und daher kann ich, wenn ich derartiges lese, mich kaum enthalten auszurufen: Sancte Socrates, ora pro nobis.«

Aus dieser Toleranz und Weitherzigkeit seiner religiösen Auffassung fließt nun weiter die Begeisterung des Erasmus für Alles, was dem Frieden dient, und seine konsequente, unermüdliche Agitation gegen die Nutzlosigkeit und Verruchtheit des Krieges, die ihn sogar dazu geführt hat, in der Karl V. gewidmeten Schrift über Fürstenerziehung in aller Form die Einsetzung eines internationalen Schiedsgerichts zur Beilegung von Streitigkeiten der äußeren Politik vorzuschlagen. Aus diesem selben Sinn für das Vernünftige und Zuträgliche fließen seine vielfachen Bemühungen um Volksaufklärung und Volkswohlfahrt, sein Protest gegen die Besteuerung der notwendigen Lebensmittel und seine Befürwortung von Luxussteuern, seine Vorschläge zur Verhinderung der Fortpflanzung von Geschlechtskrankheiten, seine Verurteilung des Ammenwesens als einer Gefahr für die Gesundheit und Reinheit der Rasse, sein Eintreten für die höhere Bildung auch der Frauen.

Und endlich liegt in diesem Vertrauen auf die Macht der Vernunft und in der Überzeugung von dem Werte menschlichen Selbstbewußtseins auch der Grund für Erasmus' Auftreten gegen die Lutherische Lehre von der Unfreiheit des Willens. Ihm widerstrebte die Augustinische Vorstellung, daß »Gott sowohl das Gute wie das Böse in uns wirkt und seine eigenen guten Werke in uns belohnt und seine eigenen bösen Werke in uns straft. Wie weit würde die Tür zur Gottlosigkeit für zahllose Menschen geöffnet, wenn dieser Satz, selbst wenn er wahr wäre, offen und allgemein verkündet würde! Welcher schwache Mann würde in dem ewigen und mühevollen Kampf gegen das Fleisch noch ausharren? Welcher böse Mann würde sich bestreben, sich zu bessern? Wer könnte sich überwinden, von ganzem Herzen einen Gott zu lieben, der uns ewige Höllenstrafen bereitet hätte, um in ihnen an der unglücklichen Menschheit seine eigenen Übeltaten zu sühnen? Sicher, das wäre ein grausamer und ungerechter Herr, der seinen Sklaven zu Tode peitschen ließe, weil er ihm nicht schön genug wäre oder eine krumme Nase oder sonst irgend einen körperlichen Makel hätte. Würde der Sklave nicht berechtigt sein, dem Herrn zuzurufen:

Warum muß ich gestraft werden für das, was ich nicht ändern kann?« Und Luther und die Seinen scheinen Erasmus den Begriff der Erbsünde ins Unmenschliche gesteigert zu haben: »sie übertreiben die Erbsünde über alles Maß und alle Grenzen; sie wollen uns glauben machen, daß die herrlichsten Kräfte der Menschennatur durch sie so verdorben sind, daß wir aus uns selbst zu nichts fähig sind als Gott zu verkennen und zu hassen.«

In allem diesem erkennen wir einen erstaunlich freien und weiten Geist, einen Mann von heiterer Weltbetrachtung, der das Leben hinnimmt wie es ist, sich an seinem bunten Spiel ergötzt, über seine Torheiten und Gebrechen lacht, aber darüber nicht den Glauben an die Menschheit verliert, vielmehr immer und immer wieder auf die Pflege des besseren Selbst, der höheren Natur in uns als die heilige Angelegenheit des Menschen zurückkommt; wir erkennen in ihm die Mischung von Anlagen und Stimmungen, die den echten Künstler macht. Sehen wir, in wie weit es Erasmus gelungen ist, in seinen beiden hervorragendsten literarischen Erzeugnissen, dem »Lob der Narrheit« und den »Vertrauten Gesprächen«, aus dieser rein intellektuellen Betrachtung des Lebens heraus wahre Kunstwerke zu schaffen.

Man verkennt durchaus die Eigentümlichkeit des »Encomium Moriae« (1509), wenn man, wie es häufig geschieht, dies geniale Spiel des Humors mit solch hausbackenen Invektiven wie Brants Narrenschiff oder Murners Narrenbeschwörung und Geuchmatt auf dieselbe Stufe stellt. Brants und Murners Gedichte sind nichts weiter als letzte Ausläufer der mittelalterlichen Satire, es sind direkte Angriffe auf bestimmte Schäden und Mißbräuche der zeitgenössischen Gesellschaft; poetischen Wert haben sie höchstens hier und da in derber Schilderung der Wirklichkeit. Nun enthält ja allerdings auch das »Lob der Narrheit« eine Fülle solcher satirischer Wirklichkeitsschilderungen und direkter Angriffe auf bestimmte gesellschaftliche Zustände; und es ist wohl wahrscheinlich, daß gerade sie den größten Anklang bei den Zeitgenossen gefunden und an der schnellen Verbreitung des Buches über ganz Europa wesentlich mitgewirkt haben. In der Tat, manche dieser Invektiven haben eine so feine, ätzende Schärfe, eine so einschneidende, schonungslose Wahrhaftigkeit und eine so allgemein menschliche Anwendbarkeit, daß sie auch heutzutage noch ihrer Wirkung sicher sind. Nicht nur für den Menschen des 16. Jahrhunderts, sondern für jede Art bigotter Kirchlichkeit, welcher Zeit und welcher Nationalität sie angehören mag, gilt z. B. das ironische Strafgericht, welches Erasmus über die stupide Heiligenverehrung der großen Masse ergehen läßt. Und von gleicher Allgemeingültigkeit der Satire ist der bittere Vergleich zwischen der Lehre Christi und dem Leben seines Statthalters in Rom, ein Vergleich zwischen Ideal und Wirklichkeit gesellschaftlicher Institutionen, der in immer neuen Formen [1]) angestellt werden wird, solange es reformbedürftige Institutionen gibt.

Aber so tief einschneidend und allgemeingültig auch die Satire dieses Buches ist, sein poetischer Reiz und seine geistige Bedeutung bestehen doch in etwas Anderem. Das »Lob der Narrheit« ist, um es kurz zu sagen, das Glaubensbekenntnis eines genialen Freidenkers, der gänzlich ungebunden und

[1]) Eine der neuesten ist das bekannte amerikanische Buch »If Christ came to Chicago«.



ohne irgendwelche vorgefaßte Meinungen ins Leben blickt, der mitleidig lächelnd auf »den Pöbel der Würdenträger und Weisen« herabblickt, und vor dessen übermütig phantastischer Laune eigentlich garnichts Stich hält als das gesunde inftinktive Drauflosleben. Es ift ein Stück Romantik vor der Romantik. Der junge Friedrich Schlegel und Tieck werden an diesem luftigen Kesseltreiben gegen das Philiftertum ihre Freude gehabt haben.

Es war ein genialer Griff, daß Erasmus die Narrheit zu ihrer eigenen Lobrednerin macht, daß er sie ihre kühne, Alles auf den Kopf stellende Weltanschauung selbft vortragen läßt. Denn einmal reservierte er sich dadurch sein eigenes Endurteil und hielt sich den Weg zu seinem eigentlichen Lebensideal der vernünftigen Bildung offen. Sodann aber gewinnt die Darstellung hierdurch von Anfang an unwiderstehlich dramatisches Leben; von Anfang bis zu Ende ergötzen wir uns an den kecken, geiftreichen Paradoxien der frohgemuten Rednerin, selbft da wo sie aus der Rolle fällt und, ftatt ihrer eigenen Lobrednerin, die Anklägerin ihrer Jünger wird; wir hören den Beifall, mit dem sie von dem zahlreichen Publikum begrüßt wird, als sie ihr Pult befteigt; und wir sind zum Schluß überzeugt, daß von allen Ratschlägen, die ihre lange Rede enthält, keiner von ihren Hörern gewissenhafter befolgt werden wird, als das »Vivite, bibite!«, mit dem sie die Tribüne verläßt.

Nehmt, ihr Menschen — so etwa ließe sich die heitere Lebensweisheit der anmutigen und beredten Dame zusammenfassen — nehmt das Dasein doch nicht so troftlos ernft und bedächtig. Was ift es denn schließlich als ein einziger, göttlich närrischer Rausch? Ich selbft, die Beschützerin und Wohltäterin des Menschengeschlechts, ftamme von den seligen Inseln her. Nicht, wie die langweilige und prüde Pallas, bin ich dem Gehirn meines Vaters entsprungen; nein, ich bin ein Kind des Liebesrausches, lachend bin ich in die Welt gekommen, und meine Eltern waren der Reichtum und die Jugend. So geht es aber schließlich mit dem Entftehen allen echten Lebens. Nicht der Gedanke und die Ueberlegung, sondern Luft und Begierde führen zur Fortpflanzung; denn welcher Mann würde wohl bei reiflicher Ueberlegung die Fesseln der Ehe auf sich nehmen, und welches Mädchen die Schmerzen der Mutterschaft? Ja, so gern sie es auch leugnen möchten, selbft graubärtige Philosophen und abgelebte Mönche, selbft König und Kaiser und Bischof und Papft verdanken ihren Ursprung dem Rausch eines Augenblicks. Und alle Freuden, die das Leben bietet, ftammen aus derselben Quelle. Warum erfreut sich denn alle Welt an einem Kindergesicht, warum herzen und hätscheln und küssen wir die Kleinen, als weil sie noch nichts wissen? Was ift abftoßender und unerfreulicher als ein fruhreifes und naseweises Kind? Worin befteht der Reiz der Jugend, als darin, daß sie sorglos in den Tag hineinlebt? Und woher kommen die Runzeln, der schleppende Gang und die sauren Mienen des reiferen Alters, als daher, daß die Sorge und das Nachdenken euch das Blut ftocken und die Glieder ungelenk machen? Dank also mir, der göttlichen Narrheit, daß ich im Greisenalter den Menschen wieder zur Kindheit zurückführe und in meinem Jungbrunnen der Vergessenheit ihm ein neues Leben erblühen lasse.

Aber auch mitten in den Sorgen und Geschaften des Mannesalters bin ich es, die das Leben wenigftens einigermaßen erträglich macht. Denn glücklicherweise




iſt der Mensch nur zum kleinſten Teile Verſtand und zum weitaus größten Teile Trieb und Gefühl, und so sucht er sich denn immer und immer wieder die Öde des Daseins durch irgend einen blöden Einfall, irgend eine tüchtige Narrheit zu versüßen. Iſt die Liebe nicht gerade darum so beseligend, weil sie blind macht? Suchen wir beim Weine nicht Vergessenheit der platten Alltäglichkeit? Malt uns die Freundschaft nicht selbſt die Fehler des Freundes als Tugenden vor? Sind alle unsre Liebhabereien nicht eine Art Verranntheit? Sind wir nicht stolz auf unsere eigenen Schwächen, Irrtümer und Vorurteile? Betrügen wir uns nicht so gern selbſt, indem wir unseren Handlungen schöne Motive andichten, unseren Ehrgeiz als Pflichtgefühl, unsere Ruhmsucht als Vaterlandsliebe hinſtellen? Gerade in all diesen Illusionen aber beruht unser eigentliches Glück; und alles Große, was im Leben geleiſtet wird, geht aus ihnen hervor.[2])

Was könnte zweckloser und wahnsinniger sein als der Krieg? Das, was er erreichen will: die Segnungen des Friedens, zerſtört er ja gerade. Und doch iſt der Krieg mit Recht der Vater der Dinge genannt worden. Denn er facht die großen Leidenschaften an, er gebiert die großen Taten der Geschichte, er erzeugt die großen Männer, die sich nicht lange besinnen, ob sie so oder so handeln sollen, sondern, wie Quintus Curtius, dem Phantom des Ruhmes folgend, kurz entschlossen in den Abgrund springen. Und wie im Kriege, so geht es im öffentlichen Leben überhaupt. Plato hatte unrecht, wenn er die Führung des Staates den Philosophen anvertrauen wollte. Nicht der Wissende, sondern der Unwissende iſt der geborene Führer der Masse, der Mann der raschen Entscheidung und des glücklichen Inſtinkts, der mit jedem zu leben weiß, selbſt kein Tugendbold iſt und von Anderen nicht viel erwartet, der aber sich und seinem Glück vertraut.

Kurzum, je weniger von Gedanken beschwert, um so leichter, heiterer und schöner iſt das Leben. Je mehr wir nur unserm Inſtinkte folgen, um so mehr nähern wir uns dem goldenen Zeitalter, dem glücklichen Naturzuſtand. Und vielleicht iſt dies auch die einzige Art und Weise, wie wir in die Geheimnisse des Göttlichen eindringen können. Denn durch Logik iſt das Göttliche nicht zu erreichen; die unfruchtbare Schulweisheit unserer Theologen beweiſt das ja zur Genüge. Um das Ewige, Unsichtbare, Geiſtige wirklich zu erfassen, muß der Mensch von heiligem Wahnsinn getrieben werden. Die wenigen Auserwählten, denen dies zuteil wird, sind dann wie außer sich, sie rasen wie Verliebte, sie weinen und lachen, jubeln und seufzen, wüten und toben, bis sie schließlich so ganz von Sinnen sind, daß sie sich in unaussprechlicher Seligkeit ganz dem Göttlichen überlassen. Und das iſt dann ein kleiner Vorschmack der künftigen, himmlischen Freuden.

So zieht sich denn durch das ganze Buch als Grundgedanke der Kontraſt zwischen dem trockenen und unzulänglichen Verſtande und der schöpferischen Gewalt und der unendlichen Veränderungsfähigkeit der Phantasie. Auf der einen Seite bewußte Berechnung und vergebliches Abmühen, auf der anderen unbewußter Trieb und fröhlicher Genuß. Auf der einen Seite Verzerrung und Verkünſtelung, auf der anderen volle freie Natur. Auf der

[2]) Unter Holbeins Illustrationen zum »Lob der Narrheit« gibt diese letzte Szene den dramatischen Charakter des Ganzen besonders glücklich wieder.

einen Seite der Gelehrte=Verkehrte, der herzlose Philister, der Freudenverderber, der heuchlerische Formenmensch, der selbstgerechte, freundlose, marmorkalte, unmenschliche Tugendbold; auf der anderen der leichtlebige Künstler, der frohe Geselle, der gute Kamerad, der kühne Held, der geistvolle Schwärmer, der liebenswürdige, keiner menschlichen Torheit oder Schwäche abholde Gemütsmensch.

Es beweist die erstaunliche Weite von Erasmus' Gesichtskreis, daß er, der Apostel der Vernunftbildung, der Vertreter einer rationalistischen Weltanschauung, zugleich einen so offenen Blick für die Unzulänglichkeit einer ausschließlichen Verstandeskultur besaß; daß er, dessen ganze aufklärerische Wirksamkeit so vielfach an Voltaire erinnert, zugleich ein Weltbild entwerfen konnte, welches in seiner genialen Romantik den Rousseauschen Naturmenschen deutlich vorwegnimmt.

II.

Vorwiegend rationalistisch und von ausgesprochen didaktischer Tendenz ist das andere literarische Hauptwerk des Erasmus, die »Colloquia Familiaria«, jene Sammlung mannigfaltiger, in Gesprächsform gehaltener Szenen aus dem Alltagsleben, die der Verfasser um die Wende des 15. Jahrhunderts begann, aber erst Anfang der zwanziger Jahre des 16. zum Abschluß brachte. Es ist seltsam, daß dieses bis ins 18. Jahrhundert immer wieder aufgelegte und ungemein einflußreiche Buch der Gegenwart fast unbekannt geworden ist. Enthält es doch den reifsten Ertrag von Erasmus' klarer und heiterer Lebensbeobachtung, und zeigt es ihn doch nicht selten als einen Meister literarischer Kunst. Man gewinnt in der Tat in diesen Erasmischen Gesprächen ein Bild des 16. Jahrhunderts so umfassend, so bunt, so intim, so scharf und fein umrissen, von solch köstlicher Laune umspielt, von solch hoher Gesinnung belebt, wie in kaum einem anderen Werke der Zeit.

Zum Teil sind es ja bloße Genrebilder, Sittenschilderungen ohne ausgesprochene geistige Tendenz. Aber der Erasmische Humor verleugnet sich gerade in ihnen am allerwenigsten. Wie köstlich ist z. B. die Szene aus dem Schulleben, in der die spiellustigen Jungen ihren griesgrämigen Lehrer darum anbetteln, ihnen einen Tag frei zu geben, weil das Wetter so schön ist. Wie launig ist die Schilderung des Treibens in den deutschen Gasthäusern: der unwirsche Hausknecht, der bei der Ankunft des Fremden seinen Kopf zum Fenster heraussteckt, wie die Schildkröte aus ihrer Schale, und, ohne die Frage nach Unterkommen zu beantworten, mit der Hand nach dem Stall weist, in dem ein Jeder sein Pferd selbst unterbringen muß; die dumpfige Gaststube, in der Reiter und Wanderburschen, Kaufleute und Schiffer, Fuhrleute und Bauern, Frauen und Kinder, Gesunde und Kranke sich drängen, jeder für seine eigenen Bedürfnisse sorgend, und in der, obgleich die Luft durch Überheizung und Gerüche unerträglich ist, doch beileibe kein Fenster aufgemacht werden darf; die langen, schmutzig gedeckten, mit hölzernen Tellern und Löffeln besetzten Tische, an denen man eine Ewigkeit sitzen und warten muß, bis das miserable Abendessen und der kratzige Landwein aufgetragen werden; der Höllenlärm, der nach dem Abendessen von der trunkenen Gesellschaft angestimmt wird; der Knecht, der stumm von Tisch zu Tisch herumgeht, die Rechnung nach der Zahl der Gäste an jedem Tisch, nicht nach dem, was der Einzelne getrunken, ankreidet



und sie ebenso ſtumm einkassiert — deutlicher und drolliger könnte das alles nicht beschrieben werden.

Und besonders glücklich iſt Erasmus, wo er mit dieser Wirklichkeitsdarſtellung humoriſtische Züge aus der volkstümlichen Schwanküberlieferung verbindet, so in dem »Gespenſt«, den ergötzlichen Späßen, die ein luſtiger Geselle mit der Geiſterfurcht eines beschränkten Prieſters treibt; oder dem »Roßkamm«, der heiteren Erzählung von den schlauen Streichen, durch die es einem beim Pferdeeinkauf übers Ohr Gehauenen gelingt, den wertlosen Gaul an den betrügerischen Verkäufer faſt ums Doppelte wieder loszuschlagen.

Ungemein lebendig iſt in beiden Schwänken die Art, wie Erasmus uns sofort in die Handlung hineinversetzt. In dem »Gespenſt« sagt einer der beiden sich Unterhaltenden: »Du kennſt doch den Bauer So und So, den großen Schelm, und seinen Hof in der Nähe von London?« »Gewiß, ich habe oft genug eins mit ihm getrunken.« »Dann erinnerſt du dich auch der Landſtraße in der Nähe, mit den beiden geraden Reihen von Bäumen?« »Gewiß, zwei Schußweit links vom Hause.« »Richtig; und auf der einen Seite der Landſtraße iſt ein Graben, mit Dorn und Gebüsch überwachsen, und über den Graben führt eine kleine Brücke auf einen Feldweg zu.« Das iſt nun die Stelle, wo das Gespenſt erschienen sein soll; in allem folgenden ſteht uns also die Szenerie sowohl wie die Hauptperson der Handlung aufs beſtimmteſte vor Augen. — Und vielleicht noch origineller iſt die Einrahmung des anderen Schwanks. Zwei Freunde begegnen sich, und der eine sagt: »Warum denn so ernſt und feierlich?« »Ich komme eben von der Beichte.« »Dann haſt du dir also alle Sünden heruntergebeichtet?« »Alle außer einer.« »Warum denn nicht die eine?« »Weil ich so in sie verliebt bin.« »Das muß ja eine liebenswürdige Sünde sein.« »Ich weiß nicht, ob es eine Sünde iſt oder nicht.« Und nun erzählt er die Geschichte, wie er dem betrügerischen Roßkamm mit gleicher Münze zurückgezahlt habe; und am Ende erklärt der Freund ihn nicht nur nicht für schuldig, sondern meint, er verdiene, daß ihm ein Denkmal gesetzt werde.

Das eigentliche Wesen der Erasmischen Gespräche liegt aber doch nicht in ihrer meiſterhaften und sicheren Darſtellung der Wirklichkeit, sondern in dem erleuchteten, freien, echt menschlichen Geiſte, der sie durchweht. In dem Vorwort zur Ausgabe von 1526 hat Erasmus sich ja selbſt gegen die Anklage verteidigt, daß seine »Colloquia« die Sittlichkeit und den Gottesglauben untergrüben. Und in der Tat, nichts iſt ungerechter als diese sowohl von der Sorbonne wie von Luther und vielen anderen Glaubenseiferern erhobene Beschuldigung. Allerdings, von Prüderie oder von Ehrfurcht vor eingewurzelten Vorurteilen findet sich in diesem Buche keine Spur. Erasmus nennt die Dinge bei ihren derbſten Namen[3]); er zieht Verbrechen, Sünden, Fäulnisse aller Art ans Tageslicht[4]); er kann es sich nicht versagen, über Dummheit und Erbärmlichkeit die ganze Schärfe seines Spottes zu ergießen[5]). Aber immer und immer wieder tritt als Grundtendenz dieser mannigfaltigen Lebensbilder das ehrliche Streben hervor, den Blick zu erweitern, den Sinn für

[3]) Vgl. besonders das Gespräch »Der Jüngling und die Dirne« und »Die Franziskaner«.

[4]) Vgl. »Die ungleiche Ehe«, »Der falsche Adel«.

[5]) Vgl. besonders »Die Pilgerfahrt«.

wahre Größe zu beleben, Sympathie mit echter Frömmigkeit zu erwecken, Duldung, Friedfertigkeit, Selbftzucht, Arbeitsamkeit, reinen Lebenswandel, harmlose Weltfreude, Vertrauen auf die Weisheit und Güte der Vorsehung zu befördern. Und hier und da wenigftens findet dieses Humanitätsideal einen wahrhaft ergreifenden künftlerischen Ausdruck.

Selten ift das Klofterleben so anziehend geschildert und in einem so menschlich schönen Vertreter dargeftellt worden wie in dem Gespräch des Karthäusers mit dem Landsknecht. Gegenüber dem wüften Kriegshandwerk, mit seinem ziellosen Umherziehen, seinen Rohheiten und Ausschweifungen, erscheint das Klofter hier als eine Stätte des Friedens und edler Geiftespflege. Nicht unüberlegt und kopfüber wie in einen Brunnen hat der Karthäuser sich hineingeftürzt, sondern erft nachdem er das Weltleben kennen gelernt und sich selbft erforscht hat, ift er eingetreten. Und nun fühlt er sich dort vollkommen glücklich. »Dieser Ort ift mir die Welt, und von hier kann ich in Gedanken über die ganze Erdkugel schweifen und angenehmer und sicherer reisen als die, welche nach den neuentdeckten Inseln segeln. Und was die Einsamkeit betrifft, von der der sprichft, — nun, auch die Propheten, die Philosophen, die Dichter, überhaupt alle, die je etwas Großes und über das Gewöhnliche Hinausgehendes unternommen, haben sich von der Menge in die Einsamkeit zurückgezogen. Und außerdem, ich habe hier in meinen Mitbrüdern soviel Gelegenheit zur Unterhaltung, wie ich nur wünsche, — und vor allem, die befte Gesellschaft in meinen Büchern.« »Ihr legt aber zu viel Wert im Klofter auf Gebete, Gewänder, Faften und Zeremonien.« »Es ift nicht für mich zu richten, was andere tun; was mich selbft betrifft, so lege ich keinen Wert auf diese Zeremonien, sondern vertraue allein auf die Reinheit der Seele und auf Chriftus.« Nun wendet sich das Gespräch dem Kriegshandwerk zu, und wiederum zeigt sich hier der erleuchtete Sinn des Klofterbruders. Er fragt den Landsknecht, wie er es habe verantworten können, seine junge Frau und seine Kinder zu verlassen und für erbärmlichen Sold sich dazu herzugeben, seine Mitmenschen zu berauben und zu morden. »Unsern Feind zu töten ift recht«, antwortet der Landsknecht. »Vielleicht dann«, entgegnet der Karthäuser, »wenn er dein Vaterland angreift. Dann mag es fromm erscheinen, für Weib und Kind, für Eltern und Freunde, für Altar und Herd, für den Frieden des Staates, zu kämpfen. Was hat das aber mit deinen Söldnerdienften zu tun? Wäreft du in diesem Krieg gefallen, ich hätte auch nicht eine faule Nuß hergegeben, um deine Seele zu erlösen.«

Zeigt sich in diesem Gespräche die Weitherzigkeit des Erasmus auch den Vertretern der alten Kirche gegenüber, wenn sie nur ein redliches Streben nach geiftiger Selbftändigkeit beweisen, so entwirft er in dem »Begräbnis« ein erftaunlich kühnes und künftlerisch vollendetes Bild von der Stumpfheit, Selbftsucht und Verlogenheit des herrschenden Kirchentums, um damit die freie Schönheit seinen eigenen Glaubens zu kontraftieren.

Es handelt sich um das Lebensende und das Begräbnis zweier sehr verschiedener Menschen. Der eine ift ein früherer Söldnerführer, der sich im Kriege ein ftattliches Vermögen zusammengerafft hat, kirchlich durchaus korrekt ift, also zu den Stützen der Gesellschaft gehört. Jetzt liegt er im Sterben. Die Ärzte haben ihn aufge-



geben, führen aber noch eine heftige Disputation im Sterbezimmer über die Diagnose der Krankheit und entwinden dem Patienten schließlich die Einwilligung dazu, daß seine Leiche seziert werden solle. Nun werden die Ärzte durch die in Scharen herbeirückenden Geistlichen ersetzt. Und auch sie geraten sogleich in Streit miteinander, wie die Geier, die sich ums Aas versammeln. Es ist eine grauenvolle Szene, die sich nun entwickelt. Auf den im Sterben Liegenden und auf seine Familie wird keinerlei Rücksicht genommen; nur darum ist es diesen sauberen Seelsorgern zu tun, soviel wie möglich aus ihm herauszuschinden. Zunächst liegen sich der Ortspfarrer und die Bettelmönche in den Haaren. Der Pfarrer besteht darauf, daß der Sterbende die schon den Bettelmönchen abgelegte Beichte vor ihm noch einmal wiederhole, und wird dafür von seinen Nebenbuhlern mit den gröbsten Schimpfworten beehrt, wofür er ihnen mit gleichen Schmähungen heimzahlt. Der Kranke macht schließlich dem widerlichen Streit dadurch ein Ende, daß er dem Pfarrer verspricht, alle Gebühren für die Sterbesakramente, das Glockenläuten und das Begräbnis sollten ihm bar bezahlt werden, ehe er das Haus verlasse. Kaum aber ist dies beigelegt, so erhebt sich ein noch wilderer Streit zwischen den einzelnen Bettelorden; denn nun handelt es sich um das Testament, und jeder der fünf Orden will natürlich den fettesten Bissen dabei erschnappen. Wieder kommt es zu den wütendsten Anklagen und Gegenanklagen, zu dem erbärmlichsten Markten und Feilschen, und wieder muß der Kranke Frieden gebieten und die schamlose Gier der heiligen Männer durch Einwilligung in alle ihre Forderungen befriedigen; seine eigene Familie kommt bei dem Testament am schlimmsten weg, alle fünf Orden werden aufs reichlichste bedacht, am reichlichsten aber die Franziskaner und Dominikaner. Nun werden die Bestimmungen für das Leichenbegängnis getroffen, wobei es wiederum zu erquicklichen Erörterungen über Vorrang und Reihenfolge der einzelnen Orden und Geistlichen kommt. Dann wird das prunkhafte Grabmal, welches dem edlen Herrn zu errichten ist, genau festgesetzt — und nun darf er endlich sterben, aber auch das nicht ungestört. Er wird in eine Mönchskutte eingekleidet; und während er in den letzten Zügen daliegt, schreit ihm ein Franziskaner ins rechte Ohr und ein Dominikaner ins linke. — Wie starb nun der andere Mann, von dem dies Gespräch berichtet? Er starb wie er lebte, ohne Aufsehen und ohne irgend jemandem zu schaffen zu machen. Sein Testament hatte er schon vor Jahren gemacht, Legate für Klöster oder Kirchen waren nicht darin. »Denn«, pflegte er zu sagen, »ich habe bei meinen Lebzeiten schon so viel zu wohltätigen Zwecken gegeben, als in meiner Macht stand. Und nun, wo ich mein Vermögen den Meinigen hinterlasse, überlasse ich ihnen auch die Verfügung darüber, und hoffe, daß sie es besser anwenden werden, als ich es getan habe.« In seiner Sterbestunde war kein Geistlicher bei ihm — Beichte und letzte Ölung waren schon einige Tage vorher vollzogen —, sondern nur seine Familie und zwei vertraute Freunde. Glockengeläute und feierliches Leichenbegängnis hatte er abgelehnt. Von seiner Frau und seinen Kindern nahm er mit schlichten Worten Abschied. »Solltest du wieder heiraten, mein geliebtes Weib«, sagte er — bei diesen Worten brach die Frau in Tränen aus und beteuerte, daß sie nie daran denken werde; er aber fuhr fort und versicherte ihr, daß sie sich nicht unter

allen Umftänden an ihn gebunden halten solle, nur solle sie nie vergessen, was für Pflichten sie ihren Kindern gegenüber habe, und besonders solle sie dafür sorgen, daß die Kinder nicht zu früh einen beftimmten Beruf ergriffen, sondern warteten, bis sie erfahren genug seien, eine ihnen wirklich zusagende Entscheidung zu treffen. Dann küßte er Frau und Kinder, betete für sie, machte das Zeichen des Kreuzes über sie und empfahl sie der Gnade Chrifti. Um vier Uhr morgens ließ er sich einen Psalm vorlesen und bat um Kreuz und Kerze. Und nachdem er die Kerze in der Hand gehalten und das Kreuz geküßt hatte, legte er seine Hände zum Gebet über seine Bruft und sprach, die Augen zum Himmel gerichtet: »Herr Jesus, empfahe meinen Geift«. Und er schloß seine Augen und entschlummerte.

Endlich noch eine Szene aus der »Apotheose Reuchlins«, dem Gespräche, in dem Erasmus mit der Kunft eines Memlinc oder Bouts in der Darftellung eines himmlischen Idylls wetteifert, zugleich aber sein eigenes Ideal freier und furchtloser Forschung in der Geftalt seines humaniftischen Freundes und Kampfgenossen verherrlicht.

Seit einiger Zeit weiß man in Tübingen, daß der alte Gelehrte krank ift, und man fürchtet um sein Leben. Da träumt einem frommen Franziskaner in der Stadt frühmorgens nach der Mette Folgendes: »Ich ftand, so schien es mir«, erzählt er, »an einer Brücke, die zu einer wunderbar herrlichen Wiese führte. Blatt und Gras leuchteten in smaragdenem Grün, die Blumen prangten wie Sterne, Alles duftete von Wohlgeruch auf der seligen Flur, und die Felder diesseits des Baches, durch den sie von mir getrennt war, schienen im Vergleich mit ihr tot und welk. Da, während ich noch in den Anblick dieser Herrlichkeit vertieft war, ging Reuchlin an mir vorüber und bot mir einen Gruß auf Hebräisch. Schon hatte er die Mitte der Brücke überschritten, als ich es bemerkte; und da ich ihm nacheilen wollte, hieß er mich zurückbleiben. Noch darfft du nicht, sagte er; nach fünf Jahren folge mir! Inzwischen bleibe hier als Zeuge und Zuschauer dessen, was geschieht. Er trug ein weißes Gewand, wunderbar leuchtend, und ein reizender Knabe mit Flügeln folgte ihm, ich meinte, es war sein guter Genius. Hinter ihm aber in weitem Abftande hüpften schwarze, elfternartige Vögel, aber so groß wie Geier, mit Federbüschen auf dem Kopf und mit krummen Schnäbeln und Klauen und dicken Bäuchen. Sie krächzten und lärmten gegen den Ritter Reuchlin und machten Miene ihn anzugreifen. Er aber wandte sich nach ihnen um, machte das Kreuzeszeichen und sprach: Hebt euch von mir, ihr schändlichen Unholde, fort mit euch dahin, wo ihr hin gehört. Ihr habt genug zu tun bei den Menschen, euer Rasen hat keine Gewalt über mich hier in der Unfterblichkeit. Kaum hatte er dies gesprochen, so flogen die häßlichen Vögel davon, furchtbaren Geftank hinterlassend. Aber schon nahte sich der heilige Hieronymus der Brücke und begrüßte Reuchlin mit den Worten: Sei mir gegrüßt, du heiliger Genosse! Ich habe den Auftrag, dich in die himmlischen Wohnungen der Seligen zu führen, die die Güte Gottes dir als Lohn für deine frommen Bemühungen beftimmt hat. Das ganze Feld schwärmte von Myriaden von Engeln, die die Luft wie Sonnenftäubchen erfüllten. Hieronymus umarmte Reuchlin und führte ihn zu einem Hügel in der Mitte der Wiese. Auf dem Gipfel des Hügels küßten sie sich; und da öffnete der Himmel sich über ihren Häuptern in unermeßlicher



Weite, und eine unaussprechliche Glorie senkte sich herab, wie eine gewaltige, durchsichtige Feuersäule. In ihr ſtiegen die beiden Heiligen, einander umschlingend, gen Himmel empor, und die Engel sangen holde Chöre.« »So laßt uns denn«, rufen die Freunde, in deren Kreise diese Vision erzählt wird, »den großen Mann in unseren Heiligenkalender aufnehmen, laßt uns ihn in der Kapelle neben den erlauchteſten der Märtyrer aufſtellen. Im Dienſt der Wissenschaft hat er viele Verfolgungen von bösen Menschen und heuchlerischen Schriftgelehrten erlitten. Nun aber erntet er die herrliche Saat, die er gesäet Seinen Tod können wir nicht beklagen. Hat er uns doch köſtliche Denkmale seines Lebens hinterlassen, und seine Werke haben seinen Namen der Unſterblichkeit geweiht.«

Dürfen wir nicht diese Worte auf Erasmus selbſt anwenden? Dürfen wir nicht von ihm sagen, daß er in seinem »Lob der Narrheit« und in den »Vertrauten Gesprächen« Kunſtwerke hinterlassen hat von wahrhaft befreiender, reinigender Kraft? Kunſtwerke, die ihren Wert behalten werden, solange es noch gilt, den Kampf um eine menschenwürdige Geſtaltung der Gesellschaft und um eine vernunftgemäße Weltanschauung weiter zu kämpfen?

Die katholische Kirche und die preußischen Universitäten.

Von

G. v. Below.

Vor kurzem hat Otto Hintze in einer Abhandlung über »Das monarchische Prinzip und die konstitutionelle Verfassung« (Preußische Jahrbücher Bd. 144, S. 381 ff.) [1]), welche mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, das Wesen der konstitutionellen Verfassung im Unterschied von dem parlamentarischen Regime geschildert und insbesondere für Preußen dargelegt, wie hier seit der Begründung einer Verfassung die Parteien wohl einen indirekten Einfluß geübt haben und üben, aber nicht regieren, wie ihr Einfluß vielmehr durch das Medium des königlichen Ministeriums hindurchgehen muß, wenn er wirksam werden will.

Von dem Gebiet, mit dem sich die folgenden Blätter beschäftigen, hat man unendlich oft etwas ganz anderes behauptet: man hat in den Beziehungen, von denen sie handeln, den Ausdruck eines vollkommenen Parteiregiments gesehen, die preußische Regierung angeklagt, daß sie das Verhältnis des Staates zur katholischen Kirche lediglich nach den Wünschen der Zentrumspartei gestalte. Und solche Behauptungen sind in schroffster Form nicht bloß in den täglichen Kämpfen der Zeitungen laut geworden; auch in Darlegungen, die wohl die Bestimmung hatten, ein Dokument zu sein, hat man jene Anklage erhoben. Gerade bei einem so starken Widerspruch der Anschauungen muß es den Historiker reizen, den Dingen auf den Grund zu gehen und das tatsächliche Verhältnis zu ermitteln. Den Anstoß, mich mit diesen Dingen zu be-

[1]) Vergl. hierzu auch R. Schmidt, Parlamentsregierung und Parlamentskontrolle in Deutschland, Ztschr. für Politik, 2. Bd. S. 186 ff.



schäftigen, habe ich freilich nicht erst durch Hintzes Aufsatz erhalten. Die Ausführungen, die ich hier biete, hatte ich vielmehr in der Hauptsache schon vor längerer Zeit niedergeschrieben; sie beschränken sich auch nicht auf das von Hintze erörterte Problem; sie suchen die in Betracht kommenden Einrichtungen auf einer breiteren Grundlage zu würdigen. Aber der Aufsatz Hintzes hat mich bewogen, sie eben jetzt vorzulegen, während sie von Haus aus für einen andern Zusammenhang bestimmt waren, und mit dem von Hintze geltend gemachten Gesichtspunkt werden sie auch ein besonderes Interesse beanspruchen dürfen.

In den Beziehungen der katholischen Kirche zu den Universitäten lassen sich wohl drei Hauptgebiete unterscheiden: das Verhältnis der Altkatholiken, das der katholisch-theologischen Fakultäten, das der spezifisch katholischen Professuren in andern Fakultäten.

Diese Verhältnisse stelle ich, wie angedeutet, als Historiker dar: ich richte also mein Augenmerk wesentlich darauf, wie gewisse Einrichtungen entstanden sind, und wie sie sich bewährt haben. Meinen Ausführungen über die staatliche Verwaltung ziehe ich eine engere chronologische Grenze: ich wähle die Zeit aus, in der Dr. Althoff im preußischen Kultusministerium das Dezernat der Universitäten gehabt hat oder (als Ministerialdirektor) stark an ihm beteiligt war (1882—1907). Dies ist ja ungefähr die Periode, in der das Zentrum einen namhaften Einfluß gehabt hat; es müßte sich also vor allem in jenen Jahren das behauptete Parteiregiment bekundet haben. Für die Wahl des bezeichneten Zeitabschnitts kommt ferner in Betracht, daß Dr. Althoff eine ausgesprochene Persönlichkeit war, die wohl der Verwaltung einen Stempel aufdrücken konnte. Wir erörtern hier nicht die Frage, inwiefern neben ihm die einzelnen Minister der Universitätsverwaltung Richtlinien gezogen haben. Es wäre irrig, den Ministern einen eigenen Standpunkt abzusprechen. Jedenfalls aber hat Dr. Althoff schon deshalb eine tief greifende Wirksamkeit geübt, weil er gegenüber den wechselnden Ministern die Tradition der Verwaltung repräsentierte[2]). Eben ihm ist nun mit besonderem Nachdruck vorgeworfen worden, die Universitätsverwaltung ganz in den Dienst des Zentrums gestellt und seinem Willkürregiment nur diese Grenze gezogen zu haben. Einen klassischen Ausdruck gab solchen Angriffen der verstorbene Archäologe Michaelis in einem in dem Hamburger »Lotsen« erschienenen Aufsatz, als im Herbst 1901 die Ernennung des Historikers Martin Spahn zum Professor in Straßburg erfolgt war. Michaelis sprach aber, vielleicht mit einer gewissen Steigerung, nur das aus, was man im einzelnen bereits vorher in Zeitungen lesen konnte, und was die Meinung vieler Universitätslehrer war. Die Prüfung der Frage, ob in Preußen die Universitäten einem Parteiregiment unterworfen gewesen sind, wird demnach stets bei der Althoffschen Verwaltung einzusetzen haben.

Von den Fragen, die wir als die Gegenstände unserer Abhandlung nannten, werden wir die ausführlichste Erörterung der Einrichtung der kon-

[2]) Der Kürze wegen werde ich im folgenden Dr. Althoff als »den Dezernenten« bezeichnen, wobei wir die Frage außer acht lassen, ob es sich um eine Maßregel handelt, die sein ganz persönliches Werk ist, oder um eine, an der andere Personen des Ministeriums mit Anteil haben. Wir fassen den Dezernenten einfach als Repräsentanten des preußischen Kultusministeriums auf.



fessionellen Professuren widmen. Sie in ihrem Wesen richtig zu erfassen, dürfte eben die schwierigste Aufgabe sein. Allein das, was über sie zu sagen ist, trifft zum Teil zugleich auf die katholisch-theologischen Fakultäten zu und wird deshalb dazu beitragen, sie in ihrer Eigenart mehr zu verstehen und, wie vorauszuschicken gestattet sei, zu rechtfertigen. Bei der Schilderung der konfessionellen Professuren wird sich ohne weiteres ergeben, daß wir zunächst die Geschichte ihrer Begründung darlegen, sodann ihre sachliche Berechtigung erwägen und endlich die Stellung der preußischen Universitätsverwaltung zu ihnen in dem bezeichneten Zeitraum ins Auge fassen.

Mit ein paar kurzen Worten können wir uns über die Frage der Altkatholiken äußern. Es mag sein, daß die preußische Regierung in der Behandlung der Altkatholiken hier und da gefehlt hat. Im ganzen hat sie gewiß das Richtige getroffen. Unmöglich hätte sie sich mit ihnen einseitig identifizieren können. Aber sie hat ihre Sache jedenfalls auch keineswegs preisgegeben.

Was das Verhältnis zu den theologischen Fakultäten betrifft, so ist die preußische Regierung, insbesondere auch der Dezernent, stets dafür eingetreten, daß die angehenden katholischen Theologen ihre Ausbildung auf der Universität erhalten. Wesentliche Verdienste hat der Dezernent um die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg. Die Frage seines Einflusses auf die reichsländische Unterrichtsverwaltung im allgemeinen werden wir später erörtern. Die Errichtung der dortigen theologischen Fakultät bleibt an sich jedenfalls eine erfreuliche Erscheinung, und sie darf in beträchtlichem Maße ohne Zweifel als sein Werk in Anspruch genommen werden, wie hauptsächlich er auch die erste Auswahl der Lehrer der neuen Fakultät getroffen hat.

Von Wichtigkeit ist sodann die Stellung zu den verschiedenen innerhalb der römisch-katholischen Theologie bestehenden Richtungen. Wenn die verbreitete Meinung, daß die Regierung ohne weiteres die ultramontanen Wünsche erfüllt habe, richtig wäre, so würde sie etwa dem jedesmaligen extremsten Kandidaten den Vorzug gegeben haben. Allein tatsächlich hat sie sich bemüht, die Selbständigkeit der einzelnen theologischen Richtungen in dem Rahmen, den die katholische Kirche noch bestehen läßt, zu gewährleisten. Die Theologen, die einen gemäßigteren Standpunkt einnehmen, konnten durchaus auf ihren Schutz rechnen. Wie großen Wert der Dezernent darauf legte, namhafte Dozenten auch dieser Richtung zu gewinnen, haben ja die Berufungen für die neubegründete Straßburger Fakultät bewiesen. Mir ist aus Mitteilungen eines dabei beteiligten Gelehrten bekannt geworden, daß die Autoritäten, deren Beirats er sich bediente, durchaus nicht immer auf extrem-katholischer Seite standen. Nicht alle Berufenen haben den Ruf angenommen. Aber die Berufungen zeigen doch, um welche Persönlichkeiten man sich bemühte. Ebenso weiß man von bekannten Fällen der folgenden Zeit, daß der Dezernent sich der im Verdacht der Reformfreundlichkeit stehenden Theologen annahm. Als einem solchen eine Professur in seinem Heimatlande Württemberg wegen des Widerspruchs des Bischofs versagt blieb, verwandte sich der verstorbene F. X. Funk bei dem Dezernenten für jenen, was die Wirkung hatte, daß er einen Lehrstuhl in Preußen erhielt. Andererseits liegt es im eigenen Interesse der Theologen gemäßigter Richtung, daß die Regierung nicht einseitig für sie eintritt. Eine zu



warme Sympathie könnte ihnen leicht Schaden bringen; es ist für ihre Stellung innerhalb ihrer Kirche nicht förderlich, wenn sie in den Ruf kommen, die besondere Protektion des Staats zu genießen.

Die Schwierigkeiten, die in dem Wesen der katholisch-theologischen Fakultät liegen, haben oft den Wunsch wachgerufen — und die jüngsten Erlebnisse haben den Gedanken von neuem vielen nahegelegt —, sie von den Universitäten zu entfernen. Allein es gibt im Leben nun einmal mancherlei Schwierigkeiten, die wir einfach als solche anerkennen müssen. Wir halten die Beibehaltung der katholisch-theologischen Fakultäten für richtig, weil in ihnen noch immer wissenschaftliche Arbeit geleistet wird, und weil ihre Entfernung nur Schaden bringen würde.

Nach der Unterdrückung der Hermesianer glaubte man, daß in der katholischen Kirche jeder wissenschaftliche Betrieb erloschen sei. Und doch gab uns dieselbe Kirche darauf nicht bloß einen Hefele, sondern sogar einen Döllinger. Nach der Unterdrückung der Gegner des vatikanischen Konzils glaubte man wiederum das Ende jeder selbständigeren Regung im Katholizismus vor sich zu sehen. Und doch haben sich auch seitdem nicht wenig freiere Köpfe erhoben.[3]) Wenn die allerneueste Entwicklung der Dinge ganz enge Schranken zu ziehen scheint, so ist immerhin noch nicht alle wissenschaftliche Arbeit in der katholischen Theologie beseitigt. Es gibt Theologen, die es teils für nutzlos halten, der päpstlichen Kurie zu widersprechen, teils nicht für religiös erlaubt und doch in ihrem stillen Kreise eine Wirkung für die Wissenschaft ausüben. Wissenschaftliche Arbeit in der katholischen Theologie wird vorhanden sein, solange es Fakultäten für katholische Theologie an den Universitäten gibt. Harnack sagt sehr wahr (»Internationale Wochenschrift« 1908, Nr. 9, Spalte 259): »Es gibt Stimmen unter uns, welche behaupten, die Grenze (dessen, was den Universitäten als wissenschaftlichen Körperschaften auferlegt werden darf) sei schon überschritten, und die katholischen Fakultäten seien aus dem Verbande der Universitäten zu entfernen. Es sind dieselben Stimmen, die sich vor einigen Jahren gegen die Gründung der Straßburger katholisch-theologischen Fakultät erhoben haben. Ich kann mich ihnen auch jetzt nicht anschließen. Wo so viele rechtschaffene Arbeit geleistet wird wie zur Zeit in den katholischen Fakultäten, da sind wir nicht berechtigt, den Arbeitern die Tore der Universität zu verschließen.«

Die Entfernung der katholisch-theologischen Fakultäten von den Universitäten wäre erstens vielfach ein Akt der Ungerechtigkeit gegenüber ehrlichen wissenschaftlichen Arbeitern, und sie würde zweitens nur die Wirkung haben, daß der Bildungsstand der katholischen Geistlichen herabgemindert wird. Der Widerstand gegen die Ausbildung der Geistlichen auf der Universität ist eher

[3]) Als kleiner Beleg dafür, daß auch solche Theologen, die der Kirche ganz ergeben sind und deswegen getadelt werden, später doch noch im Interesse der Wissenschaft der Kirche widersprechen, mag hier folgendes angeführt werden: in einer Rezension über eine ältere Arbeit von Schrörs (Histor. Zeitschr. 66, S. 308) wird dieser als Theologe ultramontaner Richtung bezeichnet und ihm »eine durch den Zusammenhang nicht gebotene, fast affektiert klingende Lobpreisung des Stuhles Petri« vorgeworfen. Und derselbe Schrörs ist kürzlich wegen seines männlichen Widerspruchs gegen den Kölner Erzbischof in ganz Deutschland gefeiert worden.



auf seiten einer engherzigen Hierarchie[4]) als auf seiten der Kreise verständlich, die sich die Pflege der Wissenschaft unmittelbar zum Zweck setzen.

Schwierigkeiten liegen freilich, wie bemerkt, im Wesen der katholisch-theologischen Fakultäten. Die Kirche wird immer eine gewisse Gebundenheit von ihnen fordern müssen. Allein wohin gelangten wir, wenn wir alle logischen Widersprüche des Lebens entfernen wollten! Falls man es lediglich nach einem einfachen logischen Schema einrichtet, wird es nicht reicher, sondern ärmer.

Die Regierungen sind getadelt worden, weil sie die besondere Stellung der katholisch-theologischen Fakultäten und einen Einfluß der Kirche auf sie anerkennen. Über Einzelheiten des Entgegenkommens kann man gewiß verschiedener Meinung sein. In der Hauptsache vermögen wir die Berechtigung eines Tadels nicht zuzugestehen.

Zur Zeit wächst freilich die Bewegung gegen die katholisch-theologischen Fakultäten, und es ist ja angesichts der antimodernistischen Richtung des jetzigen Papstes und namentlich der Einführung des Antimodernisteneides begreiflich genug, daß sie wächst. Der jetzige Papst hat seiner Kirche schweren Schaden zugefügt wie seit Jahrhunderten keiner. Indessen trotz aller an sich berechtigten Bedenken wird man bei einer allgemeinen Abschätzung der Nachteile und Vorzüge doch auch heute noch die Beibehaltung der katholisch-theologischen Fakultäten empfehlen können. Es ist wohl anzunehmen, daß die Mehrzahl der theologischen Dozenten den Antimodernisteneid im größeren oder geringeren Grade als drückende Last empfindet, wenn sie auch seine kirchliche Zulässigkeit nicht bestreitet. Von einer solchen Erwägung aus werden wir doch eher dahin gelangen, den theologischen Fakultäten unser Mitgefühl zuzuwenden und sie zu unterstützen, als ihre Beseitigung zu befürworten.

Zur Zeit der amtlichen Tätigkeit Dr. Althoffs hat nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Gelehrtenwelt die Entfernung der katholisch-theologischen Fakultäten von den Universitäten verlangt, und so bezogen sich denn auch die Klagen über die Nachgiebigkeit des preußischen Kultusministeriums gegenüber katholischen Wünschen nur selten auf die theologische Fakultät. Dagegen ist heftig die Besetzung von Professuren anderer Fakultäten mit Katholiken diskutiert worden. Es handelt sich hier zunächst um die Frage der sogenannten konfessionellen Professuren.

In Preußen bestehen solche (abgesehen vom Lyzeum zu Braunsberg) an denjenigen Universitäten, die eine katholisch-theologische Fakultät haben, und zwar für die Fächer der Geschichte und der Philosophie, teilweise auch des Kirchenrechts. Nach der Stiftungsurkunde für die Universität Bonn sollte hier wie in Breslau immer ein ordentlicher Professor der Philosophie von katholischer Konfession neben einem ordentlichen Professor der Philosophie von evangelischer Konfession wirken. Der namentlich von Schmedding befürwortete Gedanke, auch für die Geschichte die Bestellung eines katholischen und eines evangelischen Professors anzuordnen, wurde zunächst nicht verwirklicht. Nach dem Jahre 1848 kam man jedoch von katholischer Seite auf ihn zurück, und namentlich durch die Bemühungen der Bischöfe wurde

[4]) Gegen diejenigen katholischen Kreise, welche die Aufhebung der theologischen Fakultäten fordern, wendet sich ein katholischer Gelehrter, Professor Eichmann, in der Literar. Beilage der Köln. Volkszeitung vom 9. Mai 1907, Seite 143.



eine Kabinettsordre vom 26. September 1853 durchgesetzt (übrigens gegen den Widerspruch Johannes Schulzes, des damaligen Dezernenten im preußischen Kultusministerium), nach welcher in Bonn und Breslau die Geschichte wie Philosophie und Kirchenrecht stets durch einen katholischen und einen evangelischen Professor vertreten werden sollte.[5])

Von da an gibt es in Breslau und Bonn katholische Professuren der Philosophie und Geschichte, in Bonn auch des Kirchenrechts, während in Breslau der katholische Vertreter des Kirchenrechts in der theologischen Fakultät sitzt.

An der Akademie Münster, die neben der theologischen eine den philosophischen Fakultäten der deutschen Universitäten vollkommen gleichwertige philosophische Fakultät besaß, sind Jahrzehnte lang nur Katholiken als Dozenten angestellt worden. Es ist nun die Frage, ob dies Verfahren bloß im Herkommen seinen Grund hatte oder einer bewußten Feststetzung entsprach. In einer sehr gründlichen Abhandlung, die leider nicht die ihr zukommende Beachtung gefunden hat und auch erst spät der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden ist,[6]) wird aus den alten statutarischen Bestimmungen gefolgert, daß in der philosophischen Fakultät bloß für eine Professur der Philosophie der Satz galt, ihr Inhaber müsse Katholik sein. Die Vertretung der katholischen Kirche und das Zentrum nahmen freilich einen allgemein katholischen Charakter der Akademie an, und der jahrzehntelang geübte Brauch konnte ihre Auffassung stützen oder schien sie wenigstens zu stützen. Dieses Herkommen wurde aber unter dem Ministerium Falk durchbrochen, indem jetzt auch eine größere Zahl von Protestanten berufen wurde. Es wäre interessant zu erfahren, ob das neue Verfahren einer genaueren Interpretation der alten statutarischen Bestimmungen entsprang, oder ob das Ministerium ohne besondere Rücksicht auf sie eine andere Behandlung der Sache als die bisherige für zweckmäßig hielt. Genug, seit Falk wurden auch Protestanten in Münster angestellt. So blieb es — freilich unter beständigem Kampf und mit kleineren Schwankungen, auf die wir zurückkommen — bis zur Errichtung der »Universität« Münster, wobei wir anmerken, daß auch seit Falk, wie es scheint, Wert darauf gelegt wurde, daß neben einem protestantischen ein bis zwei katholische Historiker vorhanden waren. Von den Philosophen war der eine strenger, der andere antiultramontaner Katholik. Aber auch dieser verdankte seine Anstellung (unter Falk) doch wohl seinem, wenngleich nur nominellen, Katholizismus.

Diesem, zum mindesten tatsächlich, nicht recht klaren Verhältnis wurde ein Ende gemacht bei der Organisation der »Universität« unter dem Ministerium Studt: am 18. Oktober 1902 (also mit dem Inslebentreten der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät) erhielt die Hochschule eine neue »Satzung«. § 5 derselben lautet:

»Die Universität ist mit Ausnahme der katholisch-theologischen Fakultät

[5]) Varrentrapp, Joh. Schulze S. 290 und 544.

[6]) Die Abhandlung ist unter dem Titel »Die Akademie zu Münster und ihr katholischer Charakter« in den Preußischen Jahrbüchern 77, Heft 2, anonym erschienen. Verfasser ist ein namhaftes Mitglied der philosophischen Fakultät der Akademie. Die Abhandlung war vor ihrer Veröffentlichung als Denkschrift der Fakultät der Regierung eingereicht worden. Ich habe selbst ihre Veröffentlichung veranlaßt, als meine Fakultät für die Beförderung eines Protestanten zum Ordinarius eintrat.





in Beziehung auf Religions- und Konfessions-Verhältnisse eine gemischte und paritätische. Jedoch soll nach Möglichkeit darauf gehalten werden, daß in der philosophischen und naturwissenschaftlichen Fakultät für jedes der beiden Lehrfächer

a) der Philosophie und

b) der mittleren und neueren Geschichte

ein ordentlicher Professor evangelischer und ein ordentlicher Professor katholischer Konfession bestellt wird. Im übrigen bestehen in den Fakultäten, abgesehen von der theologischen, keinerlei konfessionelle Beschränkungen für die Besetzung der Lehrstühle.«

Heute, bei unserer schnell vergessenden Zeit, ist es vielleicht nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß die früher vorhandenen katholischen Professoren der Akademie Münster keineswegs etwa sämtlich eine strengere Form des Katholizismus vertraten. Sie gehörten sehr verschiedenen Richtungen an, und es fehlten auch nicht solche unter ihnen, die nur formell katholisch waren. Das Prinzip der Konfessionalität wurde in der Zeit von Falk bis zur Regelung der Streitfragen im Jahre 1902 in den Fakultätsverhandlungen oft gerade von katholischen Professoren mit besonderer Energie bekämpft. Was wir hier hervorheben, trifft auch für die, sozusagen, katholische Periode der süddeutschen Universitäten zu, auf die wir sogleich zu sprechen kommen.

Seit dem Jahre 1902 wird es von allen Seiten anerkannt, daß Münster keinen andern Charakter hat als Bonn und Breslau, und auch tatsächlich ist seitdem freie Bewegung eingetreten. Es dozieren jetzt z. B. in der Geschichte drei protestantische Ordinarien und ein protestantischer Honorarprofessor neben einem katholischen Ordinarius (bis vor kurzem war ein älterer katholischer Ordinarius als Emeritus vorhanden), in der klassischen Philologie ein protestantischer Ordinarius und ein protestantischer Extraordinarius neben einem katholischen Ordinarius (auch hier ist ein älterer katholischer Ordinarius emeritiert). Früher, auch seit Falk, gab es in Münster nie protestantische Vertreter der klassischen Philologie.

Es sind bisher noch keine Mitteilungen aus den Akten über die Frage gemacht worden, wie die preußische Regierung die statutarischen Bestimmungen betreffs der Konfessionalität jener Professuren in Bonn, Breslau und Münster begründet hat: ob mit der Rücksicht auf die am Orte vorhandene katholisch-theologische Fakultät oder mit der auf den starken katholischen Prozentsatz der Bevölkerung der betreffenden Provinz.

In den süddeutschen Staaten, die heute katholische Professuren in den philosophischen Fakultäten haben, lassen sich statutarische Bestimmungen darüber nicht nachweisen. Hier sind die katholischen Professuren Produkte des Herkommens oder der politischen Aktion, teilweise recht jungen Datums. Tübingen hat längere Zeit den katholischen Extraordinarius der Geschichte Fehr gehabt; nach dessen Tode war es mehrere Jahre ohne katholischen Historiker; vor einiger Zeit ist der katholische Privatdozent Günter zum außerordentlichen Professor der Geschichte ernannt worden. Eine katholische Philosophieprofessur gibt es in Tübingen in der philosophischen Fakultät nicht. In Bayern haben die Regierungskreise in älterer Zeit es wohl als ziemlich selbstverständlich angesehen, daß an den Universitäten München und Würzburg in erster Linie Katholiken anzustellen seien, und daß solche vor allem in historische Professuren berufen

werden müßten. Der Wunsch König Maximilians II. aber, den historischen Studien in Bayern eine neue Gestalt zu geben, führte zur Berufung von Protestanten (H. v. Sybel, Giesebrecht). Das Vaticanum ferner und der Kulturkampf hatten Unterscheidungen unter den Katholiken selbst zur Folge: die Altkatholiken sonderten sich ab, und unter den übrigen zog man schärfere Grenzen als bisher. Der Historiker Cornelius z. B., der als strenger Katholik nach München berufen worden war, wurde jetzt ein Führer der Altkatholiken. Der Historiker Wegele in München blieb bei der offiziellen Kirche, galt jedoch nicht mehr als vollgültiger Katholik. So kam es, daß die Zentrumskreise in der Zeit der Beendigung des Kulturkampfs katholische Professuren verlangten, obwohl es genug katholische Professoren für die betreffenden Fächer gab. Die Wirkung war die Ernennung streng katholischer Dozenten: so wurde Grauert für München, Henner für Würzburg ernannt. Dasselbe geschah betreffs der Philosophie: Frh. v. Hertling erhielt ein Ordinariat in München, Stölzle in Würzburg, beide als strenge Katholiken. Die streng konfessionellen Professuren sind bei der Philosophie in Bayern noch mehr ein Novum als bei der Geschichtswissenschaft. Der Protestant Schelling war von 1827—41 Ordinarius in München gewesen. Heute haben München und Würzburg für mittelalterliche und neuere Geschichte als Ordinarien nur Katholiken, von denen allerdings mehrere keineswegs als spezifisch katholische Historiker gelten. In Baden oder genauer bei der badischen Universität Freiburg ist ungefähr die gleiche Entwicklung zu verzeichnen wie bei München und Würzburg. Ein Protestant fehlt in Freiburg in älterer Zeit ebensowenig wie in München. J. G. Jacobi wurde 1784 von Kaiser Joseph II. als »öffentlicher Lehrer der schönen Wissenschaften« berufen; Freiherr van Swieten hatte ihn dem Kaiser vorgeschlagen. Die Theologen besuchten seine Vorlesungen »meistens in Vollzahl«. Als Rektor der Universität gehörte er, als einziger Protestant, dem breisgauischen Landtag an; er nahm auf der geistlichen Bank seinen Platz unter den Kirchenprälaten des Landes ein.[7]) Jacobis Professur stellt aber eine Ausnahme dar. Im allgemeinen gab man früher in Freiburg herkömmlich, und zwar noch recht lange, Katholiken den Vorzug.[8]) Im Jahre 1844 z. B. wünschte man eine zweite Professur für Geschichte zu schaffen; die Fakultät dachte an Häußer (damals Privatdozent in Heidelberg); aber das Ministerium erklärte, daß hier »bei sonst gleichen Verhältnissen einem Katholiken der Vorzug zu geben sein dürfte«. Im Verlauf der betreffenden Verhandlungen wurde 1846 Gfrörer berufen, der übrigens nur materiell Katholik war (formell trat er erst 1853 zum Katholizismus über).[9]) Als Katholiken sind ferner ohne Zweifel die klassischen Philologen Vahlen und Bücheler nach Freiburg berufen worden. Dieser, der mit 21 Jahren hier ein Ordinariat erhielt, verdankte seine frühe Beförderung wohl nicht bloß seinen ausgezeichneten wissenschaftlichen

[7]) J. G. Jacobi, Sämtliche Werke, Bd. 8, S. 63, 65, 70, 76. Übrigens ist zum Verständnis der Stellung, die Jacobi innerhalb der Universität Freiburg fand, zu berücksichtigen, daß in der Zeit des Rationalismus die Protestanten von wärmerer Religiosität wie Jacobi in katholischen Kreisen mehr oder weniger als Bundesgenossen gegen den Rationalismus empfunden wurden.

[8]) Es ist interessant, daß in der 10. Auflage von Brockhaus' Konversationslexikon, Bd. 6 (1852 erschienen), S. 332 und S. 714, Freiburg als »katholische Universität« bezeichnet wird.

[9]) Vgl. Ztschr. Alemannia 22, S. 206.



Leistungen, sondern zugleich seiner Zugehörigkeit zum Katholizismus. In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts trat eine Wendung ein. Seitdem fehlt der Universität Freiburg durchaus der katholische Charakter. Unter den Hiſtorikern — Treitschke lehrte damals hier — findet sich nur noch ein Katholik, Th. v. Kern.[10]) Dieser jedoch iſt schwerlich als Katholik befördert worden, zumal er nur formell katholisch, sehr antijesuitisch war. Er hatte sich in Freiburg habilitiert, wurde 1866 außerordentlicher, 1870 ordentlicher Professor († 1873). Seine Beförderung iſt also wohl als ein Locoaufsteigen aufzufassen. Nach seinem Tode hatte Freiburg einige Jahrzehnte lang gar keine Katholiken als Geschichtslehrer. Das Ende des Kulturkampfs brachte dann in Freiburg ebenso wie in Bayern, nur viel später, und auch gewiß wesentlich nach bayerischem[11]) Muſter spezifisch katholische Professuren.

In Bayern, Württemberg und Baden korrespondieren die katholischen Dozenten als Vertreter einer spezifisch katholischen Auffassung und das Vorhandensein einer katholisch-theologischen Fakultät an dem betreffenden Orte ebenso wie in Preußen miteinander.

Anders verhielt es sich im Jahre 1901 in Elsaß-Lothringen. Der Hiſtoriker Spahn wurde damals als erſter konfessioneller Professor an eine Universität berufen, die keine katholisch-theologische Fakultät hatte. Nach der Begründung einer katholischen Geschichtsprofessur iſt auch ein spezifisch katholischer Philosoph (Bäumker) nach Straßburg berufen worden, und zwar in eine bisher von einem Proteſtanten bekleidete Professur, übrigens auf Vorschlag der Fakultät.

Die Ernennung Spahns rief große Erregung hervor. Diese hatte ihren Grund (abgesehen von dem Widerspruch gegen konfessionelle Professuren überhaupt) einmal darin, daß damit eine katholische Geschichtsprofessur an einer Universität geschaffen wurde, die, damals wenigſtens, noch keine katholisch-theologische Fakultät besaß. Denn obwohl in den Kreisen der Reichsregierung schon zu jener Zeit die Absicht beſtand, eine solche in Straßburg zu errichten, so iſt doch Spahn nicht bloß mit Rücksicht darauf berufen worden, sondern zugleich, weil man den Wünschen des Zentrums, bezw. beſtimmter katholischer Kreise nach einer katholischen Geschichtsprofessur im allgemeinen nachkommen wollte. Jene Erregung hatte aber noch einen zweiten namhaften Grund: man sah in Straßburg in der Ernennung Spahns ein Eingreifen des preußischen Kultusminiſteriums in die Angelegenheiten der reichsländischen Universität.

Nach diesem hiſtorischen Überblick über die Errichtung konfessioneller Professuren wenden wir uns der Frage zu, inwiefern sie sachlich gerechtfertigt werden können.

Michaelis hält in seinem erwähnten Aufsatz eine konfessionelle Spaltung des Unterrichts in Geschichte und Philosophie an denjenigen Universitäten für berechtigt, an denen eine katholisch-theologische Fakultät beſteht: »an ihnen«,

[10]) Nach Gfrörers Tode (1861) eröffnete sich für Julius Ficker die Aussicht, in Freiburg berücksichtigt zu werden. Sein Streit mit Sybel, also doch wohl sein klerikaler oder wenigstens als solcher geltender Standpunkt machte sie jedoch zunichte (s. J. Jung, Julius Ficker, S. 285, Anm. 1). Dies war die Auffassung der Universität oder Fakultät.

[11]) Die älteren preußischen Verhältnisse können auch als Vorbild gewirkt haben, dagegen kaum die neueren; denn Bonn hatte damals keinen den Ansprüchen des Zentrums genügenden Ordinarius der Geschichte.

sagt er, »mag die Rücksicht auf die Ausbildung katholischer Priester eine solche Scheidung nötig machen.« Obgleich auch wir die Beschränkung konfessioneller Professuren auf jene Universitäten befürworten zu müssen glauben, so möchten wir doch noch einen Grund zugunsten dieser Professuren gelten lassen. Wenn Michaelis meint, daß »die Wissenschaft, das voraussetzungslose und unbeirrte Forschen nach der Wahrheit, ganz unabhängig von der Konfession des Forschers ist«, so hat er für eine Disziplin, wie er sie vertrat, die klassische Archäologie, gewiß recht. Dagegen liegt die Sache bei Disziplinen wie der Philosophie und der Geschichte, in denen die subjektive Auffassung eine so große Rolle spielt, schwieriger. Michaelis ist der Ansicht, daß, wenn tüchtige katholische Vertreter der Wissenschaft vorhanden sind, sie ohne weiteres auch gewählt und ernannt werden.

Wir vermögen indessen dieser doch zu optimistischen Auffassung der Dinge nicht beizustimmen, sondern entnehmen der geschichtlichen Beobachtung ein ganz anderes Resultat. Nach unsern Informationen haben die Inhaber konfessioneller Professuren in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle ihre erste Professur nicht einem Fakultätsvorschlag zu verdanken, sondern einseitiger Ernennung durch die Regierung, und zwar dürften es gerade die tüchtigsten sein, die so zu ihrer ersten Professur gelangt sind. Später sind zwar mehrere von ihnen auch von Fakultäten, und mitunter mit ganz besonderer Empfehlung vorgeschlagen worden, allein stets bloß für konfessionelle Professuren und mehrfach wohl wesentlich auf eine sanftere oder nachdrücklichere Anregung von der Regierung hin. Hieraus ergibt sich die Unrichtigkeit der von Michaelis gemachten Voraussetzung. Es kommt hier noch in Betracht, daß bei der heutigen Art der wissenschaftlichen Arbeit und den Anforderungen, die sie stellt, bei dem großen Zeitaufwand, den sie verlangt, im allgemeinen nur der zu ganz erfolgreichen Produktionen gelangt, der seine Kraft annähernd auf seine Studien konzentrieren kann. Neben einem zeitraubenden andern Beruf läßt sich wissenschaftliche Tätigkeit heute nur in bescheidenerem Umfang betreiben. Daher weisen im großen und ganzen nur diejenigen Universitätslehrer vollen Erfolg auf, die zeitig in die akademische Karriere kommen. Mit andern Worten: von denjenigen spezifisch katholischen Forschern, die in spätern Jahren sehr gut von Fakultäten zensiert worden sind, würde mancher dies Prädikat nicht erhalten haben, wenn er nicht zeitig von einer Regierung die Bestellung zum Professor erlangt hätte.

Man beobachtet also, daß die Fakultäten bewußt katholische Historiker und Philosophen nicht vorschlagen, falls nicht konfessionelle Professuren in Betracht kommen. Das bedeutet, daß diese einen Schutz für die bewußt katholischen Forscher darstellen, und es ist ein unentbehrlicher Schutz. Denn die spezifisch katholischen Gelehrten haben, wenigstens im ganzen genommen, so beträchtliche wissenschaftliche Leistungen aufzuweisen, daß ihr Ausschluß von unsern Hochschulen nicht gerechtfertigt werden könnte.

Andererseits ist jedoch jenes Verfahren der Fakultäten, bewußt katholische Forscher nur für konfessionelle Professuren vorzuschlagen, obwohl es auf den ersten Blick den Stempel der Parteilichkeit an sich zu tragen scheint und im einzelnen Fall auch wohl eine tatsächliche Ungerechtigkeit einschließen mag, doch wiederum verständlich und



entbehrt nicht der Berechtigung. Nach Michaelis' Anschauung müßte man freilich einem ſtreng katholischen Hiſtoriker, der unbeſtreitbare wissenschaftliche Leiſtungen aufzuweisen hat, so daß er etwa mit sechs nichtkatholischen konkurrieren darf — es gibt heute tatsächlich mehrere von dieser Art —, jede beliebige Professur übertragen können. Man denke ihn sich aber in Kiel oder Greifswald oder Jena — um Universitäten in rein proteſtantischen Landschaften zu erwähnen —, wird hier die Studentenschaft, so wertvolles er ihr auch in vieler Beziehung zu bieten vermag, ganz das bei ihm finden, was sie bei ihrem akademischen Lehrer sucht? Und wird er nicht selbſt gelegentlich der Stimmung des »non intelligor ulli« nahekommen? Man vergegenwärtige sich indessen auch nur irgend eine — sagen wir — neutrale Professur an irgend einer andern Universität: wird die Fakultät nicht in der Regel der Ansicht sein, daß ihre Besetzung mit einem bewußt katholischen Dozenten doch nicht alle zu ſtellenden Ansprüche befriedigt? Gewiß gibt es nicht-katholische Studenten, die einem bewußt katholischen Universitätslehrer ihre wissenschaftliche Ausbildung verdanken und an ihrem Lehrer mit Liebe und Verehrung hängen. Seine hauptsächliche und ihm am nächſten ſtehende Zuhörerschaft wird ein solcher doch überwiegend unter den Nichtkatholiken nicht finden. Wenn wir diesen Gesichtspunkt geltend machen, so soll damit natürlich nicht irgend einem Hochmut gegenüber den katholischen Forschern das Wort geredet werden. Nichts wäre lächerlicher, als wenn ein kleiner Gernegroß in seiner beschränkten »Aufklärung« einem tüchtigen katholischen Gelehrten gegenüber den Überlegenen spielen wollte. Aber man darf die ſtark abweichenden Anschauungen, um die es sich hier handelt, nicht übersehen.

Umgekehrt wird auch eine katholische oder richtiger streng katholische Zuhörerschaft bei einem andersgläubigen Lehrer[12]) nicht immer vollständig auf ihre Koſten zu kommen meinen, obwohl in diesem Fall erfahrungsgemäß zwischen dem Dozenten und der Zuhörerschaft mehr Kontakt beſteht als in dem erſten. Hiermit will ich nicht im mindeſten einem irgendwie gearteten formellen Anspruch der Studentenschaft auf Dozenten, die ihren kirchlichen oder politischen Standpunkt vertreten, das Wort reden; selbſtverſtändlich sehe ich einen Vorzug darin, daß der Student sich mit Anschauungen, die nicht von Haus aus die seinigen sind, vertraut macht. Was ich aber zu betonen für notwendig halte, iſt die Tatsache, daß die konfessionellen Professuren für Geschichte und Philosophie doch noch einen andern Grund haben, als das Bedürfnis der katholisch-theologischen Fakultäten. Nicht bloß vom katholischen, sondern auch vom Standpunkt der freien Forschung aus kann man die konfessionelle Scheidung der Professuren unter Umſtänden empfehlen. Die Situation iſt diese: einerseits verlangt es die Gerechtigkeit, daß einem verdienten katholischen Hiſtoriker eine Professur nicht vorenthalten wird; andererseits kann man proteſtantische Studenten nicht

[12]) Ich möchte hier die Anmerkung nicht unterlassen, daß simultaner Geschichtsunterricht in dem Sinn, daß alles vermieden wird, was etwa eine andere Konfession verletzen könnte, auf den Universitäten keinen Platz hat. Jeder Universitätslehrer wird am beſten die Praxis der konfessionellen Schule in dem Sinne üben, daß er ſtets frei seine Meinung ausspricht, wie er sie durch methodische Forschung und ſtrenge Selbſtprüfung gewonnen hat.

zwingen, nur bei ihm die Antwort auf alle die Fragen, die sie bewegen, zu holen. Streng katholische Historiker oder Philosophen werden im allgemeinen nur da zu Professoren zu ernennen sein, wo in der Studentenschaft ein Boden für sie vorhanden ist. Neben ihnen aber werden stets Forscher von anderem Standpunkt angestellt werden müssen.[13]) Eine solche doppelte Besetzung der Professuren, die aus diesem konfessionellen Gesichtspunkt erfolgt, kann zugleich der heute überall zu beobachtenden und überwiegend erfreulichen Teilung der Arbeit zustatten kommen, indem man dem einen oder anderen Professor einen besonderen Vorlesungskreis zuweist. Man darf überhaupt die konfessionelle Teilung der Professuren bis zu einem gewissen Grade als eine willkommene Gelegenheit betrachten, der sich immer mehr aufdrängenden Notwendigkeit der Vermehrung der Professuren Rechnung zu tragen.[14])

Ich weiß wohl, daß alle diese Erwägungen bei denjenigen nicht verfangen, die für die Konstruktion der Universitätsverfassung ein rein formales Prinzip zugrunde legen, mit dem in der Tat die Einrichtung konfessioneller Professuren nicht vereinbar ist. Allein wir haben schon in unseren Erörterungen über die katholisch-theologischen Fakultäten angedeutet, daß in der Verwirklichung eines einfachen logischen Schemas die Lösung der Probleme des Lebens doch nicht liegen kann. Die unbedingte Rationalisierung des Lebens bringt nicht eine Bereicherung, sondern eine Verarmung und Verkümmerung. Was macht unsern Reichtum aus? Doch nicht bloß die formal einwandfreie Methode, sondern dazu noch immer irgend etwas von Anschauung. Was würden wir erhalten, wenn wir von unsern Universitäten alles entfernen wollten, was irgendwie von festen Voraussetzungen, von Gefühlen und Stimmungen ausgeht? Es bliebe ein recht dürftiges Gebilde übrig. Glücklicherweise kann etwas Derartiges niemals verwirklicht werden. Eine ganz »voraussetzungslose« Wissenschaft wird niemals vorhanden sein. Der große Forscher, der vor zehn Jahren das Wort von der voraussetzungslosen Wissenschaft gegenüber den konfessionellen Professuren in Umlauf gesetzt hat, liefert mit seiner Persönlichkeit den Gegenbeweis gegen seine Forderung. Welche riesigen Quantitäten von Haß hat Theodor Mommsen ausgeschüttet, nach den verschiedensten Richtungen hin! In der Zeit der Blüte des Liberalismus haßte er Lasker, der ihm auf die Nerven fiel. Als der Liberalismus beiseite geschoben wurde, widmete er Bismarck einen noch stärkeren Haß. Während er bei der Inaugurierung der Sozialpolitik des Deutschen Reichs alle Sozialpolitik verurteilte und den Kathedersozialismus Schwindel nannte, widmete er später aus Haß gegen die »Reaktion« der Sozialdemokratie seine Anerkennung. Von seinem »gelehrten Haß« kann man etwas Interessantes gedruckt lesen. Alles dies mag man als bloße Äußerungen einer leidenschaftlichen Persönlichkeit erklären. Daß jedoch Mommsen auch in seinen im engsten Sinne wissenschaftlichen Darlegungen, in seinem

[13]) Diese meine Rechtfertigung der konfessionellen Professuren hat natürlich die Konsequenz, daß der Inhaber einer konfessionellen Professur im Fall, daß eine neutrale vakant wird, sie nicht an sich ziehen darf. Täte er es, so würde eine Einseitigkeit des Unterrichtsbetriebs bewirkt, wie wir sie gerade bekämpfen.

[14]) Erörterungen über konfessionelle Professuren, die freilich anders gehalten sind als die obigen, findet man bei Jung, Jul. Ficker, S. 288ff.

verbreitetſten Geſchichtswerk keineswegs »vorausſetzungslos« iſt, läßt ſich mit Händen greifen. Wir fügen hinzu, daß wir es ihm ſelbſtverſtändlich nicht zum Vorwurf machen, daß er konkrete Ideale beſaß — auch darin aber liegt wiederum ein Beweis dafür, daß »Vorausſetzungslosigkeit« auf den Univerſitäten ſelbſt an den anſpruchsvollſten Stellen nicht vorhanden iſt, und daß wir uns mit ihrer Herſtellung — falls ſie möglich wäre — der ausgeprägteſten Charakterbilder berauben würden. Charaktere aber, wie ſie ſich gerade in der Auseinanderſetzung einer feſten Anſchauung, einer Weltanſchauung mit ernſter Forſcherarbeit entwickeln und wie ſie kaum auf dem Boden der kümmerlichen »Vorausſetzungslosigkeit« entſtehen würden, hat doch auch die Einrichtung der konfeſſionellen Profeſſuren den Univerſitäten zugeführt. Wir brauchen hierbei gewiß nicht noch beſonders die Verſicherung abzugeben, daß wir zwiſchen der Gebundenheit, durch die Mommſen gefeſſelt wurde, und der Gebundenheit der katholiſchen Kirche aufs kräftigſte zu unterſcheiden wiſſen, und daß uns ſehr wohl gegenwärtig iſt, wie wir nicht bloß auf den Katholizismus oder gar ſeine ſtrenge Form angewieſen ſind, wenn wir uns vor der Herrſchaft des dürren Rationalismus ſchützen wollen. Man ſchmeichle ſich indeſſen nur ja nicht mit der Meinung, daß nach der Entfernung der konfeſſionellen Profeſſuren und der katholiſch-theologiſchen Fakultäten vollkommen »vorausſetzungsloſe« Wiſſenſchaft auf den Univerſitäten herrſchen werde.[15])

Fragen wir als Hiſtoriker bei der Beurteilung einer Erſcheinung in erſter Linie nach ihrer hiſtoriſchen Bewährung, ſo ſcheuen wir uns nicht zu ſagen, daß die katholiſchen Profeſſuren ſich im ganzen bewährt haben, in dem Sinne wenigſtens, daß die Gelehrten, die in ſie berufen worden ſind, der Mehrzahl nach wiſſenſchaftliche Arbeit geleiſtet haben und als Mitglieder der Gelehrtenrepublik anerkannt werden können. Um von Lebenden nicht zu ſprechen, ſo haben die Namen Aſchbach, Kampſchulte, Cornelius — man denke auch an Ficker und ſeinen Kreis, die hierhin wohl mit zu ziehen ſind — einen guten Klang. Hermann Hüffer hat für ältere Arbeiten, die ihm das Prädikat der konfeſſionellen Befangenheit einbrachten, nachträglich eine entſchiedene Rechtfertigung gefunden. Wenn man nicht ohne Grund einwenden wird, daß die wiſſenſchaftliche Tätigkeit jener Forſcher nicht an die konfeſſionelle Profeſſur gebunden war, ſo erwidern wir, daß dieſe jenen Forſchern immerhin, zunächſt wenigſtens, eine befriedigende Wirkſamkeit und vielleicht meiſtens überhaupt die Möglichkeit der akademiſchen Laufbahn gab.

Wir dürfen wohl ſogar ſo weit gehen, zur Rechtfertigung konfeſſioneller Profeſſuren auf die Anregung hinzuweiſen, die jenen katholiſchen Gelehrten das kirchliche Intereſſe für ihre wiſſenſchaftliche Arbeit gegeben hat. Man beobachtet z. B. bei J. Ficker, wie ſeine wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen aus ſeinen politiſchen und kirchlichen Idealen herauswachſen; und ſeine politiſchen Ideale ſind wiederum von ſeinen kirchlichen ſtark bedingt. Er war ganz

[15]) Von einem internationalen Philoſophenkongreß erzählte mir ein Teilnehmer (der ſelbſt der freiſinnigen Volkspartei angehört), das denkbar Stärkſte von gegenſeitigen Invektiven, von Verdächtigungen des Standpunktes, der Vorausſetzungen des Gegners, was er jemals erlebt, hätten die Verhandlungen in der Sektion für erkenntnistheoretiſche Fragen dargeſtellt.



gewiß auch von sellbſtändigem wissenschaftlichen Interesse erfüllt, im Laufe der Zeit in ſteigendem Maße. Aber maßgebende Anregungen hatten ihm nun einmal seine politischen und kirchlichen Ideale gebracht. Und ähnliches läßt sich bei andern katholischen Gelehrten beobachten. Sollen wir nun diese Quelle gelehrter Studien ganz unterbinden? Sollen wir diese nicht verächtliche Kategorie von Forschern schlechthin von unsern Universitäten verbannen? Wahres Leben wollen wir überall, wo es sich findet, achten und hegen.

Jene katholischen Gelehrten haben festen wissenschaftlichen Sinn auch dadurch bekundet, daß sie (namentlich die in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts in konfessionelle Professuren berufenen) fast sämtlich aus wissenschaftlicher Überzeugung sich der neueren kirchlichen Entwicklung entgegenstellten und nun in Konflikt mit eben der Kirche gerieten, die ihnen ein Amt gesichert hatte, und für die sie auch mit wahrer Überzeugung eingetreten waren. Die Männer, die in einer früheren Zeit als Eiferer des kirchlichen Katholizismus begegnen und geschmäht worden sind, treten später teils aus der Kirche aus, teils verbleiben sie nur mißmutig in ihr, als sie Beschlüsse faßt, die ihre wissenschaftliche Überzeugung stören. Aber auch unabhängig von dem Gegensatz gegen die neuen kirchlichen Wege haben nicht wenige von den Inhabern katholischer Professuren den Beweis geliefert, daß sie den Resultaten wissenschaftlicher Forschung Einfluß auf ihre kirchliche Stellung einräumen. Der Historiker wird nun einmal vom Geist der Geschichte übermannt[16]). Der Gegenstand der Forschung und die allgemeine Luft der Universität, der der katholische Historiker angehört, äußern ihre Wirkung. Immer von neuem nimmt man sie wahr. Man muß fast fürchten, eine Denuntiation bei Pius X. anzubringen, indem man über die Entwicklung des einen und andern Inhabers einer katholischen Professur spricht. Wir fügen deshalb hinzu, daß die katholische Kirche im Grunde keine treueren Söhne hat als diejenigen, die irgendwie im Geruche des „Modernismus" stehen[17]). Sie sind auf die Förderung des Katholizismus aufs eifrigste bedacht und haben auch zweifellos das Ansehen der katholischen Kirche erhöht.

Von der Beobachtung aus, daß wie ſtreng katholische Gelehrte überhaupt so auch katholische Theologen wiederholt zur Kritik der beſtehenden kirchlichen Verhältnisse vorgeschritten sind, würde ich die Aufnahme von Theologen in die philosophische Fakultät unbedenklich finden. Man hat sie gelegentlich aufs heftigste bekämpft, und es läßt sich ja auch leicht deduzieren, daß die Gebundenheit des Klerikers ihn von der philosophischen Fakultät ausschließen müsse. Allein man sollte doch in solchen Fällen die Lehren, die die Geschichte an die Hand gibt, nicht ignorieren. Die Theologen Knoodt und Weber, welche in Bonn und Breslau philosophische Professuren bekleideten, waren dogmatisch beweglicher und freier als der Bonner Philosoph Neuhäußer, der nicht das geistliche Kleid trug. Ohnehin ist es mißlich, um eines formalen Umstandes willen jemandem eine Professur zu versagen, für die er sachlich mehr Eignung besitzt als jemand, der

[16]) Holl, Der Modernismus S. 16.

[17]) Vgl. vorhin Sp. 297 Anm. 3. Dem »Reformkatholiken« Ehrhard wird in der Ztschr. f. Kirchengeschichte 31, S. 460 »Ungerechtigkeit gegen den Protestantismus« vorgeworfen.

ihm vorgezogen wird, weil er nur nicht mit jener formalen Note behaftet ist. Heute hat allerdings der Antimodernisteneid eine neue Situation gebracht, die für die Theologen auch in jener Hinsicht eine ungünstige Wendung bedeutet.

Es käme nun darauf an, einen Maßstab zu gewinnen, in welcher Zahl Professuren für bewußt katholische Hiſtoriker und Philosophen zur Verfügung zu ſtellen wären. Hier wird sich, wie angedeutet, die Beschränkung auf die Universitäten empfehlen, an denen katholisch-theologische Fakultäten vorhanden sind. Denn das sind diejenigen, die zugleich eine ſtarke katholische Studentenschaft in der philosophischen Fakultät haben.

Durchaus vom Übel wäre es, wenn man katholische Professuren etwa nach dem Prozentsatz der katholischen Bevölkerung einrichten wollte. Dadurch gelangte man zu den fürchterlichsten Konsequenzen. Ein solcher Grundsatz iſt schon deshalb abzulehnen, weil die katholische Bevölkerung, insbesondere auch die katholische Studentenschaft, keineswegs durchweg den streng katholischen Standpunkt einnimmt. Sodann ließe er sich wegen der geringen Zahl der streng katholischen Gelehrten schlechterdings nicht verwirklichen. Diese unbestreitbare Tatsache haben wir auch in Rechnung zu ziehen. Aus den Kreisen des Zentrums ist zwar oft die Klage erhoben worden, daß katholische Gelehrte schlechthin zurückgesetzt würden. In den erregten Zeiten des Kulturkampfs mag eine entsprechende Kampfesstimmung tatsächlich bestanden haben. Dennoch ist gerade damals wohl kaum einem qualifizierten ſtreng römisch-katholischen Gelehrten eine Professur ...renthalten worden, aus dem einfachen ...le, weil es an solchen Kräften mangelte. Die gutkatholischen Gelehrten, die es bis zum vatikanischen Konzil in den philosophischen Fakultäten in beträchtlicher Zahl gegeben hatte (Cornelius, Kampschulte, Knoodt, Weber u. s. w.), waren inzwischen der Mehrzahl nach zum Altkatholizismus übergetreten; eine mittlere Generation schloß sich ihnen an (Stieve, A. v. Druffel u. s. w.). Jüngerer gut katholischer Nachwuchs ſtand noch nicht zur Verfügung. Windthorſt empfahl Janssen für eine Professur. Aber dieser Zettelkaſtenausschütter wäre, mag man im übrigen ihn auch schätzen, ein sehr schlechter Universitätslehrer gewesen; er hätte seine Schwächen seinen Schülern in erhöhter Potenz mitgeteilt. Seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bildete sich dann langsam ein neuer Stamm katholischer Forscher. Diese gelangten auch zu Professuren, allerdings, wie wie wir vorhin darlegten, zunächst nicht durch die Fakultäten, sondern wesentlich durch den Staat. Dieser hat dafür gesorgt, daß, so wie die erforderlichen wissenschaftlichen Leiſtungen vorlagen, der betreffende Gelehrte auch eine Professur fand. Die Karriere der bewußt katholischen Forscher dieser Zeit iſt im allgemeinen recht gut gewesen. Wenn vielleicht jemand, der in einer konfessionellen Professur saß, das Gefühl hatte, daß ihm auch wohl eine angesehenere Professur an einer neutralen Stelle gebühre, so wird er sich haben sagen müssen, daß ihm die dortige Lehrtätigkeit doch nicht rechte Befriedigung gewährt hätte. Mit dem Anspruch einer Konfession auf gewisse Professuren iſt auch eine Grenze der Verwendbarkeit ihrer Angehörigen gegeben. Jedenfalls kann von Zurücksetzung so wenig die Rede sein, daß manche Katholiken sogar über Verdienſt befördert worden sind. Erfreulicherweise handelt es sich jedoch dabei um



vereinzelte Fälle; meiſtens haben diejenigen, die in neuerer Zeit in Professuren gelangt sind, entsprechende wissenschaftliche Leiſtungen aufzuweisen. Nach den bisherigen Erfahrungen werden die an Universitäten mit katholisch-theologischen Fakultäten vorhandenen Professuren für Hiſtoriker und Philosophen wohl hinreichen, um allen spezifisch katholischen Forschern, die sich wissenschaftlich wirklich verdient machen, die ihnen zukommende Stellung zu gewähren. Bei ſtarkem Bedürfnis wird man auch nicht abgeneigt sein, eine neue Professur zu schaffen, da ja der Universitätsapparat, zumal in Preußen, genügende Beweglichkeit besitzt. Natürlich aber dürfen die spezifisch katholischen Forscher nie eine bessere Karriere beanspruchen als die anderen, sondern müssen sich den allgemeinen Verhältnissen fügen.[18]) Tritt in einer Disziplin ein Überangebot von Kräften ein, so werden die Katholiken sich ebenso in Geduld zu fassen haben wie die andern.

Wenn wir nun den konfessionellen Professuren für Geschichte und Philosophie in gewisser Weise das Wort reden, so möchten wir freilich nach mehreren Richtungen hin eine Einschränkung hinzufügen.

Erſtens ſtellen jene Professuren das Maximum des Zuzugeſtehenden dar.

Zweitens empfiehlt sich nicht die ſtatutenmäßige Feſtlegung der konfessionellen Professuren. Eine solche bedeutet doch, daß der Lehrſtuhl unbedingt dauernd mit einem Katholiken besetzt werden soll. Wie aber, wenn ein tüchtiger katholischer Gelehrter nicht zu gewinnen iſt? Es iſt dann doch besser, die Professur gar nicht, als sie mit einer Null zu besetzen. Die Katholiken (ich spreche hier immer von denen, die einen spezifisch katholischen Standpunkt vertreten) können selbſt nicht wünschen, daß die konfessionelle Professur um jeden Preis besetzt wird. Denn abgesehen davon, daß ein unfähiger Dozent die katholische Wissenschaft diskreditieren würde, bietet ein fähiger proteſtantischer Dozent den katholischen Studenten mehr als ein unfähiger katholischer. Es mag hier daran erinnert werden, daß nicht wenige namhafte katholische Forscher ihre Ausbildung von Proteſtanten oder liberalen Katholiken erhalten haben.

Bessere Dienſte als ein Statut leiſtet ein loses Herkommen. Dieses läßt die nötige Bewegungsfreiheit übrig. Andererseits bedeutet es eine Stärkung des Gerechtigkeitsgefühls gegenüber dem Katholizismus, indem man sich sagt, daß für die betreffenden Stellen herkömmlich tüchtige Katholiken berufen werden. Eine so dehnbare ſtatutarische Beſtimmung wie die der Münſterschen Satzung von 1902, daß nur »nach Möglichkeit« Katholiken gewonnen werden sollen, läßt sich natürlich auch verteidigen.

Weiter iſt es unbedingte Voraussetzung für die konfessionellen Professuren, daß der Staat ihre Inhaber gegen etwaige kirchliche Ansprüche schützt. Unbedingt gilt für sie in dieser Hinsicht das, was K. v. Amira auf dem Jenaer Hochschullehrertag über die theologischen Professoren gesagt hat: »Jede Regierung, auch die freisinnigſte, wird sich bei den theologischen Fakultäten

[18]) Ungünſtiger als die ſtreng römisch-katholischen ſtehen gelegentlich diejenigen Katholiken, die zu keiner der großen Parteien gehören, die also wohl katholisch, aber weder streng römisch, noch ganz »liberal« gesinnt sind. Nachdem sie eine Zeitlang sehr wenig zahlreich gewesen waren, wird sich ihre Zahl in der nächſten Zeit vielleicht mehren. Es iſt ja eine bekannte Erscheinung, daß der am beſten fährt, der mit der großen Menge geht.



vor der Berufung überlegen müssen, ob nach der Stellung der kirchlichen Behörden der akademische Lehrer auf eine Wirksamkeit rechnen kann. Aber ganz anders steht die Sache, wenn er einmal angestellt ist. Dann darf der akademische Lehrer nichts mehr zu fürchten haben .... Dann muß er fest in seinem Amte stehen, weil nur dadurch die Freiheit der Lehre gesichert werden kann. Wenn zu ihm keine Hörer mehr kommen, so muß er das hinnehmen; zutreiben kann ihm die Regierung keine; sonst würde sie gegen die Lernfreiheit verstoßen. Aber ebenso wenig darf sie ihn entlassen. Das einzige, was sie tun kann, ist, ihm einen zweiten oder dritten Strafprofessor zur Seite zu stellen.«

Um endlich noch einem Mißverständnis zu begegnen, so sollen die oben gegebenen Erörterungen nicht so verstanden werden, als ob einem bewußt katholischen Historiker oder Philosophen eine nicht konfessionelle Professur unter allen Umständen versagt bleiben darf. Wir wollten es nur als die Regel bezeichnen, daß die bewußt katholischen Dozenten für konfessionelle Professuren berufen werden. Überhaupt können für die Verwaltung der konfessionellen Professuren nicht ganz feste Grundsätze aufgestellt werden. Es kommt hier wesentlich auf den Takt bei der Ausführung im einzelnen an. Es gibt im Leben Dinge, die man nicht übertreiben darf; sonst entsteht eine Geschmacklosigkeit. Bei richtiger Anwendung aber gelangt man zu etwas Gutem.

Natürlich ist mit einer Einrichtung, wie sie die konfessionelle Professur darstellt, die Gefahr von Mißbräuchen verbunden.

Es wird, mit Nennung aller Namen, von einer philosophischen Fakultät berichtet, daß die streng katholische Seite einen begabten und tätigen Katholiken von gut kirchlicher Färbung, einen Mann, der gern einmal etwas rumorte, präsentierte, während die Gegenpartei einen noch begabteren liberalen Katholiken als ihren Kandidaten aufstellte. Zunächst wollte niemand nachgeben. Schließlich aber einigte man sich: die Gegenpartei gab zu, daß der neu zu berufende Professor streng katholisch sein solle, knüpfte daran aber die Bedingung, daß er von bescheidenen Sitten und Fähigkeiten sei. Es wurde auch ein diesen Anforderungen entsprechender Dozent berufen, und seine liberalen Kollegen waren dann entzückt über sein liebenswürdiges und feines Wesen, wie er ihnen denn in der Tat nach keiner Richtung hin unbequem war.

Solche Mißbräuche sind denkbar. Handelt es sich aber in jenem Fall um etwas, was in andern Verhältnissen gar nicht vorkommt? Die Kategorie des bequemen Kollegen, des liebenswürdigen Kompromißkandidaten, ist eine erfreulicherweise nicht gerade verbreitete, aber doch nicht unbekannte Erscheinung und taucht auch in solchen Fakultäten auf, die durch konfessionelle Rücksichten nicht im allermindesten gefesselt sind.

Wenden wir uns nach diesen Feststellungen und Erwägungen allgemeiner Natur der Frage zu, wie der Dezernent in Preußen sich gegenüber dem Verlangen des Zentrums nach katholischen Professuren verhalten hat, so kommen hier zunächst die Inhaber der alten konfessionellen Lehrstühle in Betracht. Mehrere von ihnen hatten sich dem Altkatholizismus angeschlossen. Die Forderung des Zentrums oder der Bischöfe, neben ihnen römisch-katholische Dozenten anzustellen, konnte die Regierung unmöglich sogleich erfüllen; sie mußte zunächst die Abwicklung der Krisis in der katholischen Kirche ab-



warten. Später ist sie jenen Wünschen entgegengekommen. Es zeigte sich aber dabei die Schwierigkeit, die in dem Begriff der katholischen Professur liegt. Der in Bonn vorhandene katholische Historiker, der sich anfangs der altkatholischen Bewegung angeschlossen hatte, sagte sich mit andern, als sie eine weitere Entwicklung nahm, von ihr los. Er genügte nicht den Ansprüchen des Zentrums, war jedoch Katholik und nicht bloß dem Namen nach. Zentrumskreise und der Erzbischof von Köln verlangten, daß neben ihm ein katholischer Historiker nach ihrem Sinne angestellt werde. Sollte aber die Regierung ihn durch die Gewährung einer solchen Forderung zum Nichtkatholiken stempeln? Sie hat sich denn auch lange (unterstützt durch die Haltung der Fakultät) dessen geweigert. Einen von einflußreicher Zentrumsstelle und durch den Erzbischof präsentierten Kandidaten wies sie zurück, nachdem sie sich durch umfassende Erkundigungen informiert hatte, daß er sachlich nicht so hoch zu stellen sei, wie seine Gönner meinten. Schließlich kann eine unbequeme Situation durch neue Verteilung der Lehrfächer unter Umständen beseitigt werden. Dazu bot die Bonner Fakultät die Hand, indem sie bereit war, für die vakant gewordene Professur für historische Hilfswissenschaften einen strengen Katholiken, der sich gerade auf diesem Gebiet sehr verdient gemacht hatte (übrigens neben kirchlich andersstehenden namhaften Vertretern dieses Fachs), vorzuschlagen[19]); es wäre ihm bei der Übertragung einer solchen Professur zweifellos unbenommen gewesen, seine Vorlesungstätigkeit noch auf weitere Gebiete auszudehnen. Wie sich dann die Dinge weiter gestaltet haben, dies darzulegen müssen wir uns bei der verhältnismäßigen Neuheit der Vorgänge versagen.

Aufs heftigste ist der Dezernent wegen der Begründung der Spahnschen Professur in Straßburg angegriffen worden. Hauptgründe dieser Angriffe haben wir schon erwähnt: zum ersten Male wurde ein konfessioneller Lehrstuhl an einer Universität ohne katholisch-theologische Fakultät errichtet, und es machte sich ferner bei diesen Dingen der Einfluß des preußischen Dezernenten auf die Verwaltung der reichsländischen Universität geltend. Selbstverständlich sehe ich in dem Aufgehen Elsaß-Lothringens in Preußen das Ideal für diese Landschaften politischer Experimentierversuche. Allein solange Elsaß-Lothringen eine Sonderstellung einnimmt und eine eigene Universität besitzt, ist es auch wünschenswert, daß sie von den reichsländischen Instanzen verwaltet wird. Darin liegt ja vielleicht der größte Vorzug unserer Vielstaaterei, daß unser wissenschaftliches Leben eine Mehrzahl von Zentren hat und die Verwaltung der Universitäten von verschiedenen Stellen aus geführt wird. Weiter ist dem Dezernenten vorgeworfen worden, daß er den Straßburger Historiker als Sohn eines einflußreichen Zentrumsführers protegiert habe. Obwohl dies Motiv mit wirksam gewesen sein wird, so läßt sich über das Maß seiner Wirksamkeit doch streiten. Einmal nämlich ist es fraglich, ob den Dezernenten zur Beförderung des jungen Historikers nicht dessen Abweichung vom offiziellen Zentrumsprogramm mehr bestimmt hat als sein persönliches Verhältnis zu dem Zentrumsführer. Sodann waren dem Dezernenten von (nicht katholischen) Universitätslehrern vorzügliche Zeugnisse über die wissenschaftliche Leistungs-

[19]) Es ist überflüssig, hier auf die kurze Lehrtätigkeit zweier katholischer Extraordinarien einzugehen.





fähigkeit Spahns ausgeſtellt worden. An dieser Stelle die Bedeutung der Arbeiten desselben zu diskutieren hat keinen Zweck[20]). Jedenfalls lagen jene Zeugnisse dem Dezernenten vor. So konnte er denn der Überzeugung leben, daß die Akten des Miniſteriums einſt den Beweis liefern würden, er habe nur einen vorzüglich empfohlenen Dozenten empfohlen, und auf diese Weise erklärt sich auch das damals nach Elsaß-Lothringen abgesandte kaiserliche Telegramm.

Neue konfessionelle Professuren sind zur Zeit des Dezernenten in Preußen nicht begründet worden. Etwas anderes iſt es, ob die Regierung im einzelnen Fall bei einer sozusagen interkonfessionellen Professur einem Katholiken als Katholiken den Vorzug gegeben, also — um ein ganz krasses Beispiel zu wählen — einen Mathematiker oder Chemiker oder Bibliotheksbeamten ernannt hat, weil er Katholik war. Dies iſt zweifellos ein paarmal geschehen. Allerdings darf man hier nicht vorschnell urteilen. Da man in Universitätskreisen bei der Regierung eine allgemeine Geneigtheit, Katholiken zu berufen, voraussetzte, so nahm man bei der Ernennung eines Katholiken oft ohne weiteres an, daß sie lediglich oder wesentlich um des katholischen Bekenntnisses willen erfolgt sei, und mitunter hat man sich bei einer solchen Anschuldigung geirrt. Ich würde dies Urteil nicht aussprechen, wenn ich mir nicht selbſt eines solchen Irrtums (aus meiner Münſterschen Zeit) bewußt wäre.

[20]) Über die hier in Betracht kommende Literatur vgl. meine Ausführungen in der Hiſt. Ztschr. 79 (1897), S. 107 ff. und in der Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1904, S. 792 ff. Niemand kann den Arbeiten Spahns Verdienſte absprechen. Doch über das Maß gibt es einen Dissensus.

In andern Fällen aber läßt es sich nicht in Abrede ſtellen, daß die Regierung einem Kandidaten mehr oder weniger wesentlich um seines katholischen Bekenntnisses wegen den Vorzug gegeben hat.[21]) Insbesondere die Akademie Münſter (wenngleich nicht bloß sie) hat dies erfahren; es war wohl nicht reiner Zufall, daß die Zahl der proteſtantischen Dozenten eine Zeitlang an ihr abnahm. Allerdings beſtand ja die Gefahr der Katholisierung für die übrigen Hochschulen nicht. Und auch in Münſter legte die Regierung von sich aus zu allen Zeiten Wert darauf, den paritätischen, d. h. nicht rein katholischen Charakter der Akademie feſtzuhalten. Diese Auffassung läßt sich schon daraus erschließen, daß die Regierung gelegentlich bei einseitiger Ernennung (ohne Fakultätsvorschlag) einen Proteſtanten wählte. Immerhin dürfte die Tatsache einer gewissen Nachgiebigkeit gegen Zentrumswünsche in ein paar Fällen beſtehen bleiben. Und wahrscheinlich würde deren Zahl sich noch etwas geſteigert haben, wenn die Fakultät nicht solchen Beſtrebungen entschiedenen Widerſtand entgegengesetzt hätte. Jene Nachgiebigkeit iſt auch bei anderer Gelegenheit als bei Berufungen zum Ausdruck gekommen. Als z. B. eine Fakultät das Habilitationsgesuch eines Klerikalen abwies, forderte die Regierung Bericht über die Gründe der Abweisung ein (es geschah in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts). Das war unzulässig. Die Habilitation muß freie Angelegenheit der Fakultät sein, und gerade die preußische

[21]) Selbſtverſtändlich soll hiermit kein allgemeines Urteil über wissenschaftliche Unzulänglichkeit der betreffenden Personen ausgesprochen, sondern nur angedeutet werden, daß hier und da ein Nichtkatholik vielleicht mehr am Platze gewesen wäre.



Universitätsverfassung ſtellt die Fakultäten in dieser Beziehung freier, als sie anderswo ſtehen. Es iſt ziemlich sicher, daß jener Bericht — den zu erſtatten die Fakultät übrigens ablehnte — mit Rücksicht auf den Katholizismus des Petenten eingefordert wurde.

Es verdient nun Beachtung, daß das Entgegenkommen der Regierung gegenüber den Zentrumswünschen, welches zur Zeit des Dezernenten ſtattgefunden hat, nicht eigentlich durch die parlamentarischen Gruppierungen des Einzelſtaats bewirkt worden iſt. Die innern Verhältnisse Preußens hätten eine derartige Nachgiebigkeit nicht nötig gemacht. Preußen brachte hier dem Reich Opfer. Der Zusammenhang der Dinge war, kurz ausgedrückt, der, daß die Reichsregierung, da sie von den freisinnigen Gruppen im Stich gelassen wurde, sich um die Gunſt des Zentrums bewarb. So wurden Professuren preußischer Hochschulen geopfert, um jenes in gute Stimmung zu bringen.

Die andern deutschen Staaten ließen Preußen dies Odium im Interesse des Reichs auf sich nehmen und blieben von solcher Einwirkung der Reichsverhältnisse frei. Sachsen, Hessen, Mecklenburg usw. brauchten sich in der Universitätsverwaltung nicht um die Wünsche des Zentrums zu kümmern. Allerdings haben die badische und namentlich die bayerische Regierung sich ebenfalls zu Zugeſtändnissen an das Zentrum genötigt gesehen. Hier geschah es jedoch nicht wegen der Reichsverhältnisse, sondern der innern parlamentarischen Konſtellation.

Es hat sich uns aber gezeigt, daß die Nachgiebigkeit der preußischen Regierung doch eben nur eine beschränkte gewesen iſt. Und der Grund dieser Beschränkung, die Ursache des freieren Spielraums, der der Regierung blieb, iſt eben unsere konſtitutionelle Verfassung. Bei ihr »handelt es sich« — um wiederum mit O. Hintze zu reden — »nur um einen indirekten Einfluß der Parteien auf die Regierung. Im parlamentarischen Syſtem **regieren** die Parteien geradezu; im monarchisch-konſtitutionellen Syſtem üben sie höchſtens einen **Einfluß** aus, der durch das Medium des königlichen Miniſteriums hindurchgehen muß, um wirksam zu werden«. Wir haben wahrgenommen, wie die Unterrichtsverwaltung zwar Rücksicht auf Wünsche der Zentrumspartei nimmt, wie diese Rücksicht aber noch keine im einzelnen beſtimmte Direktion gibt; das Miniſterium verhilft nach wesentlich eigenem Ermessen verschiedenen Richtungen zur Anerkennung. Der Zuſtand der völligen Anpassung der Verwaltung an die Parteiwünsche — den man oft für die preußische Verwaltung irriger Weise behauptet hat — würde eintreten, falls wir eine **parlamentarische** Regierung hätten. Durch unsere konſtitutionelle Verfassung aber sind wir vor jenem Zuſtand bewahrt geblieben. Der Dezernent iſt so wenig auf die einfachen Parteiwünsche eingegangen, daß er vielmehr den von der Parteischablone irgendwie abweichenden große Aufmerksamkeit zugewandt hat.[22])

---

22) Um ein Beispiel dafür anzuführen, mit welcher Leichtherzigkeit man gelegentlich den Dezernenten zum Organ der Zentrumswünsche geſtempelt hat, so brachte die »Frankfurter Zeitung« vom 25. Oktober 1906 (Nr. 295) einen (inhaltlich von der »Berliner Volkszeitung« wiederholten) Artikel von Dr. Gundlach, in dem behauptet wurde, der »ungenügend qualifizierte« Hiſtoriker Tangl sei von Althoff »lediglich darum in das Amt befördert worden, weil er Katholik iſt«. Dieser Artikel hat bereits durch den »permanenten Ausschuß der Zentraldirektion der Monumenta Germ. hist.« im »Neuen Archiv« Bd. 32. S. 507 eine Widerlegung erfahren. Tatsächlich war Tangl von der Berliner wie vorher von der Marburger Fakultät dringend gewünscht

Es sei auch daran erinnert, daß die neuen Statuten der Universität Münſter, die doch die ſtaatlichen Rechte deutlicher zum Ausdruck bringen, aus einer Zeit ſtammen, in der nach vulgärer Anschauung das Zentrum die Regierung durchaus beherrschte.

Ich brauche mich wohl nicht gegen das Mißverſtändnis zu wehren, als ob ich dem konſtitutionellen Syſtem die Wirkung zusprechen wollte, allen Gefahren, die vom Parteiwesen drohen die Spitze abzubrechen. Es bedarf keiner näheren Darlegung, daß auch in einer konſtitutionellen Monarchie der Einfluß einer oder mehrerer Parteien eine nicht wünschenswerte Richtung nehmen und die Lösung notwendiger Aufgaben hemmen kann. Ich habe ja ſelbſt mehrere kritische Punkte in der Universitätsverwaltung — von der übrigens, was ich hierbei zu beachten bitte, in meiner Abhandlung allein die Rede iſt — angedeutet. Aber eins wird eine unbefangene Betrachtung doch immer von neuem ergeben: daß nämlich die Gesichtspunkte, von denen sich die Universitätsverwaltung in Preußen leiten läßt, zu sehr beträchtlichem Teil unabhängig von Parteiwünschen sind, daß alle Parteiwünsche erſt ein wesentlich ſelbſtändig entscheidendes Miniſterium, »das Medium des königlichen Miniſteriums« (nach O. Hintzes Ausdruck), passieren müssen.

Neben der konſtitutionellen Verfassung bietet den deutschen Regierungen eine Stütze gegenüber den Wünschen, mit denen die politischen Parteien die Universitäten bedenken, auch das Vorschlagsrecht der Fakultäten[23]). Wir haben ja wiederholt Veranlassung gehabt, hervorzuheben, wie gerade in unserm Fall die Fakultäten sich Forderungen, die aus Parteibeſtrebungen herſtammten, entgegensetzten. Es iſt ihnen sogar der größere Eifer in der Ablehnung der Zentrumsforderungen zuzusprechen, und mehrfach iſt der Widerſtand der Regierung gegen diese erſt durch die Fakultäten, direkt oder indirekt, hervorgerufen worden. Doch darf man sich Regierung und Fakultäten hier nicht als Inſtanzen von ganz verschiedenen Auffassungen denken. Der im Herbſt 1901 abgegebenen Erklärung der preußischen Regierung, daß sie auf das Fakultätsrecht großes Gewicht lege, iſt durchaus Glauben zu schenken[24]). Sie hat nachweislich oft Partei= und persönliche Wünsche mit dem Hinweis auf das Fakultätsrecht abgewiesen, und sie hat einen solchen Hinweis zweifellos nicht selten mit wahrem Vergnügen gegeben. Wir wollen uns auch gegenwärtig halten, daß die Fakultät den Vorzug hat, sich auf Beschlüsse im geschlossenen und ſtillen Sitzungszimmer beschränken zu können, während der Regierung die läſtigere Aufgabe zufällt, den persönlichen Kampf mit den Vertretern der Parteien zu führen. Die Erinnerung an diesen Unterschied soll keineswegs das

worden. Die Marburger bedauerte seinen Weggang aufs lebhafteſte. Er iſt zwar Katholik, aber so wenig Zentrumsmann, daß der Bischof proteſtieren würde, wenn die Regierung ihm eine katholische Professur übertragen wollte. Als persönlicher Kandidat des Dezernenten konnte er gar nicht gelten. Man hat sogar Anlaß zu der Vermutung, daß dieser lieber einem andern Hiſtoriker (der Proteſtant iſt) die Berliner Professur für Hilfswissenschaften zugewandt hätte; er folgte einfach dem Fakultätsvorschlag. Den Anschuldigungen jenes Artikels liegt schlechterdings nichts tatsächliches zu Grunde.

[23]) In den nichtpreußischen Staaten steht neben dem Vorschlagsrecht der Fakultäten oder an dessen Stelle meiſtens ein Vorschlagsrecht des akademischen Senats, also der Gesamtuniversität.

[24]) Vgl. G. Cohn, Internationale Wochenschrift vom 13. Mai 1911, Spalte 588.

unendlich wichtige Fakultätsrecht herabsetzen; wir halten es aber für unsere Pflicht, die Dinge nach beiden Seiten hin gerecht abzuwägen.

Es trifft sich eigentümlich, daß diejenigen politischen Parteien, aus deren Lager zum größeren Teil die Schilderungen von dem Parteiregiment in Preußen zur Zeit des Dezernenten stammen, die Herstellung einer parlamentarischen Regierung für Deutschland und seine Einzelstaaten fordern. Keiner näheren Darlegung bedarf es aber, daß in dem Maße, in welchem sich schärfere parlamentarische Formen bei uns ausbilden, das Fakultätsrecht mehr oder weniger beiseite geschoben werden würde. Eine Zwischeninstanz wie die selbständige Fakultät läßt eine ausgesprochen parlamentarische Verfassung nicht zu. Gerade auch durch die konstitutionelle Monarchie wird das Fakultätsrecht verbürgt. Wie zwischen allen Verwaltungsinstanzen kommt es zwischen Regierung und Fakultät mehrfach zu Kompetenzkonflikten und Reibereien. Richtig gefaßt sind sie jedoch Bundesgenossen. Für diese Beziehungen bietet die Abhandlung von Gustav Cohn über »Stiftungsuniversitäten und Staatsuniversitäten« in der »Internationalen Wochenschrift« vom 13. Mai 1911, wenn bei ihr auch ein anderer Gesichtspunkt im Vordergrund steht, sehr wertvolle Beobachtungen.

Unsere Betrachtungen ließen sich noch erheblich erweitern.

Wir haben der Hauptsache nach nur einige verfassungsgeschichtliche Tatsachen ermittelt. Innerhalb des damit gegebenen Rahmens haben die führenden Beamten Gelegenheit und Aufforderung, ihre Begabung und ihre Kunst in ganz persönlicher Art zu beweisen. Die allgemeine Situation kann eine Regierung ebenso in der inneren wie in der äußeren Politik zur Nachgiebigkeit gegen eine andere Macht nötigen. Aber das Maß der Nachgiebigkeit ist noch nicht mit der Notwendigkeit der Nachgiebigkeit überhaupt bestimmt. Hier bleibt vielmehr der Energie und dem diplomatischen Geschick der einzelnen Persönlichkeit ein freier Spielraum.[25]) Das Zwischenglied der Persönlichkeit kommt eben in Frage. Einiges zur Charakteristik des Dezernenten in dieser Hinsicht hat ja unsere Abhandlung beizusteuern vermocht. Allein ein vollständiges Bild hiervon wird man erst gewinnen, wenn einmal die Akten über die preußische Unterrichtsverwaltung der letzten Jahrzehnte zur Verfügung gestellt sein werden.

Wir haben von den Zentrumswünschen gegenüber der Universitätsverwaltung gesprochen. Natürlich gilt das, was wir von der Abwehr von Parteiforderungen gesagt haben, für alle andern Parteien ganz ebenso wie für die Zentrumspartei: die staatliche Verwaltung ist von jeder Art von Parteiregiment freizuhalten. Nun können freilich durch die Parteien und im Rahmen der Partei auch sachlich berechtigte Wünsche vorgebracht werden, und wir wollen nicht dem Geständnis ausweichen, daß solche auch von Zentrumskreisen oder der offiziellen katholischen Kirche ausgegangen sind. In welchem Maß ihre Bestrebungen sachliche Berechtigung gehabt haben, wird aus unsern Darlegungen unschwer zu entnehmen sein. Lehrreich aber wäre ein Vergleich der Bemühungen der anderen Parteien mit denen der Zentrumspartei.

[25]) Bei der Beurteilung der Haltung, die die Minister und Ministerialbeamten dem Zentrum gegenüber eingenommen haben, hat man ein Vergleichsobjekt an den liberalen Bürgermeistern, die mit einer starken Minorität der Zentrumspartei unter den Stadtverordneten rechnen müssen. Es sei hier nur bemerkt, daß manche von ihnen sich äußerst diplomatisch verhalten, einen Konflikt nicht lieben.



Noch ergiebiger wäre es, zu dem preußischen Beispiel das von Bayern und Baden heranzuziehen. Auch hier besteht, wie in den deutschen Staaten überhaupt, nicht parlamentarisches Regiment, sondern ebenfalls die konstitutionelle Monarchie. Und beide Staaten liefern denn auch bemerkenswerte Belege für die Geschichte des Verhältnisses von Partei und Universitätsverwaltung in der angedeuteten Richtung. Interessant sind die Verhältnisse beider Staaten ferner dadurch, daß sie die Bedeutung der Persönlichkeit der Minister und der Räte in besonders greifbarer Gestalt erkennen lassen.

Endlich wäre es lohnend, zeitlich zurückzugreifen und die preußische Unterrichtsverwaltung in der Periode der Blüte des Liberalismus in Vergleich zu stellen. Wir würden da die Wahrnehmung machen, daß auch damals die konstitutionelle Monarchie ihren Charakter bekundet hat, und daß Falk, der Kultusminister der liberalen Ära, keineswegs so liberal gewesen ist wie die Majoritäten im Reichstag und im preußischen Abgeordnetenhaus zu seiner Zeit.

Doch alle diese Perspektiven zu verfolgen, würde zu weit führen. Fassen wir die Erfahrungen, die man aus der dargelegten Geschichte der konfessionellen Professuren schöpfen kann, zusammen, so ergibt sich wohl als Resultat, daß es sich empfehlen dürfte, einer unsachlichen Ausdehnung derselben Widerstand zu leisten, grundsätzlich aber die Einrichtung anzuerkennen. Wenn Regierung und Fakultäten sich auf diesem Boden zusammenfinden und ihr Augenmerk weiter nur dahin richten, für die in Betracht kommenden Lehrstühle die geeignete Persönlichkeit auszuwählen, so wird der Wissenschaft besser gedient sein, als wenn die Fakultäten sich gegen die Einrichtung schlechthin ablehnend verhalten und nun der Regierung es überlassen, allein für die Erledigung einer Sache zu sorgen, die durchaus nicht bloß aus taktischen Gründen, sondern aus einfach sachlichen Erwägungen sich als eine Notwendigkeit darstellt.

Gewissermaßen anhangsweise möchten wir noch ein Verhältnis des Dezernenten zum Katholizismus, das sich nicht auf die Universitätslehrer, sondern die Studentenschaft bezieht, berühren. Vor wenigen Jahren ist das gesamte preußische Kultusministerium und so insbesondere auch der Dezernent aufs leidenschaftlichste der Kriecherei vor dem Zentrum verdächtigt worden, weil es sich dem Feldzug gegen die katholischen Studentenverbindungen widersetzte. Wir können uns über diese Frage kurz fassen, weil aus der nicht katholischen Studentenschaft selbst inzwischen schon ein Urteil über jenen Feldzug gefällt worden ist: die katholischen Korporationen, denen man damals die Existenzberechtigung schlechthin absprach, sind seitdem an verschiedenen Universitäten bereits wieder von den nichtkonfessionellen Gruppen anerkannt worden. Man mag auf seiten der Angreifer edle Motive annehmen, an den katholischen Korporationen manches tadeln[26]), die einzelnen Maßnahmen der Regierung in jenen Streitigkeiten kriti-

[26]) Um neuere Stimmen über die Berechtigung der katholischen Korporationen zu verzeichnen, so sei auf die »Deutsche Wacht« vom 20. August 1911, Nr. 34, S. 366 hingewiesen. Wie daselbst erwähnt, beklagt Prof. G. Kaufmann (Breslau), daß die katholischen Verbindungen »einen erheblichen Teil der Studierenden katholischer Konfession dem näheren Verkehr mit ihren evangelischen Kommilitonen entziehen.« Andererseits hebt er hervor, daß »diese Entwicklung durch den Duellzwang der meisten Korporationen gefördert ist«.



sieren, dem Dezernenten vorwerfen, daß er den Gegensatz zu opportunistisch angesehen habe — unter allen Umständen bleibt die Tatsache bestehen, daß der Feldzug in der Art, wie er geführt wurde, ungerecht und unzweckmäßig war, und daß die Regierung ihm ganz unmöglich zustimmen konnte. Von der Beurteilung der einzelnen Maßnahmen, die der Dezernent empfohlen haben mag, sehen wir, wie bemerkt, ab. Indessen, daß er überhaupt sich der katholischen Korporationen angenommen hat, das gereicht ihm zum Ruhm. Eine Verurteilung jenes Feldzuges haben ja auch viele Hochschullehrer, unter ihnen protestantische Theologen verschiedener Richtungen, ausgesprochen.

Sehr wahr sagt Paulsen in seinem Aufsatz »Die Krisis der katholisch-theologischen Fakultäten Deutschlands« (Internationale Wochenschrift, Jahrgang 1907, Sp. 1143 f.): »Für alle diejenigen, die nicht unmittelbar beteiligt sind, ist eine indirekte Unterstützung der Abwehr (der den Fakultäten drohenden Gefahr) in der Gestalt möglich, daß sie dem törichten Radikalismus wehren helfen, der den ‚Kulturkampf' als Kreuzzug zur Vertilgung des Katholizismus herbeisehnt. Wer diesen ‚Kulturkampf' schürt, betreibt die Geschäfte der Gegner. Fanatischer Atheismus, oder, wie er sich jetzt mit neuem Decknamen nennt, ‚Monismus', treibt dem Jesuitismus die Schäflein zu. So muß auch jener von Studenten entrierte oder ihnen soufflierte Kulturkampf gegen die katholischen Verbindungen auf deutschen Universitäten als ein wahres Musterbeispiel irregeleiteter Politik erscheinen: meint man wirklich, daß man durch die Ausschließung dieser Verbindungen von der Feier akademischer und patriotischer Feste dort nationalen und freiheitlichen Geist mehrt? Fast könnte man auf die Vermutung kommen, daß ein verkappter Jesuit hinter diesen Machenschaften stecke.«

Ein altnormannisches Gasthaus.

Von

Carl Krebs.

An einem Augustnachmittag dieses sonnenreichen Jahres schlenderte ich auf der Straße von Houlgate nach Dives, mißvergnügt über die selbst jetzt, gegen den Abend hin und trotz der See unerträglichen Hitze, mißvergnügter über die unablässig einander folgenden Autos, die dem Fußgänger das Wandern zur Pein machten. Wer lernen will, das Automobil zu hassen, der gehe, wenn er es nicht etwa an der Riviera schon erreicht hat, in die Seebäder der normannischen Küste. Dort im Calvados, zwischen Trouville und Caen, wird er nie Erlebtes erfahren, denn, durch gute Straßen begünstigt, herrscht hier ein Automobilverkehr, der den von Paris weit hinter sich läßt, der nicht nur von früh bis spät geht, sondern auch von spät bis früh; nicht nur der Tag, auch die Nacht wird von dem Geschnaube und Geratter der Maschinen und den schauervollen Tönen ihrer Signalinstrumente erfüllt. Könnte man nicht aus den Signalen auf den Charakter der Automobilbesitzer schließen? Hier klingt es, wie das



wütende Bellen eines hysterischen Köters, dort grunzt es behaglich in tiefen Tönen; dann wieder ein vergnügtes, rhythmisches Geschmetter in gebrochenen Akkorden, ein brutales Heulen der Sirenen, ein schrilles Pfeifen. Der Automobilbesitzer wählt sich doch sein Lärminstrument selbst aus, seine Wesensart sollte sich also wohl aus dieser Wahl einigermaßen entwickeln lassen?

Unter solchen Betrachtungen ging ich langsam, langsam dahin, als plötzlich mein Blick durch den Torweg eines unscheinbaren, großen Hauses auf das überraschendste Bild fiel: auf einen Hofgarten, der, von altertümlichen, originellen Architekturen eingerahmt, mit Blumen und Schlinggewächsen reich geschmückt und mit Möbeln bestellt war, mit Tischen und Stühlen aus alter und neuerer Zeit. Offenbar ein Wirtsgarten, der in seiner phantastischen, farbenfrohen Behaglichkeit zum Nähertreten und Verweilen förmlich zwang. Nun las ich auch die Inschrift über dem Torbogen: Hostellerie de Guillaume le Conquérant.

An diesem Idyll vorüberzugehen war unmöglich. Was sucht man denn während einer Ferienrast? Eigentümliches, Schönes, wer besonders anspruchsvoll ist auch wohl Ruhe und Einsamkeit. Zum mindesten die beiden ersten wurden mir hier wie auf dem Präsentierteller entgegengetragen, und so trat ich ein, sie zu genießen. Es war ein köstlicher Aufenthalt, nur etwas beunruhigt durch Neugierige, welche die Innen- und Außenräume schaulustig durchstreiften.

Allmählich wurde es dunkler und stiller, und ich dachte daran, daß es eine beglückende Episode sein müßte, in dieser Umgebung den Abend zu verbringen, und neben Schauen und Bewundern auch die leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen. Dies erwies sich indessen als nicht ganz so einfach, wie ich gedacht hatte. Nachdem ich eins der bedienenden Mädchen in schwarzem Kleid mit weißer Schürze und weißem Häubchen zu mir herangelockt und ihr auseinandergesetzt hatte, daß es mir gut schiene, zunächst etwas zu trinken, und zwar kühles, kohlensaures Wasser und Rotwein, wie er des Landes üblich sei, einen viertel Liter, meinte sie bedenklich, das Wasser könne sie mir wohl geben und auch Eis dazu, aber Wein hätten sie nur in ganzen Flaschen. Doch wolle sie einmal Maître Le Rémoir fragen, ob ich auch weniger bekommen könne. Nach reichlicher Zeit erschien sie wieder mit einer Flasche lauwarmen Wassers von St. Galmier und einer Schale Eis, um dem Getränk die erforderliche Temperatur zu geben. Denn diese Barbaren kühlen die Getränke nicht, so lange sie sich noch in der Flasche befinden, sondern werfen, ganz wie die Italiener, in Wasser sowohl, wie auch in Bier und Wein Eisstücke, was dem Geschmack nicht eben zuträglich ist. Sodann brachte sie eine bestaubte Flasche, entkorkte sie und meinte, ich solle davon nur soviel trinken, wie mir beliebe. Nachdem ich den braunroten Wein gekostet, beschloß ich sofort, ihn nicht mit Wasser zu vermischen, denn diesen köstlichen alten Saint Julien verdünnt zu genießen, wäre mir wie eine Entweihung erschienen. Die Flasche ist nicht wieder zugekorkt worden!

Noch etwas umständlicher erledigte sich die Frage des Abendbrots. Ich wollte etwas Normannisches haben, irgend ein Gericht, das man nicht überall bekäme. Da wäre es am besten, ich bespräche mich mit Maître Le Rémoir selbst, sagte mein freundliches Mädchen. Sie kam dann aber mit der Nachricht zurück, er sei augenblicklich im Gespräch mit anderen Herrschaften, ich müßte etwas warten; und nach wiederum

einer guten Weile brachte sie mir die frohe Botschaft, Maître Le Rémoir sei jetzt »geneigt«, mich zu sprechen. Die langweilige Feierlichkeit der Bedienung und der hoheitsvolle Wirt, der seine Gäfte zu sich entbietet, wenn sie etwas genießen wollen, fingen an, mich ungemein zu beluftigen, und gehorsam folgte ich dem Mädchen, die mich zu dem Gewaltigen führte, einem alten Herrn mit feinem Kopf, der in nichts an einen Gaftwirt erinnerte, sondern eher einen Gelehrten vermuten ließ. Wir unterhielten uns über die normannische Küche und schließlich empfahl er mir eine »Matelotte« von Seezunge, ein Gericht, das sich in der Tat als ausgezeichnet würzig und schmackhaft erwies. Als ich meine Rechnung beglichen hatte — Preise wie in einem erften Pariser Reftaurant, durch die Güte des Gebotenen aber vollkommen gerechtfertigt — war es schon spät geworden, und in weichem Dunkel, kühl angeweht von dem Hauch der See, wanderte ich nach Houlgate zurück, feft entschlossen, meinen Besuch in dieser eigentümlichen Herberge so bald wie möglich zu wiederholen.

An einem der nächften Tage führte ich den Vorsatz aus, und im hellen Licht des Morgens sah man erft den ganzen Reichtum reizvollfter Details, die sich hier zu einer Gesamtwirkung von höchft origineller Art vereinigten. Die Besonderheit der Anlage befteht darin, daß hier Altes mit der Gegenwart in einer Weise verknüpft ift, die das Tote lebendig macht, das Vergangene zurückruft und uns wieder nahe rückt und aus den verschiedenften Elementen ein Ganzes von feinfter Eigenart und vollkommenfter Harmonie schafft. Nur Künftleraugen und ein Künftlergeift konnten diesen vollen Akkord von Farben und Formen erdenken und zur Wirklichkeit werden lassen. Denn ganz alt waren schließlich nur die Grundmauern der Gebäude; der Ausbau, der sich dem ursprünglichen Charakter wohl anschließt, aber das Schmuckwerk späterer Jahrhunderte hinzunimmt, gehört im wesentlichen der neueren Zeit an.

Der schönfte Teil des Komplexes ift der große Hof, in den man vom Torweg aus tritt, und um den herum sich alle Hauptgebäude gruppieren: Cour Louis XIV. Links vom Eingang, vor der Treppe, die zum Seitenflügel emporführt, fteht eine Büfte des Sonnenkönigs aus Sandftein, flankiert von Löwen mit Wappenschilden und von zwei sandfteinernen Blumenkörben, die Kandelabern als Piedeftal dienen. Das Ganze ift eingehüllt in einen wahren Wald herrlicher roter Pelargonien, und weiter hinauf, zum Giebeldach, zieht sich grünes Geschling, wie überhaupt alles Gemäuer mit Grün erhellt ift: Waldrebe, Geisblatt und Kletterrose umranken das dunkle Geftein, Fuchsien fallen von dem überdachten Sitzplatz im Hof, den Umgang im erften Stock schmücken Laubgehänge, und überall lugen, künftlerisch eingeordnet, alte Skulpturen aus Stein und Holz hervor.

Dem Eingang gegenüber fteht ein ehemaliger Ziehbrunnen mit zierlichem Schindeldach, wie ein Blumenftand hergerichtet: im blanken Messingeimer blühen mattblaue Hortensien, und fahlrosa Hortensien, mit blauen untermischt, umkränzen den Fuß der Brunnenfassung und schmücken die Kübel der Lorbeerbäume, die überall umherftehen. Pelargonien und Hortensien sind die hauptsächlichften Blumen des Gartenhofes.

Neben dem Brunnen liegen mehrere kleine, für den Sommergebrauch hergerichtete Zimmer, zum Teil mit koftbaren Holzschnitzereien und alten Möbeln, Lehnftühlen und Polftersesseln,





zierlichen Tischen, mit Bildern und Porzellanen dekoriert. Weiterhin folgen eine Anzahl offener Kojen, ähnlich preziös ausgestattet, und führen uns in einen zweiten Hof, Cour de la Pucelle, der wiederum über und über mit Grün bedeckt ist.

Neben dem Tor links liegen die beiden Prachträume der Hostellerie: Salle de la Pucelle, mit Glasbildern aus der Geschichte Jeanne d'Arcs geziert, und Salle des Marmousets. Beide Zimmer haben wundervolle alte Kamine, köstliches Holzgetäfel und den schönsten alten Hausrat, eine wahre Augenweide für Liebhaber kunstgewerblicher Raritäten. Was Marmousets waren, setzte mir Maître Le Rémoir auseinander: Zwerge, die den hohen Damen als Zeitvertreib und als Schleppenträger dienten, und die wohl früher, wenn ihre Herrinnen auf Reisen gingen und diese Hostellerie berührten, hier untergebracht wurden.

Ich erwischte Maître Le Rémoir in der monumentalen Küche, die auch ein Schaustück des Hauses bildet: gemalte Glasfenster, Holzschnitzereien, schöne Büffets und Schränke, ein großer Marmortisch, ein Hackeklotz mit getriebenem Messingreifen und eine Unmasse von altem Küchengerät aus Messing und Kupfer, aus Porzellan und Fayence, dazwischen ganz verschüchtert ein höchst moderner Kochherd. Hier war das Reich des Hausherrn, hier leitete er von seinem kleinen Tisch am Fenster aus den Betrieb des Ganzen.

Er erzählte mir nun manches von sich, z. B. daß er jeden Sommer nach Deutschland komme und einige Wochen im Schwarzwald verbringe, und aus der Geschichte seines Hauses. Der Bau stammt in der Tat aus dem 11. Jahrhundert, aus der Zeit Wilhelms des Eroberers, der ja von Dives aus seinen Zug nach England antrat. Es war zuerst ein Lustschlößchen (Manoir), wurde aber am Anfang des 16. Jahrhunderts zu einer Posthalterei umgestaltet, auf der schon von Ludwig XVI. eingerichteten Poststraße zwischen Caen und Rouen. Diese Posthalterei befand sich seit Anfang des XVII. Jahrhunderts in den Händen der Familie Marais-Le Rémoir, und es stieg mancher berühmte Gast hier ab. Die Chronik des Hauses überliefert, daß Heinrich IV. dort gewohnt und daß Ludwig XIII. wenigstens dort ein Mahl eingenommen hat. Auch Madame de Sévigné war einmal hier. Seit 1830 hat die Posthalterei aufgehört zu bestehen, und nun wurden die Gebäude ganz für Hotelzwecke hergerichtet. Maître Le Rémoir setzt pietätvoll fort, was seine Vorfahren begonnen haben; der Grundcharakter des Ganzen bleibt bewahrt, aber fast jedes Jahr bringt diese oder jene Veränderung, besonders im Innern, daß den Bedürfnissen unserer Zeit entsprechend eingerichtet wird, mit Badezimmern und anderen Bequemlichkeiten, die der Mensch des XX. Jahrhunderts nicht gern entbehrt.

Das Haus weiß bekannte Gäste zu ehren. An den weißen Türen der Gastzimmer im ersten Stock, die auf den Umgang münden, sind ihre Namen eingeschrieben. Da lesen wir: Chambre Alexandre Dumas Père, Paris 1869; Famille Allain de Beuzeval 1854; Madame de Sévigné, Mai 1689; Chambre Alphonse Karr; Adolphe d'Ennery 1856, Fondation de Cabourg; Chambre J. Noriac, La grande Veuve 1869; Chambre Grévin, Journal amusant, 4. Sept. 1875; Chambre Amédée Achard, 8 jours à Dives 1854. Endlich, auf der anderen Seite des Flügels, der nach der Cour de la Pucelle sieht: Chambre du roi, ein ganz besonders schönes, großes Zimmer, mit prachtvollem Himmelbett und Bettdecken aus dunkel-

gelbem Atlas; dann Chambre de l'Officier — ein deutscher Offizier soll 1840 hier gewohnt haben, aber näheres war nicht über ihn zu erfahren — und Chambre du Curé. Alle Zimmer ſtrömen etwas ungemein Behagliches aus, hüllen uns ein mit dem Reiz des Heimlichen, das den fremden Raum wie häuslich gewöhnt erscheinen läßt.

Hier müßten sich einige Tage gar herrlich verleben lassen, sagte ich mir. Aber es ſtellte sich heraus, daß kein Zimmer mehr frei war, und die Kontordame, die mir dies mitteilte, begann nun ein bewegliches Klagen: »Die Normandie iſt im Mai und Juni so schön, und im September und Oktober vielleicht noch schöner, aber alles kommt im Auguſt. Wir können die Besucher nicht alle unterbringen und müssen hohe Preise nehmen, weil das Haus zu andern Jahreszeiten halb oder ganz leer ſteht.«

Ja, schön iſt die Normandie freilich in ihrem unverwüſtlichen Grün, dem selbſt in diesem naturwidrigen Sommer, wo schon im Juli das Laub der Bäume anfing, herbſtliche Färbung zu zeigen, die Sonnenglut nichts hatte anhaben können. Aber wer hat im Mai oder gar im Oktober Zeit zum Ausfliegen? Dennoch hoffe ich, daß mir ein gütiges Geschick noch einmal verſtatten wird, in diesem Wirtshausidyll eine Reihe ſtiller Tage zu verträumen.

Bismarcks letzter staatsrechtlicher Gedanke vor seiner Entlassung.

Von

Heinrich Ulmann

Im Jahre 1906 hat Hans Delbrück nachzuweisen versucht, daß die Entlassung Bismarcks im März 1890 unser nationales Dasein vor dem Verfassungsbruch bewahrt hat[1]). Nach ihm »ſtand der Staatsſtreich vor der Tür und war so nahe, daß der Reichskanzler dem Kaiser bereits darüber Vortrag gehalten hatte«. Indem der Kaiser sich dieser Politik versagte, sei er zur Trennung von Bismarck gezwungen gewesen. Gemäß der wiederholt verfochtenen Anschauung jenes Autors hat Bismarck den Staatsſtreich planmäßig vorbereitet, indem er im Januar 1890 den Entwurf des zu verlängernden Sozialiſtengesetzes absichtlich im Reichstag zu Fall gebracht hat. Aus dem Entwurf war bekanntlich im Reichstag der Ausweisungsparagraph, der von der Mehrheit für schädlich angesehen wurde, ausgeschaltet. Das so zwar abgeschwächte, aber andrerseits jetzt als dauernd gedachte Gesetz hätten die verbündeten Regierungen haben können, wenn die Konservativen, die zu den Regierungen ſtanden, dafür geſtimmt hätten. Diese machten das durch ihren Führer v. Helldorf, erſt in Friedrichsruh, dann nach Bismarcks Ankunft in Berlin am 24. Januar, abhängig von einer vorgängigen Erklärung des Reichskanzlers, daß die Regierungen sich mit dem abgeschwächten Gesetz im Falle seiner Annahme einverſtanden erklären würden. Indem Bismarck eine solche Zusage, zugeknöpft über seine Absicht, unterlassen

[1]) Preußische Jahrbücher 126 S. 375 und 501; 133 S. 364ff.

und dadurch das Gesetz zu Fall gebracht habe, habe er das Feld für einen Staatsſtreich präpariert. Dem neuen Reichstag sollte der ursprüngliche Entwurf wieder vorgelegt und eventuell der zu erwartende Aufſtand gewaltsam unterdrückt werden. Als Bismarcks Idee gilt dabei, daß »der Kaiser, wenn die Krisis eingetreten, erklären sollte, er könnte die Verantwortung, unter diesen Umſtänden an der Spitze des Reiches zu ſtehen, nicht länger tragen und lege die Krone nieder, lade aber gleichzeitig als König von Preußen die souveränen Fürſten und freien Städte ein, mit ihm einen neuen Bund zu gründen«, der (fügt Delbrück hinzu) ganz das alte Reich mit seiner Verfassung gewesen wäre, ausgenommen das Wahlrecht zum Reichstage. Käme es darüber zum Aufſtand der Entrechteten, so müsse die Gewalt entscheiden. Ausdrücklich wird dabei der Gedanke zurückgewiesen, daß Bismarck das Reich habe auf bloße Militär- und Zollbündnisse zurückführen und den Reichstag abschaffen wollen.

Also weg mit diesem Reichstag, mit dem nicht zu regieren sei! Bismarck habe den größten Fehler seines Lebens durchschaut und seine letzten Jahre der Verbesserung des verhängnisvollen Wahlrechts weihen wollen. Ohne Plan könne man den Titanen sich nicht denken kommenden Stürmen gegenüber, es sei denn, daß man ihn für alt und abgebraucht halte. Bei einem Mann seines Schlags sei Erkenntnis und Tat eins. Es sei die »einzig der ſtaatsmännischen Größe angemessene und seiner weltgeschichtlichen Stellung würdige Auffassung, daß Bismarck, der das Reichswahlrecht grundsätzlich für so schädlich gehalten, daß er seine Abschaffung für erforderlich ansah, auch vor dem Äußerſten zur Erreichung des Ziels nicht zurückgeschreckt« sei. — Die Beweise für seine gesamte Anschauung entnimmt Delbrück einer in Hohenlohes Denkwürdigkeiten auszugsweise wiedergegebenen Darlegung des Kaisers, der in schlechthin unzulässiger Weise der beliebte Sinn beigemessen wird, sodann zwei hartnäckig ungenannten Gewährsmännern, die Bismarcks Absicht zur Abschaffung des allgemeinen Stimmrechts bezeugen sollen, ohne daß doch Delbrück selbſt auf solche Gewährsmänner besonderen Nachdruck legte. Hauptsächliches Gewicht legt er jedoch auf die sogenannte Konkludenz der Tatsachen. Weil Bismarck das von andern für auskömmlich erachtete Sozialiſtengesetz künſtlich zu Fall gebracht, ohne die Aussicht, auf verfassungsmäßigem Weg durch irgend einen Reichstag ein besseres zu erhalten, entspricht es allein dem rationellen Tatsachenzusammenhang und der Größe seiner Natur, daß er dieses letzte Lebensziel durch gewaltsame Abänderung des Reichswahlrechts habe erreichen wollen. Es iſt hier[2]) nicht die Absicht, die Unrichtigkeit der Delbrückschen Beweisführung quellenkritisch darzutun. Nur das möge erwähnt werden, daß jene Anschauung vom Wesen des Dämons eine herkömmliche iſt in Delbrücks Vorſtellungskreis. Als ob es für den genialen Weitblick des großen Staatsmannes ſtets nur den einen Ausweg gäbe! Und was für einen Ausweg! Konnte außer acht bleiben, was aus dem Werk des großen Meiſters der Wahrscheinlichkeit nach geworden wäre, wenn die Krone Preußen aus Furcht vor der Sozialdemokratie ihre kaiserliche Vormachtſtellung in die Hände der natürlichen Gegner gelegt hätte! Lebte nicht unauslöschlich in Bismarcks Seele der ſtolze Glaube, wie

[2]) Ich habe in diesem Semeſter im hiſtorischen Seminar das ganze Material einer eindringenden Prüfung unterziehen lassen.



viel die von ihm geschaffene Situation von 1866 und 1870 hatte beitragen müssen, den mühevollen Bau überhaupt gelingen zu lassen! Es iſt auch nicht beweisbar, daß Bismarck damals den Fürſten und freien Städten die verfassungsrechtliche Befugnis zugeschrieben hätte, die Reichsverfassung eigenmächtig zu verändern. Allerwenigſtens hätte doch dazu auch die Zuſtimmung der Einzellandtage, die entscheidend mitgewirkt, gehört.

Freilich hat Bismarck öfters im Grimm über parlamentarische Quertreibereien den Gedanken geäußert, daß dem gegenüber die Fürſten erwägen müßten, ob der jetzige Parlamentarismus dem Reich fromme. So schon 1881 sogar mit dem Hinweis auf Ersetzung des Reiches durch den alten Bund, erweitert durch Militär- und Zollbündnisse, und wieder 1885 usw.[3]). Im Winter des Jahres 1885 hatte der Reichstag aggressiv gegen die Doppelmachtſtellung Bismarcks als Reichskanzler und preußischer Miniſterpräsident vorgeſtoßen durch die Interpellation über die aus Preußen ausgewiesenen ausländischen Polen. Der Reichskanzler hatte darin sogar den Versuch erblickt, den Reichstag zum Konvent, zum urteilenden Gerichtshof zu machen über Bundesfürſten. Hat er darum einen Finger gerührt zur außerverfassungsmäßigen Niederdrückung des damals mehr als je ihm bedenklich dünkenden Parlamentarismus? Nicht anders iſt es mit dem öfters von ihm beklagten, aber immer wieder in seinen Ansprachen nach 1890 und zuletzt in seinen Gedanken und Erinnerungen[4]) als richtiges Prinzip gekennzeichneten allgemeinen gleichen Wahlrecht. Ähnlich wie Luther von den Gemeinden auf die Landesherren hatte auch er von den Wählern auf die Bundesfürſten als bleibende Träger seines Baues sich zurückziehen müssen. Aber er hat den nationalen Grundwert der Wahlbeteiligung Aller nie verkannt, nur die geheime Abſtimmung iſt ihm von Anfang bis zuletzt als etwas Undeutsches und Fehlerhaftes erschienen. War er daher wirklich, wie Ohrenzeugen berichtet haben, zur Abschaffung des Reichwahlrechtes 1890 bereit? Ja, was das allein Wesentliche iſt, war ein solcher Plan bereits in den Anfängen der Ausführung, als des Kaisers Nein Halt gebot?

Es iſt ein alter methodischer Grundsatz, den am treffendſten Ranke hinsichtlich der brieflichen Ergießungen Friedrich Wilhelms IV. formuliert hat: man darf das Wort, sozusagen, nicht allezeit beim Wort nehmen. Man darf Ausbrüche momentaner Leidenschaftlichkeit auch im Wiederholungsfalle nicht ohne weiteres als wirkliche Entschlüsse betrachten. Auch nicht, und vielleicht erſt recht nicht bei dämonischen, innerlich sich zerarbeitenden und vulkanisch austobenden Naturen mit sehr ſtarkem Pflichtgefühl. Man verſtehe recht: sein Pflichtgefühl hätte Bismarck, der theoretisch dem Absolutismus wie dem Konſtitutionalismus ihr Recht widerfahren ließ, ohne Schwanken getrieben zur ſtaatsrettenden Gewalttat, sobald ernſtlich und anhaltend die Monarchie gefährdet gewesen wäre[5]). Aber würde er sein

[3]) Denkwürdigkeiten des Fürſten Hohenlohe. II. 320. — v. Mittnacht, Erinnerungen an Bismarck. Neue Folge. S. 29; 44.

[4]) Gedanken und Erinnerungen II 58.

[5]) In diesem Gedanken, der als entfernteſte Möglichkeit auch damals den Staatsſtreich setzte, kann ich mich daher im allgemeinen mit Egelhaaf zusammen finden (Geschichte der neueſten Zeit S. 226. Bismarcks Sturz S. 14 ff., endlich in seinem Bismarck). Aber ich bin durch seinen gleichfalls ungenannten Gewährsmann nicht überzeugt, daß sich der Kampf um die Verdysche Heeresverſtärkung von 1890 habe entspinnen sollen. Sicher iſt, daß Bismarck dem Kaiser zugesagt



Werk — ich meine in erfter Linie die von ihm als gelungenen nationalen Einheitsknoten geschätzte Verfassung — aufs Spiel gesetzt haben wegen augenblicklicher parlarmentarischer Unftimmigkeiten, die er wiederholt erlebt und siegreich ohne außerordentliche Schritte überwunden hatte?

Und nun bleibt es nicht bei einer bloßen Annahme der Unerschöpflichkeit des Genies an Hilfsmitteln gegen drohende Gefahren. Gerade aus der Zeit des vorausgesetzten Staatsftreichs leuchtet aus den recht erfaßten Quellen eine ganz andere rettende Idee heraus.

Es ift bereits gesagt, daß längere Zeit hindurch Bismarck nicht in der verschwiegenen Tätigkeit des Bundesrates, sondern im Reichstag den berufenen Heger nationaler Gesinnung und Fortbildung erblickt hatte. Beftimmt durch den heißen Drang, das Werk zu pflegen, fortgerissen durch seine einzigartige Stellung und seine alles überragende Kraft war Bismarck längere Zeit hindurch der Leiter des Parlaments auch für Fragen der Gesetzgebung (und wie dringend war diese nötig nach so langem Zurückbleiben!) geworden, etwa vergleichbar an tatsächlicher Stellung dem englischen Kabinettschef im Unterhaus. Vielleicht hat er diese Ausdehnung seiner Verantwortlichkeit als einziger Reichsminifter auch deshalb beliebt, um die Forderung besonderer verantwortlicher Reichsminifter überflüssig erscheinen zu lassen. Rein verfassungsmäßig ift der Reichskanzler lediglich für seine Verwaltungshandlungen verantwortlich. Für Fragen der Gesetzgebung hat er im Reichstag nur Gehör als preußischer Bundesratsbevollmächtigter und indirekt im Bundesrat selbft als Vorsitzender und ressortmäßiger Inftruktionserteiler für die preußischen 17 Stimmen kraft seiner Stellung als Minifter des Auswärtigen.[6])

Jene hiftorische Entwicklung der Aufgabe des Reichskanzlers mußte in ihm selbft Bedenken wecken, seit unter Windthorfts und E. Richters Führung Zentrum und Fortschritt unter Anschluß von Sozialdemokraten, Polen, Welfen und Proteftlern ihm prinzipiellen Widerftand entgegensetzten, ohne daß er es aufs neue zu einer dauernd zuverlässigen Majorität bringen konnte.

So sehr im einzelnen noch tiefere Erfassung der dadurch sich bietenden Probleme erforderlich bleibt, sichtlich ift, daß Bismarck seither sorglicher die im Bundesrat vertretene monarchische Autorität und den föderaliftischen Untergrund des Reichs zu schützen beftrebt

hatte, vor seinem später in Aussicht genommenen Rücktritt im Reichstag dafür einzutreten. Aber sie war ihm an sich kein Kampfziel, vielmehr war sie ihm unerwünscht. Hat er nicht etwa deshalb Schwierigkeiten bis zum Staatsftreich an die Wand gemalt? Wie dem auch sei, er hat später seine Gegnerschaft beteuert und ift 1892 direkt gegen die ähnliche Vorlage eingetreten. Vergleiche O. Kaemmel, Grenzboten 1907 S. 124 und die Mitteilung von Hans Blum bei Penzler III S. 193—196. Allerdings wollte 1892 Caprivi aktenmäßig den Nachweis führen können, daß Bismarck im Staatsminifterium 1890 jene Forderungen befürwortet habe. Geschehen scheint es nicht, und vielleicht liegt eben nur das schon erwähnte Eintreten im Sinne des Kaisers zu Grund. Oncken, Bennigsen II 574; 579 und zu dem Letztgesagten 549.

6) Bismarck hat selbft diese dem preußischen Minifter der auswärtigen Angelegenheiten amtlich, vorbehaltlich etwaiger Staatsminifterialbeschlüsse oder der Königlichen Gutheißung, zuftehende Befugnis als die Wurzel seiner Macht im Reich angesehen. Der Übergang des genannten preußischen Minifteriums in das auswärtige Amt des Reichs hat daran nichts geändert. Dieselbe Zuftändigkeit findet sich bei den auswärtigen Minifterien der übrigen Bundesftaaten. In ftaatsrechtlichen Lehrbüchern tritt dies Verhältnis nicht immer hervor. Siehe noch Hamburger Nachrichten 1893 und v. Roell und Epftein, Bismarcks Staatsrecht 44, 46.



ist gegen weitergreifenden Einfluß eben jenes oppositionellen Reichstags. — Und damit hängt nun auch höchst einfach sein Schweigen gegenüber der Forderung der Konservativen hinsichtlich des Sozialisten-gesetzes zusammen. Hören wir zuvörderst das Echo seiner grollenden Stimme, die sich noch im Lauf des Jahres 1890 von Friedrichsruh aus vernehmen ließ. Am 7. Oktober 1890 schrieben die Hamburger Nachrichten auf eine Notiz der Kölnischen Zeitung hin: Zu dieser .... Darstellung erhalten wir auch von unterrichteter Seite folgende Ergänzung ... »Er (Fürst Bismarck) hielt es nicht für zweckmäßig, daß die verbündeten Regierungen auf die Nachricht hin, die Stimmung der Fraktionen lasse die unveränderte Annahme des Gesetzes nicht erwarten, ihre Vorlage durch Streichung des Ausweisungsparagraphen verstümmelten. Wäre es geschehen, so würde der Vorwurf laut geworden sein, die Regierungen hätten in ihrer Vorlage mehr gefordert, als sie brauchten. Der Reichskanzler riet deshalb dazu, es auf den Beschluß des Reichstages ankommen zu lassen, und wenn derselbe gegen die Ausweisung ausfiele, dem Gesetzentwurf auch ohne dieselbe die Zustimmung zu geben.«

Und am 9. Oktober wiederholte das eingeweihte Blatt: Bismarck hat das Sozialistengesetz auch ohne § 24 anzunehmen empfohlen, sobald durch Reichstagsplenarbeschluß festgestellt sei, daß die Regierungen ihre volle Vorlage nicht zur Annahme bringen könnten. Sein Widerspruch (im Kronrat vom 24.) betraf den modus procedendi. Nicht bloß für diesen Fall, sondern auch für jede andere Gesetzesvorlage hielt er daran fest, daß die verbündeten Regierungen nicht wohl täten, ihre eigene, erst wenig Wochen alte Vorlage selbst und aus eigenem Antrieb zu amendieren, ohne daß ein Plenarbeschluß die Undurchführbarkeit derselben konstatiert hätte.[7]) Daß er so handeln würde, hatte Bismarck übrigens schon am 24. November 1889 Mittnacht bestimmt erklärt.[8])

Tatsächlich hatte Bismarck schon früher gemäß jenem Grundsatze gehandelt. Zeuge dessen ist seine Weisung an den preußischen Bundesratskommissar bei der Budgetkommission des Reichstages vom Februar 1885, in der die Frage über die Stellung der Schutzgebiete zur Reichsgesetzgebung diskutiert werden sollte.[9]) Da hieß es nach der Auseinandersetzung, daß die Kommissare keine eigenen und keine Ansichten kaiserlicher Beamter, sondern nur die Beschlüsse des Bundesrats zu vertreten hätten: »die Beteiligung solcher Kommissarien an Verhandlungen der Ausschüsse des Reichstages kann sich nicht über den Bereich vorhandener Beschlüsse des Bundesrates hinaus erstrecken und die Zustimmung des letzteren nicht in weiterem Umfang voraussetzen, als sie tatsächlich vorliegt ... Rechtsansichten der verbündeten Regierungen können durch keinen Vertreter des Bundesrats präjudiziert und promissorische Erklärungen ohne Unterlage eines Bundesratsbeschlusses weder von Kommissarien noch von Reichsbeamten einschließlich des Reichskanzlers abgegeben werden. Die verbündeten Regierungen werden sich ihre definitiven

---

[7]) Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung, I, 263 u. 267.

[8]) Mittnacht, Erinnerungen an Bismarck. Neue Folge (1905) S. 56.

[9]) An Geh. Legationsrat Hellwig. (Polit. Briefe Bismarcks, II 325 ff.) Auf ähnlichem hatte er schon 1881 bestanden, mit dem Verlangen, daß die Regierungen definitive Beschlüsse zu verlangen ein Recht hätten und nicht gleich vor blinden Schüssen sich zurückziehen dürften. Hahn, Bismarck IV S. 6.

Beschlüsse in der Regel für das Stadium der Verhandlungen im Plenum des Reichstags vorzubehalten und sie in Veranlassung von Beschlüssen des Reichstages . . . zu fassen haben. Ich kann daher nur empfehlen, Fragen, deren Beantwortung in die Kategorie der Rechtsansichten, Interpretationen oder promissorischen Erklärungen fällt, als außerhalb Ihrer Kompetenz liegend anzusehen und sich gegenwärtig zu halten, daß auch der Reichskanzler nicht berechtigt ist, Sie zur Beantwortung solcher Fragen amtlich zu ermächtigen oder zu instruieren« usw.

Es bedarf wohl keines weiteren Worts, daß das, was den Kommissarien einschließlich des Reichskanzlers zur Pflicht gemacht ist gegenüber Reichstagskommissionen, erst recht gilt für Parteiführer oder Parteidelegierte.

Darf man nach dem Erweis bestehender Praxis noch argwöhnen, daß von Bismarcks Seite in den Hamburger Nachrichten 1890 eine absichtliche Entstellung in die Welt gesetzt wäre? Auch nachdem er von Mittnacht ausdrücklich eine Abstimmung von jedem Abgeordneten geheischt hatte! Wollte er etwa durch eine Vorspiegelung weitere, reichstreue Kreise (denn nur auf ihre Meinung konnte es ihm ankommen) über seine geheime Absicht deshalb in Unwissenheit lassen, um nicht ihr Vertrauen einzubüßen? Aber mußte der große Staatsmann, wenn er den Staatsstreich vorbereitete, nicht vorbedacht haben, daß diese Kreise hinterher das Geschehene billigen sollten und würden? Denn was sonst! Genug, nur dann wäre ein Zweifel an der Tatsächlichkeit der 1890 für Bismarck gültigen Gründe seines Schweigens gegenüber den Konservativen noch möglich, wenn es unerklärlich bliebe, wie sonst er die Schwierigkeiten der Lage auffassen und wie er ihnen entgegentreten wollte.

Kein Mensch war weniger gemacht für eine Vogel-Strauß-Politik. Er wird und muß in jenen Wochen und besonders nach den Wahlen im Monat Februar, die einen Reichstag sicher machten, gleich dem schon erwähnten in der ersten Hälfte der achtziger Jahre, aus seiner genialen Auffassungsweise die schützenden und rettenden Mittel erkannt haben. Die gegnerische Ansicht vom unerläßlichen Staatsstreich fußt hierauf. Man könnte sie wohl schon damit abweisen, daß Bismarck unter einer in allem Wesentlichen gleichen Lage im Jahre 1886, die ihm gleiche Seufzer über das Wahlrecht abgepreßt hatte, doch nicht zum Verfassungsbruch gegriffen, sondern von den Parteien in Neuwahlen an das unbefangene Empfinden des Volkes mit vollem Erfolg appelliert hatte.

Aber glücklicherweise läßt sich das Problem auch positiv lösen. Im letzten Kapitel des zweiten Bandes[10]) seiner Gedanken und Erinnerungen knüpft Bismarck »Betrachtungen über die Reichsverfassung« an eine der wenigen Erörterungen, die er mit Kaiser Friedrich zu führen gehabt habe. Diese betreffen die verschiedene verfassungsmäßige Stellung des Kaisers und des Königs von Preußen zu den Gesetzentwürfen über Verlängerung der Legislaturperiode im Reich und in Preußen. Von jenen seinen Betrachtungen über die Reichsverfassung sagt Bismarck ausdrücklich, was bisher übersehen zu sein scheint, daß sie ihn »in früheren Konjunkturen und wieder im März 1890 beschäftigt haben«. Folgendes wird ausgeführt: (S. 307 f.)

»Man hat sich in der Praxis daran

[10]) II 306; 308.



gewöhnt, den Kanzler als verantwortlich für das gesamte Verhalten der Reichsregierung anzusehen. Diese Verantwortlichkeit läßt sich nur dann behaupten, wenn man seine Berechtigung zugibt, das kaiserliche Übersendungsschreiben, vermittels dessen Vorlagen der verbündeten Regierungen an den Reichstag gelangen, durch Verweigerung der Gegenzeichnung zu inhibieren. Der Kanzler an sich hätte, wenn er nicht zugleich preußischer Bevollmächtigter zum Bundesrat ist, nach dem Wortlaut der Verfassung nicht einmal die Berechtigung, an den Debatten des Reichstages persönlich teilzunehmen. Wenn er, wie bisher, zugleich Träger eines preußischen Mandats zum Bundesrat ist, so hat er nach Artikel 9 das Recht, im Reichstag zu erscheinen und jederzeit gehört zu werden; dem Reichskanzler als solchem ist diese Berechtigung durch keine Bestimmung der Verfassung beigelegt. Wenn also weder der König von Preußen noch ein anderes Mitglied des Bundes den Kanzler mit einer Vollmacht für den Bundesrat versieht, so fehlt demselben die verfassungsmäßige Legitimation zum Erscheinen im Reichstag: er führt zwar nach Artikel 15 im Bundesrat den Vorsitz, aber ohne Votum, und es würden ihm die preußischen Bevollmächtigten in derselben Unabhängigkeit gegenüberstehen wie die der übrigen Bundesstaaten.

Es leuchtet ein, daß eine Änderung des bisherigen Verhältnisses, infolge deren die bisher dem Kanzler zugeschriebene Verantwortlichkeit auf die Anordnungen der kaiserlichen Exekutiv-Gewalt beschränkt und ihm die Befugnis, geschweige denn die Verpflichtung, im Reichstag zu erscheinen und zu diskutieren, entzogen würde, nicht eine nur formelle sein, sondern auch die Schwerkraft der Faktoren unseres öffentlichen Lebens wesentlich verändern würde.«

Bismarck berichtet dann, er habe sich 1884 einer oppositionellen Reichstagsmehrheit gegenüber die Frage vorgelegt, ob es sich empfehle, derartigen Eventualitäten näher zu treten, und habe damals Jahre hindurch mit wechselnder Ansicht über ihre Dringlichkeit mit sich und anderen erwogen, »ob das Maß nationaler Einheit, welches wir gewonnen hatten, zu seiner Sicherstellung nicht einer anderen Form bedürfe« usw. »Ich habe in jener Zeit, wie ich glaube, auch in öffentlichen Reden angedeutet, daß der König von Preußen, wenn ihm der Reichstag die kaiserliche Wirksamkeit über die Grenzen der Möglichkeit monarchischer Einrichtungen erschwere, sich zu einer stärkeren Anlehnung an die Unterlagen veranlaßt sehen könne, welche die preußische Krone und Verfassung ihm gewähren.«

So behalten denn die Gegner[11]) der Staatsstreichhypothese recht mit ihrer Ansicht, daß Bismarcks unberechenbare Fruchtbarkeit an ungeahnten Auskunftsmitteln nicht außer acht gelassen werden dürfe gegenüber solchen Annahmen.

Und es dürfte sich zeigen, daß rückwärts wie vorwärts die angedeuteten Schritte auf verwandte Erwägungen im Geist des Staatsmanns stoßen. Ein Zweifaches wird entwickelt. Einmal der Gedanke, durch eine andere Praxis für das Verhältnis des Reichskanzlers zum Reichstag die Schwerkraft der Bedeutung des Reichstages wesentlich herabzumindern, sozusagen den Reichstag zeitweise — denn um anderes handelt es sich nie bei dem gewiegten Diplomaten — kaltzustellen. Zweitens um Ersatz für einen solchen Ausfall durch Anlehnung an die partikularen Kräfte und Mittel Preußens sowie, wie gleich ergänzt werden darf,

[11]) Vor allem Meinecke in der Historischen Zeitschrift, dritte Folge, 2, 462.



der anderen Bundesstaaten. Daß die letzteren auch 1890, wie früher, miteinbegriffen waren, erhellt daraus, daß den Schluß des Absatzes bildet die berühmte Abbitte Bismarcks an die Dynastien, an die er sich lehnen will, nachdem er begriffen, wie er die nationale Gesinnung der Wähler überschätzt habe.

Man vergesse nicht: bisher machte die Praxis den Reichskanzler verantwortlich für die gesamte Reichsregierung durch den Bundesrat. Welch eine Wandlung des Verfassungsinhalts zu ungunsten des Reichstags! Ein Reichstag im wesentlichen ohne Bismarck, der in der Regel aufhört, im Reichstag seine Funken sprühen zu lassen, und statt dessen als Vorsitzender im Bundesrat als Dämpfer auf etwaige Ansprüche des Reichstags wirkt. Nicht zwar völlige Sperrung, wohl aber Stauung des gesetzgeberischen Flusses mußte eine Folge sein. In Bismarcks Innerm konnte eine solche auf sympathische Empfindungen stoßen, auf die im Alter herangebildete Abneigung gegen neue gesetzgeberische Aufgaben. Ohne allzu kühn das einzelne ausmalen zu wollen, schränkte die Wandlung den Reichstag vor allem ein bei Durchführung seines Rechts zu Interpellationen und Initiativanträgen; sie entriß ihm die wichtigste Handhabe der Einwirkung auf die verbündeten Regierungen. Nicht der Repräsentant der Reichsregierung, sondern einzelstaatliche Bevollmächtigte zum Bundesrat — wie selten hatten sie im allgemeinen bisher das Wort ergriffen — vertreten künftig die spärlicheren Vorlagen. Ganz anders konnten sie sich hinter ihre Inkompetenz zurückziehen als der für das Ganze der Reichsregierung verantwortlich gedachte Reichskanzler. Der trat mehr, wenn auch nicht völlig, in die in der ursprünglichen Verfassungsvorlage der Regierungen vorgesehene Rolle des Bundesratsvorsitzenden zurück. Es war das möglich. Eine Inkongruenz bei Schaffung der Verfassung lag darin [12]), daß man bei nachträglicher Einschiebung (Amendement Bennigsen) der Reichsexekutive durch den verantwortlichen Reichskanzler nicht zugleich das formelle Verhältnis des Trägers dieser Verantwortlichkeit als solchen gegenüber dem Reichstag geordnet hatte. Die Umbiegung des Geistes der Verfassung entspricht der stärkeren Hervorkehrung der bündnismäßigen Grundlage durch Bismarck überhaupt vor wie nach seiner Entlassung, z. B. 1893 bei der Huldigung der Frankfurter und gegenüber der Abordnung aus Lippe [13]). Möglich, daß der gleiche Sinn in der 1881 Hohenlohe gegenüber gebrauchten Redensart von der Rückkehr zum alten Bund steckt [14]). Zweifellos ist der bei derselben Gelegenheit hingeworfene Einfall »Ich könnte es ja viel bequemer haben, ich könnte wrangeln, nichts tun, und einen Figuranten von Reichskanzler spielen« der Embryo des systematischen Gedankengangs in unserer Stelle. Der geniale Politiker erschaut in ihr einen gangbaren Ausweg. Ohne Verfassungsänderung ließ sich so Zeit gewinnen, bis nach wiederholten Auflösungen des Reichstags die Wähler etwa sich über ihr Bestes aufklären ließen. Es entspräche ganz Bismarcks Natur, wenn er für solchen Umschlag der Stimmungen, auf auswärtige Ereignisse gerechnet

[12]) So Smend, Die Stellvertretung des Reichskanzlers. (Annalen des Deutschen Reichs, 39, 1906, S. 338.)

[13]) Poschinger, Die Ansprachen des Fürsten Bismarck, 275, 304.

[14]) Hohenlohes Erinnerungen, II, 320. Doch hat er Ähnliches wenig später zu Mittnacht geäußert. Erinnerungen an Bismarck, Neue Folge S. 29).



hätte[15]). Durch die neu zu schaffende Lage war seine Umsicht und Tatkraft, in faſt noch höherer Weise durch die Vielheit der zu beeinflussenden Kreise in Anspruch genommen. Der Vorwurf, daß hier ein allzu gelassener, ja zu zahmer Bismarck vorausgesetzt wäre, würde nicht zutreffen. Und nun hatte er obendrein ein Linderungsmittel für zu befürchtende Übelſtände in Bereitschaft.

Es entspricht nach Maßgabe der Gedanken und Erinnerungen auch 1890 dem, was er einem ganz gleichartig oppositionellen Reichstag gegenüber in den Jahren 1886 und 1887 anwenden zu wollen erklärt hatte. Doch hatte Bismarck damals die Schwierigkeit wie spielend durch erfolgreichen Appell an die Wähler (Kartellwahlen!) gelöſt. Eine durch Richter und Windthorſt denunzierte Erklärung Bismarcks im preußischen Abgeordnetenhaus hatte gelautet[16]): »Es kann ja auch sein, daß unsere inneren Verwicklungen den verbündeten Regierungen die Notwendigkeit auferlegen, ihrerseits — und Preußen an ihrer Spitze — darnach zu sehen . . . die Kraft einer jeden einzelnen unter ihnen und den Bund, in dem sie miteinander ſtehen, nach Möglichkeit zu ſtärken und sich, soweit sie es gesetz- und verfassungsmäßig können, von der Obſtruktionspolitik der Reichstagsmajorität unabhängig zu ſtellen.« Der Redner erklärte weiter, er gehöre nicht, noch nicht, zu den Advokaten einer solchen Politik, die seinen bisherigen Beſtrebungen im Grund zuwider laufe, und fügte hinzu: »Aber ehe ich die Sache des Vaterlandes ins Stocken und in Gefahren kommen lasse, da würde ich doch S. M. dem Kaiser und den verbündeten Fürſten die entsprechenden Ratschläge geben und auch für sie einſtehen.« Zur Erwiderung auf die Anklage des Staatsſtreiches, den die Opposition aus seinen Worten heraushörte, hat jedoch am folgenden Tag, wieder im Abgeordnetenhaus, Bismarck beſtimmt erklärt, daß »die Sache sich in ganz legalen Bahnen bewegen werde«. »Das nächſtliegende Mittel iſt, daß sie sich ihren eigenen Landtagen wieder mehr nähern, die Beziehungen zu ihnen pflegen und ſtärken und sich von den vergeblichen Bemühungen beim Reichstag, irgend etwas im Interesse des Reichs zu erreichen, ausruhen. Wir haben keine Verpflichtung, uns im Reichstag vertreten zu lassen, von der Berechtigung, die wir dazu haben, würden wir dann vielleicht einen spärlicheren Gebrauch machen als bisher« usw. Und sofort machte er seinen Wink verſtändlicher. Der Reichstag war gegen das Branntweinmonopol. Zum Ersatz sollten in Preußen die Schankwirte durch eine Lizenzſteuer als Gewerbeſteuer oder etwas dem Annäherndes den Fehlbetrag aufbringen helfen. Man werde die Gewerbeſteuer so weit ſteigern können, um eine Erhöhung des Branntweinpreises zu erzwingen[17]). Er verkannte nicht, daß dadurch die Beziehungen der Bundesſtaaten zum Reichstag sich mindern würden, was, w e n n e s l a n g e d a u e r e, in der Tat bedenkliche Folgen haben könne.

Hier greifen wir sichtlich hinein ins lebendige Leben, dessen Abbild bei Abfassung der Gedanken und Erinnerungen vorgeschwebt haben muß für die Lage von 1890. Und weiter hat

[15]) Darauf weisen S. 310 der Gedanken und Erinnerungen: die von Weſten und Oſten drohenden Gefahren »mit ihren möglichen auswärtigen Verwicklungen«. Von dem gesamten Kapitel iſt merkwürdigerweise bisher nur dieser eine Satz in Betracht genommen worden.

[16]) 28. I. 1886. Politische Reden des Fürſten Bismarck, herausgegeben von Horſt Kohl, XI, 446.

[17]) 29. I. 1886. Politische Reden, XI, 468.



1887 der Reichskanzler Entsprechendes auch dem Reichstag ins Gesicht gesagt. Es war am 13. Januar 1887 bei Beratung des Septennats, das für ihn doch allermindeſtens die gleiche Wichtigkeit hatte, wie die 1890 beabsichtigte und dann unterlassene Militärvorlage. Wenn man vom Reichstag die zum Grenzschutz nötigen Mittel nicht erhalten könne, »dann, glaube ich, wird dem Kaiser als König von Preußen immer noch die Möglichkeit offen ſtehen, sich vertrauensvoll an seinen preußischen Landtag zu wenden und zu sehen, ob er von dem die Mittel zum Schutz des gemeinsamen Vaterlandes nicht erlangen kann; ich bin überzeugt, dort werden wir nicht so lange zu bitten und zu unterhandeln brauchen.« Die Meinung der verbündeten Regierungen, daß es mit einem so komponierten Reichstag nicht ginge, sei kein Lossagen vom Boden der Verfassung. Er bezweifle gar nicht, daß die Wähler sich schließlich von der Richtigkeit der Ansicht der Regierungen übezeugen lassen würden. — Die Situationen und die Gedanken von 1886/87 und von 1890 decken sich sichtlich. Auch darin, daß kein Allheilmittel angepriesen, sondern Hilfsmittel nur für vorübergehende Krankheitserscheinungen gesucht werden. Der Reichskanzler verkennt nicht, welcher Schaden dem Reich durch lange Dauer der Entfremdung zwischen den Regierungen und dem Reichstag erwachsen werde. Er durfte auch 1890, wie er 1893 aussprach, auf andere Zeiten hoffen, wo das nationale Gefühl wieder ſtärker sein und man zum Nachdenken darüber kommen würde, welche Mittel wir haben, es lebendig zu erhalten[18]). Und was der große Praktiker in jahrelangem Ringen mit dem Problem ausgedacht, findet eine Beſtätigung von theoretisch-ſtaatsrechtlicher Seite her. Jellinek hat in seiner Schrift »Verfassungsänderung und Verfassungswandlung« nachgewiesen, daß nach der Reichsverfassung wie nach der ihr angepaßten Geschäftsordnung des Reichstags »nicht der verantwortliche Miniſter des Deutschen Kaisers, sondern nur der dem Reichstag nicht verantwortliche Bevollmächtigte des Königs von Preußen (zum Bundesrat)« es sei, der im Reichstag sprechen könne. Und er hat den Satz geprägt: »Ohne Ermächtigung durch die Verfassung hat daher der Reichsminiſter seinen Eintritt in den Reichstag gefunden.«[19])

Was Bismarck so in den Jahren der Krisis bis 1890 als Hebel zur Überwindung zeitlicher Schwierigkeiten gebrauchen wollte, iſt übrigens vielleicht ein Mittel, das von Anfang an ihm vorgeschwebt, als er die Mehrheit der Parlamente im Reich und Preußen beſtehen ließ.[20])

Es erhebt sich nun die weitere Frage, ob ein aus dem Bereich bloßer Gedanken in die Sphäre des Planes, ja seiner begonnenen Ausführung getretener Entschluß zum Staatsſtreich mit Hilfe der von ihm einſt mühsam gewonnenen Kräfte des dynaſtischen Partikularismus zum Zweck der Ausmerzung des Reichswahlrechts beſtehen könnte neben dem, was nach eigener Versicherung Bismarck bis März 1890 gewollt hat?

Und zwar in dem Sinne, daß darin ein Hauptgrund zur Entfremdung und Trennung zwischen dem Kaiser und seinem Kanzler zu erblicken sei. Wie

[18]) Pos[illegible], Ansprachen, 275.

[19]) Berlin, 1906, S. 24 und 26. Das rechtschaffende Moment für die Wandlung scheint mir mehr in der Persönlichkeit (consuetudo), als in der necessitas zu suchen.

[20]) Meinecke, Weltbürgertum und Nationalſtaat 485.

gesagt, nach meiner Überzeugung gibt es keine haltbaren Beweise für das im Geheimen vollzogene Anpacken eines solchen äußerften Mittels in jenem Zeitpunkt. Das wäre kein scharfblickender Arzt, der nicht alles versuchte, ehe er das Messer an das Leben legte. Nach meiner Überzeugung offenbart sich Bismarcks Größe bei allen Krisen nicht am wenigften in maßhaltender Besonnenheit, die Übereilungen bändigt. Nichts ift verkehrter als die Annahme, daß die Größe eines Menschen allezeit von ihm die schärfften Mittel zu erwarten berechtige. Ohne zwingende Not hätte auch ein Bismarck nicht seine Schöpfung, die Reichsverfassung, der erneuten Entscheidung ihrer Glieder anheimgeftellt. Denn darauf, und nicht etwa bloß auf Änderung des Stimmrechtes, wäre es höchfter Wahrscheinlichkeit nach hinausgekommen. Daß er nichts gescheut hätte, sobald die Monarchie in wirklicher Gefahr ftand, ift gewiß. Dazu hatte es am meiften den Anschein, als 1878 die blutigen Mordanfälle auf unsern Kaiser Wilhelm ftattgefunden hatten und Neuwahlen zum Reichstag nach Bismarcks anfänglicher irrtümlicher Schätzung noch keine sichere monarchische Mehrheit zu ergeben schienen. Das hat dem Schöpfer der Reichsverfassung die briefliche Äußerung an den König von Bayern[21]) entlockt: »Die parlamentarische Tätigkeit ift bei Stiftung des beftehenden Bundes der Fürften und Städte als ein Mittel zur Erreichung des Bundeszweckes, aber nicht als Selbftzweck aufgefaßt worden. Ich hoffe, daß das Verhalten des Reichstags die verbündeten Regierungen der Notwendigkeit überheben wird, die Konsequenzen dieser Rechtslage jemals praktisch zu ziehen.« Wie sehr Bismarck im innerften Herzen auch damals nur als entferntefte Möglichkeit den Staatsftreich ins Auge gefaßt hatte, zeigt die Fortsetzung des Briefes mit der Ankündigung einer eventuellen abermaligen Neuwahl unter Vorlage neuer indirekter Abgaben. Gerade dies schmeckt doch nicht nach parlamentarischer Hoffnungslosigkeit. Übrigens sollte vielleicht der ftarke Ausdruck von Besorgnis das bayerische Minifterium geschmeidiger machen, das dem für das neue Sozialiftengesetz vorgeschlagenen Reichsamt hartnäckig widerftrebte.

Man darf wohl kein zu ftarkes Gewicht darauf legen, daß Bismarck nach seinem Sturz immer wieder seinen Hörern unversehrte Erhaltung der Reichsverfassung ans Herz gelegt hat. Von der warmen Befürwortung des allgemeinen gleichen Wahlrechts, für das sich der realiftische Staatsmann in dem bekannten Brief an Graf Bernftorff[22]) und später öfters in politischen Reden und privaten Ansprachen erklärt hatte, werden unerwartete Erfahrungen ihn zum Zweifel geführt haben, ob das »Spielzeug« der Nation auch fromme. Aber er hat es selbft in den Gedanken und Erinnerungen (II 58) für »ein nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch berechtigtes Prinzip« hingeftellt und nur die Heimlichkeit der Abftimmung als Verleugnung gottgewollter Abhängigkeit beklagt. Es gibt meines Wissens keine Äußerung aus Bismarcks Mund, wie er sich die Rückkehr zu der ursprünglichen Verfassungsvorlage dachte; er hat sich begnügt, sie dem deutschen Volk auf sein Pflichtenkonto zu schreiben.

Wie hätte er auch von einer Ver-

[21]) Vom 12. Auguft, Gedanken und Erinnerungen I 366.

[22]) Vom 11. April 1886 in den Politischen Briefen und bei Sybel, Die Begründung des Deutschen Reichs IV 318.



ſtümmelung des Reichswahlrechts mittels eines Staatsſtreichs so prompt einen anderen Wahlausfall für 1890 erwarten dürfen, um eilige Vorlagen, derenthalben der Staatsſtreich unerläßlich gewesen sein soll, durchdrücken zu können? Da kannte er die Stimmung des Zentrums besser. Aber auch breite Massen des liberalen Bürgertums, denen die Einschränkung des allgemeinen Stimmrechts vorzugsweise zugute kommen mußte, würde er dauernd auf der Gegenseite gefunden haben. Im Volksbewußtsein schmerzte noch die Narbe der in der Demagogen- und Reaktionszeit erduldeten Verfolgungen: nimmer hätte man hier eine Beschränkung der in die Verfassung hineingearbeiteten Grundrechte gebilligt. Aber auf eine solche und nicht etwa bloß auf die Ausweisungsbefugnis gegen Sozialdemokraten hatte Bismarck von Anfang an und schon 1878[23]) seinen Sinn gerichtet. Und 1886 hatte er im Abgeordnetenhaus mit einem Bild aus den Zeiten seiner Deichhauptmannschaft offen erklärt: »Was nicht will deichen, das muß weichen.« Er dachte nicht buchſtäblich an allgemeine Ausſtoßung der »gesetzlich als Sozialdemokraten erweislichen Staatsbürger«. Aber er sah eine gerechte Antwort an alle, die den Staat negieren, darin, ihnen in allen Beziehungen den ſtaatlichen Schutz zu entziehen, ihnen keinerlei Rechte am Staat einzuräumen. Das bezog sich zunächst auf Stimmrecht und Wählbarkeit. So ſtark beherrschte ihn diese Vorſtellung, daß er Ende 1889 ihre gleiche Anwendung auch auf die Elsässer für möglich[24]) hielt. Der Sozialdemokratie sollte außerdem die Gleichheit vor dem Gesetz und der richterliche Rechtsschutz versagt werden. Noch nach seinem Sturz im Jahre 1894 ſtellte er in einer Ansprache es als eine früher oder später aktiv anzugreifende Frage hin, wie die Beziehungen der »geordneten ſtaatlichen Gesellschaft zur Sozialdemokratie« zu regeln seien.[25])

Also nicht eine generelle Verengerung des Reichstagsſtimmrechts, sondern ein Ausnahmegesetz zur politischen Entrechtung der Sozialdemokratie war der Trumpf, den er in der Hinterhand bereit hielt bei seinem Spiel.

Aber erſt wenn bei weiterer Dienſtzeit die oben nachgewiesene Verschiebung der Stellung des Reichskanzlers die Wähler im Land und die Parteien im Reichstage zur Einsicht geführt hätte über das, was not tat, hätte selbſt ein Bismarck es als würdiges Ziel für seine letzten Kräfte erfassen können, den Versuch zu unternehmen. Zu den Konfliktsſtoffen, die 1890 seine Entlassung herbeigeführt haben, haben jene Zukunftsfragen keine direkte Beziehung.

Nachrichten und Mitteilungen.

Versammlung der Internationalen Mathematischen Unterrichts-Kommission in Mailand vom 18.–20. September 1911. Über eine solche Versammlung, deren Beratungen ausschließlich mathematischen Dingen gewidmet sind, ist es schwer, einem größeren Kreise zu berichten. Nicht so sehr, weil man den Gegenſtand nicht in populärer Sprache ausdrücken und verſtändlich machen kann, als vielmehr, weil die Teilnahme der Allgemeinheit nicht diesen Fragen gehört. Was wird man sagen, wenn ich die besonderen

[23]) Gedanken und Erinnerungen, II, 190. Brief an Tiedemann.

[24]) Hahn V, 410. Vergl. Hohenlohes Denkwürdigkeiten, II, 462 und Gedanken und Erinnerungen, II, 190.

[25]) Poschinger, Ansprachen, I, 313.



Probleme nenne, die bei der Mailänder Tagung vorlagen: die Strenge der logischen Begründung im mathematischen Schulunterricht, die Verschmelzung von ebener und räumlicher Geometrie und von Rechnung und Zeichnung, die mathematische Ausbildung von Naturwissenschaftlern, Bergleuten, Architekten usw.? Man wird sicher darin nur das Sonderinteresse einer engumgrenzten Gruppe von eigenartig veranlagten Menschen erblicken, die von dem Bestreben geleitet werden, ihre Weisheit in möglichst weite Kreise zu tragen, ohne dabei viel Entgegenkommen und Anerkennung zu finden.

Demgegenüber kann ich als Mathematiker nicht ohne eine gewisse Genugtuung feststellen: dies ist ganz und gar nicht die Aufgabe und das Ziel der Internationalen Mathematischen Unterrichts-Kommission, der IMUK, wie wir sie zur Abkürzung der langen offiziellen Bezeichnung nennen. Sie will nur berichten, nur tatsächliche Verhältnisse schildern. Wenn das gelegentlich mit einem Seitenblick auf die mögliche Besserung von drückenden Schäden und Mängeln geschieht, so kann ich darin nichts Böses erblicken.

Was nun diese Berichterstattung, die in fast allen Kulturländern gleichzeitig stattfindet, schon jetzt, trotzdem sie noch lange nicht beendet ist, unzweideutig zu erkennen gegeben hat, ist die ungeheure Ausbreitung des mathematischen Unterrichts. Zunächst durchzieht er ja alle Gattungen der allgemeinen Schulen. Die englische Unterkommission bringt z. B. einen Bericht von Irene Stephens über Kindergarten-Mathematik, die deutsche Unterkommission hat zwei ausführliche Berichte unter der Presse über den Rechen- und Raumlehre-Unterricht, der an den Volksschulen eine große Rolle spielt und dessen Methodik heiß umstritten ist, und so geht es weiter. Freilich hatten bislang die einzelnen Schulgattungen wenig Fühlung miteinander, und gerade hierin Wandel zu schaffen, eine nutzbringende Wechselbeziehung zwischen allen Formen des mathematischen Unterrichts herzustellen, wird eine wesentliche Aufgabe der IMUK sein.

Eine weitere, ebenso wichtige Aufgabe glaube ich in der Anpassung der Mathematik an die Berufe, zu deren Ausübung sie benötigt wird, erblicken zu dürfen. Das soll nicht heißen, daß diese »angewandte Mathematik« in eine zusammenhanglose Menge von einzelnen praktischen Kniffen und Fertigkeiten ausartet, sondern daß ein Strom von den steilen Höhen der wissenschaftlichen Forschung herab sich über die breiten Fluren der allgemeinen Kultur ergießt, um sie zu durchtränken und zu befruchten. Man bedenke, daß die innere Einheitlichkeit der Mathematik sich auch bei der größten Verschiedenartigkeit der Anwendungen nicht verleugnet, mag es sich nun um Maschinenbau, Brückenbau, Schiffbau, Hochbau, Feldmessung, Steuermannskunst, Forstwirtschaft, Ballistik, Versicherungswesen oder was es sonst sei handeln. Kein unvernünftiges Theoretisieren, aber auch keine Verflachung bis zu verständnislos eingelernten Formeln und Regeln — das ist ungefähr das, was wir wollen und erstreben.

Die Mathematik hat es in Deutschland nicht leicht. Sie gilt weder als vornehm wie die Rechtswissenschaft noch als besonders nutzbringend, dies aber einfach deswegen, weil man alles, was wirklich anwendbar ist, ihr nicht mehr zurechnet. Das praktische Rechnen erkennen die wenigsten als Mathematik an, und der Techniker ist unter Umständen geradezu beleidigt, wenn man ihn auf das Mathematische an seiner Tätigkeit hinweist. Und doch hieß vor zwei- bis dreihundert Jahren noch alles Mathematiker, was sinnreiche Maschinen erfand, Häuser baute, Wälle aufführte, mit Kanonen schießen lehrte und aus den Sternen prophezeite!

Die Mailänder Versammlung war nun besonders lehrreich dafür, wie verschieden die Auffassung von der Mathematik in den einzelnen Ländern ist. An der polytechnischen Schule in Paris ist uns Deutschen ebenso die militärische Organisation wie die enorme Wertschätzung unverständlich. Beides erklärt sich aus der Tradition des ersten Kaiserreiches. Aber auch in Italien ist das Ansehen der Mathematik ein ganz anderes als bei uns. Während an kaufmännischen Hochschulen bei uns das Studium seinen Schwerpunkt durchaus in der rechtswissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Ausbildung findet, erstrebt man in den romanischen Ländern auch eine gründliche mathematische Ausbildung der Kaufleute. Während wir unsere Techniker und Naturwissenschaftler mit gutem Vorbedacht von Anfang an zu Spezialisten erziehen, greift man in den romanischen Ländern gerade deswegen zur Mathematik, um dem sonst in der Enge seines Fachgebietes Versinkenden die Allgemeinheit der Auffassung zu erhalten. Die Engländer halten dagegen noch viel mehr als wir die Erziehung durch die Praxis und für die



Praxis fest, und bei ihrem Mangel an einheitlicher Organisation ist ihnen auch der Gedanke einer einheitlichen Regulierung des ganzen Unterrichts fremd und unfaßbar.

Was ich bis jetzt geäußert habe, mag den Eindruck erwecken, als sei die Berichterstattung der IMUK doch nicht so objektiv und unbefangen, wie ich zuerst behauptet hatte. Doch kann ich hier ja nur als einzelner sprechen, und was ich sage behält einen persönlichen Charakter. Auf der Mailänder Versammlung dagegen, die zunächst den Zweck hatte, den Stand der Arbeiten in den einzelnen Ländern gegenseitig mitzuteilen und ihre Fortsetzung festzulegen, war die Betonung eines persönlichen Standpunktes nur dann zu spüren, als die Konkurrenz zwischen den italienischen Schullehrbüchern in den Reden ihrer Verfasser lebhaften Ausdruck fand. Sonst trat jedes subjektive Element durchaus zurück gegenüber dem Bestreben, die Einrichtungen des eigenen Landes klar und deutlich zu schildern, ohne nationale Eitelkeit und Empfindlichkeit.

Gerade dadurch, daß sie die Möglichkeit eines einträchtigen Zusammenarbeitens der verschiedenen Länder schlagend bewies, ist uns die Versammlung so wertvoll geworden. Es war nicht bloß romanische Liebenswürdigkeit, als einer der Redner auf dem Ausflug nach dem Lago Maggiore, der die Versammlung beschloß, sagte: Wir sind in diesen Tagen Freunde geworden! Selten ist wohl eine aus zehn verschiedenen Völkern zusammengesetzte Gesellschaft in ähnlich ungetrübter Eintracht und Heiterkeit bei dem jammervollsten Wetter, das eine paradiesische Gegend verschänden kann, zusammen gewesen.

Dabei traten bei allen Beratungen doch auch die nationalen Verschiedenheiten deutlich hervor. Namentlich zeigte sich bei der Berichterstattung der einzelnen Delegierten in charakteristischer Weise, wie verschieden bei aller Gemeinsamkeit des Strebens die einzelnen Nationen ihre Aufgabe aufgefaßt hatten: Deutschland außerordentlich gründlich und ausführlich, bemüht, die Probleme in der Tiefe zu packen; Frankreich in einzelnen, harmonisch abgerundeten und ausgezeichnet in sich abgeschlossenen Sammelberichten, die sich aber doch mehr an das Äußere halten; England in einer großen Menge kurzer Flugschriften, die frisch und klar die einzelnen Probleme angreifen und von dem Board of Education für ein bis zwei Penny das Stück veröffentlicht werden. Von den andern Ländern treten Österreich, Ungarn, die Schweiz und Schweden wesentlich in die Bahnen Deutschlands, Rußland, Italien und Holland halten sich mehr an das französische Verfahren.

Eines darf aber hier nicht verschwiegen werden: Deutschlands Beispiel hat überhaupt erst die ganze Arbeit in Fluß gebracht, und das gewaltige Unternehmen, das die rund vierzig Hefte der deutschen Berichterstattung (sie sind etwa bis zur Hälfte erschienen) darstellen, ist nicht bloß durch die Vielgestaltigkeit der Unterrichtsverhältnisse in den einzelnen Bundesstaaten bedingt, es war schlechterdings notwendig, wenn einmal erschöpfend festgestellt werden soll, welche Rolle die Mathematik in der Kultur der Gegenwart spielt. Daß ein solches Unternehmen möglich wurde, ist neben der Opferwilligkeit des Teubnerschen Verlages, für den das Wort »Kultur der Gegenwart« ja eine besondere Bedeutung gewonnen hat, allein der mutigen Initiative und dem alle Schwierigkeiten überwindenden Idealismus des deutschen Vorsitzenden der IMUK, des Herrn Geheimrats Felix Klein in Göttingen, des unermüdlichen Vorkämpfers einer sinn- und zweckmäßigen Ausgestaltung des mathematischen Unterrichts, zu verdanken. Er hatte das Glück, für die internationale Arbeit in Professor Fehr zu Genf einen Schriftführer zu finden, der es ausgezeichnet verstand, die in den verschiedenen Ländern gesponnenen Fäden zusammenlaufen und sich zu einem Gewebe verbinden zu lassen. Nehmen wir die nie versiegende Freundlichkeit des Vizepräsidenten Sir George Greenhill hinzu, so haben wir einen Vorstand, wie er glücklicher nicht hätte gedacht werden können.

So kann denn die IMUK mit den besten Erwartungen und den freudigsten Hoffnungen ihrer nächsten Tagung auf dem Internationalen Mathematiker-Kongreß zu Cambridge im August nächsten Jahres entgegengehen. Die Mailänder Versammlung hat dafür in vortrefflicher Weise vorbereitet: die Vertreter der einzelnen Länder sind einander persönlich nahegetreten, das Verständnis und das Interesse für die Einrichtungen der anderen Länder ist mächtig gefördert worden, und wir haben erkannt, welche Probleme sich für die internationalen Verhandlungen darbieten, und wie sie in Angriff zu nehmen sind, damit sie eine solche Erledigung finden, wie sie zum Nutzen und Segen der Allgemeinheit zu wünschen ist.

Hatten die eigentlichen Beratungen in Mailand sich gewissenhaft in den vorgeschrie-



benen Grenzen gehalten und gerade in dem Herauskehren besonderer methodischer Fragen einen festen Halt zu gewinnen gesucht, so brachte die repräsentative Schlußsitzung außer den üblichen Höflichkeitsreden einen Vortrag von Enriques in Bologna, der die Beziehungen der Philosophie zur Mathematik in der geschichtlichen Entwicklung des menschlichen Denkens, von Pythagoras, Zeno und Plato anfangend bis in die Neuzeit hinein, zum Gegenstand hatte und so aus dem engen Fahrwasser der fachlichen Besonderheit in den weiten Ozean der allgemeinen Spekulation hinaussteuerte. Enriques ist uns durch seine sehr bedeutenden geometrischen Arbeiten bekannt, er war der Leiter des internationalen philosophischen Kongresses, der im vergangenen Frühjahr in Bologna tagte. So war er für das Thema seines Vortrages gewissermaßen prädestiniert, und wenn auch meiner bescheidenen Meinung nach der Mathematiker immer leicht der Gefahr unterliegt, es mit der historischen Wahrheit und den Methoden zu ihrer Feststellung nicht gar genau zu nehmen und die Wirklichkeit der Klarheit des mathematischen Bildes zuliebe etwas zu vergewaltigen, so schien es mir doch bedeutungsvoll und ein gutes Omen, daß derart die Beratungen, die von ganz speziellen Aufgaben ausgegangen waren, in der Allgemeinheit der menschlichen Geistesarbeit ausklangen.

H. E. Timerding.

*

Die 51. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Posen vom 3. bis 6. Oktober 1911. Mit der Versammlung in Graz im Jahre 1909 war das erste halbe Hundert der Philologen-Versammlungen glänzend abgeschlossen worden, mit der Posener Versammlung machte das zweite halbe Hundert einen in mancher Hinsicht recht bedeutungsvollen Anfang. Denn diese Wende in der Mitte eines Hunderts bedeutete eben nicht nur einen äußern Einschnitt. Einmal war es schon sehr bemerkenswert, daß die Unterrichtsverwaltung Preußens, auf dessen Boden die Versammlung nach einem Zeitraum von 8 Jahren wieder tagte, in Vertretung des zuletzt noch persönlich behinderten Kultusministers durch die Ministerialräte Köpke, Reinhardt und Klatt vertreten war. Sie wohnten nicht nur der Eröffnung bei, sondern nahmen zum Teil während der ganzen Dauer an den Sitzungen teil und bezeugten dadurch nachdrücklich die Bedeutung, welche der größte deutsche Bundesstaat den Verhandlungen zwischen Theoretikern und Praktikern der für die höheren Schulen in Betracht kommenden Wissenschaften beilegt. Aber das Bewußtsein, in eine neue Aera der Versammlungen eingetreten zu sein, bezieht sich durchaus auch auf das neue innere Leben, von dem die Posener Versammlung ganz unzweifelhaft durchweht war. Ein Kennzeichen dieses neuen Lebens betrifft, wie der Erste Vorsitzende, Akademieprofessor Rudolf Lehmann, in seiner Eröffnungsrede mit Recht betonte, den Ausbau des auf der Hamburger Versammlung 1905 aufgestellten Programms, das eine engere Verbindung von Schule und Universität forderte. Derselbe Redner nannte dann als das zweite Kennzeichen die Stellung des Altertums innerhalb des Kreises der Philologen im weitesten Sinne, zu dem dann Vertreter der neueren Sprachen neben denen der alten ebenso wie die der naturwissenschaftlich-mathematischen und die der geschichtlich-erdkundlichen Fächer gehören. Natürlich kann es sich da nicht mehr um die normative Geltung der Antike handeln — das Dogma der Antike, wie es Paul Cauer unlängst ausgesprochen hat, ist tot — vielmehr um ein Lebendigmachen der Kräfte, die sich in der antiken Kultur ausgewirkt haben. Als das besonders Deutsche aber in dem Betrieb der philologischen Wissenschaften im weitesten Sinne bezeichnete Lehmannn völlig zutreffend einmal den philosophischen und dann den pädagogischen Gesichtspunkt. Und die Bedeutung der Posener Versammlung liegt nun gerade darin, daß in der Auswahl der Vorträge eben diese beiden Gesichtspunkte sehr deutlich heraustraten und damit an der Grenze des deutschen Ostens die Eigenart deutscher Wissenschaft sich stark zur Geltung brachte. Das zeigte sich schon in den Vorträgen der einzelnen Sektionen, deren Zahl seit Begründung der biologischen auf der Grazer Versammlung 13 beträgt, vor allem aber doch in den allgemeinen und den Sitzungen der pädagogischen Sektion, die der Natur der Sache nach am meisten dazu berufen sind, das einigende Band um die Mannigfaltigkeit der Einzelgebiete zu schlingen.

Die Zahl der hervorragenden Vertreter philologischer Wissenschaften wäre in Posen noch stattlicher gewesen, wenn nicht Eduard Meyer, Max Lenz, A. Brandl, E. Kühnemann,



u. a. ihre bereits angekündigten Vorträge zu halten verhindert worden wären.

In glücklicher Weise eröffnete der bekannte Münchener Schulmann Kerschensteiner die Reihe der allgemeinen Vorträge, indem er über Charakterbildung und Schule sprach. Alle wirklich fruchtbare Gestaltung derselben machte er abhängig von der Fähigkeit, die Dauer des Willens zu beeinflussen, die Klarheit des Urteils, die Feinfühligkeit des Empfindens und als Letztes und Höchstes, ohne daß alle wirklich großen Männer germanischer Rasse nicht zu denken seien, die Aufwühlbarkeit des Gemütsgrundes zu erzielen. Vorzüge und Mängel vor allem der angelsächsischen und der deutschen Erziehung wurden wirksam gegenübergestellt und die von Kerschensteiner auch sonst so nachdrücklich vertretene Arbeitsgemeinschaft beim Schulunterricht empfohlen.

Als letzter Punkt des sogenannten Hamburger Programms lag der Versammlung ob, die Frage nach dem Unterricht in der philosophischen Propädeutik zu erörtern. Als Vertreter des akademischen Betriebes war Jerusalem aus Wien mit dem Bericht betraut, als Vertreter des Betriebes auf der Schule Rudolf Lehmann. Das Hauptinteresse in Jerusalems Ausführungen bildete der Rückblick auf die seit 60 Jahren ununterbrochene Tradition an den österreichischen Schulen, an der seit fast 30 Jahren der Vortragende selbst beteiligt ist. Die Mehrheit der Versammlung teilte aber die Anschauung, daß für preußische Schulen nicht der strengere methodische Betrieb Österreichs, der die Logik und die Psychologie in den Vordergrund stellt, geeignet sei, daß überhaupt weniger »Unterricht in der Philosophie« zu treiben, als vielmehr der gesamte Unterricht auf den oberſten Klassen in philosophischem Geiste zu erteilen, also »Philosophie und Unterricht« nach Lehmanns Ausdruck, und durchaus auch im naturwissenschaftlichen, zu treiben sei. Mit Nachdruck wurde in der Diskussion, für die hier erfreulicherweise etwas mehr Zeit vorgesehen worden war als bei den übrigen Verhandlungen, betont, daß die Universitätsvorlesungen einmal ihre »Einführungen« elementarer gestalten, dann aber auch ihre Fachvorlesungen auf allen Gebieten zu philosophischer Höhe sich erheben lassen möchten. — Ein sehr willkommenes Zeichen dafür, daß die Universitätslehrer für die Technik des Unterrichts Verständnis zu zeigen beginnen, war der Vortrag von Professor Stern in Breslau über die moderne Jugendpsychologie in ihrer pädagogischen Bedeutung: als die endlich als unerläßlich erkannte Bedingung eines erfolgreichen Unterrichts ist die unendlich schwer zu erlangende wirkliche Kenntnis der Kindesseele anzusehen, was einem Pädagogen wie Herbart noch unbekannt sein durfte. Aus der Fülle der hierin enthaltenen Probleme wurden wesentlich die heute im Vordergrunde des Interesses stehenden behandelt, nämlich außer dem Didaktischen das der Entwicklung, bei dem das rezeptive Moment bisher zu ausschließlich berücksichtigt worden sei, während gerade auch das Sensomotorische Berücksichtigung verdiene, und zuletzt das Problem der Differenzierung der Individualität, dessen Behandlung zu kritischer Würdigung der »Text-Serien« des Franzosen Binet führte. Daß auf seiten der mit überfüllten Klassen arbeitenden Pädagogen, aber auch auf seiten der Vertreter der sozialen Bestrebungen eines Kerschensteiner, die Wahrung vor dem Liebkosen der Individualität ertönen mußte, war vorauszusehen.

Die Fähigkeit, Wissen und Leben zu einander in Beziehung zu setzen, der offene Blick für die Gegenwart, der ja keineswegs ohne weiteres mit der »Forderung des Tages« gleichzusetzen ist, was beides aber nicht mit Unrecht lange Zeit gerade am deutschen Philologen vermißt wurde, trat in einer erfreulich großen Zahl von Vorträgen sowohl von Universitätslehrern als von Schulmännern deutlich hervor. So sprach Professor Dr. Friedrich aus Leipzig über Geschichtswissenschaft und Geschichtsunterricht, Professor Weber aus Posen über den Unterricht in der älteren deutschen Geschichte im Dienste der staatsbürgerlichen Erziehung, Professor Dr. Warschauer in Posen über den Schulunterricht in der geschichtlichen Heimatkunde, Professor Dr. Kötzschke aus Leipzig über Ostdeutsche Kolonisation im Mittelalter und in der Neuzeit, Professor Dr. Höck in Perleberg über die Frage, in welcher Beziehung der biologische Unterricht fördernd auf die gesamte Geistesbildung der Schüler wirken kann, sowie Direktor Dr. Matzdorff aus Berlin über die Stellung der Biologie im Organismus der höheren Schulen, Professor Süpfle aus Karlsruhe über die Schularztfrage. Wie sehr durchaus auch die heutigen deutschen Philologen

an Stelle der früheren allzustarken Neigung zum Abstrakten von der Notwendigkeit des Hilfsmittels der Anschauung überzeugt sind, davon legten nicht nur die Erörterung von Professor Dr. Moritz in Posen über die Verwendung des Lichtbildes im geographischen Unterricht Zeugnis ab sowie Direktor Dr. Luckenbachs Kunstunterricht in der Tertia, sondern vor allem auch die von einer Fülle von Lichtbildern begleiteten Vorführungen der auf ihrem Sondergebiet seit langem fruchtbar wirkenden Forscher wie des Professors A. Brückner aus Berlin, der die reichen Ergebnisse seiner Ausgrabungen auf dem Friedhof am Eridanos in Athen darstellte und des Direktors am Berliner Museum für Völkerkunde, Professors Dr. Schuchhardt, der an der Hand der Burganlagen und der Keramik, zumal des Lausitzer Typus die Suebenkultur als einen festen Begriff nachwies. Auch die auf Anregung des deutschen Kaisers so bedeutend geförderten Ausgrabungen und Rekonstruktionen der Tempel von Baalbek wurden in Lichtbildern vorgeführt, und zwar von einem der daran selbstbeteiligten technischen Beamten, Regierungsbaumeister Dr. Kohl. In sehr dankenswerter Weise waren außerdem eine besonders große Fülle von Aufnahmen der Königlichen Meßbildanstalt in Berlin von den Stätten der gesamten Ausgrabungen auf hellenischem und hellenistischem Boden während der ganzen Dauer der Verhandlungen ausgestellt.

Das philosophische Moment als die Fähigkeit, Ergebnisse der Einzelforschung in große geistige Zusammenhänge, zumal auch kulturgeschichtlicher Art, zu bringen, das über dem Stolz möglichst zahlreicher Feststellung von bloß Tatsächlichem, oft höchst geistreich Erschlossenem, früher nicht selten vermißt wurde, trat diesmal in überraschend reicher Weise zutage. Darum hätte der Vortrag von Professor Schrader aus Breslau über die Anschauungen Viktor Hehns von der Herkunft unserer Haustiere und Kulturpflanzen im Lichte der heutigen Forschung auch in eine der allgemeinen Sitzungen gehört und nicht in die der indogermanischen Sektion: die Entdeckungen der Botaniker in den paläolithischen Schichten, die Unhaltbarkeit der Semitisierung des Südens und der Romanisierung des Nordens von Europa infolge der Entdeckung der minoisch-mykenischen Kultur, die Entdeckungen der Sprachforscher, daß manche Benennungen von nichtindogermanischen Urvölkern Europas herrühren und dergleichen, beeinträchtigen nicht die geniale Leistung der Zusammenfassung des Hehnschen Buches, denn die neueren Forschungen erlauben ein solches noch nicht wieder. — Professor Wechssler aus Marburg behandelte die Beziehungen zwischen Weltanschauung und Kunstschaffen im Anschluß an Molière und forderte dabei geradezu eine neue Art der Betrachtung der gesamten Literaturgeschichte, eben unter dem Gesichtspunkt einer Geschichte der Weltanschauungen. Nicht als ob die Weltanschauung immer ein bewußter Gegenstand der Dichtung wäre, aber diese werde von ihr wie von einem Fluidum immer durchzogen: Anschauung, Ausdruck, Gestaltung des dichterischen Erlebnisses gehörten stets zusammen, sonst entstehe kein Kunstwerk. Ein Stück Weltanschauung spiegelte auch der naturwissenschaftliche Vortrag des bekannten Paters Wasmann über das Seelenleben der Ameisen wider, der indes doch mindestens ebensogut oder besser in eine Naturforscher-Versammlung gehört hätte. Wenn der Vortragende Wert darauf legte, als Vertreter der christlich-gläubigen Naturforschung zu gelten, so hatte das mit dem besonderen Gegenstand seines Themas nichts zu tun; dieser selbst führte den Nachweis, daß aus den vielfach so menschenähnlichen Handlungen doch nicht auf die Ausrüstung der Ameisen mit wirklich menschlichem Intellekt geschlossen werden dürfe. Im übrigen boten die Ausführungen eine staunenswerte Fülle von dem Philologen jedenfalls vielfach unbekannten Tatsachen aus dem Ameisenleben.

Die deutsche Philologie, die gerade durch die Sicherheit und Schärfe ihrer Methode die Philologie überhaupt einst zu einer Weltwissenschaft erhob, legte auch auf der Posener Versammlung beachtenswerte Proben auf dem besonderen Gebiet der philologischen Kritik ab. Als einige vor anderen bemerkenswerte Vorträge seien dafür folgende angeführt: Professor Gercke aus Breslau wies die bekannte Erzählung von der List des Themistokles bei Herodot in ihrer Unhaltbarkeit »als eine kindliche Erfindung« nach und erhob seine Untersuchung zu weitergreifender Bedeutung durch den Nachweis, daß bei Gestaltung historischer Persönlichkeiten bewußt oder auch unbewußt die Anlehnung an bestimmt ausgeprägte Typen der Dichtung stattgefunden habe. — Professor F. W. v. Bissing führte bei einem raschen



Gange durch die hervorragenden Kulturleistungen der Ägypter den schlagenden Beweis, daß auf jedem einzigen Gebiet Ägypten in empirischer, oft zu höchster Feinheit ausgebildeter Beobachtung stecken geblieben sei und überall erst durch Berührung mit dem hellenischen Element das Merkmal wirklicher »Wissenschaft« erlangt habe. — Professor E. Wolff aus Kiel aber, der in letzter Stunde noch für Kühnemann eingetreten war, durfte in dem Vortrag über Wilhelm Meisters theatralische Sendung von Goethe seiner freudigen Genugtuung Ausdruck verleihen, daß die meisten der von ihm auf Grund der Stilkritik hauptsächlich gefundenen Vermutungen über die älteren und die jüngeren Partien in Wilhelm Meister durch die Abschrift aus dem Schultheßschen Nachlaß von der ersten Fassung des Werkes sich vollauf bestätigt haben.

Von Vorträgen, die das Ganze des höheren Schulwesens bzw. seiner Organisation sowie den Begriff der Sprachwissenschaft überhaupt betreffen, beanspruchen vor allem folgende drei eine Bedeutung. Cauer führte Humboldt als Organisator des preußischen Schulwesens vor, der seine weitreichende Wirkung der seltenen Vereinigung: Verständnis für das Wesentliche und Macht es auszuführen verdankte. Durchaus auch für Schädliches sei er verantwortlich zu machen: für die zu scharfe Trennung von Schule und Universität sowie für das allmählich überwuchernde Berechtigungswesen. Aber dafür gab auch die Ansicht, die Humboldt, zugleich Forscher und Staatsmann, von des Menschen Wert und Würde hatte, seiner Organisation das einzigartige innere Leben. Grünwald, der rührige, aber auch besonnene Anwalt humanistischer Bildung, führte, indem er von der antimodernen Tendenz der Schule sprach, in wirksamer Weise die starken gegensätzlichen Strömungen unserer Zeit vor Augen, die es einfach unmöglich machten, allem an sich völlig Berechtigten gleichmäßig gerecht zu werden. Und der Privatdozent Dr. Frischeisen-Köhler, der über den heutigen Stand der Sprachphilosophie sprach, bekämpfte nachdrücklich die Einreihung der Sprachwissenschaft in das Gebiet der Naturwissenschaft. Als eine Geisteswissenschaft und eine historische Wissenschaft hat sie, die mit als erste der naturalistischen Methode erlag, auch als erste den Sieg über diesen Naturalismus davongetragen. Das ist ganz im Geiste des Mannes, als dessen Schüler sich der Vortragende bezeichnen mußte, Wilhelm Diltheys, dessen Tod während der Tagung der Versammlung gemeldet wurde. Sein Werk weiter fortzusetzen wird ebenso eine ernste Angelegenheit der Philologen im weitesten Sinne sein, wie das der beiden großen Toten, deren vor vielen anderen bei der Eröffnung der Versammlung gedacht wurde, des Philosophen Friedrich Paulsen und des Schulmanns Oskar Jäger.

Die nationale Aufgabe, die die Posener Versammlung im besonderen Sinne zu erfüllen hatte, darf nicht übersehen werden: sie hatte dem vorgeschobenen Posten deutscher Kultur das Bewußtsein seines endlichen Sieges in dem schweren Kampfe mit nichtdeutscher Kultur zu stärken. In den Räumen der Akademie, die von einem weiteren inneren Ausbau noch weiterreichende Wirkungen sich verspricht, tagte die Versammlung. Auf dem Wege zu den Sitzungen mußten die Mitglieder täglich an dem kraftvoll-trotzigen Bau des neuen Kaiserschlosses vorüber; ein Festabend spielte sich in dem neuen Stadttheater ab, der Pflegestätte deutscher Kunst; ein Ausflug führte zu den neuen Ansiedlungen, eine Wagenfahrt gewährte reichen Einblick in das deutscher Tatkraft verdankte Aufblühen der Stadt selbst; der Besuch der Ostdeutschen Ausstellung gab Gelegenheit, die Selbständigkeit der Leistungen auf industriellem Gebiet zu beobachten. Gegen 600 Mitglieder waren als Teilnehmer der Versammlung dem Rufe: »Na Oostland wille wy varen« gefolgt, und eine nicht geringe Anzahl von diesen beteiligte sich auch an der nach Schluß der Sitzungen sich anschließenden »Ostmarkenfahrt« nach Bromberg, Thorn, Danzig und Marienburg. So hat die Posener Versammlung in mehr als einer Hinsicht eine besondere Bedeutung zu beanspruchen. Eine zusammenfassende Darstellung aber der ersten 50 Versammlungen wird nach dem schon 1909 in Graz gefaßten Beschluß aus den Mitteln der Jubiläums-Spende geschaffen werden; für die Ausführung ist Herr Professor Gercke in Breslau gewonnen worden. Als Ort der nächsten Versammlung 1912 wurde Marburg a. d. Lahn bestimmt.

Friedeberg, Nm. P. Lorentz.

*

Die Verluste bei dem Brand der New Yorker Staatsbibliothek. Seit dem Brand der Turiner Bibliothek sind nicht mehr so

viele für die Wissenschaft wichtige Dokumente durch Feuer zerstört worden, wie bei dem kürzlichen Brand der New Yorker Staatsbibliothek. Allerdings sind Kunst und eigentliche Bibliophilie bei dem New Yorker Brande weniger in Mitleidenschaft gezogen worden als in Turin. Dafür ist aber eine ganze Wissenschaft, das Studium der amerikanischen Geschichte, furchtbar und in unersetzbarer Weise geschädigt. Denn nach den neuesten Schätzungen sind nicht mehr als 10% der Manuskripte, die in den Archiven der Staatsbibliothek des Staates New York aufbewahrt worden, dem wütenden Element entgangen. Wenn wir jetzt einem Aufsatze in »The Nation« folgend, einiges von dem früheren Inhalt der New York State Library, der jetzt durch das Feuer dezimiert worden ist, aufzählen, so soll damit auch ein Licht auf die außerordentliche und glänzende Entwicklung des amerikanischen Archivwesens geworfen werden, die sich in dem Material der New Yorker Staatsbibliothek gezeigt hat.

Unter den in dem Staaten-Kapitol aufbewahrten Archiven rangieren chronologisch an erster Stelle die alten holländischen Kolonialrecords, die aus 2 wichtigen Sammlungen bestanden. Die erste umfaßte 16 Bände Abschriften, welche den in den königlichen Archiven des Haags und im Besitze der Stadt Amsterdam befindlichen Dokumenten entnommen waren. Teilweise sind sie in Übersetzung in einem Buche O'Callaghans »Dokumente, welche auf die Kolonialgeschichte von New York bezug haben«, gedruckt. Sie umfassen die Jahre 1603—1678. Die zweite Sammlung umfaßte die Originalniederschrift der Records des Gouvernements der holländischen Westindia-Kompagnie aus den Jahren 1638—1664 und 1673—1674. 48 Bände hat diese Sammlung ursprünglich ausgemacht, und viele der darin enthaltenen Dokumente sind jetzt nur noch in Übersetzungen erhalten. Von diesen Übersetzungen sind ungefähr 10% in ihrer Wichtigkeit entsprechenderweise gedruckt; die übrigen 90% hätten einer neuen Übersetzung unterzogen werden müssen, wenn sie nicht durch Feuer zugrundegegangen wären. Von dieser ganzen holländischen Sammlung ist nur ein Drittel in mehr oder weniger verbranntem Zustande gerettet worden.

Durch einen glücklichen Zufall ist das interessanteste Einzeldokument aus den englischen Kolonialrecords, der Originalfreibrief des Staates New York, den Karl II. für den Herzog von York erlassen hatte, gerettet worden, dadurch, daß er sich nicht in den Archivräumen befand. Aber in anderen Beziehungen ist der Verlust an Manuskripten aus dieser Periode unersetzlich. Denn 33 Bände Manuskriptprotokolle des Kolonialrats, einschließlich der Korrespondenzen der Kolonialgouverneure, Pässe, Erlasse, Orders und Erlaubnisscheine, sind zugrundegegangen; ebenso 28 Bände Protokolle des Provinzialrats, sowohl was Exekutive wie was Legislative betrifft, für die Jahre 1668—1776. Nur Teile von diesen Manuskripten, welche die frühere Periode betreffen, sind — und zwar in ganz unbefriedigender Weise — gedruckt gewesen.

Die englische Sammlung umfaßte auch 32 Bände verschiedenartiger Dokumente z. B. Orders, Lizenzen, Warrants, Wahlzertifikate, Bürgerrechtszertifikate, Dokumente, welche auf Kolonialbesitz in verschiedenen Staaten Bezug haben usw., aus der Zeit von 1665 bis 1808. Dazu kamen 4 Bände der Zivil- und Militärausschüsse von 1684 an, die Rechnungen der Provinzialschatzämter, die Originaldrucke der Donganschen Gesetze und die Journale der New Yorker gesetzgebenden Versammlung von 1699 bis 1747.

Unter dem allgemeinen Titel »Landpapiere« waren eine große Anzahl originaler Landpatente eingeschlossen, z. B. der Originalfreibrief für die Stadt New York aus dem Jahre 1730 und ein Originalabdruck des Zengerschen Drucks desselben. Die Indianerpapiere begriffen die ganzen Originalrecords der Agentur für die Indianergebiete von 1757 bis 1759, eine ganze Reihe Händlererlaubnisscheine für den Indianerhandel und Kopien der Verträge, die zwischen 1766 und 1811 in erster Linie mit den Irokesen eingegangen waren. 26 Bände von Manuskripten und Briefen aus den Jahren 1738 bis 1774 waren von Sir William Johnson gesammelt worden; sie haben allein Bezug auf Indianer im Staate New York. Diese Sammlung wurde als einer der Hauptschätze der New Yorker Staatsbibliothek angesehen, nichts davon ist gedruckt, und so ist der Verlust ganz außerordentlich. Von großem Wert für das Studium dieser Periode waren auch die Originaltagebücher des Rev. Samuel Kirkland, des Missionärs für die Irokesen in den Jahren 1769 bis 1793, in 4 Manuskriptbänden. Diesem Missionär war es fast allein zuzuschreiben, daß der Oneida-Stamm während des Revolutionskrieges der amerikanischen Sache treu blieb und nicht wie die übrigen Irokesenstämme mit den Briten gemeinsame Sache

machte. Ein Teil dieser Tagebücher ist durch Druck bekannt.

Eine der wertvollsten Einzelsammlungen in der durch Brand zugrundegegangenen Bibliothek bestand aus 52 Manuskripten- und Dokumentenbänden, die von Georges Clinton, dem ersten Staatsgouverneur und späteren Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten, herrühren oder auf ihn Bezug haben. Sie betreffen die Periode von 1763 bis 1844 und waren von verschiedenstem Interesse und Charakter. Ursprünglich gehörten viele Briefe Washingtons zu dieser Sammlung, die glücklicherweise vor dem Ausbruch des Feuers entfernt waren. Auch ein Tagebuch Clintons aus den Jahren 1803 bis 1809 befand sich darunter, ferner das Tagebuch seines Vaters Colonel Charles Clinton über seine Überfahrt von Irland nach Amerika im Jahre 1729 und über seine Campagne in dem französisch-indianischen Krieg im Jahre 1758. 366 Einzeldokumente in der Clintonsammlung bezogen sich auf die Stadt New York vor und unmittelbar nach dem großen Revolutionskrieg und handelten von Landtransaktionen, Landverkäufen, Baukontrakten usw.

Für das Studium der Zivilverwaltung der im Aufstand befindlichen Kolonien während der Revolution sind 42 Bände Dokumente und Protokolle des Provinzialkongresses des neuen Staates New York von größter Wichtigkeit gewesen. Sie liegen glücklicherweise gedruckt vor. Nichtsdestoweniger ist der Verlust der Originalakkreditive der Delegierten für den Provinzialkongreß von 1755, ferner der Protokolle des Kriegskomitees des Kongresses und vieler handgezeichneter Karten von ganz gewaltiger Bedeutung. Eine Sammlung von Manuskripten und Protokollen des Sicherheitskomitees der Stadt und des Landkreises Albany während der Revolution, im ganzen 10 Bände, wurde teilweise dadurch gerettet, daß mehrere der Bände zur Zeit des Brandes von dem Staatshistoriker für wissenschaftliche Zwecke benutzt wurden. Dagegen gingen die Verhandlungen des Albany-Komitees und die Protokolle des Komitees für Aufdeckung und Niederschlagung von Verschwörungen — beide revolutionäre Körperschaften — zugrunde. Die letzteren sind allerdings durch Druck erhalten.

Zwei Sammlungen von sehr wertvollen Dokumenten für die frühe politische und legislative Geschichte des Staates New York, darunter 42 Bände sogenannte »Assembly-Dokumente« aus den Jahren 1777 bis 1830, sind teilweise unersetzlich. Diese Assembly Papers enthielten u. a. die Berichte über die Konfiskation der Tory-Besitztümer, die Originalbotschaften der Gouverneure, die Originalincorporationrecords über Einverleibung von Städten und Dörfern und die Berichte der Staatenoffiziere. Ein wichtiger Band enthielt die Vermont Papers, die auf die Grenzfrage mit Vermont in den Jahren 1777 bis 1779 Bezug haben; ferner gehörten ein Band Briefe des royalistischen Gouverneurs William Tryon für die Jahre 1777—1780 und das Originalmanuskript der Verhandlungen des Staatssenats von 1777—1792 wie die Originalprotokolle des Anstellungsrates von 1777—1786 dazu. Nur die letzteren existieren noch im Duplikat im Staatssekretariat.

Nur ein Drittel der Papiere des Gouverneurs Tompkins sind gerettet. 15 Bände haben sie umfaßt; ihre wichtigsten Teile sind, allerdings in sehr geringwertiger Ausgabe, vor einigen Jahren veröffentlicht worden. Verlorengegangen ist Aaron Burrs Einnahmebuch aus den Jahren 1812 bis 1820 und die Westerloo-Sammlung von holländischen und lateinischen Manuskripten. — Union College hat einen schweren Verlust erlitten, indem ein großer Teil seiner frühesten Denkwürdigkeiten einhschließlich der Haupt-Original- und Rechnungsbücher vom Feuer zerstört worden sind. In der Staatsbibliothek waren auch eine ganze Anzahl Dokumente und Manuskripte deponiert, die auf die Geschichte anderer Staaten Bezug haben, und von denen der größte Teil nicht weiter durch Druck verbreitet worden war. So wird es niemals mehr möglich sein, sie zu gebrauchen, um Lücken in den Records dieser Staaten auszufüllen. — Die sogenannten D'Iberville-Papiere, die teilweise Übersetzungen, teilweise in dem Original-französisch abgefaßt sind, bezogen sich auf Reisen und Entdeckungen des französischen Kolonisten und Soldaten D'Iberville; sie waren von größter Wichtigkeit für die frühe Geschichte von Florida und Luisiana und gehörten zu den interessantesten Dokumenten für die Geschichte anderer nordamerikanischer Staaten außerhalb des Staates New York.

Die Schätzung, daß nur zehn Prozent der in der Bibliothek des Staates New York vereinigten historischen Dokumente gerettet sind, ist eine nur oberflächliche, und es wird wohl noch eine geraume Zeit dauern, bis exakt festgestellt werden kann, was gerettet und was unersetzlich verloren ist.

M.





Phot. Erwin Raupp.

ROCHUS VON LILIENCRON

Beilage zur „Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik".
Druck und Verlag von August Scherl, Berlin SW. 68.



Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

6. Jahrgang, Nr. 4
Januar 1912

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf. — Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.

Erscheint jeden ersten Sonnabend im Monat. — Druck und Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstr. 36-41.

Pilgerfahrten, Straßen und Hospize im mittelalterlichen Italien.

Von

Pio Rajna.

I.

»... In dasselbe Jahr fiel auch die berühmte Zensur des Appius Claudius und des L. Plautius; gesegneter von beiden Namen aber blieb den Nachkommen der des Appius, weil er die feste Straße gebaut und das Trinkwasser in die Stadt geleitet hat.« Mit diesen schlichten Worten verzeichnet Livius, der beredte Darsteller römischer Größe (Buch 9, Kap. 29) nicht nur die für das innere Leben der Stadt so überaus wichtige Entstehung des ersten Aquäduktes, sondern noch ein anderes Ereignis von unabsehbarer Tragweite: den Bau der ersten Militärstraße, deren Rom sich erinnern konnte. Wir befinden uns im Jahre 442 nach Erbauung der Stadt, 312 vor Christi Geburt. Die Samniter sind in ihre Berge zurückgeworfen, und Saticula wacht an der Grenze. Die frische Schmach des Caudinischen Jochs (321 v. Chr.) ist abgewaschen; die Herrschaft über Campanien ist gesichert, und eine Hauptstütze dieser Herrschaft ist die Via Appia.

Andere Straßen zu ähnlichem Zwecke folgten in kurzer Frist, dieselben, die dann umgebaut und verlängert zur Flaminia und Valeria wurden. Weiter kommen allmählich noch die Cassia, die Clodia, die Salaria, die Aurelia, um nur die wichtigsten zu nennen, hinzu; und Rom erscheint uns so fast wie ein Polyp mit zahllosen Armen, die sich nach allen Seiten hin ausstrecken, um zu packen und festzuhalten. Immer weiter werden diese Arme sich ausdehnen, sich trennen und dann wieder verflechten, bis sie schließlich ein die ganze römische Welt umspannendes Netz geworden sind.

In der Kunst des Straßenbaus ist Rom eine Meisterin gewesen, wie es in der Geschichte vor ihr und nach ihr keine zweite gegeben hat. Beschämt sehen wir, Urheber flüchtiger Eintagsschöpfungen nur allzu oft, welchen Grad von Festigkeit diese römische Arbeit erreicht hat. Das Mittelalter, dem die römischen Straßen, mit den eignen verglichen, wie unzerstörbar erschienen, nannte sie in einem großen

---

Aus dem italienischen Manuskript übersetzt.



Teile Frankreichs und wohl nicht in Frankreich allein mit einem uns seltsam anmutenden Ausdruck chemins ferrés' gepanzerte Straßen. Das Volk im belgischen Gallien aber, wo sie sich besser als in irgend einem andern Lande des Westens erhalten hatten, begnügte sich nicht hiermit, sondern schrieb sie einem König Brunehault zu — ein Name, der wahrscheinlich dem der Gemahlin König Sigberts nachgebildet und vielleicht mit dem der mythischen Brunhilde des germanischen Epos verschmolzen ist — und war des Glaubens, daß sie einer übernatürlichen Macht ihr Dasein verdankten. Der Zauberer Brunehault hatte sich, um die Hindernisse zu überwinden, die der sumpfige Grund des Landes seinen Unternehmungen bot, an seinen guten Freund den Teufel gewandt, und der Teufel hatte ihm wunderbar in drei Tagen die Arbeit ausgeführt. Und so galten als Teufelswerk unzählige Brücken, diese zur Ergänzung der Straßen unentbehrlichen Bauten, in denen ebenfalls Rom, dank vor allem seiner in der Verwendung des Bogens erworbenen Erfahrung, bis zu vordem unerreichten Höhen aufstieg.

Das Volk erklärt sich das ihm Unverständliche leicht auf seine Weise, die Techniker aber betrachten und bewundern. Die fünf kunstvoll übereinandergelegten Schichten, die man in einigen Fällen gefunden hat, sind natürlich nicht die allgemeine Regel. Gerade diese Kunst vor allen anderen hat ja örtlichen Bedingungen sich anzupassen und sich nach ihnen zu richten. Und wenn sie auch mit der Zeit immer mehr sich verfeinerte, so ging es doch langsam, und ihre Kräfte reichten nicht immer so weit [illegible] Wunsch vorausgeeilt war. Aber [illegible]tand, alles vermochte sie in [illegible]eit Roms. Damals konnte [illegible] brechen, denen sie vordem [illegible]chen müssen.

Aber wenn auch die Kunst nur ganz allmählich sich vervollkommnete und viele römische Straßen allmählich erst wurden was sie schließlich waren, so hatte man doch sicherlich in ganz alter Zeit schon beträchtliche Fortschritte gemacht. Sehr bald begannen die einfachen viae, natürlich nur die wichtigsten unter ihnen, viae stratae zu werden, und im Laufe der Zeit wurden sie silice stratae, d. h. sie erhielten ein Pflaster aus Steinen von einigermaßen ebener Oberfläche. Zuvor aber waren sie nur glarea stratae, Kiesstraßen, gewesen, ein Zustand, der, wenn auch weniger vorgeschritten, uns immerhin den charakteristischen Unterschied der Kunststraße von einer beliebigen andern darstellt.

Sternere ist das eigentliche auf Straßen angewandte Wort im Lateinischen und wie wir sehen ein sehr bezeichnender Ausdruck. Es kommt ebenso jedem einzelnen stratum zu, aus denen eine römische Straße besteht, wie ihrer Gesamtheit. Livius bedient sich in der eingangs zitierten Stelle eines noch bezeichnenderen Wortes, er sagt viam munivit. Es wäre falsch zu behaupten, daß er hierzu kein Recht habe, sondern was seiner Zeit angehörte willkürlich einer weit zurückliegenden Vergangenheit zuschreibe. Fast zweifellos und sehr richtig war ihm das Wort von seiner Quelle geboten. Man bedenke doch, daß die Via Appia auch zur Zeit schon da sie entstand auf einer Strecke von fünfzehn römischen Meilen die Pontinischen Sümpfe zu durchschneiden hatte; also erforderte sie offenbar auch in ihrer ersten Ausführung schon beträchtliche künstliche Arbeit. Und zu dieser Eigentümlichkeit kommt noch eine zweite, die jeden Zweifel ausschließt, daß sie dem Straßentypus aus Roms Blütezeit zuzurechnen ist.



Von Rom nach Terracina lief die Appia gerade fort. Das ergibt eine schnurgerade Strecke von mehr als 60 Meilen, also eine würdige Vorgängerin jener andern, fast dreimal so langen Straße, die — für die Zukunft ein Bau von der allergrößten Bedeutung — 125 Jahre später von Rimini nach Piacenza sich hinziehen wird. Obwohl zunächst zu militärischen Zwecken angelegt, brachten es die Dinge doch mit sich, daß diese Straßen auch vielfältigem andern Gebrauche dienten. Dem Handel wurden sie die unentbehrliche Ergänzung des Seewegs, der für ihn ja immer die Hauptstraße war und bleiben wird; und es ist merkwürdig, daß Strabo zu Anfang der Kaiserzeit nur diesen Nutzen hervorhebt und preist (V, 3, 8): »sodaß man die Schiffslasten auf Frachtfuhrwerk verladen kann«. Aber auch jede andre Lebensäußerung verlief auf ihnen; sie waren für die römische Welt die Arterien und Venen, die das belebende Blut durch den gewaltigen Körper schickten, und, um das Bild ganz treffend zu machen, gab es da wirklich auch ein Organ, das die Arbeit des Herzens verrichtete. Nur so lange aus Rom, diesem großen Herzen, das Blut Rumpf und Gliedern zugeführt wurde, um dann wieder nach seinem Ursprung zurückzuströmen, blieb auch das römische Leben frisch und kräftig. Aber sowie es den Anschein gewann, als könnten oder müßten auch andre Orte als Hauptstadt oder als Hauptstädte sich betätigen, da ging die römische Welt unwiderruflich ihrem Verfall entgegen. Eine römische Welt, deren Haupt und zwar einziges Haupt nicht Rom wäre, ist ja schlechthin undenkbar.

Außer für die Benutzung seiner militärischen Streitkräfte dienten die Straßen dem Staate aber auch noch, einen geordneten sicheren und raschen Mitteilungsdienst für die Regierung zu schaffen, der zu voller Entwicklung allerdings erst in der späteren Kaiserzeit kam. Unter der Republik hatte man sich für die dringendsten Bedürfnisse damit geholfen, daß man die Provinzialen verpflichtete, den in öffentlichem Dienste Reisenden Wohnung, Verpflegung und Beförderungsmittel zu liefern; auch später hatten zwar die Provinzen noch immer den größeren Teil der Last zu tragen, aber es wurde doch an allen Straßen eine Kette von stationes und mutationes eingerichtet, d. h. von Orten, wo Halt gemacht und die Pferde gewechselt werden konnten. So entstand ein nur für den Staatsdienst bestimmter Postbetrieb — cursus publicus hieß er — der zwar nichts ganz Unerhörtes war, denn eine entsprechende Einrichtung hatte Asien in längst vergangenen Zeiten unter der Perserherrschaft schon kennen gelernt, der aber jetzt einen Umfang und eine Vollkommenheit erhielt, wie sie nie zuvor dagewesen. Der Codex Theodosianus (VIII, 5) und der Justinianeus (XII, 50, (51) enthalten viele ihn betreffende Bestimmungen.

Dieser cursus blieb in Italien bestehen auch während der Regierung des ebenso römischen wie gotischen Theoderich; in den Verfügungen, die von Cassiodor in des Königs Namen verfaßt wurden, ist häufig von ihm die Rede. Daß Theoderich, wenn er sich um den cursus bekümmerte, auch für die Straßen gesorgt habe, ist ja wie selbstverständlich, und so wäre man geneigt, als ein monumentales Zeugnis dafür die Inschrift anzusehen, welche in zwei Exemplaren — so wichtig erschien die Tatsache — bei Terracina 1743 wieder ans Licht kam; sie rühmt, daß für den öffentlichen Verkehr eine Strecke der Appia neu instand gesetzt worden



sei, die das Wasser lange Zeit unpassierbar gemacht habe. Wenn man dann aber zwei Briefe Cassiodors (II 32 und 33, aus den Jahren 507 bis 11) vergleicht, so erfährt man, daß der Decius, der auf der Inschrift sich nur als des Königs Willen ausführenden Werkmeister hinstellt, in Wirklichkeit auch der — allerdings wohl durchaus nicht uneigennützige — Urheber gewesen ist. Decius hatte nämlich zugleich ein weites Gebiet Landes trocken gelegt, und die Straße half ihm nun, das als ein Werk zu öffentlichem Nutzen erscheinen zu lassen. Für uns aber ergibt sich, daß schon seit geraumer Zeit (»per omnes retro principes«) die **Appia**, die »Königin der Straßen« — **regina viarum** nennt sie Statius, Silv. II, 2, 12 — in übler Verfassung war. Wir werden sie uns ja nicht beständig unter Wasser zu denken haben; der Überschwemmung wird sie ausgesetzt gewesen sein, wenn durch dauernde Regengüsse Flüsse und Bäche anschwollen und das Niveau des Sumpfes sich hob.

Was wir hier erfahren, genügt, um uns ahnen zu lassen, daß dem ganzen großen römischen Straßennetz eine traurige Zeit in naher Zukunft bevorstand. Was wird denn überhaupt die Folge sein müssen, wenn in dem ungeheuren Triebwerk der kaiserlichen Verwaltung der Anstoß und somit auch die Bewegung aufgehört hat? Wenn die Macht in recht eigentlich barbarisch zu nennende Hände gekommen ist? Wenn auf Einheit und Zusammenhalt die Zerstückelung gefolgt ist, die, Gutes wie Böses in reichem Maße wirkend, den politischen Charakter des Zeitraums bestimmt, den wir »das Mittelalter« zu [illegible] gewohnt sind?

[illegible]em aber müssen wir, auch [illegible] uns auf Erwägungen ganz allgemeiner Art beschränken, noch manches sonst als mitwirkend in Betracht ziehen. Mit dem Verfall der Kultur ging zusammen, Wirkung und Ursache zugleich, eine Verminderung der menschlichen Bedürfnisse, wohingegen die frühere Zeit sich mit der unsrigen vergleichen läßt. Uns scheint es unbegreiflich, wie die Menschen des Mittelalters — und in dieser Hinsicht hat das Mittelalter bis gestern gedauert, ja dauert großenteils in Italien und in vielen andern kultivierten Nationen heute noch fort — so unbequem wohnen, sitzen, liegen, sich fortbewegen, kurzum leben konnten. Die Menschen im Altertum dagegen gelangten zwar noch nicht zu der Fülle raffinierter Lebensbedürfnisse, die wir heute haben, raffiniert aber waren auch sie schon in vielen Dingen, und so erscheint uns das Herabsinken der unmittelbar folgenden Zeit auffallend groß. Für die Frage, die uns hier im besondern angeht, ist zu beachten, daß die Gewohnheit, in meist schnellen, kleinen Wagen zu reisen, ganz aufhörte; auch die schweren Lastgefährte (*ἁρμάμαξαι*), die wir bei Strabo erwähnt fanden, wurden nicht mehr zum Warentransport auf große Entfernungen verwendet, die eignen Beine und Lasttiere wurden für weitere Entfernungen zu Lande die einzigen Beförderungsmittel der Menschen. Diese Minderung ihrer Bedürfnisse vor allem verringerte ihren Handel, aber er litt zugleich stark unter dem Zustand, in dem sich jetzt die öffentlichen Straßen befanden. Das beweist die verhältnismäßig große Wichtigkeit, die der maritime Handelsverkehr behielt, und der wunderbare Aufschwung, den er wieder nahm, noch bevor nach der gewöhnlichen Auffassung die neue Morgenröte anbrach. Fast gänzlich sich selbst überlassen, mußten die Straßen

natürlich verfallen, denn auch die römischen Straßen, mochten sie noch so fest, noch so »gepanzert« sein, verlangten instand gehalten zu werden. Und sie erforderten das vielleicht nicht einmal so sehr an sich selber als indirekt, d. h. sie erforderten — erinnern wir uns nur, was mit der Appia geschah — daß die Wasserläufe in Schranken gehalten wurden und die Abzugskanäle in Tätigkeit blieben. Aber das Mittelalter dachte nicht an Wiederherstellung, wenn irgendwo etwas zerstört war. War ein Weg durch einen Bergsturz versperrt, so begnügte man sich, durch das Getrümmer einen Fußpfad zu bahnen, der dann allmählich durch den Gebrauch mehr und mehr gangbar wurde; hinderte Versumpfung das Fortkommen in der Ebene, so ging man auf den Berg. Rom hatte so viel wie möglich nicht nur gerade, sondern auch ebene Straßen haben wollen, und so hat es bewunderungswürdige Arbeiten ausgeführt, um den einen wie den andern Zweck zu erreichen. Für vorgeschrittene Kulturen überhaupt ist der Verfolg der geraden Linie charakteristisch, so sehr, daß dieses Bedürfnis für sie zur Schrulle werden kann; im Mittelalter dagegen herrschte überall die gekrümmte, die gewundene Linie, draußen wie im Hause, und ein beständiges Auf- und Niedersteigen störte die Menschen nicht weiter. Und aufzusteigen besonders zwang sie ja damals großenteils die Lage ihrer eignen Wohnungen, die sich wieder auf die Höhen zurückgezogen hatten wie vor alters und aus denselben Ursachen: weil sie gesünder und vor allem weil sie geschützter lagen da oben. Und so finden wir auch hier wieder wie in der römischen Zeit, aber mit ganz anderen Ergebnissen freilich, die Rücksicht auf den Kriegszustand des Landes. Nachdem die Zerstücklung einmal eingetreten war, mußte jeder für sich darauf bedacht sein, daß die Verkehrsverbindungen nicht allzu bequem würden. Hindernisse, wie wir sie mit so vieler Mühe möglichst unvermerkt an den Grenzen unseres Landes schaffen, schuf das Mittelalter auf Schritt und Tritt, sehr viel weniger furchtbar an sich, unter den Bedingungen des damaligen Lebens jedoch nicht weniger wirksam. Was aber die militärische Machtentfaltung zum Angriff, nicht zur Verteidigung, und zwar zu Angriff und Unterwerfung ganzer Provinzen und weiter Länderstrecken betrifft, so war sie damals von einer Art, daß sie sich um die Straßen nicht sonderlich zu bekümmern brauchte. Für die langobardischen, die fränkischen Heere, wie später für die übrigens nicht sehr starken Landsknechtstruppen der deutschen Kaiser waren die Straßen jederzeit gut genug, etwa wie ein Bergsteiger um eine Alpenspitze zu erklimmen nicht einen wohlbegangenen Fußpfad nötig hat.

II.

Die Folgen dieser Lage der Dinge würden noch schwerer und verhängnisvoller gewesen sein, und die Abhilfe hätte noch viel länger auf sich warten lassen, wenn nicht eine neue Kraft in Wirkung getreten wäre. Der Kitt, der die Länder des Mittelmeers zu einem kompakten Ganzen fest vereint hatte, war schließlich zerbröckelt; da ersetzte ihn ein Kitt ganz andrer Art, der mit nicht geringerer Festigkeit genau um denselben Kern einen Teil derselben Länderwelt wieder aneinanderfügte und was verloren war durch andern Zuwachs ausglich. Die religiöse Einheit trat an die Stelle der politischen, die nur teilweise und unfest erhalten geblieben oder wieder erneuert war.

Auch die religiöse Einheit, ganz wie die politische, bedarf zu ihrer Erhaltung



ſtändiger Vermittlungen. Auch hier muß eine Zentralgewalt da sein, die in ununterbrochener Beziehung zu den einzelnen konſtituierenden Elementen ſteht. Diese Forderung iſt in der katholischen Kirche zur Wirklichkeit geworden wie in keiner andern Inſtitution der Menschengeschichte. Nie hat es wieder ein Triebwerk gegeben so umfassend und feſt zusammenhaltend wie das, das jetzt aufs neue von derselben Stadt geleitet wird,

. . . exiguis quae finibus orta tetendit
In geminos axes, parvaque a sede profectas
Dispersit cum sole manus.
(Claud., De Cons. Stil. lib. 3 v. 138—140)

Und mit Fug könnte Claudian sich rühmen, von ihr eine bis auf unsre Zeit hinab dauernde Wahrheit prophezeit zu haben, indem er versichert

. . . . . . nec terminus unquam
Romanae ditionis erit.
(ib. v. 159—160)

Dieses Triebwerk in Gang zu erhalten, hätte es genügt, wenn in ſteter unmittelbarer Beziehung mit Rom nur die blieben, die nach der katholischen Hierarchie das Amt von Abgeordneten der höchſten pontifikalen Gewalt innehatten. Auch übermittelten die Päpſte nicht nur schriftlich ihre Anweisungen und Befehle den Bischöfen, sondern waren eifrig darauf bedacht, daß diese so oft wie möglich in eigner Person vor ihnen erschienen. Der Bischofsbesuch ad limina Apostolorum wird uns als Brauch schon zu Anfang des 3. Jahrhunderts vom heiligen Paulinus bezeugt, und belehrende Einzelheiten ihn betreffend sind in den Briefen Papſt Gregors des Großen zu lesen. Feierlich als eine Verpflichtung ausgesprochen, mit Berufung auf in Kraft ſtehende kanonische Normen, wird er auf dem Römischen Konzil vom Jahre 743. Die Bischöfe aus der Nähe müssen unbedingt, nur den Fall schwerer Erkrankung ausgenommen, an jedem 15. Mai in Rom erscheinen, die aus der Ferne juxta chirographum suum; aber daß auch von ihnen hierin viel verlangt wird, zeigt der derbe Verweis, den Gregor VII. im Jahre 1080 dem Bischof von Rouen erteilt, weil, solange er Papſt sei — er war es seit sieben Jahren —, weder der Bischof selber noch seine Suffraganen zu ihm gekommen wären.

Jedoch so zahlreich die Bischofssitze waren und so häufig auch die Reisen der Bischöfe sein mochten, für den sozialen Verkehr konnte das nur wenig ausmachen. Aber zu den Individuen kamen die Scharen, zu den Einzelnen die Tausende und die Zehntausende; ihre Bewegung aber war die Folge eines Phänomens, dessen Anfänge weit hinter die Auflösung des weſtrömischen Reiches zurückreichten und fern von Rom und Italien zuerſt sich gezeigt hatten.

In die fernſten Zeiten menschlicher Erinnerung zurück geht der Brauch von Gläubigen jeder Religion, die von ihnen für heilig gehaltenen Stätten eifrig aufzusuchen. Die Triebfedern sind teils ein Gefühl tiefer Verehrung, mehr noch die Hoffnung auf irgend einen Nutzen: von Schäden und Leiden befreit, mit Gütern beschenkt zu werden, eine Weissagung, klugen Rat zu empfangen. Das geschichtliche Griechenland kann uns vor allem die Weissageſtätten Delphi und Dodona zeigen; neuere Ausgrabungen haben zahlreiche Opfergaben ans Licht geschafft, die in den halbdunkeln prähiſtorischen Zeiten zur kretischen Höhle des idäischen Zeus gebracht wurden. Und wie die europäischen Völker auf Pilgerfahrten auszogen, so und vielleicht noch mehr die asiatischen. Aus den fernſten Ländern kommen die Buddhiſten zu den heiligen

Orten Indiens, und in keiner andern Religion findet sich ein Gebot, vergleichbar der ſtrengen Verpflichtung, welche die muhammedanische ihren Gläubigen auferlegt, mindeſtens einmal im Leben Mekka oder vielmehr die Kaaba aufzusuchen, jenes Heiligtum, das mit seinem schwarzen Steine schon früher »seit undenklicher Zeit« (ab immemorabili) eine gewaltige Anziehungskraft ausgeübt hatte.

Ja man kann selbſt, wie mir scheint, die Frage aufwerfen, ob nicht der Umſtand, daß Jerusalem eben in Asien lag, in gewissem Grade zur Entſtehung der chriſtlichen Pilgerfahrten beigetragen hat, mit andern Worten, ob die erſten Pilgerscharen nicht asiatische Chriſten gewesen sind, die zugleich unter dem beſtimmenden Einfluß ihrer angeborenen geiſtigen Disposition und ihrer Rassegewohnheiten ſtanden. Eine solche Vermutung wird uns nahe gelegt, wenn wir bei dem Heiligen Hieronymus, aus der Zeit seines Aufenthalts in jenen Gegenden, lesen (ep. 46 § 10): »Brauche ich sie einzeln herzuzählen, die Armenier, die Perser, Indiens und Äthiopiens Völker und hier nahebei das mönchereiche Ägypten, Pontus und Cappadocien, Syrien und Cölesyrien und Mesopotamien und was sonſt alles noch aus dem Oſten herzuſtrömt? Denn sie alle kommen an diesen Stätten zusammen nach dem Worte des Heilands, der da sagt: ubicumque fuerit corpus, illuc congregabuntur aquilae.«

Aber auch ohnedies allerdings mußten die Stätten, wo der Gottmensch geboren war, wo er gelehrt hatte, und Leiden und Tod erduldet, notwendig die ſtärkſte Anziehung ausüben. Und bald kam man dorthin auch aus dem fernen Weſten.

Überaus lehrreich iſt für uns das Itinerarium Hierosolymitanum, das mit genauer Aufzählung aller stationes und mutationes Anweisungen für eine Hin- und Rückreise gibt, die im Jahre 333 unsrer Zeitrechnung von Bordeaux angetreten wurde. Ganz offenbar will dieses Dokument andern Pilgern als Führer dienen, sodaß es für das südliche Gallien jener Zeit schon den Brauch solcher Pilgerfahrten bezeugt. Ein neuerer Forscher, Anton Elter, hält auch das Itinerarium Antonini und die Tabula Peutingeriana für Reiseführer nach Jerusalem zu chriſtlichem Gebrauch, obwohl sie sich äußerlich nicht als solche geben. Ich kann ihm zwar hierin nicht so unbedingt zuſtimmen, wie es vielfach geschehen iſt; aber auch so iſt sicherlich die Annahme berechtigt, daß die Tafel wie der Reiseführer Antonins in der Tat von Occidentalen, die sich zur Fahrt nach Paläſtina anschickten, benutzt worden sei. Gegen das Ende des vierten Jahrhunderts nahmen diese Pilgerfahrten immer mehr zu, sodaß der Heilige Hieronymus den oben angeführten Worten, mit denen er den Andrang der orientalischen Völker schildert, diese vorausschickt: »Die in Gallien an erſter Stelle geſtanden, eilen hierher, der von unserm Kontinent geschiedene Brite verläßt, wenn er im Glauben gefördert iſt, die weſtliche Sonne und sucht die Stätten auf, die ihm nur durch das Gerücht und aus der Erzählung der heiligen Schriften bekannt sind.«

Und elf Jahre später klagte Hieronymus, wie er erdrückt würde von der aus allen Teilen der Erde herzueilenden Masse von Mönchen (Ep. 66, 14). Aber nicht nur Mönche kamen hin, es kamen auch ohne Zweifel Laien genug, wenn man auch — ich darf wohl die Worte wiederholen, die ich vor 36 Jahren niederschrieb — »wahrscheinlich dort noch

nicht das zerlumpte Volk wie im Mittelalter erblickte.«[1])

Die Pilgerfahrten nach Jerusalem und nach Paläftina überhaupt gingen den Romfahrten voraus. Ganz richtig hebt Elter in dieser Beziehung hervor, wie in Rom der Verfasser des Itinerarium Hierosolymitanum, der auf der Rückfahrt dort durchkommt, doch gar nichts zu vermerken hat. Und auch wenn Hieronymus uns 50 Jahre später an einer Stelle von, bisher wenigftens, bedauernswert unsicherer Lesung, das Grab des heiligen Petrus aufs höchfte verehrt zeigt, so ift es doch sehr zweifelhaft, daß er uns hier schon eine wirkliche Bewegung beftätigt, die übrigens sehr viel weniger besagen würde, solange Rom seine ftarke politische Bedeutung behielt. Aber die Pilgerfahrten nach Jerusalem gingen nicht nur ohne Frage den römischen vorauf, sie waren für diese in der Tat auch das Modell sozusagen und die bewegende Ursache. Beides zeigt für mich das Wort romeo an, das nach meiner Ansicht zunächft in griechischer Form im Munde der in Paläftina Wohnenden die aus dem Imperium dorthin kommenden Fremden bezeichnete, das dann aber die nach Rom Pilgernden zu bedeuten schien und schließlich auch wirklich bedeutete.[2])

Ehe noch die Sonne des kaiserlichen Rom unter den Horizont hinabgesunken war, hatte sich schon die andre des päpftlichen Rom hoch am Himmel erhoben. Unterdessen schien der Orient, Paläftina, gleichsam in weitere Ferne zurückzuweichen. Auch das kam den Pilgerfahrten nach Rom zugute, und wohl konnte hier schon damals die Sorge für sie mit der Sorge für den eigenen Vorteil sich verbinden. Jedenfalls bietet sich uns schon beim erften Heraufdämmern des 6. Jahrhunderts ein ganz klares Zeugnis. Ennodius beklagt, daß der Bischof von Altinum, welchen während der heftigen Bewerbungszwiftigkeiten der beiden Päpfte Symmachus und Laurentius Theoderich als Visitator nach Rom geschickt hatte, wieder abgereift sei ohne Sankt Peter besucht zu haben. Das Grab des heiligen Petrus — Paulus erscheint ihm gegenüber ftets untergeordnet — ersetzt für den Weften großenteils die Grabftätte Chrifti und die andern Orte des heiligen Landes.

Diese auf Rom gerichtete Bewegung konnte zu Zeiten durch die politische Lage Unterbrechungen erleiden, aufhörte sie aber nicht mehr und blieb auch im großen und ganzen sehr lebhaft. War sie noch nicht durch ein mathematisch geregeltes Ablaßsyftem hervorgerufen, so waren die Antriebe dazu doch schon in Fülle vorhanden. Auch für sich allein schon wirkte das Vertrauen auf zu erwerbenden Lohn und auf die Vergebung der Sünden; es wirkte das religiöse Gefühl, das durch den Besuch aufgeregt wurde, und das dann eine besondere Befriedigung im Anschauen der Passionsreliquien empfand: des Holzes vom heiligen Kreuze, der Lanze des Longinus und vor allem des Abdrucks von Chrifti Antlitz im Tuche der Veronica.[1]) Und es wirkte mächtig die Hoffnung auf Wundererscheinungen; denn, um es mit dem brutalen Materialismus der Einfalt auszusprechen, was in aller Welt konnte wundertätiger sein als der Leichnam des heiligen Petrus?

[1]) Giornale storico della Letteratura italiana, Vol. VI (2. Sem. 1885) p. 160, im Anhang zu einer Abhandlung — »Per la data della «Vita Nuova» e non per essa soltanto«

[2]) Dies eben ift der Gegenftand des vorhin von mir zitierten Anhangs.

[1]) S. Per la data etc. p. 131—149.

Uns, die wir heutzutage die Genauigkeit lieben, würde es besonders erwünscht sein, könnten wir irgendwie eine Statiſtik dieser romei, dieser »Römischen« zusammenbringen. Aber die mittelalterlichen Quellen sind ſtets arm an genauen Zahlenangaben, und wo sie uns solche liefern, sind die meiſt mit großem Mißtrauen aufzunehmen; in unserm Falle müssen wir uns an unbeſtimmten Angaben genügen lassen. Mit Interesse lesen wir in den erſten Jahrzehnten des 8. Jahrhunderts, bei Beda, auf das Jahr 716 bezüglich, daß[1]) »his temporibus multi Anglorum gentis, nobiles et ignobiles, viri et feminae, duces et privati, divini amoris instinctu de Britannia Romam venire consueverant.« Das »consueverant« wird auf das Volk, nicht auf die Einzelnen zu beziehen sein, sonſt, fürchte ich, müßte man Bedas Worte als Übertreibung ansehen, wie auch Gregor VII. in der schon angezogenen Stelle übertreibt, wenn er der Nachlässigkeit des Bischofs von Rouen und seiner Suffraganen den Eifer des Volkes gegenüberſtellt: »Wie habt ihr nur so lange Zeit Sankt Peter vernachlässigen können, da doch vom äußerſten Ende der Welt selbſt jüngſt erſt dem Glauben gewonnene Völker beſtrebt sind Jahr für Jahr, Frauen wie Männer, zu ihm zu kommen?«

Aber auch aus den Übertreibungen läßt sich die Wahrheit herausschälen, und die unbeſtreitbare Wahrheit sicherlich iſt, daß man in großer Zahl Rom aufsuchte. Besonders in gewissen Zeiten des Jahres, zu beſtimmten Feſten suchte man es auf, völlig zum Stillſtand aber kam die Bewegung nie.

Einen ganz deutlichen Beweis für die Menge der Pilger haben wir an der beträchtlichen Zahl derer, die krank wurden und ſtarben. Diese Tatsache ergibt sich klar aus der Notwendigkeit, die sich herausſtellte, die Beſtattung zu regeln; sie wurde beſtimmten Kirchen als besonderes Recht übertragen. Karl der Große verordnete, daß alle »Ultramontanen« in S. Salvatore begraben würden. Später aber befreiten sich beſtimmte Nationen durch besondere Übereinkommen hiervon; so setzten die Angelsachsen durch, daß ihre Toten in der Scola Saxiae Platz fanden, die Friesen in der Scola Frisonum. Die Latini aber, d. h. die Italiener, wurden schon seit alter Zeit in S. Giustino begraben.

Aber die Toten kamen nicht allein für das Begräbnis in Betracht. Eifrig beachtet wurde, was sie an Geld und Gut hinterließen, und darum auch, wie sie etwa teſtamentarisch darüber verfügten. Wir sehen, wie man daraufhin Vorkehrungen trifft, nicht nur für Rom allein, auch für andre, am Wege liegende Orte. Der Liber Censuum, der unter dem Pontifikat Innocens' III. zusammengeſtellt iſt, verzeichnet die in Sutri geltenden Anweisungen. Es ergibt sich hieraus, daß nicht wenige ihre Pilgerfahrt mit wohlgefüllter Börse antraten. Daraus ließ sich nicht immer schließen, daß sie auch noch bei ihrer Ankunft gefüllt war, auch abgesehen von den auf der Reise nötig gewordenen Ausgaben. Straßenraub und Plünderung waren überaus häufig. Und es scheint, daß dem die Pilger stark ausgesetzt waren und gerade auch dicht vor ihrem Ziel und in Rom selber. Wilhelm von Malmesbury preiſt Kalixt II., der 1119 erwählt wurde, 1120 nach Italien kam und 1124 ſtarb, daß er die angeborene zügellose Gier der Römer zu unterdrücken verſtanden habe, so daß man zu seiner Zeit nicht den

[1]) De temp. rat. s. Mon. Germ. Hiſtor. Chronica minora III, 320 der Quartausgabe.

Reisenden in der Umgebung nachſtellte und sie in der Stadt vergewaltigte, die Gaben aber, die sie brachten, auch wirklich an den Papſt gelangten zu allgemeinem Nutzen. Und so zeigen uns hier die Pilgerfahrten des Mittelalters offen und in mehr als einer Hinsicht ihre wirtschaftliche Seite, die sie natürlich neben und gegenüber ihrer religiösen haben mußten.

III.

Aber wenn nur Begüterte diese Reisen hätten unternehmen können, würden sie doch nicht der Rede wert gewesen sein. Ganz wie heutzutage war man auch in der alten Zeit schon darauf bedacht, sie denen zu erleichtern, deren Frömmigkeit nicht mit dem Reichtum zusammenging, und so eröffnete man an den Zielpunkten solcher Fahrten Hospize. Auch diese Einrichtung traf man zuerſt und mußte man zuerſt in Paläſtina treffen. Es war die Herübernahme und besonders erwünschte Anwendung eines Wohltätigkeitswerkes, das die Nächſtenliebe neben andern im Orient hatte erſtehen und aufblühen lassen — doch mußte ihr Urheber immer ein römischer Senator gewesen sein — ganz unabhängig von den Pilgerfahrten. Solche Hospize hießen ξενοδοχεῖα.

Nachdem sie sich über das Heilige Land verbreitet — vor andern bekannt iſt uns das in Bethlehem, von der dem heiligen Hieronymus so teuren Paula gegründet, die dorthin zu leben und zu ſterben gekommen war — wurden die ξενοδοχεῖα sehr bald vom Weſten übernommen. »Ich höre, daß du ein Xenodochium an Roms Hafen errichtet haſt, ein Reis vom Baume Abrahams am ausonischen Geſtade gepflanzt,« schreibt Hieronymus an Pammachius, Paulas eigenen Schwiegersohn. Ohne Zweifel gaben Veranlassung dazu noch immer die paläſtinischen Pilgerfahrten; das ξενοδοχεῖον in Oſtia kann man mit den Unterkunftsſtätten vergleichen, die heutige Menschenliebe in Genua und Neapel für die nach dem fernen Amerika Auswandernden errichtet.

Sowie nun aber erſt Rom selber der Zielpunkt von Pilgerfahrten geworden war, konnten derartige Stiftungen auch dort nicht lange ausbleiben. Die Namen schon machen es für mich wahrscheinlich, daß die älteſten von denen wir wissen das xenodochium Valerii und das der Anicier (Aniciorum) gewesen seien, obgleich sie erſt in Briefen Gregors des Großen erwähnt werden; ein anderes in via Lata, nach dem die Kirche S. Maria di Trevi — ihre Lage iſt durch den Brunnen allbekannt — im Mittelalter S. Maria »in xenodochio« hieß, war, wie sich aus der Erwähnung im Liber Pontificalis ergibt, von Belisar wohl reichlich ein halbes Jahrhundert, bevor es hier genannt wird, errichtet worden. Gregor erwähnt noch zwei andere: »viae Novae« und »ad sanctum Petrum«, dieses das wichtigſte für uns, weil von ganz deutlicher Beſtimmung. Welches aber mögen die vier sein, älteren Ursprungs, von denen derselbe Liber Pontificalis bezeugt, daß sie zwischen 752 und 757 von Papſt Stephan II. wiederhergeſtellt wurden? Und Stephan begnügte sich nicht mit Reſtaurierungen. Zwar das »xenodochium«, dessen Gründung »in Platano« beim Pantheon ihm zugeschrieben wird, mag wohl trotz dieser Bezeichnung eher ein πτωχεῖον als ein wirkliches ξενοδοχεῖον gewesen sein, da dort täglich hundert Arme gespeiſt wurden; aber die Lage schon verbietet einen ähnlichen Zweifel bei den zwei andern, die errichtet und reichlich ausgeſtattet wurden »foras muros huius civitatis Romane secus basilicam beati Petri Apostoli.« Die Anlage außer-



halb der Stadt und zugleich doch in der Nähe (secus) der Mauer, wie sie sich auch an andern Orten häufig findet, hatte besonders den Zweck, auch den nach Toresschluß noch Ankommenden eine sichere Unterkunft zu verschaffen.

So erscheint uns Stephan während seines kurzen Pontifikats besonders in dieser Art Tätigkeit bemüht. Doch darf was geschah nicht ihm allein zugerechnet werden. Es ist auch das Anzeichen zugleich und die Folge des beträchtlich gestiegenen Andrangs der Pilgerscharen, den außer der politischen Lage die immer weitere Verbreitung des Christentums in den nördlichen Ländern Europas förderte. Und so sah das achte Jahrhundert durch Ausländer und zum Nutzen aller Nationen gleichartige Einrichtungen entstehen und blühen. An erster Stelle dienten als ξενοδοχεῖα gewiß jene »scholae«, welche gelegentlich der Totenbestattung zu erwähnen waren; als im Jahre 799 ganz Rom dem von jenseits der Alpen zurückkehrenden Leo III. zu festlichem Empfang entgegenzog, waren es schon vier: die fränkische, friesische, sächsische und langobardische. Aus diesem Grunde, meine ich, faßt sie der Liber Pontificalis, indem er jenes Ereignis berichtet, unter der Bezeichnung »Scole peregrinorum« zusammen.

Aber mit den Vorkehrungen für die Wohnung der Gläubigen in der Stadt am Ziel ihrer Reise war noch nicht viel getan. Es war ein langer Weg, bis man nach Rom gelangte — und in den allermeisten Fällen zu Fuß — aus dem nördlichen Frankreich, aus England, Irland, Friesland, bald auch, nach ihrer gegen Ende des zehnten Jahrhunderts fast vollendeten Bekehrung, aus den skandinavischen Ländern. Vieles taten, oder waren wenigstens angewiesen zu tun, die Klöster, Domkapitel, Bischöfe, Geistlichen aller Grade; aber daß dies nicht genügte, beweisen die besonderen Einrichtungen, welche die Frömmigkeit der Gläubigen nach und nach in sehr großer Zahl schuf, nicht nur in den Städten und deren Umgebung, sondern auch längs der Straßen, sodaß sie uns helfen, deren Lauf zu bestimmen,[1]) und welche in neuer Form und mit einer viel stärker belebenden Kraft den Dienst der römischen »mansiones« und »stationes« taten. Und auch ganz an derselben Stelle wie die stationes befanden sie sich bisweilen. Das ergiebt sich für eins der berühmtesten Hospize an jenen Gebirgspässen, wo schon die natürliche Lage und Umgebung einen Zufluchtsort dringender nötig machten. Steine vom Tempel des poeninischen Jupiter und von seiner »mansio«, die daneben stand, wurden augenscheinlich vom heiligen Bernhard von Mentone bei der Errichtung des Gebäudes verwendet, wo er sich niederließ, sein hochherziges Unternehmen durchzuführen; und einen Zufluchtsort, der, wenn nicht die »mansio« selber, doch ein Ersatz dafür gewesen sein muß, gab es dort oben auch in der karolingischen Zeit; erst durch die sarazenischen Verheerungen des zehnten Jahrhunderts sollte er untergehen. War etwas Ähnliches auch auf dem Passe des Mont-Cenis schon geschehen, noch bevor Ludwig der Fromme »ad peregrinorum receptionem« das dann nicht mehr verschwindende Hospital dort erbaute und bereicherte »tanta ... rerum propriarum substantia ..., per quam sufficeret diurnus pauperum

[1]) Dieses Mittels konnte ich mich bedienen bei der Erläuterung einiger »Avanzi di una versione toscana in prosa del Buovo d'Antona« Zeitschr. f. roman. Philol. vol. XII (1889) p. 504–505.



Chriſti concursus tolerari«?[1]). Ich kann es kaum bezweifeln. Und was auf den Alpen geschah, geschah ebenso auf den Appenninen, und wiederholt mußten auch hier die neuen Reiser alten Stämmen aufgepfropft werden. Da sind unter den für uns aus älteſter Zeit bezeugten Hospizen einige zwischen der Romagna und Toscana, an Straßen gelegen, die gar nicht zu den am meiſten begangenen gehörten. So bittet Papſt Hadrian I. zwischen 784 und 791 Karl den Großen, das Kloſter des Heiligen Hilarius in Galeata unter seinen Schutz zu nehmen una cum hospitales, qui per calles alpium siti sunt, pro peregrinorum susceptione.[2])

Als einen eifrigen Förderer der Hospize in Rom haben wir Stephan II. kennen gelernt, als ihre eifrige Fördrerin im weiten langobardischen Herrschaftsgebiet wird uns Ansa bezeugt, die fromme Gemahlin jenes Desiderius, dem Stephan selber mit zum Throne verholfen, der dann aber rasch den Zorn der Päpſte sich zuzog und so sich und sein Volk ins Verderben ſtürzte. In der Grabschrift, die auf sie Paulus Diaconus verfaßte, heißt es:

Cultibus Altithroni quantas fundaverit aedes
Quasque frequentat egens, pandit bene rumor ubique.
Securus iam carpe viam, peregrinus ab oris
Occiduis quisquis venerandi culmina Petri
Garganiamque petis rupem venerabilis antri.[3])
Huius ab auxilio tutus non tela latronis,
Frigora vel nimbos furva sub nocte timebis:
Ampla simul nam tecta tibi pastumque paravit.

Außer den römischen Pilgerfahrten sind von Ansa, wie wir eben gehört haben, auch die nach S. Michele erleichtert worden; so gelangten die Gläubigen dann zugleich zu den Häfen, aus denen sie auch nach Jerusalem in See gehen konnten.

Neben Ansa nenne ich gern eine andere, viel berühmtere und einflußreichere Frau, die 500 Jahre später ebenfalls und zum Teil in denselben Landſtrichen viel zum Nutzen der Hospize wirkte. Aber über das, was die Gräfin Mathilde geleiſtet, kann ich nicht auf Einzelheiten eingehen, und da ich mich hier kurz fassen muß, glaube ich eine Idee von der Menge der nach und nach ins Leben getretenen Gründungen dieser Art am beſten zu geben, indem ich zeige, was sich am Ende des 14. Jahrhunderts für eine einzige Stadt und Diözese herausſtellt. Der Chroniſt Johannes Mussi zählt in seiner Heimat Piacenza samt Vorſtadt nacheinander 31 Hospitäler auf und 22, darunter 3 Häuser almosenspendender Brüder im übrigen Teile des Bistums.[1])

Es iſt bemerkenswert, daß es Klöſter dort nur 26, also die Hälfte gab. Unter den 31 Hospitälern der Stadt wird auch das irische der heiligen Brigitte genannt, und zu den 22 nichtſtädtischen mußte ebenso, falls es noch beſtand, eins gehören, das acht Meilen südlich von Piacenza König Erik von Dänemark, der Bruder des heiligen Kanut, am Ausgange des elften Jahrhunderts gründete und zwar sicherlich doch im Hinblick auf seine Landsleute. Das iſt also eine Art von Stiftung, die gleichsam die Fremdenhospize in Rom selber vervollſtändigt, und für welche in Frankreich die Beispiele sicher bis ins achte Jahrhundert zurückgehen, wenn hier schon 845 die »Schottenhospitäler, die

[1]) So lauten die Worte eines Diploms Lothars I. für das Kloſter della Novalese aus dem Jahre 825. S. Böhmer-Mühlbacher, Die Regeſten des Kaiserreichs unter den Karolingern I 417.

[2]) Mon. Germ. hiſtor, Epiſtol. III 623 (Quartausgabe).

[3]) Auf dem Mons Garganus (Monte S. Angelo) [illegible] der Sage der Erzengel Michael 493 [illegible] (Anm. d. Ü.)

[1]) Muratori, Rer. Ital. Scr. XVI, 575 ff.



heilige Männer jenes Volkes in diesem Lande errichtet, sich selbiger Pflicht der Pilgeraufnahme gänzlich entfremdet haben.«[1]) Große Pilgerfahrer waren in jenen Jahrhunderten die »Schotten«, das heißt in Wirklichkeit die Irländer gewesen, so sehr daß, wie Walafried Strabo (gest. 849) sagt,[2]) »die Gewohnheit, in die Fremde zu ziehen, ihnen fast schon zur zweiten Natur geworden ist«. Und große Pilgerfahrer wurden, nachdem sie einmal zum Christentum bekehrt waren, die Skandinavier; daher sind skandinavisch, wurden aber auch von den Bewohnern des Kontinents benutzt, einige der wertvollsten Pilgerreiseführer, die wir aus dem 12. Jahrhundert besitzen.[3])

Piacenza war ein Hauptknotenpunkt der nach Rom führenden Straßen. Als solchen hatten es schon im Altertum die Römer gegründet, und das blieb es natürlich auch weiterhin dann. Daß

[1]) Mon. Germ. Hist. Capit. Reg. Franc. II 408 d. zit. Ausg.

[2]) Vita S. Galli, II 47 (in Migne's Patrol. lat.)

[3]) S. in einer Abhandlung von mir über »Un' iscrizione nepesina del 1131« Bd. XVIII u. XIX der 4. Serie des Archivio storico italiano (1886 u. 1887) die Seiten 30—34 des XIX. Bandes. Es ist seltsam, daß keine der drei Schriften, worin ich vor langer Zeit schon von den Straßen und Reisen im Mittelalter gehandelt, denen bekannt ist, die dann in Deutschland sich mit diesen Gegenständen beschäftigt haben. Schütte, der Verfasser der vortrefflichen Arbeit »Der Appeninenpaß des Monte Bardone und die deutschen Kaiser« (Historische Studien, Heft 28, Berlin 1901) weiß nichts davon, und ebensowenig kennt sie Schulte, der seiner gewichtigen Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien, Leipzig, 1900 eine sehr reichliche Bibliographie von gut 16 eng und klein gedruckten Seiten vorgesetzt hat. Der Grund ist ohne Zweifel, daß meine Titel gar nichts von diesem Teil des Inhalts ahnen lassen.

aber Lucca eine fast ebenso große Bedeutung gewinnen werde, hätte aus dessen ferner Vergangenheit niemand vorausgesehen. Führte denn irgend eine der besuchtesten römischen Straßen dort vorüber?

Eine solche wichtige Stellung verdankt Lucca erst dem Mittelalter und im besondern den Langobarden. Sie machten Lucca zur Hauptstadt Toscanas; und hierzu war es auch wunderbar geeignet durch seine sichere Lage und durch die Verbindung mit den nördlichen Landstrichen, die die Lombardei im engern Sinne ausmachten. Ohne Zweifel, für mich wenigstens, hängt diese Tatsache eng damit zusammen, daß während des ganzen Mittelalters die Hauptader des italienischen Straßensystems über Lucca geht, dieselbe Straße, die vor allen andern »die römische« (Romea) hieß im Hinblick auf ihr Ziel, und »die französische« (Francesca) rückwärts gesehen.[1]) Ihrerseits aber verdankte auch die Straße viel der militärischen und politischen Bedeutung Luccas, denn diese gab wahrscheinlich sogar die Veranlassung, daß, wie wir gleich sehen werden, eine verknüpfende Straßenstrecke so gut wie neu geschaffen wurde, gegen das gewohnte Prinzip, wonach man mit Vorliebe den Fußspuren Roms folgte.

Folgte man ihnen auch über den Appennin? Bei S. Donnino oder bei Parma — der Eingang war an beiden Stellen — verließ man die via Emilia oder Claudia, wie sie das Mittelalter, ich weiß nicht von welcher Zeit an nannte — und in der Gegend von Fornovo den eigentlichen Anstieg beginnend über den Rücken der Berge,

[1]) Per la data della »Vita Nuova« p. 128—31; Un' iscrizione nepesina del 1131, Arch. St. XIX, 33—44.



welche die Täler des Taro und der Baganza scheiden, gelangte man zum Paß von La Cisa hinauf, von dem es dann schnell nach Pontremoli hinunterging, und von hier weiter im Tal der Magra nach Luni und dessen bescheidener Erbin Sarzana. Daß hier eine römische, den Einheimischen sicher schon vorher vertraute Straße gelaufen ist, halte ich für sehr wahrscheinlich, doch glaube ich nicht, daß sie von Bedeutung war. Für Rom ergab sich die Verknüpfung zwischen dem mittleren und dem nördlichen Italien an mehr östlich und südlich gelegenen Stellen: durch die Verlängerungen der Via Cassia und besonders durch die Via Flaminia. Aber die Langobarden mußten sich in respektvoller Entfernung außerhalb des Exarchats halten, und so waren für sie auch die modenesischen Pässe nicht zu benutzen, die sie leicht unmittelbar ins Serchiotal geführt hätten, vorausgesetzt, daß die Garfagnana leidlich bequem zu passieren war. Man versteht also leicht die Wahl der Cisa, oder in der Sprache des Mittelalters zu reden, des Monte Bardone.

Von Lucca mußte man weiter. Und zwar nicht in der Richtung auf Pisa, da man dann der durch die Sümpfe gehenden Aurelia, der Maremmana hätte folgen müssen, die sicherlich früh schon in einen für das Fortkommen wie für die Gesundheit der Reisenden äußerst bedenklichen Zustand geraten war. Und ebensowenig konnte man den beträchtlichen Umweg über Florenz machen und von dort dann weiter vordringen. Man wollte nach Siena gelangen, diese Absicht scheint mir aber nur dann verständlich, wenn es schon eine Straße, und zwar eine gut besuchte Straße gab, welche die Val d'Elsa hinaufstieg und da wo heute Poggibonsi liegt mit der Straße [illegible] Florenz zusammenstieß. Und wiederum wäre mir unbegreiflich, wie man von Siena weiter über den Monte Amiata vorwärtskommen und bis Bolsena gelangen konnte, ohne zuvor die Cassia einzuschlagen — die vor Chiusi auf ausdrücklich bezeugten Straßen erreichbar war — wenn es nicht auch dort schon eine aus den Itinerarien nicht festzustellende Straße gegeben hätte. Man darf eben hierbei nicht vergessen, worauf ich gleich anfangs hinzuweisen hatte: die mittelalterlichen Reisenden, zu Fuß oder beritten, machten was Straßen anlangt keine großen Ansprüche. Viel mehr als auf die Straßen kam es ihnen auf die Hospize an, d. h. auf Unterkunft, Verpflegung und verhältnismäßige Sicherheit.

Aber zwischen der Mündung der Elsa und Lucca, genauer: einem etwas östlicheren Punkte der Straße Lucca—Pistoja, der »Clodia«, fand sich eine Lücke in der Verbindung; natürlich nicht eine völlige Lücke, denn Vizinalwege mußte es auch in jenen Gegenden geben. Und da ergoß sich dann eben, wo vorher nur ein schmaler Bach hinlief, der breite Strom der nach Rom ziehenden oder von dort zurückkehrenden Scharen. Das Land aber war unwirtlich; hatte man die waldige und sumpfige Cerbaria hinter sich, so gelangte man an das Moor der Usciana oder Fucecchios. Wenn an einer Stelle das Bedürfnis nach einem Hospiz sich einstellen mußte, so war es hier. Daher muß man sich wundern, daß das Hospiz von Altopascio erst um die Mitte des 11. Jahrhunderts entstand.[1]) Aber nachdem es einmal entstanden war, nahm es auch einen wunderbaren

[1]) Von Altopascio handelt in einer bemerkenswerten Monographie Temistocle Lorenzi: L'ospizio e il paese di Altopascio, Prato 1904 (245 S.).



Aufschwung, kam zu Reichtum, wandelte sich in einen Orden um, hatte Besitz und Zweiganstalten in Menge über ganz Europa verbreitet. Es wetteiferte mit dem gleichzeitigen und gleichartigen Orden der Hospitaliter von Jerusalem, dessen Regel es 1239 von Papst Gregor IX. erbat und erhielt, dabei ungeschmälert seine Autonomie sich bewahrend. Und diesen seinen universalen Charakter offenbarte Altopascio deutlich auch in seinen heiligen Patronen Sankt Jakob und Sankt Egidius. Sankt Jakob, der Apostel, zu dessen Grab im äußersten Westen Verehrer in Scharen pilgerten; Sankt Egidius, der obskure Heilige, den Frankreich zwischen den heiligen Jakob und den heiligen Petrus einzuschmuggeln verstanden hatte, sodaß auch ihn die Pilger mit eifrigem Verlangen aufsuchten.[1] Von all dieser Größe ist jetzt nicht die geringste Spur mehr zu finden.

Aus der Regel, die in diesem Hause von Altopascio herrschte, ergibt sich deutlich, daß Pilger dort starben, daß Geburten stattfanden, und daß die Zahl der Kranken beträchtlich genug war, um die Anstellung von vier Ärzten und zwei Chirurgen zu erfordern. Und wohl zu beachten, es gab damals noch kein Dorf Altopascio, es gab nur das Hospiz. Den »Hospitalitern«, wie auch diese Ordensbrüder mit vollem Recht hätten heißen können, lagen also noch andere Sorgen ob als nur die für Unterhalt und Wohnung; und weitere beschwerliche kamen für sie von außen her noch dazu. Zwar sagt die Regel von 1239 nichts davon — und hierüber wundert sich Lami, Hodoeporicon p. 1349 — aber sie mußten zugleich auf die Straßen achthaben und die

[1]) Per la data della »Vita Nuova«, S. 123–25.

Wasserläufe auf Brücken oder mit Barken und Fähren passierbar machen. Für die Straßen fehlt es an einem ausdrücklichen Zeugnis, für die Wasserläufe dagegen, und im besonderen für die Usciana, den Arno und für die entferntere Elsa bei Castelfiorentino haben wir verschiedene Dokumente. Beides aber hängt untrennbar zusammen; man mußte doch zu den Flüssen gelangen und zwar leidlich bequem gelangen können.

Die Aufgabe, die ihnen oblag, mußte die Brüder zu technisch erfahrenen Brücken- und Straßenbauern machen, und so ist es leicht erklärlich, wie die Gemeinde Parma im dreizehnten Jahrhundert — und wahrscheinlich auch früher schon — einen Ordensmönch zum Oberaufseher wählte mit halbjähriger Amtsdauer »ad faciendum fieri laboreria (die Arbeiten) que debent fieri expensis comunis«[1]), Arbeiten, zu denen vor allem auch gehörte, die Brücken zu erhalten und wieder instand zu setzen, »qui sunt super flumen Parme in civitate, et pontes qui sunt ad portas civitatis et burgorum.«[2]) So wird die Vermutung bestärkt, daß der mit der Oberleitung beauftragte Bruder oft gewählt worden sei aus den ponterii der »domus pontis Taronis de strata Claudia« d. i. Emilia.

Wachsamkeit und besondere Sorgfalt und Geschick waren für die Brücken erforderlich; daher wurden für die wichtigeren auch besondere Einrichtungen geschaffen, wie eben die der Pontieri del Taro. So hatte Piacenza auf seinem

[1]) Statuta Communis Parmae ab anno MCCLXVI ad annum circiter MCCCIV, Parma 1857, p. 281 (Buch 4, Kap. 1). In der Sammlung der Monumenta historica ad Provincias Parmensem et Placentinam pertinentia.

[2]) Ib., p. 282. Vgl. auch 284.

Gebiet nicht weniger als vier, die nach dem Zeugnis derselben mussianischen Chronik noch zu den erwähnten 53 Hospitälern hinzukommen. In den meiſten Fällen aber waren wohl die Krankenpfleger eines mehr oder weniger nahen Hospizes ausreichend, wie wir das ja schon für die Usciana, den Arno und und die Elsa kennen gelernt haben.

Um die Mönche der Hospize in ihrem Amt als Straßenausbesserer bei der Arbeit zu zeigen und hiervon eine deutliche Vorſtellung zu geben, muß ich auf eine Erdichtung innerhalb einer Erdichtung zurückgreifen. In der chanson de geste, die von Aiol erzählt, begibt sich der Held mit einer sarazenischen Prinzessin, die er aus Spanien führt, auf der großen Straße durch ein ödes Land; da sieht er vor sich einen Mönch in großen Stiefeln, der . . .

> . . . tenoit en sa main un pic et un levier.
> Desfaite ert la cauchie del grant cemin plenier.
> Molt faisoit grant semblant de mal pas afaitier.[1])
> (v. 6579—81)

»Faisoit semblant«, weil der hier ein Straßenräuber in Mönchskleidern war. Später sagt er zu Aiol, daß nach der Reihe er und seine Genossen, Prior und Abt nicht ausgenommen, in dieser Weise um Gotteswillen sich abmühen. Und er will ihn dann nach ihrer angeblichen Abtei mit sich locken. Hier iſt von einer Abtei die Rede; aber daß wir an ihre Stelle ein Hospital setzen können, zeigt eine Szene kurz vorher, wo Aiol auf eine Art Schloß ſtößt, anderen Straßenräubern gehörig, die

> Quant frans hon i passoit qui a saint Jaque ala,
> Chevaliers u borgois qui la s'achemina,
> Cil faisoient acroire qu'erent d'un ospital:
> Ne pooit nus passer que on nel desreubast.
> (v. 5709—12)

In dem vorliegenden Falle wird als Ziel der Pilgerreise ausdrücklich Sankt Jakob bezeichnet, ganz natürlich, da wir uns auf der Straße von Pamplona nach Orléans befinden; und Sankt Jakob schwebt wohl auch in der späteren Szene vor, obwohl es von diesen anderen Straßenräubern nur allgemein heißt:

> Les pelerins mordrisent a doel et a pechié:
> Si ont l'or et l'argent, les moneés deniers.
> (v. 6655 56)

Auch Sankt Peter jedoch, d. h. Rom, iſt den Gedanken gegenwärtig, denn wie nachher Aiol die erſte Gaunerbande anredet, schwört er (v. 5727):

> Par icel saint apoſtre c'on quiert en Noiron pré.[1])

Aber ob hier Sankt Jakob, Sankt Peter, Sankt Egidius oder andere Heilige genannt werden, darauf kommt es nicht an. Für uns iſt wichtig, daß auch Räubern gegenüber hier nicht an Kaufleute, sondern vielmehr an Pilger gedacht iſt. Und allerdings machen die Pilger den größten Teil der mittelalterlichen Reisenden aus; daher findet sich auch das Wort peregrinus, Fremder, in den romanischen Sprachen verengt und spezialisiert zu einer Bedeutung, die alle für die eigentliche halten. Und so in einer andern »chanson de geſte«, dem Aimeri de Narbonne, wie da König Bonifacius von Pavia, von der Jagd zurückkehrend, auf der Landſtraße eine Schar Menschen herankommen sieht — es iſt Emmerich mit seiner Begleitung, die ihn um die Hand seiner Schweſter Irmgard bitten wollen —

> Dist a ses homes: Avez vos esgardé?
> Ne sai quel gent vienent si abrivé.
> De pelerins i a a grant planté;
> A Rome vont, a l'apostre ennoré.
> (v. 1993–96)

Aber ebenso wie im Altertum auf den Straßen, die Rom zu militärischen Zwecken gebaut hatte, sich auch bürgerlicher

[1]) Er gab sich ganz den Anschein, als ob er eine schadhafte Stelle ausbessern wollte.

[1]) den man aufsucht auf Neros Wiese.

Handel und Wandel bewegte, machte sich der Handel auch im Mittelalter die von der Religion veranlaßten Verkehrserleichterungen zunutze. So werden auch in dem bekannten Briefe, den 1031 König Kanut von seiner Pilgerfahrt in Rom, als dort Konrad II. gekrönt wurde, an die Bischöfe und Prälaten und an alle seine englischen Untertanen erließ als Bericht über seine Reise und ihre Ergebnisse, Pilger und Kaufleute nebeneinander genannt an der Stelle, wo von den Vergünstigungen die Rede ist, welche Konrad, König Rudolf von Burgund und die andern anwesenden Fürsten ihm für Engländer und Skandinavier zugesagt haben. Aber da er von Romfahrten spricht, so stehen offenbar in den Gedanken des Königs die Pilger an erster Stelle, und in der Tat hatte er auch kurz zuvor von ihnen allein gesprochen. Dagegen möchte ich nicht behaupten, daß das Gleiche der Fall war im Oktober 1300 — das Jubiläumsjahr ging also schon zu Ende — in der Vorstellung der Capitani und des Rates von Bologna, wie sie über die Mittel zur Wiederherstellung und Unterhaltung der Appenninenstraße von S. Rufillo nach Pietramala, das ist vom Beginn des Aufstiegs bis zur Florentiner Grenze, berieten. Sie war, wie bezeugt ist, in schlimmsten Verfall geraten »sowohl durch die Pilger, die um Ablaß ihrer Sünden zu erhalten nach Rom hin und her ziehen, wie von Seiten der Kaufleute, die auf der Straße nach Florenz hin und her zu ziehen haben«.[1])

Denn während die Pilger nach und nach an Boden verloren, gewannen ihn die Kaufleute beständig, sodaß jene schließlich diesen gegenüber gar keine Bedeutung mehr hatten. Die notwendige Folge war, daß die Hospize verfielen und aufgegeben wurden; nur wenige auf den höchsten Pässen sind übrig geblieben. Zugleich begannen Fürsten und Gemeinden weit besser für die Straßen zu sorgen; und auch Brücken wurden gebaut — hier hatte die Wendung zum Bessern schon früher begonnen — über Flüsse, die man Jahrhunderte hindurch nur auf einer Furt, mit Nachen oder Fähre passiert hatte. Damit nahm natürlich auch die Zahl und Last der Steuern zu. Mit Recht, denn wie das Besteuern der Frömmigkeit eine Bedrückung war, so war und ist es in der Ordnung, daß man sich von dem materiellen Gewinn und Vorteil aller Art die Kosten ersetzen läßt, die man um ihretwillen sich auferlegt. — So haben wir für die von uns ins Auge gefaßten Verhältnisse nacheinander drei Faktoren als ausschlaggebend vorgefunden: den militärischen, den religiösen und den wirtschaftlichen. Lassen wir nun aber unsere Blicke bis in die älteste Geschichte Roms zurückschweifen, so zeigen sich uns Tatsachen, welche diese einfache und klare Konstruktion verwirren. Der Überlieferung zufolge gelangte schon zu Numas Zeit die religiöse Obergewalt in die Hände der »Pontifices« und vor allen dessen, der damals und weiterhin Pontifex maximus hieß. Wer sind nun diese »Pontifices«? Sicherlich von Anfang an ein »Kollegium« und ebenso sicher die Genossenschaft, der die Fürsorge oblag für die einzige Brücke, den »sublicius«, die Rom während der republikanischen Zeit hatte und haben wollte. In der Sprache des Mittelalters könnten sie »Fratres« oder »Ponterii pontis Tiberis« heißen.

Daß man der Brücke eine große Bedeutung zuschrieb, geht aus dem hohen Range hervor, zu dem das Haupt dieser Genossenschaft aufstieg. Vergeblich

[1]) S. Per la Data etc. p. 154 n. 2.



sucht man die Ursache in dem Gefühl ſtarker Verehrung oder ebenso ſtarker Furcht dem zum Gott gewordenen Tiber gegenüber, eine Verehrung und Furcht, welche die wohltätige oder verderbenbringende Macht des großen Flusses einflößte. Hieraus konnte mit Fug und Recht ein Kultus sich ergeben, aber was in aller Welt hat mit dem Kultus der Bau der Brücke zu tun? Dieser Bau ſtellte nicht einen Akt religiöser Verehrung dar, sondern im Gegenteil einen Übergriff, die Auferlegung eines Joches, sodaß man das Bedürfnis fühlte, ihn mit entsühnenden Zeremonien zu umgeben. Daher kommt es ja auch, daß der sublicius die einzige Brücke blieb, daß er nur aus Holz erbaut war, und daher das jährliche Opfer der Argei, Binsenpuppen, die, ein Sinnbild der Menschenopfer alter Zeit, an den Iden des Mai von dieser Brücke herab in den Strom geworfen wurden.

Nach meiner Ansicht muß eine ganz andere Erklärung für die Anlage der Brücke gesucht werden. Doch glaube ich auch nicht, daß man ihr in der Auffassung der älteſten Römer eine militärische Wichtigkeit zuschreiben darf. Denn dann hätte man sofort an Verteidigungsmittel auf dem rechten Ufer denken müssen, sowohl am äußerſten Ende der Brücke wie auf dem beherrschenden Hügel. Und an Eroberungen auf jener Seite dachte ebenfalls Rom geraume Zeit lang nicht. Es wollte sich nur verteidigen, für die Verteidigung aber taugte der Tiber ohne Brücke besser als mit Brücke.

So komme ich nach Ausschluß dieser beiden Beweggründe zu der Annahme, daß das wirtschaftliche Bedürfnis zum Bau der Brücke geführt habe. Man wollte den Verkehr zwischen Latium und den dahinter liegenden Landschaften mit Etrurien erleichtern. Die Brücke läßt meiner Ansicht nach darauf schließen, daß man schon früher hier überzusetzen pflegte, indem man auf Barken den Fluß durchfuhr. Und ich denke mir, die Lage dicht an einem so wichtigen Punkte, der zugleich den unberechenbaren Vorteil hatte, vom Meer aus leicht erreichbar zu sein, iſt es gewesen, was dann zahlreiche Bewohner veranlaßte, auf den von der Natur nahebei aufgerichteten Hügeln Wohnsitze zu suchen und zu befeſtigen, und ich halte — oder wäre die Annahme zu kühn? — diese Lage für die erſte Ursache der Größe Roms. In der Geschichte Roms also sind die Brücke und die Brückenbauer (pons und pontifices) von der allergrößten Bedeutung. Und noch heute daher, nach sovielen Schicksalswechseln und obschon man gar nichts mehr von seinem Ursprung weiß, und er auf eine neugeschaffene Macht, die Vorkämpferin fremder Ideen und Glaubenssätze übergegangen iſt, ertönt laut am Ufer des Tiber der Name der Pontefici und läßt dort unter einer ganz anderen Form die Universalherrschaft fortdauern, die Rom sich erobert hatte.

Rochus von Liliencron.

Von
H. Kretzschmar.

Der Umſtand, daß Se. Exzellenz Freiherr von Liliencron am vergangenen 8. Dezember das 91. Lebensjahr vollendet hat, gibt unserer Monatsschrift willkommene Gelegenheit, dem Wesen und der Bedeutung dieser außerordentlichen und vorbildlichen Persönlichkeit einige Worte zu widmen.

Wie bei dem heimgegangenen Großen Kaiser, wie bei Moltke und Ranke, erscheint auch bei Rochus von Liliencron das Geschenk eines hohen Alters in Rüſtigkeit als Belohnung für ungewöhnliche Verdienſte, es entspricht dem nach allen Richtungen gesegneten Reichtum des Herzens und Geiſtes, der wunderbaren Fülle verschiedenſter und ausnahmsweise an einer Stelle vereinter Gaben. Liliencrons Werke und Leiſtungen offenbaren davon einen sehr wertvollen und bedeutenden Teil, zum Ganzen gehört aber der edle, gute und fromme Mensch in Liliencron, die Vollnatur mit der unverwüſtlichen äußeren und inneren Frische, mit der Liebenswürdigkeit und Herzensgüte, die von jeher alle, welchen das Glück persönlicher Bekanntschaft zuteil wurde, zu seinen Schuldnern und Bewunderern gemacht, alle mit Verehrung und Liebe erfüllt hat. Den herrlichen Charaktereigenschaften iſt es nicht zum wenigſten zu danken, daß Liliencrons große und schwierige Unternehmungen, die Allgemeine Deutsche Biographie und die Denkmäler deutscher Tonkunſt voran, so glatt und glücklich verlaufen sind. Die Mitarbeiter fanden einen Führer, der Strenge und Sachlichkeit mit Milde und Wohlwollen, Klarheit und Vorsicht mit Wagemut und Vertrauen verband, der im Schlichten und Vermitteln, im Zerſtreuen und Ebnen von Schwierigkeiten seines Gleichen suchte. Aber nicht bloß die Mitarbeiter sind des Dankes voll, sondern alle, die mit ihm in Berührung kamen, haben erfahren, daß es dieses Mannes größte Freude iſt, andere zu erfreuen und zu fördern. Ganz in der Stille hat er manchen schwer Ringenden an den rechten Platz und zur Geltung gebracht und sich nie einem Akt der Humanität und Menschenliebe versagt. Nicht umsonſt iſt Liliencron ein Sohn aus Goethes Zeit, und nicht bloß in seinem Verhältnis vom Menschen zum Menschen durchziehen ſtarke Züge Goethischer Natur sein Wesen und Wirken. Goethisch iſt vor allem die erſtaunliche, in den Tagen des absoluten Spezialiſtentums faſt unbegreifliche Vielseitigkeit seiner Begabung, seiner Bildung und seiner Leiſtungen. Drei Fakultäten dürfen auf ihn, der Theologie, Jurisprudenz und neue Philologie ſtudiert hat, Anspruch machen. Er hat seiner engeren Holſteinischen Heimat in schwerer Zeit wichtige politische Dienſte geleiſtet, hat an mehr als einer Universität Professuren bekleidet, als Intendant, als Bibliotheksdirektor gewirkt, schwere wissenschaftliche Organisationsaufgaben durchgeführt, Jahrzehnte lang an hoher Stelle als Verwaltungsbeamter geſtanden und daneben noch Zeit gefunden, seinen Namen dauernd in die Geschichte deutscher Bildung einzutragen und sich überall den Ruf eines Virtuosen der Geselligkeit zu erwerben. Selbſt aus der Renaissancezeit, in der Feſtigkeit auf mehreren Sätteln die Regel war, werden sich kaum Beispiele erbringen lassen





die den Fall Liliencron überbieten. Er setzt eine in allen Jahrhunderten und in allen Ländern nur seltene Stärke und Originalität der Persönlichkeit voraus. Man kommt aber wieder auf Goethische oder auch auf die Spuren Platos, wenn man nach der Grundkraft fragt, welche diese imposante Tätigkeit ermöglicht hat.

Das ist die künstlerische Anlage, ein durch Detlev von Liliencron weit bekannt gewordenes Erbe der Familie, das, in anderen Formen, den Onkel besonders stark beseelt. Direkt hat sich diese Anlage — leider — nur spärlich ausgesprochen, nämlich in den zwei vor einem Menschenalter in Zeitschriften, aber erst 1903 in Buchform veröffentlichten Novellen: »Wie man in Amwald Musik macht« und »Die siebente Todsünde«. Beide haben einen didaktischen Zweck, in der zweiten, deren Hauptfigur Shakespeare ist, wird der Zusammenhang des Hamlet mit der Summa theologica des Thomas von Aquino nachgewiesen, die erste gibt eine Theorie evangelischer Kirchenmusik, wie sie sein soll. Aber der Leser steht so stark unter dem Banne fesselnder, auch von allerlei Humor gewürzter Bilder und von Prachtcharakteren, daß er die Absicht der Belehrung gar nicht merkt. Diese Novellen sind zwei Meisterstücke erzählender Kunst, kleine historische Romane, die dem Besten gleichgestellt werden müssen, was auf diesem Gebiet etwa Scheffel und C. F. Meyer geboten haben. Ihnen sind noch die »Lebenserinnerungen« Liliencrons hinzuzufügen, die allerdings nur bis zur Verheiratung des Verfassers reichen, aber einen vollen Blick in seine interessante Jugend gestatten. Da ist es denn bezeichnend, daß Liliencron von den Erlebnissen der Schulzeit eine Lateinstunde hervorhebt, in welcher der Lübecker Konrektor den Anfang von Ciceros berühmtester Rede in der Form: »Quousque tandem! — Catilina, abutere patientia nostra« interpungierte. Diese Fassung gibt ein dramatisches Bild, und das hat sich Liliencrons Künstlerseele unwillkürlich und scharf eingeprägt. In engeren Kreisen ist dann der Herausgeber der Allgemeinen Deutschen Biographie auch als vorzüglicher Klavierspieler bekannt, besonders aber sind von denen, welche sie kennen lernen durften, seine schauspielerischen Leistungen gerühmt, sein der Meininger Hofgesellschaft vorgeführter Malvolio ist dort Jahrzehnte lang den renommiertesten Vertretern der Rolle vorgezogen worden.

Viel stärker und bedeutungsvoller als in diesen unmittelbaren Beweisen hat aber der Künstler und Poet in Liliencron bei seiner wissenschaftlichen Arbeit mitgewirkt. Sie verdankt ihm bei aller Solidität im kleinen den divinatorischen Charakter, die Richtung auf große, konkrete Ziele und die Fähigkeit, schlicht und natürlich den Nagel auf den Kopf zu treffen. Hierdurch war es ihm möglich, mit seinem Aufsatz über Neidhardt, mit den Beiträgen zur Runenlehre, mit denen zur Kritik der Nibelungenhandschriften gleich als Bahnbrecher, von den Häuptern der Germanistik freudig begrüßt, zu debütieren.

Auch die weiteren Arbeiten auf diesem Felde sind im Wesentlichen Früchte künstlerischer Auffassung und sie zeigen das schon in der Wahl der Themen und in der Fragestellung. Der Drang nach Anschaulichkeit hat in erster Linie den Verfasser bestimmt, aus dem ungeheuren Allerlei des Volkslieds die historischen, die an geschichtliche Ereignisse anknüpfenden Stücke herauszugreifen und für sich zu behandeln. Noch deutlicher tritt dieser schöne und im höchsten Sinne praktische Zug aus dem »Deutschen Leben im Volkslied um 1530« hervor.



In diesem kleinen, für Jedermann verständlichen und genußreichen Buch zeigt sich Liliencron als einer der größten Schüler August Böckhs und gibt das Muster einer auf den Kern gehenden Wissenschaftlichkeit.

Liliencron hat aber auch den inneren Betrieb der Liedforschung mächtig gefördert und verbessert, dadurch nämlich, daß er in seinen Arbeiten das Recht und die Bedeutung des Tons im Liede nachdrücklich unterstrich. Ausgaben altdeutscher Dichter, bei denen die Noten unterschlagen waren, ließ sich der Vormärz ruhig gefallen; heute sind sie nur als Ausnahmen denkbar, und daß wir die Jenaer, die Kolmarer und andere vertonte Handschriften vollständig, d. h. mit Text und Musik, in facsimilierten oder einfachen Drucken studieren und schwierige Fragen der Metrik und Rhythmik gründlicher verfolgen können, ist Liliencrons Verdienst. Er war es, der die Musik und die musikalischen Interessen in der Poesie der Minne- und Meistersänger und im sogenannten Volkslied mit neuer Entschiedenheit vertrat und dadurch den Horizont der Germanistik wohltätig belebte und erweiterte. Auch in der Allgemeinen Deutschen Biographie hat er sein tiefes Verständnis für die Wichtigkeit der Tonkunst, die Jahrhunderte lang einer der größten Ruhmestitel deutscher Kultur gewesen ist, zum Ausdruck gebracht. Wie diese monumentale Biographie im Allgemeinen keinen Vorgänger hat, so schließt im Besonderen die Liebe, mit der sie auch kleinere Musiker ans Licht zieht, jeden Vergleich mit dem aus, was hier Jöcher, Adelung u. a. bieten. Man irrt nicht, wenn man überhaupt das musikalische Element als den Hauptteil in Liliencrons künstlerischer Anlage ansieht. Immer hat er einen starken Musikerverkehr gepflogen, und Liszt, Reinecke, Joachim, die Gebrüder Müller waren stolz darauf, Liliencron unter ihre Verehrer und Freunde zählen zu können. Noch als Neunziger war er ein regelmäßiger Gast in den gehaltvolleren Chorkonzerten Berlins, von den Aufführungen der Königlichen Hochschule hat er sich nur wenige, von den bescheidnen Vortragsabenden des Instituts für Kirchenmusik keinen entgehen lassen. Der Kreis seiner Lieblingsmeister umfaßt unparteiisch und weitherzig Alte und Neue, Konservative und selbst Secessionisten, falls sie leistungsfähig sind. Es würde nicht überraschen, wenn gelegentlich auch eigne Kompositionen Liliencrons zum Vorschein kämen; bisher ist er mit produktiven Leistungen nur in der Musikwissenschaft bekannt geworden. Und hier war seine Tätigkeit wiederum groß an Ergebnissen, schöpferisch und gebieterisch durch ihre Kunst und Leben verknüpfenden Gesichtspunkte. Auch in der Musikwissenschaft haben die Arbeiten Liliencrons naheliegende und doch allgemein übersehene Fragen aufgegriffen und mit ihrer Beantwortung neue wichtige Gebiete der Bebauung erschlossen. Kaum ein zweiter musikgeschichtlicher Gegenstand sollte so lebhaftes Interesse erregen können, wie der Zustand des Schulgesangs in den Lateinschulen der älteren Zeit, denn in ihm wurzelt die Musikliebe der deutschen homines literati von der Lutherschen bis zur Friedericianischen Epoche und damit ein stattlicher Teil der Blüte deutscher Musik. Aber erst Liliencrons Untersuchungen über »die horazischen Metra in den Kompositionen des 16. Jahrhunderts« haben auf die Ergiebigkeit des nun durch Prüfer, Sannemann, Werner, Rautenstrauch, Wolf wohlbestellten Gebietes aufmerksam gemacht. Ueberall haben die musikwissenschaftlichen Arbeiten Liliencrons eine Gasse nach der lebendigen Praxis gebrochen



und dieser eine neue Zukunft eröffnet. Am deutlichsten tritt dieses Doppelverdienst in dem hervor, was er für die protestantische Liturgie getan hat. Ihr, die unter den Nachwirkungen des Rationalismus noch heute schwer leidet, zeigte er erst im Anschluß an Herold, Rietschel u. a. mit den »Vespergottesdiensten in der evangelischen Kirche« und mit ähnlichen Arbeiten das beschämende Spiegelbild ihrer Glanzzeit, dann aber baute er ihr den sicheren Weg zu gesünderen Zuständen durch die Veröffentlichung seiner »Chorordnung etc.«, die mit der Rückkehr zum de tempore-System der musikalischen Liturgie der evangelischen Kirchen die Grundlage wiedergibt, auf der sich die Musik anderthalb Tausend Jahre lang als ein Hauptmittel christlicher Erbauung bewährt hat. Es bleibt nur zu wünschen, daß die Kreise, für welche sie bestimmt ist, diese Liliencronsche Chorordnung etwas schneller verstehen und gebrauchen lernen.

Auf dem musikwissenschaftlichen Gebiete liegen auch die Hauptproben der fortdauernden Jugendkraft Liliencrons. Als angehender Achtziger übernahm er mit fester Hand die nach dem Tode Philipp Spittas fraglich gewordene Weiterführung der »Denkmäler deutscher Tonkunst« und organisierte sie so glücklich, daß jetzt, wo gegen fünfzig große Bände, vorliegen, die Musikhistoriker hoffen dürfen in nicht zu ferner Zukunft das der mündlichen und schriftlichen Belehrung unentbehrliche Anschauungsmaterial in einer Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit zu besitzen, um die sie die Kollegen von den bildenden Künsten lange genug beneiden mußten. Fünf Jahre später wieder trat Liliencron an die Spitze der für die Herstellung des sogenannten Kaiserlichen Volksliederbuchs berufenen Kommission. Wenn diese schon nach dreijähriger Arbeit beendete und sofort von den deutschen Männerchören allgemein und eifrig benutzte Sammlung, der keine andere Nation etwas Ähnliches an die Seite stellen kann, ein geschichtliches Ereignis genannt werden darf, an das sich sicher ein neuer Aufschwung der musikalischen Bildung und der musikalischen Volkskraft Deutschlands knüpfen wird, so ist das, nächst den von Sr. Majestät dem Kaiser gegebenen Anregungen, vor allem den von Exzellenz von Liliencron für die Durchführung der außerordentlich schwierigen Aufgabe gezogenen Richtlinien zu danken. Es ist wohl keine Indiskretion, wenn hier zum Schluß mitgeteilt wird, daß Bearbeitungen dieses Kaiserlichen Liederbuchs für gemischte Chöre und für alle Arten von Schulen bereits in Angriff genommen sind. Auch ihre Leitung liegt in den Händen des Freihern von Liliencron. Möge der Himmel ihn noch lange erhalten!

Entwicklungsmechanik der tierischen Organismen.

Von

Wilhelm Roux.

Wenn eine Wissenschaft auf dem Wege der reinen Beobachtung einen Überblick über die Tatsachen ihres Gebietes gewonnen hat, soweit diese Tatsachen des Seins und Geschehens sichtbar oder sonst wahrnehmbar sind, und wenn sie das auf diese Weise Ermittelte sorgfältig beschrieben und angemessen

geordnet hat, dann ist sie als »beschreibende« Wissenschaft genügend weit gelangt, um eine neue Art der Forschung auf ihrem Gebiete beginnen zu können. Es ist dann an der Zeit, nach den Ursachen dieses Seins oder Geschehens zu fragen und zu suchen. Damit beginnt sie aus dem Stadium einer deskriptiven Wissenschaft zu dem einer kausalen Wissenschaft überzutreten. Die Entwicklungsgeschichte der tierischen Individuen war vor etwa drei Dezennien so weit, daß man wohl anfangen durfte, nach den Ursachen des durch den unermüdlichen Fleiß und die scharfe Beobachtung vieler deskriptiver Forscher ermittelten Entwicklungsgeschehens zu suchen, um allmählich von der Ermittlung des sichtbaren Geschehens zur Ermittlung des unsichtbaren Wirkens und seiner Faktoren überzugehen.

Wenn wir zum Beispiel ein befruchtetes Fischei mit der Lupe und mit einem schwach vergrößernden Mikroskope während mehrerer Tage oft wiederholt betrachten, so sehen wir, wie ohne jedes Zutun von unserer Seite in rascher Folge immer neue Formen und Strukturen entstehen, und wie allmählich ein Gebilde von deutlich fischähnlicher Gestalt, dessen Herz sich lebhaft zusammenzieht, hergestellt wird. Schnitte durch viele auf verschiedenen Stufen dieser Entwicklung getötete und gehärtete Lebewesen zeigen uns dann genauer die gebildeten inneren Gestaltungen, z. B. die Bildung der Keimblätter, die allmähliche Abgliederung der Organe aus diesen, die Umbildungen dieser Organanlagen zu ihrer definitiven Gestalt und die Ausbildung ihrer spezifischen Struktur.

Sollen wir nun nicht fragen dürfen, wodurch dies wunderbare Geschehen bewirkt wird? Wen könnte es nicht reizen, zu erforschen, welchen Kombinationen von Faktoren und welchen Wirkungsweisen derselben jedes Stadium der Entwicklung des Individuums und schließlich jedes einzelne Organ in seiner typischen Gestalt, Struktur, Qualität, Lage und Verbindung seine Entstehung und später seine Erhaltung verdankt. Daran schließt sich die Frage, durch welche Ursachen die Vorfahren zu ihrer Gestaltung gekommen sind, und wodurch sie ihre Eigenschaften auf die Nachkommen übertragen, also vererbt haben. Erst wenn wir das alles wüßten, könnten wir uns in unserem Erkenntnistrieb befriedigt fühlen.

Wie sollen wir aber diese neue Aufgabe mit Aussicht auf Erfolg angreifen? Die individuelle Entwicklung, die wir an dieser Stelle allein behandeln wollen, stellt Geschehen dar, welches bei allen Tieren derselben Abkunft in derselben, also typischen Weise ohne unser Zutun abläuft und immer wieder dasselbe Endprodukt hervorbringt, z. B. ein Huhn, einen Hund von bestimmter Rasse. Dieses Geschehen und seine Produkte sind also von vornherein determiniert.

Das sichtbare Geschehen selber ist sehr kompliziert, auch schon in frühen Phasen. Wir sahen, daß schon nach den ersten Teilungen des Eies und später in noch viel höherem Maße immer viele sichtbare Veränderungen gleichzeitig stattfinden.

Wenn wir zunächst nur die ursächlichen Zusammenhänge dieses sichtbaren Geschehens ermitteln wollen, so haben wir zu fragen: welche von diesen vielen sichtbaren Vorgängen sind die Ursachen jedes einzelnen der noch mehr ihnen folgenden Vorgänge?

Auch nur diese Frage aus dem Wahrgenommenen zu beantworten, ist infolge des vielen gleichzeitigen Geschehens nicht möglich; dies um so weniger, als da





ſichtbare Geſchehen überhaupt nur einen kleinen Teil des ganzen Geſchehens darſtellt, denn das ſichtbare Geſchehen integriert ſich erſt aus dem unſichtbaren primären Geſchehen, aus dem Wirken.

Wir können alſo aus dem am Ei und Embryo Wahrgenommenen überhaupt keine »ſicheren« Schlüſſe auf die Urſache irgend welcher einzelnen Geſtaltung ableiten.

Durch dieſe Einſicht wurden alle früher geäußerten ſpeziellen kauſalen Ableitungen der deſkriptiven Forſcher zu bloßen Vermutungen, welchen kein Anſpruch auf Glaubwürdigkeit zukommt. Es war notwendig, dies beſtimmt auszuſprechen, um nach zuverläſſigeren kauſalen Forſchungsmethoden zu ſuchen. Dieſe Feſtſtellung koſtete uns aber die Sympathie vieler deſkriptiver Forſcher.

Unter *Urſache* eines Geſchehens verſtehen wir die Geſamtheit und die Konfiguration aller an ihm beteiligten Faktoren.

Die kauſale Erforſchung der Entwicklung eines Individuums hat ſomit die Aufgabe, alle Faktoren, die materiellen ſowohl wie die rein energetiſchen, deren anfängliche und danach ſukzeſſive geänderte Anordnung, ferner ihre Wirkungsweiſen und Wirkungsgrößen für jedes einzelne ſichtbare Geſchehen und für die Geſamtheit des Geſchehens zu ermitteln. Da das der *Kauſalität unterſtehende Geſchehen* ſeit Kant als *mechaniſtiſches Geſchehen* bezeichnet wird, und da wir von der Annahme ausgehen mußten, daß auch die Entwicklung der Lebeweſen, ſowohl der Einzelweſen wie der ganzen Stämme durchaus, wenn auch in vorläufig unüberſehbarer Weiſe, der Kauſalität unterſtehen, ſo bezeichnete ich die kauſalanalytiſche Entwicklungslehre als *Entwicklungsmechanik*. Dies geſchah alſo nicht in dem Sinne, daß es in der Entwicklung bloß der »Mechanik« des Phyſikers zugehöriges, ſomit kein chemiſches, thermiſches, elektriſches Geſchehen zu erforſchen gäbe, wie oft irrtümlicher Weiſe unterſtellt worden iſt und noch unterſtellt wird. Nichtkauſal-bedingtes Geſchehen wäre überhaupt nicht erforſchbar, da es nicht »beſtändig«, nicht geſetzmäßig wäre, ſondern ohne alterierende Urſache bald ſo, bald anders verliefe. Wir können uns ſolches Geſchehen überhaupt nicht als möglich denken.

Die Methode, um dieſe Erkenntnis des Entwicklungsgeſchehens zu gewinnen, iſt die des *Experiments*, jenes großen Hilfsmittels des Menſchen, mit welchem er die Natur zwingt, auf ſeine Fragen Antwort zu geben, mit welchem er ſie veranlaßt, ſeinem denkenden Geiſte ihr unſichtbares Wirken zu enthüllen. Es iſt aber nicht leicht, die Natur dazu zu zwingen. Und bei unſerem Objekt mit ſeinem vielen gleichzeitigen Geſchehen iſt dies beſonders ſchwierig. Das zu unſerem Zwecke geeignete Experiment muß einzelne Teile iſolieren und einzelne Faktoren zu alterieren oder zu eliminieren ſuchen, muß alſo »analytiſch« ſein.

Da wir aber noch keine Ahnung davon hatten, welcher Art dieſes Geſchehen überhaupt iſt, ſo war es nötig, um das Gelingen nicht ganz dem Zufall zu überlaſſen, zunächſt erſt einmal Experimente darüber anzuſtellen, welche der »denkbaren« Hauptarten des Geſchehens hier ſtattfinden. Außerdem waren auch noch einige andere »Vorfragen« zu löſen.

Es ſei geſtattet, dem Leſer zunächſt dieſe Vorfragen, mit deren Aufſtellung und experimenteller Beantwortung ich vor mehr als einem Vierteljahrhundert dieſe Art der Forſchung methodiſch

in Angriff nahm, hier vorzuführen, da sie zum Teil unbekannt geblieben sind, ihre Gesamtheit aber ein notwendiges unteilbares Ganze bildet.

Da das sich entwickelnde Ei fortwährend neue beſtimmte Formen hervorbringt, so war es denkbar, daß umgekehrt diese beſtimmte Form für seine Weiterentwicklung, vielleicht sogar auch für seine bloße Erhaltung nötig sei. Es konnte sein, daß der Embryo in den früheſten Phasen ein aus der Lagerung aller Teile zueinander resultierendes, auf geheimnisvolle Weise vermitteltes »formales Gesamtleben« führe, dessen künſtliche Abänderung an einer Stelle, wenn nicht gleich das Leben ganz aufhöbe, so doch die weitere Bildung nicht bloß in der unmittelbaren Nachbarschaft, sondern an allen oder faſt allen Stellen gleich in ganz abweichende Bahnen zu lenken vermöge.

Diese Vorſtellung mag vielleicht myſtisch und unwahrscheinlich erscheinen. Indes, wenn man vor einem geschlossenen Komplex vollkommen unbekannter Wirkungsweisen ſteht, iſt nicht im voraus zu sagen, was wahrscheinlich, was unwahrscheinlich iſt. In der embryonalen Entwicklung gehen synthetische Leiſtungen vor sich, wie sie in ähnlicher Weise im Bereiche des Anorganischen nicht vorkommen. Daher iſt es ganz allgemein für die Lebewesen nicht ohne besondere Prüfung zurückzuweisen, daß in ihnen durch besondere Kombinationen von Faktoren und Energien auch besondere Arten von Wirkungen oder auch von Energien entſtehen, Energien, zu deren Bildung außerhalb dieser Prozesse keine Gelegenheit gegeben iſt, Energien, welche ebenso sehr in ihren Wirkungen von den uns zur Zeit bekannten Arten der Energien verschieden sind, wie z. B. die Elektrizität in manchen Wirkungen sich abweichend von den übrigen Energien verhält. Und die Elektrizität iſt lange Zeit unbekannt geblieben, obgleich ihre Erzeugungsbedingungen relativ einfache sind.

Um die Eventualität eines in dem erwähnten Sinne »formalen Lebens« des Eies und des Embryos zu prüfen, wurden Froscheier von Anfang an oder erſt später zwischen Nadeln, welche in den Wachsboden eines Gefäßes eingeſtochen waren, eingeklemmt und auf diese Weise hochgradig deformiert. Dasselbe geschah danach auch noch auf mannigfache andere Weise. Das Ergebnis zeigte, daß selbſt bei hochgradiger Deformation die Entwicklung ſtattfand, und daß dabei Embryonen gebildet wurden, welche nur entsprechend der aufgezwungenen Geſtalt abnorm geformt waren, welche aber in ihrem Innern der sichtbaren Hauptorganisation nach sich so gebaut erwiesen, als wenn sie sich bei normaler äußerer Geſtalt entwickelt hätten und danach erſt bei geeigneter elaſtischer Beschaffenheit zu der abnormen Geſtalt umgeformt worden wären. Nach ihrer Befreiung ſtreckten sich die am Leben gelassenen Embryonen allmählich und nahmen die normale Geſtalt an.

So war also erkannt, daß die normale Geſtalt des Eies und des Embryos nicht zur Entwicklung überhaupt und auch nicht zur Bildung einer lebensfähigen Struktur nötig iſt, daß das Lebewesen also selbſt während seiner Formung kein in diesem Sinne »formales« Leben führt. Gleichwohl hat sich, wenn auch erſt zwei Dezennien später, gezeigt, daß durch eine ganz beſtimmte andersartige Umgeſtaltung der erſten und auch noch erheblich späterer Entwicklungsſtadien das Geſtaltungsvermögen derartig umgeändert werden kann, daß aus einem Ei zwei Lebewesen entſtehen.



Eine andere Vorfrage war die, ob alle Teile des befruchteten Eies zu seiner Entwicklung unbedingt nötig sind, und, sofern dies nicht der Fall ist, welche Folgen das Fehlen von Eisubstanz und außerdem die mit dem Defekte zugleich entstehende Umordnung der NB. halbflüssigen inneren Substanzen haben. Es war denkbar, daß schon jeder kleinste Substanzverlust die Entwickelungsfähigkeit aufhöbe. Da in diesem Falle alle Teile des Eies fortwährend zur Entwicklung nötig wären, so wäre zu folgern, daß auf jedem Stadium immer alle Teile des Eies zusammenwirken müssen, um die Entwicklungsvorgänge zu bewirken. Ferner mußte als möglich gedacht werden, daß vielleicht grobe Störung der inneren Anordnung der Dotterteile eine falsche Anordnung der entwickelten Organe im Tiere bewirke, sofern nicht überhaupt dadurch ganz fremdartige Bildungen veranlaßt würden. Je nach dem einen oder anderen Ergebnis dieses Versuches mußte alles Bildungsgeschehen in ganz anderer Weise bewirkt und also auch von uns in anderer Weise experimentell in Angriff genommen werden.

Um darüber Aufschluß zu gewinnen, versenkte ich eine spitze Nadel in das Froschei, nicht ohne geheimes Grauen darüber zu empfinden, daß ich es wagte, in so grober Weise in den geheimnisvollen Komplex aller Bildungsvorgänge eines Lebewesens einzugreifen. Die Anstichstelle wurde genau in ein Bild des Eies eingezeichnet. Beim Zurückziehen der Nadel trat ein mehr oder weniger großer Teil des Eiinhaltes, das Extraovat, aus. Es wurde also durch den Anstich ein Defekt im Ei veranlaßt und daher notwendigerweise auch die Anordnung der zurückgebliebenen Substanzen gestört. Diese Versuche wurden auf alle Stadien der Entwicklung bis zur sogenannten Bauchlarve (Gastrula) ausgedehnt. Es ergab sich zunächst, daß trotz des oft großen, bis etwa ein Fünftel des ganzen Eiinhaltes betragenden Austrittes von Bildungs- und Nahrungsdotter meist ganz normal gestaltete Embryonen gebildet wurden, die höchstens an der Operationsstelle einen kleinen, scharf umschriebenen Defekt oder auch diesen nicht darboten. Aus diesem Ergebnis war also zu schließen, daß weder alle Eisubstanz, noch ihre vollkommen normale Anordnung zum Entwicklungsgeschehen an sich und zur Bildung in der Hauptsache normal gestalteter Embryonen nötig ist.

Mit diesen im Jahre 1885 publizierten Anstichversuchen an bestimmt verzeichneten Stellen des Eies war ein Weg der Forschung eingeschlagen, der bald viel betreten wurde, zuerst von einem französischen Forscher Chabry (1887), später von vielen Autoren teils mit derselben, teils mit variierter Methode an Eiern fast aller Tierklassen. Wir gewannen dadurch viele Kenntnis über die Örtlichkeit von Faktoren des Entwicklungsgeschehens bezw. über das »gestaltende Vermögen« des übrig gebliebenen Eiteils.

Schon in einigen der ersten dieser Versuche starb bei dem Anstich einer der beiden durch die erste Eiteilung gebildeten Zellen, der sogenannten Furchungszellen des Froscheies, die angestochene Zelle in toto ab, während die andere am Leben blieb. Es gelang in den folgenden Versuchen öfters dasselbe zu erreichen.

Kurz vorher war festgestellt worden, daß bei der »typischen« Entwicklung die Ebene der ersten Teilung des Eies zur Symmetrieebene des künftigen Tieres wird. Daher stellt jede der so abgegrenzten Eihälften der Hauptsache nach

das *Material* einer der beiden seitlichen Körperhälften des Embryos dar.

Es mußte sich durch die Abtötung einer dieser Eihälften zeigen, ob die überlebende Eihälfte außer dem Materiale zur Bildung der betreffenden Körperhälfte mindeſtens auch diejenigen Energien in sich enthält, welche die Art der Geſtaltung dieses Materials im Laufe der Entwicklung »beſtimmen«; oder ob etwa im Gegenteil beide Eihälften nur unter ſtetem Zusammenwirken sich zu entwickeln vermögen.

Unser Anſtichversuch ergab das damals sehr überraschende Resultat, daß die überlebende Eihälfte sich normal entwickelte und einen rechten oder linken halben Embryo, einen *Hemiembryo* lateralis dexter oder sinister, hervorbrachte. Bei geeigneter Modifikation des Versuchs entſtanden auch noch Hemiembryones anteriores, welche also bloß die Kopfhälfte des Tieres darſtellen, sowie ferner scharf abgegrenzte Dreiviertelembryonen.

Der rechte oder der linke Hemiembryo hat nur eine seitliche Hälfte des Rückenmarkes, einen seitlichen halben Darmkanal und nur die Organanlagen der zugehörigen seitlichen Körperhälfte. Später aber ergänzte sich jede Hälfte, je nach den Umſtänden mit oder ohne Verwendung des Materiales der operierten Eihälfte zu einem ganzen Embryo. Diese wunderbare Leiſtung nannte ich *Poſtgeneration*, da man hier nicht von einer Wiederbildung, also von Regeneration, reden konnte; auch war eine derartige große Leiſtung der Regeneration nicht bekannt, und die Vorgänge beider Arten des Geschehens sind in manchem schon sichtbar von einander verschieden.

Aus der Bildung der rechten oder linken Hemiembryonen iſt zu folgern, daß zur Entwicklung beide Eihälften nicht notwendig zusammen wirken müssen, sondern daß jede der beiden erſten Furchungszellen außer dem Baumaterial zur Bildung der entsprechenden Körperhälfte auch das »Vermögen« zu dieser Bildung besitzt, so daß also jede Hälfte alle zu ihrer eigenen Entwicklung nötigen, die besondere Geſtaltung »beſtimmenden« Faktoren in sich enthalten muß.

Wir wollen diejenigen Faktoren, welche die »besondere« Art des Entwicklungsgeschehens »beſtimmen«, die *Determinationsfaktoren* nennen und sie ſtreng von den bloß zur Ausführung des Determinierten nötigen *Realisationsfaktoren*, wie Wärme, Sauerſtoff, Nahrungsmaterial, sondern. Die Veränderung eines Gebildes durch in ihm selber gelegene, die Art des Geschehens »beſtimmende« Faktoren nennen wir Selbſtveränderung, *Selbſtdifferenzierung dieses Gebildes*, dies auch dann, wenn zur Ausführung des Determinierten noch Zufuhr von Energie von außen her nötig iſt.

Somit war also durch den Anſtichversuch das *Vermögen* der zuerſt aus dem Froschei gebildeten Zellen *zur Selbſtdifferenzierung* erwiesen.

Auf einem späteren Entwicklungsſtadium, wenn das Ei sich in viele kleine Zellen zerteilt hat, iſt mit der Anſtichmethode kein Erfolg zu erreichen. Daher führte ich hier mit einem hakenförmigen Messerchen an »Keimblasen« (Blastulae), Bauchlarven (Gastrulae) und jungen Embryonen große Schnitte, zum Teil unter Bildung zungenförmiger Lappen aus. Es zeigte sich belehrender Weise, daß trotz der klaffenden Spalten und trotz der teilweisen Isolation großer Stücke von ihrer Umgebung die operierten Gebilde sich in manchen Fällen bis dicht an den Schnittrand in normaler Weise weiter entwickelten. Da



durch wurde die Selbſtdifferenzierungs-fähigkeit auch für willkürlich von uns abgegrenzte Teile des bereits in viele Zellen zerlegten Keimes und des Embryo erkannt. Dies gab Veranlassung, die Selbſtdifferenzierung auch für viele spätere einzelne Organanlagen vorherzusagen.

Nachdem diese Vorkenntnisse gewonnen waren, hätte man vielleicht schon zur Erforschung der Faktoren einzelner sichtbarer Geſtaltungen übergehen mögen. Dazu fehlte aber doch noch eine wichtige Kenntnis, nämlich diejenige des Ortes der »determinierenden« Faktoren im allgemeinen. Um diese Faktoren angreifen zu können, mußte vorher ermittelt worden sein, ob sie alle im Ei selber oder etwa teilweise resp. ganz außerhalb desselben gelegen sind.

Der Physiologe Pflüger, welcher von einer anderen Frageſtellung, von der Frage nach der Wirkung der Schwerkraft auf die Entwicklung ausging, hatte gleich mir im Jahre 1883 ganz denselben erſten Versuch über die oben mitgeteilte Bedeutung der Richtung der erſten Furche des Froscheies, nur allein an einer erſt später laichenden Spezies angeſtellt und war dann durch einen anschließenden ingeniösen Versuch zu einem auch für unsere Frage wichtigen Urteil gelangt. Er hatte die Froscheier in umgekehrter Richtung, also ſtatt mit der dunklen Eihälfte mit der hellen Seite nach oben, aufgesetzt und sie in dieser Lage erhalten. Dabei zeigte sich, daß das Rückenmark ſtatt dunkel hell wurde. Er folgerte daraus, und aus der ſteten Lage der Rückenfurche im »oberſten« durch die Eiaxe gehenden Meridian, daß die Schwerkraft eine ganz besondere »meridional polarisierende« und so diese Entwicklung beſtimmende Wirkung auf das Ei ausübe. Er sagte daher:

»Ich würde mir also denken, daß das befruchtete Ei gar keine wesentliche Beziehung zu der späteren Organisation des Tieres besitzt, so wenig wie die Schneeflocke in einer wesentlichen Beziehung zu der Größe und Geſtalt der Lawine ſteht, die unter Umſtänden aus ihr sich entwickelt. Daß aus dem Keim immer dasselbe entſteht, kommt daher, daß er immer unter dieselben äußeren Bedingungen gebracht iſt. Aus dem Schneeflöckchen würde auch immer eine Lawine von derselben Größe und Geſtalt hervorgehen, wenn es stets durch dieselbe Bahn bei gleicher Beschaffenheit des Schnees sich bewegte.«

Wenn dies richtig wäre, so gäbe es also faſt keine Vererbung, da die Faktoren, welche die typische Geſtaltung des Eies bewirken, wesentlich außerhalb des Eies gelegen wären. Wir hätten sie also außen aufzusuchen und anzugreifen, um die Ursachen der Einzelgeſtaltungen des Embryo zu ermitteln.

Obschon gegen diese Auffassung ohne weiteres sprach, daß in ein und demselben Tümpel oder Sumpfe sehr verschiedene Tiere, jedes der Spezies seines Eies gemäß, sich entwickeln, so wäre es doch noch möglich gewesen, daß die Schwerkraft nach Pflügers Deutung wenigſtens bei allen Wirbeltieren dieses Sumpfes ihr Gemeinsames: die Bildung des Rückenmarks durch die differenzierende, speziell »meridional polarisierende Wirkung« hervorbringe. Es müßte daher die Bildung des Rückenmarkes ausbleiben, wenn der Schwerkraft die Möglichkeit, in »geſtaltender« Weise auf das Ei zu wirken, genommen würde. Ich ließ daher auf einem sich drehenden senkrechten Rade die Eier so langsam rotieren, daß weder die Schwerkraft noch die Zentrifugalkraft auf sie einſtellend wirkten; außerdem war zugleich dafür gesorgt, daß in einem nur halb mit



Waſſer gefüllten Glaſe ſchwimmende Eier ſich bei jeder Umdrehung über⸗ſtürzten und verdrängten, also in ganz atypiſcher Weiſe ihre Lage fortwährend verändern mußten.

Da die Schwerkraft bei dieſem Ver⸗ſuch alſo in jedem Moment in anderer Richtung auf die Eier wirkte, konnte ſie unmöglich einen beſtimmten Meridian differenzierend bevorzugen. Es hätte alſo kein Rückenmark entſtehen können. Gleichwohl entwickelten ſich alle Eier auf normale Weiſe zu normalen Em⸗bryonen. Da ferner die in dem Gläſchen ſchwimmenden ſogen. »Überſchlags⸗eier« bei dem fortwährenden Einander⸗verdrängen auch ihre Richtung gegen alle anderen äußeren phyſikaliſchen Agentien, wie Licht, Wärmequelle, Erd⸗magnetismus, änderten, ſo zeigte der Verſuch zugleich, daß außer der Schwer⸗kraft auch dieſe Agentien nicht die typiſche Geſtalt beſtimmen. Denn »geſtaltende« Faktoren, welche in beliebig wechſelnden oder vom Zufall ab⸗hängigen Richtungen auf ein Gebilde wirken, können an ihm nicht eine »beſtimmte« Geſtaltung hervorbringen. Die typiſche Geſtaltung des Eies iſt ſo⸗mit Selbſtdifferenzierung des Eies, ſpäter des Embryos. Dieſe Erkenntnis gab den weiteren Unterſuchungen eine angenehme Umgrenzung, da wir alle die typiſche Geſtaltung »primär« deter⸗minierenden Faktoren nunmehr im Ei ſelber aufzuſuchen haben. Pflügers tatſächliches, die damalige biologiſche Welt in Erſtaunen ſetzendes Ergebnis erklärte ſich einfach dadurch, daß bei der Umkehrung des Eies in Wirklichkeit nicht das Ei, ſondern bloß die Eirinde fixiert worden war, daß dabei der un⸗gleich ſpezifiſch ſchwere, faſt flüſſige Inhalt ſich aufwärts drehte und wieder in der Hauptſache die normale An⸗ordnung erlangte. Es war alſo aus dem interessanten Verſuchsergebnis nur zu folgern, daß die Eirinde nicht zu den⸗jenigen Teilen des Eies gehört, welche das Entwicklungsgeſchehen determinieren.

Die Scheidung der Faktoren der Ent⸗wickelung in ſolche, welche die typiſche Geſtaltung beſtimmen, determinieren, und in das Beſtimmte nur realiſierende, ſowie ferner in eventuell noch hinzu⸗kommende, das typiſch Beſtimmte bei der Ausführung alterierende Fak⸗toren erwies ſich als ſehr nützlich, ja als durchaus nötig. Sie wurde die Grundlage zu allen weiteren wirk⸗lich kauſal⸗analytiſchen Verſuchen. Be⸗ſonders war es nützlich zu wiſſen, daß alle das Typiſche determinierenden Faktoren im befruchteten Ei ſelber ent⸗halten ſind.

Nach der Erwerbung der Erkennt⸗nis dieſer allgemeinſten Örtlichkeit der Determination ſowie des möglichen Lokaliſiertſeins des Bildungsgeſchehens in »Selbſtdifferenzierungsbezirken« war es nun auch mit Ausſicht auf Erfolg mög⸗lich, die kauſale Analyſe ſpezieller Ge⸗ſtaltungsvorgänge in Angriff zu nehmen.

Es war dazu noch erforderlich, uns klar vorzuſtellen, daß die ganze oder vollſtändige Urſache jeder einzelnen typiſchen Geſtaltbildung aus einer ganzen Reihe verſchiedenartiger determinie⸗render Faktoren ſich zuſammenſetzen muß, deren Erforſchung nur auf ſehr verſchiedene Weiſe in Angriff ge⸗nommen werden kann und verſchieden⸗artige Schwierigkeiten darbietet.

Das ſind die determinierenden Fak⸗toren der beſonderen geweblichen Qualität der Bildung, ferner des ty⸗piſchen Ortes, der typiſchen Richtung, der Größe, Intenſität des Geſtaltungs⸗geſchehens, der typiſchen Zeit ſeines Beginnes und ſeiner Dauer. Ferner iſt von jedem dieſer Faktoren zuerſt der Sitz desſelben aufzuſuchen, ehe wir

seine spezielle Beſchaffenheit ermitteln können.

Um mit einer der vermutlich am leichteſten angreifbaren Gruppen von Faktoren die Spezialforſchung zu beginnen, wählte ich die Faktoren der bloßen Richtung des geſtaltenden Geſchehens und begann mit dem Aufſuchen der Faktoren der Hauptrichtungen des künftigen Embryo im Ei.

Es war ſomit die Frage zu löſen, wodurch bei der typiſchen Entwicklung die Richtung der Symmetrieebene des Embryo im Ei beſtimmt wird. Da die Eier meiſt rund ſind, ſo iſt nicht zu erkennen, in welcher Richtung der längliche zukünftige Embryo im Ei gelegen ſein wird. Erſt mit der Anlage des Rückenmarks wird dieſe Längsrichtung direkt ſichtbar, ſomit erſt zu einer Zeit, in der das Ei bereits in viele Tauſende von Zellen zerlegt iſt. Falls die Richtung der Symmetrieebene erſt zu dieſer Zeit beſtimmt wird, müſſen ſomit ſehr viele Zellen in ſymmetriſcher Weiſe zu dieſer Ebene verändert werden, die beſtimmenden Faktoren müſſen alle dieſe Zellen in entſprechender Weiſe beeinfluſſen. Auf ganz andere Weiſe und durch entſprechend andere Faktoren würde dieſe Beſtimmung zu geſchehen haben, wenn ſie viel früher, etwa ſchon beim Beginne der Entwicklung des Eies, ſtattfände; und wieder anders, wenn die Entſcheidung ſchon im unbefruchteten Ei getroffen würde. Letzteren Falles könnte der männliche Vermehrungskörper, der Samenkörper, keinen Anteil an dieſer Entſcheidung nehmen. Ehe wir die Beſtimmungsfaktoren auffinden konnten, war es ſomit nötig, die Zeit dieſer Beſtimmung zu ermitteln. Bei dazu geeigneten Verſuchen ergab ſich zunächſt, daß bald nach der Befruchtung, nämlich zur Zeit der erſten Teilung des Froſcheies dieſe Beſtimmung bereits getroffen iſt, und zwar in der oben mitgeteilten Weiſe, daß die erſte Teilungsebene ſchon die Symmetrieebene des künftigen Embryo darſtellt. Beobachtungen an ſchwimmenden, noch unbefruchteten Eiern ergaben, daß dieſelben ihre Einſtellung zur Zeit der Befruchtung ändern, und daß die ſpäter ſtets ſenkrecht ſtehende Symmetrieebene vor der Befruchtung noch nicht beſtimmt iſt.

Nunmehr war es möglich, nach der Urſache dieſer Entſcheidungen zu ſuchen, und es lag jetzt nahe zu vermuten, daß dem Samenkörper ein Anteil an dieſer Beſtimmung zukomme. Es gelang mir, die Froſcheier von je einem beliebig gewählten Meridian aus zu befruchten. Danach zeigte ſich, daß die durch dieſe Befruchtungsrichtung gehende ſenkrechte Ebene ſtets zur Symmetrieebene des Embryo wurde. Alſo die Vereinigungsrichtung des Samenkerns mit dem Eikern beſtimmt bei ungeſtörter Entwicklung gleich die Richtung des künftigen Embryo im Ei. Wenig ſchmeichelhaft iſt es dabei für die Männchen, daß diejenige Hälfte des Eies, an der der Samenkörper eingedrungen iſt und in ihr Veränderungen hervorgebracht hat, ſtets zur Schwanzhälfte des Tieres wird, während die andere Eihälfte, welcher der weibliche Kern, der Eikern, zugewendet liegt, die Kopfſeite des Tieres bildet.

Dieſen erſten kauſal-analytiſchen Verſuchen der Jahre 1883—1887, zu denen als Vorläufer vielleicht auch die Ermittelung der hämodynamiſchen Urſachen der Geſtaltung der Blutgefäße*) und meine

*) Es intereſſiert vielleicht mediziniſche Leſer, zu vernehmen, daß in ein und demſelben Jahre 1878/79 unter dem Präſidium

kausale Theorie der funktionellen Anpassung gerechnet werden darf, folgten allmählich, anfangs langsam, später in rasch sich drängender Folge weitere kausal-analytische experimentelle Untersuchungen über die tierische Gestaltbildung. Diese bilden in ihrer Gesamtheit die eigentliche **Entwicklungsmechanik**. Doch wurden, zum Teil auch vorher schon, nicht analytische Versuche an Eiern und Embryonen gemacht. Manche Autoren fassen die Ergebnisse dieser Versuche mit dem besonderen, nichts Kausales besagenden Namen »experimentelle Morphologie« zusammen. Diese bildet alsdann eine Vorstufe der Entwicklungsmechanik und damit zugleich eine Zwischenstufe zwischen ihr und der rein deskriptiven Forschung. Die Versuchergebnisse werden dabei auch nur deskriptiv, ohne kausale Analyse dargestellt.

Diese Absonderung führt aber zur Verwirrung, wenn, wie es geschehen ist, unter demselben Namen auch noch kausal-analytische Ergebnisse mit aufgeführt werden.

Zunächst beteiligten sich deutsche Forscher, so Barfurth, Boveri, G. Born, Driesch, Curt Herbst, Gebr. Hertwig, Chun, Seeliger, Fiedler, O. Schultze, G. Wolff, Tornier, Ribbert und andere, denen bald viele Vertreter anderer Kulturstaaten folgten.

Eine große Anzahl wichtiger Fragen wurde aufgestellt und mehr oder weniger kausal-analytisch beantwortet; überraschende Erkenntnis wurde in solcher Fülle gewonnen, daß das Gebiet der Entwicklungsmechanik bereits ein großes eigenes Lehrfach für sich darstellen kann und in Amerika auch schon in dieser Weise gelehrt wird.

Es sei gestattet, hier noch über einige der wichtigsten der behandelten Probleme kurz zu berichten.

Die aus einigen der mitgeteilten Versuchsergebnisse abgeleitete **Selbstdifferenzierung**, sei es durch die Entwicklung selber abgegrenzter oder künstlich von uns abgegrenzter Teile wurde als sehr verbreitet erkannt und so die oben erwähnte Vorhersage bestätigt. Es zeigte sich sogar, daß das Rückenmark zur frühen Entwicklung des Rumpfes nicht nötig ist, denn auch nach dem Herausschneiden des ersteren auf früher Stufe entwickelt sich der Leib des Embryo mit seinen Muskeln und sonstigen Organen. Die Augen- und Ohranlagen entwickeln sich nach ihrer Abtrennung vom Gehirn (**Spemann**), desgleichen ausgeschnittene und an andere Stellen implantierte embryonale Extremitätenanlagen (**Braus**); sind letztere vorher auch noch verstümmelt worden, so regenerieren sie zugleich (**Przibram**). Viele der isolierten und in ein indifferentes Medium gebrachten Furchungszellen wirken direkt nähernd, gleichsam anziehend auf einander; sie vereinigen sich dann ausgedehnt flächenhaft, ordnen sich eine Zeitlang um, und später findet nicht selten, manchmal erst nach dem Hinzutreten einer neuen Zelle ein Wiederaustreten aus dem gebildeten Verbande

---

Jul. **Cohnheims** und auf seine Anregung hin in der **physiologischen Gesellschaft zu Leipzig Robert Koch, Paul Ehrlich** und ich die Ergebnisse ihrer ersten, für ihre lebenslänglichen weiteren Untersuchungen bestimmenden Forschungen vortrugen: **Koch** seine grundlegenden Versuche über die Reinkultur des Milzbrandbazillus, **Ehrlich** seine ersten analytischen Färbungsversuche, die ihn bei konsequentester scharfsinniger Weiterführung zu seinen bekannten großen Entdeckungen führten. Meinerseits wurden die kausalen Ergebnisse der Doktorarbeit über die hämodynamischen Ursachen der Gestaltung der Blutgefäße berichtet.

Cohnheim wußte in seinen anerkennenden Epikrisen den Inhalt über die noch recht mangelhafte Form der Darstellung zu stellen.



ſtatt (Roux, Rhumbler). Zu den letzten Erfolgen der Isolationsmethode gehört die Entdeckung, daß die aus dem Embryo entnommene und in ein in= differentes Medium »explantierte« erſte Herzanlage sich mehrere Wochen weiter entwickelt (Braus, Burrow), sowie vorher schon, daß auch ex= plantierte junge Nervenzellen sich ent= wickeln und Nervenfasern aussprossen lassen (Harrison). Durch das letztere Ergebnis war zugleich das lange ſtrittige Vermögen der Nervenzellen zum Aus= sprossen, hier selbſt beim Fehlen eines äußeren Lockmittels, wie etwa eines noch nervenlosen Organs, direkt erwiesen. Jüngſt erſt erregte ein Ergebnis solcher Explantation: die Auspflanzung von Milz= und anderen Zellen erwachsener Säugetiere und des Menschen in Blut= plasma (Carrel) mit dem Erfolg, daß diese Zellen sich noch weiter teilten, die Verwunderung des unserem Gebiete fernſtehenden Publikums. Das Vermögen der Selbſtdifferenzierung bekundete sich auch nach den künſtlichen Vereinigungen von quer abgeschnittenen Hälften zweier verschiedener sehr junger Frosch= embryonen (Born) oder von Schmetter= lingslarven (Crampton). Diese Ver= einigungen gelangen mit dem Erfolge, daß jedes der zwei vereinigten Pfropf= ſtücke sich für sich weiter entwickelte, so daß z. B. Frösche mit 2 Köpfen, Schmetterlinge mit 2 Rümpfen und 8 Flügeln entſtanden. Von besonderem Interesse iſt bei den auf diese Weise her= geſtellten Doppelgebilden des Frosches, daß die einander entsprechenden Organe beider Komponenten in der Schnitt= fläche sich einander nähern und sich vereinigen.

Der Selbſtdifferenzierung abgegrenzter Bezirke ſteht die Veränderung von Teilen durch äußere Einwirkung, also durch Einwirkung anderer Teile auf sie: die »abhängige Differenzierung« gegenüber. Es iſt aber nicht zu über= sehen, daß die Selbſtdifferenzierung von Teilen in letzter Inſtanz auch nur durch differenzierende Wechselwirkungen der Unterteile jedes dieser Bezirke erfolgt.

Auch in bezug auf das Vorkommen der abhängigen Differenzierung wurde wichtige Erkenntnis gewonnen. Um mit dem Beginne der Entwickelung an= zufangen, so ergab sich in einem ge= wissen Gegensatz zu dem vorſtehend von dem Verhalten isolierter erſter Furchungs= zellen Berichteten, daß bei anderen Tieren jede dieser Zellen ſtatt der Teil= ſtücke des Embryo gleich einen ganzen Embryo produzierte, so daß man durch Trennung derselben aus einem Ei zwei bezw. auch vier ganze Lebewesen her= vorgehen lassen kann (Driesch, Edm. Wilson, Maas u. a.) Dies geschieht unter verschiedenen Verhältnissen; z. B. bei solchen Eiern, bei denen die isolierten Furchungszellen durch die Wegnahme der anderen Zellen ihre vorherige ab= geplattete Geſtalt verlieren und die runde Geſtalt der ganzen Eizelle an= nehmen. Daraus erkennen wir, daß bei diesen Tieren schon allein die Geſtalt des Dotters beſtimmen kann, ob aus einem Eiteil ein ganzes Lebe= wesen oder nur ein Teil eines solchen entſteht, eine Erkenntnis von überaus weittragender Bedeutung, die früher niemand geahnt hätte. Dieses Er= gebnis wurde durch wesentlich andere Versuche beſtätigt und erweitert. Selbſt wenn das Ei schon in Hunderte von Zellen zerlegt iſt und schon eine so= genannte Keimblase darſtellt, kann aus ihm durch künſtliche Einschnürung noch die Bildung von zwei Lebewesen veranlaßt werden (Spemann, Driesch). Hier sehen wir die Entwickelung im fundamentalſten Geschehen abhängig von einer in beſtimmter Weise um=

geſtaltenden äußeren Einwirkung, während die am Anfang dieser Mitteilungen erwähnten, nicht so tief trennenden Arten der Deformation kein auf eine solche Möglichkeit hindeutendes Ergebnis geliefert hatten.

Manche anderen wichtigen abhängigen geſtaltenden Wirkungen von Teilen aufeinander wurden ermittelt. Mehrere dieser verdanken wir Professor Herbst in Heidelberg. Dieser deutsche Forscher erkannte, daß beim Seeigel der Ort und die Zeit der Bildung eines Armes der Larven durch den von einer Kalknadel ausgeübten Reiz veranlaßt wird, ferner daß man bei ſtieläugigen Krebsen nach der Entfernung des Auges ſtatt des letzteren die Bildung eines Taſtorganes, einer Antenne, veranlassen kann. Dies geschieht, wenn man das Augenganglion mitentfernt, während zur Wiederbildung des Auges die Mitwirkung dieses Ganglions nötig iſt. Wir verdanken Herbst auch die Kenntnis der zur Entwickelung notwendigen anorganischen Beſtandteile des Meerwassers sowie der Vertretbarkeit derselben durch andere Stoffe, z. B. des Kaliums durch Rubidium oder Caesium, des Chlors durch Brom, der Sulfate durch Thiosulfate. Besonders wichtig iſt seine Ermittelung des Anteils, welchen einzelne dieser Stoffe an der Entwickelung nehmen. Dabei fand er, um nur eines zu erwähnen, daß beim Fehlen des Calciums die Furchungszellen des Seeigels sich voneinander trennen, wonach sie sich für sich entwickeln.

Jüngſt gelang es demselben Forscher, die Vererbung der mütterlichen Merkmale bei den Nachkommen willkürlich zu verſtärken. Mit den Versuchen zur Verſtärkung der väterlichen Eigenschaften iſt er jetzt beschäftigt. Leider fehlt es ihm an zureichenden Mitteln, um diese wichtige Aufgabe durchführen zu können.*)

Durch künſtliche Verlagerung der Augenanlage wurde erkannt, daß auch Stellen der äußeren Haut, welche nicht zur Bildung der Linse des Auges beſtimmt sind, unter Wirkung der Nähe dieser Augenanlage gleichwohl zur Bildung der Augenlinse veranlaßt werden können (Spemann, Lewis).

Wir können ferner, um ein anderes Gebiet zu betreten, jetzt schon viele wichtige organische Vorgänge und Geſtaltungen aus von uns hergeſtellten Kombinationen anorganischer Faktoren sich bilden lassen, so Zellgeſtaltungen und Zellgruppierungen, (Bütschli, Rhumbler, Quincke, Lehmann, Leduc u. a.), anziehende Wirkungen (Roux), angeblich sogar auch niederſte Lebewesen (Butler-Burke, Littlefield, Kuckuk u. a.). Letztere, bereits in populären Zeitschriften verbreitete Angabe beruht indes noch zu einem sehr wesentlichen Teile auf der mangelnden Anwendung einer ausreichenden Definition des Lebens, denn es fehlen allen diesen künſtlichen Lebewesen noch sehr charakteriſtische, den niederſten Lebewesen allgemein zukommende Leiſtungen, vor allem die wirkliche »Selbſtgeſtaltung« und Selbſtteilung im ſtrengen, oben definierten

*) Seit 20 Jahren arbeitet Prof. Curt Herbst als öfterer Gaſt in Neapel, da ihm sonſt kein zu biologischen Experimenten eingerichtetes Laboratorium zur Verfügung ſteht. Was würde dieser bedeutende deutsche Forscher der Wissenschaft geben können, wenn er eine geeignete Wirkungsſtätte und die zur Ausführung seiner Ideen nötigen Hilfskräfte hätte!

Am Anfang des Auguſt des Jahres 1907 schrieb mir Herr Miniſterialdirektor Althoff inbezug auf ihn, daß es ihm sympathisch sei, für Prof. Herbst eine Lehrſtelle mit Inſtitut zu schaffen; er könne es aber nicht mehr unternehmen, da er demnächſt abgehen werde.

Sinne des »Selbst«, ferner die Vererbung »mannigfacher« Qualitäten durch gleichzeitige Halbierung jedes der verschiedenen Stoffe bei der Selbstteilung und besonders die Eigenschaft der »Selbstregulation« in der Ausübung aller Gestaltungs- und Erhaltungsleistungen. Dagegen hat Ludwig Rhumbler viele Gestaltungen und sonstige Lebensvorgänge der Protisten mit Erfolg von anorganischen Faktoren abgeleitet und von ihnen nachmachen lassen.

Zu einer weiteren Gruppe von Gestaltungsvorgängen übergehend, sei erwähnt, daß es gelungen ist, den Samenkörper bei der Befruchtung des Eies durch allerhand anorganische äußere Einwirkungen zu ersetzen. Diese künstliche Parthenogenesis (Gebr. Hertwig, J. Loeb, Delage, Garbowski u. a.) kann durch sehr verschiedene chemische Agentien sowie durch Salzlösungen von bestimmter Konzentration geschehen; und zuletzt ist sie sogar bei einem Wirbeltier, wieder dem Frosch, durch bloß mechanische Verletzung der Eirinde mit der Nadel gelungen (Bataillon, Brachet). Die so behandelten unbefruchteten Eier entwickelten sich zu wohlgebildeten Fröschen und überwinterten.

Dieses Ergebnis hat uns erkennen lassen, daß die Befruchtung aus zwei ganz verschiedenen Wirkungen besteht, die man früher nicht sonderte, weil sie immer zusammen vorkamen: aus der bloßen Anregung des Eies zur Entwickelung und aus der Übertragung der väterlichen Eigenschaften. Erstere Wirkung ist nun als ein ganz niederes, relativ einfaches Geschehen erkannt, fast so einfach wie das Anzünden eines sehr komplizierten Feuerwerks oder als der Anstoß des ruhenden Perpendikels einer Uhr. Das hätte früher niemand für möglich gehalten.

Als Pendant zur Entwicklung des Eies ohne den Samenkörper sei noch mitgeteilt, daß es auch gelungen ist, den Samenkörper wesentlich für sich, d. h. wenigstens ohne den gestaltenden Hauptteil des Eies, ohne den Eikern, zur Entwicklung zu bringen (Boveri, Delage, Godlewski). Dies geschieht, indem man den Samen mit Teilstücken des Eileibes zusammenbringt. Es entwickeln sich dann die Samenkörper, welche in kleine kernlose Dotterstückchen eingedrungen sind; der Dotter dient dabei wesentlich nur als Nahrungsmaterial.

Von sehr großer Bedeutung sind auch die Versuche über die gestaltende Wirkung von manchen Organen gebildeter und durch innere Sekretion in die Blutbahn gebrachter chemischer Stoffe, sowie vor allem die neueren exakten Versuche über die Vererbung wirklich erst vom entwickelten Individuum erworbener Eigenschaften (Kammerer, Przibram, Guthrie u. a.). Sie verheißen uns, nun endlich zu erfahren, unter welchen speziellen Verhältnissen dieses lange angenommene und wieder zurückgewiesene Geschehen wirklich möglich ist und stattfindet.

Alle die bisher erwähnten Versuche betreffen nur die erste kausale Periode der Entwicklung des Individuums; in dieser herrschen die rein gestaltend wirkenden Kombinationen von Energien. Später treten die funktionellen Leistungen der Organe hervor. Diese wirken aber zugleich auch gestaltend, indem sie das in der ersteren Periode Geschaffene weiterbilden und beim »Lernen« zweckmäßige gestaltliche und strukturelle Anpassungen an neue Funktionsweisen hervorbringen.

Für diese wunderbaren, Gestaltung regulierenden Leistungen der »funktionellen Anpassung« haben wir eine rein mechanistische Ableitung auf Grund der im Kampfe der Teile des Organismus

mit Notwendigkeit bezichteten Qualität aller Gewebe (Roux).

Von den geſtaltenden Regulationen sei nur noch die Regeneration erwähnt. Sie schien ebenfalls eine echt »teleologische« Geſtaltungstätigkeit der Organismen zu beweisen. Wenn sie auch noch nicht erklärt iſt, so wurde sie wenigſtens genötigt, uns zu verraten, daß sie sinn- und zwecklos, rein nach feſten Mechanismen arbeitet; denn wir konnten sie zwingen, je nach unserer Direktive ganz Unzweckmäßiges zu produzieren: mehrere Schwänze, überzählige Zehen und faſt ganze überzählige Extremitäten (Barfurth, Tornier u.a.), ja das Unzweckmäßigſte, auch zwei Köpfe an einem Individuum zu bilden (Morgan, Randolph, Bardeen, Stevens, Child).

Um noch die Namen von Forschern anzuführen, die sich auf dem Gebiete der Entwicklungsmechanik besonders verdient gemacht haben, so sind zu nennen von Reichsdeutschen: Driesch,*) Curt Herbst, Barfurth, Boveri, O. und R. Hertwig, Rhumbler, Spemann, Korschelt, Chun, Weismann, zur Strassen, Braus, Tornier, Ziegler, O. Schultze, C. Rabl, Rückert, G. Wolff, Gebhardt, Oppel, Fr. Reinke, Maas, Marchand, Beneke, Ribbert, E. Neumann, E. Schwalbe, Chiari, Ernst, Haecker, Peter, Triepel, Teichmann, M. Heidenhain, O. Levy, Laqueur, Nussbaum, Meisenheimer, Wetzel, Harms, Goldstein, Marcus, Woltereck, Hogue, von Österreichern: Alfr. Fischel, Przibram, Kammerer, Godlewski, Nusbaum, Heider, Pommer, Tandler, Cori, Garbowski, Kostanecki, Kupelwieser, Ružička, Babak, Radl, Studnicka, Megušar, Stolč, Werber, M. Zuelzer, Grosz, in der Schweiz: Strasser, Kathariner, Steinmann, Standfuß, E. Fischer, in Frankreich: Delage, Bataillon, v. Metschnikoff, Rabaud, in Belgien: Brachet, in Rußland: von Mitrophanow, Eug. Schultz, Gurwitsch, Schlater, Eismond, Tur, Mühlmann, in Italien: Herlitzka, Giglio-Tos, Rossi, Russo, Galleoti, Sacerdotti, Giardina, Ariola, Fusari, G. Levi, Ruffini, E. Bizzozero, Drago, Enriques, Carraro, Pentimalli, Vernoni, in England: Jenkinson, Starling, Hartog, Bateson, Assheton, Cunningham, Vernon und in Amerika unter vielen: Edm. Wilson, J. Loeb, T. H. Morgan, Harrison, Conklin, Davenport, E. L. Mark, Child, Leo Loeb, Eigenmann, Lillie, Whitman, N. M. Stevens, Jennings Summer, Carrel, Stockard, Goldfarb, Fl. Peebles, Hel. King, Hazen, Byrnes, Randolph, Hagedorn, Zeleny, Rand, Mc. Clendon, Morgulis, Robertson, Pearl, Wheeler, Crampton, Norman, Hargit, Calkins, Bardeen, Holmes, Tennent, Congdon, Gallardo u. a.

*) Prof. Driesch hat sich schließlich zum Philosophen entwickelt. Es erweckt einige Genugtuung, daß ihm wenigſtens als solchem die dem ausgezeichneten Naturforscher versagt gewesene ſtaatliche Anerkennung und Förderung des Inlandes zuteil werden zu sollen scheint, nachdem ihn bisher nur das Ausland öffentlich anerkannt hat.

Die älteren der genannten Ausländer sind zumeiſt bereits in autoritativen herkömmlichen großen Lehrſtellen, zum Teil (bes. in Amerika) in für sie neu geschaffenen Lehrſtellen, oder sie haben, wie gleichfalls in Amerika, große Forschungsinſtitute. Nur in Deutschland, dem Ursprungslande der Entwickelungsmechanik, geht es in dieser Hinsicht nicht vorwärts.

Faſt alle erwähnten Versuche sind zunächſt an niederen Tieren angeſtellt worden. Die erfolgreiche Ausdehnung auf die höheren Tiere, besonders auf die Säugetiere, ſteht noch aus. Die

Versuche sind bei diesen letzteren, dem Menschen am nächſten ſtehenden und daher manchen Schluß auch auf ihn geſtattenden Tieren infolge der inneren Befruchtung und der Entwicklung im Mutterleibe weit schwieriger auszuführen.

Zur konsequenten Weiterführung bedarf es großer und dauernd bewilligter Mittel. Die Entwicklungsmechanik iſt ein Gebiet, dessen Pflege großenteils in das Programm der so recht zur Zeit geschaffenen *Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft für Forschungsinſtitute fällt.* Daneben iſt aber auch die Pflege und Lehre an Universitäten erforderlich. Es iſt nötig, daß ihre Vertreter in ordentliche Professuren der Zoologie und Anatomie berufen werden, *um die von Deutschland ausgegangene Forschung nicht vorzugsweise dem Auslande zu überlassen, das uns darin bereits überholt hat.*

Wir nehmen die Keime zur Erkenntnis geſtaltender Faktoren der Lebewesen von allen biologischen Wissenschaften, wo sie vorkommen mögen: von der vergleichenden Anatomie, von der Physiologie, Pathologie, Teratologie, Therapie, von den klinischen Disziplinen, besonders von der Chirurgie, ferner von der Hygiene, Serologie, Züchtungslehre u. a. So arbeiten alle diese Wissenschaften, indem sie ihre eigenen Interessen verfolgen, zum Teil, und oft ohne es zu wissen und zu wollen, mit für die Entwicklungsmechanik. Sie können aber auch ihrerseits von dieser manche ihnen wertvolle Gegengabe empfangen, wenn sie sich die Zeit nehmen werden, sich mit unserer Arbeit vertraut zu machen.

Die im Vorſtehenden nur bruchſtückweise angedeutete, von der Entwicklungsmechanik bereits errungene Erkenntnis hat unsere Einsicht in das Wesen des Lebensgeschehens sehr vertieft.

Und diese Erkenntnis eröffnet uns weitgehende Perspektiven auf Erfolge, welche auch dem *Nutzen des Menschen* dienen. Diese Aussichten sind in letzter Zeit sehr erweitert worden durch die Kenntnis vieler vom Organismus produzierter chemischer Agentien, welche auf die »primären Geſtaltungsfaktoren« anregend oder alterierend wirken.

Um nur einiges anzudeuten, so iſt zunächſt eine wesentliche Förderung der Chirurgie auf Grund der erkannten Selbſtdifferenzierung und der Erhaltungsbedingungen der Gewebe und Organe möglich; diese hat schon begonnen. Auch die Anregung zu einer rationellen, *analytischen* Orthopädie ward gegeben. Ferner erscheint die trotz aller günſtigen Zeitungsnachrichten noch nicht gelungene »dauernde« Erhaltung transplantierter ganzer Organe, die *Implantation* meiner Definition, gleichwohl nicht unmöglich. (Vielleicht gelingt sie, wenn neben der Verwendung jugendlicher Organe noch vorher die »biochemische Differenz« der Individuen durch Seruminjektion allmählich vermindert wird). Wir kennen ferner schon erfüllbare Bedingungen, die dazu beitragen können, den Zwergwuchs und den Riesenwuchs zu verhindern.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir das relativ schwache Regenerationsvermögen des Menschen werden ſteigern können. Danach wird es möglich werden, manche angeborenen und künſtlichen Defekte zu ersetzen. Ferner iſt die künſtliche Steigerung des zu schwachen, die Herabsetzung des zu ſtarken Geschlechtstriebes nahegelegt; selbſt die Beeinflussung einiger allgemeinſter Qualitäten des Kindes im Mutterleibe nach unseren Wünschen erscheint nicht mehr

unmöglich. Dagegen ist die Erfüllung eines der ältesten Wünsche der Menschheit: die willkürliche Bestimmung des Geschlechtes des Kindes noch recht zweifelhaft. Vielleicht kann auch der Degeneration, welche den überanstrengten Kulturvölkern droht, vorgebeugt werden.

Es kann aber auch anders kommen; denn oft schon ist das, was uns unmöglich dünkte, in kurzem erreicht worden, und umgekehrt rückte, was uns nahe dünkte, bei ernster Inangriffnahme in die Ferne. Indeß wer hätte vor drei Dezennien es für möglich gehalten, daß wir Wirbeltiereier ohne Samen zur Entwicklung bringen, daß wir aus einem Ei zwei ganze Lebewesen und damit auch zwei Seelen hervorgehen lassen könnten?

Wir haben mit Erfolg begonnen, den sich entwickelnden Organismus, der noch vor dreißig Jahren für uns ein in seinem Bildungsgeschehen unangreifbares, in sich fest geschlossenes »Selbstdifferenzierungsgebilde« war, gleichsam aufzuschließen, und ihn in seinem Innern für uns alterierbar zu machen, ohne ihn zu zerstören. Wir sind jetzt auf einer Bahn, die bei konsequentem Verfolgen dahinführen muß, die Bildung des Lebewesens allmählich in erheblichem Maße nach unserm Willen zu leiten, sie teilweise zu beherrschen.

Die Leser der vorstehenden Mitteilungen werden wohl trotz der Kürze und Unvollständigkeit derselben erkannt haben, daß in der Entwicklungsmechanik eine Forschungsrichtung entstanden ist, welche an Bereicherung der Wissenschaft mit neuen Kenntnissen und Erkenntnissen und an Exaktheit den anderen biologischen Disziplinen gleichwertig ist, welche eine große Zukunft hat und sich bereits in der Welt eine beidem entsprechende Stellung errungen hat. In Deutschland dagegen gilt sie offenbar noch nicht für vollwertig. Hier haben selbst von ihren bedeutendsten Vertretern fast ausnahmslos nur solche Forscher ordentliche Professuren erhalten, welche sich gemäß der herrschenden Auffassung durch »deskriptive« Arbeiten die »Berechtigung« zum Ordinariat erworben haben.

Wir Deutsche stehen jetzt vor der dringenden Entscheidung, ob wir fernerhin die rasch sich mehrenden Früchte zu einem erheblichen Teil mit hervorbringen wollen, oder ob wir aus Mangel an Geld für solche hohen Ziele sowie aus Mißverständnis (und vielleicht auch aus unbewußter Rivalität) seitens der Vertreter der herrschenden älteren Forschungsrichtungen der Anatomie und Zoologie in der Pflege dieser neuen Richtung zurückbleiben und die große Ernte an Erkenntnis und an Förderung der Wohlfahrt der Menschheit anderen Kulturvölkern überlassen wollen. Letzteres betrifft zunächst die Amerikaner der Vereinigten Staaten, die mit reichen finanziellen Mitteln sowie mit großer Einsicht und Energie der neuen Aufgaben und neuen Möglichkeiten sich angenommen und an dem Baume der Entwickelungsmechanik bereits manche neue Knospe zur Entwickelung gebracht haben.

Wäre es nicht tief bedauerlich, wenn wir in dieser von Deutschland ausgegangenen Forschung dauernd hinter anderen Völkern zurückstehen müßten? Wollen wir uns in dem den Deutschen eigenen Idealismus von anderen Völkern überholen lassen?



Der Kathedersozialismus und seine Schicksale.

Von

Guftav Cohn.

I.

Unter den üblichen Ausdrücken des politischen Sprachgebrauchs gibt es kaum einen, der sich der feften Begrenzung seines Inhalts so zäh widersetzt hat, wie das Wort »Sozialismus«. Nicht das Leben allein ist daran schuld, mit der zügellosen Willkür seines Politisierens. Die Wissenschaft, die den Beruf hat, Ordnung zu schaffen, hat ihre Aufgabe bis jetzt auch nicht gelöft. Denn ihre einzelnen Vertreter sind verschiedenen Sinnes. Und es ift nicht möglich gewesen, sei es aus den Meinungen der Gelehrten, sei es aus den Äußerungen des Lebens mehr zu gewinnen, als eine Reihe von Bedeutungen, die in dem einen Worte enthalten sind, ohne daß man das Recht hätte, der einen vor den anderen einen Vorrang einzuräumen. Solche Bedeutungen sind: das formelle Prinzip der zentraliftischen Organisation; das materielle Prinzip der Emporhebung der unteren Volksschichten; das utopische Element in den Entwürfen, die für beiderlei Ziele, zumal für das zweite eingesetzt werden. Das utopische Element zur imposanten Erscheinung verkörpert in der Partei der Sozialdemokratie, die in ihren Vorläufern sich jahrzehntelang als der »Bund der Kommuniften« bezeichnete. Das utopische Element andererseits mehr und mehr verflüchtigt in den Reformen des letzten Menschenalters, die auf dem Boden des beftehenden Staats- und Gemeindewesens gewissen Forderungen des Sozialismus entsprechen, daher — im Gegensatze zu den Utopien der Sozialdemokratie — die Namen des Staatssozialismus und des Gemeindesozialismus erhalten haben.

Das Wort »Kathedersozialismus« ist seinem Sinne nach mit diesen letzteren Bezeichnungen verwandt. Es hat aber einen ganz verschiedenen Ursprung. Es ift nicht erfunden, um eine dem Leben und seinen Anforderungen näher tretende Modifikation des Sozialismus zu bezeichnen, sondern um eine Gruppe von Persönlichkeiten der Gesinnungsgemeinschaft mit der Sozialdemokratie, d. h. mit dem Sozialismus schlechthin zu bezichtigen — von Persönlichkeiten, die man durch diesen Namen bloßftellen und anklagen wollte. Der Zusatz »Katheder« deutet darauf, daß man die Universitätslehrer meinte. Sie sollten mit der Autorität ihres Amtes und im Namen der von ihnen zu lehrenden Wissenschaft dieselben Ansichten vertreten haben, die in den Reihen der Sozialdemokratie und ihrer geiftigen Führer an die Öffentlichkeit getreten waren. Es geschah das in den Jahren, da die Verfassung Deutschlands eben ihre neue Gestalt gefunden hatte. Für diesen Zweck hatte die Freihandelsschule durch ihre agitatorische Arbeit Großes geleiftet, indem sie die Einheit des deutschen Wirtschaftsgebietes von dem Schlingkraut der überkommenen Hemmnisse reinigte. Die Denkmale dieser Arbeit finden sich in den Verfassungsurkunden des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches. Der Lohn dafür lag in dem Ansehen vor der öffentlichen Meinung, die — unfähig zu einer Kritik — den Anspruch einer Agitatorensekte auf wissenschaftliche Autorität anerkannte. In diese

Situation mengte sich eine neue Erscheinung. Einzelne Professoren unseres Faches begannen von den Kathedern herabzutreten und ihrerseits zu der weiteren Öffentlichkeit zu reden. Nicht die Lehren der Sozialdemokratie verkündeten sie; aber ebensowenig ſtimmten sie mit den Freihandelslehren überein, teils in allgemeinen Grundanschauungen, teils im Hinblick auf große brennende Tagesfragen. Auch war diese Unterscheidung nicht etwas Neues; das Wesentliche war vielmehr, daß die Wirtschaftswissenschaft der deutschen Universitäten, die bisher nur selten vor die größere Öffentlichkeit getreten war, jetzt damit begann, ihre staatsbürgerliche Pflicht für das deutsche Staatswesen zu erfüllen, wie das zuvor schon die Männer der Geschichtswissenschaft und der Rechtswissenschaft getan hatten. Es war nicht ihre Schuld, wenn eine oberflächliche Kenntnis nichts anderes an ihr zu entdecken vermochte, als die Übereinſtimmung mit den Lehren der Sozialdemokratie.

Die unfreundliche, ja denunziatorische Absicht der Namengebung verfehlte ihren Zweck keineswegs; ja, sie hat bis zur gegenwärtigen Stunde fortgewirkt. Indessen, in dem Zeitraum von vierzig Jahren hat sich vieles verändert.

II.

Die von dem Namen getroffenen Männer wählten zunächst ein im Einzelnen verschiedenes Verhalten. Der Eine legte im Sinne der damit verbundenen Verdächtigung Verwahrung dagegen ein und gegen die behauptete Gemeingefährlichkeit seiner Lehren. Der Andere tat das Gegenteil: er akzeptierte den Namen und gab ihm dafür eine vermittelnde Deutung, wie sie durch den fließenden Inhalt des Wortes »Sozialismus« nahegelegt wurde, sofern man zwischen Sozialismus und Sozialdemokratie gebührendermaßen unterschied. Ein Dritter tat auf andre Art das gleiche. Er wollte ebenfalls die Bezeichnung als Kathedersozialist sich gefallen lassen, doch um den Preis einer Einengung dieses Titels auf gewisse methodische Richtungen innerhalb der Universitätswissenschaft des Faches. Dies Beſtreben hinderte nicht, daß von andrer Seite vielmehr die Professoren der entgegengesetzten methodischen Richtung ausschließlich mit diesem Namen bedacht wurden. Eine Mannigfaltigkeit der Ansichten, die verständlich ist, wenn man erwägt, daß zwar amtliche Inſtanzen mehrfach in die Lage gekommen sind, über Kathedersozialismus und Kathedersozialisten eine persönliche oder sachliche Entscheidung zu treffen, daß sie aber niemals die Macht besaßen den Sinn des Wortes feſtzusetzen, da dieser vielmehr der Freiheit der wissenschaftlichen Überzeugungen preisgegeben war und ihrem Streite. Zuletzt ist es dennoch dahin gekommen, daß ein Niederschlag sich bildete, der mit einer gewissen Dauerhaftigkeit an die Stelle des ursprünglichen Inhalts trat. Aus dem Scheltwort wurde eine Art von Ehrentitel.

Hierbei wirkten mehrere Anlässe mit.

Wohl hatte die freihändlerische Zensur der kathedersozialistischen Kundgebungen an maßgebenden Stellen des preußischen Staates und des Reiches Eindruck gemacht. Indessen dauerte es nicht lange, bis der mächtigste Mann im Reiche sich selber als Kathedersozialisten bezeichnete, ja daß er im Reichstage eine Liebeserklärung für Lassalle und Rodbertus abgab, die ihrerseits in Lothar Bucher ein dauerndes Band, nicht zu dem Kathedersozialismus, sondern zu dem wirklichen Sozialismus besaßen. Das Vorspiel geiſtreicher Unterhaltungen über-




setzte sich alsbald in positive Reformen oder Entwürfe des Deutschen Reiches. Zuerft war es der Plan zu einem Reichseisenbahnsystem (1875), der zwar in seinem reichspolitischen Teile an dem Partikularismus der kleineren deutschen Staaten scheiterte, jedoch in seinem wirtschaftspolitischen Gehalt unerschütterlich richtig und tatsächlich erfolgreich gewesen ift — durch das Staatsbahnsystem, das in Preußen und den übrigen deutschen Staaten (dann in der Schweiz) hergeftellt wurde, soweit es nicht schon zuvor vorhanden war. Solches im Widerspruche zu den Artikeln der jungen Reichsverfassung, die unter dem Einflusse der Freihandelsschule entftanden waren.

Dann folgte die Ära der Reichssozialgesetzgebung, der die kaiserliche Botschaft voraufging, für die Bismarck in seinen »Gedanken und Erinnerungen« (nicht überraschend für uns) die Urheberschaft in Anspruch nimmt. Daß die Wissenschaft ihm und der kaiserlichen Botschaft vorgearbeitet hatte, sagt er nicht. Ja, an einer anderen Stelle desselben Werkes (II, 275), findet sich die echt Bismarckische Bemerkung, daß im Staatsrate von 1884 die Vorträge zweier ehemaliger Garde du Corps-Offiziere (von Zedlitz-Trützschler, späteren Oberpräsidenten und Kultusminifter, und von Minigerode) einen solchen Eindruck machten, daß der präsidierende Kronprinz im Sinne der Versammlung verfuhr, indem er die beiden Herren zu Referenten beftellte, »obschon die theoretisch sachkundigsten Vorträge ohne Zweifel von den anwesenden fachgelehrten Professoren gehalten waren«. Aber die Hauptsache war, daß in jenen Jahren eine Wendung eintrat, die ganz und gar den Bestrebungen entsprach, die im Wesentlichen durch den Kathedersozialismus seit einem voraufgehenden Jahrzehnt verfolgt worden waren. Der Reichstag (Gewerbe-Novelle 1878) begegnete sich damit. Das Eine und das Andere ohne Übereinftimmung in den Einzelheiten, aber im Ganzen eine neue Epoche der sozialen Reform. Und dieses nicht blos in Deutschland, sondern gleichzeitig in England, Frankreich, den anderen europäischen Staaten und den Vereinigten Staaten von Amerika.

Wie weit zu dieser Wendung der Dinge in der Welt die Wissenschaft, insbesondere der deutsche Kathedersozialismus, mitgewirkt hatte, das zu beweisen, wird nicht leicht sein. Zum mindeften aber darf behauptet werden, daß den Gedanken der Wissenschaft das Jahrhundert zu Hilfe gekommen war.

III.

Trotz der äußeren Formlosigkeit des Wesens, das man Kathedersozialismus jetzt seit vierzig Jahren genannt hat, wurde doch gleich in den Anfängen eine Form gefunden, die dem Inhalt eine Gestalt gab und insoweit einige Rechtfertigung gab für den gemeinsamen Namen. Im Oktober 1872 vereinigte man sich in Eisenach zur Teilnahme an der Versammlung »zur Besprechung der sozialen Frage«.*) Es nahmen daran 160—180 Personen teil, die sich aus sehr verschiedenen Berufsftänden zusammensetzten. Darunter waren 23 Universitätslehrer, im übrigen höhere Beamte, Induftrielle, Landwirte, Journalisten, Bürgermeifter, Parlamentarier, Buchhändler usw. Auch einige Arbeiter und Arbeiterführer (so der Präses des Buchdrucker-Verbandes) waren darunter. Man konnte die Ver-

*) Vergl. Verhandlungen der Eisenacher Versammlung zur Besprechung der sozialen Frage am 6. und 7. Oktober 1872. herausgegeben vom Ständigen Ausschuss. Leipzig 1873.



sammlung in einen engeren Kreis der näher Beteiligten und einen weiteren Kreis der allgemeiner Interessierten scheiden. Zu dem engeren Kreise durfte man wohl die Mehrzahl der erschienenen Universitätslehrer rechnen. Auf der Grenze zwischen beiden Gruppen ftanden etwa die älteren Universitätslehrer des Faches (Roscher, Knies, Hildebrand), die durch ihr Erscheinen dem neuen Unternehmen die Weihe geben wollten. Es war nicht von diesen einer, sondern der Staatsrechtslehrer und Politiker Rudolf Gneift, der als Vorsitzender fungierte und erft nach einer Reihe von Jahren einem Nationalökonomen Platz machte. Beide aber, der Jurift und der Nationalökonom, ftellten ungefähr den maßvollsten Standpunkt zur »sozialen Frage« dar. Ja, Gneift machte aus seiner Mäßigung so wenig ein Geheimnis, daß er in Eisenach selber, vom Präsidentenftuhle aus, die junge Generation der Nationalökonomen — die eigentlichen Väter der Versammlung — auf die ewigen Wahrheiten des Adam Smith zurückverwies, worauf ihm freilich von diesen erwidert wurde, das sei gerade dasselbe, wie wenn sie die Staatsrechtslehre Gneifts auf die ewigen Wahrheiten von Montesquieu zurückverweisen wollten.

Man durfte im Ganzen von dieser Versammlung sagen, sie sei von extremen Tendenzen weit entfernt, vielmehr der Ausdruck eines wohl temperierten guten Willens zum Verständnisse und zur Betätigung an dem gewesen, was man »die soziale Frage« nannte. Selbft der Gegensatz, der durch den Mund von Gneift zum Ausdruck kam, die Anrufung von Adam Smith als Mahnung für die jüngere Generation des Faches, sie war nicht an sich unrichtig; sie war nur durch die damaligen publiziftischen Kontroversen und Schlagworte eigentümlich zugespitzt. Im übrigen entsprach der vorwaltenden Stimmung dieser Versammlung ein literarhistorischer Standpunkt, dem einst J. M. Ludlow in einer Vorlesung (1851) Worte geliehen hatte, indem er sagte: »ich bin glücklich und stolz, anzuerkennen, daß alle unsere großen Nationalökonomen, Adam Smith, Malthus, Ricardo, Mill, erfüllt gewesen sind von dem tiefsten Interesse für das Loos unserer arbeitenden und leidenden Massen. Wenn sie geirrt haben, so ist dies ein Mangel ihres Intellektes, nicht ihres Herzens gewesen. Und nichts ist auffallender als der Kontrast zwischen den Überzeugungen dieser Männer selber und jenen Vielen, die von ihnen nur einige Sätze borgen, um ihre eigene Selbstsucht mit dem Schein der Wissenschaftlichkeit zu umgeben.«

Diese Weitherzigkeit, die dem gemischten Charakter der ersten Versammlung entsprang, hatte leider nicht den Erfolg, alsbald einen größeren, innerlich und äußerlich wachsenden Kreis der Teilnehmer heranzuziehen, als im folgenden Jahre aus der Eisenacher »Besprechung« der neue »Verein für Sozialpolitik« hervorging. Es mußte erft eine Periode der tastenden Versuche, der Fehlgriffe, der Stockungen, der inneren Gegensätze, der äußeren Kämpfe überwunden werden. Die Organe der Freihandelspartei, Zeitschriften, Zeitungen, Vereine und Kongresse hatten das Beste ihrer Arbeit getan, und sie bewegten sich in abfteigender Richtung. Aber sie waren doch zunächft noch voll Anziehungskraft und Einfluß gerade in den gebildeteren Schichten des deutschen Volkes. Eine Gegnerschaft, die hervorzutreten begann und einzelne Proben in der Eisenacher Versammlung zeigte, lief nicht sowohl mit den Bestrebungen des Vereins für Sozialpolitik zusammen, als daß sie vielmehr dessen





Tendenzen ungefähr eben so kreuzte wie die Ziele der Freihandelspartei. Es kam daher nach einem anfänglichen Kampfe des neuen Vereins*) mit dem alten »Volkswirtschaftlichen Kongreß« zu einem Kartell der beiden. Es sollten die Jahresversammlungen alternieren, damit jede die Mitglieder beider Vereine abwechselnd heranziehen konnte. Die Verschiedenheit der Materien gab von selber Stoff für beide; die Anschauungen der Mitglieder waren zum Teil ähnliche, manche waren in beiden Vereinen. Indessen war das alles doch nur eine Zeit der Entwickelungskrankheiten. Ein Jahrzehnt seit der Begründung und etliche Jahre mehr mußten vergehen, ehe der junge Verein feſt auf seinen Füßen ſtand. Inzwischen war der alte Verein seinem Ende immer näher gekommen; der Sauerteig der Sozialreform war allmälich tiefer und breiter in die Kreise gedrungen, die der Verein für Sozialpolitik sammeln wollte; die inneren Krisen der leitenden Kräfte gelangten zu einer gewissen Abklärung. Es entſtand ein Verein, der sich den anderen Deutschen Vereinen (von Juriſten, Ärzten usw.) an die Seite ſtellte, indem er eine größere Zahl von wissenschaftlichen und praktischen Fachmännern zusammenführte, die für die Aufgaben des öffentlichen Lebens Sinn und Verſtändnis besaßen.

IV.

Wissenschaftliche und praktische Fachmänner — ohne jede Scheidelinie nach außen hin, nicht einmal die Scheidelinie, die das allgemeine, gleiche Wahlrecht für den Deutschen Reichstag zieht, die des Geschlechts. Keinerlei Kriterien der Berufsbildung, wie sie die juriſtischen oder die ärztlichen Jahresversammlungen fordern. Kein Naturarzt, kein Freirechtler (im weiteſten Sinn), wenn er sich der Sozialpolitik und Wirtschaftspolitik zuwendet, war oder ist von der Teilnahme an dem Verein für Sozialpolitik, an seinen Versammlungen und Debatten ausgeschlossen. Aber noch viel weniger hat es jemals eine Scheidung gegeben zwischen den so oder so gerichteten Zielen, Mitteln, Methoden, welche die einzelnen Männer des Faches, als Gelehrte oder als Praktiker, für die Lösung der öffentlichen Aufgaben bevorzugen. Ob sie in dem politischen Parteiwesen rechts oder links oder in der Mitte ſtehen; ob sie hochgespannte oder niedrig gespannte Ideen von der Verbesserung des menschlichen Daseins haben; ob sie durch radikale Reformen des Beſtehenden an dieser Besserung arbeiten wollen oder ob sie in bedächtigem Schritte oder auch gar nicht vorwärts zu kommen suchen; ob sie zu jenen kritischen Geiſtern gehören, die den Versammlungen ihre ehrenvolle Gegenwart weihen, um entrüſtet den Rücken zu kehren, wenn hier der Stein der Weisen binnen 24 Stunden nicht gefunden ist — alle diese Varietäten und noch manche andere, hat der Verein geduldig in seinen Kreis eintreten lassen, wohl wissend, daß die hier zu behandelnden Gegenſtände mühseliger, verwickelter, unabsehbarer sind, als die jährlichen Fortschritte der Chirurgie, die in jedem April der Fachgenossenschaft präzis, handgreiflich, unbezweifelbar vorgeführt werden. Alle die harten Urteile, die immer wieder über den Verein und seine Tagungen zu hören gewesen sind, sie treffen den Stoff, nicht die Männer, nicht die Methoden, die sich damit beschäftigen. Sie treffen die Schwierigkeiten des Stoffes, die immer ungefähr die gleichen bleiben werden.

*) Im Jahre 1873 betrug die Teilnehmerzahl wenig über hundert.

Dennoch haben sich aus diesen disparaten Elementen gewisse vorwaltende Beſtandteile, gerade aus den praktischen Berufskreisen des Verwaltungsbeamtentums, der Interessenverbände, der Induſtriellen, der werdenden und der gewordenen Staatsmänner oder Parteiführer kryſtallisiert; es haben sich, auch unabhängig von der regelmäßigen persönlichen Teilnahme Gesinnungsgemeinschaften über die Ferne hin befeſtigt, mit denen ein geiſtiges Einverſtändnis und Zusammenwirken ſtattfindet.

Wenn diese Gesinnungsgemeinschaft überwiegend nach der Mitte des deutschen Parteiwesens hin gravitiert, so iſt es doch charakteriſtisch, daß zu wiederholten Malen für die dazu geeigneten Verhandlungsthemata hervorragende Mitglieder der Sozialdemokratie als Referenten durch den Ausschuß des Vereins berufen waren, die zwar jedesmal in letzter Stunde zu erscheinen verhindert waren. Die Aufforderung des Vereins entsprang dem ehrlichen Beſtreben, jede Ansicht über den behandelten Gegenſtand zu Worte kommen zu lassen, die Hindernisse entsprangen anderen Gründen.

Die wissenschaftlichen Fachmänner, zumal die Lehrer der deutschen Universitäten, waren als echte Deutsche und als echte deutsche Professoren jeder einzelne seiner besonderen Meinung. Das hat aber nicht gehindert, daß sie in gewissen Grundanschauungen sich nahe ſtanden, ja zusammenſtanden. Einzelne Erlebnisse haben das vor jenen Jahren und bis heute, zum Teil in erheiternder Weise, beſtätigt. Man beanſtandete etwa — bald nach der Eisenacher Versammlung — die Berufung eines Kathedersozialiſten, d. h. eines solchen, der die Versammlung von Eisenach mitgemacht hatte; man berief ſtatt dessen einen, der vermeintlich nicht Kathedersozialiſt war, weil er die Eisenacher Versammlung nicht mitgemacht hatte. Kaum hatte der Berufene seine Professur angetreten, so veröffentlichte er eine Schrift, deren bloßer Titel ein unfreiwilliger Spott über die gute Meinung des Miniſteriums war. Selbſt neuere Strafprofessoren unseres Faches haben irrtümlicherweise ihre »optimiſtische« Kritik dem kathedersozialiſtischen »Pessimismus« entgegengesetzt, als eine vorgebliche Fortbildung oder Verbesserung der Wissenschaft. In Wahrheit iſt dergleichen in den Schriften der Eisenacher Professoren zu finden, wenn man sie nur lesen will, in Schriften, die gedruckt sind, ehe die zukünftigen Strafprofessoren in die Schule gingen.

Gewiß iſt in all den Jahren ein Teil der wissenschaftlichen Nationalökonomen den Versammlungen des Vereins für Sozialpolitik fern geblieben oder nur selten dort erschienen. Hier waren aber Gründe entscheidend, die meiſt wenig mit den wissenschaftlichen Ansichten zu schaffen hatten. Man kann in hohem Maße übereinſtimmen in den wissenschaftlichen Ansichten und braucht doch keine Neigung zu haben, für die Bekundung derselben in öffentlichen Versammlungen, Debatten usw. aufzutreten. Sehr ausgeprägte Gelehrtennaturen, die wohl mit der Feder gern ihren Tribut an die großen Fragen des Gemeinwesens zahlen, mögen sich gern auf die Feder beschränken und für ihre mündliche Betätigung nicht die Räume ihrer akademischen Berufspflicht überschreiten. Nach menschlicher Weise haben persönliche Neigungen und Abneigungen mitgewirkt, oder das Lebensalter, das in jungen Jahren zur Teilnahme an dergleichen treibt, in höheren Jahren davon zurückhält. Auch solche Helden hat es ge-

geben, die der Vorsicht halber fortblieben. Und trotz all dieser Abhaltungen ist die Zahl der teilnehmenden Lehrer der Wissenschaft immer größer geworden, allerdings gehoben durch die Gunst der wachsenden Zahl überhaupt und des wachsenden Interesses der Gesamtheit an diesen Angelegenheiten.

V.

Die Versammlungen können in jedem Falle bei diesem Fache und verwandten Fächern nur in fragmentarischer Weise, selbst wohlwollende Beurteiler, befriedigen. Sogar bei einem Verzicht auf praktische Reformfragen und bei der Einschränkung auf rein theoretische Probleme (wie es nur kürzlich ein Versuch in dem Verein für Sozialpolitik gezeigt hat) sind Referate und Debatten eines besseren Erfolges keineswegs gewiß. Es war daher ein weiser Gedanke seit den Anfängen dieses Vereins, die Verhandlungen jeder Tagung vorzubereiten durch eingehendere gedruckte Gutachten, Materialiensammlungen, Untersuchungen, die sich teils den üblichen wissenschaftlichen Monographien, teils den Aufsätzen und Abhandlungen der Fachzeitschriften näherten, nur daß sie meist von einer Anzahl geeigneter Kräfte gleichzeitig für den bestimmten Zweck geliefert waren. Die gegenwärtig 140 Bände dieser Reihe von »Schriften des Vereins für Sozialpolitik« (Leipzig, Duncker & Humblot, 1873 bis 1911) stellen eine stattliche Bibliothek dar, die aus naheliegenden Gründen an Qualität im Einzelnen verschieden ausgefallen ist, an der die Seminarien der Universitäten ein gut Teil von ungeübter Hand haben leisten, zu der anderseits mancherlei ungeglättete Bruchsteine aus den Fundstätten des praktischen Lebens haben herbeigeschleppt werden müssen. Indessen wie es nun einmal, nach meist saurer Mühe der Redaktoren, zustande gekommen, war es in jedem Falle wohl das Beste, was zu erlangen war; und über mancherlei Anstrengungen, ja vielerlei vergeblichen Bemühungen liegt aus einfachen Gründen kein gedrucktes Zeugnis vor. Dazwischen sind diesen Anregungen einzelne Perlen von wissenschaftlicher Reife und epochemachender Bedeutung entsprungen — so die Schrift über »die progressive Einkommensteuer im Staats- und Gemeindehaushalt« von F. J. Neumann (1874).

Gleich in den ersten Jahren sah sich der Ausschuß des Vereins veranlaßt, über den Rahmen der »sozialen Frage« oder der »Sozialpolitik« hinauszugehen. Die damals heraufsteigende Eisenbahnfrage wurde schon im Jahre 1873 als Gegenstand der Publikationen und der Verhandlungen ins Auge gefaßt, ja teilweise in Angriff genommen, um dann freilich von den sonstigen Formen ihrer öffentlichen Erörterung reichhaltig überholt zu werden. Die Steuerfragen wurden in denselben ersten Jahren und mit weit größerem Erfolge behandelt. Diese Gegenstände zeigten, daß der Kathedersozialismus, falls er wirklich den Richtlinien des »Sozialismus« — ob auch nur in gemäßigter Entfernung — folgen wollte, ebensowohl die organisatorische Linie als die andere ins Auge faßte. Mit einer eigentümlichen Modifikation. Der »Verein für Sozialpolitik« gelangte nicht zu einer öffentlichen Kundgebung oder Aussprache über die »Eisenbahnfrage« — aber die wirkliche Staatsbahnpolitik in Preußen und Deutschland folgte den Spuren, die durch die Arbeiten der damit beschäftigten Männer des Vereins zuvor gezogen waren. Die deutschen Steuerreformen, die à cheval der beiden Momente des Sozialismus sich entwickelten,



sind in ähnlicher Art durch die deutsche Wissenschaft vorbereitet worden.

Eins soll hier namentlich betont werden. Trotz derartiger Berührungen ist die große Masse jener 140 Bände der Schriften des Vereins ein objektives wissenschaftliches Material von mehr oder weniger abgeklärter Verarbeitung, das weit davon entfernt ist, Propagandaschriften zu enthalten für eine bestimmte Richtung der Sozialpolitik oder der Wirtschaftspolitik. Angesichts der großen Kollektivwerke, die darin enthalten sind, müßte es schwer werden, eine derartige Ansicht zu beweisen. Wir nennen etwa die umfangreichen Arbeiten über die bäuerlichen Zustände, über die Lage des Handwerks, über die Handelspolitik, über die Störungen (Krisen) im Wirtschaftsleben, über die Verfassung und Verwaltung der Stadtgemeinden, über die Gemeindesteuern und die Gemeindebetriebe, über die Schiffahrt der deutschen Ströme.

Natürlich sind in der großen Mannigfaltigkeit der Einzelbeiträge persönliche Standpunkte, wirtschaftspolitische und sozialpolitische Parteiansichten geltend gemacht. Derartiges hat man den Bearbeitern nicht verbieten können noch wollen. Doch gerade der Widerspruch der friedlich nebeneinander gedruckten Meinungen ist der Beweis der Parteilosigkeit des Unternehmens nicht nur, er ist auch ein desto treffenderes Abbild des Lebens.

VI.

Es gibt Gebiete oder Fragen der Volkswirtschaft, die ziemlich neutral denjenigen Überzeugungen gegenüber stehen, an die man zu denken pflegt, wenn man von dem Kathedersozialismus in freundlicher oder unfreundlicher Gesinnung redet. Ein solches ist das Gebiet der äußeren Handelspolitik. Man ist gelegentlich so weit gegangen, in Erörterungen des »Vereins für Sozialpolitik« zu sagen, die Streitfrage über Freihandel und Schutzzoll sei eine Angelegenheit des Glaubens — über die also nicht zu streiten sei. Ich meinerseits gehe allerdings nicht so weit, diese oder eine andere Streitfrage unserer Wissenschaft der Welt des Glaubens zuzuschieben, um uns selber zu entlasten. Aber so viel ist gewiß: innerhalb des »Vereins« hat eine weitgehende Freiheit geherrscht für stramme Schutzzöllner, für ebenso stramme Freihändler, und endlich für solche, die auf den Wogen der Geschichte von dem Einen zu dem Andern schaukeln. Hat man auf diesen Gegenstand hin den Kathedersozialismus angegriffen, so ist es abwechselnd durch die draußen stehenden Freihändler oder Schutzzöllner geschehen. Im Ganzen sind die darauf gerichteten Anfeindungen die selteneren gewesen.

Es gibt andere Gebiete, für die es mindestens dankbarer war, durch die Arbeiten des Vereins oder um ihn herum in wahlverwandter Sphäre dem Gemeinwohl zu dienen als für das engere Gebiet der Sozialpolitik. Dieses trifft zu für die Eisenbahnpolitik und die Steuerpolitik. In beiden Gebieten ist unsere Wissenschaft, nach ihrem Berufe, den Reformen der deutschen Gesetzgebung voraufgegangen. Es ist für den Mann der Wissenschaft eine Freude, zu erleben, wie die Wahrheiten, die Neumann in seiner trefflichen Schrift zum ersten Male klar gelegt hat, sich immer entschiedener in unserer Steuergesetzgebung Bahn brechen, daß Parteiführer der Mehrheit des preußischen Landtages ihren Stolz darein setzen, zu zeigen, wie es diesem gelungen sei, den Grundsatz der Steuerprogression darin fortschreitend zu verwirklichen.

Etwas verschieden ift es im Laufe der Jahre und Jahrzehnte mit den sozialpolitischen Reformen gegangen.

Zunächst der hemmende Druck, den Fürst Bismarck gegen diese übte. Er, der doch wiederum der Vater der kaiserlichen Botschaft vom November 1880 war. Wie in seinen Ansichten vom Steuerwesen, zumal von der Einkommensteuer Wandlungen und Schwankungen vor sich gegangen waren — bei der Beratung des ersten preußischen Einkommensteuergesetzes ein begeifterter Anhänger, zwanzig Jahre später ein energischer und wirksamer Gegner, der nur mit dem Kampfe gegen die unterften Steuerftufen Recht behält und dafür heute noch als Autorität ins Feld zu führen ift. Erft mit seinem Sturze weicht der Druck, und die große Steuerreform kommt in Gang und macht Fortschritte seitdem. Ähnlich bei den sozialpolitischen Reformen im engern Sinne. Die eine große Tat der Reichsarbeiterversicherung als Konsequenz der Kaiserlichen Botschaft — ein ftolzes Denkmal, bewundert und bekrittelt, vom Auslande beneidet und gescholten, zuletzt mehr und mehr nachgeahmt in Reichen, die am meiften seinen Zwangsmaßregeln ferne zu ftehen schienen. Aber hart neben dieser großen Tat für die Millionen der arbeitenden Klassen Unzugänglichkeit für andere, ebenso wichtige Reformen im Dienfte der Arbeiter — ja gerade für solche, die durch die Erfahrungen längft in andern Ländern und daheim einen feften Boden sich erobert hatten, nicht ein experimentelles Abenteuer wie die Reichsarbeiterversicherung. So die Arbeiterschutzgesetzgebung.

Allein mit Bismarcks Rücktritt war nur eins der Hemmnisse beseitigt. Wohl war es eine parallele Aktion der sozialen Reform, die 1890 ff. gleichzeitig mit Miquels Steuerreform durch den neuen Handelsminifter v. Berlepsch in der Arbeiterschutzgesetzgebung einsetzte. Indessen folgte diesem schönen Streben nach leider nicht vielen Jahren ein Rückschlag, der nur das eine Erfreuliche hatte, daß Freih. v. Berlepsch den zurücktretenden preußischen Ministern zeigte, wie man das Leben des Pensionärs mit einem würdigen Inhalte erfüllen kann, indem man für seine Reformideen außerhalb der amtlichen Sphäre einen Schauplatz findet.

Es hat immer wieder Aufwärtsbewegungen und Abwärtsbewegungen der Strömung für Sozialreform im Reiche gegeben. Aber die Sozialpolitik auszuschalten aus den Aufgaben des Zeitalters hat im Ernfte niemand wagen können. Innerhalb des Kathedersozialismus selber, oder innerhalb des Vereins für Sozialpolitik hat es mancherlei besondere Richtungen gegeben, die der Sozialreform dienen wollten — Organisation der Selbsthilfe der Arbeiter mit grundsätzlicher Ablehnung ftaatlichen Zwangs und ftaatlicher Hilfe; überwiegende Betonung ftaatlicher Maaßregeln und ftaatlicher Beihilfen; eine Vereinigung von beiderlei Wegen usw. Die Tatsachen des letzten Menschenalters haben große Leistungen der freien Organisationen (Gewerkschaften, Genossenschaften, letztere zumal für Konsumvereine) und große Leiftungen der Gesetzgebung mit noch größeren Wünschen für deren Fortbildung zutage gefördert. Ein Stillhalten auf dieser Bahn ift ebenso unmöglich wie eine grundsätzliche Ablehnung. Völlig sinnlos ist jene Frucht einer Abart des Bismarck-Kultus, die sich auf die Verherrlichung derjenigen Wirtschafts- und Sozialpolitik verfteift, die unter Bismarcks Einfluß entftanden ift, dagegen alles andere verwirft, das sonst und ohne Bismarck oder nach Bismarck geschehen

ist. Nicht der Name eines großen Staatsmannes kann den Ausschlag für die Art und das Maß der Sozialpolitik geben, sondern die Überzeugungskraft der Gründe.

Den Parteien der wirtschaftlichen Selbstsucht kann man es überlassen, daß sie dekretieren wollen: Genug der Sozialpolitik! Keine Wissenschaft und keine staatsmännische Praxis kann diesen bodenlosen Standpunkt aufrecht erhalten wollen.

VII.

Je nach der Entfernung, aus der man die Dinge betrachtet, rücken deren Einzelheiten unter das Auge des Betrachters oder verschwimmen zu einer unterschiedslosen Einheit. Wenn es irgend ein Fach der Wissenschaft gegeben hat, nun gar ein solches, das der Anwendung auf das Leben beständig nahe tritt, so ist es das unsrige gewesen, das in dem Zeitalter des Kathedersozialismus und innerhalb der mannigfaltigen Richtungen, Methoden, Spielarten des Kathedersozialismus eine Fülle von ruhelosen Gegensätzen, Kämpfen, Kontroversen, Gegnerschaften entfesselt hat. Niemals ist es in dem letzten Menschenalter und weiter zurück zu einer verbreiteten oder auch nur vereinzelten Empfindung des selbstzufriedenen Behagens mit den Errungenschaften des Faches gekommen, deren gleichen man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in England beobachtet hat, um jene Zeit, die man als die Halkyon-Tage der Political Economy später bezeichnete. Die ruhelose Fortarbeit ist die Frucht um derentwillen der Preis der endlosen Kämpfe und Gegnerschaften in der Wissenschaft gezahlt wird.

Zu alledem, was wir ein Menschenalter lang in dieser Weise erlebt hatten, kam allmählich das Recht einer neuen Generation. Sie brachte zu den alten Kontroversen neue hinzu. Sie schien hier und da die Axt an den Baum legen zu wollen. Dinge, die erledigt schienen, prinzipielle Fragen, positive Werke der Gesetzgebung, die vollends ihr Zeugnis eben noch erhalten hatten von der Zustimmung und Nachahmung der übrigen Welt — sie wurden eines Tages wieder in den Streit gezogen; es wurde verneint, was endgültig bejaht schien, es wurde verspottet, was die Welt bewunderte.

Bei manchem der Art tut man gut, lächelnd abzuwarten. Denn, siehe da, der Spott des einen Jahres richtete sich ein paar Jahre später gegen den Spötter selbst. So wurde in der Wiener Versammlung des Vereins für Sozialpolitik (1909) die große Institution der Arbeiterversicherung dem Gelächter preisgegeben, um dessentwillen, was ihre eigentliche Absicht war. In der Nürnberger Versammlung (1911) erfolgte ein erstaunlicher Widerruf, nicht in den Worten, aber in der Sache, dadurch, daß der Spötter eine ganz extreme Ausdehnung der »Pensionsberechtigung« der Arbeiter verlangte.

Fiel hierbei der Ernst des Angriffs zu Boden, so gab es doch tiefer gehende und etwas dauerhaftere Gegensätze. Seit langen Jahren war die alte Kontroverse innerhalb unserer Wissenschaft erörtert worden, welche Rangstellung den Fragen des Seinsollenden einzuräumen sei, neben den Fragen des Seienden; ob die Beweisbarkeit der ethisch-politischen Lehrsätze, im Vergleich zu den rein »theoretischen« Wahrheiten, von so lockerer Natur sei, daß man ihnen entweder eine untergeordnete Stellung im Reiche der Wissenschaft oder gar keinen Platz darin einräumen sollte. Mit verschärfter Bestimmtheit ist dieser



Standpunkt neuerdings von einzelnen Gelehrten verfochten worden, ohne daß im Grunde damit etwas Neues oder Überzeugenderes als früher beigebracht worden wäre. Ohne demütige Ergebung in die Beschränktheit unserer Erkenntnis, iſt überhaupt kein fruchtbarer Betrieb einer Wissenschaft möglich. Auch die sogenannten exakten Wissenschaften können diesem Schicksal nicht entrinnen. Und in der Hierarchie der Wissenschaften iſt es vom Anfang bis zuletzt die Qualität des Stoffes, die darüber entscheidet, wie weit die Unvollkommenheit unserer Erkenntnis reicht. Je einfacher der Stoff, deſto durchsichtiger; je verwickelter der Stoff, deſto schwieriger sind die dauernden Wahrheiten, die seinen Erscheinungen abgerungen werden können. Innerhalb der Wirtschaftswissenschaft iſt es nicht bloß der Unterschied der Gebiete des Seinsollenden von den Gebieten des Seienden; auch innerhalb der Lehre von dem Seienden sind große Gradverschiedenheiten in der Genauigkeit, mit der man seinen Vorgängen beizukommnen imſtande gewesen iſt oder fernerhin hoffen darf. Den Wahrheiten des Seinsollenden wiederum den Charakter der Wissenschaftlichkeit ganz und gar entziehen, um dessentwillen, weil das Gesetz der sozialen Welt niemals auf die Beweisbarkeit eines Naturgesetzes Anspruch erheben kann — es kommt auf nichts weiter hinaus, als daß man jedes Maß wissenschaftlicher Zucht, Logik, Kenntnis preisgibt und die Willkür, die Inſtinkte, die Unwissenheit auf den Thron setzt. Eine seltsame Konsequenz ſtrenger Wissenschaftlichkeit.

Für die vorliegenden praktischen Aufgaben unseres öffentlichen Lebens und für die Stellung einer Organisation wie derjenigen des »Vereins für Sozialpolitik«, ja für das gesamte Beſtreben wissenschaftlicher Männer, den Reformen des Vaterlandes mit ihrem Urteil dienſtbar zu sein in irgend welchen äußeren Formen — angesichts alles dessen, was zumal seit Gründung des Reiches geschehen, iſt nicht nur die Frage aufgeworfen worden, sie iſt auch mit erſtaunlichem Mute verneint worden, ob alles das von der großen Mehrzahl der Fachgelehrten Geleiſtete angemessen und ersprießlich gewesen iſt. Hiermit iſt im übrigen der Stab gebrochen, durchaus nicht nur über das Verhalten der deutschen Professoren, sondern gleichmäßig über das, was von jeher in allen Kulturländern geschehen ist, und je länger sie ein öffentliches Staatsleben haben, um so länger, über Engländer, Franzosen, Italiener, Öſterreicher, Amerikaner usw. Auch nicht bloß über die gelehrten Nationalökonomen, sondern ebensogut über Juriſten, Hiſtoriker, Philologen usw. Alles das, was die Männer dieser anderen Wissenschaften zur Neugeſtaltung des Staatswesens im Ganzen und im Einzelnen mit ihrem Rate beigetragen haben, von der Schöpfung des neuen Reiches bis zu seinen Prozeßreformen und Schulreformen — es iſt alles verbotene Frucht der Wissenschaft oder verdorbene Frucht einer verbotenen, irregeleiteten Wissenschaftlichkeit.

Angewendet auf unsere politischen und wirtschaftlichen Parteien (unter politischen Namen sind sie heute vorzugsweise wirtschaftliche Parteien), angewendet auf Parlamente und Regierungen bedeutet diese Forderung: sie sollen alle miteinander im Nebel ihren Weg suchen; man soll sie mit wissenschaftlichen Belehrungen, Ratschlägen, Reformgedanken usw. verschonen und sie ihren eigenen Neigungen, Interessen, Schablonen überlassen. Dieses

iſt nun ein ſo unhaltbarer Standpunkt, daß es die ihn mit Worten verfechtenden Leute ſelber ſind, welche mit Taten ihn verleugnen. In der Hülle jener theoretiſchen Forderung verſteckt ſich, und zwar leicht erkennbar, das praktiſche Bedürfnis, gewiſſen Parteiintereſſen des öffentlichen Lebens zu Hilfe zu kommen, die durch die Lehren der großen Mehrzahl der Fachgenoſſen angeblich geſchädigt worden ſind.

In Wahrheit würde unſere Wiſſenſchaft ihren beſten Beruf für das Leben verleugnen, wenn ſie auf dasjenige verzichten wollte, was ſie in Deutſchland und in den anderen Ländern für das gemeine Wohl getan hat. Das Verlangen, das in den letzten Jahren innerhalb des »Vereins für Sozialpolitik« ſich geltend gemacht hat, neben den praktiſchen Reformfragen auch rein wiſſenſchaftliche Themata auf die Tagesordnung der Verſammlungen zu ſetzen, das tatſächlich erfüllt worden iſt bei den Tagungen in Wien und Nürnberg, — in Amerika iſt es ſchon viel länger erfüllt bei den jährlich in der Weihnachtszeit ſtattfindenden Verſammlungen der »American Economic Association« und in viel ausgiebigerem Maße erfüllt. Und dennoch iſt es gerade in dieſem großen Reiche, daß die Profeſſoren unſeres Faches eine ſegensreiche Wirkſamkeit für das Gemeinweſen entfalten durch das Bemühen, das Licht ihrer edleren Ideen vom Staatsleben in das Dunkel des wirklichen Staats- und Gemeindelebens hineinleuchten zu laſſen. Es handelt ſich dort ſicherlich um größere Mißbräuche als bei uns. Aber auch bei uns iſt Großes zu leiſten. Hohe Gedanken und reine Herzen für das Vaterland haben hier viel zu tun.

Eine durchaus verſchiedene Frage iſt es, ob der Mann der Staats- und Wirtſchaftswiſſenſchaft in das politiſche Parteiweſen hinabtauchen ſoll. Die meiſten dieſer Männer ſind wohl, gleich mir, der Anſicht, daß er das unterlaſſen ſoll. In gewiſſem Sinne kann man ſagen: die politiſche oder gar die wirtſchaftliche Partei iſt das gerade Gegenteil von dem, was aus einem wiſſenſchaftlichen Standpunkte für das Ganze des Gemeinweſens angeſtrebt werden ſoll. Die ſtaatsbürgerlichen Pflichten können für eine einzelne Stimmabgabe oder ähnliches den Anſchluß an eine politiſche Partei gebieten; aber von dieſem einzelnen Akte iſt ein weiter Weg zu der Unterwerfung der Überzeugungen des wiſſenſchaftlichen Mannes unter das Joch der Partei. Vielmehr je unwiſſender der Menſch iſt, deſto überzeugter folgt er der Partei, dem Programm, dem Schlagwort. Er hat keine Gedanken und keine Kenntniſſe, die ihm Zweifel machen.

VIII.

Auch dieſe neueſten Angriffe, die, weil ſie von außen kommen und keineswegs allein aus der reinen Luft der Wiſſenſchaft, vielmehr ſehr reale Kräfte des praktiſchen Lebens mit ſich verbündet haben, — die an die Kämpfe der erſten Anfänge erinnern, ſie werden nach aller Wahrſcheinlichkeit keinen Einfluß haben, der unſerer Wiſſenſchaft, oder ihrer Betätigung für das Leben, eine andere Richtung zu geben vermöchte. Aus der bloßen Zahl der Lebensjahre könnte dem »Verein für Sozialpolitik« von unfreundlichen Kritikern Altersſchwäche und Nähe des Endes nachgeſagt werden. Tatſächlich iſt auch dieſes nicht der Wirklichkeit entſprechend. Es iſt in der Gegenwart kein Grund zu ſehen, warum das unzweifelhafte Bedürfnis nach einer ſolchen Einrichtung in einer andern Geſtalt befriedigt werden ſollte. Für mancherlei Reformen iſt Raum vor-

handen in seinem eigenen Beftande. Sollte es aber wirklich einmal sich ereignen, daß dieser Verein dem Lose alles Menschlichen verfällt, dann würde das für die Wissenschaft selber, für ihre Richtungen, ihre Arbeiten, ihren Beruf im Dienfte der Gesetzgebung und Gemeinnützigkeit, wahrscheinlich bedeutungslos sein. Es würden sich dann andere Formen für ähnliche Arten der Betätigung finden. Der sogenannte Kathedersozialismus wird in unverminderter Kraft weiter leben. Und dieses aus einfachen Gründen. Er ift nicht eine zeitliche Phase der Wissenschaft; er ift die Wissenschaft selber — was immer einzelne malkontente Leute davon sagen mögen. Er ift die getreue Fortsetzung dessen, was in unserer Wissenschaft vor ihm gewesen ift; und was auf ihn folgt, wird sich immer in der Linie der voraufgehenden Entwicklung bewegen. Es sind keine neuen Ideen, keine neuen Methoden zu entdecken. Es ift auch nicht möglich, die alten Ideen, die für Wissenschaft und Leben unser Fach geschaffen haben, zu den Toten zu werfen. Sie werden leben, solange es eine Menschheit gibt, die zur fortschreitenden Gesittung und zur Erlösung von dem Elend ftrebt.

Von dieser Überzeugung erfüllt, möchte ich zum Schluß ein Wort über die Ausbreitung der wissenschaftlichen Bildung sagen, die den Lehrern unseres Faches obliegt.

Seit einem Jahrzehnt ift Deutschland und zumal Preußen der Schauplatz von Kursen für staatswissenschaftliche Fortbildung. Der Name dieser Kurse knüpft an ältere Einrichtungen für andere Fächer an, bei denen es sich in der Tat darum handelt, die zuvor auf der Universität erlangte wissenschaftliche Bildung fortzusetzen. So zumal für die verschiedenen Fächer der medizinischen Fakultät, für Naturwissenschaften, Archäologie, neue Sprachen und anderes mehr. Der ftudierte und geprüfte Arzt, der Oberlehrer der naturwissenschaftlichen oder sprachlichen Fächer, sie ergänzen die auf der Universität in jüngeren Jahren erworbene Bildung durch zeitweilige Rückkehr zur Universität behufs Hineinführung in neuere Fortschritte der Wissenschaft oder Auffrischung des alten Besitzes. Bei der staatswissenschaftlichen Fortbildung ift es etwas Verschiedenes, und ihr Ursprung selber deutet auf diese Verschiedenheit. Der Minifterialdirektor Althoff, immer bemüht, neue Kreise für seine Tätigkeit zu ziehen, wandte sein Interesse auch der wissenschaftlichen Vorbildung der preußischen Juriften und Verwaltungsbeamten zu, einem Gegenftande, der seit langen Jahren mancherlei Aufmerksamkeit angezogen, manche Reformpläne gezeitigt hatte. Einiges war bisher zur Besserung geschehen; das Meifte fehlte noch. Und am wenigften war getan für die Entwicklung des Studiums der Verwaltungsfächer, der Wirtschaftswissenschaften. Die Bedrängnisse, die für das Rechtsftudium heute noch fortdauern, und in deren Schwierigkeiten das Verwaltungsftudium herkömmlich verwickelt ift, derart, daß die Forderungen des ersteren einer erften, aber dennoch unsicheren Hypothek gleichen, die Forderungen des andern einer zweiten, höchft dubiösen Hypothek — sie reizten auch jenen tatkräftigen Mann, sein Heil an den Schwierigkeiten dieser Reformfrage zu versuchen. Der Mißerfolg selbft dieser ungewöhnlichen Kraft endete mit dem Entschluß, an Stelle der Gesetzgebung oder der Verwaltung, welche versagten, es mit einem anderen Wege zu versuchen — dem der »Selbfthilfe« (wie er sich eines

Tages mir gegenüber ausdrückte). Die Selbſthilfe sollte bedeuten die Veranſtaltung von ſtaatswissenschaftlichen Fortbildungskursen, die keinen eigentlich amtlichen Charakter hatten, vielmehr möglichſt auf eigenen Füßen ſtänden und allenfalls einen mäßigen Zuschuß aus öffentlichen Mitteln erhielten.

Der erſte Versuch wurde im Januar 1901 in Göttingen gemacht. Der Erfolg war bescheiden und mußte es aus mehreren Gründen sein (Kleinheit der Stadt, Ungunst der Jahreszeit, Neuheit des Versuches usw.) Der Erfolg blieb dann nicht aus, als man ein Jahr später die Sache in den üblichen Schwerpunkt Berlin verlegte. Die Welt weiß, wieviel seitdem in der Richtung dieses neuen Bildungsmittels geschehen iſt, wie sich das Inſtitut immer breiter entfaltete. Aus Vorlesungskursen wurden Studienreisen, aus Studienreisen im Inlande Studienreisen in das Ausland. Die ausländischen Ziele sind immer mehr in die Ferne gewachsen und damit die dazu gehörige Zeitdauer. Vorbilder für noch entferntere Ziele, als die von Berlin aus bisher erreichten, hat längſt die Handelshochschule Cöln gegeben, die einen Teil ihrer Zöglinge bis zu den deutschen Kolonien geführt hat, und zu den Völkern, die als Bekleidung nur eine schwarze Haut tragen, — oder durch das ganze große Gebiet der Vereinigten Staaten von Amerika in verhältnismäßig wunderbar kurzer Friſt. Für die, trotz aller Nachahmungen und Überbietungen im Einzelnen, dennoch immer im Mittelpunkte der Bedeutung gebliebenen Berliner Veranſtaltungen iſt das einſtmalige Motto der »Selbſthilfe« im Sinne einer herzhaften Staatshilfe fortgebildet worden. Durch Beihilfen der verschiedenſten Art, durch finanzielle Mittel, durch Beurlaubung von Landräten, Regierungsräten, Assessoren usw. Ein für sich allein mächtiges Mittel der Selbſthilfe blieb es, daß die Dreimillionenſtadt ihre bekannte Anziehungskraft auf die Provinzialen übte.

Niemand wird bezweifeln, daß diese neuen Versuche geeignet waren, nützliches zu wirken, waren sie doch nur die imposantere Ausbildung von Unterrichtsmitteln, die längſt in unserem Fache üblich gewesen waren. Es war früher nur eben alles kleiner, unscheinbarer, ärmlicher gewesen. Zur Zeit Ernſt Engels veranſtaltete das mit dem Königlichen Statiſtischen Büro verbundene ſtatiſtische Seminar Konversatorien, technische Besichtigungen und dergleichen mehr. In den Oſterferien des Jahres 1896 bin ich selber mit etlichen Mitgliedern des Göttinger ſtaatswissenschaftlichen Seminars auf einer Studienreise in England gewesen, und die einzige ſtaatliche Unterſtützung dafür beſtand darin, daß mein Bericht darüber in den Akten des Unterrichtsminiſteriums aufbewahrt iſt.

Jedoch Hand aufs Herz! Soll diese Art der ſtaatswissenschaftlichen Fortbildung die ſtaatswissenschaftliche Bildung ersetzen? Das glaubt wohl niemand. Und hiermit knüpfen wir an den Punkt an, wo Althoff den Faden seiner Bemühungen für die Verbesserung der ſtaatswissenschaftlichen Bildung der preußischen höheren Verwaltungsbeamten fallen ließ. Zeitlich reicht die Entwickelung der Reformfrage noch etliche Jahrzehnte weiter zurück.*)

*) Vergleiche meine Aufsätze: »Über das ſtaatswissenschaftliche Studium der preußischen Verwaltungsbeamten« (Archiv für Eisenbahnwesen, herausgegeben im Königl. preußischen Miniſterium der öffentlichen Arbeiten, Jahrgang 1885) (Nationalökonomische Studien 1886). »Die Vorbildung für den höheren Verwaltungsdienſt in Preußen, Kritik und Reformvorschläge« (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 34, 1887). »Über die




Der charakteristische Zug der akademischen Vorbildung für den höheren Staatsdienst — Justiz und Verwaltung — in Preußen zeigt sich bereits an der alten Streitfrage um die Zahl der vorgeschriebenen Studiensemester. Charakteristisch ist hier, daß es überhaupt eine solche Streitfrage gibt. Bei keinem Universitätsstudium für irgend einen anderen Beruf, zumal nicht für die mannigfaltigen Fächer der philosophischen Fakultät, Mathematik, Naturwissenschaften, Geschichte, klassische Philologie, neuere Sprachen, gibt es eine solche Streitfrage. Denn die Lösung der vorhandenen Schwierigkeiten vollzieht sich ohne besondere neue Vorschriften, auf dem einfachen Wege, daß die von alters vorgeschriebenen sechs Studiensemester, weil sie für das Bestehen der Staatsprüfung nicht genügen, regelmäßig, ja fast ausnahmslos um mehrere Semester verlängert werden. Der Streit über die Verlängerung der Semester würde auch für das rechts- und staatswissenschaftliche Studium überflüssig sein, wenn das Staatsexamen, das die Universitätsstudien abschließt, auf einer Höhe gehalten würde, die (nach dem Beispiele jener andren Fächer) von selber die größere Semesterzahl zur Notwendigkeit machte.

Allerhand Gründe erklären es, daß es anders ist. Aber sie rechtfertigen es nicht. So die längere praktische Übungszeit des Referendars, die Ablegung einer zweiten Staatsprüfung am Schlusse des Referendariats, der eigenartige Charakter der Jurisprudenz als Wissenschaft, vor allem die Ansprüche des akademischen Lebensgenusses, welche vorwiegend bei den Studierenden der Rechte eine Anzahl der sogenannten Studiensemester mit Beschlag belegen und einen Schein an die Stelle der Wahrheit des Studiums setzen, der dann auf ein ferneres sogenanntes Studienjahr während der Ableistung der Militärpflicht erstreckt wird. Angesichts dieses Zustandes wird der Kampf um ein einziges siebentes Semester und gar die Erfolglosigkeit dieses Kampfes zu einer Farce. Der springende Punkt liegt in der gründlichen Neugestaltung des Referendarexamens. Althoff hat dies gewollt. Je mehr er wollte, desto weniger Erfolg hatte er.

In diese verwickelte Situation ist nun das staatswissenschaftliche Studium in Preußen verflochten. Die Besorgnisse um die Verleitung der Studierenden zu kathedersozialistischen Anschauungen sind leider gar zu schmeichelhaft. Trotz großer Fortschritte im Laufe des letzten Menschenalters wissen sich bis zur Stunde in ansehnlicher Zahl die Studierenden dieser Gefahr auf die einfachste Weise zu entziehen. In dem gebrechlichen Rahmen der Referendarprüfung ist kein Raum dafür; in dem andren Rahmen der Regierungs-Assessorprüfung (trotz mancher neuerer Verbesserungen) viel zu wenig. Woher sollte der Sporn kommen, diesen Zustand zu ändern?

Einiges ist wirklich geschehen. Neben dem allgemeinen Zuge des öffentlichen Interesses an diesen Materien sind einzelne pädagogische Forderungen endlich an entscheidender Stelle durchgedrungen. Lange Jahre war von wissenschaftlicher Seite der Krebsschaden oder vielmehr das Symptom der abnormen Zustände des Studiums in dem »Einpaukertum« auf die Anklagebank gesetzt worden. Endlich geschah es, daß ein von rechtschaffenem Ernst für die Wissenschaft

staatswissenschaftliche Vorbildung zum höheren Verwaltungsdienst« (Archiv für Eisenbahnwesen 1900), »Staatsbeamtentum und Staatswissenschaft« (Deutsche Rundschau 1902), »Zur Politik des deutschen Finanz-, Verkehrs- und Verwaltungswesens« (Reden und Aufsätze 1905).

erfüllter neuer Minifter des Innern, der gegenwärtige Reichskanzler, in einer Landtagsrede den »Kampf gegen das Einpaukertum« verkündigte. Die Waffe war freilich nicht sonderlich gefahr- drohend für den Feind. Es war ein seit vielen Jahren im Minifterium des Innern ruhender Plan, die Regierungs- referendare durch kleine abgekürzte Kurse von Regierungsräten, hie und da auch Universitätslehrern, für das zu ent- schädigen, was sie in mehreren akademi- schen Semeftern gemäß den ernfteren Forderungen der Wissenschaft zu lernen verschmäht hatten. Der Vorzug der Kurse liegt in der offiziellen Kontrolle des Unterrichts; aber das Objekt kann nicht entfernt einen Ersatz bilden.

Ermutigender für den Freund der Reform ift etwas andres, das geschehen ift. In dem Aufsatze, den ich in der Zeitschrift des Minifteriums der öffent- lichen Arbeiten (1885) veröffentlicht habe, ift ein Plan entworfen, der in ge- wissem Sinne eine Vereinigung ernfte- ren ftaatswissenschaftlichen Universitäts- ftudiums mit den heutigen Ideen der ftaatswissenschaftlichen Fortbildung be- deutet. Die damaligen Zuftände des Studiums gaben mir nicht den Mut, mehr zu wünschen, als daß eine Elite der Regierungs-Assessoren zu einem längeren Studium an die Universitäten zurückkehren sollte, um hier in den ftaatswissenschaftlichen Seminarien ihre Bildung zu erhöhen. Eine allgemeine Maßregel derart und gar in Verbindung mit dem üblichen Universitätsftudium schien mir noch zu weit ab von der Wirklichkeit zu liegen. Jetzt — durch eine minifterielle Verfügung — ift etwas der Art wirklich geschehen. Ich bin im letzten Sommersemefter freudig über- rascht worden durch den Vortrag eines Mitgliedes meines ftaatswissenschaftlichen Seminars, das — veranlaßt durch jene Verfügung, obenein über ein selbft ge- wähltes Thema — nicht nur ein sehr tüchtiges Elaborat seines Fleißes vorlegte, sondern dieses möglich gemacht hatte als normaler ftud. jur. im vierten Semefter.

Der Fortschritt ift, wie man sieht, etwas langsam gewesen. Auch sind die Erfolge, die auf diesem Wege sich zeigen werden, wahrscheinlich keine durch- greifenden, auch nicht dem durch- schnittlichen Niveau der Studierenden entsprechende. Es müßte endlich einmal zu einer Reform an Haupt und Gliedern kommen. Und dazu gehört ein Staats- mann, der einen tiefen Sinn für Wissen- schaft mit ungewöhnlicher Kraft ver- einigt. Inzwischen sollen die Gegner unsrer Wissenschaft beruhigt sein. Es hat keine Not, um deren Einfluß be- sorgt zu sein.

Handzeichnung und Skizze.

Von

Richard Hàmann.

Alle Geifteswissenschaften müssen immer mehr in ihren Begriffen los- kommen von der technischen Unter- scheidung der Objekte der Welt und dafür Begriffe bilden, die den Sachinhalt bezeichnen, der für die reine Betrachtung wertvoll ift. Eine technische, wie prak- tische und der Rekognoszierung dienende Betrachtungsweise ift es, wenn wir die Menschen nach den Geschlechterzeichen



in Mann und Frau einteilen. Geiſteswiſſenſchaftlich aber orientieren wir uns in der Welt, wenn wir Begriffe von Männlichkeit und Weiblichkeit bilden, mit denen wir einen Sachinhalt bezeichnen, der auch unabhängig von den Geſchlechtercharakteriſtiken auftauchen kann. Die Art der Eintragung ins Standesamtsregiſter iſt dann nur noch wichtig als ein Merkmal, das unſere Erwartung in beſtimmte Richtung lenkt, um die bedeutenden weſentlichen Züge an einem phyſiſchen Objekt verwirklicht zu finden.

Es entſtehen ſo geiſteswiſſenſchaftliche Kategorien vom Weſen einer Sache, die nicht Begriffe phyſiſcher Objekte darſtellen, ſondern Ideale zuſammengehöriger Eigenſchaftskomplexe, an denen wir die wirklichen Dinge meſſen. Wir unterſuchen ſie daraufhin, wie weit ſie dieſe Kategorie, dieſe Idee realiſieren, wie weit alſo etwa ein König König iſt, ein Richter von Amtswegen auch ein Richter in ſachlicher Hinſicht, ein beſtrafter Menſch ein Verbrecher, auf das Weſen des Verbrechers hin geſehen. Dieſe Betrachtungsweiſe ſpielt die größte Rolle in der Äſthetik. Denn wenn wir hier nach dem Weſen äſthetiſcher Erlebniſſe fragen und einen Begriff zur Charakteriſierung feſtſetzen wollen, ſo nützt es uns nichts, zu wiſſen, was ein Kunſtwerk iſt, was eine Skulptur, was eine Radierung. Denn die techniſchen Eigenſchaften, die z. B. ein Kunſtwerk, d. h. eine gemalte Landſchaft, von einer natürlichen unterſcheiden, können ganz andere ſein als die, die das äſthetiſche Erlebnis der Landſchaft im Bilde und in der Natur charakteriſieren. Das äſthetiſche Landſchaftserlebnis hat mit dem Merkmal von Kunſt und Natur zunächſt nichts zu tun. Und ſo geht es uns auch mit der Handzeichnung. Die techniſche Erkenntnis der Entſtehung einer Handzeichnung mit Feder oder Stift oder Kreide auf Papier bedingt noch keine eigentümliche Wirkung äſthetiſcher Art, die die Handzeichnung von der Radierung, vom Gemälde, ja ſelbſt von der Skulptur unterſchiede. Wenn man dennoch gerade in Handzeichnungen eine beſtimmte Wirkung zu verſpüren meint, die ſich von der eines Gemäldes oder einer Skulptur unterſcheidet, und einen Genuß empfindet, der von vielen Sammlern höher gewertet wird als der von Gemälden, ſo meint man damit eine beſtimmte Erlebnisart äſthetiſcher Eindrücke, die mit dem Ausdruck Skizze am beſten zu bezeichnen iſt. Dann iſt aber auch ſofort klar, daß die Skizze nicht Handzeichnung zu ſein braucht, daß man mit Ton ſkizzieren, mit Farbe ſkizzenhaft ein Gemälde anlegen kann, daß Radierungen, Holzſchnitte ſich als Skizze gerieren können, und daß andererſeits Handzeichnungen ſehr ſauber durchgeführt und als fertige Bilder ausgearbeitet ſein können. Höchſtens bleibt noch zu fragen, warum die Skizzen am häufigſten als Handzeichnungen auftreten und ſo die Handzeichnung, techniſch betrachtet, eine engere Beziehung zur Skizze, äſthetiſch geiſteswiſſenſchaftlich betrachtet, hat, oder, anders ausgedrückt, warum die Skizze in der Handzeichnung am meiſten Stil hat.

Das Weſen der Skizze aber als Eindruck, den wir beim Betrachten eines Kunſtwerkes empfangen, beſteht in allen Fällen darin, daß wir im Bilde nicht eine Sache auf uns wirken fühlen, ſondern die Art, wie dieſe ſubjektiv aufgefaßt iſt.

Die Skizze hat immer etwas Unfertiges, das Dargeſtellte kommt nicht rein aus ſich heraus in ſeiner Vollendung zur Wirkung, ſondern iſt im Stadium irgend eines Produktionsprozeſſes ſtecken

geblieben. Die Skizze hat immer etwas Subjektives. Der lebhafte Eindruck, den wir von einer Skizze empfangen, ist der einer bestimmten Geistigkeit, die zu einem Gegenstand Stellung nimmt.

Diese subjektive Stellungnahme aber kann eine mannigfaltige sein und dadurch verschiedene Arten der Skizze bedingen. Werden sie miteinander verwechselt, so kann der einen Art das größte Unrecht dadurch geschehen, daß der Betrachter auf eine andere Art eingestellt war. Je nachdem die Beteiligung des Betrachters sich mehr auf die rein sinnliche Perzeption eines Objektes bezog oder auf einen Produktionsprozeß oder auf eine motorisch-nervöse Anlage, können wir drei Arten von Skizzen unterscheiden: die impressionistische Skizze, die künstlerisch-produktive Skizze oder Studie und Entwurf und die graphische Skizze.

Die impressionistische Skizze. Gerade in der modernen Kunst ist es Mode geworden, Gegenstände der Natur nur ganz flüchtig anzudeuten und in der Art des Farbenauftrages, des Pinselstriches kundzugeben, daß der Künstler sich mit der Erscheinung nicht hat aufhalten wollen, und es ihm nicht darauf ankam, uns das Objekt so zu präsentieren, daß es durch Form und Farbe oder geistige Bedeutung einen tiefen Eindruck macht. Dennoch gibt es Gemälde dieser Art, mehr aber noch Handzeichnungen, in denen mit ein paar Strichen uns der Anblick einer Landschaft, eines Vorganges suggeriert wird, ohne daß wir genau anzugeben vermöchten, was sich dort abspielt, und was uns an dem Vorgang besonders zu locken vermöchte. Wenn trotzdem solchen skizzenhaften Bildern ein ganz eigener Reiz anhaftet, so kann er nicht in der Sache selbst liegen, sondern in der Art, wie uns diese präsentiert wird und wir sie aufzufassen genötigt werden. Jeder kann aus seiner eigenen Erfahrung heraus nachkontrollieren, daß es einen besonderen Reiz hat, Objekte, die sich nur flüchtig präsentieren, mit einem kurzen Blick zu übersehen und uns ins Gedächtnis zu rufen, wer sie sind. Sie mögen uns an sich ganz gleichgültig sein, als flüchtige kaum erkennbare Erscheinungsfragmente reizen sie uns, sie erst einmal aufzufassen und zu erkennen, um sie nachher erst recht beiseite zu werfen. Es ist also der eigentümliche Zustand des Auffassens selber, der in der impressionistischen Skizze wirksam wird, einer momentanen Spannung und schnellen Lösung, und dazu eine Stimmung von Ungeduld und Flüchtigkeit und zugleich von großer Leichtigkeit und Freiheit, in der wir mit einem Blick das Dargestellte uns aneignen.

Dieser Zustand der Flüchtigkeit und des Schnell-Fertigwerdens mit den Erscheinungen kann uns aus Skizzen anmuten wie die Stimmung eines ungeduldigen Menschen, als Temperamentssache, zugleich aber auch als geistige Beweglichkeit eines feinen Kopfes, wie etwa die Skizzen Liebermanns. Ein Körnchen von Zynismus und geistreicher Auffassung wird uns besonders bei solchen Skizzen auffallen, bei denen das Dargestellte eine höhere Bedeutung doch wenigstens erraten läßt, und die Flüchtigkeit des Blickes verrät, wie wenig den Künstler die Sache anging. Es können aber auch besondere Situationen sein, die die Flüchtigkeit bedingen, und es kann der Reiz der Skizze darin bestehen, daß wir das Tempo nachzuerleben vermögen, mit dem ein Künstler die Welt durchwandert hat. Viele Reiseskizzen werden gerade dadurch wirken, daß sie den Künstler unterwegs zeigen, bald hier- bald dorthin gezogen und in größter Eile, möglichst viel von den





Eindrücken der Welt festzuhalten. Schließlich kann das Objekt selbst schuld daran sein, daß wir nur einen Blick dafür übrig hatten. Es bewegte sich und ließ dem Auge nicht Zeit, es zu verfolgen und genauer anzusehen. Dann ist es doppelt erfreulich, wenn es einem gelang, aus verwischten Konturen und flüchtigen Flecken doch an ein bekanntes Objekt erinnert zu werden. Das bewegte Objekt in einem bestimmten Stadium seiner Bahn vermag uns die Momentphotographie genau wiederzugeben. Aber nicht, wie wir es sehen. Diesen Zustand, schnell hinblicken und schnell auffassen zu müssen, verschafft uns nur die Skizze.

Man hat gerade den Reiz der Skizze dadurch zu erklären gesucht, daß man behauptete, sie wüßte mit wenigen Mitteln viel zu sagen. Es sei überhaupt das Wesen der Kunst gegenüber dem Naturvorbild, auszulassen, in den Mitteln hauszuhalten und doch ebenso reich, ja reicher zu sein als die Natur. So auf die ganze Kunst angewendet, spricht sich ein Utilitarismus darin aus, der den Wert des Kunstwerkes doch allzusehr in einen Profit rechnerischer Art setzt, in die Differenz zwischen den Spesen und dem Kaufobjekt, und leicht dazu führen könnte, bedeutende inhaltstiefe Gemälde hinter flüchtigen Skizzen zurückzusetzen, weil die Gemälde so viel ausgeführter seien. Für die Skizze selbst hat die Erklärung den Wert, den Blick vom Inhalt auf die Erlebnisart gelenkt zu haben, ein subjektives Verhältnis, das des dargestellten Objekts zur Tätigkeit des auffassenden Subjekts. Trotzdem ist es nicht die Freude, billig eingekauft zu haben, die die Befriedigung an der Skizze bedingt, sondern ganz abgesehen von dem Reichtum der aufgefaßten Erscheinung ist es nur die eigentümlich spannende und reizende Art des Auffassens selber, die freie und leichte und im Moment doch intensive spielende Tätigkeit des Auffassens, die durch die — geringeren oder größeren Mittel der Skizze uns vermittelt wird.

Solche Skizzen können uns sowohl plastisch in Marmor oder Ton als auch farbig im Gemälde vorgeführt werden; sie sind nicht auf die Handzeichnung beschränkt. Dennoch wird in Plastik und Malerei die Skizze schwerer zur Erscheinung kommen können, als in der Handzeichnung mit Strichen auf dem Papier. Das Gemälde, das im Rahmen hängt, die Plastik, die auf einem Sockel im Zimmer oder auf einem Platze steht, erscheinen uns als etwas Dauerndes, Bleibendes, bei dem es uns leicht stört, wenn der Inhalt dieses dauernden Schmuckes unserer Umgebung ein flüchtiger, schnell vorübergehender Anblick sein würde. Das Skizzenbuch dagegen, das man durchsieht, die losen Blätter, die man beiseite legt, haben so schon rein äußerlich etwas an sich, das uns die Stimmung des flüchtigen Erfassens von Impressionen zu suggerieren vermag. Man wird deshalb auch die Beobachtung machen, daß Gemälde skizzenhafter Art uns leicht als etwas Unfertiges erscheinen, während uns Handzeichnungen als Impressionsskizze voll genügen und wir garnicht daran denken, es könnte daran noch etwas gemacht werden. Im Gegenteil, jeder Strich mehr würde die Frische und Plötzlichkeit der Auffassung sofort vernichten.

Ferner gehört zu dem Eindruck leichter und flüchtiger Auffassung der Außenwelt, daß auch die Skizze schnell und leicht hingeworfen ist, daß die Impression nicht nur schnell erfaßt, sondern auch schnell gefaßt ist. Wo man die skizzenhafte Behandlung als gesucht und erarbeitet empfindet, da



glaubt man nicht an die Leichtigkeit der Auffassung, man sieht vor allem nicht ein, warum sich nicht der Künstler schon bei dem Durchsehen des Objekts mehr Zeit gelassen, oder warum er nicht bei der Darstellung aus seinem Gedächtnis das Bild vervollständigt hat. Je schwerer deshalb das Material zu handhaben ist, je umständlicher der Weg, um so schwerer wird auch der Eindruck des momentanen Festhaltens einer Impression in der Skizze zum Ausdruck kommen. Und so ist wiederum klar, warum beim Arbeiten mit Palette und Pinsel oder beim Kneten des Tones oder gar beim Bemeißeln des Steines niemals der Eindruck so leicht und frei erscheinen kann, wie beim Zeichnen mit dem Stift auf dem Papier, wo die Hand kaum ein einziges Mal abzusetzen braucht und mit einem Zuge das Bild festzuhalten vermag.

Gegenüber dem farbigen Gemälde hat die Hand- und Strichzeichnung den Vorteil voraus, daß sie nicht den Anblick wiedergibt, den die Natur unmittelbar bei der Auffassung geboten haben könnte, sondern immer schon ein gewisses künstliches, subjektives Element enthält, das die Subjektivität der Auffassungsart unterstützt. Die Tatsache, daß es weniger auf die Sache ankommt, als auf unsere Reaktion prägt sich in der Handzeichnung sehr viel unmittelbarer ein als in der gemäldemäßig angelegten Skizze.

Jedoch ist dieser Subjektivismus der Impressionsskizze am wenigsten persönlich und individuell. Die Art der Auffassung und das bestimmte seelische Erleben, dem es auf die Qualitäten des Objektes nicht ankommt, sind doch ein der Menschheit ganz allgemein eigentümliches Verhältnis der Objekte zur sinnlichen Auffassung. Deshalb müssen Künstler, die uns Impressionsskizzen verschaffen wollen, durchaus richtig zeichnen. Die Willkür ist bis zu gewissem Grade ausgeschlossen, höchstens in dem höheren oder geringerem Grade, schnell etwas aufzufassen, werden sich mehr quantitative als individuell qualitative Unterschiede geltend machen. Darin irren gerade moderne Künstler, daß sie glauben, willkürlich skizzenhaft eine Erscheinung andeuten zu können, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß bei flüchtigem Sehen und schneller Auffassung doch ganz bestimmte und für alle Menschen mehr oder minder gleiche Kennzeichen einer Erscheinung zum Erkennen notwendig sind. Zum impressionistischen Skizzieren gehört deshalb durchaus ein großes und reifes Können, eine große Treffsicherheit des Auges und der Hand.

Von dieser impressionistischen Skizze sehr verschieden ist die Skizze, die dem Produktionsprozeß eines Kunstwerkes angehört und uns Betrachter in ein Stadium des schaffenden Künstlers hineinversetzt. Ist bei der impressionistischen Skizze alles flüchtig, spielerisch, geistreich, so hier alles ernst, bohrend und gewaltsam. Handelt es sich dort um einen Subjektivismus des Erkenntnisvermögens, der Auffassung, so hier um die Subjektivität des Willens. Die Studie und der Entwurf sind die beiden, prinzipiell wenig unterschiedenen Arten dieser Produktionsskizze.

Das Wesen der künstlerischen Studie im Gegensatz zur Impressionsskizze besteht darin, daß hier der Künstler von der Naturerscheinung nicht überrascht ist, auch nicht flüchtig nur so obenhin darüber sieht, sondern im Gegenteil aufs höchste gespannt ist und mit bestimmten Erwartungen gefüllt. In Eile ist er vielleicht nur deshalb, weil er Furcht hat, die Naturerscheinung



möchte ihm entrinnen und verschweigen, wonach er sie fragen wollte. Erst wenn der Künstler in einem bestimmten Sinne zu arbeiten begonnen hat, gewisse Richtungen und Neigungen sich ihm ausgeprägt haben, wird er so mit bestimmten Forderungen und Erwartungen an die Dinge herangehen, für nichts Sinn haben, als für das, was ihn interessiert, und sich nur dieses eine Notwendige mit kräftigen Strichen notieren. Auch hier, sieht man, ist es nicht die Sache, die den nachfühlenden Betrachter bei einer Skizze dieser Art packt, sondern der bestimmte höchst gespannte Zustand einer durch das ganze vorhergegangene Schaffen bedingten Erwartung und die Intensität, mit der durch gewisse Seiten der Erscheinung die Erwartung befriedigt wird.

Diese Kraft und diesen Reichtum der Beteiligung, diese Gier des Blickens, die aus solchen Studien spricht, vermögen Handzeichnungen nicht zu erfüllen, die akademisch genannt werden dürfen und einen Arm, einen Kopf höchst sorgfältig nach der Natur durchzeichnen. Sie sind im Grunde nur Teile eines Gemäldes, Übungen im Fertigmachen, aber keine Studien, keine Skizzen, die eine selbständige ästhetische Wirkung auszuüben vermögen. Das, was das große Publikum verschmäht, die Skizze, das Unfertige, ist für den Kenner gerade das Packende, Faszinierende. Denn allein durch eine skizzenhafte Behandlung, die alles an einer Erscheinung beiseite läßt, was für die gespannte Erwartung nicht in Betracht kommt, können wir überhaupt erkennen, daß hier ein bestimmtes, einseitiges Interesse beim Anblick der Erscheinung maßgebend war, und auch nur an dem rücksichtslosen, auf keine Schönschrift bedachtem Hinsetzen der Zeichen merken, daß es sich um eine Notiz des Künstlers handelte, bei der er an kein Publikum, kein Fertigmachen dachte.

Solche Studien werden so persönlich sein und wirken, wie jedes Schaffen eines temperamentvollen Künstlers persönlich bedingt ist. Ja noch mehr, die Studien werden dies persönliche Element ganz rein herausschälen und dadurch zur höchsten Potenz steigern. Dadurch versetzen uns diese Skizzen unmittelbar in die Sphäre des Künstlers selber. Die Ausführung in bestimmtem Material, die Annäherung an das objektive Naturvorbild beim Vollenden werden vieles von diesem persönlichen Wollen wieder zurückdrängen. Deshalb sind Künstler von so gegensätzlicher Haltung wie etwa Rodin und Michelangelo in ihren Skizzen sehr viel verschiedener, eigenartiger und eigensinniger, als wenn sich ihr Werk in Bronze oder Marmor als Fertiges präsentiert.

So wird man bei Michelangelo finden, daß er, wenn er männliche Akte zeichnet, mit breiten impulsiven Strichen die Stellen markiert, wo die Muskeln gegeneinander absetzen oder die Gelenke unter der Haut hervortreten. Nicht Form, nicht Fleisch, nicht Haut und Haar interessieren ihn, sondern allein die Stellen der Oberfläche des Körpers, an denen das Gerüst des Körpers zutage tritt und der Körper als ein funktionierender, zu höchsten Kraftleistungen fähiger sich kundgibt. Solche Zeichnungen sind durchaus unschön und widernatürlich, auf das dargestellte Objekt hin gesehen. Aber von höchster Eindrücklichkeit, wenn man nachzufühlen versteht, wie der Künstler auf diese körperlichen Merkmale sich stürzte und sie sich unterstrich, um sie sich recht einzuprägen. Solche Zeichnungen offenbaren auch nicht das Können des Künstlers, sondern sein Suchen und Wollen.

Sieht man dann Rodin, auch einen Körperbildner, dann trifft man menschliche Leiber, die mit unentschiedenem Umriß leicht fixiert und mit Farbe ausgefüllt sind zu flächenhafter Silhouette, wie auf japanischen Holzschnitten. Alles iſt weich und verschmolzen, eine Andeutung dessen, wie sich der Körper in Atmosphäre förmlich zum Schatten auflöſt. Also in Allem das Gegenteil von Michelangelo, nicht plaſtisch, sondern malerisch, nicht auf die Funktion hin gesehen, sondern auf die Erscheinung als Masse und Fläche. Aber niemals iſt es wie ein wirkliches Bild ausgeführt, sondern echt skizzenhaft iſt nur auf das den Künſtler interessierende Problem hingewiesen, wie ein Körper in hinfälliger Pose als reines Flächenbild in Atmosphäre und verschwimmender Ferne gesehen wird. Sobald aber Michelangelo seine Akte in Fresko malt, nähern sie sich dem malerischen Charakter bildlicher Darſtellungen überhaupt, und sobald Rodin seine Körper in Bronze oder Marmor bildet, gewinnen sie etwas von der Feſtigkeit der Plaſtik zurück, die ihnen der Künſtler in der Skizze ganz raubte. Nur in der Skizze tritt die Gegensätzlichkeit des Kunſtwollens der beiden Plastiker so schroff hervor, so unsagbar persönlich.

Solche Studienskizzen werden sich vollkommen und überzeugend nur bei reifen oder vorgeschritteneren Künſtlern finden. Denn um so nur Blick zu haben für eine Seite der Dinge, muß man eben bereits eine beſtimmte Richtung innehalten und die Mittel in der Hand haben. Der jugendliche Künſtler wird noch zu sehr von dem Anblick überwältigt, das Objekt überredet ihn noch zu sehr, und er iſt noch zu sehr in der Technik des Wiedergebens, des Abmalens befangen, als daß er so frei nach eigenſten Bedürfnissen mit der Natur schalten könnte. Jugendliche Skizzen werden deshalb leicht zu viel Ausführung an dieser oder jener Stelle enthalten, sodaß wir die Studie als ein halbfertiges Bild ansehen, aber nicht als Notiz, die mit Fertig oder Unfertig garnichts zu tun hat und etwas selbſtändig Eindrucksvolles iſt. Oder aber jugendliche Künſtler ahmen die skizzenhafte Technik Erfahrener nach, fahren möglichſt wirr und schludrig übers Papier und versuchen durch solche genialische Art etwas von Persönlichkeit und Freiheit zu offenbaren. Aber imponiert bei gereiften Künſtlern in der Skizze gerade die ungeheure Klarheit ihrer Absichten, die krasse Einseitigkeit, die sich hier bloßſtellt, so bleiben diese Skizzen verworren. Vergebens suchen wir das beſtimmte Interesse, das diese impulsiven Striche diktiert hat, und so bleibt als Eindruck nur der der Mühseligkeit und Qual, mit der wir das Verworrene zu entwirren suchen, es fehlt das Beſte der Studie, die energische Erwartung und Lösung der Spannung.

Der Betrachter aber kann zur Studie nur gelangen durch Versenkung ins Œuvre des Künſtlers. Er muß schon mit den Absichten und mit der Gesinnung des Künſtlers vertraut sein, soll ihm der Genuß an der scheinbar nur hingeschmierten Skizze kommen. Deshalb gelangt man auch als äſthetisch Genießender nur allmählich zum Verſtändnis und Genuß von Skizzen. Auch dazu gehört eine gewisse kunſtäſthetische Reife.

Der Entwurf unterscheidet sich nur wenig von der Studie in echt skizzenhaftem Sinne. Während bei der Studie schon ein beſtimmtes individuelles Objekt vorlag und die Auswahl nun nach allgemeineren Absichten des Künſtlers erfolgt, iſt beim Entwurf gerade die Absicht eine ganz beſtimmte, ein Novum,



und die Ausführung würde dies Neue den allgemeineren Bedingungen des Gemäldes oder der Skulptur unterwerfen. Sonst aber ist auch der Entwurf weniger durch den Inhalt dieser Neuigkeit wirksam als durch die Spannung, in die er uns durch den Hinweis auf die Schöpfung eines Werkes versetzt. Es ist die Intensität der Konzeption eines Kunstwerkes, die aus dem skizzierten Entwurf zu uns spricht. Gewiß würde in dem vollendeten Juliusgrab Michelangelos eine Großartigkeit und Macht des architektonisch-plastischen Gebildes auf uns wirken, wie der Entwurf niemals zu bieten vermöchte. Dennoch vermag uns ein solcher Entwurf mit flüchtiger Skizzierung der großen Idee in eine Aufregung und Spannung zu versetzen, in eine produktive Stimmung, wie das Werk niemals. Man denke nur daran, wie man selber bei großen Entschlüssen das Ziel nur ganz unbestimmt in flüchtigen Umrissen vor Augen sieht, und wie nur die Hauptsache im großen und ganzen feststeht, wie aber in solchen Momenten der Konzeption der Mensch in eine Art von Taumel gerät, und ein inneres Drängen, ein Feuer uns erfüllt, das mit dem Erreichen des Zieles oft genug immer mehr zu erkalten pflegt. Diesen Zustand der Entschlußfassung hält die Skizze gewissermaßen im Bilde fest, und so unbestimmt uns und nur im großen und ganzen das Ziel vor Augen steht, so unbestimmt und im großen und ganzen, d. h. so skizzenhaft muß der Entwurf sein, soll er dieses begleitende Glücksgefühl der Konzeption auslösen.

Nicht immer wird es für den Betrachter leicht sein, zwischen Studie und Entwurf zu unterscheiden, d. h. der Skizze anzusehen, ob sie eine Wahl aus etwas Gegebenem oder einen Willensentschluß für etwas Werdendes darstellt. Im allgemeinen werden uns Skizzen mehr in die Stimmung der Studie, der Entladung künstlerisch gespannter Erwartungen versetzen, die bei Gegenständen, die im ganzen bekannt sind, gewisse Einzelheiten systematisch hervorheben, dagegen mehr in die Stimmung der Ladung seelischer Energien in energischem Beschließen, wenn die Skizze im ganzen etwas Neues enthält, bei dem alles Einzelne und sich technisch von selbst Verstehende vernachlässigt ist, also hauptsächlich nur Gruppierungen, Kompositionen und Gesamtmotive.

Die Schönheit eines Willensentschlusses besteht in seiner Entschiedenheit. Darum sind wieder die Skizzen am eindrücklichsten, die zwar in der Flüchtigkeit und Grobheit der Skizze erkennen lassen, daß es sich hier um den Moment der Konzeption handelt, aber doch deutlich und einfach das große Ziel, die Gesamtdisposition, enthalten. Auch da sind es nur die gereiften Künstler, die wirklich zu entwerfen und zu skizzieren verstehen. Denn es handelt sich ja hier keineswegs um jene sogenannten Entwürfe, die als Vorlagen für reproduzierende Künstler dienen. Diese enthalten ja künstlerisch bereits alles, was im fertigen Werke wirksam ist. Es fehlt nur die Übertragung in bestimmtes Material. Bei der Konzeptionsskizze dagegen sind nur die großen Züge einer Idee lebendig, die im Laufe der Entwicklung noch die vielfältigsten Veränderungen erfahren kann. Wie in der Studie werden im Entwurf jüngere Künstler leicht zu viel geben und dadurch eine Ungleichmäßigkeit hineinbringen, die die große entschiedene Richtung vermissen läßt. Gerade jüngere Künstler werden aber auch leicht in Entwürfen erst probieren, wiederholt ansetzen und so den Zustand unschlüssigen Wählens eines Menschen, der nicht weiß, was er will, herauf-

beschwören. Während der gereifte Künstler in der Skizze seinen Entschluß kundgibt und festlegt, werden die Unerfahrenen erst im Skizzieren zum Entschluß zu kommen suchen, indem sie dabei zumteil dem Zufall Einfälle verdanken, zumteil durch Korrektur des Zufalls allmählich sich erst die Idee erarbeiten.

Der Betrachter aber kommt zum Genuß der Entwürfe erst zu allerletzt. Denn da ja die Skizze in diesem Fall ihrem Inhalt nach wenig, sondern vor allem durch die Spannung auf ein bestimmtes Ziel hin, als richtunggebend und vorwärtsweisend wirkt, so müssen wir uns schon sehr in die allgemeinen Bedingungen künstlerischer Produktion und die speziellen einer bestimmten Künstlerpersönlichkeit eingelebt haben, um bei einer Skizze zu empfinden, das ist noch nichts, aber hier bereitet sich etwas Großes und Neues vor. Deshalb werden Entwürfe, wenn wir das ganze Gebiet der Kunst durchmessen haben und vielleicht schon ihrer überdrüssig sind, erst verstanden und mit erneuter Frische und mit jener Intensität angesehen, die alle Produktion vor der Rezeption auszeichnet.

Wegen dieser Beziehung des Entwurfes zu etwas Künftigem ist es bei ihm doppelt unsinnig, Skizzen, die als Impressionsskizzen gemeint sind, in der Art von Entwürfen auszuführen oder dem Publikum Entwürfe in einer Art vorzuführen, als handele es sich um Impressionen. Gerade infolge mangelnder Einsicht in das Wesen der Skizze kommen jene modernen Irrtümer zustande, daß Künstler meist in Nachahmung älterer Meister dort, wo sie impressionistische Eindrücke wiedergeben möchten, in Wirklichkeit sich mit bloßer Anlage eines Bildes begnügen, oder daß in sezessionistischen Ausstellungen Entwürfe dem breiten Publikum, das Bilder sehen möchte, womöglich gar in bildmäßiger Aufmachung, gerahmt und an die Wand gehängt, vorgeführt werden, obwohl diese Entwürfe ihre ganze Kraft erst unter Voraussetzungen entfalten, die in solchen Ausstellungen fehlen.

Weder Studie noch Entwurf sind auf die Handzeichnung angewiesen. Farbenstudien und plastische Entwürfe in Ton können dieselbe Wirkung ausüben wie die handgezeichnete Skizze. Nur wird auch hier bei Studien und Entwürfen zu Gemälden wie zu Plastiken die handgezeichnete Skizze das voraus haben, daß man den Künstler hier noch mit sich, ganz persönlich in seinen Absichten beschlossen sieht, noch nicht am Anfang der Ausführung, wie das Material des fertigen Werkes uns leichter glauben machen könnte. Und die skizzenhafte Wirkung, die vor allem der Plötzlichkeit der Konzeption entspricht, hat auch hier die Handzeichnung vor anderen Materialien voraus.

Wie die Studie hat auch der Entwurf etwas sehr Persönliches. Denn damit der Entwurf wirklich als Entwurf, als Produktion und nicht als Erinnerung an etwas erscheint, muß er eigentümlich und selbständig sein. Doch wird die Studie mehr die Eigenart der Künstlerpersönlichkeit, die Besonderheit seines Schaffensgebietes herausbringen, der Entwurf mehr das Eigene, die Selbständigkeit. Beide aber, Studie und Entwurf geben die Subjektivität als etwas spezifisch Persönliches, nicht Allgemeinmenschliches oder individuell Zufälliges. Das heißt: der Künstler, der auswählt und konzipiert, gibt zwar etwas Eigenartiges und Selbständiges, aber doch mit Rücksicht auf Ideale, die er als allgemeingültig anerkannt haben möchte. Er folgt nicht individuellen Launen, sondern Prinzipien, die er sich erarbeitet hat, und denen er seine zu-



fälligen Stimmungen unterwirft. Denn gerade die Beherrschung, das Willenselement macht die Skizzen in Studien und Entwürfen so energie- und charaktervoll.

Das individuell Zufällige in der subjektiven Wirkung der Skizze bringt erſt die dritte und letzte Art, die **graphische Skizze**. Und hier verrät es sich, daß die Handzeichnung, d. h. die mit Strichen auf Papier mit einer Feder oder einem Stift sich ergehende Zeichnung, das allerpersönlichſte Leben der Skizze auszudrücken in erſter Linie befähigt iſt. Denn jede Linie hat an sich schon einen gewissen Ausdruckswert, einen Charakter, da wir die Linie nicht nur als geometrische Figur sehen, sondern zugleich eine beſtimmte Art von Bewegung in ihr nachfühlen, mit der sie gezogen iſt. Schwung oder Gelassenheit, Kraft oder Schwäche, Feſtigkeit oder Zittrigkeit, Beſtimmtheit oder Fahrigkeit sehen wir der Linie an, um so mehr freilich, je weniger die Linie in sich selbſt beſtimmt iſt als reine geometrische Figur. Je weniger ferner der Charakter einer Linie durch den Sachinhalt bedingt iſt, den sie darſtellt, deſto mehr beziehen wir diese Ausdruckswerte unmittelbar auf die Hand des Künſtlers. Seine besondere nervöse Veranlagung verrät sich in diesen Linien mehr als in jedem Farbenklex und jedem Meißelschlag. Die Handzeichnung bietet uns die unmittelbare Handschrift des Künſtlers zu graphologischer Ausdeutung und äſthetischem Nachfühlen dar. In ihr erleben wir das Temperament des Künſtlers nach.

Jeder aber, der Graphologie treibt, weiß, daß nur die Handschriften graphologisch wertvoll sind, in denen die Rücksicht auf Schönschrift und die Wirkung auf andere ganz außeracht gelassen sind. In der bildenden Kunſt iſt es deshalb nur die Skizze, die so individuell ausdrucksvoll sein kann, wie eine ungezwungene Handschrift. Denn in der Skizze, vor allem im Entwurf und in der Notiz sind die Striche, mit denen der Künſtler etwas markiert, nur für ihn da, es kommt weder auf absolute Richtigkeit im Einzelnen noch auf Schönheit an, noch braucht das Auge nachträglich die Unzulänglichkeiten der Hand zu korrigieren und die Hand zu nötigen, noch einmal anzusetzen. Nur in der Skizze kann die Technik des Künſtlers so offen zutage treten. Im fertigen Bilde würde sie nur in Gegensatz zum Objekt treten und den Eindruck stören. Das Bild würde durch zu individuelle Handschrift selbſt skizzenhaft erscheinen. Wo wir aber, wie bei Handzeichnungen, vom Bildeindruck absehen und auf das persönliche Leben des Künſtlers dringen, da lieben wir gerade das Unregelmäßige und Geschmierte, den Mangel jeder Rücksicht auf das Äußere. Um so mehr sind wir dann mit dem Künſtler allein.

So werden wir uns einem kühlen, klaren Verſtand gegenüber glauben, wenn Holbein gleich beim erſten Skizzieren das Bewegliche einer Physiognomie mit feſten Linien umschreibt, und der Strich seinen Weg zu gehen scheint unbeirrt von momentanen Erregungen und Leidenschaften. Bei Dürer erwärmt uns der Schwung der Linie, die flüssig und leicht hingezogen iſt wie in Heiterkeit, und doch nicht ohne Pedanterie, die zur Gewohnheit geworden, wenn gleich beim erſten Wurf die Linien sauber auseinandergelegt sind und der ausfahrende Schnörkel etwas Kalligraphisches behält. Die geheimnisvolle, rätselhafte Psyche der Frauengeſtalten Leonardos finden wir wieder in dem schwebenden Strich

seiner Handzeichnungen, in denen der Künstler in geraden parallelen Strichen über das Papier hingeht, und durch leiseren oder stärkeren Druck der Hand alle Nuancen der Modellierung hervorbringt. Eine Feinfühligkeit der Hand spricht aus diesen Strichen, wie man sie am ehesten bei Chirurgen wiederfindet, die bei hünenhafter Gestalt und Kraft des Körpers eine fast frauenhafte Delikatesse der tastenden Organe entwickeln. Wölfflin sagt von Leonardo, »er streichelt die Fläche«. So würde es einen besonderen Reiz haben, gewisse Eigentümlichkeiten der graphischen Skizze in Beziehung zu bringen zu Zeiten, in denen der Künstler in besonderer Weise psychisch erregt war, oder im Wandel des Charakters der Linie auch die Wandlungen einer Persönlichkeit zu verfolgen, wie es bei Rembrandt möglich ist, der in seiner Jugend mit der Feder auf dem Papier wütet, mit hastigen Schnörkeln und Ausschweifungen der Linie, kraus und unordentlich wie ein rechtes jugendliches Kraftgenie, dann aber bald sehr still wird, den Strich in einer Richtung meist von oben nach unten zieht, absetzt, anhält, zuckt und tastet und so in allem ein Ansichhalten wie von einem durch die Verhältnisse verwundeten Gemüt verrät, um dann im hohen Alter wieder alle Rücksichten beiseite zu setzen und mit breiten Strichen souverän seinen Willen zu diktieren. So ausdrucksvoll können diese handgezeichneten Linien werden, daß wir nach dem, was daraus werden soll, überhaupt kaum noch fragen und nur noch die subjektiven Erregungszustände des Künstlers nacherleben. Natürlich wird auch hier die Intensität des Eindrucks davon abhängen, wie viel uns der Künstler in solchen graphischen Skizzen zu sagen hat, wie tief oder oberflächlich er sich in ihnen gibt.

So führt uns die graphische Skizze schließlich zu den individuellsten Bedingungen des künstlerischen Schaffens und damit auch am meisten zur Handzeichnung. Denn wenn wir betonten, daß die Skizze mit der Handzeichnung nicht identisch ist, weil in der Skizze ein bestimmter ästhetischer Wirkungszusammenhang sich verwirklicht, eben der des Nacherlebens künstlerischer Eigenart, so ist doch dieses Nacherleben der Handzeichnung gegenüber am leichtesten und reinsten möglich, und zwar um so mehr, je mehr diese Eigenart in ihrer unvergleichbaren Originalität und Besonderheit hervortritt. Von den drei Möglichkeiten der Skizze, der impressionistischen, der produktiven und der graphischen, enthält die impressionistische das Künstlerische und Eigene in der Form des Subjektivismus, des Hervortretens der menschlichen Auffassung gegenüber dem Objektiven der Welt. Aber diese Auffassung ist eine allgemein menschliche, subjektivistisch im kantischen Sinne. Die produktive Skizze bietet das Eigene in der Form der Persönlichkeit, einer besonderen Aufgabe und Leistung des Willens, deren Wert aber nach allgemeinen Forderungen bewertet werden kann. Die graphische Skizze dagegen vermag alle Zufälligkeiten der Individualität zu enthüllen, und so verhalten sich alle drei zu einander etwa wie Intellekt, Wille und Gemüt, sowohl in ihrem Inhalt wie in dem Grade der Besonderheit und Unbedingtheit des künstlerischen Ichs gegenüber dem dargestellten Objekt und den Betrachtern ihrer Werke.



Über die Radioaktivität.

Von

Erich Regener.

Der gewaltige Aufschwung, welchen die Entwicklung der Physik im verflossenen Jahrhundert genommen hat, hat durch seine großartigen Erfolge auf technischem Gebiete das Augenmerk aller auf die Bedeutung hingelenkt, welche der Physik als Grundlage jeglicher praktischen Wissenschaft zukommt. Die Dampfmaschine, die Photographie, die Anwendungen der Elektrizität kennzeichnen auch zeitlich die Hauptphasen dieser Entwicklung.

Betrachtet man die einzelnen physikalischen Disziplinen wie Wärme, Optik, Elektrizität und Magnetismus, in denen sich diese Entwicklung abspielt, näher, so muß man bemerken, daß die Grunderscheinungen dieser Gebiete seit langem bekannt sind, ja daß die Kenntnis gewisser einfachster Phänomene der Elektrizität und des Magnetismus bis in das klassische Altertum zurückreicht. Wir müssen also die weittragenden Entdeckungen des neunzehnten Jahrhunderts als Folgen der intensiven Arbeit auf einem bereits beschrittenen Wege erkennen.

Es ist zu erwarten, daß einer Disziplin der Physik, deren Grunderscheinungen durchaus neu sind, ein besonderes Interesse entgegengebracht wird. Die junge Lehre von der Radioaktivität stellt uns in der Tat eine Disziplin dar, deren Phänomene wir vergeblich einem Gebiet der Physik oder der Chemie einzuordnen suchen.

Die Fundamentalerscheinung, welche jeder radioaktive Körper zeigt, sei vorweg genannt: die kleinsten Bestandteile (Atome) desselben zerfallen aus sich selbst heraus, d. h. ohne Einführung äußerer Energie. Gewisse charakteristische Strahlen sind die Begleiterscheinungen dieses Vorganges.

Die Folgeerscheinungen dieses Vorganges haben nicht nur Interesse für die Physik und Chemie. Die Forschungen der letzten Jahre haben gezeigt, daß auch auf anderen Wissensgebieten, wie Medizin, Geologie, Astronomie und Philosophie, die Lehre von der Radioaktivität weittragende Folgerungen zu ziehen fordert. Eine knappe Übersicht hierüber dürfte heute bereits lohnen und ist das Hauptthema des folgenden. Zunächst aber soll ein kurzer Überblick über den gegenwärtigen Stand der Lehre von der Radioaktivität selbst gegeben werden. Gerade die letzten Jahre der Forschung haben Ergebnisse gezeitigt, durch die unsere Anschauungen über den radioaktiven Grundprozeß außerordentlich befestigt worden sind, durch die gleichzeitig auch eine noch einfachere Darstellung der verwickelten Erscheinungen möglich wird.

Wir kennen heute vier Hauptgruppen von radioaktiven Körpern, welche sich von den Elementen Uranium, Thorium, Radium und Aktinium ableiten. Von diesen sind Uranium und Thorium bereits lange bekannte chemische Elemente; die Eigenschaft, daß sie radioaktiv sind, ist nachträglich an ihnen aufgefunden worden. Radium und Aktinium sind erst auf Grund ihrer Radioaktivität entdeckt worden. Das äußere gemeinsame Kennzeichen aller dieser Körper ist die spontane Aussendung von charakteristischen Strahlen. Diese Fähigkeit, Strahlen auszusenden, ist eine Eigenschaft der Atome der ge-



nannten Substanzen, sie ist also in ihren Verbindungen proportional dem Gehalt an dem betreffenden Element. In weitaus den meisten Fällen ist die Intensität der von einem Körper ausgesandten Strahlen proportional seiner Radioaktivität.

Die Strahlen der radioaktiven Körper üben eine Reihe von Wirkungen aus, welche sich ohne besonderen Aufwand von Apparaten beobachten lassen. Es sind dies die fluoreszenzerregende, die photographische (chemische), die wärmeerzeugende und die elektrische (ionisierende) Wirkung der Strahlen; sie sollen zunächst kurz behandelt werden.

Die fluoreszenzerregende Wirkung der Strahlen läßt sich mit einigermaßen starken Präparaten an geeigneten Substanzen (Bariumplatincyanur, Zinksulfid) leicht beobachten. Gegenstände aus Metall, zwischen das radioaktive Präparat und den Fluorescenzschirm gebracht, werfen einen deutlichen Schatten, zeigen also den strahlenartigen Charakter der Erscheinung.

Die photographische Wirkung der radioaktiven Strahlen wurde der Anlaß zu der Entdeckung der Radioaktivität durch H. Becquerel im Jahre 1896; dieselbe ist eine Zufallsentdeckung, wie es der völlig neuen Natur der radioaktiven Erscheinungen zufolge natürlich ist. Becquerel wollte nämlich eine Hypothese von Poincaré über die Natur der Röntgenstrahlen prüfen, eine Hypothese, die sich später als unrichtig erwies. Poincaré glaubte in der grünen Fluoreszenz, welche die Glaswand jeder Röntgenröhre im Betriebe zeigt, den Ausgangsort und die Ursache der Röntgenstrahlen gefunden zu haben. Nach dieser Hypothese sollte jede fluoreszierende Substanz Röntgenstrahlen aussenden. Becquerel wählte zur Prüfung der letzteren Folgerung zufällig ein fluoreszierendes Uransalz. Er fand, daß diese Substanz eine photographische Wirkung ähnlich derjenigen der Röntgenstrahlen ausübt, daß aber diese Wirkung unabhängig davon ist, ob die Substanz fluoresziert oder nicht, daß also die Aussendung der photographisch wirksamen Strahlen ohne Zuführung äußerer Energie erfolgt. Damit hatte er zum erstenmale eine radioaktive Erscheinung beobachtet.

Jeder radioaktive Körper zeigt eine Temperatur, die etwas höher ist als diejenige der Umgebung. Sie rührt von einer Wärmeproduktion her, welche durch die Absorption der Strahlen des radioaktiven Körpers in dem Körper selbst und in seiner Umhüllung verursacht ist.

Die Wärmeerzeugung läßt sich nur mit einem starken radioaktiven Präparate gut nachweisen. Sehr leicht ist dagegen die ionisierende Wirkung der Strahlen zu beobachten. Ein gut isolierendes Elektroskop, welches unter normalen Verhältnissen seine Ladung stunden- und tagelang behält, zeigt auch bei Annäherung eines s c h w a c h radioaktiven Körpers sofort ein Nachlassen der Ladung an. Es hat dabei nicht das Isolationsmaterial des Elektroskops, sondern die das Elektroskop umgebende Luft die Fähigkeit zu isolieren verloren; je nach der Stärke der wirkenden radioaktiven Strahlung ist die Luft unter dem Einflusse der Strahlen mehr oder weniger leitend geworden.

Der Vorgang, durch welchen das Leitendwerden der Luft verursacht ist, ist folgender: unter der Wirkung der radioaktiven Strahlen werden aus den an sich neutralen Luftmolekülen positiv und negativ elektrisch geladene Teilchen, die sogenannten »Ionen« gebildet, und zwar in einer Anzahl, welche der Stärke der wirkenden Strahlung proportional ist. Befinden sich diese »Ionen« in dem Wirkungs-



bereich der von der elektrischen Ladung des Elektroskopes herrührenden Kräfte, so werden sie je nach dem Vorzeichen ihrer Ladung vom Elektroskop angezogen, beziehungsweise abgeſtoßen. Dadurch findet eine Neutralisation der auf dem Elektroskop vorhandenen Elektrizität ſtatt, es sinkt darum die am Elektroskop abgelesene Spannung. Die Messung der durch die Strahlen bewirkten »Ionisation« der Luft iſt im allgemeinen das bequemſte Mittel zur Beſtimmung der Stärke einer radioaktiven Strahlung.

Die ionisierende Wirkung der radioaktiven Strahlen ist unter allen die empfindlichſte Wirkung. Sie iſt darum auch von Frau Curie zu der Abtrennung des ſtärkſten radioaktiven Grundkörpers, des Radiums benutzt worden. Bekanntlich sind ja die Subſtanzmengen eines Radiumpräparates sehr klein und in den Geſteinen (Uranpecherzen), aus denen sie isoliert werden, in außerordentlich großer Verdünnung vorhanden. Gewöhnliche gewichtsanalytische Trennungen würden vollkommen versagen. Allein durch Beobachtung der mit wachsender Radiumkonzentration ſtärker werdenden ionisierenden Wirkung hat Frau Curie die Trennung und Reindarstellung des Radiums bewerkſtelligen können.

Durch Beobachtung des Ionisierungsvermögens der radioaktiven Strahlen in dem besonderen Falle, daß das Radiumpräparat mit Metallfolien bedeckt iſt, lassen sich leicht drei Gruppen von Strahlen, die α-, β- und γ-Strahlen, unterscheiden. Die erſteren ionisieren die Luft weitaus am ſtärkſten, werden aber bereits durch Metallfolien von wenigen Hunderteln Millimeter absorbiert. Das Ionisationsvermögen der β-Strahlen iſt ungefähr hundertmal geringer, ihr Durchdringungsvermögen hundertmal größer als dasjenige der α-Strahlen. γ-Strahlen sind noch weniger ionisierend und noch ſtärker durchdringend.

Diese eben beschriebenen Wirkungen der Strahlen sind bald nach der Entdeckung der Radioaktivität aufgefunden worden. Sie geben weder einen Aufschluß über das Wesen der Strahlen selbst noch über die Natur des radioaktiven Vorganges. Erst die von Rutherford und Soddy im Jahre 1902 aufgeſtellte Theorie der Radioaktivität gibt in einer Weise über den radioaktiven Prozeß Aufschluß, die geeignet iſt, der Radioaktivität die Stellung einer der bedeutsamſten Naturerscheinungen zu geben. Diese Theorie hat sich bis jetzt mit allen beobachteten Tatsachen so gut in Übereinstimmung gezeigt, daß ihr sicher dieselbe Wahrscheinlichkeit zukommt wie z. B. der Atomtheorie oder der kinetischen Gastheorie.

Die Theorie von Rutherford und Soddy läßt, wie bereits angedeutet, die Atome der radioaktiven Körper als instabile Gebilde erscheinen, welche nach und nach zerfallen und sich in andere Atome umwandeln. Dabei wird eine gewisse Energiemenge frei, die in Geſtalt von Strahlen auftritt.

Diese Theorie ſtützt sich auf folgende Tatsachen: die radioaktiven Grundkörper wie Uranium, Thorium und Radium zeigen eine Aktivität, welche in den uns zur Beobachtung ſtehenden Zeiten nicht merklich abnimmt. Es läßt sich aber zeigen, daß sich aus den Grundkörpern Stoffe entwickeln, welche selbſt wieder aktiv sind, d. h. Strahlen aussenden. Diese Abkömmlinge der Grundkörper nehmen nun an Aktivität in wahrnehmbarem Maße ab, und zwar in der Art und Weise, daß aus ihnen weitere Körper entſtehen, welche selbſt wieder aktiv sind. Dabei sind die einzelnen Umwandlungsstufen gänzlich voneinander verschiedene Körper. Beim Radium geht z. B. der Prozeß folgendermaßen vor



sich: aus dem Radium entwickelt sich stetig ein gasförmiger Körper: die Radiumemanation, welche selbst stark radioaktiv ist. Entfernt man diese vom Radium, sammelt sie z. B. in einem Glasballon und überläßt sie sich selbst, so findet man, daß ihre Aktivität in ungefähr vier Tagen zur Hälfte abnimmt; nach weiteren vier Tagen ist die Intensität der Strahlen wieder nur die Hälfte usw. Was ist nun aus der Radiumemanation geworden? Man findet es, wenn man die Wände des Glasballons, in dem die Emanation aufbewahrt war, untersucht: sie sind radioaktiv geworden. Es hat sich auf ihnen ein fester Körper, der sogenannte aktive Beschlag des Radiums gebildet, den man z. B. in Salzsäure auflösen und in ein anderes Gefäß überführen kann. Er ist nicht einheitlicher Natur, sondern besteht aus drei Körpern, welche man mit Radium A, Radium B und Radium C bezeichnet. Von diesen entsteht auch wieder der eine aus dem andern, also aus der Emanation das Radium A, aus diesem das Radium B usw. Die Beständigkeit dieser Körper ist noch geringer als die der Emanation; das Radium A zerfällt z. B. mit einer Periode von 3 Minuten zur Hälfte, Radium C mit einer solchen von ungefähr einer halben Stunde. Die Reihe der Umwandlungskörper, welche sich auf diese Art und Weise bilden, ist mit dem Radium C noch nicht erschöpft, aus dem Radium C bilden sich wieder langlebigere Körper. Vorläufig hört unsere Kenntnis der Radiumfamilie mit dem Radium F (Polonium) auf, das in der Zeit von 136 Tagen zur Hälfte an Aktivität abnimmt, d. h., im Sinne der Rutherfordschen Theorie gesprochen, unter Aussendung von Strahlen zerfällt. Auch die anderen radioaktiven Grundkörper: Uran, Thor und Aktinium bilden solche radioaktiven Familien.

Entfernt man aus einem Radiumpräparat die Umwandlungsprodukte nicht, so sammeln sich die letzteren bis zu bestimmten relativen Verhältnismengen an. »Radioaktives Gleichgewicht« wird herrschen, wenn von jedem Umwandlungsprodukte in jedem Augenblicke so viel gebildet wird wie zerfällt. Das ist der Fall, wenn jedes Produkt in einer Menge vorhanden ist, welche umgekehrt proportional der Zerfallsgeschwindigkeit des Produktes ist. Zerfällt also bei den Radiumprodukten die Radiumemanation in vier Tagen, das Radium C in einer halben Stunde zur Hälfte, so sind die Gewichtsmengen Radiumemanation und Radium C in einem Radiumpräparat, das im radioaktiven Gleichgewicht steht, in demselben Verhältnis vorhanden.

Dieses Gesetz über die Gleichgewichtsmengen hat eine sehr wichtige Anwendung zur Berechnung der Zerfallsgeschwindigkeit der radioaktiven Grundkörper, bei welchen sich eine Aktivitätsabnahme unserer Beobachtung entzieht, gefunden. Nach der Rutherfordschen Theorie müssen ja auch die letzteren einem Zerfall unterworfen sein. Man kann nun experimentell recht genau die Mengen Radium und Radiumemanation bestimmen, die im radioaktiven Gleichgewichte stehen; da man nun die Zerfallsgeschwindigkeit der Radiumemanation kennt, so kann man diejenige des Radium selbst berechnen. Man hat gefunden, daß Radium in 1760 Jahren zur Hälfte zerfällt. Daß man an Radiumpräparaten selbst eine Aktivitätsabnahme schlecht beobachten kann, ist danach verständlich.

Beim Uranium erhält man nach ähnlichen, recht sicheren Messungen als Zerfallsperiode (Zeit, in der die Substanz zur Hälfte zerfällt) die ungeheure Zeit von 5000 Millionen Jahren; eine



Zahl, die für die Geologie von Bedeutung ist. Das Uranium hat man nach Methoden, die auf denselben Prinzipien beruhen, auch als die Muttersubstanz des Radiums feststellen können. Die Frage nach der Herkunft des Radiums ist ja von dem Augenblicke an wichtig, seitdem man die relativ schnelle Zerfallsgeschwindigkeit des Radiums mit der Periode von 1760 Jahren kennt. Denn ohne ständige Neubildung läßt sich bei der, geologisch gesprochen, kurzen Zerfallsperiode des Radiums das Vorhandensein der heutigen Radiummengen nicht erklären.

Die Natur ist in ihrer Mannigfaltigkeit groß: den Perioden von hundert Millionen Jahren stehen solche von einigen Sekunden gegenüber, wie man sie bei Thorprodukten festgestellt hat. Ganz kürzlich publizierte Versuche machen sogar Zerfallsperioden wahrscheinlich, welche nur Bruchteile von Sekunden betragen.

Die Rutherfordsche Zerfalls- und Umwandlungstheorie wird allen diesen Beobachtungen gerecht. Die experimentell beobachtete Abnahme der Aktivitätsabnahme fügt sich in ihren Rahmen zwanglos ein. Die Zerfallskonstante eines einheitlichen radioaktiven Körpers ist bei ihr definiert als der Bruchteil aller vorhandenen Atome des Körpers, der in der Zeiteinheit zerfällt; je schneller also der Körper zerfällt, um so kürzer ist die mittlere Lebensdauer des betreffenden radioaktiven Atoms, um so aktiver erscheint uns der Körper, wenn man die Aktivität gleicher Gewichtsmengen vergleicht. Die starken Aktivitäten, welche man insbesondere bei den Emanationen und den radioaktiven Beschlägen erhält, müssen darum an unmeßbar kleine Substanzmengen gebunden sein. Der Versuch bestätigt dies.

Die Rutherfordsche Zerfallstheorie beantwortet auch die Frage nach der Herkunft der Energie, welche bei jedem radioaktiven Körper in Form von Strahlen frei wird. Diese Energie ist, auf die Gewichtseinheit bezogen, bei einem stark aktiven, d. h. schnell zerfallenden Körper beträchtlich. Absorbiert man die Strahlenenergie so, daß sie sich in Wärme umsetzt, so entwickelt z. B. ein Gramm Radium stündlich 118 Gramm Kalorien, so daß man 1 Liter Wasser durch einige Kilogramm Radium, wenn man sie hätte, bald zum Kochen bringen könnte. Nach der Zerfallstheorie ist das Radiumatom instabil, d. h. wir müssen annehmen, daß durch gewisse Kräfte, die im labilen Gleichgewicht sind, das Radiumatom als solches zusammengehalten wird. Im Momente des Zerfalls leisten diese Kräfte durch Aussendung der Strahlen Arbeit. Die Energie der Strahlen entstammt also dem inneren Aufbau der Radiumatome. Das Atom, in welches sich das Radiumatom beim Zerfall umwandelt (d. h. das Atom der Emanation) muß natürlich eine geringere innere Atomenergie haben.

Eine wesentliche Vertiefung hat die Zerfallstheorie durch die neueren Arbeiten erfahren, welche über die Natur der radioaktiven Strahlen bereits einigermaßen abschließende Resultate gebracht haben.

Durch ihre Absorbierbarkeit lassen sich ja, wie bereits erwähnt, die radioaktiven Strahlen in die drei Gruppen der α-, β- und γ-Strahlen sondern. Die Verschiedenheit der drei Strahlenarten ist nun nicht nur durch ihre Absorbierbarkeit, sondern auch durch ihre Natur begründet. Die Arbeiten auf diesem Gebiete sind durch den Umstand sehr gefördert worden, daß die Entdeckung der radioaktiven Strahlen in eine Zeit



fiel, in der sich das Interesse der Physiker den Strahlen lebhaft zugewandt hatte, welche in einer elektrischen Entladungsröhre bei sehr geringem Drucke entstehen: den Kathoden- und Röntgenstrahlen. In diesen letzteren Strahlen haben nämlich die radioaktiven Strahlen ihre Verwandten: die β-Strahlen entsprechen den Kathodenstrahlen, die γ-Strahlen den Röntgenstrahlen. Auch die α-Strahlen haben in einer Entladungsröhre Analoga: die Kanalstrahlen, welche von einer durchlöcherten Kathode ausgehen; die Unterschiede sind jedoch hier etwas größer.

Kathodenstrahlen wie β-Strahlen sind danach negativ geladene Teilchen, deren Masse, wenn man von solcher überhaupt reden darf, ungefähr $\frac{1}{2000}$ der Masse des kleinsten bekannten Atoms, nämlich des Wasserstoffatoms, ist. Diese Teilchen bewegen sich mit einer sehr großen Geschwindigkeit von der Kathode der Entladungsröhre, beziehungsweise von dem radioaktiven Präparat fort. Diese Geschwindigkeit ist bei den β-Strahlen größer als bei den Kathodenstrahlen; jedoch unterscheiden sich auch die β-Strahlen der verschiedenen radioaktiven Körper untereinander inbezug auf ihre Geschwindigkeit; die schnellsten erreichen bis auf wenige Prozent die Lichtgeschwindigkeit von 300000 km pro Sekunde. Diese große Geschwindigkeit ist es, welche den β-Strahlen ihr großes Durchdringungsvermögen verleiht, so daß sie imstande sind, Metallbleche von Millimeterdicke noch zu durchdringen.

Die Methoden, welche man zur Feststellung der Natur der β-Strahlen angewendet hat, sind im wesentlichen dieselben, mit denen man auch die Kathodenstrahlen untersucht hat: ihre negative Ladung zeigt sich, wenn man sie auf geeignete Weise auf eine Platte fallen läßt, die mit einem Elektrometer verbunden ist; Masse und Geschwindigkeit der Strahlen erhält man, wenn man die Strahlen durch elektrische und magnetische Kräfte beeinflußt. Derartige Messungen, welche man an β-Strahlen hoher Geschwindigkeit angestellt hat, haben im besonderen dazu geführt, dem β-Strahlteilchen, dem sogenannten Elektron, die Masse im gewöhnlichen Sinne des Wortes abzuerkennen und ihm nur »scheinbare« Masse zu lassen, d. h. Masse, welche durch die elektrische Ladung des Teilchens vorgetäuscht wird. β-Strahlteilchen ebenso wie Kathodenstrahlteilchen sind danach reine Elektrizitätsatome.

Den γ-Strahlen schreibt man eine ähnliche Konstitution wie den Röntgenstrahlen zu, d. h. man betrachtet sie als unregelmäßige Ätherwellen. Gegenüber den Röntgenstrahlen zeigen sie ein bedeutend größeres Durchdringungsvermögen. Noch hinter dezimeterdicken Bleischichten läßt sich die γ-Strahlung starker Radiumpräparate beobachten.

Am schwierigsten haben sich die Untersuchungen über die Natur der α-Strahlen erwiesen. Die Beeinflußbarkeit der α-Strahlen durch magnetische und elektrische Kräfte ist sehr gering, so daß es besonderer Sorgfalt bedurfte, Messungen anzustellen, aus denen Masse und Geschwindigkeit der α-Strahlen zu berechnen war. Es hat sich ergeben, daß alle α-Strahlen, gleichgültig von welcher radioaktiven Substanz sie ausgehen, gleich große positiv geladene Teilchen von Atomgröße sind, welche mit einer großen Geschwindigkeit von der aktiven Substanz fortfliegen. Diese Geschwindigkeit ist bei den α-Strahlen verschiedener Herkunft verschieden, sie liegt ungefähr bei 20000 km pro Sekunde.



Ist schon das Resultat interessant, daß die von den verschiedenen radioaktiven Körpern fortfliegenden α-Teilchen gleich schwere Atome sind, so entsteht sofort die noch wichtigere Frage, was für Atome diese α-Teilchen nun sind. Die elektrischen und magnetischen Ablenkungen ließen dies nicht ermitteln, die weiteren Versuche jedoch, die man für diesen Zweck anstellte, ergaben die Möglichkeit, die einzelnen von einem radioaktiven Präparat ausgehenden α-Teilchen zu zählen und in Verbindung mit anderen Messungen auch ihre Natur festzustellen. Dieses Resultat ist sehr bemerkenswert, denn bei einer solchen Zählung der α-Teilchen muß ja die Wirkung eines einzelnen α-Teilchens und damit die Wirkung eines einzelnen Atoms festgestellt werden. Ein solches Atom wiegt aber ungefähr den Bruchteil von $\frac{1}{10^{23}}$ Gramm, wie sich auf verschiedenen Wegen berechnen läßt. Daß das Atom, welches das α-Teilchen repräsentiert, doch eine Wirkung hervorruft, die sich irgendwie beobachten läßt, liegt an der ungeheuren Geschwindigkeit des α-Teilchens, welche demselben eine im Verhältnis zur Masse ungeheure kinetische Energie erteilt. Setzen wir z. B., um einen Vergleich zu erhalten, die Geschwindigkeit einer Flintenkugel rund 1 km, so müßten wir diese Geschwindigkeit 20000 mal so groß machen, um der Flintenkugel die gleiche Geschwindigkeit zu erteilen wie einem α-Teilchen (20 000 km). Die kinetische Energie der Kugel hätten wir dann aber auf den 400 Millionen mal so großen Betrag gebracht, da die kinetische Energie mit dem Quadrate der Geschwindigkeit wächst. Wir können also die Wirkung eines einzelnen α-Teilchens beobachten, weil es trotz der winzigen Masse eine so enorme Geschwindigkeit besitzt, die ihm eine verhältnismäßig große kinetische Energie erteilt.

Die Mittel, welche zur Beobachtung der Wirkung eines einzelnen α-Teilchens und damit zur Zählung desselben nötig sind, sind sehr einfache. Es genügt, α-Strahlen auf einen geeigneten Fluoreszenzschirm fallen zu lassen und dann die Fluoreszenz des Schirmes mit einer Lupe oder dem Mikroskop im dunklen Zimmer zu beobachten. Man sieht dann den Fluoreszenzschirm leuchten, aber nicht in einem gleichförmigen Lichte; es blitzen vielmehr bald hier, bald dort Lichtpunkte auf, die den Eindruck eines kleinen Feuerwerks gewähren. In Wirklichkeit sind es die α-Teilchen, welche auf den Schirm treffen, und von denen jedes beim Auftreffen einen kleinen Lichtblitz erzeugt. Durch passende Wahl der Stärke des die α-Strahlen aussendenden Präparates, sowie durch Begrenzung des Gesichtsfeldes kann man es leicht so einrichten, daß man die Lichtpunkte, die sogenannten Szintillationen, und damit die α-Teilchen zählen kann.

Leicht läßt sich die beschriebene Erscheinung an den Radiumleuchtuhren beobachten, die seit einiger Zeit in den Handel gebracht werden. Auf den Zeigern dieser Uhren ist eine phosphoreszierende Substanz angebracht, welche mit einer minimalen Quantität Radium vermengt ist, die indessen genügt, um ein im Dunkeln sichtbares Leuchten der Phosphoreszenzmasse hervorzurufen. Im verdunkelten Zimmer lassen sich an diesen Zeigern mit einer guten Lupe leicht die Szintillationen beobachten. Da die Szintillationen an den Stellen auftreten, wo gerade ein Radiumatom zerfällt (das dabei ausgesandte α-Teilchen wird ja sofort von der Leuchtmasse absorbiert und ruft dabei den Lichtblitz hervor), so kann man die Beobachtung dieser Szintillationen mit Recht auch als eine direkte Be-

obachtung der zerfallenden Radiumatome ansehen. Es läßt sich schwerlich ein Versuch angeben, der einen besseren Einblick in die so merkwürdige Erscheinung des radioaktiven Vorganges gibt, als diese einfache Beobachtung.

Die Zählung der α-Teilchen hat in Verbindung mit der Messung der Ladung derselben, sowie unter Berücksichtigung der für die elektrische und magnetische Ablenkung gefundenen Werte das Resultat ergeben, daß das α-Teilchen ein Heliumatom sein muß, und zwar jedes α-Teilchen, gleichgiltig von welchem radioaktiven Körper es stammt.

Wohnt diesen letzten Schlüssen bereits eine ziemliche Sicherheit inne, so ist es doch erfreulich, daß kürzlich der Nachweis, daß die α-Teilchen Heliumatome sind, auf eine ganz direkte Weise erbracht wurde. Es wurde nämlich die Emanation eines sehr starken Radiumpräparates (0,14 Gramm) in ein Glasrohr gefüllt, dessen Wände so dünn waren, daß die von der Emanation ausgehenden α-Teilchen hindurchgingen. In dem Raume sammelte sich dann um das Glasrohr (derselbe war abgeschlossen und vorher evakuiert) in 2 Tagen eine winzige Menge Gas an, welches sich als Helium erwies. Durch diesen Versuch wird auch das Vorkommen von Helium in allen Gesteinen erklärt, welche radioaktive Mineralien enthalten: die von den radioaktiven Bestandteilen im Laufe der Zeit ausgesandten α-Teilchen sammeln sich nämlich als Heliumgas allmählich an.

Die Theorie des radioaktiven Zerfalls erfährt durch die Kenntnis der Natur der α- und β-Strahlen jetzt folgende Erweiterung.

Da die α-Teilchen Heliumatome sind, so müssen **alle** radioaktiven Körper, welche beim Zerfall α-Strahlen aussenden, das **Heliumatom als Bestandteil ihres Atoms** enthalten. Wir erhalten also zum ersten Male einen Einblick in den inneren Aufbau der Atome, und zwar in denjenigen der radioaktiven Atome. Da die meisten radioaktiven Körper α-Strahlen aussenden, so wissen wir auch weiter, daß die meisten radioaktiven Atome einen gleichartigen Baustein, das Heliumatom, enthalten.

Da die β-Strahlen negative Elektronen sind und sehr viele radioaktive Körper β-Strahlen aussenden, so muß auch das Elektron ein Bestandteil der radioaktiven Atome bilden. Das ist indessen kein neues Resultat, da man das Vorhandensein von Elektronen in allen materiellen Körpern bereits lange aus optischen Tatsachen gezwungen ist anzunehmen. Bei dem α-Teilchen dagegen hat man das Atom eines bekannten Gases mit bekannten Eigenschaften als gemeinsamen Bestandteil der radioaktiven Atome. Die letzterwähnten Resultate lassen die Erkenntnis der radioaktiven Vorgänge von großer Bedeutung für unsere Anschauungen über den allgemeinen Aufbau aller Materie erscheinen.

(Schluß folgt)





Nachrichten und Mitteilungen.

Zur Zivilprozeßreform. Die Vorbereitung des Strafgesetzbuches hat seiner Zeit ein Werk geschaffen, welches, mag man nun über Einzelheiten denken, wie man will, dadurch Epoche machend ist, daß in ihm das so verschieden gestaltete Strafrecht der Kulturvölker in einer Weise zusammengefaßt ist, wie es bisher nicht der Fall war. Die Opfer, welche damals der Verleger Liebmann gebracht hat, um das Werk zustande zu bringen, haben ihm einen unvergänglichen Platz in der Geschichte der Wissenschaft errungen. Nunmehr ist es an der Zeit, in gleicher Weise die Revision des Zivilprozesses vorzubereiten.

Viele Ideale früherer Zeit sind entschwunden, gar mancher, welcher in früheren Tagen auf die Hannöversche Zivilprozeßordnung geschworen hat, ist bitter enttäuscht worden, und die Ideen vom Verhandlungsprinzip, von der Freiheit des Parteilebens im Prozesse, ja selbst die Idee der Mündlichkeit haben viel von ihrem Reize verloren. Man hat ersehen, daß aus rationalen Erwägungen allein ein Prozeß sich nicht bilden läßt, denn die Mächte der Zeit sind gewaltiger als unsere Schlußfolgerungen, und vieles, was auf den ersten Anblick als untrüglich erscheint, zeigt sich im Leben als unbrauchbar und ungeeignet zur Erfüllung unserer Kulturaufgaben. Das, was hier dienen kann, ist nur der Einblick in die Geschichte der Völker und das Studium der Art und Weise, in der sich bisher der Prozeß gestaltet hat. Hier kann man den Finger legen auf den Puls der Entwickelung und kann beurteilen, was sich bewährt, was nicht; hier kann man insbesondere erkennen, daß oft völlig unbekannte psychologische Momente uns überwältigen und die besten Absichten durchkreuzen.

Wenn wir daher den Zivilprozeß gründlich neu bearbeiten wollen — und das ist unsere Aufgabe, denn die bisherigen Zustände lassen sich nicht aufrecht erhalten —, so ist die Art und Weise zu ermitteln, wie sich der Zivilprozeß in den wesentlichen Kulturstaaten gebildet und welche Erfolge er da erzielt hat. Es handelt sich hier natürlich nicht um eine eingehende Einzeldarstellung, die zu dem Zwecke kaum brauchbar wäre, oder um eine Offenbarung der Kontroversen, die sich an einzelne Bestimmungen der jeweiligen Zivilprozeßordnung angeknüpft haben; es handelt sich um die Frage: Wie fungiert der Prozeß im Leben? führt er zu einer prompten und weitschauenden, die Garantie der Richtigkeit in sich tragenden Jurisprudenz, oder bleibt er stecken in Langwierigkeiten? zerbricht er das materielle Recht, anstatt es zu pflegen? führt er zum Gedeihen der Völker, oder ist er eine Geißel, welche die Völker quält, eine Plage, welche uns heimsucht?

Um diesen Zweck zu erreichen, habe ich die Idee angeregt, ein ähnliches Werk über den Zivilprozeß unserer Kulturvölker zu schaffen, wie solches über das Strafrecht besteht, aber unter scharfer Hervorhebung der obigen Gesichtspunkte, und ich hatte die Freude, daß sich nicht nur zwei der bedeutendsten jüngeren Prozessualisten, Pagenstecher und Mendelsohn, sondern auch Wach mit großer Wärme und mit seiner bedeutenden Autorität angeschlossen und daß der Verlag Bensheimer sich bereit erklärt hat, dieses Werk, wenn auch mit Opfern, zu übernehmen und dadurch zum Gedeihen der wissenschaftlichen Praxis beizutragen.

Deutschland soll auch in dieser Beziehung die Vorhand haben, und von Deutschland soll der Impuls zur weiteren Entwicklung ausgehen. Wenn ich beifüge, daß Klein für das österreichische Recht, Andreas Heusler für das schweizerische, Chiovenda für das italienische, Huberich für das amerikanische Recht und die englischen Kolonien, Neubecker für das russische Recht, Plosz für Ungarn, Wrede für Finland und Schweden gewonnen ist, so wird man zugeben, daß bis jetzt über der Idee des Werkes ein günstiges Schicksal waltet. Josef Kohler.

*

Un périodique français consacré aux études germaniques. Il a existé à Paris au milieu du XIX[e] siècle une Revue Germanique et une Revue Britannique qui toutes deux (mais la seconde surtout) ont fourni une assez longue et brillante carrière. Elles avaient depuis quelque temps cessé de paraître lorsqu'en 1905 un groupe de professeurs des Universités françaises associèrent leur science et leurs bonnes volontés, pour ressusciter la Revue Germanique, pour en élargir l'ancien domaine en la consacrant au mouvement intellectuel de tous les pays de langue germanique: Allemagne, Angleterre, États-Unis, Pays-Bas, Scandinavie, enfin pour

lui donner un caractère plus nettement savant et érudit que celui du périodique qui l'avait précédée sous la même étiquette.

Ce furent d'abord les trois grandes universités échelonnées sur la frontière Nord-Est de la France, Lyon, Nancy et Lille qui s'entendirent pour placer alternativement l'un de leurs professeurs de littérature étrangère à la tête et à la direction de la revue. Mais après quelques années d'expérience, des nécessités d'ordre pratique conseillèrent de concentrer définitivement la direction entre les mains du chef qui avait marqué le plus constant, le plus compétent dévouement à l'entreprise, M. F. Piquet, professeur à l'Université de Lille qui préside depuis lors, de façon magistrale, à ses destinées.

L'objet de la revue est d'une part de fournir aux érudits des travaux solides, des recherches exactes et approfondies sur les grands penseurs et écrivains des pays germaniques; d'autre part d'offrir au grand public un moyen commode de se tenir renseigné sur les événements littéraires et le mouvement intellectuel dans les mêmes régions. — De sérieux compte-rendus des ouvrages importants et des périodiques de premier rang permettent d'atteindre en partie ce dernier résultat; mais il est encore mieux assuré par une série de Revues Annuelles dont les titres et les auteurs pour l'année qui vient de s'écouler suffiront à montrer la haute valeur. M. Buriot a parlé de la plus récente poésie allemande, et M. Delattre de la poésie anglaise; M. Mis du roman allemand et M. Koszul du roman anglais; M. Tibal du théâtre allemand et M. H. Ruyssen du théâtre anglais; M. Lhoneux du mouvement littéraire hollandais en 1910, enfin M. Baldensperger, l'éminent goéthéen français, a parlé des travaux de littérature comparée qui ont vu le jour pendant ces derniers mois. — Même hors des frontières de France, des résumés rédigés avec autant d'autorité et de conscience sont fort capables, comme on le voit, d'intéresser les esprits cultivés en les guidant pour le choix de leurs lectures étrangères.

Parmi les articles originaux de fraiche date, on noterait les études de M. Baldensperger sur Goethe et les émigrés français à Weimar, de M. Cazamian sur le poète irlandais Yeats, de M. Dresch sur Spielhagen, de M. H. Lichtenberger sur Novalis, de M. Pitollet sur le pasteur Dulon de Brême, de M. E. Seillière sur Fanny Lewald, à propos de son centenaire. Le directeur de la revue, M. Piquet ne lui a donné depuis quelques mois que des travaux critiques, mais il y a publié naguère de très savantes études de linguistique, et, parmi les autres collaborateurs éminents on citerait M. Chuquet, l'illustre historien, professeur au Collège de France, MM. Gabriel Monod, Joret, Salomon Reinach, tous trois de l'Institut de France, M. André Chevrillon, l'eclatant commentateur de la pensée anglaise, H. Lichtenberger, le biographe de Heine et de Wagner, l'introducteur de Nietzsche en France; puis encore MM. Jacques Bardoux, Maurice Muret, Spenlé, Waddington, Andler, Henri Albert, Bossert, Delbos, Haguenin, Jullian, Kont, Lauvrière, Jusserand, Métin, Romain Rolland, Seignobos et bien d'autres encore, dont le nom est une garantie de savoir et de talent.

Enfin la tendance générale de la revue est aisée à caractériser d'un seul mot: combattre pour la vérité scientifique sans acception de doctrine ou de parti, en pleine indépendance et en toute sincérité. S.

Die »Società italiana per il progresso delle Scienze«. Obwohl die »Italienische Gesellschaft für den Fortschritt der Wissenschaften« in ihrer jetzigen Form erst fünf Jahre alt ist, kann sie doch stolz auf eine rühmliche Tradition zurückblicken, die sie mit den ältesten Schwestergesellschaften Europas verknüpft. In der Tat, wie wir wissen, ist die älteste Vereinigung dieser Art im Jahre 1816 in der Schweiz auf Anregung des Apothekers M. Gasse ins Leben getreten; ihr folgten die Gesellschaft der deutschen Naturforscher und Ärzte, 1822 gegründet, und die englische, 1831 entstandene Vereinigung. Alle diese Gesellschaften hielten von dem Jahre ihrer Begründung an häufige Versammlungen ab. Der Bewegung, die darauf ausging, die Gelehrten einer und derselben Nation einander persönlich nahe zu bringen, schloß sich auch Italien an, und aus dem politisch noch zerteilten Lande konnte doch 1839 in Pisa der erste Kongreß der italienischen Gelehrten zusammenkommen. Es war Prinz Karl Bonaparte, Lucians Sohn, der, nachdem er dem Freiburger Kongreß 1838 beigewohnt hatte, beim Großherzog von Lothringen durchsetzte, daß das gelehrte Toskana voranging, um eine ähnliche Institution in Italien zu begründen. Natürlich erregte der Pisaner Kongreß allerlei politischen Argwohn und Mißtrauen, das noch gesteigert wurde, als begeistert von allen Seiten



aus Italien die Pfleger der Wissenschaften herzueilten. Und allerdings beherrschte auch diese wissenschaftliche Versammlung, trotz der klugen Zurückhaltung ihrer Leiter, im geheimen der politische Gedanke, der damals im Herzen eines jeden Italieners lebendig war.

Trotzdem konnten fortan die Kongresse bis 1847 alljährlich abgehalten werden: in Turin, Florenz, Padua, Lucca, Mailand, Neapel, Genua und Venedig. Der in Venedig war der neunte, der zehnte sollte 1848 in Bologna stattfinden. Da aber kamen plötzlich die Revolutionen und der Krieg, und dann folgte eine lange Reihe von Jahren, in denen die Bewegungen der Politik die Aufmerksamkeit aller viel zu stark beschäftigten, um noch an wissenschaftliche Kongresse denken zu lassen. Erst nachdem Italien schon ein unabhängiger Staat geworden war, wurde in Florenz 1861 der zehnte Kongreß abgehalten, und als es schon seine völlige Einheit wiedergewonnen hatte, berief man 1872 den elften nach Rom. Aber weil jetzt nicht wie früher die politische Tendenz diese Vereinigungen beleben konnte, war schon in Rom der Gedanke sie auf hören zu lassen stark verbreitet; doch wurde noch ein, und ein recht besuchter, Kongreß in Palermo 1875 abgehalten. Aber das war der letzte; von da an stellte die Gesellschaft, der die Veranstaltung dieser periodischen Kongresse oblag, anscheinend ihre Tätigkeit ein.

Mehr als dreißig Jahre vergingen, und erst im Jahre 1906, während in Mailand ein Kongreß italienischer Naturforscher gelegentlich der Simplonausstellung stattfand, tauchte gleichzeitig in vielen Köpfen der Gedanke auf, von neuem eine Einrichtung ins Leben zu rufen, welche die wissenschaftlichen Pfleger der verschiedenen Disziplinen einander näher bringen und ihre gemeinsame Arbeit fördern könnte. Nunmehr war jede politische mehr oder weniger versteckte Tendenz gänzlich ausgeschlossen, das Ziel war nur: erstens, die Geistesarbeiter brüderlich zusammenzuschließen und dann auch noch das umfassendere, die reine Wissenschaft mit den Anwendungen der Praxis eng zu verknüpfen. Der bestimmt formulierte Vorschlag dieser neuen Gesellschaft ging von dem Senator Vito Volterra aus, Professor der mathematischen Physik an der Universität Rom; und er fand so starke Zustimmung, als ob das Bedürfnis nach der neuen Institution gleichsam schon in der Luft gelegen hätte. Man wünschte, daß die italienische wie ihre auswärtigen Schwestervereinigungen auf breiter Basis stünde und nicht nur die aufnähme, die ihre ganze Lebensarbeit wissenschaftlichen Untersuchungen widmen, sondern auch die bloßen Liebhaber und den erlesensten Teil des gebildeten Publikums. So unterschied sich die Società italiana per il progresso delle scienze wesentlich von der alten Vereinigung italienischer Gelehrten; dennoch waren ihre Gründer bestrebt, die Erinnerung an diese als eine ehrenvolle, ruhmreiche Tradition zu erhalten.

Die neue Gesellschaft, welche ihre Versammlungen jährlich abhält, berief ihre Mitglieder zum erstenmal nach Parma 1907, dann in den folgenden Jahren nach Florenz, Padua und Neapel. Die Verhandlungen dieser Kongresse sind in vier großen Bänden niedergelegt, von denen ein jeder Reden und Berichte über allgemeine Fragen oder aktuell wichtige Probleme aus allen Gebieten der Wissenschaft enthält. Die Gesellschaft hat drei Klassen: für mathematisch-physikalische, biologische, moralische Wissenschaften; jede Klasse umfaßt viele Sektionen, eine für jede Materie oder Materiengruppe. Die Zahl der ihr Angehörigen ist stetig gewachsen und beträgt jetzt gegen 2000.

Die fünfte Versammlung, die in der zweiten Oktoberhälfte des Jahres 1911 in Rom stattfand*), war von besonderer Wichtigkeit, weil sie gleichsam die wissenschaftliche Jubiläumsfeier Italiens gewesen ist, zusammentreffend mit der Feier des ersten Halbjahrhunderts der politischen Einheit des italienischen Staates. Sehr passend hatte denn auch das wissenschaftliche Komitee der Gesellschaft bestimmt, daß alle Vorträge in den Gesamtklassen die Fortschritte der verschiedenen Wissenschaften in den letzten fünfzig Jahren, vornehmlich in Italien zu behandeln hätten. Außerdem wurden sehr wichtige allgemeine Vorträge in verbundenen und viele Mitteilungen in den einzelnen Sektionen geboten.

Berichte über die Fortschritte der verschiedenen Wissenschaften in den abgelaufenen fünfzig Jahren wurden 24 erstattet. In der Klasse der mathematisch-physikalischen Wissenschaften wurden dargelegt die Fortschritte der Geometrie (Prof. U. Amaldi), der Analysis (H. Lauricella), der Astronomie (E. Bianchi), der mathematischen Physik (T. Levi-Civita), der Gravimetrie (V. Reina), der Elektrologie (T. M. Corbino), der allgemeinen Chemie (R. Nasini), der Mineralogie

*) Auf diesem Kongress, am 16. Oktober ist der zuerst in unserm Heft in deutscher Übersetzung wiedergegebene Vortrag: Strade, pellegrinaggi ed ospizi nell' Italia del medioevo von Pio Rajna gehalten worden.

(F. Zambonini), der Geologie und Geophysik (G. de Stefani) und der Geographie (G. Ricchieri).

In der Klasse der biologischen Wissenschaften wurden behandelt die Fortschritte der Botanik (F. Mattisolo), der Zoologie (L. Camerana), der Anatomie (G. Valenti), der Anthropologie (G. Sergi), der Pharmakologie (L. Sabbatani). Und schließlich in der Klasse der moralischen Wissenschaften berichtete man über die Fortschritte der Archäologie (G. Ghirardini), der alten Geschichte (E. Pais), der modernen Geschichte (G. Romano), der Philologie (V. Novati), der Ökonomie und Statiſtik (A. Loria), des Völkerrechts (D. Anzilotti), des Handelsrechts (A Rocci), des Privatrechts (P. Cogliolo) und der Philosophie (G. Tarozzi).

Hier kann natürlich nicht ein näherer Bericht von allen diesen Vorträgen gegeben werden, das wissenschaftliche Komitee wird sie unverkürzt veröffentlichen in dem demnächst erscheinenden Bande der Verhandlungen; zusammen mit den kürzlich von der R. Accademia dei Lincei herausgegebenen Bänden*) werden sie eine glänzende Synthese der wissenschaftlichen Tätigkeit der Nation während der erſten fünfzig Jahre des italienischen Staates darſtellen.

Der Kongreß wurde am 12. Oktober in den Sälen der Sapienza in Rom eröffnet mit dem Vortrag des Senators Prof. Augusto Righi über »die neue Physik«, worin alle wichtigſten die Gegenwart beschäftigenden Fragen erörtert wurden. Außerdem wurden noch sieben allgemeine Vorlesungen gehalten, von denen hier erwähnt sein mögen: D. Rosa's über die fundamentalen Probleme in der Methode der Evolution, G. Vacca's über die Wissenschaft im äußerſten Oſten, Q. Pitrotta's über die Sinnesorgane der Pflanzen und die von F. Enriques über das Wesen der Philosophie. Äußerſt lebhaft war auch die Tätigkeit jeder der 14 Sektionen, in die der Kongreß geteilt war; hier wurden insgesamt über 110 Mitteilungen und Berichte gegeben.

Die sechſte Versammlung der Società italiana per il progresso delle Scienze wird nächſtes Jahr in Genua ſtattfinden, gelegentlich der Einweihung des neuen großen Museums für Naturgeschichte.

Padua. Roberto Almagià,
Professor d. Geographie a. d. Kgl. Universität.

*) Cinquant' anni di storia italiana MDCCCLXI–MCMXI. Rom 1911. 3 Bände.

Die Tagung von Vertretern der Flugwissenschaft in Göttingen am 3. bis 5. November 1911. Die Verwirklichung des technischen Fliegens mittels Luftschiff und Flugmaschine hat der Wissenschaft eine große Anzahl neuer Probleme nahe gerückt, deren Bearbeitung zur Erweiterung unserer Erkenntnis und damit auch zu nachhaltiger Förderung der praktischen Technik selbſt dringend notwendig iſt. Bisher iſt die neue Technik noch vielfach auf recht unsicheren Wissensgrundlagen aufgebaut; und doch hat sie schon über alles Erwarten großartige Leiſtungen gezeitigt. Noch iſt kein halbes Dezennium verflossen, seit das lenkbare Luftschiff ernſtlich in Erscheinung trat, seit der Aeroplan die erſten, kurzen Sprünge in die Luft versucht hat. Und schon haben kühne Luftfahrer länderweite Reisen im Fluge durchmessen und uns damit traumhafte Zukunftsaussichten in faſt greifbare Nähe gerückt. Freilich bedarf es kaum näheren Zusehens, um zu erkennen, daß zur Anbahnung eines praktischen Luftverkehrs heute noch recht vieles fehlt. Es scheint aber, daß hier, wie schon auf manchen Gebieten, gerade die Wege gründlicher, wissenschaftlicher Erforschung der Schwierigkeiten und der Möglichkeiten die Technik wesentlich weiter führen können.

Deshalb hat man, wie im Auslande, so auch in Deutschland an vielen Stellen mit großem Eifer, freilich bisher recht beschränkt durch das Maß der bei uns verfügbaren Kräfte und Mittel, die Lösung der flugwissenschaftlichen Fragen von den verschiedenſten Richtungen her in Angriff genommen.

So entſtand das lebhafte Bedürfnis nach unmittelbarer Fühlungnahme und wissenschaftlichem Austausch zwischen allen Beteiligten, das zu überraschend deutlichem Ausdruck kam, als die Göttinger Herren Geheimrat Professor Dr. F. Klein und Professor Dr. L. Prandtl die Einladung zu einer »Versammlung von Vertretern der Flugwissenschaft« ergehen ließen. Von den zahlreichen Eingeladenen folgten die allermeiſten aus allen Teilen Deutschlands, dem Rufe nach Göttingen, wo sich im Bannkreis der Georgia Auguſta, wohl vorbereitet durch die genannten Herren unter Mitwirkung zahlreicher Freunde, auch des Göttinger Vereines für Luftschiffahrt, das glücklichſte Feld zu fruchtbarem Beisammensein bot. Auch die beteiligten Staatsbehörden und Reichsämter waren durch ihre maßgebenden Räte vertreten. Alle Gäſte

werden den Veranstaltern lebhaften Dank für ihre Anregung und ihre Mühe wissen und mit großer Befriedigung an die Tage zurückdenken, die ihren Zweck in glücklichster Weise erfüllt haben. Man hat eine Fülle von Aufklärungen und Anregungen heimgetragen; zum erstenmale einen vollständigen Überblick gewonnen über alles, was in Deutschland bisher auf dem Gebiete gearbeitet wird, und woran es noch fehlt. Ein kurzer Bericht über die Tagung mag deshalb auch in diesen Blättern am Platze sein.

Äußeren Anlaß zu der Veranstaltung gab einerseits die gleichzeitig in Göttingen stattfindende Generalversammlung der »Göttinger Vereinigung zur Förderung der angewandten Physik und Mathematik«, die ohnehin schon eine Anzahl bedeutender Männer aus Industrie und Wissenschaft zusammenführte. Dazu kam andrerseits eine höchst dankenswerte Zusage des bekannten Fliegers und Flugmaschinenerbauers August Euler aus Frankfurt a. M. In rein wissenschaftlichem Interesse, ohne jedes Entgelt zeigte er mit einigen seiner Schüler trotz recht windigen Wetters auf dem anmutig gelegenen, aber zum Fliegen etwas schwierigen »kleinen Hagen« durch eine Reihe schöner Flüge die neuesten Fortschritte seiner in systematischer Entwickelung immer mehr vervollkommneten Doppeldecker. Mit den Eingeladenen dankte ihm durch begeisterten Beifall ein zahlreich herbeigeströmtes Publikum ringsumher.

Nach einem zwanglosen Begrüßungsabend am Donnerstag (2. November) begann am Freitag früh um 9 Uhr im Hörsaal des unter Professor Prandtls Leitung stehenden Instituts für angewandte Mathematik und Mechanik gleich die erste der drei Fachsitzungen, die einen Hauptteil der Tagung bildeten, und worin eine Reihe gehaltvoller Referate erstattet wurde, die sehr lebhafte Diskussionen mit fruchtbarem Meinungsaustausch auslösten.

Am Sonnabend, gleichfalls schon um 9 Uhr beginnend, fand die eigentliche Hauptsitzung statt, an der auch die Mitglieder der Göttinger Vereinigung teilnahmen. Sie bezweckte eine allgemeine Aussprache herbeizuführen über »den Nutzen der wissenschaftlichen Arbeit für die Luftschiffahrt und Flugtechnik« und ferner über den gegenwärtigen Stand und die nächsten Ziele des Hochschulunterrichtes auf diesen Gebieten.

Die Nachmittage waren teils durch die erwähnten Flugvorführungen, teils durch Vorträge allgemeinerer Art in Anspruch genommen. Am Freitag sprach nach einer herzlichen Begrüßungsrede des Prorektors in der Universitätsaula Herr A. Euler über den »Maschinenflug, wie er praktisch in der Luft vor sich geht« und Herr Leutnant Scanzoni von Lichtenfels über »die militärische Bedeutung der Flugmaschinen«; am Sonnabend Herr Assessor Dr. Alex Meyer über »die Luftschiffahrt und das öffentliche Recht« und Herr Assessor von Rottenburg über »privatrechtliche und patentrechtliche Fragen der Luftschiffahrt«. Vorher wurde am Sonnabend nachmittags noch eine Fachsitzung eingeschaltet, da sonst die Fülle des Stoffes nicht zu bewältigen gewesen wäre. Trotzdem sah noch der Sonntag Vormittag von 9 bis nach 1 Uhr die Versammlung bei dem Reste der Fachvorträge im Hörsaal vereinigt.

In dem erwähnten Prandtlschen Institut, das naturgemäß den Sammelpunkt des Ganzen bildete, war außerdem eine kleine Ausstellung von Modellen usw. aus der Prandtlschen Modellversuchsanstalt zu besichtigen. Auch einige befreundete Forscher (Finsterwalder, München, und ich selbst) hatten Zeichnungen usw. ausgestellt. Die genannte Modellversuchsanstalt wurde natürlich auch gründlich in Augenschein genommen.

Mit alledem waren, wie man sieht, die Tage reichlich und ungemein nützlich ausgefüllt.

Von besonderem Interesse mögen hier nur die Verhandlungen in der allgemeinen Hauptsitzung sein. Um die vielseitigen Fragen möglichst klar nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu ordnen, wurde die von F. Klein geleitete Diskussion folgendermaßen gegliedert:

1. Meteorologie (Wind usw.)
2. Aerodynamik (Luftbewegungen und Luftwiderstand von Flugkörpern usw.)
3. Konstruktion, Festigkeit, Sicherheit von Luftfahrzeugkörpern.
4. Motoren und Getriebe.
5. Physikalische und chemische Fragen, insbesondere das Traggas der Luftschiffe, thermische, elektrische Erscheinungen und Hilfsmittel, sowie Meßinstrumente verschiedener Art betreffend.
6. Geographische Ortsbestimmung durch Kompaß, astronomische Methoden usw.

Mit dem einleitenden Referat betraut, gab ich einige Erläuterungen zu dieser Einteilung. Voraus ging ein kurzer Überblick über die bisher diesen Aufgaben dienenden wissenschaftlichen Anstalten, besonders auch die im Ausland. Neben Frankreich und England

spielen auch Österreich, Italien, Rußland und Nordamerika, alle fast mehr als Deutschland, eine Rolle für den heutigen Stand der flugwissenschaftlichen Forschung. In Frankreich hat die Heeresverwaltung bekanntlich schon seit Jahrzehnten, besonders veranlaßt von dem verdienstvollen Ch. Renard, umfangreiche aerotechnische Versuche betrieben, aus denen die heutigen französischen Luftschiffe hervorgegangen sind, die aber auch den Anstoß zur Entwickelung von Leichtmotoren gegeben haben und so den Verfechtern des ballonfreien Maschinenfluges, die mit großer Energie in den Spuren unseres Otto Lilienthal fortschritten, die heutigen Errungenschaften vorzubereiten halfen. Seither sind in Frankreich noch verschiedene große Versuchsanstalten hinzugekommen; besonders das der Sorbonne angegliederte schöne »Institut aérotechnique« in Saint-Cyr, das, für Versuche aller Art eingerichtet, vor allem auch Messungen der Luftkräfte an Flugkörpern wirklicher Größe in Fahrt veranstaltet.

England hat sich in dem »Advisory Committee for Aeronautics«, dessen Begründung im Mai 1909 durch den Ministerpräsidenten im Parlament angekündigt und das mit Staatsmitteln reichlich dotiert wurde, eine sehr wirksame und durchaus wissenschaftlich geleitete Zentralinstanz für alle einschlägigen Forschungen geschaffen. Unter Lord Raileigh's Vorsitz gehören dem Committee die besten Fachautoritäten Englands an. Es sind in Teddington, angegliedert an das National Physical Laboratory, und an anderen Stellen verschiedenartige Versuchsanlagen, zum Teil größten Umfanges, planmäßig geschaffen worden, und es werden hauptsächlich Versuche für die Behörden des militärischen Flugwesens ausgeführt; in den öffentlichen Berichten wird daher vieles verschwiegen Auch in Frankreich ist man aus patriotischen Gründen mit öffentlichen Mitteilungen aus den großen Instituten recht sparsam.

Deutschland hat demgegenüber nur recht bescheidene Ansätze aufzuweisen. Es besteht in Göttingen die schon erwähnte, von Prandtl aus Mitteln der Motor-Luftschiff-Studien-Gesellschaft ausgezeichnet angelegte und in ihren Ergebnissen bereits sehr erfolgreiche, aber nach ihren Mitteln und Möglichkeiten doch nur recht bescheidene Modellversuchsanstalt, ferner in Lindenberg, unter meiner Leitung, die ungefähr gleich alte, kleine Anstalt, die auf C. von Lindes Initiative aus Mitteln der Jubiläums-Stiftung der Deutschen Industrie errichtet wurde und auch vom Verein deutscher Ingenieure namhaft unterstützt wird. Der ebenfalls von Prandtl gelegentlich der Internationalen Luftschiffahrts-Ausstellung in Frankfurt a. M. (1909) geschaffene Versuchswagen für Fahrtversuche mit Luftschrauben mußte aus Mangel an Mitteln seither ruhen. Die beiden genannten kleinen Anstalten geben fortlaufende Veröffentlichungen über ihre Arbeiten in der »Zeitschrift für Flugtechnik und Motorluftschiffahrt« (R. Oldenbourg, München), die unter Prandtls wissenschaftlicher Leitung immer mehr den Mittelpunkt für alle einschlägigen, wissenschaftlichen Bestrebungen bildet. Wie die Luftfahrzeugindustrie, so ist also auch die Wissenschaft des Faches in Deutschland bisher nicht eben reich bedacht, und für beide darf man auf bessere Zeiten hoffen.*)

Die sehr angeregte und ausgiebige Diskussion über die aufgeworfenen Fragen gestaltete sich, wenigstens für alle Teilnehmer vom Fach, sehr interessant. Über der naheliegenden Gefahr, sich in wissenschaftliche Einzelheiten zu vertiefen, kam doch die einhellige Überzeugung zu klarem Ausdruck, daß ein Feld voll wichtiger Aufgaben vor uns liegt, dessen eindringliche Bearbeitung reiche Früchte verspricht. Nicht ohne Grund konnte A. Euler in seiner draftisch-temperamentvollen Art darauf hinweisen, wie heute die Wissenschaft des Fluges noch weit hinter der Praxis zurück ist. Auch Professor Schütte, der eben von den ersten schönen Erfolgen seines Luftschiffes aus Mannheim herbeigeeilt war, wußte seine praktischen Erfahrungen mit den Begriffen der heutigen Wissenschaft noch nicht ganz in Einklang zu bringen. Daß schließlich, wenn auch erst allmählich wissenschaftliche Erkenntnis weiter führt als empirisches Tasten war als einstimmiger Grundton von all den zahlreichen Rednern zu hören, Und so verdichtete sich die allgemeine Überzeugung in den von Schütte gebrachten Vorschlag, eine Organisation zu bilden, welche die besprochenen Gedanken und Ziele planmäßig weiter zu verfolgen hätte. Beschlüsse sollten und konnten in dieser Versammlung nicht gefaßt werden. Zur Schaffung einer solchen Organisation bedarf es doch etwas weiterer Vorbereitungen. Der Gedanke wurde aber in

*) Die preußische Unterrichtsverwaltung hat, wie verlautet, im neuen Etat einige Beträge für aerotechnische Zwecke ausgeworfen.



der Versammlung, gerade auch von Seiten einflußreicher Nichtfachmänner, lebhaft aufgenommen und wird schwerlich wieder ganz einschlafen.

Für das zweite Thema der Hauptsitzung blieb nach der langen Debatte nur wenig Zeit. von Parseval (Charlottenburg), Reißner (Aachen), Finsterwalder (München) berichteten kurz über die von ihnen gehaltenen Verlesungen.

Aus den drei ungemein gehaltvollen Fachsitzungen können hier nur die besprochenen Themata kurz genannt werden. Es sprachen der Reihe nach:

H. von Parseval (Charlottenburg) über: »Stabilität von Aeroplanen.«

G. von dem Borne (Breslau) über: »Strömungserscheinungen an Hindernissen.«

L. Prandtl (Göttingen) über: »Ergebnisse und Ziele der Göttinger Modellversuchsanstalt.«

H. Blasius (Berlin) über: »Luftwiderstand und Reynoldsche Zahl, eine Kritik der Modellversuche.«

C. Runge (Göttingen) über: »die Längsschwingungen der Flugmaschinen.«

H. Reißner (Aachen): »Einige Bemerkungen zur Seitenstabilität der Drachenflugzeuge.«

F. Bendemann (Lindenberg) über: »die Luftschraubenfrage und die Arbeiten der Lindenberger Versuchsanstalt.«

H. Föttinger (Danzig) über: »die physikalischen Grundlagen der Turbinen- und Propellerwirkung.«

Auch die anschließenden Erörterungen brachten noch vielerlei bemerkenswerte Mitteilungen: Fr. Ahlborn (Hamburg) zeigte sehr instruktive kinematographische Strömungsaufnahmen aus seinen bekannten Wasserversuchen. von Karmán (Göttingen) erregte höchstes Interesse durch Mitteilung von neuen, mathematischen Aufschlüssen über die wirbelnde Strömung an Hindernissen.

So waren wenigstens die wichtigsten der offenstehenden Fragen aussichtsvoll beleuchtet worden, und alle Teilnehmer schieden mit großer Befriedigung über die wissenschaftlichen Ergebnisse der Tagung. Besonders aber war man voll dankbarer Anerkennung der auch in nicht wissenschaftlicher Hinsicht über Erwarten schönen Aufnahme, die man in Göttingen gefunden hatte. Privater Freundwilligkeiten hier nicht zu gedenken, zeigten auch die beiden Abende, wo die ganze vie[illegible] Gesellschaft einmal von Geheimr[illegible] Universitäts-Kurator a. D.) in seinem gastlichen Hause köstlich bewirtet wurde, das andere mal vom Göttinger Verein für Luftschiffahrt in die ehrwürdigen Räume des Ratskellers eingeladen war, daß Göttingens genius loci das Strenge mit dem Milden zu gutem Klange zu paaren weiß.

F. Bendemann.

*

Unter den auf ausländischem Boden errichteten Stätten zur Förderung deutscher Wissenschaft ist eine der jüngeren das Deutsche evangelische Institut für Altertumswissenschaft des heiligen Landes zu Jerusalem. Das von ihm herausgegebene »Palästinajahrbuch« hat jetzt erst zum siebenten Male erscheinen können, gibt aber ein Zeugnis von der Vielseitigkeit der Aufgaben, die dem Institut gestellt sind, das unter der Leitung von Professor D. Dr. Gustaf Dalman steht, von dem echt wissenschaftlichen Geiste, in dem es geleitet wird, und auch von den Erfolgen der Arbeiten im Institut und der von ihm veranstalteten Reisen. Dalman weist in seinem Jahresbericht darauf hin, daß das Arbeitsgebiet des Instituts die »palästinische Altertums-, Landes- und Volkskunde im Hinblick auf die biblische und kirchliche Vorzeit«, somit Palästina nach allen Seiten seiner Erscheinung sei. Danach habe »jede ernste Beschäftigung mit Sprache, Sitte, Natur, Besiedelung, Kultur und Religion Palästinas ihr volles Recht neben der Herstellung direkter Verbindungslinien zwischen dem biblischen Altertum und dem jetzt im heiligen Lande Sichtbaren«. Von den Forschungsreisenden verlangte Dalman mit Recht sorgsame Beobachtung und warnt dringend vor Schlußfolgerungen auf Grund ungenügender Kenntnis der Tatsachen oder allgemeiner Eindrücke. Je erfreulicher die Überzeugung von den guten wissenschaftlichen Grundlagen des Instituts ist, die wir aus dem Jahrbuch gewinnen, desto bedauerlicher ist die Tatsache, daß ihnen die materiellen Grundlagen zur Zeit noch nicht entsprechen. Das Institut ist in gemieteten, nicht zulänglichen Räumen untergebracht. Zur Gewinnung eines eigenen Heims haben verschiedene evangelische Kirchenregierungen und auch eine Anzahl Privatpersonen Beiträge gezahlt, aber noch große Summen sind zur Erreichung des Zieles nötig. Beiträge nimmt die Bureaukasse des Kultusministeriums in Berlin entgegen. Hoffentlich kann das Institut noch im ersten Jahrzehnt seines Bestehens das eigene Heim beziehen. B.

Internationale Monatsschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

6. Jahrgang, Nr. 5
Februar 1912

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf. — Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.
Erscheint jeden ersten Sonnabend im Monat. — Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstraße Nr. 36-41.

Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften am Schluß ihres ersten Jahres.

Von
Adolf Harnack.

Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften hat am 11. Januar dieses Jahres ihren ersten Geburtstag gefeiert. Hat sie sich als lebensfähig erwiesen? Was hat sie geleistet?

In den Organismus der deutschen Wissenschaftspflege ein neues Glied von eigentümlicher Struktur und mit besonderen Funktionen einzuschieben, war ein Wagnis; denn das Bestehende schien den vorhandenen Bedürfnissen ausreichend zu entsprechen und für ein neues Element keinen Raum zu bieten. Dennoch ist das Wagnis gelungen, und selbst die Ängstlichen und Sorgenvollen scheinen das nunmehr zuzugestehen. Es mußte, wenn es richtig gedacht und umsichtig unternommen war, gelingen; denn in Wahrheit war das bisherige System der Wissenschaftspflege bei uns noch nicht vollkommen; es zeigte vielmehr bei näherer Prüfung zwei empfindliche Lücken.

Erstlich fehlten der fortschreitenden Wissenschaft selbständige große Forschungsinstitute in genügender Anzahl. Hatte bereits vor 100 Jahren Wilhelm von Humboldt mit prophetischem Scharfblick erkannt, daß die Akademie und die Universitäten allein nicht imstande wären, alle Aufgaben der Wissenschaft, insonderheit der Naturwissenschaft, zu erfüllen, so drängte sich diese Einsicht im Fortschritt der Entwicklung allen tiefer Blickenden immer mehr auf. Der Staat kam ihr auch durch die Gründung einiger Forschungsinstitute entgegen; allein seine Mittel reichten nicht aus, um die gesteigerten Anforderungen zu befriedigen. Dringende Bedürfnisse blieben unerfüllt, und zukunftsreiche Untersuchungen auf Grund neuer Entdeckungen mußten in Deutschland einfach unterbleiben, weil keine zweckentsprechenden Forschungsstätten und keine genügenden Mittel vorhanden waren. Bereits tauchte die Gefahr eines Zurückstehens der deutschen Wissenschaft auf, was um so schmerzlicher war, als es an zahlreichen jungen Forschern nicht fehlte. Mit einer finanziellen Verstärkung der Institute der Universitäten und technischen Hochschulen war es allein nicht getan; denn da sie in erster Linie den gesamten höheren Unterricht zu leisten haben, können




umfangreiche und viele Jahre erfordernde Forschungen dort nur unter großen Schwierigkeiten angestellt werden.

Zweitens ist es immer offenbarer geworden, daß das System der Wissenschaftspflege, welches sich lediglich auf den Faktoren »der Staat und die Gelehrten« auferbaut, weder unserem Zeitalter noch unserer besonderen nationalen Entwicklung mehr entspricht. Viele Hunderte, man darf wohl sagen Tausende unserer besten Bürger haben einen inneren und äußeren Anteil an der Wissenschaft gewonnen. Es war einerseits die Erkenntnis, welche ungeheuren materiellen Werte die Wissenschaft direkt oder indirekt durch die Technik dem Wohlstande der Nation zuführt, die dieses Interesse bewirkt hat, andererseits ist es die reine, begeisterte Freude an der Wissenschaft als solcher, an der Fülle und dem Reichtum der Erkenntnisse und an der Erhöhung und Vertiefung des Lebens, die sich weiter Kreise bemächtigt hat. Jenes Interesse und diese Freude, die zu Opfern im Dienste der Wissenschaft gern bereit waren, zeigte sich in jüngster Zeit bereits in manchen privaten Unternehmen und Stiftungen; aber um sie zu stärken und die einzelnen zu gemeinsamem Tun zusammenzuschließen, dazu fehlte bisher jedes Mittel. Das vornehmste, ja, das souveräne Mittel hier ist, dem weiten Kreise der Freunde der Wissenschaft, die sie tatkräftig unterstützen wollen, Pflichten und Verantwortung zu geben. Pflichten und Verantwortung kann man ihnen aber nur geben, wenn man sie zu einer Einheit, also zu einer Gesellschaft, zusammenschließt, die mit den Gelehrten und dem Staate für die Wissenschaft sorgt, also nicht nur Kapitalien aufbringt, sondern die Verwendung dieser Kapitalien mitbestimmt. Ein Doppeltes mußte sich so mit einem Schlage erreichen lassen: die stärkere Anspannung des vorhandenen Interesses einerseits und die Beschwörung der Gefahr andererseits, daß die Wissenschaft nicht durch die großen Kapitalien einzelner »tunisiert« und egoistischen Zwecken dienstbar gemacht werde.

Aus diesen Erwägungen ist die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, mit dem besonderen Zweck, Forschungsinstitute zu gründen, entsprungen. Das Verdienst gebührt dem Kaiser; denn er hat die Frage gestellt, die Durchführbarkeit der richtigen Antwort erkannt und zur Gründung der Gesellschaft, die er als Protektor unter seinen besonderen Schutz stellen wolle, aufgefordert. Wenige Monate genügten, um die Gesellschaft ins Leben zu rufen und auf die Füße zu stellen, denn die Worte des Kaisers fanden ein überraschend kräftiges Echo, welches deutlich zeigte, daß einer Forderung der Zeit entsprochen war.

Schon drei Monate nach dem kaiserlichen Aufrufe konnte das Statut der Gesellschaft zur Annahme vorgelegt werden. Galt es, ein neues zu schaffen, so mußten doch die Erfahrungen berücksichtigt werden, die man in der Wissenschaftspflege bisher gemacht hatte. In umfassender Weise verfügte nur das Unterrichtsministerium über solche Erfahrungen. Der Herr Minister und seine Räte haben sie der Gesellschaft bereitwilligst zur Verfügung gestellt; ihnen verdankt es die Gesellschaft daher in erster Linie, daß sie sich Satzungen geschaffen hat, welche eine gesunde Entwicklung verbürgen. Ihre Grundzüge, wie sie teils statutarisch festgelegt, teils beschlossen sind, sind folgende:

1. Die Gesellschaft ist eine selbständige, in sich geschlossene Größe. Die Einordnung in die Akademie der Wissenschaften, von manchen Gesichtspunkten



aus empfehlenswert, verbot sich deshalb, weil die Satzungen der Akademie die Mitwirkung von Nicht-Gelehrten nicht zulassen. Diese aber zur Pflege der Wissenschaft unmittelbar heranzuziehen, mußte der oberste Gesichtspunkt für die Gestaltung der Gesellschaft bleiben.

2. Die Gesellschaft ist kein wissenschaftlicher »Flottenverein«, der den letzten Mann in der Nation zur Förderung seiner Zwecke aufruft — dieses Mittel zur Pflege der Wissenschaft mag in Reserve gehalten werden —, sondern sie ist ein Verein solcher Bürger, welche in der Lage und willens sind, größere Kapitalien im Interesse der Wissenschaft aufzubringen. Der festgestellte Mindestbeitrag ist 20 000 Mark und dazu ein Jahresbeitrag von 1000 Mark. Über die Aufnahme entscheidet der Senat der Gesellschaft, dessen Entschließung die Bestätigung des Protektors bedarf. Die Mitgliedschaft kann auch von juristischen Personen sowie von Vereinen und Gesellschaften ohne Rechtsfähigkeit erworben werden. Es ist zu wünschen, daß von diesem Rechte noch häufiger Gebrauch gemacht wird, als bisher schon geschehen ist.

3. Die Organe der Gesellschaft sind der Senat, der Verwaltungsausschuß und die Hauptversammlung. In dem Senat liegt der Schwerpunkt der Gesellschaft. Er wird zur Hälfte von den Mitgliedern gewählt, zur Hälfte aber vom Kaiser als Protektor der Gesellschaft. Da der Kaiser bei seiner Wahl nicht an die Mitglieder der Gesellschaft gebunden ist, so erhalten durch seine Berufung auch Gelehrte Sitz und Stimme im Senat, und dadurch ist die Mischung von sachverständigen Fachgelehrten und erfahrenen Freunden der Wissenschaft innerhalb des Senats gegeben, welche die zweckentsprechende Führung der Geschäfte verbürgt.

4. Der Tätigkeit der Gesellschaft ist durch die Satzungen der freieste Spielraum gelassen. Vor allem soll sie Forschungsinstitute gründen; aber es steht ihr frei, solche entweder ganz selbständig zu stiften oder sich mit dem Staate oder mit wissenschaftlichen Gesellschaften dabei zusammenzutun. Ferner ist sie in der Lage, große wissenschaftliche Unternehmungen ins Leben zu rufen und zu fördern, die Arbeiten einzelner Gelehrter zu unterstützen, ihnen die Möglichkeit zu gewähren, in den Instituten der Gesellschaft zu arbeiten usw. Auch die Pflege der Geisteswissenschaften fällt in den Bereich ihrer Tätigkeit, wenn sie sich auch in erster Linie zur Förderung der Naturwissenschaften verpflichtet sieht.

5. Die einzelnen wissenschaftlichen Forschungsinstitute sollen tunlichst sich selbst unter besonderen wissenschaftlichen Kuratorien verwalten. In diese Kuratorien sollen die wissenschaftlichen Körperschaften des Staates, vor allem die Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Gelehrte deputieren, um einen festen Zusammenhang der Stiftungen der Gesellschaft mit jenen Körperschaften herzustellen.

6. Die Gesellschaft soll in enger Fühlung mit dem Unterrichtsministerium arbeiten, um nicht Aufgaben zu übernehmen, für die bereits anderweitig Sorge getragen ist, und um auch durch Vermittlung des Staats den Zusammenhang mit der Akademie und den Hochschulen aufrechtzuerhalten. Die Hilfe des Staats — auch bei der Durchführung ihrer Aufgaben — ist ihr ausdrücklich zugesichert worden, und sie hat dieselbe dankbar bereits erfahren.

Dies sind die wesentlichen Grundzüge der Organisation der Gesellschaft. Wie hat sie sich im ersten Jahre ihres

Beſtehens entwickelt und betätigt? Zunächſt — die Anzahl der Mitglieder, die sie gewonnen hat, beträgt zurzeit 169 (bereits 7 Mitglieder hat sie durch den Tod verloren). Die Berliner bilden unter ihnen noch kein volles Viertel. Es iſt daher ein Irrtum, die Gesellschaft als eine »Berlinische« zu bezeichnen; sie hat vielmehr die größte Anzahl ihrer Mitglieder in den Provinzen. Vor allem hat die Rheinprovinz solche zahlreich geſtellt und den anderen Provinzen ein leuchtendes Beispiel gegeben. Die Gesellschaft denkt auch nicht daran, ihre Tätigkeit auf die Stiftung von Forschungsinſtituten in Berlin und Umgegend zu beschränken; sie hat vielmehr die Errichtung solcher Inſtitute auch in den Provinzen von Anfang an ins Auge gefaßt, und es werden in dieser Hinsicht bereits Vorbereitungen getroffen. Aber andererseits iſt es unumgänglich, daß gewisse Inſtitute, die eine enge Fühlung mit dem Zentrum der wissenschaftlichen Anſtalten bedürfen, möglichſt bald in der Nähe Berlins geschaffen werden. Die Zahl der gewonnenen Mitglieder iſt nicht gering, wenn die Eintrittsbedingungen in Anschlag gebracht werden, aber sie iſt gewiß noch einer erheblichen Steigerung fähig, und eine solche iſt auch sicher zu erwarten. Die Gesellschaft befindet sich ja noch immer in ihrer Gründungsperiode — denn was bedeutet ein Jahr! —, die Kunde von ihrer Exiſtenz und ihren Zwecken iſt noch längſt nicht in die Kreise aller Interessenten gedrungen, die kapitalkräftigen Deutschen im Auslande z. B. werden erſt jetzt von ihrem Beſtehen unterrichtet, und die fortdauernden neuen Anmeldungen zeigen, daß die Gesellschaft auf die Teilnahme neuer Freunde rechnen darf. Ihre ſtärkſte Werbekraft wird sie freilich erſt entfalten können, wenn sie Erfolge aufzuweisen hat und der Nation zeigen wird nicht »zur Parade« da iſt, sondern große und fördernde Arbeiten leiſtet. Heute kann sie noch nicht verlangen, daß sie von dem Wohlwollen und der Wertschätzung des ganzen Volkes getragen werde, aber sie wird nicht ruhen, bis sie dieses Ziel erreicht hat.

Die bisher der Gesellschaft zur Verfügung geſtellten Kapitalien neben den ca. 150,000 Mark betragenden Jahresbeiträgen sind sehr bedeutend und setzen sie schon jetzt in den Stand, die Gründung mehrerer großer Forschungsinſtitute ins Auge zu fassen und einen sehr beträchtlichen Teil der nötigen Summen zu ihrer Unterhaltung kapitalisiert zu reservieren. Aber gegenüber den notwendigen Bedürfnissen der Wissenschaft reichen sie noch keineswegs aus; Deutschland iſt leider auf diesem Felde zurückgeblieben. Handelt es sich auch nur um ein Versäumnis von etwa zehn bis zwanzig Jahren, so bedarf es bereits einer ſtarken Anspannung, um dieses Versäumnis wieder gutzumachen.

Ihrerseits iſt die Gesellschaft sofort in lebendige Aktion getreten. Folgende Unternehmungen sind bereits im Gange:

Erſtlich in Dahlem bei Berlin wird bereits gemeinsam mit dem Verein »Chemische Reichsanſtalt« das Kaiser⸗Wilhelm⸗Inſtitut für Chemie in drei großen Abteilungen gebaut, nachdem die Pläne im Laufe des Sommers fertiggeſtellt worden waren. Der Staat hat nicht nur das nötige Gelände unentgeltlich zur Verfügung geſtellt, sondern auch die Unterhaltung einer Abteilung (der physikalisch⸗chemischen), deren Erbauung und Einrichtung der Munifizenz eines Mitglieds der Gesellschaft, Herrn Geheimrats Koppel, zu verdanken iſt, übernommen. Für den Bau und die innere Einrichtung der beiden anderen Abteilungen ſteht mehr als eine Million

zur Verfügung, von der die Gesellschaft den kleineren Teil trägt, während sie die Kosten des Betriebs (120,000 Mark) mit dem Verein »Chemische Reichsanstalt« teilt. In wenigen Monaten wird der große Bau bereits unter Dach sein, und die Gelehrten, die die wissenschaftlichen Arbeiten leiten werden, sind schon ernannt. An der Spitze wird der Geh. Hofrat Prof. Beckmann aus Leipzig stehen und ihm zur Seite Prof. Willstätter aus Zürich treten, während Prof. Haber aus Karlsruhe zum Leiter des physikalisch-chemischen Instituts berufen ist. Er hat seine Arbeiten bei uns — in provisorischen Räumen — bereits begonnen. Auch über alle Formalien ist mit dem Verein »Chemische Reichsanstalt« ein volles Einverständnis erzielt. Das gemeinsame Tochterinstitut wird, reich ausgestattet, selbständig mit seinem eigenen wissenschaftlichen Beirat stehen und im Rahmen seines Etats frei schalten und walten können.

Zweitens ist von den Erben des verewigten Direktors des Berliner Aquariums Dr. Hermes die von diesem begründete Biologische Anstalt in Rovigno angekauft und seit dem 1. Oktober vorigen Jahres von der Gesellschaft übernommen worden. Zur Erhaltung dieser vorzüglich eingerichteten, auch vom Reiche und Preußen durch Jahreszuschüsse unterstützten Anstalt hatten die vereinigten deutschen Akademien der Wissenschaften aufgerufen. Die Gesellschaft hat ihrem Wunsche entsprochen und führt die Anstalt nicht nur unter der Leitung ihres bewährten Vorstehers fort, sondern wird auch bestrebt sein, sie immer zweckmäßiger auszugestalten. Die Station bietet eine besonders reiche Fauna und Flora und ist als einzige deutsche Station imstande, lebendes Material aus dem Mittelmeer für künftige biologische Institute zu liefern. Sie ist daher insbesondre auch als Lieferungsstation für künftige Institute der Gesellschaft von ganz wesentlicher Bedeutung. Die Mittel zum Ankauf und zur Unterhaltung sind durch eine Stiftung des Herrn Dr. Schottländer-Breslau dargeboten worden, der auch innerhalb des für die Station eingesetzten Kuratoriums mit besonderem Interesse für sie tätig ist.

Drittens, der Gesellschaft war es von Anfang an nicht zweifelhaft, daß sie ihre Haupttätigkeit auf dem großen Gebiete der Entwicklungsgeschichte und Biologie suchen müsse; denn hier sind die Bedürfnisse am dringendsten. Aber bei der Fülle der Aufgaben und Probleme war vor allem eine Klärung darüber nötig, wo man anfangen, wie man fortschreiten sollte, welche Institute die notwendigsten seien, welchen Umfang man den einzelnen Instituten geben solle usw. Um ein sicheres Urteil hier zu gewinnen, mußte mit einer großen Enquete begonnen werden. Zahlreiche Fachgelehrte, Zoologen, Botaniker, Anatomen, Physiologen und Mediziner wurden ersucht, ihr Wissen und ihre Einsicht in den Dienst der Gesellschaft zu stellen und ihr Vorschläge zu machen, welche Institute man zunächst begründen solle. Der Herr Minister des Unterrichts war so gütig, diese Enquete in die Wege zu leiten, und im Laufe des Sommers und Herbstes des vorigen Jahres liefen die Gutachten ein von den Herren Brauer-Berlin, Chun-Leipzig, Cohnheim-Heidelberg, Cramer-Göttingen, Delbrück-Berlin, Engler-Berlin, Gaffky-Berlin, Hertwig-Berlin, Hertwig-München, Jaekel-Greifswald, Kossel-Heidelberg, Kükenthal-Breslau, Munk-Berlin, Orth-Berlin, Reinke-Kiel, Roux-Halle, Schöler-Berlin, Schulze-Berlin, Steinmann-Bonn, Stumpf-Berlin, von Uexküll-Heidelberg, Ver-



worn-Bonn, Vogt-Berlin, Waldeyer-Berlin, von Waſſermann-Berlin, Wundt-Leipzig, Ziehen-Berlin, Zuntz-Berlin. Dieſe Gutachten wurden in extenso, aber zugleich in einer fachmänniſchen Zuſammenſtellung, vorgelegt. Um es aber dem Senat zu ermöglichen, die einzelnen Gelehrten auch perſönlich zu hören und durch eine Ausſprache die verſchiedenen Vorſchläge einander näherzurücken, lud der Miniſter die Gelehrten und die Senatoren der Geſellſchaft zu einer gemeinſamen Sitzung ein. Dieſe hat unter dem Vorſitz und der perſönlichen Leitung des Miniſters am 3. Januar ſtattgefunden, war von faſt ſämtlichen Gutachtern, zu denen ſich noch Flechſig-Berlin, Rubens-Berlin und Smith-Harvard geſellten, beſucht, dauerte faſt einen ganzen Tag und wird allen Teilnehmern unvergeßlich ſein. Zum erſten Male traten die bedeutendſten Vertreter der biologiſchen Forſchung Deutſchlands mit erfahrenen Freunden der Wiſſenſchaft zuſammen, um zu beraten, wie man der mächtig fortſchreitenden biologiſchen Forſchung neben ihren alten Stätten in Deutſchland neue Mittelpunkte des Forſchens und Arbeitens am beſten ſchaffen könne. Nahezu alle anweſenden Gelehrten — von ſeiten der Geſellſchaft auch Ehrlich-Frankfurt und Fiſcher-Berlin — entwickelten ihre Anſichten und brachten die ſie leitenden Gedanken zu klarer Darſtellung. Wohl traten bei den Abwägungen, was das wichtigſte und was minder wichtig ſei, Verſchiedenheiten zutage, aber Gegenſätze ſind nicht laut geworden; denn die Wiſſenſchaft hat hier längſt einen gemeinſamen Boden geſchaffen, über die Ziele jeden Zweifel ausgeſchloſſen und ihre ſicheren Methoden jedem diktiert. Und das Ergebnis? Nun, es iſt leichter zwiſchen Gegenſätzen eine Entſch[illegible] zu treffen als zwiſchen Verſchiedenheiten und Nuancen. Dennoch darf man ſagen daß die Tagung für die Entſchlüſſe der Geſellſchaft von grundlegender Bedeutung ſein wird. Daß ein großes, reich ausgeſtattetes Inſtitut für Entwicklungs- und Vererbungslehre das dringendſte Bedürfnis iſt, davon haben ſich wohl alle überzeugt; nur das kann zweifelhaft ſein, wieviel ſich zweckmäßig ihm angliedern läßt —, und welche Aufgaben die Pflege in beſonderen Inſtituten erheiſchen. Daß es mit **einem** Inſtitut nicht getan iſt, iſt auch gewiß geworden. Es wird die Aufgabe der Geſellſchaft in den nächſten Monaten ſein, auf Grund des reichen Materials, das ihr zur Verfügung ſteht, und unter ſtetiger Beratung der Fachmänner die Fragen vollends zu klären und dann alsbald zur Bearbeitung der Pläne zu ſchreiten. Daß die Geſellſchaft auch das Gebiet der experimentellen Therapie beſonders berückſichtigen und die Hirnforſchung und die Mikrobiologie nicht außer acht laſſen wird, darf beſtimmt angenommen werden.

Viertens hat die Geſellſchaft auch ſchon einzelnen erprobten Forſchern Unterſtützungen zu ihren Arbeiten gewährt und wird damit fortfahren, ſoweit die Sorge für die zu erbauenden Inſtitute es zuläßt. So hat ſie die Forſchung über Radium und dem Radium verwandte Stoffe gefördert, die zurzeit im Mittelpunkte des Intereſſes ſtehen.

Fünftens und ſechſtens, auch auf dem Gebiete der Geiſteswiſſenſchaften hat ſich die Geſellſchaft bereits betätigt. Die bisher lediglich von einem Privatmann, Prof. Dr. Sarre, unternommenen Forſchungen auf dem Gebiete der Islamitiſchen Archäologie hat ſie ihrerſeits, unterſtützt durch eine beſondere Zuwendung, in die Hand genommen, bedeutende Mittel für ſie bewilligt und ſo den verdienſt-

vollen Gelehrten in den Stand gesetzt, die Ausgrabungen in Samarra, die bereits reichen Erfolg gehabt haben, in größerem Umfange fortzuführen und später auch an anderen Stellen den Spaten anzusetzen. Die Arbeit ist in vollem Gange und füllt in ihren Ergebnissen eine bedeutende Lücke in unsrer Kenntnis der Kultur- und Kunstgeschichte aus. Ferner hat die Gesellschaft auf Vorschlag der Herren E. Meyer und Erman-Berlin eine Summe bewilligt, um in Ägypten diejenigen Bildwerke vollständig und treu aufzunehmen, die für die alte Ethnologie von Bedeutung sind. Das grundlegende Material für die Geschichte des alten Ägyptens und seiner Nachbarvölker verdankt man einem großen Berliner Gelehrten, Richard Lepsius. Mit dem, was er an Reproduktionen heimgebracht hat, hat die ägyptologische Wissenschaft zwei Generationen hindurch gearbeitet. Aber die Kunst der Reproduktion war in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch in den Anfängen, und die Augen der Wissenschaft waren noch nicht so geschärft wie heute. Daher mußte man erkennen, daß die alten Reproduktionen nicht ausreichen, und daß die Bildwerke Besseres lehren, wenn man sie genau und vollständig wiedergibt. Da erschien es als eine Ehrenpflicht der deutschen Wissenschaft, daß sie die genaue Wiedergabe den Forschern darbietet und so Lepsius' Verdiensten die würdigste Huldigung bereitet. Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft hat sich in den Dienst dieser Pflicht gestellt, und die Fachgelehrten versichern, daß die neue große Materialsammlung der Wissenschaft eine neue Unterlage schaffen werde.

Das ist es, was die neue Vereinigung im ersten Jahre ihres Bestehens geleistet hat; manches, was noch im Werden ist, ist hier unerwähnt geblieben. Die Gesellschaft hat sich also in ihrem ersten Lebensjahr nicht nur »organisiert«, sondern sie hat bereits die Arbeit mit kräftiger Hand aufgenommen. Naiven Kritikern scheint das Tempo zu langsam zu sein, als ließen sich Forschungsinstitute aus dem Boden stampfen. Demgegenüber darf sich die Gesellschaft mit gutem Grunde ihres Fleißes rühmen; denn, wie Mommsen gesagt hat, »seines Fleißes darf sich jeder rühmen«. Allein der Fleiß ist kein Verdienst; denn er entspringt wie von selbst aus der Begeisterung für eine große und gute Sache. Diese Begeisterung erfüllt die, die die Ehre haben, die Gesellschaft zu leiten, und sie bietet die Gewähr dafür, daß das Werk fortschreiten, der Wissenschaft förderlich sein und dem Vaterlande zum Heile und zum Ruhme gereichen wird. Reine Wissenschaft und nichts anderes soll hier gepflegt werden; praktische Gesichtspunkte sollen als solche fernbleiben. Aber wir sind gewiß, daß »die Wissenschaft oft dann ihren reichsten Segen über das Leben ausgießt, wenn sie sich gleichsam von ihm zu entfernen scheint«, und wir vertrauen darauf, daß dem, was uneigennützig und groß gedacht ist, auch der Erfolg nicht fehlen kann.

Alte und neue Staatsauffassung in Amerika.

Von
Paul S. Reinsch.

I.

Das amerikanische Volk befindet sich zurzeit in einer großen Krise. Nicht triumphierend zieht es in einen neu erbauten Nationaltempel ein, sondern schwerer Probleme und drohender Gefahren sich bewußt, iſt es in der Wahl der notwendigen Mittel und Wege noch nicht sicher. In ihm lebt zwar ein feſtes Vertrauen auf die nationale Macht, ein dauernder Enthusiasmus für die alten amerikanischen Ideale; aber welche Form die weitere Verwirklichung dieser Macht und dieser Ideale annehmen soll, darüber iſt man im Zweifel und im Kampf. Der einzuschlagende Weg iſt noch nicht beſtimmt; auch kann man sich auf eine sofortige Lösung aller Schwierigkeiten keine Hoffnung machen.

Durch Analyse des heutigen Zuſtandes lassen sich gewisse große Umschwünge der Entwicklung und neue Tendenzen des Volksgeiſtes kennzeichnen. Mehr oder weniger bewußt haben sie sich im amerikanischen Leben offenbart. Direkt ausgesprochen ſtößt die Notwendigkeit einer neuen nationalen Organisation zwar noch auf großen Widerspruch; jedoch iſt in den jetzigen Bewegungen der Sinn des begonnenen konſtruktiven Zeitalters zu suchen. Verschiedentlich könnte man diese neuen Kräfte charakterisieren. Wir wollen sie aber vorläufig nur unter dem Namen »der neue Nationalismus« andeuten, einem Ausdruck, der schon vom Präsidenten Roosevelt, aber in beschränkterem Sinne, gebraucht worden iſt. Man könnte die jetzige Bewegung auch auf folgende Weise beschreiben: Die [illegible]igten Staaten werden sich ih[illegible] Persönlichkeit als Nation klarer bewußt; sie gehen über von einem ökonomischen Gesichtspunkt und einer induſtriellen Wertschätzung zum rein politischen Denken; vom theoretischen Individualismus der Laisser faire-Schule mehr und mehr absehend, gewinnt man eine soziale Staatsanschauung; so wird die Individual- und Lokal-Demokratie zur Nationaldemokratie. Daneben und darüber werden auch dem Volke die Aufgaben und Anforderungen einer Weltmacht klarer bewußt. So ſtehen die Vereinigten Staaten, wenn man alle diese Entwicklungen ins Auge faßt, vor der Grundlegung einer bewußten und wirklichen Nationalkultur. In ihrem Zusammenhang erblickt, ſtellt diese Bewegung ein großartiges Schauspiel dar, das Erwachen eines aus europäischen Elementen beſtehenden, 100 Millionen ſtarken Volkes zum Bewußtsein einer tieferen Einheit, einer höheren Bedeutung seines nationalen Lebens und seiner Kultur, eines nationalen Zweckes, der nicht vom Geschick allein verwirklicht wird, sondern hohe Ansprüche ſtellt an die Denk- und Schaffenskraft des Gesamt-Bürgertums. Wir sehen hier ein Vertiefen des Kulturgedankens, gegründet auf einer geschichtlichen Erfahrung von 150 Jahren und angeregt durch eine intensive Selbſtprüfung der ganzen Nation.

Bisher war sich das amerikanische Volk in vieler Hinsicht seiner politischen Persönlichkeit noch nicht völlig bewußt. Die Tätigkeiten des ökonomischen Lebens, die Entwicklung der Reichtümer des Landes, nahmen das Hauptinteresse in Anspruch; und es hatte



sich daher jene Einheit des politischen Gefühls und Klarheit des politischen Denkens noch nicht ausgebildet, die sonst in der Geschichte bei Staats-Persönlichkeiten so stark sich gezeigt haben und zeigen: in Rom, Griechenland, Deutschland, England oder Frankreich. Auch hat Amerika nichts von der überlegenden, lange hinaus planenden Diplomatie Europas. Man lebte zwar nicht aus der Hand in den Mund, aber man ließ den Dingen ihren Lauf. Wie der Schöpfer der Welt am Anfang aller Tage die Naturkräfte geordnet, so, glaubte man, hatten die Vorväter 1789 die Institutionen des Landes endgültig in gewissen Bahnen fixiert, ihre Methoden und ihren Sinn bestimmt und sie auf immer gültige Prinzipien basiert. Nachdem nun die Union im Bürgerkriege durch große Opfer erhalten worden war, konnte ihr ja nichts mehr drohen. Man brauchte nur die Traditionen der Vergangenheit zu befolgen und auf »manifest destiny« zu vertrauen. Die Auslegung und Anpassung der Gesetze überließ man den Gerichten, und im übrigen ging man seinen Privatgeschäften nach. Der Politik gab man nur in der kurzen Zeit der Wahlkampagne Beachtung, auch dann nur ganz oberflächlicher Art. Waren Kongreß und Staatslegislaturen erst gewählt, so bat man höchstens eine gütige Vorsehung, darauf hinzuwirken, daß sie sich baldigst wieder vertagen und so die Gemütsruhe des Geschäftsmannes möglichst wenig stören möchten. Es war ein unpolitisches, ökonomisches Zeitalter.

II.

Zum Verständnis der in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Amerika bestehenden Verhältnisse ist es nötig, sich eine genaue Vorstellung der spezifischen Idee der Demokratie in den Vereinigten Staaten zu machen. Jefferson, der Gründer der amerikanischen Demokratie, war gänzlich von den Theorien Rousseaus und der Französischen Revolution beseelt. Er glaubte an die allgemeine Güte der menschlichen Natur und wollte daher, daß die Regierung sich auf das geringste Maß von Machtbezeigungen beschränken sollte. Zentralisation schien ihm vom Übel. Er glaubte an den ewigen Frieden, aber nebenbei sprach er auch die Meinung aus, daß in jedem Menschenalter eine Revolution zu wünschen sei, um Kristallisierung der politischen Macht zu verhindern. Es ist interessant, sich zu erinnern, daß er hier aus dem großen englischen Individualisten Locke schöpfen konnte, der auch die Revolution als gesetzmäßig darstellt, allerdings aber als eine im wirklichen Staatsleben fast nie anzuwendende Methode. Als Jefferson im Jahre 1800 Präsident wurde, hatten die Föderalisten unter Washington und Hamilton schon eine National-Regierung geschaffen, die wirkliche Macht ausübte und sich durch Hamiltons Staatsschuldenpolitik mit bedeutenden ökonomischen Interessen alliiert hatte. Es war zuerst zu befürchten, daß Jefferson, seinen Theorien folgend, versuchen würde, diese Macht zu zerstören oder zu verzetteln. Dies war aber nicht der Fall. Die Handhabung der Macht war anziehend genug auch für den demokratischen Staatsmann und Theoretiker. Er vermochte es sogar über sich, von Napoleon das großartige Louisianagebiet zu erwerben, und leistete damit der Machtentwicklung der Vereinigten Staaten einen nicht zu überschätzenden Dienst. In anderer Hinsicht aber war seine auswärtige Politik ungemein schwach. Er glaubte, daß durch Ablehnung der Handelsbeziehungen mit etwaigen Gegnern die Vereinigten Staaten immer ohne





Krieg ihren Standpunkt behaupten könnten. In die Zeit Jeffersons fällt auch der Anfang der Arbeit des größten Bundesrichters Marshall, der den toten Buchstaben der geschriebenen Konstitution durch seine staatsmännischen Entscheidungen in einen lebenden Organismus verwandelte. Dem Geist des ganzen Zeitalters entsprechend aber waren die Föderalisten sowohl als die Demokraten in der Theorie Individualisten nach der Art Lockes oder auch Humboldts und Kants. Diese politisch-philosophische Weltanschauung, die in ihrer Zeit auch auf das europäische Staatswesen solch bedeutenden Einfluß ausgeübt hat, ist bei uns durch Marshall und andere Bundesrichter sozusagen eingebaut und eingemauert worden in unser Staatswesen. So ist es gekommen, daß Amerika, welches als das praktischste Land der Welt gilt, für sein Staatswesen eine theoretische Basis erhalten hat, welche durch richterliche Entscheidung sogar zum Fundamentalgesetz gemacht worden ist; daher muß noch heute jede neue Ausübung der Regierungsgewalt Spießruten laufen und sich gegenüber dieser nun schon vom Leben der Welt verlassenen Theorie etablieren.

Amerika wurde erst durch den Westen, durch den Einfluß westlicher Zustände wirklich demokratisch. In den älteren Staaten, den früheren Kolonien, herrschte noch eine aristokratische Sozialverfassung, namentlich im Süden. Als aber der Westen jenseits der Gebirge sich schnell mit Pionieren anfüllte, wurde eine andere Gesellschaftsunterlage geschaffen. Diese furchtlosen Kämpfer gegen die Indianer und die unbezwungene Natur waren unabhängige starke Persönlichkeiten. Vor ihnen lag die Welt, die ihnen Reichtum und Erfolg versprach, der aber nur durch sie selbst und durch ihre persönliche obert werden konnte. So war hier der Individualismus und die Gleichheit nicht eine Theorie, sondern die wirkliche Lebensbedingung einer Bevölkerung, die sich im Besitze eines wahren Kaiserreiches fühlte; von den Alleghanies zum Felsen-Gebirge, von der kanadischen Grenze bis nach Mexiko hin lagen die reichen Ebenen diesen friedfertigen Eroberern offen. Da sie nicht in schon lange bestehenden Gemeinwesen lebten, fühlten sie sich zuerst besonders auf die Föderal-Regierung angewiesen, und das Nationalgefühl erstarkte in ihnen. Sie sahen am klarsten die der Nation durch die Sklaverei drohende Gefahr, und als der Kampf zuletzt entbrannte, kamen von hier nicht nur der große Führer, sondern auch die starke Volksüberzeugung, welche Lincoln in den schwersten Stunden unterstützte. Diese westliche Demokratie fand ihren ersten Führer und Helden in dem rauhen Jackson, als Sieger von New Orleans gefeiert. Mit ihm zog sie 1828 in die National-Regierung ein, wo bisher Männer wie Jefferson, Madison und Adams doch immer die Traditionen der älteren Staaten vertreten hatten. Die Demokratie Jacksons war weit mehr national, als die Jeffersons. Sie sagte sich auch grundsätzlich von den föderalen Traditionen los. Ihre Politik war einfach: Dem Sieger gehört die Beute, daher muß beim Regierungswechsel das ganze Beamtenpersonal erneuert werden. Dies Verfahren wurde auch dadurch verteidigt, daß in einer Demokratie ein jeder Bürger als gleichbefähigt angesehen werden muß, irgendwelches Amt zu verwalten. Diesen westlichen Pionieren war es nicht befremdend, sich auf alle möglichen neuen Unternehmungen einzulassen. Sie waren all around men (allseitig) und scheuten sich nicht, irgendwelche Verantwort-



lichkeit zu übernehmen. Die damalige Politik artete aber häufig in bloßes Cliquenwesen aus, eigentlich politisches Denken gab es wenig, und die großen Wahlkampagnen nahmen einen sehr persönlichen Charakter an. Man holte mit Vorliebe alte Kriegshelden hervor, wie den erſten Harrison, während dessen Kampagne Blockhäuser herumgetragen wurden und Apfelwein in Strömen floß; oder auch Taylor, der sich so wenig für Politik interessierte, daß er seit 25 Jahren nicht als Wähler geſtimmt hatte. Männer wie Clay und Webſter, welche ältere ſtaatlichen Traditionen vertraten, konnten unter diesen Umſtänden die höchſte Amtswürde nicht erreichen. Sie kapitulierten auch oft, und so kam in die amerikanische Politik ein Ton des Unwahren, der später zu verhängnisvollen Folgen führen sollte. Jackson selbſt, ein primitiver Haudegen, eine Persönlichkeit von großer Force, machte es zu seinem Hauptzweck, die amerikanische Nationalbank, eine von Hamilton gegründete Inſtitution, zu zerſtören. Ein Fiskalprivileg war zu jener Zeit der Demokratie unerträglich. Man fragte daher nicht lange, ob diese Inſtitution dem Staate nützlich sei, sondern sie wurde als der demokratischen Gleichheit feindselig zerſtört. So wie Jefferson hielt auch Jackson die Nationalautorität aufrecht, und zwar mit noch weit größerem Nachdruck, da er, seinem Charakter gemäß, Angriffe auf die Zentralregierung persönlich auffaßte. Jedoch war er einer Ausdehnung der Regierungsgewalten abhold, und als das Obergericht eine Entscheidung abgegeben hatte, die eine Ausdehnung der föderalen Machtsphäre bedeutete, verhielt sich Jackson ablehnend und sagte: John Marshall hat seine Entscheidung gegeben, nun mag er sie auch ausführen. Bei der Jackson-Demokratie iſt daher auch an einen wahren und vertieften Nationalismus noch nicht zu denken. Der Individualismus herrscht, diese rauhen und oft heroischen Demokraten des Weſtens wollen keine Regierungseinmischung in ihre Freiheit, aus den großen Naturschätzen des neuen Landes Gewinn zu ziehen, sich eine Heimat und Städte zu gründen und ihren Ideen gemäß zu leben. Zugleich beſteht allerdings ein großes Vertrauen auf die Macht des Ganzen, aber dies Ganze iſt gedacht als die Masse der demokratischen Einzelpersonen vereint zu außergewöhnlichen Zwecken, nicht als eine politische Gesamtpersönlichkeit, der der einzelne sich unterordnet. Die Urteile dieser Zeit sind quantitativ, Größe und Masse imponieren. Von der Verfeinerung der Qualität des einzelnen Lebens iſt noch wenig die Rede, es herrscht aber eine ſtarke Lebensluſt, ein Optimismus, erzeugt durch die Freiheit, die Unbegrenztheit des Raumes, die vielversprechende Zukunft des Landes.

Aus dieser Demokratie ist Lincoln hervorgegangen, ein Mann, an dem die großen und freien Züge dieses primitiven Volkslebens sich offenbaren, ein Mann, der jedoch seine welthistorische Bedeutung dadurch erreicht hat, daß er nicht den Durchschnitt seiner Zeit und seines Volkes repräsentierte, sondern durch ſtrenge Selbſterziehung sich auf einen hohen Standpunkt geschwungen hatte, von dem er viel weiter sehen konnte als auch die bedeutendſten Berufspolitiker, die neben im lebten. An seinem Charakter können wir sehen, wie eine große Persönlichkeit sich auf das allgemeine Volksleben, das sie umgibt, ſtützen kann, wie sie aus diesem Kraft und einen tiefen Gerechtigkeitssinn zieht. Dem allgemein Menschlichen seines Wesens blieb Lincoln immer treu. Er hatte sich aber selbst eine Geiſtes-

ſtärke anerzogen, durch die er die Nationalprobleme in ihrer Gesamtheit sehen und beurteilen konnte, und die ihm die Meiſterschaft über gewichtige Männer selbſt der älteren Kultur, wie z. B. seinen Staatssekretär Seward, sicherte.

III.

Dies bringt uns zu der Periode von 1870—1900. In politischer Hinsicht iſt dies eine etwas triſte Zeit. Das Volk iſt in seinem Vertrauen auf das wohlwollende Fatum der Vereinigten Staaten geſtärkt worden und glaubt feſt, die beſtmögliche Regierung in der Welt zu haben. Dieses Urteil beruht aber nicht sowohl auf dem Glauben an die Vortrefflichkeit der Regierung selbſt, sondern darauf, daß sie uns in Ruhe läßt, damit wir im vollſten Maße an dem Ausbauen der Reichtümer des Landes teilnehmen können. Man stellt sich vor, daß in Europa durch die noch übrig gebliebenen Teile einer feudalen Gesellschaftsverfassung dem Menschen die freie Betätigung versagt ist. Es ist dies also eine rein individualistische Denkweise. Über politisches Handeln wird wenig nachgedacht. Das Machen und Auslegen der Gesetze wird noch wie früher zum größten Teil den Richtern und Juriſten überlassen, und die Gesetzgebung wird daher auch vom abſtrakt juriſtischen Standpunkt aus gehandhabt. In der Regierung sowohl der Staaten als der Nation fehlt es an einem wirklich lebendigen Zusammenwirken der politischen Faktoren. Es herrscht eine bewußt hervorgebrachte Zersplitterung der politischen Macht. Die Machtbefugnisse werden auf viele Inhaber verteilt. Das rasche, konsequente politische Handeln iſt daher unmöglich, und es gibt keine konzentrierte Verantwortlichkeit. Auch fehlt es an wirklichen Führern der politischen öffentlichen Meinung. Es ist eine Zeit der großartigſten induſtriellen und ökonomischen Entwicklung, in der man eben für die Politik weder Zeit noch Interesse übrig hat, außer für eine rein persönlich gedachte KampagnePolitik, in der »das blutige Hemd geschwungen wird«, das heißt: in der die republikanische Partei durch Erwecken der Kriegserinnerungen von 1861—5 immer leichte Siege davonträgt.

Aber wenn die öffentliche Gewalt, so weit rechtlich organisiert, ungemein zersplittert ist, verteilt unter Richter, Gouverneure, Beamte und Legislaturen ohne einheitliche Zusammenfügung, so wächſt die Organisation auf anderen Feldern mächtig heran, und es offenbart sich das ererbte und in Amerika noch weiter entwickelte Talent zu großartiger Vereinigung von menschlichen Kräften. Ganz besonders im ökonomischen Leben entfaltet sich diese Wirksamkeit. Durch ein Leben unter neuen Bedingungen erfinderisch gemacht, bringt der Amerikaner es zu großen Fortschritten in der Technik der Industrie. Man sagt es den Yankees nach, daß ihr ganzes Denken und Trachten darin beſtehe, auf andere ihre Arbeit abzuschieben und sich durch Schlauheit zu ernähren. Iſt dies wahr, so hat es wenigſtens dazu geführt, die menschliche Macht über die Natur zu erweitern und menschliche Anſtrengung und Erschöpfung durch technischen Fortschritt zu ersetzen. Hierzu gesellte sich der Drang nach immer größerer Wirksamkeit durch die Anhäufung von Menschen-Energie in großen Korporationen und Trusts. Hierin kam dem Amerikaner die Gewöhnung zugute, mit großen, faſt überwältigenden Faktoren leichthin zu handeln und weite Felder der Wirksamkeit zu übersehen. In der Organisation der großen Industrie und dem Gebrauch von reichen Kapitalien in weit verzweigten Unternehmungen haben es daher die

Amerikaner am weiteſten gebracht. Dies führte aber zu der Anhäufung von großem Privateigentum, doppelt begünſtigt noch durch den Wertzuwachs, den Grundeigentum immer erfährt, wo eine weitgehende und wirkungsvolle Organisation der Induſtrie geschaffen ist. Dies iſt ein Hauptresultat des 19. Jahrhunderts und seines Individualismus in Amerika. Es hat zu großen Vermögensverschiedenheiten geführt, zu der Ansammlung von enormer ökonomischer Macht in den Händen einzelner Organisatoren, eine Macht, die in ihrer Masse oft auf gewissenlose Weise gegen die traditionellen Volksrechte gebraucht wurde.

Aber auch auf dem politischen Felde fand dieses Organisationstalent Mittel und Wege, außerhalb des Rahmens der gesetzlichen Inſtitution, seine Zwecke durchzusetzen. Es läßt sich aus der politischen Erfahrung der Vereinigten Staaten das Gesetz konſtatieren, daß eine künſtliche Zersplitterung der politischen Macht unausbleiblich führen muß zur Konzentrierung großer Autorität in den Händen einzelner. Daß die Richter eine solche Autorität ausüben sollten, war ein Resultat der ganzen politischen Strömung. Man hatte es sich zwar nicht so gedacht, daß die Richter wirklich politisch handeln würden, sie sollten nur die perfekten, von den Vätern ererbten Gesetze auslegen und anwenden. Die Achtung vor diesen Gesetzen aber iſt das, was unserem amerikanischen Staatswesen sein konservatives, autoritatives Element gegeben hat. In Ermangelung der dynaſtischen und ariſtokratischen Stützpunkte europäischer Gesellschaften verließ man sich in Amerika auf die Autorität einer Konſtitution, durch Gesetze ausgeführt und von den Richtern angewandt. Die hohe Achtung, welche der Richterſtand und seine Tätigkeit bei uns genießt, iſt daher das natürliche Gegengewicht gegen eine etwaige zu große Flüssigkeit und Zersplitterung des politischen Handelns. Es fehlte aber bei dieser Ansicht die Würdigung der Natur der Gesetzgebung, die sich den wechselnden Gesellschaftsbedingungen anpassen muß. Vor dieser Macht fürchtete man sich. Man suchte sie so harmlos wie möglich zu geſtalten, indem man sie unter viele Machthaber verteilte. Aber das Handeln einer jeden politischen Gesellschaft verlangt Einheit, und wird ihr diese durch die Form der Inſtitutionen versagt, so sucht sie sie inſtinktiv anderweitig herzuſtellen. So bildete sich gänzlich außerhalb der Legislaturen eine Machtorganisation, wie sie in ihrer Art ſtärker und wirkungsvoller kaum gedacht werden kann. Die Materialien waren Tausende von Wählern, sich gegenseitig unbekannt, übergeschäftig ihren Privatgeschäften nachgehend; weiter Staatsbeamte, jeder mit einer aufs kleinſte begrenzten Machtsphäre, und Gesetzgeber, immer neu erwählt, ohne Erfahrung oder politischen Charakter. Nun kam der Mann, der all diese Faktoren zu einem Ganzen organisieren konnte und sie dabei den großen induſtriellen Interessen dienſtbar machte, so daß in seinen Händen all die Fäden des politischen und ökonomischen Handelns in dem Gemeinwesen zusammenliefen, der B o ß, der Meiſter, der demokratische Diktator. Unter diesen interessanten Männern haben sich die Charaktereigenschaften der Condottieri der Renaissance oftmals wiederholt, obgleich in vielen Fällen die Verfeinerung wegfiel. So hatten wir einen Quay in Pennsylvanien, zynisch veranlagt, der mit den Menschen wie mit Schachfiguren spielte, ihre Seelen kaufte und verkaufte, aber der dabei sich bis in die späte Nacht mit Freunden über



griechische und englische Dichtung unterhalten konnte. Diese Männer vertraten die gänzliche Vermischung kommerzieller und politischer Zwecke. Sie handelten mit der politischen Macht wie mit einer Ware. Da es ihnen Not und viel Denken gekoſtet hatte, einen Vorrat dieser Macht anzusammeln, so sahen sie nicht ein, weshalb derjenige, zu dessen Gunſten die Macht gebraucht wurde, nicht auch dafür zahlen sollte. Andererseits waren sie auch gewöhnlich gewillt, ihren Anhängern ehrlich für die erwiesenen Dienſte aufzukommen. Mir sagte vor einigen Jahren ein alter Korruptions-Senator in New York: Die Reformleute scheinen mir schäbig, sie glauben durch bloßes Reden Stimmen gewinnen zu können. Ich achte den Mann, der bezahlt für das, was er erhält. Und ein langjähriger Boß in Rhode Island sprach wiederholt die naive Meinung aus, daß sein Staat dennoch der beſtregierte sei, denn in ihm könne ein jeder Geschäftsmann das, was er braucht, preiswert bekommen. Es gab eine gewisse Ehrlichkeit auch unter diesen Leuten, auch war ihnen die Humanität nicht gänzlich fremd; aber es fehlte ihnen ganz und gar an den Anfangsgründen der politischen Denkungsart, an dem Auseinanderhalten des geschäftlichen und des politischen Standpunkts und an der Einsicht, daß das Gemeinwesen als solches auch Rechtsansprüche an das Individuum hat.

Anderer Art, jedoch ähnlich, war auch die Macht des Sprechers des Repräsentantenhauses. In den 80er Jahren hatte man aus demokratischen Gründen die Geldbewilligungsmacht des Hauses unter ungefähr 17 Kommissionen verteilt. Das direkte Resultat dieser Maßnahme war das Anwachsen der Macht des Vorsitzenden. Obgleich man sich diesem Anwachsen zuerſt ſtark widersetzte und Reed als Zar und Diktator verschrieen wurde, mußten beide Parteien doch endgültig anerkennen, daß das Gesetzgebungsgeschäft nicht vor sich gehen könne ohne eine solche Zusammenfassung der Macht in den Händen eines einzelnen Mannes. So kam es dazu, daß der Volksvertreter überhaupt ohne die Erlaubnis des Sprechers nicht zum Worte kommen konnte. Von ihm wurden die Kommissionen ernannt und durch sein eigenes Comité über Geschäftsregeln beherrschte er ganz und gar den Geschäftsgang im Hause, so daß keine Gesetzvorlage auch nur zur Sprache kommen konnte ohne seinen Willen. Man hat letztes Jahr diese Befugnisse allerdings etwas beschränkt. Aber die Tatsache, daß sie sich entwickeln konnten, deutet auf eine politische Notwendigkeit hin. Auf gleiche Weise wurde aber auch die Macht einzelner Beamten, wie z. B. die des Präsidenten, ungemein vergrößert. Unter Cleveland, Mac Kinley und Roosevelt nahm die Macht des Präsidenten solchen Umfang an, daß man schon für das Gleichgewicht der Gewalten zu fürchten begann.

Alle diese Entwicklungen, aber namentlich die Konzentrierung politischer Macht in den Händen ganz unverantwortlicher, außer dem Beamtentum ſtehender Männer drohten ernſtlich den repräsentativen Charakter des amerikanischen Staatswesens zu zerſtören. Das Volk wählte zwar noch wie immer seine Vertreter, auch waren die Wahlen im ganzen von offenkundiger und direkter Korruption frei, aber die organisierte effektive politische Macht befand sich in den Händen jener unpolitischen Männer, die das Handeln des Staates im Interesse von einzelnen und von Korporationen auszubeuten verstanden. Die Parteien ſtellen zwar ihre Prinzipien in platforms zusammen, und die Kampagne-Redner



diskutieren aufs eifrigste über den Tarif oder andere Reformen. Jedoch die Verwirklichung dieser Versprechen, die wahre Auffassung und Ausführung der öffentlichen Meinung ließen alles zu wünschen übrig. Eine solche Situation hätte dem Lande verhängnisvoll werden müssen, hätte unsere Entwicklung nicht selbst noch unter dem Zeichen der industriellen und ökonomischen Nutzbarmachung großer Naturreichtümer gestanden. So war es möglich, daß sich das Land trotz dieser politischen Unzulänglichkeiten rasch entwickelte, und daß die Wahrhaftigkeit dieser Seite des Lebens auch noch für das Politische bewahrt wurde durch Festhalten an wertvollen Traditionen und an einer gewissen, wenn auch oberflächlichen politischen Ehrbarkeit.

IV.

Die Jahrhundertwende aber brachte ein schnelles Erwachen der Nation, einen Umschwung gegen die ganze Handlungs- und Denkart der Dezennien seit dem Bürgerkriege. Es ist vielleicht wichtig, sich zu erinnern, daß diese große Bewegung eine der Folgen des Spanischen Krieges darstellt. Der Krieg selbst hatte manche Schwächen der Regierung bloßgelegt, aber als große Nationalaktion bezeichnete er vor der Welt sowie auch in den Augen des amerikanischen Volkes den definitiven Eintritt der Vereinigten Staaten in die Stellung einer der Weltmächte. Der politische Sinn wurde erweckt, im Volk fing man wieder an, wie in den Tagen der Revolution, wirklich politisch zu denken; und das erste, was dabei in die Augen stach, war die gänzliche Unzulänglichkeit und Schwäche der politischen Methoden. So bekamen wir die Literatur der Selbstkritik, der Forschung nach all den unterirdischen Wegen der politischen Machthaber, nach all den üblen Mißständen, die namentlich in den Großstädten, aber auch in den Staatswesen im allgemeinen sich auf die Boßwirtschaft zurückführen lassen, eine Literatur, die freilich oft ins Sensationelle ging und Anschuldigungen erhob, die nicht bewiesen werden konnten, weshalb sie auch von Roosevelt als muck raking getadelt wurden. Aber das erwachende Volk zweifelte nicht, daß in der Hauptsache diese Anschuldigungen die Sachlage wohl richtig darstellen möchten, und daß die bestmögliche Regierung durch den Eigennutz einzelner weit von der Erfüllung ihrer Zwecke abgehalten worden sei. Reichtum und Autorität sind konzentriert in den Händen derer, die keine öffentliche Verantwortlichkeit anerkennen. Mit der Gleichheit der alten Tage ist es vorbei, und es droht sich eine Gesellschaftsordnung zu bilden, in der die Bewegungsfreiheit des einzelnen eingeschnürt wird und so verloren geht.

Die Erbitterung wendete sich zuerst gegen die, welche nicht ehrlich gespielt hatten, welche die Freiheit des amerikanischen Staatswesens dazu benutzt hatten, auf eigennützige Weise ihre Privatinteressen zu fördern. Strafe wird gefordert. Man macht Gesetze gegen Korruption und gegen das private Beeinflussen von Legislaturen. Es erhebt sich der Schrei: die Trusts müssen zerstört werden. Die großartige Organisation der amerikanischen Industrie und Geschäftswelt soll vernichtet werden, damit der freie Wettbewerb, unter dem der einzelne Gelegenheit hat, sein Glück zu machen, wieder hergestellt sei. Diese Tendenz der Volksmeinung bewegte sich noch gänzlich auf dem Boden der alten individualistischen Theorie. Auch ist dieser Gesichtspunkt zurzeit noch durchaus nicht ausgeschieden. Formell beherrscht er noch ganz das juristische



und öffentliche Leben. (Dies erhellt aus den Reden, die Präsident Taft in den letzten Wochen gehalten hat, und in denen er das Zerbrechen der ungesetz⸗lichen Trusts als das wertvollſte Ergebnis seiner Regierung feiert.) Der alte politische Freiheits⸗ und Gleichheits⸗sinn der amerikanischen Demokratie wendete sich hier zerſtörend gegen die Formationen, welche die Natur unseres ökonomischen Lebens selbſt hervor⸗gebracht hatte. Freilich hatte man die Trusts schon immer angefeindet, aber ernſtes Vorgehen gegen sie fand erſt ſtatt nach dem großen Erwachen, von welchem ich gesprochen habe.

Die Volksbewegung blieb aber hierbei nicht ſtehen. Freilich für viele war es das Endziel der ganzen Reform: diejenigen zu ſtrafen, die gegen die repräsentativen Prinzipien gesündigt hatten, und ihr Machwerk von Grund aus zu zerſtören. Andere aber mußten sich sagen, daß die Konzentrierung der ökonomischen Macht in den Vereinigten Staaten doch ganz das Resultat sei jener Freiheit des Wettbewerbs, jener Opposition gegen alle Einmischung der Regierung, welche dem Individuum frei⸗geſtellt hatten, ganz ungehindert seinem Eigennutz zu folgen. Die Erfolgreichen hatten, dieselben Mittel gebraucht wie viele der Erfolglosen, nur mit anderem Resultat infolge größerer Begabung oder vielleicht größerer Skrupellosigkeit. Es wurde daher vielen klar, daß man tiefer gehen muß, daß eine bloß nega⸗tive Aktion gegen die großen Interessen nur von ganz vorübergehendem Erfolg sein könne. So bildete sich die kon⸗ſtruktive Reformbewegung. Sie war zwar auch noch von dem individua⸗liſtischen Ideale beseelt und wollte größten⸗teils hindernd in den Prozeß der Kapital⸗organisation eingreifen, jedoch wollte sie nicht zerſtören, sondern regulieren.

Diese Reformbewegung verfolgt ein vierfaches Endziel. Sie spricht dem Staate die Befugnis zu, das Handeln der großen Kapital⸗ und Induſtrie⸗Interessen zu überwachen; es war dem Volke klar geworden, daß es neben dem Interesse aller einzelnen an der Freiheit auch ein Interesse der Gesamt⸗heit gäbe daran, daß die gegenseitigen Beziehungen der verschiedenen Beſtand⸗teile des Staatswesens harmonisch und auf gerechter Grundlage gehalten würden. Diese Regulierung der großen Interessen bedeutete eine weite Ausdehnung der Regierungsgewalt in den Staaten und in der Nation. Kommissionen für das Eisenbahnwesen, für Versicherung, für öffentliche Gesundheit und Verhinderung des Verkaufs von gefährlichen Präparaten, zur Überwachung der Verhältnisse von Arbeitgebern und Arbeitern und viele mehr wurden ins Leben gerufen. Dies brachte zum Überfluß noch einen scharfen Kompetenzſtreit mit sich zwischen der Nationalregierung und den Staaten. Die letzteren haben ja die direkte Auf⸗sicht über das ökonomische Leben, die Föderalregierung kann nur eingreifen, wenn zwischenſtaatlicher Handel ſtatt⸗findet. Aber es mußte anerkannt werden, daß gerade die Vielfältigkeit der Staats⸗gesetzgebung den großen Interessen die Türe zur Ausbeutung öffnet. Man erinnere sich nur an die Korporations⸗gesetze des Staates New Jersey. Anderer⸗seits aber scheint es auch ungerecht und unweise, einen weitverzweigten Betrieb, wie z. B. das Eisenbahnwesen, der Kon⸗trolle ganz verschiedener, sich gegen⸗seitig widersprechender Staatskommissi⸗onen zu unterwerfen. Dieser Kompetenz⸗ſtreit zwischen Staaten und Nation bildet zurzeit die größte Verfassungs⸗frage in den Vereinigten Staaten.

Das zweite Feld, in dem die Reform⸗politik tätig iſt, iſt die Verhütung

weiterer Ausbeutung des Nationalreichtums durch Privatinteressen. Die Minen, Holzbeſtände, aber namentlich die Wasserkraft sollen so gehandhabt werden, daß dem Gemeinwesen als Ganzem die Kontrolle und ein Teil des Nutzens verbleibt. Auf diesem Feld entspannen sich sehr bittere Kämpfe. Das Organisationstalent der Magnaten hatten nichts weniger unternommen, als alle Wasserkräfte der Nation unter einheitliche Leitung zu bringen; daß dies einen Truſt dieser Art für die Zukunft des Landes bedeutet hätte, liegt auf der Hand. Staaten sowohl als Nation schickten sich daher an, sich so gut wie möglich zu verteidigen, und Konservation wurde das große Programmwort der Reformpartei.

Hierzu gesellt sich nun drittens der Zweck, die Teilnahme der ganzen Wählermasse am politischen Leben weiter auszubilden. Man klagt die Legislaturen an, ihre Vertrauensſtellung gemißbraucht, das Volksinteresse vergessen zu haben. Das Volk muß daher selbſt handeln. So werden in einigen Weſtſtaaten das Referendum und die Initiative nach Schweizer Muſter eingeführt. Die Demokratie wird politisch auf direktere Weise tätig. Hierzu gesellt sich die Abberufung von Beamten, die nach der Volksmeinung ihre Pflicht nur schlecht erfüllt haben. Den Parteiorganisationen wird die Ernennung von Kandidaten aus den Händen genommen. Die Wähler selbſt treten in Primärwahlen zusammen, um Kandidaten für die öffentlichen Ämter aufzuſtellen. Wir haben es hier mit dem Anfang einer weitgehenden Bewegung zu tun (dem amerikanischen Worte gemäß: die Kur für die Übel der Demokratie iſt mehr Demokratie); im vollen Vertrauen auf die politische Weisheit und Tüchtigkeit der Volksmassen will man diesen nun eine viel direktere Teilnahme an der Gesetzgebung überweisen. Inſtitutionen, die nur in den kleinen Schweizer Kantonen bisher erfolgreich durchgeführt worden sind, sollen jetzt in einem Millionen-Volk ihre Prüfung erfahren. Der Gedanke, in seiner Gesamtheit erfaßt, iſt allerdings großartig. Man will das ganze Volk mit dem politischen Sinne durchdringen. Die Kampagnen sollen nicht mehr ein bloßes Aufmarschieren von Wählern für gewisse minderwertige Politiker bedeuten, sondern ein Abwägen von Gesetzen und von Arten des politischen Handelns. Damit verbindet man weitgehende Pläne für die Volkserziehung. Es werden Debatten gehalten, der Staat selbſt druckt und verbreitet die beiderseitigen Argumente über eine Gesetzvorlage. Das Volk, auf diese Art informiert, entscheidet endgültig, ob gewisse Gesetze beſtehen sollen oder nicht. Die Einzelheiten dieses Syſtems unterscheiden sich von Staat zu Staat, jedoch iſt die Einführung derartiger Inſtitutionen in den meiſten, wenn nicht allen amerikanischen Staaten zu erwarten und vielleicht auch für die Nationalregierung selbſt. Die Erfahrung der Zukunft muß zeigen, ob man hier der Demokratie und dem Volksinteresse in der Politik zu viel zugemutet hat. Ein derartiges Syſtem iſt auf die Dauer undenkbar, wenn es nicht vereinigt werden kann mit effektiver Führung durch leitende Männer von repräsentativem Charakter und wahrer öffentlicher Verantwortlichkeit.

V.

Der Einfluß der jetzigen Krisis im amerikanischen Leben geht aber noch viel tiefer, als ich bisher angedeutet habe. Es iſt nicht nur eine Bewegung gegen die Anhäufung von ökonomischer Macht



in den Händen einzelner. Es ist nicht nur das Vorhaben, die großen Korporationen und Trusts unter die Aufsicht der Regierung, zu bringen noch der Wunsch, dem Volke eine größere Teilnahme an der gesetzgeberischen Funktion einzuräumen — nein, es bereitet sich in der Volksseele selbst ein großer Umschwung vor. Bisher war Amerika eine Naturerscheinung, ein Spiel großer Kräfte; nun bildet sich ein politisches Bewußtsein aus; die Gesellschaft, bisher von ökonomischen Gesichtspunkten eingenommen, gewinnt jetzt die politische Anschauungsweise. Noch unlängst sagte ein hervorragender Franzose, daß man in den Vereinigten Staaten zwar genug Selbstbewußtsein, aber kein wahres politisches Bewußtsein vorfände. Man fühle die Macht der Natur und suche ihre vielversprechenden Kräfte durch Menschenenergie nützlichen Zwecken untertan zu machen; aber man hätte sich noch nicht durchgearbeitet zu einem klaren Verständnis nationalen Wesens und nationaler Kultur. Hierzu müßten allerdings die Künste und die Literatur mithelfen; aber es würde sich bald ein fruchtbares gegenseitiges Einwirken zwischen Kunst und Leben bilden, sobald der wahre politische Sinn erst erwacht sei. Um dies in mehr spezifischer Weise auszudrücken: in seiner teilweisen Wirkung heißt dieser Umschwung für uns: Ergänzen des blinden Glaubens an ein »manifest destiny« durch steigendes Pflichtgefühl des Einzelnen gegenüber der Gesamtheit; durch Einsicht in den Zusammenhang zwischen nationalem Fortschritt und weiser Leitung sowie dem ernsten Durchdenken des politischen Handelns durch die öffentliche Meinung. Die Politik, welche bisher von uns nur als Handwerk betrachtet wurde, wird so mehr und mehr zu einem Zweck, durch den sich das nationale Leben in seinen höchsten Emanationen verwirklicht. Bisher hat man sich auf die Form der Institutionen verlassen, die mit Recht gut gebildet schienen; man hat aber durch Erfahrung gelernt, daß die negative Richtung, welche die Politik beherrschte, von Privatinteressen zu eigennützigen Zwecken so gemißbraucht wurde, daß es vor allem nötig ist, sie nun mit einem neuen Geiste, mit einer neuen Inspiration zu beseelen. Der Gebrauch der Institutionen scheint daher von noch größerer Wichtigkeit als ihre Form.

Der alte seichte Individualismus weicht dem Gefühl, daß das Gemeinwesen für den Einzelnen weit wichtiger sei, als früher anerkannt wurde. Die amerikanische Demokratie wird daher in einem neuen Sinn verstanden. Nicht ungezügeltes Selbststreben des Einzelnen, sondern vereinte Arbeit zur Ausbildung des Gesamtwohls wird das Losungswort sein. Teilnahme an der gemeinsamen Tätigkeit, nicht eigennütziges Alleingelassenwerden gibt dem Menschen seinen wahren Wert; so denkt man mehr sozial, und damit mehr politisch. Man sieht in der politischen Macht ein Werkzeug zu sozialen Zwecken. Es kann nicht genug betont werden, daß die Politik in Amerika früher oberflächlicher, persönlicher Art war. Die Idee, daß die politische Tätigkeit einer Stadt wie New York oder eines Staates wie Illinois oder Pennsylvania einen intimen Zusammenhang mit dem Charakter und Wohlsein eines jeden Bürgers habe, lag dem amerikanischen Denken fern. Der Mensch war sich selbst genug, und die Politik wurde angesehen als eine von Männern meist zweiten und dritten Ranges gehandhabte Beschäftigung, die zwar hergebrachterweise nötig, aber von der wenig Gutes zu erwarten sei. Es fehlte auch dem politischen Leben an dramatischem Inhalt. Der hochinteressante Kampf, wie er sich

zum Beispiel zwischen den Parteien im britischen Parlamente abspielt, war nirgends zu finden. Es gab keine klare Artikulation des politischen Handelns. Die Verantwortlichkeit war nicht so festgestellt und konzentriert, daß man Schlag auf Schlag den Effekt eines politischen Treffers oder Fehlers verfolgen konnte; und nur das macht die Politik wahrhaft interessant, wenn man in ihr den Kausalverband direkt ersieht. Die nationalen Führer der letzten Jahre, welche etwas Einsicht in die Wichtigkeit des jetzigen Umschwungs haben, konnten in ihrer Person und in ihrem Handeln dem Volk zeigen, daß die Politik viel inhaltsreicher sei, als man vormals geglaubt hatte. Die Persönlichkeit Roosevelts und solcher Gouverneure wie Hughes, La Follette, Johnson, Folk und Wilson standen vor dem Volk als Verkörperungen von Wünschen und Hoffnungen, die nun auf diese Weise konkret geworden waren und sich durch politische Mittel erreichen ließen. Politisch denken heißt daher für uns, das ganze Leben des Gemeinwesens vom Standpunkte öffentlicher Handlung aus beurteilen; es enthält in sich das klare Gefühl der Zusammengehörigkeit und den Willen, die gemeinsamen Bestrebungen in konkretes Handeln umzusetzen. Wenn wir sagen, daß in diesen Kämpfen Amerika politisch wird, so soll damit natürlich nicht angedeutet werden, daß politische Elemente im bisherigen Leben Amerikas gefehlt haben. Wir wollen aber damit betonen, daß der politische Sinn, wie er einst die Athener beseelte, erst jetzt und durch die Vorkommnisse unserer Tage in Amerika zur Geltung kommt.

Es bricht sich jetzt die Ansicht Bahn, daß die Demokratie auch qualitativ zu verstehen sei. Bisher dachte man sich unter diesem Ausdruck nur eine Masse gleicher Menschen. Jetzt legt man mehr Gewicht auf die gleiche Möglichkeit der individuellen Ausbildung. Das Recht hierzu soll effektiv und dauernd geschützt und verwirklicht werden, so daß es einem jeden möglich ist, seine Eigenart zu entwickeln und sein Talent richtig zu gestalten und zu gebrauchen. In dem ökonomischen Leben Amerikas ist es auch schon zu einer sehr intensiven Spezialisierung gekommen. Man sucht nach Talenten, gibt ihnen Gelegenheit sich auszubilden und belohnt ihre erfolgreichen Bemühungen auf die reichlichste Weise. Es wird nun klar, daß Eigenart nicht unterdrückt oder ignoriert, sondern entwickelt werden muß, damit dadurch die nationale Kultur sich bereichere und es ihr an keinem Element fehle. Oder mit den Worten des Aristoteles: das nationale Leben soll keine Monotonie, sondern eine Harmonie bilden, zusammengesetzt aus vielen Einzeltönen. Solche Spezialisierung setzt aber eine wahre Anerkennung des sozialen Zweckes und der Einheit des gesamten Lebens voraus. Definiert man Zivilisation als »eine Organisation der Gesellschaft, die die höchste Beweglichkeit des einzelnen Bestandteils mit dem kräftigsten Zusammenwirken und der vollsten Schlagkraft des Ganzen verbindet«, so beschreibt man damit den Standpunkt der neuen amerikanischen Demokratie.

Die Betätigung dieser Ideale hat eine direkte Beziehung zum Nationalismus. Um diese Rechte und Möglichkeiten in ihrer ganzen Fülle dem einzelnen zu erhalten und das Volksleben in diesem Sinne zu entwickeln, ist nationales Handeln nötig. Der Demokratismus hat in Amerika nicht immer national gedacht, er ist sehr oft provinzial und einzelstaatlich gewesen. Besonders hat die demokratische Partei immer mit großer Ängstlichkeit auf jede Ausdehnung der nationalen Gewalt gesehen

und dagegen opponiert. Auch hier ging Lincoln weit über seine Zeit hinaus; sein Denken war national, und nur in der nationalen Zusammenstellung der öffentlichen Meinung sah er eine Unterlage, breit und sicher genug für bedeutende öffentliche Handlungen von dauernder Wirkung. Auch Whitman, der Poet der amerikanischen Demokratie, sieht im Nationalismus die richtige und einzige Form ihrer Betätigung. »Ich säe den Samen einer nimmer endenden Nationalität« singt er. Es schwebt ihm vor ein großes politisches Bewußtsein, genährt durch Dichtung und Kunst. Die Einzelheiten malt er noch nicht aus. »Ich suche nur den Pfad zum Hause zu machen, den Bau selbst lasse ich denen, die nach mir kommen.« Was solche Männer voraussahen und erhofften, wird jetzt zur Tat. Auf verschiedenen Wegen kommt man zu der Überzeugung, daß die Entwicklung des Einzelmenschen bedingt werde durch ein nationales politisches Bewußtsein. Man geht so über zu Dingen, die höher stehen als materielles Leben, und man fühlt, daß aus diesen neuen Anregungen entspringen werde die Verwirklichung einer amerikanischen nationalen Kultur.

Wenn ein amerikanischer Präsident in sein hohes Amt eingeführt wird, so leistet er den Verfassungseid vor dem Kapitol in Gegenwart einer hunderttausendköpfigen Volksmenge. Vor ihr verliest er auch seine Inauguralrede; vor und während seiner Amtsführung spricht er oft direkt zu großen Volksmassen und knüpft mit ihnen sozusagen persönliche Verhältnisse an. Hier erscheint das Volk als der Quell aller Nationalkräfte; es zu bewegen, zu führen und auszubilden ist heute die Hauptaufgabe der Staatskunst. Aber nur zu oft denken wir uns das Volk nur in der Masse. Wir denken nur an die graue verschwommene Vielheit, an das Großstadtgedränge und die Fabrikarmeen. Stellen wir uns einmal die einzelnen Menschenkinder vor, aus denen diese Menge besteht, wie jedem ein Menschenherz im Busen schlägt, hoffend, ahnend, vertrauend. Gibt es dort nicht treue Aufopferung, Mut, das Leiden zu tragen und zu überwinden, hohen Sinn, versumpft oder versteinert dies alles, was soll dann aus unseren Hoffnungen und Idealen werden? Dort, in dieser Menge lebt nicht nur die große Volksseele als Ganzes gedacht, nein, von dort steigen auch immer wieder große Menschen empor, denen die Zivilisation viel verdankt. Aus den Reihen der Hirten, Bauern, Händler und Arbeiter kamen uns Künstlernaturen, Dichterfürsten, Denker und Kriegshelden; hier steht vor allem die kraftvolle Gestalt Luthers und der edle Volksmann Lincoln. Was können wir nicht erst von der Menschheit erwarten, wenn die im Volke verborgenen Schätze an Charakter und Können sich immer ungehinderter entfalten; welche Macht des Denkens, Tiefe des Fühlens, welcher Reichtum an Begabung, welch unendliche Fruchtbarkeit für die Kunst.

Hierin liegt das eigentliche Wesen der modernen Nationalidee: der Staat soll wie der griechische ein wahres Gemeinwesen bilden, ein Zusammenleben und eine gegenseitige Erziehung der Staatsmitglieder, wie es Perikles in seiner großen Begräbnisrede für alle Zeiten ausgedrückt hat. Der Menschennatur muß Luft und Spielraum werden. Das soll aber nicht heißen, daß sich alles in einer grauen Masse verlieren dürfe — nein, hohe Zielpunkte, ernste Kriterien muß es namentlich in dem Nationalstaate geben. Aber der gemachten Exklusivität, dem Luxus, Reichtum, Prunk und Staat — diesen gegenüber



steht die mächtige Nationalbewegung, an der das ganze Volk teilnimmt. Nicht als abgeschlossen in sich selbst sollen die Leitenden, die Führer sich denken. Wie wird ihr Geist gehoben durch das Gefühl, das Menschentum in seinem ganzen Umfange zu repräsentieren, aus der Seele des Volkes selbst ihre Inspirationen zu ziehen; welch großartiges Vorhaben, den ganzen Staatskörper mit den Ideen und dem Fühlen des Besten in der Menschheit zu durchdringen, des Nationalgeistes ganz teilhaftig zu machen. So versucht Japan den Samuraigeist lebendig im ganzen Volke wirken zu lassen. Sehen wir auf die Höhen, so scheinen die Menschen besser und größer, wenn sie nicht für sich allein in abgeschlossenen Kreisen leben, sondern dem Wohl des Ganzen sich widmen. Sehen wir auf die Ebenen, wo die Menschenmengen wohnen, so sollte es auch ihr Geschick sein, daß sie teilnehmen an allem Großen, Edlen und Würdigen, das die Denker, Künstler und Staatsmänner erwirken. Diese Führer stellen nur das Beste dar im Streben und Schaffen der Vielheit, ohne deren Stütze auch sie ihre Endzwecke nicht erreichen können. Nicht nur wollen wir daher den Weg offenhalten zur Betätigung aller Talente, sondern auch mit Mut und Energie wollen wir dahin arbeiten, daß schon an sich das Leben der Menschenmasse würdiger, froher und reichhaltiger sich gestalte, daß alle wahrhaft teilnehmen mögen an dem Hohen und Bedeutenden, das das Zeitalter bietet. Ein Volk der aufrechten, klaräugigen, selbstbeherrschenden, tatkräftigen Männer mit Herz und Sinn offen für hohes und edles Gefühl erstreben wir.

Zum Werden des Hamlet.

Von

Max J. Wolff.

Wir haben heute eine strengere Auffassung der dichterischen Originalität als frühere Jahrhunderte. Bei jedem neu erscheinenden Roman und neu aufgeführten Stück findet die Kritik der Tagespresse ihre wichtigste Aufgabe darin, die Abhängigkeit des Verfassers in der Wahl und Darstellung seines Stoffes nachzuweisen und tadelnd hervorzuheben. Andere Zeiten dachten anders. Sophokles behandelte beinahe nur Stoffe, die Äschylus der Bühne schon zugänglich gemacht hatte, Calderon entlehnte mit geringen Änderungen ganze Akte aus den Werken seiner Vorgänger, und auch Shakespeare ergriff in den meisten Fällen — wenn wir nicht: immer sagen können, so liegt das vielleicht nur an unserer Unkenntnis der Quellen — solche Stoffe, deren dramatische Wirksamkeit bereits erprobt war. Schon vor ihm gab es Tragödien von Romeo, Hamlet, Lear und Macbeth, Vorarbeiten, die unser Dichter, der gleich Molière das Gute nahm, wo er es fand, benutzen konnte und benutzt hat. Gerade im Hamlet fällt dem kritischen Beobachter eine gewisse Zwiespältigkeit auf. Neben dem zartesten Humanitätsgefühl kommt stellenweise eine barbarische Empfindungsroheit zum Durchbruch, neben der ängstlichen Scheu vor Blutvergießen ein



derbes Zupacken, das nichts von modernen Rückſichten weiß. Bald ſcheint ein Menſch das Wort zu führen, der mit der feinſten ſeeliſchen und wiſſenſchaftlichen Bildung der Neuzeit begabt iſt, bald ein Recke aus jener Urzeit, in der die Handlung angeblich nach Saxo Grammaticus, dem erſten Erzähler der Hamletſage, ſpielt. Dieſe Gegenſätze könnte man vielleicht durch das zwieſpältige Weſen der Renaiſſance erklären, die trotz hoher geiſtiger Kultur eine tiefe ſittliche Roheit bewahrte, aber ſie zeigen ſich auch im Stile der Tragödie. Dieſe bewegt ſich meiſt in einer Sprache, wie ſie kein Dichter außer Shakeſpeare zu ſprechen vermochte, daneben vielfach in einem Schwulſt, wie ihn ſeine Vorgänger Marlowe und Kyd ſchrieben, und ſtellenweiſe ſogar in einem kindlichen Geſtammel, das an die Frühzeit des engliſchen Renaiſſancedramas erinnert. Der Schluß iſt nicht abzuweiſen, daß dieſe Ungleichheiten durch die verſchiedenen Bearbeitungen des Stoffes verurſacht ſind, von denen die älteren nicht reſtlos in die jüngſte aufgegangen ſind. Wir wiſſen, daß eine Hamlettragödie ſchon vor 1589 vorhanden war, und daß eine ſolche ſchon 1594, alſo acht Jahre vor Shakeſpeares Werk, aufgeführt wurde. Daß es ſich in den beiden Fällen nicht um dasſelbe Stück handelt, kann kaum beſtritten werden, denn es ſteht feſt, daß der älteſte Hamlet, der ſogenannte Urhamlet, eine Nachahmung Senecas, alſo ein klaſſiziſtiſches Drama war, wie ſie damals von Gelehrten verfaßt und in gelehrten Schulen und Körperſchaften geſpielt wurden, während die zweite Tragödie auf einer Volksbühne zur Darſtellung gelangte, ſich alſo der populären Richtung anſchloß. Beide Stücke ſind leider rettungslos verloren, und nicht einmal der Name der Autoren [illegible]erliefert.

Die Quelle des Urhamlet bildet eine Novelle aus Belleforeſts Hiſtoires Tragiques, denn daß ein engliſcher Dichter ſich die Mühe nahm, neben dem beliebten franzöſiſchen Erzähler noch Saxo Grammaticus zu benutzen, darf als ausgeſchloſſen gelten, wenn es auch nicht bewieſen werden kann. In der Novelle iſt Hamlet halb nordiſcher Ulyſſes, halb Herkules, der ſchlaueſte und ſtärkſte von allen, der den Mord ſeines Vaters durch eine kluge Liſt brutal rächt; er erſcheint alſo gerade als das Gegenteil von Shakeſpeares Helden, deſſen Anſchläge zu keinem Ziel führen, und der eine Ähnlichkeit mit Herkules ausdrücklich ablehnt. Aus dem zielbewußten und durch keine Rückſicht gehemmten Rächer iſt bei unſerm Dichter ein Denker geworden, dem das Handeln ſchwer fällt; und ſchon dieſe Veränderung beweiſt, daß Shakeſpeare nicht direkt aus der Novelle geſchöpft haben kann. Er wählte nicht eine Vorlage, um ſie in das Gegenteil zu verkehren; die Umwandlung kann nur allmählich eingetreten ſein. Über den Charakter der gelehrten klaſſiziſtiſchen Dramen in den achtziger Jahren beſteht kein Zweifel, er iſt durch die Vorbilder dieſer Richtung, die Trauerſpiele Senecas, deren Nachahmung auf dem Kontinent und in England ſowie durch die ergänzenden Ausführungen der Theoretiker hinreichend bekannt. Die Hamletſage empfahl ſich gerade einem gelehrten Dichter zur dramatiſchen Behandlung, weil ſie in vielen Punkten den hochgeſchätzten antiken Mythen entſprach, beſonders der Held ſelbſt, der ganz wie Oreſt den Tod eines edlen Vaters zu rächen hat. Der Klaſſiziſt hielt ſich wie alle Angehörige ſeiner Schule, deren Gelehrſamkeit meiſt ihre poetiſche Begabung überwog, bei der Ausführung möglichſt eng an Seneca, und als erſte

Konzession an das Mufter des Römers ift die Erscheinung des Geiftes zu betrachten, von der die Novelle nichts weiß. Die Bedeutung dieser Neuerung darf nicht überschätzt werden. Der Schatten des Ermordeten wandte sich im Urhamlet sicher noch nicht persönlich an seinen Sohn und forderte diesen zur Rache auf, sondern gleich dem Geifte des Thyeft in Senecas Agamemnon hielt er nur einen Monolog mit dem Zweck, den Tatbeftand zusammenzufassen und das für die Tragödie nötige Grausen zu erwecken. Eine Zwiesprache mit dem Sohn und eine Enthüllung des Mordes hätten vorausgesetzt, daß das Verbrechen im geheimen vollbracht wäre, und eine so weitgehende Abweichung von Belleforeft darf bei einem Klassiziften um so weniger angenommen werden, als auch die korrespondierende Ermordung Agamemnons in der Atridensage öffentlich gegeschieht und Oreft nicht erft durch einen Geift offenbart wird. Aber wie dem auch sei, der Held des älteften Stückes war ein Mann, der wie in der Novelle von der Kenntnis des Mordes unmittelbar zu der Beftrafung des Frevlers schritt. Dieser Stoff erscheint ungemein dürftig, aber bei der Handlungsarmut der klassiziftischen Tragödien genügte er zur Füllung der von der Theorie geforderten fünf Akte. Man muß bedenken, daß die Chöre beträchtlichen Raum beanspruchten, daß die Akte sehr kurz waren — der erfte Akt z. B. enthält in allen diesen Stücken nichts als den Monolog des Geiftes —, und daß in ihnen sehr lange, auch für den Urhamlet bezeugte Reden gehalten wurden, die mit der Handlung in keinem oder sehr losem Zusammenhang ftanden. Das alles änderte sich, als der Stoff 1594 für die Volksbühne umgearbeitet wurde. Die Chöre fielen weg, und die lehrhaften langen Monologe und Dialoge hätten die Hörer der Newington Butts, vor denen das Stück gespielt wurde, durch Johlen und Pfeifen unterbrochen. Hier galt es für Handlung zu sorgen, eine Aufgabe, die nicht leicht war, da Anfang und Ende des Stückes feftftanden und nicht geändert werden konnten. Den Schluß mußte die Beftrafung des Frevlers bilden, aber auch ein Zurückgreifen auf die Vorgeschichte in der Art, daß man die Ermordung des rechtmäßigen Herrschers szenisch darftellte, war ausgeschlossen. Die Eröffnung durch den Geift des Toten war zu wirksam, als daß man von ihr hätte abweichen können. Zwischen diesen Polen mußte die Handlung vermehrt und lebendiger geftaltet werden. Wie der Bearbeiter sich half, ersehen wir aus dem deutschen Hamlet, dem sogenannten Beftraften Brudermord, einem von englischen Komödianten in Deutschland gespielten Stück, das in seinen Grundzügen auf die Fassung von 1594 zurückgehen dürfte. Er ließ den Mord des Vaters im geheimen geschehen, so daß dessen überlebender Sohn durch den Geift die erfte Kunde von dem Verbrechen erhält. Dadurch ergeben sich bedeutende Vorteile. Der Geift fteht nicht mehr mit einem überflüssigen Monolog außerhalb der Handlung, sondern wird zum Exponenten des Dramas, der den Racheruf an den Sohn ergehen läßt. Diese Offenbarung aber — sie erfolgt ja nun durch ein Gespenft der chriftlichen Volksbühne, keinen Schatten der griechischen Mythologie — ift unsicherer Art, so daß der Rächer sich nicht auf sie verlassen kann, sondern nach einer Beftätigung suchen muß. Die Suche nach dieser Beftätigung warf eine neue, ungemein spannende Handlung für die erfte Hälfte der Tragödie ab, die bis zu dem Schauspiel im Schauspiel führt. Das war ein retardierendes



Moment, das zweite bestand darin, daß die Aufgabe des Helden von dem Bearbeiter objektiv erschwert wurde. In dem Bestraften Brudermord klagt Hamlet an mehr als einer Stelle darüber, daß sein Oheim stets von Trabanten umgeben sei, und er ihm nichts anhaben könne. Dieses Verhältnis entspricht vermutlich dem Stück von 1594; trotz des besten Willens konnte der Rächer infolge äußerer Hindernisse erst im fünften Akt zum Ziele gelangen. Auf die Art kam die für die Volksbühne erforderliche Handlungsfülle zustande. Hamlet war noch kein Denker, aber er blieb doch passiv, insofern es ihm erst nach langer Frist und nach mehrfachen Versuchen gelang, seinen Oheim umzubringen; er wird zum untätigen Helden, allerdings untätig aus einer schmerzlich empfundenen und gewiß auch schon bitter beklagten äußeren Notwendigkeit. Der Rächer, der nicht handeln kann, der eine große, ihm auferlegte Tat nicht zu vollbringen vermag, reizte Shakespeares Phantasie; freilich unter einem andern Gesichtspunkte als dem der äußeren Behinderung. Der Dichter setzte an ihre Stelle ein inneres Unvermögen. Bei ihm findet sich nicht eine der zahlreichen Bemerkungen des Bestraften Brudermordes, daß der König zu gut bewacht und die Tat deshalb unmöglich sei, im Gegenteil an dem Beispiel des Laertes, der sich auch zur Rache für den Mord seines Vaters berufen glaubt, hat der Dichter sie als leicht erreichbar und nur subjektiv für Hamlet unausführbar geschildert. Während dem Helden bei dem Vorgänger die Gelegenheit zur Bestrafung des Verbrechers mangelt, wird sie ihm bei Shakespeare geradezu aufgedrängt, aber ihm fehlt ein innerlicher Faktor, sie auszunutzen, obschon er sie erkennt und weiß, daß er alles besitzt, um seinen Auftrag zu vollziehen. Die retardierenden Momente sind nunmehr geistiger Art, eine Umwandlung, die natürlich den gesamten Verlauf des Stückes beeinflußt. Es wäre widersinnig gewesen, einen derartigen Helden nach einer äußerlichen Bestätigung der Offenbarung aus dem Geisterreich suchen zu lassen, und Skakespeare gestaltete die Erscheinung deshalb unter Aufgebot seiner ganzen dramatischen Kunst so eindringlich, daß ein Zweifel an ihrer Wahrhaftigkeit nicht aufkommen kann, weder beim Publikum noch bei dem Rächer, der die Ehrlichkeit des Gespenstes ausdrücklich anerkennt. Die Ereignisse, die in dem älteren Stück durch das Motiv der erzwungenen Untätigkeit verknüpft waren, konnte Shakespeare beibehalten, aber sie mußten dem neuen Gesichtspunkte des seelischen Unvermögens untergeordnet werden. Das gelang bei dem Schauspiel im Schauspiel dadurch, daß es nur noch scheinbar von Hamlet als Gewissensprüfung des Königs arrangiert wird, in Wirklichkeit zur Beschönigung seines eigenen Nichtstuns, und dementsprechend nicht mehr den Erfolg hat, dem Verbrecher sein Geheimnis zu entlocken, sondern das des Rächers zu offenbaren. Erst dadurch gelangt das Problem des Nichthandelnkönnens zu völliger Klarheit, da der Held jetzt nicht nur gemäß seines Auftrages, sondern sogar zum Schutze des eigenen Lebens handeln müßte. Wenn die älteren Dramen, wie alle Rachestücke aus jener Zeit, eine allmähliche Annäherung an den Erfolg brachten, so enthält die neue Tragödie ein beständiges Abfallen von dem gesteckten Ziel, statt eines Steigens ein Sinken des Helden. Unter diesem Gesichtspunkte verwendet Shakespeare insbesondere den Aufstand des Laertes und das Auftreten des Fortinbras. Er er-

setzt die direkte Handlung seiner Vorgänger durch eine indirekte, die fehlende Tat des Helden durch die Taten anderer, die dessen Untätigkeit illustrieren. Die Bestrafung des Verbrechers am Schluß ist nicht mehr das Ergebnis eines langgehegten Planes, sondern eine zufällige Aufwallung im Augenblick des Todes.

Jeder einzelne Vorgang hat bei unserm Dichter eine andere Bedeutung gewonnen, aber noch immer führt die Dichtung wie der Urhamlet von der Erscheinung des Geistes zum Tode des Mörders. Der Rahmen ist geblieben, wenn auch der Charakter des Helden und der Zweck der Tragödie sich gerade in ihr Gegenteil verkehrt haben. Belleforests Novelle, der klassizistische Urhamlet, das volkstümliche Stück von 1594 und Shakespeares Meisterwerk, das sind die vier Schichten, die im Hamlet übereinander lagern wie auf dem Felde von Ilion die verschiedenen übereinander getürmten Städte. Steine und Materialien aus der ältesten Lage sind zu den neuen Bauten benutzt worden. Sie bewahren die Zeichen früherer Vergangenheit, wenn sie auch jetzt in ein Bauwerk jüngeren Stiles und höherer Kunstvollendung eingefügt sind. Wenn man das Werden der Hamlettragödie überblickt, so begreift man, daß sie hier und dort Stellen älterer Herkunft aufweist, aber man staunt nicht mehr über das Zwiespältige, sondern über die Meisterschaft, mit der Shakespeare aus der Vielheit die Einheit hergestellt hat.

Mittelstand und Schule.

Von

Georg Kerschensteiner.

I.

Die Erhaltung und Entwicklung eines selbständigen, wirtschaftlich gesunden kaufmännischen, gewerblichen und landwirtschaftlichen Mittelstandes ist eines der Probleme, an welchen alle Interesse nehmen, denen eine freiheitliche Entwicklung des modernen Verfassungsstaates am Herzen liegt. Das Ideal des Staates liegt, wie eine Reihe einfacher Erwägungen leicht zeigen kann, nicht in einer gesellschaftlichen Organisation, die alle ihre Mitglieder in eine immer stärker sich verzweigende Abhängigkeit von einer einzigen Produktions- und Arbeitsmaschine bringt, sondern in der Richtung einer möglichst großen Zahl von wirtschaftlich freien Menschen, die, der wechselseitigen Verknüpfung ihrer Interessen bewußt, den Willen, die Kraft und die Macht besitzen, den Staat, den sie bilden, näher und näher dem Ideal des Kultur- und Rechtsstaates zu bringen, wenn sie auch dieses Ideal niemals erreichen.

Je mehr daher die wirtschaftliche Entwicklung des 19. Jahrhunderts den Mittelstand ins Gedränge brachte, desto mehr sehen wir auch die verschiedenen Staaten auf Mittel und Wege sinnen, ihm Hilfe in seiner Not zu bringen. Es gibt zwar nicht wenige, welche behaupten, daß mit der Entwicklung des Industriestaates der freie wirtschaftliche Mittelstand, vor allem der gewerbliche,



mehr oder weniger dem Untergang geweiht sei, daß alle Versuche, ihn gegenüber der Macht des Kapitals und des Großbetriebes wirtſchaftlich widerſtandsfähig zu erhalten, vergebliche Liebesmühe seien. Diejenigen, welche so sprechen, haben vor allem die ungeheure Menge der Kleinbetriebe im Auge. Die Abnahme dieser Kleinbetriebe in Induſtrie und Gewerbe in Deutschland von 2 175 857 im Jahre 1882 auf 1 989 572 im Jahre 1895 aud auf 1 870 261 im Jahre 1907 bei einer Zunahme der Großbetriebe von 9481 im Jahre 1882 auf 17 941 im Jahre 1895 und auf 29 033 im Jahre 1907 würde dieser Behauptung einige Stütze geben. Allein dieser Abnahme der kleinen Betriebe ſteht ein ſtarkes Wachstum der mittleren Betriebe gegenüber von 85 000 im Jahre 1882 auf 139 459 im Jahre 1895 und auf 187 074 im Jahre 1907, ganz abgesehen davon, daß die erwähnte Abnahme ausschließlich auf die Alleinbetriebe sich beschränkt, die von 1 430 465 im Jahre 1882 auf 994 743 im Jahre 1907 gefallen sind. Noch viel ſtärkere Prozentsätze des Wachstums der ſelbſtändigen Klein- und Mittelbetriebe weisen die beiden anderen großen Gewerbegruppen in Gärtnerei und Tierzucht, in Handel und Verkehr auf. Dazu kommt, daß in diesen 25 Jahren nicht nur die Zahl der induſtriellen und gewerblichen Mittelbetriebe um rund 120 % gewachsen iſt, sondern daß auch die in ihnen beschäftigten Personen von 1,1 Million auf 2,7 Millionen, also um etwa 145 % geſtiegen sind.*)

Gerade dieses Wachstum der Mittelbetriebe aber, das wesentlich ſtärker iſt, als der gesamte Bevölkerungszuwachs Deutschlands in den letzten 25 Jahren, läßt die Hoffnung auf Erhaltung eines kräftigen Mittelſtandes durchaus berechtigt erscheinen. Solange dieses ſtarke Wachstum Beſtand hat, bewegt sich eine vernünftige Mittelſtandspolitik durchaus auf fruchtbarem Boden. Denn ihre Aufgabe kann nicht sein, eine Überzahl von wirtschaftlich troſtlosen sogenannten ſelbſtſtändigen Betrieben aufrecht zu erhalten. Die rund 1550 Schuhmachermeiſter in München mit etwa 1300 Gesellen und Lehrlingen, welche die Berufsſtatiſtik vom Jahre 1907 zählte, sind weder wirtschaftlich noch politisch ein Glück für das Wirtschaftsgebiet der Stadt. Würden 500 von diesen Meiſtern ihre sogenannte wirtschaftliche Selbſtändigkeit einbüßen und die Zahl der Gesellen um den gleichen Betrag vermehren, so würde damit der Mittelſtand dieses Gewerbes nichts verlieren, sondern nur gewinnen. Wenn also eine gesunde Mittelſtandspolitik auf die Erhaltung einer möglichſt großen Zahl von wirtschaftlich freien Menschen ausgeht, so darf sie die Quantität nicht auf Koſten der Qualität dieser Exiſtenzen erſtreben. Dieser Gesichtspunkt iſt ein fundamentaler für die Organisation aller öffentlichen Hilfe, die der Staat der Lösung des großen Problems zur Verfügung ſtellt.

Eine dieser Hilfen iſt nun die Erziehung des Mittelſtandes durch die Schule. Sie iſt um so wichtiger geworden, je größere Ansprüche die Neugeſtaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse an die eben erwähnte Qualität der Mittelſtandsexiſtenzen ſtellt, nicht bloß an ihre

*) Ein ebenso günſtiges Bild zeigt die Entwicklung der landwirtschaftlichen Mittelbetriebe (5 ha bis 20 ha), die von 927 000 auf 999 000 und schließlich auf 1 066 000 geſtiegen sind unter gleichzeitiger Zunahme der von ihnen landwirtschaftlich benutzten Flächen von 9,2 Millionen Hektar auf 10,4 Millionen Hektar. Dagegen sind die landwirtschaftlichen Großbetriebe von 24 991 im Jahre 1882 auf 23 566 im Jahre 1907 gesunken. Von einer Entwicklungstendenz in der Richtung des kapitaliſtischen Großbetriebes kann also in der Landwirtschaft überhaupt nicht die Rede sein.

technische und wirtschaftliche, sondern auch ganz allgemein an ihre geistige und moralische Leistungsfähigkeit, und je mehr die Arbeitsteilung sowohl als der unbarmherzige Konkurrenzkampf namentlich den kaufmännischen und gewerblichen Mittelstand unfähig machen, seinen Nachwuchs aus eigener Kraft allein hinreichend zu erziehen. Daher sehen wir auch heute alle Staaten ohne Ausnahme eingehend die Frage erörtern, ob und wie es möglich ist, durch das Mittel der Schule den Mittelstand widerstandsfähig zu machen. Selbst England und Amerika, die bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts von der freien Konkurrenz alles erwarteten und vom Erziehungsmittel der Schule so gut wie keinen Gebrauch machten, wenden sich nunmehr mit größter Aufmerksamkeit und Energie diesem Mittel zu.

II.

Indem wir nun an die Frage herantreten: Was kann die Schule zur Entwicklung und Kräftigung des Mittelstandes beitragen, richtet sich naturgemäß unser Blick zunächst auf die Ausbildung des jugendlichen Nachwuchses. Hier springt jedoch sofort eine Tatsache in die Augen. Während die gelehrten Berufsarten eine Menge von Vorsichtsmaßregeln getroffen haben, eine bestimmte Qualität ihres jugendlichen Nachwuchses sich zu sichern und durch die vorbereitenden Schulen nicht nur eine Art Auslese zu treffen, sondern auch den richtigen Gebrauch jener geistigen Kräfte zu lehren, deren geschickte Handhabung die unerläßliche Bedingung für die rechte Ausübung dieser Berufe ist, finden wir, wenigstens in Deutschland, die nichtgelehrten Berufe einer Überschwemmung mit ungesiebtem und vielfach minderwertigem Menschenmaterial preisgegeben, und ihre vorbereitenden Schulen, vor allem die Volksschule ohne jede Einrichtung, jene praktischen Begabungen zu entwickeln, auf die einst die wirtschaftliche Existenz ihrer Besitzer sich gründen soll.

Die allererste Frage muß daher sein: Was können unsere allgemeinen Schulen und realistischen Schulen tun, damit zunächst die Qualität des Mittelstandsnachwuchses sich hebt? Das scheint mir die Grundfrage zu sein, denn es bedeutet eine enorme Vergeudung der Mittel, minderwertiges Menschenmaterial durch später einsetzende eigentliche Berufsschulen wirtschaftlich wertvoll zu machen. Kein Pferdezüchter würde so handeln, daß er ohne Rücksicht auf Herkunft und Qualität der jungen Tiere arbeitet.

Für Deutschland ist diese Frage allerdings schwierig zu beantworten. Die ungeheure Entwicklung des pensionsberechtigten Beamtenstandes und die Einrichtung des Einjährig-Freiwilligen-Dienstes im Heere werden bis auf weiteres immer wieder eine sehr große Zahl von begabtem Bevölkerungsnachwuchs in andere Berufskreise drängen, als in die des wirtschaftlichen Mittelstandes. Dazu kommt, daß in Deutschland die allgemeinen Schulen, Volks- wie höhere Schulen, der natürlichen Neigung der Jugend zu manueller Betätigung nicht die allergeringste Nahrung geben. Ja, man kann mit aller Bestimmtheit sagen, daß die Absolventen der realistischen Mittelschulen im großen und ganzen, soweit sie nicht als Meistersöhne in das Geschäft des Vaters treten, für manuelle Betätigung in Gewerbe und Industrie verloren sind. Und doch könnten gerade diese Schulen dem gewerblichen und industriellen Mittelstand ausgezeichnete Qualitäten zuführen, wie es auch bei ihrer Gründung geplant war.



In diesen Dingen liegen die Verhältnisse in England und den Vereinigten Staaten vollſtändig anders. Gerade die höheren Schulen der Vereinigten Staaten, insbesondere die Manual Training High Schools, die in ihren sonſtigen wissenschaftlichen Anforderungen unseren Realschulen gleichzuſtellen sind, haben mir deutlich gezeigt, daß eine geeignete Organisation der Volksschulen und realiſtischen Mittelschulen selbſt gegen so schwierige Verhältnisse, wie sie in Deutschland gegeben sind, mit Erfolg aufkommen könnte.

Die unerläßliche Bedingung iſt, daß wir in allen unseren Volks- und realiſtischen Mittelschulen die natürliche Neigung der Knaben für praktische handwerkliche Betätigung nicht nur nicht einschlafen lassen, sondern, soweit es die Gesamtheit der übrigen Ausbildung erlaubt, nähren und entwickeln. Um die Zeit vom 6. bis zum 14. Lebensjahr sind die gesunden, normalen Knaben sprudelnde Aktivität. So weit sie auf dem Lande leben, fehlt es kaum an Gelegenheiten, diese Neigungen schon im Arbeitskreise der Familie zu befriedigen. Ganz anders liegen die Verhältnisse in den Städten, vor allem in den Großſtädten. Arbeitsſtätte und Familienwohnsitz sind meiſt völlig von einander getrennt. Der Knabe lernt die geregelte syſtematische Handarbeit vor dem Eintritt in die Meiſterlehre weder zu Hause noch in der Schule kennen und damit vor allem nicht die Arbeitsfreude, die auch den I n t e l l i g e n t e n an die manuelle Arbeit zu fesseln imſtande iſt. Geht er nach dem 10. Lebensjahre in die höheren Schulen über, so tritt erſt recht ausschließlich geiſtige Arbeit an ihn heran, mit der Wirkung, daß nach sechs weiteren Jahren die Luſt an handwerklicher Betätigung [illegible] völlig erloschen iſt.

Man kann direkt sagen, daß unsere allgemeinen Schulen, so wie sie heute organisiert sind, weit mehr geeignet sind, Knaben und Mädchen von der praktischen Arbeit hinwegzuführen, als sie ihr zuzuleiten. Welche Summen von intelligenten Kräften auf diese Weise heute dem wirtschaftlichen Mittelſtande dadurch entzogen werden, das mag man daraus schließen, daß die Schülerzahlen der realiſtischen Anſtalten in Bayern z. B. seit 60 Jahren von 2800 auf 20200 gewachsen sind, sich also versiebenfacht haben, während die Bevölkerung selbſt kaum um die Hälfte gewachsen iſt[1]). Auf 100 Einwohner trafen im Jahre 1851 im Königreich Bayern 61 Realschüler, heute dagegen 294, und nur ein verschwindender Bruchteil dieser Schüler tritt in den gewerblichen und induſtriellen Mittelſtand über. Denn unsere allgemeinen Schulen haben keine Beziehung zum praktischen Leben. Sie führen ein eigenes, vom sonſtigen Leben des Schülers isoliertes Dasein. Wie können wir erwarten, daß sie ihre Schüler reizen, in dieses Leben einzutreten, oder gar, daß sie die Schüler für dieses Leben erziehen? Wie sollen unter solchen Verhältnissen Menschen mit guter Intelligenz und Willenskraft den Berufen des gewerblichen und induſtriellen Mittelſtandes sich zuwenden? Vernünftige Wahl der Lebensarbeit iſt das Ergebnis vernünftiger Vorbereitung. Die Jugend kann sich nicht beruflich selbſt finden, ohne daß wir ihr das Rohmaterial für eine durchdachte Wahl liefern. Der Widerſtand, den heute vor allen die Schulmänner der Einführung von praktischer Arbeitsgelegenheit in unsere

[1]) Die Schülerzahl der humaniſtischen Anſtalten hat sich in der gleichen Zeit in Bayern nur verdoppelt. Sie iſt von 10934 auf 21855 gewachsen.

Volksschulen und realistischen Mittelschulen entgegensetzen, wäre nicht nur verständlich, sondern vollauf berechtigt, wenn die Neigung unserer Jugend zur Betätigung auf mehr oder weniger rein geistigen Arbeitsgebieten läge, die das Wesen der heutigen Schule ausmachen, und wenn die geistige Arbeit allein Verstand und Charakter entwickeln ließe. Aber das ist es eben, daß die Betätigungstriebe dieses Alters ungleich stärker nach der rein praktischen Arbeit gehen, und daß diese rein praktische Arbeit, sofern sie nur gründlich und systematisch in der Schule organisiert ist, für die große Mehrzahl eine wesentlich fruchtbarere Schule der Verstandes- und Willensbildung ist, als die geistige Arbeit in diesem Alter. Wie viele Klagen über Faulheit und Gleichgültigkeit aus den Schulstuben der Volksschulen Münchens kommen, aus ihren Werkstätten vernehmen wir nur sehr wenige. Die frohe Seelenverfassung der Schüler an diesen Arbeitsstätten assen sie rastlos tätig sein. Wer aber n irgendeiner Betätigung einmal den Segen der Arbeitsfreude wahrhaft gekostet hat, der läßt nicht mehr so leicht von ihr, wie sehr auch andere Bilder ihn verlocken mögen. Ich sah in den Vereinigten Staaten in nicht wenigen Fabrikbetrieben eine große Anzahl von Lehrlingen, welche die Manual Training High Schools absolviert hatten, deren wissenschaftlicher Unterricht, wie bereits erwähnt, etwa dem unserer deutschen Realschulen gleichzustellen ist, die aber ein Drittel der ganzen Unterrichtszeit auf praktische Übungen verwenden, auf gießen, schmieden, schlossern, schreinern. Wie viele Absolventen von Realschulen finden wir bei uns in Deutschland geneigt, als Lehrlinge auf 3 bis 4 Jahre in Fabrikbetriebe oder größere Gewerbebetriebe einzutreten? Darum möchte ich immer und immer wieder den Fundamentalsatz aller Unterrichtsorganisation predigen: Öffnet in den Volksschulen und realistischen Mittelschulen die Tore der Freude für praktische Arbeit! Sie werden dann sicherlich unserem Mittelstand wieder eine wesentlich größere Zahl von wertvollem Nachwuchs zuführen, und der Wert dieses Nachwuchses wird nicht bloß darin liegen, daß intelligente Menschen mit Freude an gewissenhaftem manuellem Schaffen in den Mittelstand eintreten, sondern auch darin, daß die unter der Lebensluft der Schaffensfreude herangewachsenen Knaben auch innerlich nicht so verkrüppelt sind, wie wir es heute bei Tausenden von Mittelschülern beklagen, die auf dem ihnen nicht liegenden geistigen Arbeitsgebiete sechs Jahre lang unter hartem Zwange zu ackern genötigt waren. Der Glaube, daß durch Einführung von praktischen Arbeitsgelegenheiten in unsere Volks- und Mittelschulen die übrige Ausbildung zu kurz kommen müsse, ist, solange gewisse Grenzen nicht überschritten werden, ein grober Aberglaube, der nicht zum wenigsten durch die Lehrer dieser Schulen selbst genährt wird. Jedermann kann leicht das psychologische Gesetz beobachten, daß, sobald wir mit unseren Unterrichtsmaßnahmen die Neigungen des Zöglings treffen, die aus dem befriedigten Tätigkeitstrieb von selbst entspringende Arbeitsfreude auch über alle anderen Dinge sich erstreckt, die wir geschickt mit jenem Arbeitsgebiete, das die Arbeitsfreude ausgelöst hat, zu verbinden imstande sind.

Das erste und vordringlichste also, was dem wirtschaftlichen Mittelstande nötig ist, ist eine Organisation der Volks- und realistischen Mittelschulen, von der zu erwarten ist, daß sie ihm



wieder eine größere Zahl von geiſtig und moralisch wertvollen Schülern zuführen wird, die diesen Weg freiwillig suchen, weil sie während ihrer Unterrichtszeit den Wert sorgfältiger, gewissenhafter praktischer Arbeit an sich selbst erfahren und den Segen reiner Arbeitsfreude an sich selbſt gefühlt haben. Die bayerischen Landwirtschaftschulen und öffentlichen Handelsschulen sind ein gutes Beispiel für die Möglichkeit der Verwirklichung dieser Forderung, ebenso wie die bereits erwähnten Manual Training High Schools und Vocational Schools der Vereinigten Staaten und die Écoles professionnelles von Frankreich und Belgien. Die Erfüllung dieser Forderung wäre nicht bloß ein Glück für den wirtschaftlichen Mittelſtand, sondern auch für das gesamte Schulwesen. Sie werden auch für den Staat selbst ein Glück sein, der erst auf diesem Wege für eine größere Zahl von wertvollen Menschen wirkliche Bildung ermöglichen kann, die heute entweder im Zwange der rein theoretischen Schulen zugrunde gehen oder doch nicht zur Ausbildung ihrer beſten Kräfte gelangen. Freilich werden diese Forderungen erſt erfüllt werden, wenn endlich unser myſtischer Glaube vom absoluten Bildungswert beſtimmter Studien schwindet, und wenn praktische Arbeit nicht mehr auf jeden Fall als minderwertig für vornehme Seelenerziehung angesehen wird. Gewiß macht Hobeln keinen Gentleman, aber eine lateinische Übersetzung macht ebenso wenig einen. Es muß etwas hinzukommen, und das iſt in beiden Beschäftigungsarten das gleiche: die Gesinnung, die hinter der manuellen und der geiſtigen Arbeit ſteht, die Absichten, die mit ihr verbunden, und die Gewohnheiten, die durch sie erzogen werden. Richtig geleiteter, praktischer manueller Unterricht wird nicht bloß Geschicklichkeit entwickeln, sondern, was viel wichtiger iſt, Beobachtungsgabe, Umsicht, Ehrlichkeit, den Ehrgeiz, eine Sache am beſten zu machen, vor allem aber Unternehmungsluſt und soziale Gesinnung in Hilfsbereitschaft, Hingabe und Vertragstreue.

Die so organisierten öffentlichen Schulen können aber keine andere Aufgabe zugewiesen erhalten, als die natürliche Auslese für den Nachwuchs des wirtschaftlichen Mittelſtandes zu verbessern und zugleich gewisse grundlegende Eigenschaften zu erziehen, worunter die echte Arbeits- und Schaffensfreude, die der Junge beim Eintritt in den Beruf aus der Schule mitbringt, eine der wertvollſten Gaben sein wird.

Die große Frage iſt nun: Was kann die Schule tun für jene, die bereits gewählt haben, für jene, die in die Reihen des wirtschaftlichen Mittelſtandes eingetreten sind? Das eine iſt klar: Der Mittelſtand selbſt besitzt nicht mehr die Möglichkeit, die allseitige Erziehung des Lehrlings aus sich selbſt zu besorgen. Die Anforderungen, die unsere Zeit an den Landwirt, Kaufmann und Gewerbetreibenden ſtellt, sind zu groß, die guten Betriebe aber sind zu einseitig geworden. Die Ausbildung des Mittelſtandes hat nach einer dreifachen Richtung zu gehen: nach der rein technischen, nach der kaufmännisch wirtschaftlichen, nach der ſtaatsbürgerlich moralischen. Das einzelne Mitglied soll nicht bloß alle Arbeitsprozesse seines Berufes, seine Maschinen, Werkzeuge und Materialien gründlich verſtehen lernen und aus diesem Verſtändnis heraus gesunde Initiative entwickeln; es soll seine Aufgaben auch kaufmännisch rechnerisch erfassen, Einkaufs- und Absatzgebiete zu würdigen und richtig zu benutzen verſtehen und

dann, was mindestens ebenso wichtig ist, wie alles übrige, Gemeingeist erwerben und ihn unter seinen Berufsgenossen und im Kommunal- wie im Staatsverbande betätigen. Die Allgemeinheit hat keine Verpflichtung gegenüber Mittelstandsangehörigen, die ausschließlich von egoistischen wirtschaftlichen Interessen erfüllt sind, die rücksichtslos und gleichgiltig gegen ihre Mitbürger nur ihre rein persönlichen Angelegenheiten verfolgen. Wenn die Allgemeinheit Opfer zu bringen hat für die Hebung des Mittelstandes, so liegt die Berechtigung zu dieser Forderung in der Aussicht auf die Förderung der gesamten Wohlfahrt und daher in der Erziehung des Nachwuchses nach der dritten von mir betonten Richtung, eine Grundforderung, die systematisch überhaupt nur durch entsprechende Schuleinrichtungen erfüllt werden kann.

Es ist nun in hohem Grade lehrreich, zu beobachten, wie die Staaten im Laufe der letzten 20 bis 50 Jahre dem immer stärker werdenden Bedürfnis nach besserer Erziehung des Mittelstandes, vor allem des gewerblichen und industriellen, entgegengekommen sind. Ich habe auf meinen Reisen die meisten Typen dieser Bildungsanstalten persönlich kennen gelernt und will versuchen, in kurzen Umrissen ein Bild von dieser ungeheuren Mannigfaltigkeit zu geben. Aus diesem Bilde wird dann die Wirksamkeit der verschiedenen Schuleinrichtungen leicht von selbst sich folgern assen.

III.

Wir haben drei Gruppen von Schuleinrichtungen zu unterscheiden: die Gruppe der Lehrlingsausbildung, die Gruppe für die Ausbildung der Gehilfen und die Gruppe für die Ausbildung der Meister. Die interessanteste und wichtigste von allen dreien bleibt immer die erste Gruppe. Denn was in der Lehrlingsausbildung versäumt wird, läßt sich später nur schwer nachholen. Daß wir so viele Bildungseinrichtungen für Gehilfen und Meister nötig haben, die sich nicht selten mit mit dem A-B-C ihres Berufes befassen müssen, ist lediglich ein Zeichen dafür, daß die Lehrlingsausbildung selbst noch immer im Argen liegt.

Für die Ausbildung der Lehrlinge existieren in den Kulturstaaten der Erde acht wohlumschriebene Typen von Schulen, die ich unter zwei Hauptabteilungen vereinigen will.

Die erste Hauptabteilung umfaßt jene Anstalten, die im wesentlichen aus öffentlichen Mitteln unterhalten werden. Es sind dies:

1) die öffentlichen (bisweilen auch privaten) Abendkurse für gewerbliche, technische und künstlerische Bildung ohne irgend welche Bezugnahme auf die Meisterlehre;

2) die öffentlichen gewerblichen Fortbildungsschulen mit oder ohne Schulwerkstätten in Verbindung mit der Meisterlehre;

3) die öffentlichen kooperativen Lehrlingsschulen im Zusammenhang mit der Meisterlehre;

4) die öffentlichen Lehrwerksstätten und Fachschulen mit Ausschluß der Meisterlehre.

Die zweite Hauptabteilung umfaßt jene Anstalten, die im wesentlichen aus privaten Mitteln unterhalten werden. Es sind dies:

5) die Innungs- und Genossenschaftsfachschulen für Lehrlinge in Verbindung mit der Meisterlehre;

6) die singulären Fabriklehrlingsschulen mit rein theoretischem oder mit theoretischem und praktischem Unterricht;



7) die kooperativen Großbetriebsfachkurse für Lehrlinge;

8) die kooperativen Vorbereitungsschulen ohne gleichzeitige Meisterlehre.

Der erste Typus, die öffentlichen Abendkurse, ist die ursprüngliche Form der Fürsorge für eine weitergehende Ausbildung von Lehrlingen und Gehilfen. In Deutschland waren sie vom Anfang des 19. Jahrhunderts an bis in die achtziger Jahre die Hauptform der öffentlichen Fürsorge um die Lehrlingserziehung. Mit der Entwicklung der gewerblichen obligatorischen Fortbildungsschulen sind sie aber für die Ausbildung der Lehrlinge immer unwichtiger geworden. Heute sind die Abendkurse in den meisten Städten Deutschlands und Österreichs nur mehr für gewerbliche und kaufmännische Arbeiter über 18 Jahre, die ihre Lehrlingszeit also hinter sich haben, gedacht und sind in der Hauptsache an Kunst- und Handwerkerschulen eingerichtet, in vielen Städten aber auch mit der obligatorischen gewerblichen Fortbildungsschule für Lehrlinge verbunden. Ganz anders liegen die Verhältnisse in Frankreich, England und den Vereinigten Staaten, wo sie als Courses d'adultes bezw. als Evening Schools noch heute die Hauptfortbildungsgelegenheit für die Lehrlinge bilden. Namentlich hat ihre Entwicklung in den Vereinigten Staaten großartige Dimensionen angenommen, und die Stadtverwaltungen bringen bedeutende finanzielle Opfer für die Einrichtung und Ausgestaltung dieser Abendschulen Ja, diese Abendkurse, die nicht selten auch mit Werkstätten verbunden sind, bieten bisweilen sogar Gelegenheit, in einem vier- bis sechsjährigen Kursus die vollständige Ausbildung, welche die Manual Training High School zu geben imstande ist, zu erwerben und so den Lehrling vorzubereiten zum Eintritt in die weitergehenden Technical Colleges. Für die Erziehung der Lehrlingsmassen kommt der Typus nicht in Betracht. Der durchschnittliche Lehrling oder gar der geistig und moralisch schwächer begabte hat nicht die Kraft, nach erfüllter Tagesarbeit diese Fortbildungsgelegenheiten aufzusuchen oder, wenn er dazu den Anlauf nimmt, auszuhalten und sie einigermaßen für seine Entwicklung auszunutzen.

Die Musterländer für den zweiten Typus, die gewerbliche Fortbildungsschule neben der Meisterlehre, sind Deutschland, Österreich und die Schweiz. Diese Schulgattung greift mit Ausnahme von München und Wien und neuerdings einigen Städten in Baden und Württemberg im wesentlichen die praktische Ausbildung nicht auf. Sie begnügt sich mit der rechnerisch kaufmännischen und zeichnerischen Ausbildung und seit etwa 5 bis 10 Jahren mit einer homöopathischen Dosis staatsbürgerlicher Belehrung. Die Zeit wird lehren, daß diese Form der Fortbildungsschule ohne Schulwerkstätten nicht genügend ist für eine nennenswerte Förderung des Mittelstandes. Wie sehr diese neue Schulgattung auch einen Fortschritt bedeutet gegenüber den Zeiten vor 20 und 25 Jahren, und wie wertvoll sie im Hinblick darauf ist, daß sie die ganze Masse der Bevölkerung trifft — ein wesentliches Hindernis für die Entwicklung dieses Typus ist der Mittelstand selbst, der sich, wenige deutsche Städte ausgenommen, nicht entschließen kann, diese Schulen auf die Grundlage von Werkstätten zu stellen und den Lehrlingen die qualitativ und quantitativ hinreichende Zeit für den Besuch dieser Schulen zu geben. Die Zahl der Unterrichsstunden ist in der Mehrzahl der Fälle 6 in der Woche. Sie sinkt aber in vielen Fällen auf 4 und steigt nur in München auf 9, in Wien auf 12 Stunden die Woche,

wobei nur in München die ganze Zeit dieses Unterrichtes auf einen Werktag zwischen morgens 7 bis abends 7 Uhr fällt.

Nicht wesentlich verschieden von der äußeren Form dieser Fortbildungsschulen, aber ungleich wirksamer in seiner inneren Organisation ist der dritte Typus, den ich die kooperative Lehrlingsschule genannt habe. Er ist ganz vereinzelt in Deutschland. Das Musterbeispiel ist die ausgezeichnete Schule für Feinmechanik in Göttingen, die im Jahre 1907 eingerichtet wurde, und die zeigt, was aus einer Fortbildungsschule neben der Meisterlehre gemacht werden kann, wenn die Meister selbst von der nötigen Einsicht erfüllt sind. Die Göttinger Betriebe für Feinmechanik und Optik haben sich zur Ausbildung ihrer Lehrlinge vereinigt und mit Hilfe der Stadt und des Staates eine die Meisterlehre ergänzende Lehrlingsschule eingerichtet, deren Unterrichtszeit beträchtlich über das Maß der landläufigen Fortbildungsschule hinausgeht, sowohl was die Qualität als auch die Quantität betrifft. Die Schule ist eine städtische Einrichtung, die vom Staate wesentlich unterstützt wird, und zu der auch die Meister einiges beitragen. Die Organisation der 52 Münchener Fortbildungsschulen kommt dieser kooperativen Lehrlingsschule in allen wesentlichen Punkten sehr nahe. Aber unsere Münchener Schulen müssen an Bildungskraft nicht unwesentlich hinter der Göttinger Schule zurückstehen. Die Lehrlinge in Göttingen erhalten in vier aufsteigenden Jahreskursen durchschnittlich wöchentlich 14 Unterrichtsstunden, die auf die Wochentage von 7 bis 12 Uhr und von 5 bis 8 Uhr gelegt sind, und zu deren Besuch die Lehrherren die Schüler vom Werkstattdienste befreien. Aber nicht nur, daß damit die Unterrichtszeit dieser Schule um mehr als 50 % selbst die Münchener Organisation übertrifft, noch ein anderer wesentlicher Punkt ist höchst bemerkenswert. Im dritten Lehrjahre werden die Lehrlinge für 6 Monate gänzlich von der Meisterlehre entlassen und völlig der Fachschule überwiesen, um neben dem fortlaufenden theoretischen Unterricht bei voller Tagesarbeit ganz der Schulwerkstätte anzugehören. Welch ein großzügiges, von tiefem Verständnis für ihre eigensten Interessen getragenes Entgegenkommen zeigen hier die Göttinger Meister gegenüber der kleinlichen Haltung so vieler anderer Meister in den meisten deutschen Städten in der Fortbildungsschulfrage!

Das Muster des vierten Typus, der öffentlichen Lehrwerkstätten, gab zunächst Frankreich, die Schweiz und die Vereinigten Staaten. Die Berner Lehrwerkstätten für Schreiner-, Schlosser-, Spengler- und Schuhmacherlehrlinge waren beispielgebend für die wenigen deutschen Einrichtungen dieser Art, die wir außer unseren niederen Maschinenbau- und Webeschulen besitzen, wie etwa die Lehrlingstagesschulen für Schlosser, Spengler und Schreiner in Augsburg, für Holzbearbeitung in Fürth.[1]) Einzig in ihrer Art sind die Lehrwerkstätten, die Paris in der École Diderot für Metallverarbeitung, in der École Estienne für den gesamten Buchdruck, in der École Boulle für das gesamte Holzverarbeitungsgewerbe besitzt. Theoretisch genommen würde diese Schulgattung die beste Bildungsstätte für den gewerblichen Mittelstand bilden. Die Organisation dieses Typus war auch ausdrücklich ge-

[1]) Zu diesem Typus gehören auch die Staatshandwerkerschulen Österreichs und die vereinzelte, aber recht nützliche Gewerbeschule in Posen. Diese Schulen sind richtige Lehrwerkstätten, ersetzen aber nicht die ganze Meisterlehre, sondern nur ein bis zwei Jahre derselben.



rade für die Hebung dieses Standes erdacht. Für alle drei Richtungen der Ausbildung, der technischen, kaufmännischen und ſtaatsbürgerlichen, iſt in ihnen ausgezeichnete Fürsorge getroffen. Mit der körperlichen und manuellen Erziehung wird gleichmäßig die geiſtige und moralische in drei bis vier aufeinanderfolgenden Jahreskursen bei wöchentlich 44 bis 56 Stunden Unterricht gefördert. Eine syſtematische Lehre versperrt allem gedankenlosen Arbeiten den Eingang. Gesundheitslehre, Turnen, Bürger- und Lebenskunde, Literatur und Geschichte finden genügend Zeit zur Hebung der Allgemeinbildung im Wochenplane dieser Lehrwerkſtätte. Allein neben diesen unvergleichlichen Vorzügen ſtehen nicht unwesentliche Schattenseiten, wenigſtens in den Lehrwerkſtätten auf dem europäischen Kontinent. Die Erhaltung solcher Lehrwerkſtätten verschlingt bedeutendere Summen, und eine weite Verbreitung dieser Schulen würde überdies gerade den beſten Nachwuchs der Meiſterlehre entziehen. Aber dies alles wäre vielleicht noch zu rechtfertigen, wenn die Zöglinge dieser Schulen nun auch wirklich in den praktischen Mittelſtand als Gehilfen und Meiſter eintreten würden. Denn damit würde sich sehr rasch das ganze Niveau des Standes heben und vielleicht die Schulen mehr und mehr überflüssig machen. Die Mehrzahl dieser Schüler aber, und darunter gerade die beſten, öffnen garnicht die Tore, die sie in das harte praktische Leben führen würden. Sie suchen ihre Zuflucht in allen möglichen Stellen, nur nicht in der praktischen Arbeit. Und so kann man wohl sagen, daß diese Schulen vielleicht wohl der Entwicklung der Induſtrie, aber im allgemeinen nicht dem gewerblichen Mittelſtand dienen. Eine bemerkenswerte Ausnahme bilden nur die Lehrlingsfachschulen, welche zur Förderung der Hausinduſtrie in wirtschaftlich armen Gegenden dienen, die Schnitz-, Töpfer-, Stickerei-, Klöppel- und Korbflechtschulen.

Nicht ganz die gleichen Beobachtungen habe ich in den Vereinigten Staaten gemacht, wo bei dem gänzlichen Darniederliegen der Meiſterlehre die öffentlichen Lehrwerkſtätten als einzige Ausbildungsplätze für gewerbliche Berufe zu einem unentbehrlichen Bedürfnis geworden sind. Die Manhattan-Gewerbeschule für Mädchen in New York, die Williamson-Freischule in Philadelphia, die Ranken-Gewerbeschule in St. Louis und viele andere, die ich besucht habe, weisen eine Menge von Schülern auf, die als praktische Arbeiter nach der Schule in das Leben eingetreten sind und sich selbſtändig gemacht haben. Die Scheu vor der praktischen manuellen Arbeit iſt eben jenseits des Ozeans unter den gebildeten Menschen bei weitem nicht so groß wie diesseits, um so größer dagegen Willenskraft und Initiative, durch der eigenen Hände Arbeit eine selbſtändige Stellung sich zu erringen.

Der fünfte Typus, der Typus der Innungs- und Genossenschaftsfachschulen in Verbindung mit der Meiſterlehre, iſt ziemlich nahe verwandt dem erſten. Er unterscheidet sich von ihm nur durch noch viel ungünſtigere Unterrichtszeiten (es sind meiſt Abendschulen), durch faſt ausschließliche Beschränkung auf technische, zeichnerische und rechnerische Ausbildung, und er leidet vor allem unter den nie zur Ruhe kommenden Streitigkeiten der Mitglieder der beruflichen Verbände. Die Qualität dieser Schulen hängt durchaus von den Bildungsansprüchen ab, welche die Ausübung des betreffenden Berufes an seine Mitglieder ſtellt. Relativ gute Beispiele finden sich unter den Innungsfachschulen

Berlins und den Genossenschaftsfachschulen Wiens. Am kümmerlichsten sind sie naturgemäß — von einigen Ausnahmen immer abgesehen — in den kleinen Städten. Im allgemeinen kann man sagen, daß dieser Typus nicht in einer aufsteigenden Entwicklung begriffen ist.

Von hohem allgemeinen Werte dagegen kann der sechste Typus, die Fabriklehrlingsschule, werden, namentlich da, wo die Fabrik in den Händen eines einzigen warmfühlenden Besitzers ist. Freilich kommt die Ausbildung der Lehrlinge hier nicht ohne weiteres dem Mittelstande zugute. Immerhin aber haben wir Fälle genug, in denen ausgezeichnete Arbeiter, die den Segen einer guten Fabriklehrlingsschule genossen haben, in die Reihen des Mittelstandes eingetreten und zu wertvollen Mitgliedern geworden sind. Die gute Fabriklehrlingsschule kann alle Vorzüge des Typus 4, der öffentlichen Lehrwerkstätten, in sich vereinigen, ohne daß sie ihre Nachteile haben muß. Ich habe in den Vereinigten Staaten in den »Electrical Lynn-Works« bei Boston ein glänzendes Beispiel dieser Art gesehen, wo bei einer Gesamtbelegschaft von 10 bis 11000 Arbeitern und Arbeiterinnen etwa 350 Lehrlinge beschäftigt sind, welche die Fabrik aus dem besten Material auswählt und durch eine strenge allseitige Schulung zu hochqualifizierten Arbeitern ausbildet. Auch in Deutschland wächst der Typus mehr und mehr. 1908 gab es in Preußen allein 54 Fabriklehrlingsschulen mit 5741 Schülern. Ein einzigartiges Muster ist die Fabrikschule der Dresdener Möbelwerkstätten in der Gartenstadt Hellerau unter dem feinsinnigen, menschenfreundlichen Besitzer Karl Schmidt. In Preußen finden wir sehr gute Beispiele im Werner-Werk zu Berlin[1]) der Firma Siemens & Halske, in der Maschinenfabrik von Ludwig Löwe in Berlin, in Bayern in den Fabrikschulen der Siemens-Schuckertwerke in Nürnberg, der Dinglerschen Maschinenfabrik in Zweibrücken, der Maschinenbaugesellschaft Nürnberg. Wenn der alte, ausgezeichnete Grundsatz, den Gréard in seiner, der Stadt Paris 1872 überreichten Denkschrift zur Gründung von Lehranstalten niedergelegt hat, wonach solche Schulen sorgen müssen, den Menschen nicht im Lehrling, den Staatsbürger nicht im Arbeiter untergehen zu lassen, in diesen Fabriklehrlingsschulen beachtet wird, dann werden sie zweifellos ein wertvolles Instrument auch für die Hebung des gewerblichen und industriellen Mittelstandes und lösen zugleich eine brennende wirtschaftliche Frage.

Von ähnlicher Bedeutung ist der siebente Typus, die kooperativen Großbetriebsfachkurse für Lehrlinge, wie sie sich vor allem in den Vereinigten Staaten in zwei interessanten Formen entwickelt haben. Die eine ist das System of co-operative Education der 35 größeren mechanischen und elektrischen Betriebe von Cincinnati, die im Jahre 1906 beschlossen, eine bestimmte Zahl ihrer Lehrlinge in besonderen Unterrichtskursen an der Universität unterrichten zu lassen. Der Unterricht ist Tagesunterricht. Je zwei Lehrlinge sind derartig gekoppelt, daß, während der erste den Unterricht eine Woche besucht, der zweite die gleiche Woche in die Werkstätte geht. Die nächste Woche wechseln beide. Die Kurse erstrecken sich auf 6 Jahre, wovon also 3 Jahre auf den theoretischen

[1]) Eine gute Beschreibung dieser Schule im XVIII. Jahrgang der Concordia Nr. 14, 15. Juli 1911.



Unterricht und 3 Jahre auf die eigentliche Meisterlehre treffen. Eine solche Organisation setzt, falls sie auf alle Lehrlinge ausgedehnt würde, voraus, daß die doppelte Anzahl von Lehrlingen in den Betrieb eingestellt wird, die an sich nötig wäre.

Die andere Form arbeitet mit dem normalen Lehrlingssatze und ist der vorigen ziemlich ähnlich. Wir finden sie beispielsweise in den Vereinigten Kaufhäusern des John Wanamaker in Philadelphia. Jeder Lehrling der vereinigten Großbetriebe besucht allwöchentlich zu bestimmten Vormittagsstunden die für alle Betriebe von den Kaufhäusern gemeinsam eingerichteten theoretischen und praktischen Unterrichtskurse.

Eine letzte Form endlich bildet der achte Typus, den ich als kooperative berufliche Vorbereitungsschule bezeichnet, und den ich in einem schönen Beispiel in der Fachschule für Buchdrucker in Boston gefunden habe. Die sämtlichen Buchdruckereien Bostons unterhalten eine einjährige, ganztägige Schule für ihre Lehrlinge. Sobald der Lehrling aufgedungen und durch Lehrvertrag in die Korporation aufgenommen ist, wird er sofort für das ganze erste Jahr von der Meisterlehre befreit und zum Besuch der Cooperativ-Schule verpflichtet. Hier wird er systematisch in alle Arbeitsprozesse eingeführt, sodaß er nach Ablauf des ersten Jahres nun mit größerer Sicherheit und Bestimmtheit in der eigentlichen Meisterlehre weiterschreiten kann. Wenn auch diese Form augenscheinlich weniger der Lehrlinge wegen, als der Meister wegen erdacht ist, so scheint sie mir doch einen guten Wink zu geben, wie in vielen Städten für die Massen der jugendlichen Arbeiter ein für diese wie für die Betriebe selbst gleich nützlicher Ausweg zu weiterer Ausbildung eingeschlagen werden kann.

Außer diesen acht Typen existiert noch ein neunter Typus, die sogenannter Half-time-schools Englands, die wir auch in Belgien ziemlich verbreitet finden. Die Zöglinge besuchen den halben Tag die Fabrik, die andere Hälfte des Tages die Schule. Aber im allgemeinen stehen bei diesen Schulen Schulunterricht und Fabrikbetrieb bezw. Schulunterricht und Beruf in keiner Beziehung, weshalb für unsere Betrachtung dieser Typus gar nicht in Frage kommt.

Schon aus diesem Überblick über die Lehrlingsschulen erkennt man, welch eine Mannigfaltigkeit von Ausbildungsgelegenheiten neben und anstelle der Meisterlehre durch Schuleinrichtungen für den gewerblichen Mittelstand vorhanden sind. Und alle haben sich erst in den letzten 40 Jahren entwickelt. Dazu kommen nun noch jene Schulen, welche heute die Staaten, Kommunen und Privaten für Ausbildung der Gehilfen und Meister zur Verfügung stellen, die Bauschulen, Textil- und höheren Maschinenbauschulen, die Handwerker-, Kunstgewerbe- und Fachschulen aller Art. Sie setzen teils die Lehrlingserziehung fort, teils bilden sie einen nicht ganz einwandfreien Ersatz für eine vernachlässigte Lehrlingsausbildung. Schon die bloße Existenz aller dieser Einrichtungen lehrt mit voller Deutlichkeit, daß die Zeiten längst vorbei sind, wo der gewerbliche und industrielle Mittelstand die Erziehung seines Nachwuchses ausschließlich selbst in die Hand nehmen konnte, wie das zu den Zeiten des ausgehenden Mittelalters der Fall war.

IV.

Wenn man mich nun nach Merkmalen für die Güte und Zweckmäßig-



keit irgend einer dieser Schulen fragt, so möchte ich zwei bezeichnen, die alle anderen Kennzeichen schlagen, und die wir stets zu wenig beachten. Sie liegen nicht in der größeren oder geringeren manuellen Geschicklichkeit, welche diese Schulen erzeugen, nicht in den Kenntnissen von Maschinen, Werkzeugen, Materialien, die sie dem Schüler mitgeben, nicht im Zeichnen, nicht im Rechnen und Kalkulieren, nicht in dem Eßlöffel voll staatsbürgerlicher Weisheit, den sie darbieten; sie liegen in der Seelenverfassung, die sie im Schüler zu erzeugen vermögen, in dem Grade reiner Freude am manuellen Schaffen und in der Tiefe des moralischen Bedürfnisses, alle Arbeit so ehrlich, so gewissenhaft, so überlegt, so vertragstreu wie möglich auszuführen. Aus diesen zwei Grundeigenschaften wachsen alle anderen notwendigen Eigenschaften von selbst. In dem Mangel an diesen zwei Qualitäten liegen die Hauptgefahren für den Aufstieg des gewerblichen Mittelstandes. Namentlich der Wert derjenigen Schulen, in denen die großen Massen des Nachwuchses ihre ergänzende Bildung finden sollen, der landläufigen, weitverbreiteten Fortbildungsschulen, ist mit dem Maßstabe, der aus diesen beiden Qualitäten gewonnen wird, zu messen, nicht zum mindesten deshalb, weil sicher die Hälfte aller ihrer Schüler in ihren eigentlichen Arbeitsverhältnissen weder für Arbeitsfreude noch für allseitige Solidität und Gründlichkeit der Arbeit und Vertragstreue den rechten Nährboden finden. Die Erziehung von Arbeitsfreude und Arbeitsehrlichkeit gelingt aber nicht durch bloße Belehrung, durch das Anhören schöner Vorträge und Predigten und durch das Lesen moralischer Bücher. Sie wachsen nur auf dem Boden der praktischen Arbeit selbst, und hieraus ergeben sich alle Folgerungen für die wesentlichen und unentbehrlichen Grundzüge derjenigen Schulorganisationen, die dem Mittelstande wahrhaft nützlich sein können, und die man in bescheidenem Maße im Gewerbeschulwesen der Stadt München zu verwirklichen gesucht hat.

Solange die große Überzahl von Inhabern der Klein- und Alleinbetriebe nicht die Konsequenzen ziehen aus diesen fundamentalen Wahrheiten und in kleinlichem Egoismus einer wirksamen Gestaltung der Fortbildungsschulen hinderlich entgegentreten, werden keine Mittel des Staates imstande sein, ihnen wirkliche Hilfe zu bringen. Denn die großen Massen schlecht ausgebildeter Arbeiter und Betriebsinhaber, das sind die Hauptfeinde für den Aufstieg des gewerblichen Mittelstandes. Die geistig und moralisch Tüchtigen dagegen werden immer das Schiff ihrer Existenz aus den Stürmen des wirtschaftlichen Kampfes zu retten vermögen und zwar um so mehr, je weniger sie durch unfähige Genossen in ihren Handlungen gehindert werden.

Kirche und Recht.

Von

Walther Schoenborn.

Das Problem der Vereinbarkeit von Kirche und Recht iſt für unsere Kulturwelt so alt wie die chriſtliche Kirche selbſt. Zuerſt in vielfachem Gegensatz gegen das ſtaatliche Recht und selbſt nicht als rechtlich organisierte Gemeinschaft iſt die chriſtliche Kirche emporgekommen. Jedoch schon vor ihrer Anerkennung durch den Staat und ganz besonders seit dieser hat die Kirche begonnen, aus ihrem eignen Schoß ein eignes Recht zu erzeugen; — das iſt unleugbar, und im Mittelalter tritt uns das Kirchenrecht sogar als ein besonders fein ausgeſtaltetes und durchgebildetes Recht entgegen, das vielfach überlegen den unfertigen, unentwickelten germanischen Rechten sich gegenüberſtellt. Von der Mitte des 12. Jahrhunderts ab beginnt die Glanzepoche des Kirchenrechts, die Zeit des kanonischen Rechts. Und wenn auch gerade gegen einen Teil der hier ausgebauten Normen schon relativ bald eine energische Opposition einsetzt nicht nur seitens der erſtarkenden ſtaatlichen Gewalten, sondern auch aus dem Innern der Kirche heraus, durch die reformatorischen Bewegungen: der Gedanke des rechtlichen Aufbaus der Kirche bleibt als solcher unerschüttert. Auch wer das Konzil über den Papſt zu setzen sucht, will doch die Stellung beider und damit die Organisation der Kirche überhaupt auf Rechtsregeln basieren. Und dies Prinzip blieb auch in den großen Kirchenbildungen der Reformation gewahrt; selbſt Luther, der Recht und Juriſterei aufs entschiedenſte verabscheute, konnte einer gewissen rechtlichen Organisation seiner Gemein[illegible] die Dauer nicht entraten. Auch die folgenden Jahrhunderte haben daran nicht gerüttelt. Und heute sehen wir in den evangelischen Kirchen und noch mehr in der katholischen eine raſtlose Gesetzgebungstätigkeit sich vollziehen.

Also: wir haben von den Anfängen bis zur Gegenwart chriſtliche Kirchen vor Augen, die ganz von Rechtsnormen durchzogen und durchdrungen sind, und dieser Tatsache gegenüber kann zunächſt die Frage lächerlich erscheinen, ob denn im Grunde Kirche und Recht zwei miteinander vereinbare Größen sind. Aber wenn man tiefer in die Gegenwart wie in die Vergangenheit hineinschaut, verliert die Frage alles Lächerliche. Denn schon seit geraumer Zeit hat sich nicht mehr so lebhaft wie gerade in den letzten Jahren im Gebiet der katholischen wie auch der evangelischen Kirche die Opposition geregt gegen die Verbindlichkeit von Rechtsnormen, die in formell durchaus korrekter Weise zuſtande gekommen sind. In der katholischen Kirche war es namentlich der sogenannte Moderniſteneid, in der evangelischen das preußische »Irrlehregesetz«, gegen welche sich der Widerspruch wandte; und zwar arbeitete man gerade mit dem Argument, daß diese Normen die richtig verſtandenen kirchlichen Lebensinteressen gefährdeten. Aber Moderniſteneid wie Irrlehregesetz sind ja in ihrer Art konsequente Schlußfolgerungen aus dem Charakter der Kirchen als Rechtsanſtalten; und wenn diese Konsequenzen mit den kirchlichen Lebensinteressen d. h. mit dem wahren Wesen der Kirchen unvereinbar sein sollen, so

müssen es auch ihre Prämissen sein, so muß auch gezweifelt werden, ob denn nicht überhaupt Recht und Kirche in ihrem Wesen einander widerstreiten.

Und nun zeigt ein aufmerksamer Blick in die Geschichte der letzten Jahrhunderte einige interessante Momente. Einmal steigt seit der Reformation der Staat als Machtfaktor über die Kirche empor, selbst in katholischen Ländern geht lange Perioden hindurch Staatsrecht vor Kirchenrecht; ja, Kirchenrecht scheint vielfach nur noch dort vorhanden, wo seine Entstehung und Geltung ausdrücklich vom Staat anerkannt oder doch geduldet ist. Andrerseits aber: gerade auf jenem Gebiet, wo man das Hauptfeld kirchlicher Betätigung suchen möchte, auf dem Gebiete des persönlichen Glaubens regt sich ein auf die Dauer unwiderstehlicher Drang des Individuums nach Freiheit von jedwedem Rechtszwang. Diesen Drang soll der Staat nicht nur selbst respektieren, vielmehr auch der Kirche gegenüber sichern. »Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen« lautet das letzte Wort sogar bei dem so autoritätsfreundlichen Luther, wo der Staat den persönlichen reinen Glauben, die reine Lehre unterdrücken will; umgekehrt aber wird sofort der staatliche Arm zur Hilfe ergriffen oder doch gesucht, wo die herrschende Kirche das individuelle Gewissen zu zwingen droht. Vorbereitet im Zeitalter der Aufklärung ist dann allgemein durch die jungen Verfassungsstaaten die Glaubens- und Gewissensfreiheit des Einzelnen in der Tat garantiert worden; in den meisten Kulturstaaten ist heute jeder Bürger in der Lage, sich jeglicher Zwangsgewalt, überhaupt allen Rechtsnormen seiner bisherigen kirchlichen Gemeinschaft zu entziehen durch den ihm (nach Erreichung eines bestimmten Lebensalters) freigestellten Austritt aus dieser Gemeinschaft, — mag die betreffende Kirche selbst auch den Austritt für unmöglich erklärt haben. Weiterhin können in vielen Staaten, namentlich auch in vielen deutschen Einzelstaaten, bestimmte kirchliche Rechtsnormen gegen den Einzelnen zwangsweise durchgeführt werden nur mit Genehmigung der Staatsgewalt. Das heißt doch aber: der moderne Staat erkennt für gewisse Fälle ein Bedürfnis des Individuums an auf Schutz vor dem Kirchenrecht und seiner Durchführung, — auch wenn das Individuum weder irreligiös noch unkirchlich gesinnt sein sollte. Also: die tatsächliche Existenz von katholischem und evangelischem Kirchenrecht beweist doch vielleicht nicht so unwiderleglich seine innere Notwendigkeit und Berechtigung. Die Wirklichkeit zeigt tiefgreifende Konflikte zwischen Kirchenangehörigen und Kirchenrecht. Und damit ist auch die Frage gerechtfertigt: sind denn im Grunde Kirche und Recht vereinbar?

Natürlich handelt es sich bei dieser Prinzipienfrage vor allem um das von den Kirchen selbst produzierte Recht. Denn soweit der Staat Rechtsnormen mit Geltung für die Kirchen aufstellt, greift er doch meist in die inneren Verhältnisse der Kirchen zu ihren Angehörigen nur insofern ein, als er dem Wirkungsgebiet der Kirchen und damit auch dem Gebiete, in welchem sie rechtsetzend tätig werden können, gewisse Schranken zu ziehen sucht, ohne den so geschaffenen »kirchenrechtsfreien« Raum mit neuen eigenen Normen auszufüllen.

Was antworten nun die Kirchen selbst auf die Frage nach der Existenz und der Möglichkeit eines Kirchenrechts? — Da lautet die Antwort nicht ganz gleich in der katholischen wie in der evangelischen Kirche.



(Genau genommen kann man ja freilich nicht von einer evangelischen Kirche, vielmehr selbst für Deutschland nur von den evangelischen Landeskirchen sprechen; für die hier behandelten Grundfragen jedoch läßt sich eine typische evangelisch-kirchliche Auffassung behaupten, sofern man nur die scharfe calvinistische Richtung ausschaltet.)

Die römisch-katholische Kirche ist begrifflich Rechtskirche. Sie ist zunächst die von Gott (Christus) auf Erden gestiftete Heilsanstalt, die »von Christus und seinen Nachfolgern regierte Anstalt zur Erlösung der Menschheit« (Friedberg). Gott hat verordnet, daß nur durch sie den Menschen das Heil vermittelt werden kann. »Extra ecclesiam nulla salus«. Aber andererseits hat er sie auch mit einem Schatz von Gnadengaben ausgestattet, durch welchen sie instandgesetzt ist, grundsätzlich allen ihren Mitgliedern das Heil zu vermitteln. An viele dieser Gnadengaben knüpfen sich übernatürliche, magische Wirkungen; darum kann der Gnadenschatz auch nicht beliebig von jedermann verwaltet werden, sondern nur auf Grund besonderer Befähigung und nach fester Ordnung. Der Einzelne, der Laie ist von Hause aus nur Objekt der kirchlichen Heilsvermittlung und Heilstätigkeit; nach festen Regeln nur kann an ihm durch die nach Kirchenrecht verordneten Organe die notwendige Heilsarbeit vollzogen werden. So ist die katholische Kirche von vornherein ihrem Wesen nach scharf auf eine rechtliche Organisation hingewiesen. Dazu kommt aber noch ein Weiteres von höchster Bedeutung. Nach ausdrücklicher katholischer Lehre ist Christus nicht nur als Religionsstifter, vielmehr auch als Gesetzgeber erschienen; er hat nicht nur Glaubenswahrheiten offenbart, vielmehr seinen Gläubigen auch Rechtssätze gegeben. Die römische Kirche besitzt somit ein göttliches Recht, von Gott selbst gegeben, für alle menschliche Willkür natürlich unabänderlich: ein übernatürliches Recht, das von den Menschen, auch von den höchsten kirchlichen Organen bloß zu erkennen, aus der Heiligen Schrift namentlich und aus der »divina traditio« herauszuentwickeln ist, das aber nicht neu gegeben und nicht abgeändert werden kann außer etwa durch unmittelbaren göttlichen Willensakt. Die Grundlinien der ganzen kirchlichen Organisation, die Scheidung zwischen Klerus und Laien, der Aufbau der Hierarchie, Priesteramt und Bischofsamt, der päpstliche Primat beruhen auf göttlichem Recht. Daneben kann wohl auch menschliches Recht in der Kirche geschaffen werden, aber nur in Ergänzung des göttlichen und nur durch jene Faktoren, welche von der Kirche selbst dazu berufen sind. Da nun aber die Grundordnung der Kirche göttlichen Rechtes ist, so ist Anerkennung dieser Ordnung nicht nur Rechts-, sondern auch Gewissenspflicht, religiöse Pflicht. Nichtkirchliche Organe können aber nicht nur nicht im Widerspruch mit dem ius divinum, sondern überhaupt nicht die Kirche verpflichtende Rechtsnormen schaffen.

Ganz anders im Prinzip die evangelische Kirche (lutherischer Richtung). Ihr ist das Recht eine Äußerlichkeit, welche in das Wesen der kirchlichen Aufgaben und Zwecke nicht eindringt, dieses Wesen nicht berührt. Das Recht ist notwendig nur zur Bewahrung der guten äußeren Ordnung in der Kirche. Die Offenbarung hat den Menschen keine Rechtssätze gebracht, sie beschäftigt sich nur mit religiösen Dingen. Allerdings: Ordnung muß in der Kirche



sein, und damit auch Recht, das ist auch göttlicher Wille. Aber wie das Recht im einzelnen beschaffen sein solle, darüber hat Gott Unmittelbares nicht verordnet; darum kennt die evangelische Kirche kein göttliches Recht im Sinne der katholischen Kirche und auch grundsätzlich kein Bedenken dagegen, daß nichtkirchliche Organe, insbesondere Staatsorgane das für die Kirche erforderliche Recht schaffen.

Also: beide Kirchen erklären zwar das Recht als für sich notwendig, aber in verschiedenem Maße und mit verschiedener Begründung.

Ist dieser kirchliche Standpunkt nun innerlich konsequent, und ist er haltbar?

Ehe wir hierzu Stellung nehmen können, muß erst über die Grundbegriffe Klarheit erzielt sein; vor allem: was ist »Recht«, was sind »Rechtsnormen«? Es will nämlich scheinen, daß der Begriff des »Rechtes« für die katholische Kirche ein etwas anderer ist als für die evangelische und für den modernen Staat.

»Rechtsnormen« sind jedenfalls einmal Normen, d. h. allgemeine Regeln für das Verhalten der Menschen, Regeln also, welche psychologisch motivierend auf den Menschen wirken sollen. Darüber hinaus aber beginnt die Diskrepanz. Im Sinne des modernen Staates unterscheiden sich Rechtsnormen von anderen Normen durch folgende wesentlichen Merkmale:

»1. Es sind Normen für das äußere Verhalten der Menschen zueinander;

2. es sind Normen, die von einer anerkannten äußeren Autorität ausgehen;

3. es sind Normen, deren Verbindlichkeit durch äußere Mächte garantiert ist.« (Jellinek, Allgem. Staatslehre [2] S. 325).

Die Normen des katholischen Kirchenrechts aber entsprechen dieser Abgrenzung nicht ganz. Man kann wohl im Sinne der katholischen Kirche die Gottheit, den obersten Gesetzgeber, als eine anerkannte äußere Autorität ansehen; auch äußere Mächte, welche die Verbindlichkeit des katholischen Kirchenrechts garantieren, ließen sich anführen. Aber: das katholische Kirchenrecht regelt und normiert nicht nur das äußere Verhalten der Menschen zueinander, es regelt auch die innere Gesinnung und das Verhältnis des Einzelnen zu Gott. Der Katholik ist zur unbedingten Unterwerfung auch unter die Kirchenlehre verpflichtet, der Glaube ist dem Katholiken nicht nur schlechthin ethische, sondern zugleich Rechtspflicht; Ketzerei, Abfall von der Lehre, ist daher kirchliches Verbrechen, das mit schweren kirchlichen Strafmitteln geahndet wird. Wir fragen: wie ist das in der Praxis durchführbar? Da doch jedes kirchliche Reagieren auf rechtswidrige Handlungen der Gläubigen sich nur durch Vermittlung menschlicher Organe vollziehen kann — mag es sich um ein strafendes oder disziplinäres oder sonstiges Einschreiten gegen den Schuldigen handeln — und da doch diese menschlichen Organe immer nur an ein sinnlich wahrnehmbares Verhalten, nicht an bloß psychische Vorgänge bei dritten Personen anknüpfen können! Die Frage lautet mit anderen Worten: Fehlt jenen kirchlichen Normen, welche den Glauben, das innere Verhalten der Einzelnen zu regeln unternehmen, nicht die Garantierung durch hinreichend wirksame Faktoren? Da kennt nun die katholische Kirche höchst interessante Institutionen, um die Durchführung ihrer Gesetze auch im Glaubens- und Gesinnungsgebiet zu sichern. Zunächst ist eines vorauszuschicken: »Glaube« im Sinne der katholischen Kirche ist nicht so sehr eine durch unmittelbares persön-

liches Erleben der religiösen Wahrheit gewonnene innere Gewißheit (so grundsätzlich die evangelische Auffassung), als ein mehr verstandesmäßiges, durch den Willen weitgehend bestimmbares Fürwahrhalten des Überlieferten, der religiösen Dogmen. Für das weitere richtige Verständnis ist von entscheidender Bedeutung der Gedanke, daß — im Regelfall wenigstens — jede Verletzung einer kirchlichen Rechtsnorm zugleich eine Sünde im religiösen Sinn darstellt. Das Verhältnis des Einzelnen zu Gott, vor dem selbstverständlich alle Gedanken offenbar liegen, der also auch über alle inneren Vorgänge im vollen Umfang zu richten imstande ist, ist sodann in eigentümlich juristischer Weise ausgestaltet; die katholische Kirche kennt ein ganzes System von Normen, nach welchen die Gottheit laut ihrer eignen in der Offenbarung ausgesprochenen Erklärung ihre Strafgewalt über den Einzelnen handhaben will; und umgekehrt: auch die Voraussetzungen, unter denen Gott dem Menschen sein Vergehen vergeben, die Strafe des Vergehens erlassen will, sind von ihm geoffenbart; der Eintritt der Ewigkeitsstrafen, der Höllenstrafen, die Versetzung ins Fegefeuer wie andererseits die Sündenvergebung vollziehen sich nach festen Grundsätzen, an welche nun gewissermaßen Gott auch selbst gebunden ist. In weitem Umfang hat nun aber Gott angeordnet, daß die Feststellung des künftigen Strafeintritts oder die Vergebung der Sünden auch durch menschliche Organe (an seiner statt) geschehen könne, — und damit erhalten diese natürlich zugleich eine ganz außerordentliche Stellung; — aber die Sündenvergebung kann nur dann eintreten, wenn dem menschlichen Spender der göttlichen Gnade die begangene Sünde bekannt gemacht wird: das geschieht in der Beichte. Während das weltliche Recht selbst dem sonst zur Aussage verpflichteten Zeugen vor Gericht gestattet, die Auskunft über solche Fragen zu verweigern, durch deren Beantwortung er sich selbst der Gefahr strafgerichtlicher Verfolgung aussetzen würde, verpflichtet die katholische Kirche ihre Mitglieder zu spontanem Selbstbekenntnis der begangenen Sünden und macht die wenigstens einmalige Beichte im Jahr sogar ausdrücklich zur Rechtspflicht; freilich sind ja in der Beichte grundsätzlich nur die Sünden bekanntzugeben; aber jede Verletzung eines kirchlichen Rechtsgebots stellt regelmäßig auch eine Sünde dar und muß also gebeichtet werden. So kommen denn auch reine Gesinnungsvergehen zur Kenntnis der menschlichen Organe der Kirche, und so wird diesen eine Reaktion, ein Einschreiten auch dort möglich, wo der Verstoß gegen das kirchliche Recht sich noch nicht in einem äußeren Verhalten dokumentiert hatte. Allerdings wird das Einschreiten in erster Linie in Auferlegung von Bußwerken bestehen, von deren — an sich freiwilliger — Übernahme die Erteilung der Absolution abhängig ist; immerhin ist hier eine starke, praktisch sehr wirksame Handhabe gegeben, auch das innerliche Verhalten der Kirchenglieder, ihre Gesinnung mit autoritativer, zwingender Gewalt zu bestimmen: die Garantien für die Beobachtung auch dieser kirchenrechtlichen Normen sind sicherer Art. — Charakteristischerweise sieht die katholische Kirche denn auch in der Tätigkeit des Beichtvaters bei der Beichte »wesentlich einen richterlichen Akt« (Sägmüller). — So durchdringen sich in der katholischen Kirche in unlösbarer, inniger Verbindung Glaube und Recht. Es ist Glaubenspflicht, sich dem kirchlichen Recht zu beugen, und

Rechtspflicht, die kirchliche Glaubenslehre anzunehmen.

Die praktische Geltung und Handhabung dieser Prinzipien hat indes eine unerläßliche Voraussetzung: jederzeit muß in zweifelsfreier und allgemeingültiger Weise feststellbar sein, was denn in concreto Recht und Glaube vorschreiben. Wohl ist Glaube und Recht von Gott selbst in Christus in allgemeingültiger, allgemeinverbindlicher Weise ein für allemal offenbart worden diese Offenbarung ist notwendig ewig sich selbst gleichbleibend. Allein — die Beschränktheit des menschlichen Geistes und Verstandes bringt es mit sich, daß nicht jeder sofort und überall den göttlichen Willen richtig zu erkennen imstande ist; aus menschlicher Verblendung mögen sogar ganze Epochen, jedenfalls ganze Völker den einen oder anderen Teil der göttlichen Offenbarung falsch verstehen; der eine liest dies, der andere jenes aus der Offenbarung als Gottes Willen heraus. Da bedarf es einer ständigen irdischen Autorität, die stets klarzustellen vermag, was Recht und Glaube befehlen. Diese Autorität ist möglich, weil ja Glaube und Recht ein für allemal gegeben sind, notwendig, weil nicht jeder Einzelne zur rechten Erkenntnis der Wahrheit imstande ist, die Wahrheit aber stets nur eine sein kann. So ist es bloß konsequent, wenn das göttliche Recht selbst ein ständiges menschliches Organ eingesetzt hat, welches die lebendige Auslegung der göttlichen Offenbarung für Glaube und Recht autoritativ besorgt. Dieses menschliche Organ vermag jedoch seiner gewaltigen Aufgabe nur dann gerecht zu werden, wenn ihm bei seinen Entscheidungen in Glaubens- und Rechtsfragen ein Fehler oder Irrtum nicht unterlaufen kann, wenn ihm Unfehlbarkeit zukommt: so liegt auch das Unfehlbarkeitsdogma in der Konsequenz der Lehre vom göttlichen Recht.

Von ihren eigenen Prämissen aus ist u. E. diese Auffassung nicht zu widerlegen: die katholische Kirche als eine von Gott selbst zur Vermittlung des Heils an die einzelnen Menschen eingerichtete Anstalt bedarf notwendig des Rechts; und sie vermag Glaube und Recht zu vereinigen, in Harmonie zu setzen, indem sie in eigentümlicher Erweiterung unseres Rechtsbegriffes und gleichzeitiger Abschwächung des Glaubensbegriffes den Glauben schlechthin zur Rechtspflicht stempelt; dadurch, daß beim Glauben das Verstandesmäßige betont wird, wird seine Unterordnung unter die Autorität ermöglicht; und indem Gott selbst zum Gesetzgeber, Hüter und obersten Richter des Kirchenrechts gemacht wird, wird in der Tat das Kirchenrecht im Prinzip jeder Kritik auch hinsichtlich seiner Vereinbarkeit mit dem Wesen der Kirche entzogen.

Angreifbar für unsere Kritik ist und wird stets bleiben der Ausgangspunkt: diese göttlichen Gesetzgebungsakte sind im wissenschaftlichen Sinn unbeweisbar; sie sind rein eine Frage der persönlichen Überzeugung, es handelt sich dabei um Fragen der Weltanschauung, die mindestens für den Juristen unüberprüfbar sind; wer sie jedoch bejaht, wird sich auch allen weiteren Konsequenzen beugen müssen. Und nun ist diese Lehre vom göttlichen Recht ein so integrierender Bestandteil des Wesens der katholischen Kirche, daß man dieses Wesen geradezu zerstören würde, wollte man den Bestandteil wegnehmen; so wird das Urteil lauten müssen: wer an die innere Berechtigung, die innere Lebendigkeit der katholischen Kirche glaubt, muß auch ihr Recht anerkennen. Und damit ist die Frage, ob das Recht mit dem Wesen der Kirche vereinbar sei, für die



katholische Kirche dahin zu beantworten: ja, denn das Wesen der katholischen Kirche beruht auf ihrem Recht. — Daß die Lehre vom göttlichen Recht der katholischen Kirche zugleich eine seltene innere Geschlossenheit, Angriffskraft und Angriffswucht gegeben hat und geben mußte, liegt auf der Hand.

Ganz anders in der evangelischen Kirche. Die evangelische Kirche iſt aufgebaut auf der Idee des allgemeinen Prieſtertums. Jeder Einzelne ſteht unmittelbar zu Gott; und soweit das durch menschliche Tat überhaupt möglich iſt, kann auch jeder ebensogut wie sein Nebenmensch unmittelbar sich den Weg zur Gottheit, zur ewigen Seligkeit eröffnen. Der Stand der Geiſtlichen spielt keine Vermittlerrolle zwischen Gott und Menschheit. Damit fällt aber auch die Begriffsnotwendigkeit einer rechtlichen Organisation für die evangelischen Glaubensgenossen hinweg. Jeder kann sich selbſt den Zutritt zu Gott verschaffen, — also wäre begrifflich eine eigentliche Gemeinschaftsbildung zu religiösem Zweck gar nicht unbedingt nötig, damit natürlich noch weniger eine rechtliche Organisation der Gemeinschaft.

Auch der evangelische Glaubensbegriff iſt von vornherein jeder rechtlichen Regelung viel unzugänglicher als der katholische; »Glaube« iſt für den evangelischen Chriſten eine innerſte Überzeugung, ein Durchdrungen- und Ergriffensein von der göttlichen Wahrheit, das der Beeinflussung durch Verſtand und Willen nur in beschränktem Maße unterliegt; vor allem an den Verſtand und den Willen wendet sich aber die Rechtsnorm.

Das Recht kommt vielmehr in die evangelische Kirche erſt gewissermaßen auf einem Umweg hinein. Auch die Bekenner des [illegible]lischen Glaubens haben sich [illegible] welchen psychologischen und hiſtorischen Gründen, iſt hier gleichgültig — zu Gemeinschaften zusammengeschlossen, das bedeutet ja die Exiſtenz »evangelischer Kirchen«; sobald das aber der Fall iſt, sobald eine menschliche Gemeinschaft sich bildet, wird es unabweisliches Bedürfnis, die Beziehungen der einzelnen Glieder zu einander — und zur Gesamtheit — in der Weise des Rechts abzugrenzen. In einer Gemeinschaft iſt schrankenlose individuelle Bewegung und Bewegungsfreiheit unerträglich und dadurch unmöglich; soll die Gemeinschaft eine wirkliche »Gemeinschaft«, mehr als nur »ein Haufen Menschen« sein, so muß jeder Einzelne Stücke seiner individuellen Freiheit zum Opfer bringen, damit die Gemeinschaft exiſtieren könne; will oder kann er das nicht, so muß er eben aus der Gemeinschaft ausscheiden. Soweit und insofern also die evangelische Kirche auch eine Gemeinschaft von Menschen iſt, müssen deren Beziehungen durch das Recht geordnet werden; das folgt nicht aus dem Wesen der Kirche als einer »religiösen Heilsanſtalt« (eine solche, wenigſtens im Sinne der katholischen Kirche, will die evangelische garnicht sein), wohl aber aus dem Wesen der Kirche als einer dauernden Vereinigung von Menschen, — unter denen die Herrschaft des unsichtbaren »Reiches Gottes« ausgebreitet werden soll.

Soweit iſt die Sachlage wohl klar, nun erhebt sich aber die Schwierigkeit: welche Beziehungen der Einzelnen bedürfen der rechtlichen Regelung? Konkreter gesprochen: da doch die Gemeinschaft sich gebildet hat zur Pflege der religiösen Interessen, so ergibt sich die Frage: hat das Recht auch das Verhalten der Einzelnen in religiöser Beziehung zu normieren, — und inwieweit? Nur auf diesem Gebiet könnte ja wohl von einem spezifisch kirchlichen evan-

gelischen Recht gesprochen werden, da für die äußere Organisation der kirchlichen Gemeinschaft — mangels ihrer dogmatischen Notwendigkeit*) — ebenso für die Erhebung von Beiträgen, Steuern der Mitglieder und dergl. das allgemeine Vereinsrecht ohne weiteres die Normen wenigstens liefern könnte, ohne spezifisch kirchliche Modifikation. Da aber die Kirche gerade religiöses Gemeinschaftsleben pflegen will, so erscheint allerdings auch jenes spezifische kirchliche Recht erforderlich für ihr Bestehen.

Freilich, eine Einschränkung ist jedenfalls für das religiöse Gebiet gleich gegenüber der katholischen Auffassung zu machen: nur ein auch äußerlich dokumentiertes religiöses Verhalten kann Gegenstand der Anwendung kirchlichen Rechts sein; die eigentliche innere Gesinnung entzieht sich zugestandenermaßen der Erfassung durch menschliches Urteil, über sie hat nur Gott zu richten nach den Maßstäben, welche er selbst für gut befinden wird; — die (Ohren-)Beichte in ihrer rechtlichen Bedeutung und Ausgestaltung hat in der evangelischen Kirche keine Stätte gefunden.

Aber damit ist das Problem doch nur ein wenig hinausgeschoben. Denn die evangelische Lehre verlangt von ihren Bekennern auch überall, wo es notwendig erscheint, offenes Bekenntnis der persönlichen religiösen Überzeugung; aber andrerseits, und das ist der springende Punkt: sie verlangt vor allem persönliche Überzeugung, nicht Autoritätsglauben, sondern eignes autonomes Durchdrungensein vom Göttlichen, von der religiösen Wahrheit. Jeder muß sich selbst seinen Weg zu Gott erkämpfen, weil er ihn auch persönlich wandern muß; eine mechanische auf magischem Weg sich vollziehende Vermittlung des religiösen

*) Wenigstens nach der lutherischen Auffassung!

Heils an den Einzelnen kann die evangelische Kirche ihren Grundgedanken nach nicht mehr anerkennen.

Wir haben demnach in der evangelischen Kirche vor uns einerseits eine Gemeinschaft zur Pflege und Förderung der religiösen Interessen, zur Erleichterung der Erlangung der Heilswahrheit für jeden Einzelnen — also eine Gemeinschaft, die grundsätzlich als menschliche Gemeinschaft rechtlicher Regelung bedarf;

andrerseits eine Gemeinschaft, in welcher jedes einzelne Mitglied sich nur ganz persönlich kraft eigenster Überzeugung, nicht auf Grund eines von fremder Autorität ausgehenden Befehls die Heilswahrheit aneignen kann;

d. h. die evangelische Kirche verlangt einerseits schrankenlosesten Individualismus des Einzelnen, andrerseits Einschränkung gerade dieses Individualismus zugunsten der Mitbrüder. Jeder kann nur für sich selbst das ewige Heil erlangen und soll doch zugleich auch in religiöser Hinsicht sein Verhalten fremden Normen unterwerfen.

Ich gestehe, daß ich für unsere Erkenntnis das Problem im letzten Grunde für unlösbar halte. Es ist nicht an sich, nicht in der Idee unlösbar, denn der Begriff der religiösen Wahrheit erfordert, daß diese Wahrheit nur eine ist. Gibt es aber nur eine religiöse Wahrheit, so müssen sämtliche Bestrebungen religiös suchender Menschen im Ziele zusammenlaufen; und, ausgehend von der Erkenntnis der einen religiösen Wahrheit, wäre es möglich, auch das Verhalten der Menschen im Streben nach diesem Ziel, im Wandern zu diesem Ziel in allgemeingültiger Weise autoritativ zu normieren, ein Recht zu schaffen für die religiösen Wanderer, das den Interessen des Ein-

zelnen wie der Gemeinschaft zugleich gerecht würde.

Aber das setzt voraus, daß man eben jenes Ziel klar und voll erkannt habe.

Die evangelische Kirche lehrt jedoch selbſt, daß alle religiöse Erkenntnis, die für Menschen möglich iſt, im Diesseits Stückwerk iſt und bleiben muß; auch die höchste Erkenntnis muß eine partielle bleiben. Die religiöse Wahrheit iſt zwar nur eine, aber eine solche, die für das individuelle Menschenhirn nie im vollen Umfang faßbar iſt. Sie wird unter Menschen ſtets nur auftreten können in getrübter Form, weil sie als etwas Unendliches hindurchgehen muß durch das endliche Medium der menschlichen Vernunft. So malt sich denn die gleiche »eine« religiöse Wahrheit in den verschiedenen Köpfen notwendig verschieden, und keine irdische Autorität exiſtiert, die entscheiden könnte, welches Bild das richtigere iſt. Damit aber wird das ganze Problem zu einem praktisch unlösbaren.*)

Und doch beſteht ein dringendes, nicht abzuweisendes Bedürfnis nach seiner Lösung. Soll die evangelische Gemeinschaft genötigt sein, beispielsweise notorische Atheiſten in ihren Reihen zu dulden? Oder vielleicht noch prägnanter: soll sie innerlich schon lange dem Katholizismus angehörende und im geheimen für ihn wirkende Gemeindeglieder in ihrer Mitte dulden? Und doch auf der anderen Seite: kraft welcher Autorität will die evangelische Kirche feſtſtellen, daß nicht der »Atheiſt« in Wahrheit von tiefer religiöser Erkenntnis durchdrungen iſt, der er nur irrtümlich einen falschen Namen gegeben hat?

*) In diesem Sinn scheint mir daher Sohms vielbekämpfter Satz: »Das Kirchenrecht ſteht mit dem Wesen der Kirche in [illegible]ruch« eine tiefe Wahrheit zu enthalten.

Immerhin mögen diese Fälle praktisch meiſt noch so gelagert sein, daß ein Modus vivendi sich finden läßt; aber in schärfster Form kommt das Problem zum Austrag dort, wo ein evangelischer Geiſtlicher in seiner Lehre vom Hergebrachten abweicht — in den Fällen der Beanſtandung der Lehre von Geiſtlichen als Irrlehre. Um das Problem richtig zu erfassen, muß man gerecht sein, sich die praktischen Möglichkeiten vergegenwärtigen: kann man es der evangelischen kirchlichen Gemeinschaft wirklich zumuten, einen Geiſtlichen zu besolden und ihm die Gelegenheit zu ausgedehnteſter Betätigung zu geben, wenn er seine Stellung nur ausnützt, um gegen die überkommene Auffassung der religiösen Wahrheit entgegen der Überzeugung seiner Gemeindeglieder zu Felde zu ziehen? Etwa Nietzschesche Philosophie oder Heiligenkultus — oder schließlich sogar Polytheismus zu predigen? Auf der anderen Seite aber: wer darüber entscheiden will, was Irrlehre iſt, muß erſt wissen und beweisen können, was die richtige, die wahre Lehre iſt. Und wer kann das nach evangelischer Auffassung? Was soll den Maßſtab bilden? Die Bibel, das Neue Teſtament? Aus ihm lassen sich die verschiedenſten Auffassungen belegen. Das beweiſt die chriſtliche Dogmengeschichte — man braucht nur an eine ganz zentrale Frage wie etwa die Erlösungslehre zu erinnern. Oder die Bekenntnisschriften der evangelischen Kirche? Sie widersprechen sich in manchem wesentlichen Punkt und sind zugeſtandenermaßen subjektiv gefärbtes Menschenwerk. Und wie, wenn nun der »beanſtandete« Prediger behauptet, er führe lediglich die Gedanken der Reformatoren fort, er ziehe nur schärfer und kühner die Konsequenzen aus ihren Erkenntnissen? Die evangelische Kirche

glaubt doch an die Möglichkeit eines Fortschreitens in der religiöſen Erkenntnis; aber vom Standpunkt des Alten aus hat das Neue immer im formalen Sinn unrecht. Man hat als entſcheidendes Kriterium aufſtellen wollen, ob der Geiſtliche ſeine Stellung zum Aus- und Aufbau oder zur Zerſtörung ſeiner Gemeinde genutzt habe (Kahl); aber wann liegt das eine, wann das andere vor? Jeder Aufbau eines Neuen wird ſich unter Zerſtörung von Altem vollziehen, und je mehr neugeſchaffen werden ſoll, deſto mehr wird niedergeriſſen werden müſſen. Scheiden ſich nicht noch heute Katholiken und Evangeliſche an der Frage, ob Luther ſeine Gemeinde aufgebaut oder — im Sinn der alten Kirche — zerſtört hat? Oder ſoll man etwa die Gemeinde ſelbſt entſcheiden laſſen, ob ſie ſich dieſen Geiſtlichen weiterhin gefallen laſſen will? Das würde aber doch nur eine Potenzierung der Gefahren und Schäden einer Mehrheitsentſcheidung bedeuten, die in dieſen feinſten und tiefſten Fragen an ſich ſchon kaum erträglich erſcheint.

Aus alledem ergibt ſich für die evangeliſche Kirche in ihrem heutigen Zuſtand als Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis von Recht und Kirche: das Recht iſt der Kirche unentbehrlich, weil ſie Gemeinſchaft iſt; und es iſt in ſeinem innerſten Grunde mit dem Weſen der Kirche unvereinbar, weil die evangeliſche Lehre weiteſtgehende religiöſe Freiheit des Einzelgewiſſens fordern muß. Eine wirkliche Löſung wird erſt dann möglich ſein, wenn menſchlicher Erkenntnis das zweifelsfreie Erfaſſen und Beweiſen der einen religiöſen Wahrheit möglich geworden ſein wird. Dann und erſt dann wird auch ein kirchliches Recht im vollen Sinn für die evangeliſche Kirche geſchaffen werden können, — aber auch im gleichen Momente bereits entbehrlich ſein.

Bis dahin aber wird ſich die evangeliſche Kirche mit Kompromiſſen helfen müſſen, mit Löſungen, deren ſtarke Unvollkommenheit gerade ihre gewiſſenhafteſten Führer wohl ſelbſt lebhaft empfinden; allein der einfache Verzicht auf alles Recht müßte zur Selbſtauflöſung der Kirche führen. Das Hauptſtreben wird darauf zu richten ſein, alle Normen ſpezifiſch kirchenrechtlicher Natur ſo elaſtiſch zu geſtalten, daß ſie zur Erhaltung und nicht zur Erſtickung der evangeliſchen Freiheit, der individuellen Gewiſſensfreiheit dienen; ſonſt wird unfehlbar früher oder ſpäter wie zur Reformationszeit eine religiöſe Revolution einſetzen, wenn auch vielleicht in ſanfteren Formen als im 16. Jahrhundert. Wenn aber irgendwo, ſo wird es hier in dieſem Gebiet feinſter Unterſcheidungen und feinſten Empfindens mehr noch als auf die Normen auf die Männer ankommen, die ſie handhaben. Das Geſetz, das ſtarre Recht iſt nach Platos Wort wie ein einfältiger Menſch, der immer das gleiche ſagt; nur die Männer, welche das kirchliche Geſetz anwenden, können verhindern, daß es den Geiſt knebelt — ſo lange, bis der Geiſt das Geſetz ſprengt.

Über die Radioaktivität.

Von

Erich Regener.

(Schluß).

Es ist im ersten Abschnitt dieses Aufsatzes gezeigt worden, daß die experimentelle und theoretische Forschung auf dem Gebiete der Radioaktivität zu einer Reihe von Resultaten gelangt ist, denen trotz ihrer Neuheit und Merkwürdigkeit doch bereits ein ziemlich hoher Grad von Sicherheit zukommt. Im Folgenden soll eine Übersicht über die Bedeutung gegeben werden, welche diese Resultate in den verschiedenen Wissensgebieten jetzt schon erlangt haben.

Die Physik und die Chemie müssen dabei zusammen behandelt werden; beide Wissenschaften haben das nächste Interesse an der Lehre von der Radioaktivität, da beide durch dieselbe eine wesentliche Erweiterung ihres Gebietes erfahren.

Der Vorgang, welcher das eigentliche Wesen der Radioaktivität ausmacht, nämlich der Zerfall des radioaktiven Atoms, berührt sofort die wichtigste Fundamentaltheorie der Chemie und Physik: die Atomtheorie. Das 19. Jahrhundert hat ja bekanntlich diese uralte Theorie auf allen Gebieten der Chemie und Physik in einer Weise zur Geltung gebracht, daß die Forschung ohne dieselbe nicht mehr auskommt. Die Radioaktivität bringt nun in diese Theorie zwar keinen Umsturz, wohl aber eine wesentliche Erweiterung herein. Die Atomtheorie bleibt also dort, wo sie bisher in der Physik oder Chemie in ihrer jetzigen Gestalt angewendet wurde, in gleicher Weise bestehen; auch die Atome eines radioaktiven Körpers selbst benehmen sich, wenn wir ihre physikalischen und chemischen Eigenschaften, wie sie bisher an den Körpern beobachtet wurden, untersuchen, wie gewöhnliche Atome irgend eines anderen Körpers; man kann mit den Atomen eines radioaktiven Körpers Verbindungen eingehen, man kann feste radioaktive Körper schmelzen, gasförmige (die Emanationen) verdichten, ohne daß die spezifisch radioaktiven Eigenschaften sich bei diesen Vorgängen bemerkbar machen. Unabhängig von allen äußeren Verhältnissen und, soweit wir wissen, auch unbeeinflußbar durch äußere Kräfte (Druck, Temperatur) haben aber die Atome eines radioaktiven Körpers ihre spezifisch radioaktive Eigenschaft: in einem gewissen für die betreffende radioaktive Substanz ganz charakteristischen Tempo zerfallen sie von selbst, indem sie sich in andere Atome umwandeln. Und diese Tatsache, nämlich daß es Atome gibt, welche von selbst zerfallen, stellt die Erweiterung dar, welche die Atomtheorie durch die Kenntnis der radioaktiven Körper erfährt. Wohl sind die Atome auch jetzt noch die kleinsten Teilchen eines Körpers, welche durch alle physikalischen und chemischen Operationen unverändert hindurchgehen, wir können aber nicht mehr alle Atome als unveränderlich hinstellen; die Atome der radioaktiven Körper haben ja die Eigenschaft, sich von selbst zu verändern, sich in Atome mit anderen Eigenschaften umzuwandeln.

Nachdem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Atomtheorie ihre sichere Begründung gefunden hatte, hat es nicht an Hypothesen gefehlt, welche von verschiedenen Seiten über den inneren Aufbau der Atome aufgestellt wurden. Bis auf den heutigen Tag haben sich



alle als unhaltbar erwiesen. Einzig allein das periodische Syftem der Elemente gibt uns einen Hinweis dafür, daß an der Annahme, daß sämtliche Atome aus einem oder mehreren Grundftoffen aufgebaut sind, etwas Wahres sein muß. Nach dem periodischen Syftem der Elemente lassen sich die letzteren nach der Größe ihrer Atomgewichte so anordnen, daß in gewissen Zwischenräumen einanderähnliche Elemente wiederkehren. Die Eigenschaften der Elemente sind also periodische Funktionen ihrer Atomgewichte. Den Hinweis auf einen gemeinsamen Beftandteil aller Elemente, der in dieser Anordnung zweifellos liegt, hat man bisher — obgleich das Syftem bereits Anfang der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts aufgeftellt worden ift — nicht deuten können. Wie im vorigem Abschnitt auseinandergesetzt, kennen wir nun bei den radioaktiven Körpern in den von diesen ausgesandten α-Teilchen (Heliumatomen) einen Beftandteil, der allen radioaktiven Körpern, welche α-Strahlen aussenden, gemeinsam ift. Obgleich sich diese Tatsache und das periodische Syftem bisher noch nicht in Zusammenhang haben bringen lassen, so fteht doch zu erwarten, daß die künftige Forschung in dieser wichtigen Frage noch Aufschluß bringen wird.

Insbesondere ift zurzeit die Frage nach Endprodukten der radioaktiven Familie noch nicht gelöft. Es läßt sich z. B. aus dem Atomgewichte des Radiums (226,5) ausrechnen, daß dieses, nachdem es in seinen verschiedenen Umwandlungsftufen fünf Heliumatome (Atomgewicht = 4) ausgesandt hat, zu einem Körper mit dem Atomgewicht 206,5 $(226{,}5-4\times5=206{,}5)$ geworden sein muß. Nun hat das Blei ein Atomgewicht, welches dieser Zahl sehr nahe kommt. Außerdem findet man in allen Mineralien das Radium mit Blei vergesellschaftet, sodaß man allen Grund zu der Annahme hat, daß das Blei das Endprodukt in der Umwandlungsreihe der Radiumprodukte darftellt. Der direkte Nachweis ift bisher freilich noch nicht gelungen.

Im Zusammenhang mit der Frage über den Aufbau der radioaktiven Atome fteht diejenige nach der allgemeinen Radioaktivität aller Materie. Bei den schwach radioaktiven Elementen Uran und Thorium zerfällt in der Zeiteinheit nur ein außerordentlich geringer Bruchteil aller Atome. Beim Uran ift zum Beispiel die Hälfte aller Atome erft in einem Zeitraum von 6000 Millionen Jahren zerfallen. Es ist daher die Frage naheliegend, ob nicht auch die anderen chemischen Elemente in einer Umwandlung begriffen sind, die so langsam vor sich geht, daß wir ihre daraus entspringende »Radioaktivität« nicht beobachten können. Würde dies zutreffen, so würde damit ein neuer Ausblick von außerordentlicher Tragweite gewonnen sein. Die vielen zur Beantwortung dieser Frage angestellten Versuche haben neuerdings für zwei sehr bekannte und verbreitete Elemente das Vorhandensein einer Radioaktivität zweifellos festgestellt: für Kalium und Rubidium. Ihre Aktivität ift ungefähr 1000 mal kleiner als diejenige des Urans, die Umwandlungsperiode dem entsprechend größer. Noch weitere Elemente haben Anzeichen von Radioaktivität gegeben. Doch sind die Versuche hier sehr unsicher, da die Fernhaltung minimaler Spuren von Radium, welche eine derartige sehr schwache Radioaktivität vortäuschen können, sehr schwierig ift. Die Aktivität von Kalium und Rubidium ift aber so stark, daß man von Kaliumsalzen auf eine photographische Platte durch schwarzes Papier hindurch im Laufe einiger Monate bereits gut entwickelbare Eindrücke erhält.

Jedenfalls ſteht hier noch ein sehr interessantes Arbeitsfeld offen.

Der Zerfall und die Umwandlung des radioaktiven Atoms geschieht bekanntlich unter der Aussendung von Strahlen, welche eine beträchtliche Energie repräsentieren. Diese Energie entſtammt, wie bereits auseinandergesetzt, der inneren Energie der radioaktiven Atome. Die Entdeckung dieser Energiequelle und die Möglichkeit, sie durch die Wärmeentwicklung der radioaktiven Subſtanzen zu messen, repräsentieren eine wichtige Bereicherung unseres physikalischen Wissens. Obwohl die Energiemengen, welche auf diese Weise in der Zeiteinheit frei werden, absolut genommen klein sind, so iſt doch ihr Betrag sehr groß, wenn man die langen Umwandlungsperioden der in Betracht kommenden radioaktiven Körper berücksichtigt. Ihre Bedeutung für die Geologie wird noch weiter unten gewürdigt werden.

Die Erkenntnis der Natur und der Eigenschaften der radioaktiven Strahlen hat in der Physik Anlaß zu folgenreichen Entdeckungen gegeben. Es muß dabei bemerkt werden, daß die Entdeckung der Radioaktivität in eine Zeit fiel, die für die Erforschung der radioaktiven Strahlen außerordentlich günſtig war. Die Entdeckung Röntgens und die in dieselbe Zeit fallenden Versuche mit Kathodenstrahlen, welche die Natur der letzteren aufklärten, hatten den Boden für die Bearbeitung der neuen Strahlen direkt vorbereitet. Es läßt sich sehr wohl denken, daß die Radioaktivität z. B. durch die Fluoreszenz oder die Wärmewirkung bereits viel früher entdeckt worden wäre. Dann wären aber wahrscheinlich die radioaktiven Erscheinungen ein Kuriosum geblieben, für das eine befriedigende Theorie schwer hätte aufgeſtellt werden können.

Von den radioaktiven Strahlen sind vor allem die α-Strahlen interessant, weil die Physik ja in ihnen zum ersten Male einzelner Atome habhaft geworden iſt. Wie früher erwähnt, gibt es ja bereits mehrere Methoden, nach welchen sich die Wirkung eines Heliumatoms (α-Strahlteilchens) — die α-Strahlen sind ja Heliumatome, welche mit großer Geschwindigkeit dahinfliehen — beobachten läßt. Die Möglichkeit hierzu ist in der großen Geschwindigkeit gegeben, mit der die α-Teilchen von den radioaktiven Subſtanzen fortgeschleudert werden. Die letztere bewirkt, daß wir in vielen Fällen die Wirkung einzelner α-Teilchen sehr genau verfolgen können. So können wir z. B. die Flugbahn eines einzelnen solchen Teilchens in Luft durch Kondensation von Wassertröpfchen an den von ihm gebildeten Ionen sichtbar machen.

Auch bei den β-Strahlen iſt es die große Geschwindigkeit, welche ihnen ihre Bedeutung in der physikalischen Forschung verleiht. Diese Geschwindigkeit kommt sehr nahe heran an diejenige des Lichtes (300 000 km, d. i. der siebenfache Erdumfang in der Sekunde). Es hat sich herausgeſtellt, daß bei diesen hohen Geschwindigkeiten die elektrische Masse des β-Strahlteilchens nicht konſtant bleibt, sondern eine Vergrößerung erfährt. Die Messungen über die elektrische und magnetische Ablenkbarkeit der schnellen β-Strahlen haben im besonderen zur Ausbildung der Elektronentheorie — d. h. zu der Annahme, daß die β-Strahlteilchen reine Elektrizitätsatome ohne gewöhnliche Masse sind — den Anlaß gegeben.

Im praktischen Leben hat bislang nur die Fluoreszenzwirkung der Radiumstrahlen eine Anwendung gefunden. Bekannt sind die leuchtenden Zeiger



auf Uhren und Kompassen, welche aus einer Leuchtmasse beſtehen, die mit einer minimalen Quantität Radium getränkt wird. Auch in kleinen Straßenphotometern iſt eine solche Radiumleuchtmasse bereits in Gebrauch.

Wichtiger sind die Anwendungen, welche die radioaktiven Körper zu Heilzwecken finden. Man iſt in der Medizin auf diese Wirkung der Radiumstrahlen durch den Umſtand aufmerksam geworden, daß eine große Anzahl von Heilquellen radioaktive Emanationen enthält, insbesondere auch solche Quellen, deren geringer Gehalt an feſten Subſtanzen die Heilwirkung nicht erklärt. Die Wirkung der Strahlen feſter radioaktiver Körper wird bei der Behandlung bösartiger Geschwülſte benutzt. Diese absorbieren die Strahlen ſtärker als das normale Gewebe, wodurch unter Umſtänden eine Rückbildung eintreten kann. In der inneren Medizin wird hauptsächlich die Radiumemanation angewendet, da nur diese als gasförmiger Körper den inneren Organismus oder seine Teile beeinflussen kann. Die beſten Erfolge hat diese Emanationsbehandlung bis jetzt bei der Gicht gehabt.

In der Meteorologie hat die Radioaktivität Aufschluß gegeben über die Ursache der normalen elektrischen Leitfähigkeit der Atmosphäre. Es iſt seit langer Zeit bekannt, daß die atmosphärische Luft kein vollkommener elektrischer Isolator iſt, sondern die Elektrizität in schwachem und zwar mit den meteorologischen Faktoren veränderlichem Maße leitet. Diese schwache Leitfähigkeit hat man vor der Kenntnis der Radioaktivität vergeblich zu erklären gesucht. Insbesondere durch die Arbeiten von Elſter und Geitel iſt gezeigt worden, daß die radioaktiven Emanationen, welche sich ſtändig aus der Erdkruste entwickeln, die Ursache dieser Leitfähigkeit sind. Es läßt sich nämlich nachweisen, daß überall in dem Erdboden geringe Spuren von Radium und auch Thorium vorhanden sind, welche beſtändig die entsprechenden gasförmigen Emanationen entwickeln. Diese Emanationen sammeln sich in den Erdspalten, besonders aber auch in Höhlen und Kellerräumen an, so daß man dort eine besonders hohe Leitfähigkeit der Luft beobachtet. Bei einem barometrischem Minimum strömt die emanationsreiche Luft aus dem Erdboden in die Atmosphäre, und auch unter diesen Umſtänden iſt die Leitfähigkeit der Luft besonders groß. Man kann die radioaktiven Emanationen in der Atmosphäre auch durch geeignete Mittel z. B. an einem negativ geladenen ausgespannten Drahte isolieren und mit der Radium- bzw. Thoriumemanation identifizieren, so daß die radioaktive Emanation als die wichtigſte Ursache der spontanen Leitfähigkeit der Luft als sicher gelten kann. Auch die in dem Erdboden selbſt vorhandenen radioaktiven Subſtanzen senden eine Strahlung aus, welche ebenfalls einen Teil der Leitfähigkeit der Atmosphäre verursacht. So hat man auf dem Eise des Ontario-Sees nachweisen können, daß über ihm die Leitfähigkeit der Luft besonders klein iſt, weil das Wasser dieses Sees, welches vom Radium frei iſt, die von der darunter befindlichen Erdkruste ausgehende durchdringende Strahlung zurückhält.

In der Geologie hat unsere Lehre dadurch Aussicht, wichtige Probleme zu lösen, weil sie imſtande iſt, das Alter gewisser Urgeſteine zu beſtimmen. Die uran- und radiumhaltigen Erze gehören zu den älteſten granitischen Steinen der Erde. Die von Uran und Radium ausgesandten Heliumatome sammeln sich im Laufe der Jahrtausende in diesen



Mineralien an. Man kennt nun die Heliummenge, welche von einer gewissen Uran- oder Radiummenge in der Zeiteinheit produziert wird. So entwickelt Radium zusammen mit seinen Umwandlungsprodukten in einem Jahre annähernd 160 Kubikmillimeter Helium. Wenn man also den Gehalt der Mineralien an Radium bzw. Uran bestimmt und ferner die Menge Helium, welche in ihnen eingeschlossen ist, so kann man daraus die Zeit berechnen, welche zur Bildung dieser Heliummenge notwendig war. Es ergibt sich so jedenfalls eine untere Grenze des Alters der Mineralien, da ja die Möglichkeit vorliegt, daß eine gewisse Menge Helium aus den Mineralien durch Diffusion entwichen ist. Man hat aber an mehreren dieser ältesten Gesteine ziemlich übereinstimmend das Alter von mehreren hundert Millionen Jahren ausgerechnet. Das Alter der Erde, d. h. dasjenige seit der Bildung der primären Gesteine hat man bisher nach Lord Kelvin aus der Abkühlungsgeschwindigkeit ihrer Masse ausgerechnet, wobei man die Abkühlungsgeschwindigkeit aus dem meßbaren Temperaturgefälle in der Nähe der Erdoberfläche bestimmte. Auf diese Weise hat man viel niedrigere Werte, nämlich nur 40—50 Millionen Jahre erhalten. Aus verschiedenen Gründen hielt man diese Zahl für zu klein, sodaß die höhere, aus den radioaktiven Daten berechnete nicht auf Widerspruch stoßen wird. Die Lehre von der Radioaktivität bringt aber hier noch einen Punkt herein, der die Rechnung von Lord Kelvin illusorisch erscheinen läßt. Man hat nämlich nachweisen können, daß die Wärmeproduktion, welche ein radioaktiver Körper bei der Absorption seiner Strahlen liefert, ein Faktor ist, welcher eine wichtige Rolle im Wärmehaushalte der Erde spielen muß. Man kann dabei rückwärts vorgehen und ausrechnen, welcher durchschnittliche Radiumgehalt der Erde genügen würde, um durch seine Wärmeproduktion unter den jetzigen Verhältnissen die Temperatur der Erde dauernd aufrechtzuerhalten. Es ist dies ein Gehalt von ungefähr 2×10^{-13} gr Radium im Kubikzentimeter. Nun hat man den Gehalt der Erdrinde an Radium an den verschiedensten Orten untersucht und einen durchschnittlichen Gehalt von 4×10^{-12} gr für das Kubikzentimeter gefunden, also eine Zahl, welche zwanzigmal größer ist als der nach der Theorie zur Erhaltung der Erdwärme nötige. Dadurch, daß die Erdrinde nicht nur Radium, sondern auch andere radioaktive Körper, namentlich Thorium enthält, wird dieser Unterschied noch größer. Wenn man also nicht schließen will, daß die Temperatur der Erde fortwährend steigt, so muß man annehmen, daß nur die Erdkruste radioaktive Substanzen enthält, nicht aber der Erdkern. Die Dicke der aktiven Erdrinde würde dabei gar nicht sehr groß herauskommen; zu ungefähr 75 km, wenn man nur den Radiumgehalt berücksichtigen würde. Das Alter der Erde kann unter Berücksichtigung dieser Verhältnisse nicht aus dem Temperaturgefälle an der Erdoberfläche berechnet werden, die erwähnte, an den radioaktiven Mineralien berechnete Zahl aber ist sicher heute die zuverlässigste. Auf jeden Fall aber beansprucht die Tatsache, daß durch das Vorhandensein der winzigen Radiummengen in der Erdkruste die Temperatur derselben in so hohem Maße beeinflußt werden kann, allgemeines Interesse.

Natürlich wird auch die **Astronomie** mit diesen Tatsachen rechnen müssen. Man hat zwar Radium auf der Sonne (etwa aus dem Spektrum) nicht nach-



weisen können. Doch finden sich in der Sonne und in anderen Sternen große Heliummengen vor. Da das Helium eines der Zerfallprodukte der radioaktiven Körper ist, so ist es natürlich möglich und wahrscheinlich, daß Radium auf der Sonne, z. B. in ihrem zentralen Teile, vorhanden ist. Die Wärmeproduktion dieser Radiummengen wäre dann auch in dem Wärmehaushalt der großen Welt zu berücksichtigen.

Insbesondere die Resultate in der Geologie zeigen, wie bedeutend die Rolle ist, welche das Radium, trotzdem es im Verhältnis zu den anderen Körpern nur in verschwindend kleiner Menge vorkommt, in der großen Natur spielt. Es ist ferner nicht zu verkennen, daß der Vorgang des Atomzerfalls, insbesondere wenn er sich als allgemeine Eigenschaft der Materie erweisen sollte, auch von Interesse für die Naturphilosophie ist. Schon jetzt gilt ja die Radioaktivität des Kaliums als bewiesen. Damit wird aber ausgesagt, daß ein so verbreiteter Stoff wie das Kalium kein beständiger Körper, sondern nur eine vorübergehende Erscheinungsform ist, die, falls sie nicht wieder von einem anderen Körper nachgebildet wird, im Laufe von Billionen von Jahren verschwindet. Woher stammen die langsam zerfallenden Körper Uran und Thorium mit ihren Zerfallsperioden von 1000 Millionen Jahren? Hat es noch andere Elemente gegeben, die bereits längst zerfallen sind, so daß wir nur die stabileren noch vor uns haben? Welches große unbekannte Gesetz regelt diese Vorgänge? Das sind Fragen, deren Beantwortung so bald wohl nicht gelingen wird, die neue Wissenschaft von der Radioaktivität zwingt uns aber dazu, sie aufzustellen, und sie sind interessant genug, um auch hier erwähnt zu werden. — Auf alles dies sind wir durch eine Zufallsentdecknng gekommen; hätte Becquerel seine bekannten Versuche statt mit Uran mit einer andern fluoreszierenden Substanz gemacht (es gibt deren eine Menge), so wüßten wir nichts von alledem. Das führt uns einerseits die Unzulänglichkeit unseres heutigen Wissens vor Augen; denn wer weiß, was es nicht noch für Erscheinungen in der Natur gibt, die nach dem Worte: kleine Ursachen große Wirkungen arbeiten; andererseits mehrt es unsere Ehrfurcht vor der Unerschöpflichkeit der Natur und lockt uns, ihr immer weiter neue Geheimnisse zu entreißen.

Künstliche Metallkonstruktion der Geschützrohre.

Von
Generalmajor a. D. Bahn.

Die glatten Vorderladekanonen stellten keine hohen Anforderungen an die Widerstandsfähigkeit der Rohrwandung, weil der zum Laden notwendige Spielraum zwischen Geschoß und Rohrwand, der einen dauernden Abfluß der Pulvergase schon vom Anfang der Entzündung der Ladung an verursacht, und weil die geringe Reibung des Geschosses an der Rohrwand es zu keiner hohen Gasspannung kommen ließen. Man kann die Gasspannung in solchen Rohren zu etwas über 1000 Atmosphären annehmen. Mit dem damals allein zur Verfügung



ſtehenden, sehr schnell verbrennenden Schwarzpulver war selbſt durch eine Steigerung der Gasspannung die Geschwindigkeit und das Arbeitsvermögen des Geschosses nicht bemerkenswert zu ſteigern. Die geringe Widerſtandsfähigkeit der Ziele verlangte zunächſt auch keine großen Arbeitsleiſtungen von den Geschossen.

Als aber Panzerungen, erſt von Schmiedeeisen, dann von Hartguß, Stahl und Nickelſtahl verwendet wurden, mußte ein größeres Arbeitsvermögen gefordert werden, das nur durch größeres Gewicht und in noch höherem Maße durch größere Geschwindigkeit der Geschosse erlangt werden konnte. In dem Kampf zwischen Panzer und Geschoß mußten die Vorderlader sehr bald ausscheiden zugunſten der Hinterlader mit Pressionsführung der Geschosse, d. h. solcher Führung, bei der die Führungsleiſten an der Rohrwand in das volle Führungsmittel des Geschosses sich einschneiden. Hierdurch entſteht ein vollkommen gasdichter Verbrennungsraum und der Widerſtand des Geschosses bei seinem Durchdrücken durch den Übergangskonus iſt, wenn auch je nach Gewicht des Geschosses und Härte des Führungsmittels verschieden groß, immerhin so groß, daß die für hohe Geschoßleiſtungen erforderlichen 2000—2500 Atmosphären ohne Schwierigkeit erreicht werden können. Dieser erheblichen Steigerung des Gasdruckes muß die Widerſtandskraft der Rohrwandung angepaßt werden. Der einfachſte Weg hierzu, die Wände dicker zu machen und besseres Material zu verwenden, konnte nicht zum Ziele führen.

Mit der Wanddicke nimmt der äußere Durchmesser und mit diesem das Gewicht des Rohres zu, und letzteres nicht nur im einfachen Verhältnis zum Durchmesser, sondern im quadratischen, und der Gewinn an Widerſtandskraft wird mit zunehmendem Durchmesser immer geringer. Dieses Mißverhältnis zwischen Zunahme an Durchmesser, Gewicht und Widerſtandskraft ergibt ein Vergleich der Leiſtungen von Rohren verschiedener Wanddicke. Als Vergleichsmaßſtab bedient man sich in bezug auf Geschützrohre des Bohrungsdurchmessers — »des Kalibers« — und gibt danach die Wanddicke in Kalibern an.

Ein Rohr mit einer Wanddicke von: 0,1 bzw. 1,0 2,0 3,0 4,0 5,0 Kalibern widerſteht einem Gasdruck von 17 bzw. 63 70 74,2 74,5 74,7 % der noch zulässigen Inanspruchnahme des Rohrmetalles. Die Vermehrung der Widerſtandskraft beträgt danach 46 bzw. 7 4,2 0,3 0,2 %, iſt somit außerordentlich gering, sobald die Wanddicke über ein Kaliber hinausgeht, und ſteht in keinem Verhältnis zur Gewichtsvermehrung. Bei Rohren großen Kalibers handelt es sich hierbei um recht erhebliche Unterschiede. Deshalb sollte bei Massivrohren, das sind solche, deren Wand aus einer einzigen Schicht beſteht, nicht über ein Kaliber Wanddicke hinausgegangen werden. Dann genügt aber selbſt unter Verwendung des z. Zt. beſten Rohrmaterials, des Nickelſtahles, der noch zulässige Gasdruck für die heute zu fordernden Leiſtungen der Geschütze nicht mehr. Ein Rohr aus gewöhnlicher Geschützbronze würde mit einem Kaliber Wandſtärke nur 488, aus altem Kanonenſtahl nur 1525 und aus Nickelſtahl erſt 1830 Atmosphären aushalten. Nickelſtahl wird aber erſt seit 1888 als Rohrmaterial verwendet, konnte also zur Zeit der Entwicklung der Schiffs- und Küſtengeschütze im Kampfe gegen die Panzer nicht in Frage kommen, sondern nur alter Kanonenſtahl. Die Unzulänglichkeit der Massivrohre wurde klar vor Augen geführt, als 1866 ein



russisches 24-cm-Massivrohr aus Tiegelgußſtahl (altem Kanonenſtahl) zersprang und 1869 ein preußisches 21-cm-Massivrohr.

Müssen und sollen Rohre einem Gasdruck von 2000 Atmosphären und darüber bei noch zulässigen Maß- und Gewichtsverhältnissen widerſtehen können, so iſt es notwendig, das Material der Rohrwand besser auszunutzen und gleichmäßiger zum Widerſtand heranzuziehen, als dies bei Massivrohren möglich iſt. Das geschieht durch einen künſtlichen Aufbau der Rohre aus mehreren einzelnen Schichten — durch die künſtliche Metallkonſtruktion. Dieselbe setzt dem durch den Schuß entſtehenden inneren Gasdruck einen bereits im Ruhezuſtand vorhandenen äußeren Druck entgegen.

Der innere Druck ſtrebt, die Bohrung des Rohres zu erweitern. Dadurch tritt im Material der Rohrwand in der Richtung des Radius eine Druckspannung ein, die an der innerſten Schicht am größeſten und an der äußerſten gleich Null iſt. Durch Erweiterung des Bohrungsdurchmessers wird der Umfang jeder Schicht größer, es tritt also dadurch in dem Material eine Zugspannung in der Richtung des Umfanges oder, auf ein Molekül bezogen, in der Richtung der Tangente auf. Diese Zugspannung iſt ebenfalls an der innerſten Schicht am größten und an der äußerſten am kleinſten, wenn auch nicht gleich Null. Sie iſt größer als die radiale Druckspannung und deshalb entscheidend für die Konſtruktion des Rohres.

Wird ein Rohr einem äußeren Druck ausgesetzt, so entſtehen im Gegensatz zum inneren Druck sowohl in radialer als tangentialer Richtung Druckspannungen. Erſtere sind an der äußerſten Schicht am größten und an der innerſten gleich Null, letztere nehmen von außen nach innen zu, sind also an der innerſten Schicht am größten.

Iſt ein Geschützrohr einem inneren und äußeren Druck zugleich ausgesetzt, wie es bei einem Rohr künſtlicher Metallkonſtruktion während des Schusses der Fall iſt, so muß die durch den Gasdruck hervorgebrachte tangentiale Zugkraft zunächſt die durch die künſtliche Metallkonſtruktion geschaffene und schon in der Ruhelage vorhandene tangentiale Druckspannung überwinden, bevor sie eine tangentiale Zugspannung im Material verursachen kann. Darin liegt der Vorteil der künſtlichen Metallkonſtruktion. Der Gasdruck kann erhöht werden, bis die durch ihn hervorgerufene tangentiale Zugkraft gleich iſt der zulässigen Inanspruchnahme des Materials auf Zug plus der vorhandenen Druckspannung. Da die zulässige Inanspruchnahme eines Materials durch seine Elaſtizitätsgrenze beſtimmt iſt, so kann die Widerſtandskraft eines Rohres von gegebener Gesamtwanddicke darüber hinaus nur durch größeren äußeren Druck vermehrt werden.

Der äußere Druck auf das Kernrohr wird in der Praxis auf verschiedene Weise hervorgebracht. Entweder werden zwei oder mehrere Hohlzylinder mit Spannung übereinandergezogen, oder das Kernrohr wird mit Draht unter geregelter Spannung bewickelt. Danach scheiden sich die Ring-, Mantel- und Mantelringrohre einerseits von den Drahtrohren andererseits. Bei erſteren wird die Spannung dadurch erzeugt, daß der innere Durchmesser des aufzuziehenden Zylinders kleiner iſt als der äußere Durchmesser des Zylinders, auf den erſterer aufgezogen werden soll. Den Unterschied zwischen diesen beiden Durchmessern nennt man »Schrumpfmaß«. Um die Zylinder übereinanderziehen zu können, wird der äußere



Zylinder erwärmt, bis sich sein innerer Durchmesser soweit vergrößert hat, daß sich der Zylinder leicht überstreifen läßt. Durch Erkalten schrumpft das Material zusammen, aber nicht bis auf seinen ursprünglichen inneren Durchmesser, sondern nur so weit, wie es der äußere Durchmesser des unterliegenden Zylinders erlaubt. Durch die Spannung, die dadurch in dem äußeren Zylinder verbleibt, wird der äußere Druck auf den inneren Zylinder hervorgebracht. Im Ruhezustand befindet sich also dieses Rohr — das Kernrohr — in einer von außen nach innen zunehmenden Druckspannung, der übergezogene Zylinder in einer von innen nach außen abnehmenden Zugspannung. Durch den Schuß wird erstere nicht nur aufgehoben, sondern darüber hinaus noch in eine Zugspannung umgewandelt, die bei dem vorteilhaftesten Bau des Rohres von der äußersten Schicht des Kernrohres sich noch in den aufgezogenen Zylinder fortpflanzt, dessen schon im Ruhezustand vorhandene Zugspannung vermehrend. Aus dieser Betrachtung lassen sich die Grenzen für die Größe des Druckes ableiten. Er darf die zulässige Inanspruchnahme des Materials auf Druck an der inneren Schicht im Ruhezustand nicht überschreiten, und ebensowenig die auf Zug an der inneren Schicht des übergezogenen Zylinders unter Einwirkung des Schusses. In diesem letzteren Falle kann der äußere Zylinder zerreißen oder zerspringen, wie es s. Zt. bei einem englischen dreizehnzölligen (13" = 33 cm) schmiedeeisernen Rohr nach Original-Armstrongkonstruktion geschah, bei der die Größe der Schrumpfmaße und des Druckes nicht für jeden Einzelfall berechnet werden. Dies ist aber erforderlich, wenn ein Rohr nach der Theorie des größten Widerstandes richtig aufgebaut werden soll. Die Größe des Druckes hängt von der Größe des Schrumpfmaßes und von der Wanddicke jedes der beiden Zylinder ab. Diese letztere ist für den einen von beiden dadurch bestimmt, daß er nach Einschneiden der Verschlußöffnung noch genügend stark ist, um den Längszug vom Bodenstück auf die Schildzapfen zu übertragen, ohne daß ersteres abreißt. Ist die eine Wanddicke auf diese Weise bestimmt, so ergibt sich die des anderen Zylinders aus der Gadolinschen Formel, nach der die größte Widerstandsfähigkeit erzielt wird, wenn ein aus zwei Hohlzylindern bestehendes Rohr von gegebener Gesamtwanddicke so geteilt wird, daß das Verhältnis zwischen dem äußeren Durchmesser zum inneren für beide Zylinder gleich und zwar gleich der Quadratwurzel aus dem Verhältnis des äußeren zum inneren Durchmesser der Gesamtwanddicke ist.

Bei großen Gasdrucken in großen Kalibern reicht man mit zwei Wandschichten nicht aus. Es müssen mehrere angewendet werden, wie viele ergibt die Rechnung. In der Praxis ist bisher über fünf Zylinder nicht hinausgegangen worden. Theoretisch wird das Material am gleichmäßigsten zum Widerstand herangezogen, wenn die Wand aus unendlich vielen Schichten bestände, eine Forderung, die sich praktisch nicht verwirklichen läßt, der aber die Drahtkanonen tunlichst nahekommen.

Welche Zunahme an Widerstandskraft Rohre künstlicher Metallkonstruktion gegen Massivrohre je nach ihrer Gesamtwanddicke und ihrer Lagezahl erreichen, zeigt folgende Zusammenstellung: ein Rohr aus Nickelstahl widersteht bei Ausnutzung seines Materials bis zu seiner Elastizitätsgrenze von 3000 kg für ein Quadratzentimeter einem Gasdruck von Atmosphären (der

Einfachheit halber die Atmosphäre zu 1 kg, statt 1,033 kg für das Quadratzentimeter gerechnet.)

Bei einer Wandstärke von:	1	1,25	1,5 u.	2 Kaliber u.
einer Lage .	1890	1980	2040	2100 Atm.
zwei Lagen	2940	3240	3510	3870 „
drei „	3450	3930	4320	4950 „
vier „	3750	4320	4830	5670 „
fünf „	3960	4590	5160	6150 „
unendlich vielen Lagen	4860	5880	6840	8670 „

Die durch die künstliche Metallkonstruktion zu erreichende Widerstandsfähigkeit der Rohre ist also sehr beträchtlich.

In Deutschland begann Krupp 1866 den Bau von Geschützrohren in künstlicher Metallkonstruktion auf wissenschaftlicher Grundlage. Die ersten Rohre gehörten der Ringkonstruktion an. Ein von der Mündung bis zur hinteren Bodenfläche reichendes Kernrohr, das den Verschluß aufnimmt und den Längszug auf die Schildzapfen überträgt, ist je nach seinem Kaliber mit einer bis vier Lagen einzelner, dicht neben einander liegender Ringe versehen. Bei mehreren Ringlagen decken die oberen Ringe stets die Fuge zweier darunter liegender. Gegen Verschieben in der Längsrichtung sind Kernrohr und Ringlagen mit einander verdiebelt. Die Belastung des schon am meisten beanspruchten Kernrohres mit dem Längszug und die Notwendigkeit, das Bodenstück stärker zu halten als die eigentliche Kernröhre,. um den Verschluß aufnehmen und den gefährlichen Querschnitt des Bodenstückes an der vorderen Keillochfläche genügend stark machen zu können, veranlaßte den Übergang zur Mantelkonstruktion. Bei ihr reicht das Kernrohr von der Mündung nur bis zur vorderen Keillochfläche, und der Verschluß sitzt im Mantel, der den Längszug allein aufnimmt. Die Schildzapfen sind aus dem Mantel herausgearbeitet. Dieser endet bei kleinen Kalibern unmittelbar vor den Schildzapfen; bei einigen Konstruktionen reicht er aber auch bis zur Mündung. Weil bei dieser Konstruktion der Längszug auf den durch den Schuß weniger beanspruchten Mantel übertragen ist und dieser vermöge seines größeren inneren und äußeren Durchmessers größeren Widerstand gegen Abreißen des Bodenstückes bietet, ist es möglich, die Gesamtwanddicke ausschließlich den Anforderungen des Maximalwiderstandes gemäß auf Kernrohr und Mantel zu verteilen, wodurch die Rohre bei gleicher Sicherheit leichter oder bei gleichem Gewicht sicherer oder leistungsfähiger werden. Ein weiterer Vorteil der Mantelkonstruktion besteht darin, daß ausgenutzte oder beschädigte, sowie veraltete Rohre leichter und billiger wiederhergestellt bezw. erneuert werden können als Ringrohre. Alle Rohre, bei denen nach Leistung und Kaliber zwei Wandschichten genügen, bei Kanonen also bis zum 15 cm-Kaliber etwa, werden jetzt in Mantelkonstruktion hergestellt, bei allen denen aber, wo dies nicht der Fall ist, wird die Mantelringsrohrkonstruktion angewendet. Sie besteht darin, daß je nach dem Kaliber vor und auf den Mantel noch eine bis drei Ringlagen aufgezogen werden.

Ring-, Mantel- und Mantelringrohre erfordern durch das Ausbohren jedes einzelnen Hohlzylinders, durch das Abdrehen seiner äußeren Oberfläche und durch das Überziehen der Hohlzylinder gegen Massivrohre eine vermehrte Arbeit, die die Herstellung von Rohren in künstlicher Metallkonstruktion erheblich verteuert und zwar umsomehr, als beim Bohren und Drehen der Unterschied zwischen den zusammengehörenden Durchmessern peinlich genau innegehalten werden muß, um das errechnete



Schrumpfmaß und damit den richtigen Druck zwischen den einzelnen Lagen genau zu erhalten. Der hohe Preis von Rohren in künstlicher Metallkonstruktion berechtigt zu der Erwägung, wann dieselbe unbedingt angewendet werden muß.

Wie oben gesagt, empfiehlt es sich nicht, Massivrohre über ein Kaliber stark zu machen. Dann halten sie aber selbst aus Nickelstahl nur 1830 Atmosphären (1 Atm. = 1,033 kg pro qcm) aus. Sobald ein höherer Gasdruck gefordert werden muß, ist man gezwungen, die künstliche Metallkonstruktion anzuwenden. Sie empfiehlt sich aber auch für geringere Gasdrucke, weil die Rohre dann leichter oder sicherer gemacht werden können. Beides ist aber namentlich für Feldgeschütze von großem Vorteil im Hinblick auf ihre Beweglichkeit einerseits und auf ihre Sicherheit gegen die verheerende Wirkung einer im Rohr detonierenden Sprenggranate. Außerdem werden die Schmiedestücke, aus denen ein Rohr besteht, kleiner und dünner, infolgedessen besser, sicherer und leichter unter Hammer oder Presse durchgearbeitet werden, was insbesondere für größere Kaliber von hohem Wert ist. Danach gehört die Verwendung von Massivrohren aus Stahl jetzt zu den Ausnahmen.

Die andere Gattung von Rohren in künstlicher Metallkonstruktion, die Drahtrohre, bestehen im Prinzip aus einem Kernrohr, um das viele Lagen Draht mit einer ihrer Inanspruchnahme durch den Schuß entsprechenden und mit jeder Lage wechselnden Spannung aufgewickelt sind. Über die Drahtwickelung ist je nach der Konstruktion eine Vorrichtung für Übertragung des Längszuges vom Boden auf die Schildzapfen angebracht. Die Einzelheiten der Konstruktionen, z. B. Form und Abmessungen des Drahtquerschnittes, Zahl und Art der Befestigung der Drahtenden, Einrichtung für Übertragung des Längszuges sind verschieden. Als mustergültige Vertreter dieser Gattung können die Drahtrohre für Heer und Flotte Großbritanniens angesehen werden. Von diesen sei der Bau der zurzeit auf den Schiffen der Majestic-Klasse noch vorhandenen 30,5 cm-Rohre Marke VII als Typ beschrieben. Dieses Rohr besteht aus einem vom Verschluß bis zur Mündung reichenden Seelenrohr, über das ein Hohlzylinder zur Aufnahme der Drahtwicklung mit Druck aufgezogen ist. Beide sind gegen ein Hinausschießen des Seelenrohres miteinander verbunden. Der Draht hat rechteckigen Querschnitt von 6,35 mm Breite und nur 1,52 mm Dicke und eine Festigkeit von 142—173 kg für das qmm. Die untersten Drahtlagen reichen vom Ladungsraum bis nahe zur Mündung. Die Zahl der Lagen nimmt nach der Mündung zu ab. Über die Drahtwicklung ist ein aus zwei Hälften bestehender Mantel, der von der Bodenfläche bis zur Mündung reicht, mit geringem Druck aufgezogen. Beide Hälften sind miteinander verschraubt. Konstruktion und Aufbau verändern sich fortlaufend, so daß z. B. von dem 30,5 cm-Kaliber jetzt bereits Marke XII vorhanden ist. Der Grund hierfür ist aus dem folgenden ersichtlich.

Es bietet wohl ein großes Interesse, die Vor- und Nachteile dieser beiden so grundverschiedenen Gattungen künstlicher Metallkonstruktion gegeneinander abzuwägen, deren Hauptvertreter einerseits die deutsche Marine und die Firma Krupp, andererseits die englische Marine, Staatsarsenal und die Privatfabriken von Armstrong und Vickers sind.



Vorzüge der Drahtrohre sind: durch das Ziehen des Drahtes scheiden sich unganze oder schwache Stellen von selbst aus, so daß ein homogenes Material von großer Festigkeit hergestellt wird und zwar mit geringerer Schwierigkeit als beim Schmieden oder Pressen der großen Rohrblöcke.

Theoretisch wird durch die größere Lagezahl die Widerstandsfähigkeit des Materials und damit sein Gewicht besser ausgenutzt als bei den Mantelkonstruktionen usw. Dies müßte zur Folge haben, daß Drahtrohre von gleicher Widerstandsfähigkeit einen geringeren Durchmesser und ein niedrigeres Gewicht haben könnten als die Mantelrohre usw. Nach der Rechnung würden z. B. bei einem 28 cm-Rohr 49 Drahtlagen genügen, und das Rohr würde um 343 mm im äußeren Durchmesser kleiner sein können als ein 28 cm-Mantelringrohr. Ein solches Drahtrohr würde aber eine wesentlich geringere Lebensdauer haben als das Mantelringrohr, ein Nachteil, der für schwere Schiffsgeschütze um so schwerer ins Gewicht fällt, als diese Geschütze ohnehin die nur sehr geringe Lebensdauer von etwa 100 Schuß haben. Dieser Nachteil ließe sich beheben, wenn es möglich wäre, einen Draht zu erzeugen von wesentlich höherem Elastizitätsmodul als dem des Kernrohrmaterials. Da dies zurzeit nicht möglich ist, so erübrigt nur, die Zahl der Drahtlagen zu vermehren, wodurch aber Durchmesser und Gewicht des Rohres vergrößert werden. Darauf beruht es, daß die Drahtrohre tatsächlich nicht leichter sind als Mantelringrohre und ihr Gewicht nicht besser auszunutzen ist. Ein englisches 30,5 cm-Drahtrohr L/50 wiegt 67 t, und sein Geschoß hat ein Arbeitsvermögen von 16 100 mt, ein Kruppsches 30,5 cm-Mantelringrohr L/50 wiegt nur 47,8 t, und das Arbeitsvermögen ist 17 510 mt. Letzteres ist also absolut genommen um 19,2 t leichter als ersteres, und sein Gewicht verwertet sich mit nur 2,7 kg für jede mt Arbeitsvermögen gegen 4,2 kg des englischen Rohres. Dieses Verhältnis läßt sich für alle Kaliber nachweisen. Für das 19 cm-Kaliber L/50 sind die betreffenden Zahlen:

	Gewicht	Arbeitsvermögen	Rohrgewicht auf jedes mt.
Drahtrohr . . .	16 t	3370 mt.	5 kg
Mantelringrohr	11,55 t	4232 mt.	2,7 kg
Unterschied . .	– 4,45 t	+ 862 mt.	– 2,3 kg

Der theoretische Vorteil der besseren Materialausnutzung ist in der Praxis nicht vorhanden. Wenn nun die Drahtrohre sogar absolut genommen noch schwerer sind als die Mantelringrohre, so können sie wohl kaum billiger sein, wie es ihnen nachgerühmt wird. Zahlenmäßig beweisen läßt sich dies allerdings nicht, weil die Herstellungskosten der Staatsfabriken und die Preise der Privatfabriken nicht bekannt sind. Die absolute Höhe des Preises kann auch niemals entscheidend sein, noch weniger der für eine Tonne Rohrgewicht bezahlte Preis, denn dann würde das schwerere Rohr, das das Material am unvorteilhaftesten ausnutzt, den geringeren Einheitspreis aufweisen. Allein maßgebend muß der Preis für eine mt Arbeitsleistung des Geschosses sein in Verbindung mit der Schußzahl, die ein Rohr aushält, bevor es als unbrauchbar zurückgezogen werden muß. Selbst dann ist aber ein sehr wesentliches Element, man kann sagen: das wesentlichste noch nicht berücksichtigt. Die Herstellung der Rohre muß die unbedingte Sicherheit bieten gegen zeitweiliges oder dauerndes vorzeitiges Versagen in der Arbeit und gegen Zerspringen, denn die Folgen eines solchen Vorkommnisses während

eines Gefechtes sind unabsehbar und auf alle Fälle sehr schwerwiegend. Das Springen eines Rohres zumal in einem Turm oder einer Kasematte hat eine geradezu verheerende Wirkung auf die Bedienung, wie die mannigfachen Unfälle auf französischen und einige auf amerikanischen Kriegsschiffen in dem letzten Jahrzehnt gezeigt haben. Auch in England gefertigte Drahtrohre haben versagt, z. B. in der Seeschlacht vor Port Arthur am 12. August 1905 auf einem japanischen Schiff. Die bei Krupp gefertigten Mantelringrohre haben in jahrzehntelangem Gebrauch vollste Gewähr für Sicherheit, Haltbarkeit und Dauerhaftigkeit erbracht und sind dadurch die preiswertesten.

Ein sehr bedeutender Mangel haftet allen Drahtrohren an, das ist ihre ungenügende Längssteifigkeit. Die ohne Verbindung in der Längsrichtung lose nebenanderliegenden Drahtwicklungen tragen zu dieser nichts bei. Das verhältnismäßig dünnwandige Kernrohr muß den ganzen Widerstand gegen Durchbiegen der Rohre infolge ihres Eigengewichtes leisten. Die große Masse der Drahtwicklungen vermehrt mit ihrem beträchtlichen Gewicht das Biegungsmoment der Rohre, ohne auch nur das geringste zum Widerstand gegen Durchbiegen beizutragen. Infolge dieser zu geringen Längssteifigkeit biegen sich die Rohre großen Kalibers und großer Länge mit der Zeit durch und werden durch den Schuß in so starke elastische Schwingungen versetzt, daß zahlreiche Rohrkrepierer auftreten und die Treffgenauigkeit zu wünschen läßt. Das sind praktische Erfahrungen. Dieser Nachteil tritt natürlich bei absolut und relativ langen Rohren, also bei den schweren Rohren, die 50 Kaliber lang sind, nachteilig in die Erscheinung. Er hat verschiedene Änderungen in der Konstruktion der Drahtrohre verursacht. In Italien wurden die neusten 30,5 cm-Kanonen statt 50 nur 46 Kaliber lang gemacht, und in England ist das 30,5 cm-Rohr (Marke XII) unter gleichzeitiger Herabsetzung der Leistung um 2190 kg schwerer geworden. Um ein Bild von der Länge solcher Rohre zu geben, sei erwähnt, daß die Seele eines 30,5 cm Rohres über 15 m, das ganze Rohr vielleicht über 16 m lang ist.

Deshalb ist man in England bei Steigerung des Kalibers auf 33 und 35,5 cm von L 50 auf L 45 zurückgegangen. Sowohl in England, als auch in Italien ist man zu dem wenig empfehlenswerten Mittel übergegangen, Rohre, die sich durchgebogen hatten, derart umzulegen, daß die untere Seite nach oben liegt.

Diese geringe Längssteifigkeit der Rohre größeren Kalibers ist ein ernster Übelstand, den in den Kauf zu nehmen umso weniger gerechtfertigt ist, als ihm entsprechende Vorzüge der Drahtrohre nicht gegenüberstehen.

Die Wertschätzung der Drahtrohre und der Mantelringrohre spricht sich deutlich in der Verbreitung beider Gattungen künstlicher Metallkonstruktion aus.

Nur die englische, die italienische und vorlaufig noch die japanische Marine führen Drahtrohre, ebenso die Marinen aller derjenigen Staaten, die ihre Schiffe aus England beziehen und deshalb auch die Armierung dort nehmen müssen. Auf die Weise hat auch Japan vor dem Kriege seine Drahtkanonen aus England erhalten. Jetzt macht es sich sowohl im Schiffbau wie in der Herstellung seiner Schiffsgeschütze vom Ausland unabhängig und bildet einen eigenen Rohrtyp aus, bei dem die Verwendung von Draht immer mehr zurücktritt. Italien hat seine Drahtrohre aus Filialen

englischer Firmen in Italien bezogen. Die italienische Marineetatskommission hat in ihrem letzten Bericht klar und deutlich gegen die Drahtrohre Stellung genommen und die Überlegenheit der Mantelringrohre anerkannt. Selbst einige derjenigen Staaten, die Schiffe aus England beziehen, haben die Drahtrohre abgelehnt. So hat seinerzeit Rußland der Firma Vickers aufgegeben, den Panzerkreuzer »Rurik« mit Mantelringrohren zu armieren; desgleichen hat Spanien dem Konsortium, das ihm drei Schlachtschiffe baut, die Armierung mit solchen Rohren aufgegeben.

Alle übrigen Staaten verwenden ausschließlich Mantelringrohre, selbst die Vereinigten Staaten von Amerika, die Versuche mit Drahtrohren für die Landartillerie haben anstellen lassen.

Demgemäß fertigen Krupp, Schneider in Le Creusot, die Fabrik in St. Chamond, Skoda, Bofors, Bethlehemwerke Mantelringrohre, Armstrong und Vickers Drahtrohre, in einzelnen oben angeführten Fällen auch Mantelringrohre. Und ihnen ist ein Gegner im eigenen Lande entstanden, der Mantelringrohre fertigt — die Kanonenfabrik von Coventry.

Die Verwendung der Drahtrohre ist also eine beschränktere als die der Mantelringrohre und ist augenscheinlich in der Abnahme begriffen. Dieses vielseitige Urteil entscheidet am zuverlässigsten über den Vorzug der Mantelringrohre gegenüber den Drahtrohren.

Nachrichten und Mitteilungen.

Die Aussendung von Elektronen bei chemischen Prozessen. Im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts wurde die Hypothese, daß alle Materie sich aus diskreten kleinsten Teilchen, den Atomen, aufbaue, nachdem sie vor mehr als zweitausend Jahren von den großen griechischen Philosophen aufgestellt worden war, durch exakte chemische Messungen zu einer festbegründeten Theorie erhoben. Zugleich setzte ein außerordentlicher Aufschwung in der Erforschung der Elektrizität ein und führte am Ende desselben Jahrhunderts zu einer neuen Erkenntnis über das Wesen der Elektrizität. Alle Versuche führten zu dem Schlusse, daß die Elektrizität gerade so aus diskreten kleinsten Teilchen bestände wie die Materie. Man nannte diese neuen Elektrizitätsatome Elektronen. Beim Aufbau der Atome der verschiedenen chemischen Elemente, die man früher für einheitliche, nicht weiter zerlegbare Körper angesehen hatte, und deren sehr komplizierten Bau man erst neuerdings kennen gelernt hat, spielen sie eine große Rolle, ja, vielleicht bauen sich die Atome vollständig aus ihnen auf, und die Welt besteht restlos aus Elektrizität.

Auf der Schule lernten wir, daß es zwei Arten von Elektrizität gäbe, die positive und die negative, und vielleicht ist das sogar wahr, vielleicht gibt es positive und negative Elektronen. Jedenfalls wurden die beiden Elektrizitäten in einem unglückseligen Augenblick, als man von ihrem Wesen noch nichts ahnte, verkehrt benannt. Denn bis heute kennen wir nur die negativen Elektronen. Positive Elektronen hat noch niemand sicher wahrgenommen, und einige leugnen die positive Elektrizität überhaupt, indem sie sagen, was man positive Elektrizität nenne, sei gewissermaßen die Lücke, der Fehlbetrag, der nach Entfernung des negativen Elektrons übrigbleibe. Jedenfalls gilt heute in der Elektrizitätslehre infolge des unglücklichen Mißgriffes in der Benennung der Elektrizitäten der paradoxe Satz, daß nur das Negative existiert und das Positive noch nicht aufgefunden ist.

Die negativen Elektronen lassen sich verhältnismäßig leicht isolieren und mit den raffinierten Methoden der modernen Physik wägen und messen. Sie sind mehr als tausendmal kleiner als das kleinste Atom, das man kennt, das des Wasserstoffes. Sie besitzen



eine unheimliche Beweglichkeit. Sie stoßen einander ab und fliegen, wenn sie frei sind, mit Geschwindigkeiten von Tausenden von Kilometern in der Sekunde auseinander, Geschwindigkeiten, gegen die unsere schnellsten Geschosse stillzustehen scheinen. Jedes Atom eines Metalles enthält ihrer eines oder mehrere, die mit dem Atom nur lose zusammenhängen und es umkreisen wie die Trabanten ihren Planeten. Dadurch, daß man das Atom in heftige Erschütterungen versetzt, kann man diese losen Elektronen in Freiheit setzen und dann mit Hilfe elektrischer Anziehung oder Abstoßung führen, wohin man will.

Erhitzung des Metalles auf Weißglut, Bestrahlung mit geeignetem Lichte, Beschießung mit sehr schnellen anderen Atomen sind geeignete Mittel zur Erschütterung der Atome und Befreiung der Elektronen.

Ein anderes Mittel, einem Metallatome die losen Elektronen zu entziehen, ist der Raub. Die Atome der nichtmetallischen Elemente, z. B. Sauerstoff, Chlor, Phosphor, geben ihre Elektronen nicht nur nicht ab, sondern reißen fremde Elektronen, die in ihren Bereich kommen, mit großer Gewalt an sich.

Manche mit solcher Gewalt, daß sie einem Metallatome seine Elektronen ohne weiteres entreißen, wenn sie nur in seine Nähe gelangen. Das Metallatom aber kann sich von seinen Elektronen nicht trennen und bleibt an dem raubenden Atome hängen, um ihnen nah zu sein. Eine gewaltige Erschütterung begleitet den Vorgang. Wir nennen sie Erhitzung und sagen, der Körper verbrenne, wenn seinen Atomen die Elektronen so wild geraubt werden.

Warum das alles so menschlich anmutet? Weil die tiefsten Wahrheiten der Physik schließlich doch nur Abstraktionen menschlicher, allzumenschlicher Erlebnisse sind.

Und wie der allzu heftig Begehrende den Becher verschüttet, den er leeren will, so könnte es auch Atome geben, die die Elektronen so gewaltig auf sich zu reißen, daß sie sie nachher nicht zu halten vermögen und in die Freiheit fahren lassen müssen.

Es war eine hervorragende Leistung der Experimentierkunst, daß es Herrn Professor Haber, dem Direktor des neuen Kaiser Wilhelm-Instituts für physikalische Chemie, tatsächlich gelang, nachzuweisen, daß es chemische bei Zimmertemperatur verlaufende Verbindungsvorgänge gibt, bei denen Elektronen ausgeschleudert werden.

Als elektronenabgebende Metalle wählte Haber Natrium und Kalium, deren Legierung schon bei Zimmertemperatur flüssig ist. Als elektronenanziehende Substanz diente Phosgendampf. Dieser ist eine Verbindung von einem Atom Kohlenstoff, einem Atom Sauerstoff und zwei Atomen Chlor. Die beiden Chloratome neigen dazu, die Phosgenverbindung zu verlassen und dann fremde Elektronen mit großer Gewalt an sich zu reißen.

Als Versuchsapparat benutzte Haber einen Glaskolben, aus dem die Luft durch Auspumpen so weit wie irgend möglich entfernt war. Aus einer feinen Spitze tropfte die flüssige Legierung in das Gefäß hinein, während sehr verdünnter Phosgendampf an der Spitze vorbeistrich. Denn bei Anwesenheit größerer Mengen von Phosgendampf würde die Verbindung so stürmisch vor sich gehen, daß sich die Stoffe stark erhitzen, was vermieden werden sollte. Die Luft andererseits mußte aus dem Versuchsgefäß entfernt werden, weil in ihr die ausgesandten Elektronen leicht stecken bleiben.

Der austropfenden Legierung gegenüber stand eine metallische mit einem Elektroskope verbundene Auffangeplatte, und es zeigte sich, daß diese eine negative elektrische Ladung annahm, sobald die Reaktion zwischen dem Phosgen und der Legierung durch Austropfenlassen der letzteren eingeleitet wurde. Daß die Versuche so leicht und einfach zu sein scheinen, rührt nur daher, daß hier nicht der Ort ist, auf alle die einzelnen Schwierigkeiten und Komplikationen näher einzugehen. Es waren also in der Tat bei der chemischen Reaktion Elektronen ausgeschleudert worden und damit die neueren Anschauungen über das Wesen des chemischen Verbindungsvorganges glänzend bestätigt.

Hiermit in engem Zusammenhange steht ein anderes Problem, das von dem kürzlich verstorbenen Geheimrat Landolt mit außerordentlicher Sorgfalt geprüft wurde, nämlich das Problem von der Konstanz der Materie. Von alters her hatten die Philosophen gelehrt, daß Materie weder hergestellt noch vernichtet werden könne. Landolt ging davon aus, daß, wenn Änderungen im Bestand der Materie möglich seien, sie wohl am ehesten bei chemischen Reaktionen vor sich gehen würden, und so untersuchte er die bei chemischen Reaktionen eintretenden Gewichtsänderungen mit Waagen von unheimlicher Genauigkeit. Er konnte keinerlei Änderungen der Materie konstatieren.

Bei seinen Versuchen bestand aber auch nicht die Möglichkeit der Aussendung von Elektronen.

Bei den Versuchen von Haber müssen wir dagegen annehmen, daß die Materie bei der Reaktion um die Masse der ausgeschleuderten Elektronen abgenommen hat. Die Materie hat sich zum Teil in Elektrizität verwandelt. Das ist nur faßbar, wenn man annimmt, daß die Materie aus Elektrizität besteht. Und das nachzuweisen ist das große Ziel der jetzigen Physik. Sie schafft an dem elektromagnetischen Weltbilde, das das unbrauchbar gewordene mechanische ersetzen soll, eine Umwälzung, die hinter den größten in der Geschichte der Erkenntnis nicht zurücksteht und von aller Unrast und Unsicherheit großer Umwälzungen begleitet ist.

G. S.

*

Wissenschaftliche Kinematographie. Im Laufe der letzten Jahre hat die wissenschaftliche Kinematographie auch für das Studium sehr schnell sich abspielender Vorgänge auf ballistischem Gebiet große Bedeutung erlangt. Dank den Bemühungen des französischen Forschers Marey und des deutschen Ballistikers Geheimrat Cranz zu Berlin ist es gelungen, Schußvorgänge kinematographisch festzuhalten, welche sich in etwa $^1/_{1000}$ Sekunde, ja, in noch kürzeren Zeiträumen abspielen. Für derartige Versuche kann natürlich ein Kinematograph der üblichen Ausführung mit schnell arbeitenden Momentverschlüssen nicht verwendet werden. Man mußte vielmehr dazu übergehen, die einzelnen Phasen des zu beobachtenden Vorganges durch außerdordentlich kurze schnell aufeinanderfolgende Lichtblitze auf einem sich fortbewegenden Film zu registrieren. Die hierfür erforderlichen Lichtblitze erzielten Marey und Cranz in der Weise, daß sie Hochspannungsfunkenstrecken zur Beleuchtung verwendeten. Die Entladung in einer solchen Funkenstrecke besteht aus vielen tausend einzelnen Funken, welche bei geeigneter Konstruktion als scharf getrennte Lichtblitze die einzelnen Momentbilder auf dem bewegten Film hervorrufen. Erst kürzlich ist es nun Geheimrat Cranz gelungen, mit Sicherheit bis zu 25 000 Momentbelichtungen pro Sekunde auszuführen, so daß man nunmehr in der Lage ist, auch die schnellsten Vorgänge auf ballistischem Gebiete kinematographisch zu studieren. Bei der Wiedergabe der einzelnen Momentbilder in der Projektion läßt man dann den Reproduktionsapparat wesentlich langsamer laufen, so daß es möglich ist, die einzelnen Phasen z. B. eines Schußvorganges mit Muße zu studieren. In sehr anregender und wissenschaftlich strenger Weise sind all diese Vorgänge in einem kürzlich erschienenen Buche »G. Lehmann, Die Kinematographie, ihre Grundlagen und ihre Anwendungen«, Teubner, Leipzig, behandelt.

Gl.

*

Stiftungen von Carnegie und Pulitzer. Andrew Carnegie hat am 25. November seinen 77. Geburtstag gefeiert. Bei diesem seinem hohen Alter ist sein schon längere Zeit gehegter Wunsch, eines Teils der Verantwortlichkeit enthoben zu werden, welche seine philanthropische Tätigkeit mit sich bringt, nur zu begreiflich. Schon im April des vorigen Jahres wurde in der Legislatur des Staates New York in Albany ein Gesetzentwurf eingereicht, nach dem eine Korporation zu dem Zweck begründet werden sollte, Fonds zu empfangen und zu verwalten, deren Einkommen zur Förderung und Verbreitung von Wissenschaft und Kenntnissen unter dem Volk der Vereinigten Staaten verwendet werden soll durch Unterstützung von technischen Schulen, höheren Erziehungsanstalten, Bibliotheken, wissenschaftlichen Instituten, Helden-Fonds, nützlichen Publikationen usw. Die Legislatur erhob am 9. Juni die Vorlage zum Gesetz, das am 11. Juni vom Gouverneur des Staates unterzeichnet wurde, und dem gemäß Andrew Carnegie, Senator Elihu Root, Dr. Henry S. Pritchett, der Präsident der Carnegie-Stiftung zur Förderung des Unterrichts, William N. Frew, der Präsident des Carnegie-Instituts in Pittsburg, Prof. Robert S. Woodward, der Präsident des Carnegie-Instituts in Washington, und andere und deren Nachfolger die »Carnegie Corporation of New York« bilden. Am 10. November konstituierten sich die Mitglieder der Gesellschaft durch Wahl der Beamten und empfingen von Herrn Carnegie die Summe von 25 Millionen Dollars. Man beabsichtigt, die Arbeit der Begründung und Unterstützung von Bibliotheken und erzieherischen Instituten, die viele Jahre hindurch Herr Carnegie allein geleistet hat, binnen kurzem auf die Korporation übergehen und von ihr fortsetzen zu lassen. Diese letzte Stiftung Carnegies im Betrage von 25 Millionen bringt die gesamte Summe der Carnegieschen Schenkungen für philanthropische Zwecke auf

über 200 Millionen Dollars. Diese Summe verteilt sich, wie folgt:

Helden-Fonds	7 250 000	Dollar
Lehrer-Fonds	21 500 000	"
Washington-Institut . . .	22 000 000	"
Colleges in den Vereinigten Staaten und Kanada .	20 000 000	"
Colleges in England . .	6 800 000	"
Schottische Universitäten .	10 000 000	"
Pittsburger Institut . . .	22 000 000	"
Unterstützungs-Fonds für Stahlarbeiter	4 000 000	"
Geschenke f Kirchenorgeln	4 000 000	"
Bureau of American Republics	750 000	"
Friedenstempel im Haag .	1 500 000	"
Bibliotheken	50 935 000	"
Internationale Friedensstiftung	10 000 000	"
Carnegie Corporation of New York	25 000 000	"
	205 735 000	Dollar

Fast gleichzeitig mit Carnegies neuester Stiftung wurde der letzte Wille des kürzlich verstorbenen Herausgebers der New York World Joseph Pulitzer bekanntgegeben, der enorme Summen zur Förderung von Kunst und Wissenschaft in den Vereinigten Staaten vermacht hat. Das Testament bestätigt u. a. die Schenkung einer Million Dollars an die Columbia-Universität zum Zweck der Gründung einer Schule des Journalismus und eine Abmachung, wonach die Universität unter gewissen Bedingungen eine weitere Million für diesen Zweck erhalten soll. Falls Columbia jedoch die Bedingungen nicht erfüllt, sollen die 2 Millionen an Harvard gehen, die eine Hälfte zur Gründung einer Schule des Journalismus, die andere für Stipendien. Aber abgesehen von allem übrigen soll Columbia 250 000 Dollars erhalten, deren Zinsen zu Stipendien verwendet werden sollen. Die Zinsen von einer Million, die das mit Columbia verbundene Barnard College erhält, soll gleichfalls zu Stipendien verwendet werden, und zwar zum Andenken an die verstorbene Tochter Pulitzers, die eine Studentin im Barnard College war. Wenn der Verstorbene so darauf bedacht gewesen, unbemittelten jungen Leuten eine akademische Ausbildung zu gewähren, so sollen die für den Fall eines erfolgreichen Wirkens der Schule des Journalismus ausgesetzten zahlreichen Jahrespreise die jungen Leute zu eifriger Forschung auf dem Feld des Journalismus ermuntern. Außerdem sind fünf Reisestipendien von je 1500 Dollars für junge Leute bestimmt, die an der Schule des Journalismus ihr Examen bestanden haben und in Europa soziale und politische Verhältnisse studieren wollen, ferner ein solches für einen amerikanischen Studenten der Musik der sich in Europa weiterausbilden will, sowie für einen amerikanischen Künstler, der seine Studien in Europa fortsetzen will. Ferner sind im Vermächtnis 500 Dollars für den besten Leitartikel ausgesetzt, der im Laufe des Jahres geschrieben wird, 1000 Dollars für die beste Arbeit eines Berichterstatters, 1000 Dollars für den besten amerikanischen Roman, desgleichen 1000 Dollars für das beste amerikanische Stück, das in New York aufgeführt wird, 2000 Dollars fur das beste Werk über amerikanische Geschichte usw. Für die Verteilung dieser jährlichen Preise soll von Columbia eine Behörde eingesetzt werden; falls dies aber nicht geschieht, soll Columbia die zweite Million nicht erhalten. Aus den anderen größeren Vermächtnissen sei noch eines in Höhe von 500 000 Dollars für die Philharmonische Gesellschaft erwähnt.

*

Adolf Salomonsohn-Stiftung. Aus der Adolf Salomonsohn-Stiftung, welche den Zweck hat »Beihilfen zu gewähren behufs Förderung wichtiger Arbeiten auf den Gebieten der Naturwissenschaften (einschließlich Biologie und Medizin) durch hervorragend tüchtige Kräfte, denen für die längere Dauer der Forschung genügende Mittel nicht zur Verfügung stehen«, sind stiftungsgemäß bis zu 2250 M. zur Verwendung verfügbar.

Bewerbungen sind bis zum 1. März 1912 schriftlich an den Ministerialdirektor Dr Schmidt in Berlin, Wilhelmstraße 68, mit der Aufschrift: Adolf Salomonsohn-Stiftungssache, zu richten.

*

Die in dem Januar-Heft unsern Lesern ausführlich angezeigte Revue germanique enthält in ihrem Januar-Februar-Heft die folgenden Aufsätze: Ch. Joret, La Religion du jeune Goethe (1755-1775). — F.-C. Danchin, Etudes critiques sur Christophe Marlowe. En marge de la seconde partie de Tamburlaine. — Daran schließen sich in den »Notes et Documents« unveröffentlichte Briefe von William Taylor, Coleridge und Carlyle an. Henry Crabb Robinson über die deutsche Literatur, die Jean-Marie Carré mitteilt, und Bemerkungen von Régis Michaud über Lafcadio Hearns Übersetzung von Flauberts Tentation de St Antoine.

JOSEPH DALTON HOOKER

Beilage zur „Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik".
Druck und Verlag von August Scherl, Berlin SW. 68.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

6. Jahrgang, Nr. 6
März 1912

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf. — Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.

Erscheint jeden ersten Sonnabend im Monat. — Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstraße Nr. 36-41.

Das Lebenswerk Sir Joseph Hookers.

Von

A. Engler.

Das Lebenswerk des am 10. Dezember 1911 in Sunningdale verstorbenen Botanikers Sir Joseph Dalton Hooker ist ein so bedeutendes, daß auch an dieser Stelle eine Würdigung desselben sich empfiehlt, zumal Hookers Bedeutung ganz besonders auf dem Gebiete der Pflanzengeographie hervortritt, für welche auch außerhalb der Fachkreise Interesse vorhanden ist. Da Hooker, am 30. Januar 1817 geboren, als Sohn eines berühmten Botanikers aufgewachsen war und seit 1855 über die großen Schätze der Royal Gardens und des Royal Herbarium in Kew verfügen konnte, in vollster körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische ein Alter von beinahe 95 Jahren erreichte, so ist es nicht zu verwundern, daß der Umfang seiner botanischen Publikationen ein ganz bedeutender ist. Aber schon 1865, als Joseph Hooker nach dem Tode seines Vaters Sir William Jackson Hooker die Direktion des Botanischen Gartens in Kew übernahm, hatte er die pflanzengeographischen Schriften verfaßt, welche seinen Namen verewigen.

Von seinen äußeren Lebensverhältnissen soll hier nur das erwähnt werden, was für seine wissenschaftliche Wirksamkeit von Bedeutung gewesen ist. Er wurde zu Halesworth in Suffolk als Sohn von William Hooker geboren, welcher von 1820 bis 1841 als Professor der Botanik in Glasgow wirkte und darauf die Direktion von Kew erhielt. So machte der junge Hooker seine Studien in Glasgow und wurde schon 1839 zum D. M. kreiert. Seine durch Lesen von Reisebeschreibungen bestärkte Neigung, die Welt zu sehen und noch wenig bekannte Gebiete zu erforschen, fand zunächst Befriedigung darin, daß er als Arzt und Botaniker an der antarktischen Expedition der Schiffe Erebus und Terror unter James Clarke Ross teilnehmen durfte. So lernte er in den Jahren 1840—1843 die Vegetation von Neu-Seeland, Australien, Tasmanien, Kerguelen, Feuerland und den Falklands-Inseln kennen.

Nach seiner Rückkehr wurde er Assistent des Professors Graham in Edinburgh, und 1845 trat er als Botaniker in den Dienst der Geological Survey of Great Britain. Aber schon im November 1847 verließ er im Auftrage der Regierung England, um drei



Jahre der botanischen Erforschung des nördlichen Indiens zu widmen. Im Januar 1848 begann er mit der Erforschung der Gangesebene und von Behar und traf Mitte April in Darjeeling ein, welches als Ausgangspunkt für zweijährige Erforschung von Sikkim und des öſtlichen Nepal, sowie der nach Tibet führenden Päſſe diente. Seine botanischen Exkursionen führten ihn bis zu Höhen von 6000 m ü. M. 1850 bereiſte er zusammen mit seinem Freunde Dr. Thomas Thomson Oſt-Bengalen, Chittagong, Silhet und die Khasia-Hills. Die Jahre 1851 bis 1855 waren mit eifriger Bearbeitung der Resultate aller dieser Expeditionen ausgefüllt; aber dann wurde er als Assiſtent-Direktor seines Vaters in Kew sehr durch Verwaltungsgeschäfte in Anspruch genommen. Doch hatte er auch in dieser Stellung 1860 Gelegenheit, eine interessante Reise nach Syrien und Paläſtina zu unternehmen, bei welcher auch die Cedernwälder des Libanon untersucht wurden. Seit 1865 Direktor von Kew, erhöhte er den Ruf dieser großartigen Botanischen Anſtalt nach jeder Richtung, vor allem durch wissenschaftliche Verwertung der Sammlungen und durch Erweiterung der ökonomischen Abteilung, sodann auch durch liberale Verteilung der Dubletten seiner Sammlungen an andere Museen. Als Direktor von Kew unternahm Hooker noch zwei größere botanische Reisen, nämlich 1871 in Gesellschaft von J. Ball und G. Maw nach Marokko und dem großen Atlas, 1877 in Gesellschaft von Asa Gray und Dr. Hayden nach Colorado, Wyoming, Utah, den Rocky Mountains, der Sierra Nevada und Kalifornien. 1885 gab er die Direktion von Kew auf und zog sich nach seinem [illegible]sitz The Camp in Sunningdale zu[illegible] er, umgeben von ihm besonders lieben Bäumen, Sträuchern und Stauden, an der Seite seiner über sein körperliches Wohl sorgsam wachenden Gemahlin bis zu seinem Lebensende fortdauernd wissenschaftlich tätig war und sich namentlich dem Riesenwerk der Flora of British India (1872—1897), dem Botanical Magazine und den Icones plantarum widmete. Nur wenige Wochen vor seinem Tode wurde er von der Arbeit ferngehalten. Daß Hooker für seine vielfache erfolgreiche Tätigkeit alle wissenschaftlichen Ehrungen, die nur möglich waren (er war auch seit 1854 korrespondierendes, seit 1904 auswärtiges Mitglied der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaft und Ritter des Ordens pour le mérite), zuteil wurden, iſt nicht zu verwundern; aber er war auch bei dem lebhaften Interesse seiner Landsleute für Botanik und wegen seiner Verdienſte um die Hebung von Kew, sowie bei seiner außerordentlichen persönlichen Liebenswürdigkeit einer der beliebteſten und geachtetſten Gelehrten Englands. So war es natürlich, daß der Familie Hookers die Aufnahme seiner Leiche in der Weſtminſter-Abtei angeboten wurde; doch hatte er selbſt den Wunsch ausgesprochen, in der Familiengruft auf dem alten Kirchhof von Kew im Grabe seines Vaters beerdigt zu werden.

J. D. Hooker war im wesentlichen syſtematischer Botaniker, aber ein solcher mit weitem Blick. In jungen Jahren beschäftigte er sich eifrig mit kryptogamischen Studien; so veröffentlichte er 1840 mit Harvey Arbeiten über indische Moose, und 1844—1847 war er ſtark mit der Bearbeitung der antarktischen Kryptogamen beschäftigt. Auch fossile Pflanzen erregten sein Interesse; so bearbeitete er 1842 fossile Hölzer von Tasmanien, veröffentlichte 1848

Studien über die Vegetation der Steinkohlenperiode und eine andere paläobotanische Arbeit 1855. Bei besonders interessanten Blütenpflanzen unterließ er es auch nicht, deren anatomische Verhältnisse zu berücksichtigen, so in seinen Abhandlungen über die Balanophoren (1855), über die Entwicklung der Schläuche von Nepenthes (1859) und über Welwitschia (1863). Seine Hauptstärke lag in der Blütenanalyse und in der Verwertung derselben zur Feststellung der systematischen Verwandtschaft. Mit der Umgestaltung des Systems, entsprechend den zeitweiligen Einzelforschungen, befaßte er sich weniger, als dies die deutschen Systematiker auf Grund der morphologischen Studien taten. Das System wurde mehr als Hilfsmittel für die speziellen botanischen Studien angesehen, weniger als Ausdruck unserer Kenntnisse von den verwandtschaftlichen Beziehungen der Familienreihen zueinander, obwohl Hooker sehr wohl solchen Fragen seine Aufmerksamkeit schenkte. Die praktischen Rücksichten im Gebrauch des Systems überwogen, und so wurde denn bei allen von Kew ausgehenden Publikationen, namentlich den zahlreichen Kolonialfloren das System, welches dem von Hooker und Bentham 1865—1893 veröffentlichten Monumentalwerk der »Genera plantarum« zugrunde gelegt wurde, beibehalten. Nun aber zu den Verdiensten Hookers um die Pflanzengeographie.

J. D. Hooker war derjenige Botaniker, welcher zuerst die Entwicklungsgeschichte einzelner Florengebiete darzustellen versuchte und durch seine umfassenden Kenntnisse auch in der Lage war, auf die dabei in Betracht kommenden systematischen Fragen einzugehen. Schon im Jahr 1846 war er in der günstigen Lage, an der Hand der reichen Sammlungen Darwins von den Galapagos-Inseln sich in das Studium der merkwürdigen Flora dieses Archipels vertiefen zu können, einer Flora, welche wie wenig andere durch den reichen Endemismus der gesamten Inselgruppe und durch die zahlreichen vikariierenden Formen der einzelnen Inseln zum Nachdenken über die Ursache so eigenartiger, in wenigen kontinentalen Gebieten auftretender Verhältnisse anregen mußte. Hooker geht den einzelnen Arten nach, sondert die endemischen Formen von den eingewanderten, untersucht die Verbreitungsmittel der letzteren, erwägt bei den einzelnen Arten die Möglichkeit des Transports durch Meeresströmungen, Wind, Vögel und den Menschen und kommt zu dem Resultat, daß die nicht endemische Flora des Archipels vom Isthmus von Panama herstamme. Der Endemismus der Galapagos-Inseln gibt Hooker Gelegenheit, über die Entstehung und Erhaltung desselben nachzudenken und die auf den Galapagos-Inseln herrschenden Verhältnisse mit denen anderer Inselgebiete zu vergleichen: ein Thema, das ihn später noch mehrfach beschäftigte. Zwölf Jahre nach der Herausgabe der Schrift über die Galapagos (1859), ausgerüstet mit den auf langen Reisen gesammelten Erfahrungen, nachdem kurz vorher (1858) Darwin (hauptsächlich auf das Betreiben von Hooker und Lyell) sowie auch Wallace im »Journal of the Linnean Society, Zoology III.« ihre Hypothesen über die Entwicklung der Arten ausgesprochen hatten, unternahm es Hooker, auf Grund seiner weitgehenden botanischen Forschungen in den antarktischen Ländern seine Anschauungen von der Entwicklung der Florengebiete und der in ihnen enthaltenen Floren-Elemente auszusprechen.



Sein »Introductory essay to the flora of Tasmania« mit dem vollſtändigen Titel »On the flora of Auſtralia, its origin, affinities and diſtribution« iſt zweifellos die gedankenreichſte Schrift dieses hervorragenden Botanikers. In derselben werden die Variationserscheinungen im Pflanzenreich sowie die allgemeinen Erscheinungen der Pflanzenverbreitung in der Gegenwart und Vergangenheit besprochen. Hierbei kommt Hooker auch auf die Inselfloren und die Analogien, welche zwischen ihnen und den Gebirgsfloren beſtehen, zu sprechen; ferner weiſt er darauf hin, wie die Inselfloren je nach ihrem geologischen Alter verschieden sind, daß die gegenwärtigen Exiſtenzbedingungen die Erscheinungen der Pflanzenverbreitung nicht erklären, daß vielmehr die Eiszeit einen großen Einfluß auf dieselbe gehabt habe. Hieran schließt sich eine Analyse der auſtralischen Flora; es wird die Verbreitung der in Auſtralien vertretenen Familien verfolgt, die tropisch auſtralische Flora mit der anderer tropischer Länder, namentlich Oſt-Indiens verglichen, die Flora des südöſtlichen extratropischen Auſtraliens der des südweſtlichen und südlichen gegenübergeſtellt, die Flora Tasmaniens nach ihren Beziehungen zum übrigen Auſtralien, zu Neu-Seeland, Europa und anderen Ländern analysiert, ferner auf die antarktischen, südafrikanischen und »europäischen« Elemente in Auſtralien hingewiesen; endlich auch die fossile Flora Auſtraliens mit der der Gegenwart verglichen. Ein Jahr später (1860) legte Hooker der Linnean Society (Transactions Linn. Soc. XXIII, 1861, 251—348) seine »Outlines of the distribution of arctic plants« vor, in der er jedoch den Fehler machte, alle im arktischen Zirkel vorkommenden Pflanzen arktische anzusehen; er wurde dadurch zu dem nicht haltbaren und später namentlich von Chriſt bekämpften Ergebnis geführt, daß die arktische Flora ihre Heimat in Skandinavien habe, während sie doch großenteils nach der Glazialperiode aus dem temperierten Asien eingewandert ist. 1866 machte Hooker die Eigentümlichkeiten der Inselfloren zum Gegenſtand seiner Untersuchung und verkündete seine Ansichten in der British Association zu Nottingham. In die Anschauungen Darwins eingelebt, versuchte Hooker die endemische Inselvegetation durch eine Umwandlung kontinentaler Arten zu erklären. Der Annahme ehemaliger Landverbindungen zwischen den Inseln und den Kontinenten widerſtrebend, sieht Hooker auch in den endemischen Formen der Inselgebiete Einwanderer, aber, was besonders wichtig iſt, Einwanderer aus älteren Perioden. Mit Entschiedenheit spricht er sich dafür aus, daß jede Inselflora durch die Einwanderungen zu einem Kontinent in Verbindung ſteht, nicht immer zu dem nächſtliegenden, so die Azoren zu Europa, St. Helena und Ascension zu Afrika, die Kerguelen-Inseln zum Feuerland; er ſtellt ferner feſt, daß im allgemeinen, den durch die Rotation der Erde abgelenkten Bewegungen des Wassers und der Winde vom Pol zum Äquator entsprechend, die Einwanderungen in der Richtung von Oſten nach Weſten erfolgen. Zum erſten Male sehen wir auch in dieser Abhandlung bei der Erklärung pflanzengeographischer Erscheinungen von Hooker einen Faktor berücksichtigt, an den man bis dahin wenig gedacht hatte: das Verhältnis der Pflanzen zu den Insekten. Die geringere Fortpflanzungsfähigkeit der endemischen Inselgewächse führt Hooker zum Teil darauf zurück, daß die zur Befruchtung notwendigen In-

sekten mit den Pflanzen, von denen sie leben, zugleich seltener werden müssen. Auch darin zeigt sich Hookers Scharfblick, daß er die spärliche Vertretung einjähriger Gewächse auf den Inseln hervorhebt; er sieht den Grund hierfür in dem auf den Inseln herrschenden Raummangel, welcher die Ausbreitung der bei den einjährigen Pflanzen die Fortpflanzung allein bewerkstelligenden Samen beschränkt.

Die Florengebiete, deren Kenntnis Hooker besonders förderte, sind hauptsächlich folgende. Zunächst die von ihm bereisten des australen Florenreiches. In dem großen oben erwähnten Werk über die botanischen Ergebnisse der antarktischen Expedition der Schiffe »Erebus« und »Terror« werden die Arten der einzelnen von ihm besuchten Länder aufgezählt und die Floren derselben analysiert, die Elemente derselben festgestellt und die Beziehungen der einzelnen Länder sowie die Möglichkeiten des Pflanzenaustausches zwischen ihnen besprochen. Die beiden ersten Bände (1847) behandeln Feuerland und die antarktischen Inseln, die beiden nächstfolgenden (1853) Neu-Seeland, dessen Flora er 1863 zum zweitenmal im Handbook of the New-Zealand Flora zusammenstellte, die beiden letzten 1860 die Flora Tasmaniens, denen der theoretisch so wichtige Introductory Essay, auf dessen Inhalt wir bereits hingewiesen haben, voranging.

Als die Challenger-Expedition zurückkehrte, gab Hooker 1879 in den Philosophical Transactions der Royal Society eine Aufzählung der auf dieser Insel vorkommenden Pflanzen, knüpfte daran einen Vergleich dieser Flora mit den übrigen desselben Florenreiches und stellte die starken verwandtschaftlichen Beziehungen zum austral-antarktischen Amerika fest. Die Schrift über die Galapagos wurde bereits erwähnt.

Zur Flora des tropischen Afrikas lieferte Hooker Beiträge in seiner Niger Flora (1849), die bei der damaligen unvollständigen Kenntnis der Pflanzenwelt dieses Gebietes etwas verfrüht war, ferner in der Bearbeitung der von G. Mann auf dem Clarence Peak von Fernando Po und auf dem Kamerunberg gesammelten Pflanzen, welche zu interessanten pflanzengeographischen Ausführungen Veranlassung gab. Sehr wertvoll war das 1878 von Hooker gemeinsam mit John Ball herausgegebene Reisewerk »Journal of a tour in Morocco and the Great Atlas«; die Verfasser begnügten sich nicht mit der Darstellung der Reise und eingefügten Vegetationsschilderungen, sondern sie gaben auch eine Anzahl wissenschaftlicher Anhänge, so Hooker einen Vergleich zwischen der Flora der kanarischen Inseln und der Marokkos, auch einen Vergleich zwischen der Gebirgsflora des tropischen Afrikas und derjenigen Marokkos.

Die größten Verdienste erwarb sich Hooker um die Kenntnis der Flora Britisch-Indiens. Wohl hatten schon Roxburgh, Wallich, Royle, Wight und Walker-Arnott die Kenntnis der vorderindischen und himalayensischen Flora wesentlich gefördert; aber erst durch Griffith, J. D. Hooker und Thomson erhielt die wissenschaftliche Welt einige Vorstellung von der Zusammensetzung der wichtigeren Vegetationsformationen. Die 1847 erschienenen »Works of the late Griffith« enthalten neben dem interessanten Reisejournal auch viele Untersuchungen morphologisch interessanter Pflanzen Ostindiens, denen in neuerer Zeit die Botaniker auch wieder Beachtung schenkten. Dann folgten aber J. D.



Hookers und Thomsons Reiseberichte, welche auch heute noch faſt die einzigen fachmänniſchen Schilderungen der vorderindiſchen Vegetation ſind. 1848 erſchienen die »Observations made when following the grand trunk road in the Soane Valley; and on the Kumaon branch of the Vindya hills«, 1849 die an Hookers Vater gerichteten Berichte über die botaniſche Reiſe in die Ghats und in den Himalaya (Hookers Journal of botany 1), darauf folgten 1854 die vortrefflichen »Himalayan Journals« und 1855 der »Introductory essay to the flora indica« von Hooker und Thomson.

Die großartigſte Leiſtung aber war Hookers Flora of British India, ein Werk von 7 ſtarken Bänden, zu deren Abfassung er nur wenig Mitarbeiter heranzog. In den Jahren 1872—1875 wurde der erſte Band geliefert, 1879 der zweite, 1882 der dritte, 1885 der vierte abgeſchloſſen, und die drei letzten Bände erſchienen 1890, 1894, 1897. Dieſe Flora iſt unſchätzbar für alle, welche ſich mit der Vegetation Indiens und des tropiſchen Aſiens überhaupt beſchäftigen; denn den ſehr knapp gehaltenen, nur die weſentlichen Merkmale der einzelnen Arten hervorhebenden Beſchreibungen ſind kritiſche Bemerkungen und Notizen über die Verbreitung jeder Art auch außerhalb Indiens, ſowie ſolche über verwandte Arten in Niederländiſch-Indien beigegeben. Aber nicht genug, daß Hooker als (freilich faſt jugendlich friſcher) Greis von 80 Jahren dieſes Werk zum Abſchluß brachte; er übernahm auch, als Trimen, der Verfaſſer einer Flora von Ceylon, nach dem Abſchluß des dritten Bandes (1895) verſchieden war, den vierten und fünften Band dieſes Werkes bis 1900 fertigzu[illegible]. Endlich hat er noch im Jahre 1904 auf Wunſch der indiſchen Regierung für den »Imperial Gazetter of India« eine kurze Schilderung der Vegetation von Indien (A sketch of the Flora of British India) verfaßt, welche pflanzengeographiſch ſehr wertvoll iſt, weil in ihr auch eine floriſtiſche Gliederung des großen Gebietes durchgeführt iſt.

Hookers Verdienſte um die Herausgabe der Abbildungswerke »Botanical Magazine« und »Icones plantarum« wurden ſchon berührt; namentlich die letzteren ſind für Pflanzenſyſtematik ſehr wichtig; ſo hatte er im Jahre 1895 in letzterem Werke 100 indiſche Orchideen abgebildet und beſchrieben.

Die innigen freundſchaftlichen Beziehungen, welche Hooker mit Charles Darwin verbanden und dem letzteren ſehr förderlich waren, trugen auch gute Früchte für die botaniſche Syſtematik. Ch. Darwin hatte ſehr oft den Mangel eines Lexikons der Pflanzenarten bei ſeinen Arbeiten unangenehm empfunden, und ſo entſchloß er ſich, eine ſehr beträchtliche Summe für die Herausgabe eines ſolchen zu hinterlaſſen, mit dem Wunſche, daß Sir Joseph Hooker die Oberleitung bei der Herſtellung desſelben übernehmen möchte. So kam unter ſeiner Direktion und der energiſchen Redaktion von Jackson der »Index Kewensis« zuſtande, welcher alle ſeit Linné aufgeſtellten Arten von Blütenpflanzen mit Angabe des Autors, des Zitats und der Heimat aufführt. Im einzelnen iſt natürlich an dem Index manches auszuſetzen; aber der Nutzen desſelben iſt ein ganz außerordentlicher.

Im perſönlichen Verkehr mit Sir Joseph Hooker war ſehr wohltuend die Anerkennung der Verdienſte anderer Fachgenoſſen und namentlich auch die Pietät gegen alle Vorgänger auf ſeinen zahlreichen Arbeitsgebieten, ſehr im Gegenſatz ſtehend zu der ſo häufigen



Überhebung vieler Gelehrten, welche nur mit einem gewissen Mitleid die Arbeiten ihrer Vormänner betrachten. Diese Pietät veranlaßte Hooker auch zur Abfassung zweier Schriften, welche für die Geschichte der Botanik von Wichtigkeit sind. So gab er 1896 das »Journal of the Right Hon. Sir Joseph Banks during Captain Cook's first voyage 1768—71« heraus. Dieser und Solander waren der Expedition des Endeavour als Naturforscher beigegeben, und Jos. Banks hatte von dieser Reise ein Herbarium von fast 1000 australischen Arten mitgebracht, welche von ihm zum ersten Mal gesammelt worden waren. Im Jahre 1902 veröffentlichte Hooker die Biographie seines Vaters Sir William Hooker in den »Annals of Botany« nach zweijährigen Studien für dieselbe. Diese Biographie ist zugleich eine Geschichte des Botanischen Gartens und des Herbariums von Kew sowie eine Fundgrube für die Geschichte der systematischen Botanik und Pflanzengeographie in der Zeit von 1820—1865, da der große Vater des großen Sohnes seinerzeit mit allen bedeutenderen Fachgenossen in regem wissenschaftlichen Verkehr stand. Der Drang nach Tätigkeit, verbunden mit Scharfblick und praktischem Geschick, war bei beiden Männern gleich entwickelt, und so haben sie, allerdings auch begünstigt durch ihre Stellung, zum Ausbau der Botanik ungewöhnlich viel beigetragen.

Der kritische Idealismus.

Von

August Messer.

Die Vertreter des »kritischen Realismus« haben ihre erkenntnistheoretische Grundansicht zu verteidigen sowohl gegen den »Phänomenalismus«, dem die Realität (das »Ding an sich«) für zwar denkbar, aber nicht erkennbar gilt, als auch gegen den »Idealismus«, der eine unabhängig vom erkennenden Bewußtsein bestehende Realität überhaupt leugnet. Innerhalb des Idealismus aber sind zwei Richtungen zu unterscheiden: der »subjektive« Idealismus (oder »Konszientialismus), der bei seiner Beweisführung an das »erkennende Bewußtsein« von Individuen denkt, und der kritische oder objektive Idealismus*), der dabei das wissenschaftliche Bewußtsein (losgelöst von den Individuen) ins Auge faßt. Eine Auseinandersetzung des kritischen Realismus mit dieser zweiten Form des Idealismus*) erscheint mir als eine besonders bedeutsame Aufgabe, weil sie in der Philosophie der Gegenwart von einer Schule vertreten wird, die durch ihre einheitliche Problemstellung und Arbeitsmethode und durch hervorragende Leistungen sich aller Ignorierung und allem Mißverstehen zum Trotz Beachtung und Würdigung erzwingt. Der kritische Idealismus ist die Philosophie der »Marburger Schule«, von deren Vertretern

*) Er wird auch als »transzendentaler«, »logischer«, »methodischer« oder »philosophischer« Idealismus bezeichnet.

*) Eine Verteidigung des kritischen Realismus gegen Phänomenalismus und subjektiven Idealismus hat Karl Groos im Anschluß an Külpe in der Internationalen Wochenschrift, 5. Jahrg. Nr. 15 (15. IV. 1911) gegeben.



hier Cohen, Natorp, Cassirer, Kinkel, Gawronsky genannt seien. Die »Schule« ist überzeugt, die eigentlichen Grundgedanken Kants zu vertreten und in ihrer ganzen Tragweite auszugestalten und damit zugleich Kants System von den ihm noch anhaftenden Mängeln zu befreien*).

Möglichst bestimmt sucht man auch den eigenen Standpunkt von dem des subjektiven Idealismus zu unterscheiden. Man versichert mit Nachdruck: Nicht das einzelne erkennende Subjekt, das Individuum darf zum Träger der Wirklichkeit gemacht werden; die Welt besteht nicht nur im Bewußtsein des einzelnen erkennenden Ich. Schopenhauers Satz: »Die Welt ist meine Vorstellung« ist falsch. — Ob allerdings die Trennung zwischen »subjektivem« und »objektivem« (»kritischem«) Idealismus ganz reinlich durchgeführt werden kann, scheint uns zweifelhaft; allein darauf können wir erst an einer späteren Stelle unserer Erörterung eingehen. Jedenfalls wollen die Vertreter des kritischen Idealismus nicht mit den subjektiven Idealisten verwechselt werden. Sie erkennen eine vom individuellen Bewußtsein, von den Vorstellungen der einzelnen Subjekte verschiedene Erfahrungs-Realität an und betrachten sich darum zugleich auch als die wahren Realisten.

*) Hermann Cohen hat sich schon früher durch seine der Kant-Auslegung gewidmeten Werke hohe Verdienste um die Philosophie erworben. Von seinem eigenen »System der Philosophie« hat er bis jetzt zwei Bände: »Logik«, 1902, und »Ethik«, 1904, veröffentlicht. Von den übrigen Hauptschriften der »Marburger« seien erwähnt: P. Natorp, »Die logischen Grundlagen der exakten Wissenschaften«, 1910, »Philosophie« (»Ihr Problem und ihre Probleme«), 1911; E. Cassirer, »Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit«, I 1906, II, 1907; W. Kinkel, »Idealismus und Realismus«, 1911; D. Gawronsky, »Das Urteil der Realität«, 1910.

In der Tat besteht in wichtigen Fragen Übereinstimmung zwischen dem kritischen Idealismus und dem Realismus. Sie sind nicht nur einig in der Ablehnung des subjektiven Idealismus: in und mit diesem lehnen sie auch den »Psychologismus« ab, d. h. die Ansicht, daß die Psychologie die grundlegende Wissenschaft für die Philosophie, insbesondere auch für Logik und Erkenntnistheorie sei. Der »Psychologismus« würde allerdings im Rechte sein, wenn wirklich alle Gegenstände der Erkenntnis nur Vorstellungen von Individuen wären; denn diese Vorstellungen nach ihrer Beschaffenheit und Gesetzmäßigkeit zu untersuchen, ist tatsächlich Sache der Psychologie.

Ebenso sind die beiden Richtungen Gegner des »Sensualismus«, der alle Erkenntnis einzig und allein auf die Empfindung zurückführen will; vielmehr gelten ihnen beiden neben den Empfindungen die Denkelemente: Begriffe und Urteile als unentbehrliche Faktoren der Erkenntnis. Die Bedeutung der Empfindungen wird freilich (wie wir noch sehen werden) von dem kritischen Realismus höher eingeschätzt als vom Idealismus. Indessen besteht auch bei dem ersteren Klarheit darüber, daß die Empfindungen erst zustande kommen bei der Einwirkung objektiver Reize auf bestimmt organisierte Lebewesen, daß also die Eigenschaften, mit denen wir auf Grund unserer Empfindungen die Dinge ausstatten: die Farben, Helligkeiten, Gerüche, Geschmäcke usw. ihnen nicht »an sich« zukommen. Eben durch diese Einsicht unterscheidet sich der »kritische« Realismus von dem »naiven« Realismus des Alltags, der den Dingen schlechthin diese Eigenschaften zuschreibt. Für den, der diesen naiven Standpunkt nicht mehr einnimmt, ergibt sich ohne weiteres, daß das Er-

kennen auch nicht als eine »Abspiegelung« oder »Abbildung« der Dinge aufgefaßt werden kann. Denn jegliches Bild ist die anschauliche Kopie eines anschaulichen Originals. Daraus, daß der kritische Realismus die anschaulichen Eigenschaften, die wir empfinden, den Dingen selbst abspricht, folgt, daß diese Dinge für ihn zu unanschaulichen Objekten werden, die nur vermittels begrifflichen Denkens genauer bestimmt werden können. Also ist für den kritischen Realismus ebensowenig wie für den kritischen Idealismus das Erkennen ein »Abbilden« — wenn diese Übereinstimmung auch (wie so manche andere) gelegentlich verkannt wird.

Es kann ebenfalls nur auf einem Mißverständnis beruhen, wenn von idealistischer Seite der Vorwurf erhoben wurde, der realistische Metaphysiker wähne »im Besitze des absoluten Seins«*) sich zu befinden. Wenn anders der Realist »kritisch« denken gelernt hat und einen Einblick in das Wesen der Wissenschaft besitzt, wird er genau so wie der Idealist das Ziel der Erkenntnis, sofern es in der vollkommenen Bestimmung der wirklichen Welt besteht, als im Unendlichen liegend ansehen.

Übereinstimmung zwischen den beiden Richtungen besteht (oder kann wenigstens bestehen) auch in der Art, wie das Verhältnis der Erkenntnistheorie**) zu den Einzelwissenschaften bestimmt wird. Jene hat den letzteren nicht etwa vorzuschreiben, wie sie erkennen sollen, sie hat in ihre Arbeit überhaupt nicht hineinzureden, sondern von ihnen zu lernen. An den Einzelwissenschaften stellt sie fest, mit welchen obersten Voraussetzungen und Begriffen sie arbeiten, in welchen Beziehungen diese Grundsätze und Begriffe zueinander stehen, welche grundlegenden Bestimmungen für den jeweiligen Gegenstand der Forschung gelten usw. Auch damit kann der Realist einverstanden sein, daß die Erkenntnistheorie mit ihrer Arbeit bei den »exakten« Wissenschaften: Mathematik und mathematische Naturwissenschaft einsetzt und sich an ihnen zunächst über das Wesen der Erkenntnis orientiert. Freilich wird er betonen müssen, daß die prinzipiellen Verschiedenheiten, die schon zwischen diesen beiden Wissenschaften und weiterhin zwischen ihnen und den anderen Disziplinen bestehen, nach ihrer vollen Bedeutung zu würdigen sind.

Höchst Beachtenswertes ist von seiten der »Marburger Schule« geleistet worden in der Untersuchung der grundlegenden Gedanken der mathematischen Naturwissenschaft. Diese machen zugleich die Bedingungen aus, denen ein Gegenstand entsprechen muß, um Objekt der Naturerkenntnis zu werden, und sie gelten insofern a priori. Der Gehalt dieser die Wissenschaft konstituierenden Begriffe und Grundsätze, ihre innere Beziehung (Korrelation), ihre unbegrenzte Entwicklungsfähigkeit sind in scharfsinniger Weise von Cohen und seinen Schülern untersucht worden.

Alle diese Forschungen ruhen aber auf einer Voraussetzung, die vom kritischen Realismus ebenfalls gemacht wird: daß der Inhalt von Begriffen, Urteilen, kurz von Gedanken jeder Art in der Abstraktion von den Denkvorgängen in den einzelnen wirklichen Individuen gleichsam losgelöst und für sich betrachtet werden kann.

Von hier aus gelangen wir allerdings unmittelbar zu dem eigentlichen Gegensatz zwischen kritischem Realismus und Idealismus. Der erstere unterscheidet noch

*) Kinkel, a. a. O. S. 59.

**) Sie wird von den Idealisten meist dem Begriff der »Logik« eingeordnet.

von den Gedankeninhalten der Wissenschaften die unabhängig davon bestehenden Gegenstände.*) Der Idealist ist der Ansicht, daß diese Unterscheidung zwischen Inhalt und Gegenstand überflüssig, ja falsch sei, daß vielmehr beide identisch seien. Diese Grundansicht, die recht eigentlich den spezifisch »idealistischen« Charakter der »Marburger Schule« ausmacht, soll zunächst durch einige Aussprüche ihrer oben erwähnten Vertreter belegt und erläutert werden. So lesen wir z. B. bei Cohen:**) »Es muß bei der Relation verbleiben, die Parmenides als Identität von Denken und Sein geschmiedet hat. Das Sein ist das Sein des Denkens. Daher ist das Denken, als Denken des Seins, Denken der Erkenntnis.« Plato bringt den ewigen Grundgedanken der wissenschaftlichen Vernunft an das Licht: »Das Denken erschafft die Grundlagen des Seins. Die Ideen sind diese Grundlagen, diese Grundlegungen.« »Die Idee bezeichnet und bedeutet das wahrhafte Sein, den wahrhaften Inhalt der Erkenntnis.« »Das Sein ruht nicht in sich selbst; sondern das Denken erst läßt es entstehen.« »Nur das Denken selbst kann erzeugen, was als Sein gelten darf.«

Natorp erblickt den Grundirrtum des Realismus darin, daß er meine, »das Resultat des Erkennens, die fertige Welt, voraus zu haben«. Das nenne man dann »Erfahrung«, und durch »Abstraktion« ziehe man dann alles das wieder heraus, was man zuvor selber hineingedacht. Aber die fertige Welt, die Wirklichkeit sei nichts weiter als die schließliche Resultante aller Denkbestimmungen. So kommt er (übrigens in Übereinstimmung mit der »Schule«) zu der terminologischen Unterscheidung von »Sein« in allgemeinster Bedeutung, als Bestand (Geltung) eines Denkinhalts für sich, und von »Wirklichkeit« (»Existenz« oder »Sein« im engeren Sinn, das ist »konkretes Sein«, »Dasein«) als allseitig bestimmtem Denkinhalt oder (wie er sich ausdrückt:) als Bestand in der Resultante aller Denkkomponenten und unter deren Voraussetzung.*) In Übereinstimmung damit lehnt er es ab, im Sinne des »Positivismus« in den »Tatsachen« das Gegebene und damit das Sicherste in aller Erkenntnis zu sehen. »Die Tatsache im absoluten Sinn ist erst das Letzte, was die Erkenntnis zu erreichen hätte, in Wahrheit nie erreicht; ihr ewiges X. Dies Letzte hat man zum Ersten, dies X zur bekannten Größe, das ewig Gesuchte, nie Erreichbare zum Gegebenen gemacht. Woher dieser befremdliche Fehlgriff? Weil allerdings die Notwendigkeit dieser Determination der Tatsache, nämlich als Forderung, selbst a priori feststeht, so antizipiert man ohne Bedenken im Begriff der Tatsache als des Gegebenen das, was vielmehr erst das letzte Resultat der Erkenntnis wäre.« Auch die Wissenschaft sei sich dieses Sachverhalts mehr und mehr bewußt geworden; sie erkenne an, »daß das Urteil darüber, was Tatsache sei, in jedem Augenblick der Berichtigung gewärtig sein muß«. Er will auch nicht den Einwand gelten lassen: »Aber die Tatsachen müssen doch an sich bestimmt sein, wenngleich nicht für uns.«**) Damit wäre allerdings der Realismus anerkannt und die Grundbehauptung

*) Wenigstens für die sog. Realwissenschaften (die Natur- und Geschichtswissenschaften, ebenso die beide zusammenschließende Metaphysik) hält er diese Unterscheidung für notwendig. Anders steht es mit den »Idealwissenschaften« (wie z. B. reine Mathematik), wo die Objekte bloß »gedacht« sind.

**) Logik S. 14, 18, 5, [illegible].

*) Vgl. seine Schrift »Jemand und Ich«, Stuttgart 1906, S. 35 u. 27.

**) Die logischen Grundlagen, S. 96.

des Idealismus, daß alles Sein, alle Wirklichkeit und Tatsächlichkeit Denkinhalt, Denkerzeugnis sei, aufgegeben.

Endlich seien noch einige Sätze Kinkels angeführt: *) »Nur das Denken kann das Sein erkennen, denn beide, das Denken und das Sein, sind im Grunde genommen dasselbe. Durch diese Lehre iſt Parmenides recht eigentlich zum Schöpfer des wissenschaftlichen ... Idealismus geworden.« »Die Formel des kritischen, philosophischen Idealismus heißt: »Sein = wahrer Begriff.« »Der Gegenſtand iſt zwar nicht mit dem Erlebnis des Vorſtellens,**) wohl aber mit dem Inhalt des wissenschaftlichen Begriffs (Denkinhalt) völlig identisch.« »Nach der Grundvoraussetzung des Idealismus exiſtiert die Natur nicht unabhängig von der Erkenntnis, sondern sie iſt in den Begriffen der naturwissenschaftlichen Erkenntnis selbſt enthalten.« »Die Natur verdankt ihre Feſtigkeit und innere Sicherheit allein den Gesetzen des Geiſtes, aus denen sie entspringt und in denen sie ihrem Wesen nach beſteht«; denn »die Gesetze des wissenschaftlichen Bewußtseins sind zugleich die Prinzipien des Seins«. —

Die in allen diesen Sätzen behauptete Identität von Denken und Sein, von Inhalt und Gegenſtand wissenschaftlicher Erkenntnis kann nun freilich der kritische Realismus **nicht** anerkennen. Er sieht sich eben darum einer scharfen Kritik von seiten der Idealiſten ausgesetzt. Wenn dabei dem Realismus vorgeworfen wird, er fasse die Erkenntnis »sensualiſtisch« und als ein »Abbilden« der Wirklichkeit*), so beruht dies auf einem Mißverſtändnis, es iſt dabei die weitgehende Übereinſtimmung verkannt, die tatsächlich (wie oben gezeigt) zwischen Realismus und Idealismus beſteht. Der wirkliche Unterschied zwischen beiden kommt nur da zur Sprache, wo sich die Kritik gegen die realiſtische Unterscheidung von »Inhalt« und »Gegenſtand« der Erkenntnis richtet. In meiner »Einführung in die Erkenntnistheorie«**) hatte ich im Sinne des kritischen Realismus bemerkt, der Denkinhalt wolle nichts weiter sein als die Erfassung des Gegenſtandes, er sei »gewissermaßen der Gegenſtand selbſt, wie er für das Subjekt da iſt.« Von idealiſtischer Seite***) wurde hiergegen eingewendet: wie könne man dabei behaupten, der Denkinhalt sei vom subjektiven Denkerlebnis unabhängig, denn der Gegenſtand, »wie er für das Subjekt da iſt«, sei doch eben der Gegenſtand, »wie er sich im subjektiven Erlebnisse darſtellt«. Darauf wäre zu sagen: der Realiſt behauptet nur, daß sich der Denk**inhalt** vom subjektiven Denk**erlebnis** durch isolierende Abſtraktion herauslösen lasse; nicht, daß er unabhängig vom Denkerlebnis oder von der Natur des Subjekts da sei. Wenn z. B. 20 Zeitungen Originalberichte über denselben Vorgang bringen, dann lassen sich die Inhalte dieser 20 Berichte etwa auf ihre Übereinſtimmungen und Verschiedenheiten vergleichen, wobei man ganz absehen kann von den Denkerlebnissen, die sich in

*) Idealismus und Realismus, S. 13, 24, 51, 57, 75, 56.

) Es muß hier die terminologische Unterscheidung beachtet werden, die von den Vertretern des kritischen Idealismus (zur Abgrenzung ihres Standpunkts von dem des subjektiven Idealismus) vollzogen wird: »Der **Vorgang, in welchem das einzelne Individuum sich den Begriff (z. B. des Kausalgesetzes) zum Bewußtsein bringt, muß **Vorſtellen** genannt werden. Der **Inhalt** des Vorſtellens aber iſt der Begriff, und in ihm liegt das Sein.« (Kinkel, a. a. O., S. 23).

*) Vergl. Kinkel, a. a. O. S. 48, 59 ff.

**) 1909. S. 17.

***) Kinkel, a. a. O. S. 49.



den Berichterstattern beim Niederschreiben ihrer Berichte abspielten. »Unabhängig« von diesen Denkerlebnissen sind natürlich diese Inhalte nicht in die Wirklichkeit getreten, sie waren vielmehr die bedeutsamsten Bestandteile dieser Erlebnisse, allerdings innig verwebt mit anderen Bewußtseinsvorgängen, z. B. anschaulichen Vorstellungen des zu erzählenden Vorgangs, dadurch erregten Gefühle, Wortvorstellungen mannigfacher Art, begleitenden Spannungsempfindungen usw. Bei der Lektüre des Berichts aber vermag der Leser auf Grund der Wahrnehmung der gedruckten Worte Gedanken in sich zu erzeugen, welche mit denen des Berichterstatters mehr oder minder genau übereinstimmen, er lernt dadurch den Vorgang kennen, wie er für den Berichterstatter da war. Von den 20 Berichten aber ist noch der eine reale Vorgang zu unterscheiden, auf den sie sich alle beziehen. Und selbst wenn wir die Fiktion machten, daß alle diese Berichte den Vorgang völlig getreu und erschöpfend wiedergäben, so würden zwar ihre Inhalte ganz gleich sein, sie hätten also »denselben Inhalt«, aber dieser wäre immer noch zu scheiden von dem »Gegenstand«, nämlich dem wirklichen Vorgang, der doch unabhängig von seinem Erkanntwerden sich abspielte.

Allein eben hiergegen erhebt man von idealistischer Seite Widerspruch. »Wie solle man jene vom Denkinhalt unabhängige Existenz des Gegenstandes verstehen?«*) Existenz, so argumentiert man, muß einem bestimmten Gesetze unterworfen sein. »Sicherlich kann man doch nicht sagen, daß ein Gegenstand oder ein Ding Existenz oder Dasein habe, wenn er regellos sich bald so, bald so verhält, bald auftaucht, bald verschwindet usw.«*) Wie verhält sich nun dieses Gesetz zum Begriffsinhalt? Wenn man (wie der Realist) behauptet, das Gesetz eigne beidem, dem Denkinhalt und dem Gegenstand: »wie will man dann konstatieren, daß das Gesetz, welches den Denkinhalt ausmacht, dasselbe ist mit dem Gesetz, welchem der Gegenstand folgt? . . . Ganz abgesehen von der unnötigen Verdoppelung der Wirklichkeit, die man hier vornimmt, ist auch jedes Kriterium der Wahrheit verloren gegangen«.

Daß dem Realismus jegliches Wahrheitskriterium fehle, ist eine unbewiesene Behauptung. Die Frage nach diesem Kriterium läßt sich kurz so beantworten: »Wahr sind diejenigen Wahrnehmungsergebnisse, die durch keinen Fortschritt der Beobachtungstechnik mehr verändert werden können, sowie diejenigen Vorstellungen und Gedanken, die logisch einwandfrei aus solchen unerschütterlichen Wahrnehmungsergebnissen abgeleitet oder abzuleiten sind.«**)

In der idealistischen Literatur begegnet uns gelegentlich die Erwägung, daß bei der (realistischen) Unterscheidung von Inhalt und Gegenstand der Weg vom Inhalt zum Gegenstand abgeschnitten sei, da ja das Bewußtsein nicht über sich hinauskönne. Aber dem liegt eine irrige Auffassung des Bewußtseins zugrunde, die es fälschlich verdinglicht, die es wie einen rings geschlossenen Raum auffaßt, bei dem man nur drinnen oder draußen sein könne. Ueber diese Verkennung

*) [illegible]kel, a. a. O. S. 49 f.

*) Dagegen ließen sich bereits Einwendungen erheben, von denen aber hier abgesehen werden soll.

**) So im Sinne des kritischen Realismus E. Dürr, »Erkenntnistheorie« 1910, S. 202. Dort wird dieses Wahrheitskriterium eingehend begründet, auch durch eine Kritik der von anderen Richtungen vertretenen Wahrheitsbegriffe.

des Bewußtseins muß übrigens der Vertreter des kritischen Idealismus selbst hinausgehen, wenn er wirklich seinen Standpunkt von dem des subjektiven Idealismus unterscheiden will. Der Begriff ist ja nach dem kritischen Idealismus nicht lediglich Bewußtseinsinhalt eines Individuums (einen solchen nennt er ja »Vorstellung«). Wenn z. B. drei Beobachter drei Wahrnehmungsbilder haben, »so meinen sie doch, sobald sie von dem Gegenstande sprechen, ein und denselben Gegenstand; sie denken eben an dasselbe Seiende.*) Dieses Seiende ist es nun, welches der Begriff des Gegenstandes in sich schließt« (genauer: das mit dem Begriff identisch ist). Der Begriff eines Gegenstandes ist für alle Menschen ein und derselbe, so mannigfaltig auch immer die Vorstellungsbilder für die verschiedenen Individuen sein mögen«.**) Eben dadurch, daß der Begriff nicht bloß individueller Bewußtseinsinhalt ist, ermöglicht er die Verständigung zwischen Individuen.

So muß also auch der kritische Idealismus ganz darauf verzichten, das einzelne Subjekt gleichsam in den Bereich seines Individualbewußtseins einzusperren (was ja der Grundirrtum alles »subjektiven« Idealismus ist); er muß selbst jene spezifische Eigentümlichkeit des Bewußtseins, genauer des »Gegenstands«bewußtseins, anerkennen: daß es sich auf etwas bezieht, etwas »meint«, was es selbst nicht ist, sondern was von ihm verschieden ist. Das ist sozusagen das eigentliche »Wunder« des Bewußtseins.

*) Alles das kann auch der kritische Realist unterschreiben, aber nicht mehr das Folgende.

**) Kinkel, a. a. O. S. 14; vgl. S. 17: »Erst wenn ich zum Begriffe vordringe, wenn ich den Begriff im Denken erfasse, habe ich Anteil am Sein; der Begriff aber ist nicht mehr auf das Individuum eingeschränkt.«

Freilich »wunderbar« erscheint es nur dann, wenn wir stillschweigend voraussetzen, daß sich auch die Bewußtseinsvorgänge nach Art des Räumlichen und Körperlichen auffassen ließen, und wenn wir nun inne werden, daß diese Voraussetzung unhaltbar sei.

Es ist aber unverkennbar, daß der Begriff im Sinne des kritischen Idealismus, indem er von der individuellen »Vorstellung« unterschieden und zu etwas Überindividuellem gemacht wird, an dem beliebig viele Individuen »teil haben« können —, daß der »Begriff« völlig an die Stelle des Gegenstands (im Sinne des Realismus) rückt. Und eben in dieser Identifikation besteht ja das Eigentümliche des kritischen Idealismus.

Ist aber der »Begriff« etwas von der individuellen Vorstellung Verschiedenes, wie der Idealismus mit gutem Grund behauptet, so läßt sich ihm gegenüber die Frage aufwerfen: welches ist das Wahrheitskriterium? Denn auch der Idealist gibt zu: »Wenn das Individuum falsch denkt (wir müßten besser sagen, falsche Vorstellungen bildet), so hat es eben den Begriff nicht erreicht und damit das Sein in der Erkenntnis nicht ergriffen«*). Woran erkennt denn also das Individuum, daß es den »Begriff« und damit das Sein erfaßt hat? Darauf wird der Idealist kaum eine wesentlich andere Antwort zu geben haben, als wir sie oben mit den Worten Dürrs, eines Vertreters des kritischen Realismus, gegeben haben. Diese Wahrheitsdefinition hat nämlich den Vorzug, daß sie den Gegensatz zwischen Idealismus und Realismus in der Auffassung des Erkenntnisgegenstandes ausschaltet und darum von beiden Richtungen akzeptiert werden kann. Damit ist auch klar, daß die eine Richtung gegen die andere

*) Kinkel, a. a. O., S. 23.





nicht das Argument anführen kann, daß es ihr an einem Wahrheitskriterium fehle. Für beide sind und müssen sein (wie schon Kant gesehen hat) Begriff uud Anschauung (bezw. Empfindung)*) die Elemente und konſtituierenden Faktoren der Wahrheitserkenntnis, und Denken und Wahrnehmen in fortwährender Wechselbeziehung die Mittel, um die Wahrheit zu erfassen. Allerdings scheinen manche Idealiſten die Bedeutung des Empfindungsfaktors für die Erkenntnis weit geringer zu veranschlagen als die Realiſten. Darauf deuten Aussprüche wie die: »Man darf sich nicht auf die sinnliche Wahrnehmung berufen als auf eine Ergänzung des Denkens.« »Nicht in der Erscheinung (sinnlichen Wahrnehmung) liegt das Kriterium der Wahrheit der Erkenntnis, sondern in der Vernunft, welche entscheidet, ob die Erscheinung dem zu Grunde gelegten Begriffe gemäß iſt.«**) »Die Empfindung iſt letztlich nichts anderes als ein Fragezeichen.« »Das Einzelne iſt die [Denk]-Kategorie, welche den Anspruch, welchen die Empfindung ſtammelt, zur Aussprache bringt.«***)

Falls derartige Aussprüche nur bedeuten, daß alles, was »Erkenntnis« sein soll, sich als Gedanke in begrifflicher Fixierung (losgelöſt von Empfindungen) muß fassen lassen, so kann dem auch der kritische Realiſt zuſtimmen. Er wird aber doch betonen, daß die Empfindungen nicht lediglich »Fragezeichen« sind, sondern daß sie auch — wie im Grunde jede wirkliche Frage — richtunggebend sind für die Beantwortung und mit als Kriterien der richtigen und falschen Antwort dienen. Die Empfindungen (Erscheinungen) sollen doch durch Denken »erklärt« werden. Wie wäre das möglich, wenn die Empfindungen immer und überall das gleiche Fragezeichen wären. Wir haben ja doch zunächſt die verschiedenen Empfindungsinhalte. Man denke nur an die so ganz unvergleichbaren Empfindungen, die Ohr oder Geruch, Gesicht oder Geschmack usw. liefern, und an die zahllosen Nuancen innerhalb der einzelnen Empfindungsklassen! Diese Unterschiede faßt der Realiſt auf als Hinweise auf Verschiedenheit des realen Sachverhalts, sei es hinsichtlich der Reize, sei es der Organisation des empfindenden Individuums. Ferner kommen für die begriffliche Beſtimmung der Realität in Betracht das Auftreten und Verschwinden der Empfindungen, ihre verschiedene zeitliche Dauer, ihr Zusammensein und ihre Folge, ihre räumlichen Eigenschaften und Beziehungen. Und dabei bilden sie für die Denkarbeit nicht nur die Ausgangspunkte, sondern auch die Kontrollinſtanz. Was liegt denn z. B. beim naturwissenschaftlichen Experiment anderes vor, als daß der Forscher gewisse begriffliche Hypothesen über die Wirklichkeit und den darin waltenden gesetzlichen Zusammenhang sich gebildet hat, und daß er bei dem Versuch beſtimmte Erscheinungen erwartet

*) Die Ausdrücke »Anschauung« und »Wahrnehmung« verwende ich hier als gleichbedeutend und unterscheide sie von Empfindung (d. h. anschaulichen Bewußtseinsinhalten wie grün, warm, Ton c usw.) in dem Sinne, daß in der Wahrnehmung schon ein Denkakt, nämlich eine begriffliche Auffassung von Empfindungen ſtattfindet, z. B. wenn das Grün als Eigenschaft eines Dings gedacht wird. Diese Auffassung kann dabei verschiedene Grade von Beſtimmtheit haben. Der anschauliche Charakter der Empfindungen aber bedingt, daß das im Begriff gemeinte Ding sozusagen vor uns ſteht.

**) Kinkel, a. a. O., S. 51, 18.

***) Cohen, a. a. O., S. 389, 407. Es iſt aus solchen Äußerungen aber nicht zu schließen, daß Cohen das Problem der Empfindung nicht genug berücksichtigt habe, er widmet ihm sehr eingehende Erörterungen.

für den Fall, daß seine Vermutung über den wirklichen Sachverhalt richtig ist. Mit der Wahrnehmung dieser Erscheinungen aber (sei es, daß es sich um bestimmte Färbung einer Flüssigkeit oder um Bewegung einer Quecksilbersäule oder eines Zeigers oder anderes handelt) ist Empfindung gegeben. Ohne Empfindung keine Wahrnehmung. Sofern also überhaupt Beobachtung, d. h. planmäßige Wahrnehmung entscheiden hilft über die Richtigkeit von hypothetischen Annahmen, insofern gehört auch die Empfindung mit zu den Wahrheitskriterien (womit nicht im Widerspruch steht, daß auch diese Beobachtungsergebnisse sich wieder begrifflich müssen fassen und in Worte formulieren lassen).

Natürlich können auch die Idealisten nicht umhin, dieser Sachlage Rechnung zu tragen. So heißt es z. B. bei Cohen:*) »Nur was die Empfindung als Außeninhalt ankündigt, wird Problem der Wirklichkeit«. Und Natorp**) erklärt: »Die Erkenntnis muß sich fähig erweisen, τὰ φαινόμενα διασῴζειν, apparentias salvare, »die Erscheinungen zu wahren«, d. h. es muß aus ihren Voraussetzungen klar werden, daß unter solchen und solchen Bedingungen die Sache sich so und so darstellen mußte; sie könnte selbst nicht die Geltung der Erkenntnis behaupten, wenn sie diese Probe nicht bestände. Die Erscheinung war auch nicht nur der erste Ausgang für die Objekterkenntnis, sondern sie bildet fort und fort ihre Grundlage; wäre die Erscheinung eine andere, so müßte auch die wissenschaftliche Konstruktion des Objektes eine andere sein«.

Das alles könnte ein Vertreter des kritischen Realismus auch so sagen. Wenn man aber diese Gedanken in ihre Konsequenzen verfolgt, so ergibt sich, daß sowohl über die Frage der Wahrheitskriterien wie der Bedeutung, den »Begriff« einerseits und »Empfindung« andererseits für die Erkenntnis haben, eine prinzipielle Einigung zwischen Idealismus und Realismus sehr wohl möglich ist.

Aber trotz einer so weit gehenden Verständigung würde immer noch nicht der eigentliche Streitpunkt zwischen kritischem Idealismus und Realismus beseitigt sein. Es liegt eben in der verschiedenen Auffassung dessen, was man die »wissenschaftliche Konstruktion des Objektes«, und zwar in den Realwissenschaften nennen kann. Für den Idealisten ist diese Konstruktion ein wirkliches Schaffen, Erzeugen des Begriffs und des damit identischen Gegenstandes, der Realist gibt zwar zu, daß in der Erkenntnis der Begriff erzeugt wird, aber er sieht in diesem nur eine Nachkonstruktion (bildlich gesprochen) eines Gegenstandes, der auch ohne diese Nachkonstruktion vorhanden ist, und der insofern unabhängig von der Erkenntnis besteht. Diesen tiefen Gegensatz der beiden Richtungen darf man nicht darum abschwächen oder übersehen, weil sie sonst in so vielem einig sind oder wenigstens einig sein können. Nachdem wir aber die bisher betrachteten Einwürfe des Idealismus gegen den Realismus als nicht stichhaltig erkannt haben, bleibt noch das eine idealistische Bedenken zu erörtern, daß die Scheidung zwischen Inhalt und Gegenstand unnötig sei, daß sie einen überflüssigen Dualismus einführe. Dieser Einwand gewinnt schon dadurch viele für sich, weil man in so weiten Kreisen für Monismus schwärmt und geneigt ist, im Festhalten an dualistischen Ansichten Zeichen von Rückständigkeit zu erblicken. Demgegenüber soll nun hier

*) Logik, S. 420.

**) Philosophie, S. 150 f.

zunächſt der Nachweis geführt werden, daß auch der Idealiſt es nicht vermeiden kann, Unterscheidungen zu vollziehen, die sich mit der realiſtischen von Inhalt und Gegenſtand der Sache nach decken, dabei aber den Nachteil haben, daß sie von dem allgemein üblichen Sprachgebrauch abweichen (worin ein Hauptgrund für die vielbeklagte »Dunkelheit« dieser Philosophie liegen dürfte).

Erſt wo der Begriff erzeugt iſt, da »iſt« nach dem Idealismus der Gegenſtand. Wie ſteht es da mit den unbegriffenen Erscheinungen? »Der Begriff muß, wenn er wahr sein soll, die Erscheinung ihrem Wesen und ihrem Auftreten nach erklären«. Der Fall des Apfels z. B. »iſt wirklich begriffen, d. h. erkannt, wenn man weiß, welche Geschwindigkeit dem Apfel während jeden Momentes seines Falles zukommt, warum er gerade in diesem Momente fiel, wie lange der Fall dauerte usw.«*) Daß aber auch schon vor Galilei Äpfel wirklich von den Bäumen fielen, wird auch der Idealiſt nicht leugnen, aber er wird vielleicht sagen, wir können diesen Vorgang jetzt wirklich nennen und auch als in der Vergangenheit wirklich bezeichnen, weil jetzt das Gesetz des Fallens entdeckt und damit der Begriff des Vorgangs erzeugt iſt. Indessen wie ſteht es z. B. mit dem Reich der Organismen — »wieviel tausend und abertausend Rätsel harren hier noch der Erkenntnis!« Ja, iſt es uns denn möglich, auch nur irgendein Ding oder Geschehnis vollſtändig zu begreifen? »In der Tat, um auch nur das kleinſte Sandkörnchen am Wege reſtlos erkennen zu können, müßte man ja die Physik, die Chemie und die ganze mathematische Naturwissenschaft überhaupt vollendet haben; denn erſt dann könnten wir ja sagen, daß wir das Sandkörnchen völlig erkannt hätten, wenn wir es in das Syſtem der vollendeten Gesetzmäßigkeit des Seins einzureihen vermöchten«.*) Mithin gibt es für den Idealiſten eigentlich überhaupt noch kein »Sein«; nichts »iſt«, weil noch nichts vollkommen begriffen iſt.

So sieht sich denn der Idealiſt genötigt zu unterscheiden zwischen der »relativen Wirklichkeit einer Zeit, wie sie in dem Wissen der Gegenwart vorhanden iſt, und dem uns als Aufgabe zu denkenden absoluten Sein«,**) welches als »Idee« bezeichnet wird. Im Einzelnen redet denn auch der Idealiſt von »Wirklichkeit« (oder »Dasein«) genau wie der Realiſt, aber sobald er sich auf seine Grundansicht besinnt, muß er erklären, daß all dieses »Wirkliche« und »Daseiende« noch kein — »Sein« besitzt; denn das »Sein« im ſtreng idealiſtischen Sinn iſt der vollendete Begriff, und dieser iſt und bleibt ſtets — Aufgabe, Idee. Wieviel einleuchtender und mit dem allgemeinen Sprachgebrauch übereinſtimmender iſt da doch die realiſtische Ausdrucksweise! Auch hier wird der vollendete Begriff als ewige Aufgabe, als Idee bezeichnet, aber er wird nicht mit dem »Sein«, mit dem »Gegenſtand« selbſt identifiziert, und darum braucht man auch nicht zu scheiden zwischen »Sein« und »Dasein« oder »Wirklichkeit«, sondern kann mit allen diesen Worten das Exiſtierende, die Realität bezeichnen, die mittels der (immer mehr zu vervollkommnenden) Begriffe zu erfassen iſt. Wir können eben sehr wohl etwas als wirklich, als exiſtierend erkennen, es von Unwirklichem unterscheiden und uns darüber verſtändigen, wenn wir auch noch nicht sein »Gesetz«

*) Kinkel, a. a. O. S. 18.

*) Kinkel, a. a. O. S. 19.
**) Kinkel, a. a. O., S. 44.



erkannt oder seinen »vollendeten Begriff« gewonnen haben.

Und wie es für den Idealiſten kein »Sein« im ſtrengen Sinn geben kann, so auch keinen Begriff als vollendeten; denn dieser bleibt ja wie das »Sein« ſtets Aufgabe, also ſtets unerreichtes Ziel. »In den höchſten und kompliziertesten Geſtaltungen selbſt muß der Begriff immer doch Frage sein und Frage bleiben.«*) Und nur wenn man lediglich den vollkommenen Begriff im Auge hat, gilt der Satz: »Die Vorſtellungen von demselben Gegenſtand der Erkenntnis können bei den verschiedenen Individuen so verschieden sein, wie es die Individuen selbſt sind; der Begriff des Gegenſtandes kann nur einer sein, denn er bedeutet ja eben das Gesetz**) der Exiſtenz des Gegenſtands.«

Wie aber an dieser Stelle, so verfallen auch sonſt die Idealiſten immer wieder in die dualiſtische Ausdrucksweise des Realismus. Man redet von einem »Weltbild der Wissenschaft«, von »oberſten Begriffen, die die Wissenschaft beim Begreifen der Welt und der Wirklichkeit zugrunde legt«; man nennt die Wissenschaft einen »Versuch sich des letzten und wahrhaften Seins zu bemächtigen«.***) Aber der überzeugte Idealiſt wird nicht anerkennen, daß es der Zwang der Sache iſt, der immer wieder diese realiſtische Ausdrucksweise herbeiführt; er wird sie aus ihrer größeren Bequemlichkeit und ihrer leichteren Verſtändlichkeit für den »Naiven« ererklären. Jedenfalls wäre es verfehlt, wenn man den Gegensatz zwischen Realismus und Idealismus (wie es gelegentlich den Anschein hat) als einen bloßen Unterschied in der Terminologie ansehen wollte.

*) Cohen, a. a. O., S. 27.
**) Kinkel, a. a. O., S. 16.
***) Kinkel, a. a. O., S. 24, 22, 20.

Dem Idealiſten iſt es völlig ernſt mit seiner Identifizierung von Denken und Sein, von Begriff und Gegenſtand und mit seiner Beſtreitung einer von der wissenschaftlichen Erkenntnis unabhängig exiſtierenden Realität. Wir wollen nunmehr diese Identifizierung in ihrer Tragweite und in ihren Konsequenzen überblicken, um von hier aus zu beurteilen, ob wirklich die realiſtische Unterscheidung von »Inhalt« und »Gegenſtand« der wissenschaftlichen Erkenntnis unnötig iſt.

Der Idealismus behauptet also: die Wirklichkeit ist mit der Wissenschaft von der Wirklichkeit identisch, die Natur mit dem Inhalt der Naturwissenschaft, der geschichtliche Verlauf der Dinge mit der Geschichtswissenschaft. Da die Vollendung der wissenschaftlichen Erkenntnis nie gelöſte Aufgabe, Idee, bleibt, so bleibt das Sein, das absolute Sein (Kants »Ding an sich«) »das nur ideelle Ziel, gleichsam der unendlich ferne Punkt, der im Grunde nur ein anderer Ausdruck iſt für die immer identische Richtung des unendlichen Weges der Erkenntnis, nicht aber ein erreichbarer Endpunkt, in dem sie zum unbedingten Abschluß käme«. Sehen wir nun von diesem nie erreichten absoluten Sein ab, so würde doch auch der jeweilige Inhalt der wissenschaftlichen Erkenntnis mit der »Wirklichkeit« (dem Dasein)*) identisch sein. Da nun der Inhalt der wissenschaftlichen Erkenntnis sich wandelt und entwickelt, so muß

*) Natorp, Philosophie, S. 16. Dort heißt es auch: »Jede Behauptung eines »absoluten« Seins als verschieden von der Methode der Erkenntnis würde in der Tat dem unendlichen Prozeß des Erkennens ein Ende setzen, d. h. aber ihn als solchen — zunichte machen.« — Indessen, warum sollte nicht auch ein unabhängig vom Erkennen beſtehendes (und insofern »absolutes«) Sein diesem unerschöpfliche Erkenntnisaufgaben bieten?

das Gleiche und zwar auch in dem gleichen Sinne für die **Wirklichkeit** gelten. Das wird auch von den Idealiſten zugegeben. Nach ihnen »entſteht ja der Gegenſtand erſt in und mit der Erkenntnis«; »Fortſchritt der Erkenntnis iſt identisch mit Fortſchritt im Sein«. »Von der Erkenntnis hängt die beſondere Form des Seins ab. Offenbar lebt z. B. der, welcher der Emiſſionstheorie des Lichtes anhängt, in einer ganz anderen Wirklichkeit als jener, welcher von der Wahrheit der Undulationstheorie überzeugt iſt.«*)

Gewiß könnte auch der Realiſt sich so ausdrücken, wie es in dem letzten Satz geschehen iſt. Er würde ihn dabei so verſtehen, daß **für** den Erkennenden die Wirklichkeit mit dem Wandel seiner Theorien eine andere geworden iſt, allein er würde hinzufügen, daß die Wirklichkeit selbſt (»an sich«) von diesem Wandel der Theorien unberührt bleibe. Aber der Idealiſt leugnet ja diese an sich beſtehende Wirklichkeit, er muß also behaupten, daß die Stoffe und Kräfte der Natur, die natürlichen Geschehnisse und deren Gesetze, nicht minder früher unbekannte Himmelskörper, Länder, Tiere, Pflanzen erſt damit »Sein« erlangen, »**wirklich**« werden, daß sie von der Wissenschaft entdeckt werden. Und wenn ein wissenschaftlicher Forscher eine Entdeckung macht, sie aber — ohne jede Mitteilung an andere — wieder mit sich ins Grab nimmt, dann iſt eine Wirklichkeit erzeugt worden, aber wieder ins Nichts zurückgesunken. Oder wie soll man sich das anders denken?

Entwicklungen in der Wirklichkeit leugnet natürlich auch der Realiſt nicht; es erscheint faſt überflüssig, das zu betonen. Aber er meint, daß diese Entwicklungen sich vollziehen ganz unabhängig davon, ob und in welchem Umfang sie wissenschaftlich erkannt werden, und daß darum auch die Entwicklung der Wirklichkeit selbſt nicht identisch sei mit der Entwicklung der Wissenschaften von dieser Wirklichkeit.

In besondere Schwierigkeiten aber kommt der Idealismus bei seiner Identifikation beider gegenüber der **Vergangenheit**. Wenn die Wissenschaft einen verschollenen babylonischen oder ägyptischen König entdeckt, oder eine versunkene Kulturſtätte wieder zu unserer Kenntnis bringt, oder eine verlorene Handschrift auffindet, oder endlich berechnet, daß zu dieser oder jener Zeit eine Sonnen- oder Mondfinſternis ſtattgefunden habe — dann wird all dieses Vergangene erſt »erzeugt«, es wird erſt »wirklich«!

Natürlich wollen die Idealiſten dieser Konsequenz entgehen. Sie erklären: die Wissenschaft besagt ja gerade, daß diese hiſtorische Persönlichkeit oder diese Kulturſtätte vor soundso viel Jahrhunderten wirklich gewesen iſt, daß dieses aſtronomische Ereignis an jenem fernen Zeitpunkt der Vergangenheit ſtattgefunden hat. Es wäre also dem Sinn der wissenschaftlichen Erkenntnis entgegen, wollte man behaupten, erſt in dem Zeitpunkt der wissenschaftlichen Entdeckung sei jenes Vergangene »wirklich« geworden. — Gewiß verbietet das der Sinn solcher wissenschaftlichen Feſtſtellungen. Aber dieser »Sinn« läßt sich eben mit der idealiſtischen Grundansicht nicht vereinigen, er fordert zwingend die **realiſtische** Auffassung vom Erkenntnisgegenſtand. Denn indem wissenschaftlich bewiesen wird, daß bereits in einer Zeit etwas wirklich war, wo es noch keine Erkenntnis, keinen wissenschaftlichen Begriff von diesem »Etwas« gab, so iſt doch damit die Notwendig-

*) Kinkel, a. a. O., S. 23. 21. 20.

keit, zwischen Begriff (Inhalt) und Gegenstand zu unterscheiden, dargetan und eine Wirklichkeit als »an sich« bestehend (unabhängig von ihrer Erkenntnis) behauptet.

Aber vielleicht wendet man von idealistischer Seite ein: Die Zeit selbst ist ja nach Kant nichts vom erkennenden Bewußtsein Unabhängiges, mithin ist die Verlegung von Ereignissen in die vergangene Zeit selbst nur eine Schöpfung des wissenschaftlichen Bewußtseins. — Indessen gerade durch Erwägungen wie die vorhin angestellten scheint mir die Kantische Lehre von der »Idealität« der Zeit als unhaltbar dargetan zu werden. Man braucht deshalb noch nicht die leere Zeit als eine für sich bestehende Wirklichkeit anzuerkennen, wohl aber wird der Realist daran festhalten, daß die zeitlichen Eigenschaften und Beziehungen, die von der wissenschaftlichen Forschung den Dingen und Vorgängen beigelegt werden, in realen Verhältnissen ihre Grundlagen haben, daß sie gewisse Momente der Wirklichkeit wiedergeben. —

Noch eine höchst wunderliche Konsequenz des Idealismus sei hervorgehoben. Da die Wirklichkeit identisch ist mit der wissenschaftlichen Erkenntnis, die letztere aber die Existenz vernünftiger Wesen voraussetzt, so hängt von deren Existenz die Existenz der — Welt ab. Die Welt ist erst da, seitdem es eine Welterkenntnis gibt, und sie wird mit dieser verschwinden. Nehmen wir also an, daß nur auf der Erde Vernunftwesen existieren, so würde mit der Vernichtung des Menschengeschlechts das Weltall zu nichts werden.

Will man all diese Konsequenzen (die sich noch beliebig vermehren ließen) in Kauf nehmen, dann mag man zum kritischen Idealismus sich bekennen. Aber so viel dürfte schon jetzt klar sein, daß die realistische Unterscheidung von Inhalt und Gegenstand allein es ermöglicht, derartige wunderliche Folgerungen (die doch geradezu wissenschaftlichen Ergebnissen widersprechen) zu vermeiden; daß mithin die Gültigkeit dieser Unterscheidung eine **notwendige Voraussetzung** der **Realwissenschaften** (d. i. der Natur- wie der Geschichtswissenschaften) ist, und daß diese Disziplinen auch nur so gegen die **Idealwissenschaften** wie reine Mathematik, Logik und Ethik (in denen wirklich die Gegenstände »erzeugt« werden) abgegrenzt werden können. Darin aber sind ja die Idealisten mit den Realisten einig, daß die Erkenntnistheorie die Wissenschaft nicht erst zu erfinden hat, sondern an den bestehenden Wissenschaften feststellen muß, welches ihre notwendigen Voraussetzungen sind. Wenn dazu aber (wie gezeigt) die Voraussetzung einer von der wissenschaftlichen Erkenntnis unabhängig existierenden Wirklichkeit (in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) gehört, so besagt dies: die realistische Behauptung einer solchen Wirklichkeit ist richtig (wenn überhaupt irgend eine wissenschaftliche Feststellung richtig ist), und die idealistische Leugnung dieser Wirklichkeit ist falsch. —

Gerade die letzte Erwägung aber, die wir gegen den Idealismus ins Feld führten, leitet noch auf eine weitere Gruppe von Einwänden, denen er ausgesetzt ist. Hängt nämlich das Vorhandensein der Wissenschaft ab von dem Vorhandensein vernünftiger, Wissenschaft betreibender Individuen, dann ergibt sich auch, daß die Scheidung, die der »kritische« Idealismus zwischen individueller »Vorstellung« und wissenschaftlichem »Begriff« vollzieht, durchaus keine so schroffe ist, wie er annimmt, um sich vom »**subjektiven**« Idealismus reinlich zu sondern, und daß **er darum**

*auch ſelbſt von den Bedenken**) *mitbetroffen wird, denen der »ſubjektive« Idealismus unterliegt.*

Was an der Unterscheidung zwiſchen »Vorſtellung« (als individuellem Denkprozeß) und »Begriff« richtig iſt, das wurde ſchon früher hervorgehoben. Auch der Realiſt gibt zu, daß man aus Denkprozeſſen in Individuen »Inhalte« (durch iſolierende Abſtraktion) herauszulöſen und für ſich zu betrachten vermag, ja daß man ſolche Gedankeninhalte zum Objekt wiſſenſchaftlicher Unterſuchung machen kann, ganz abſehend von denkenden Individuen und von der Frage, ob dieſe Inhalte je wirklich gedacht wurden oder nicht. In dieſer Weiſe unterſucht die Logik Denkinhalte elementarer und komplizierterer Art. Sie ſtellt die Normen auf, denen Denkinhalte entſprechen müſſen, um richtig zu ſein. Den tatſächlichen Denkinhalten aber, wie ſie von den Individuen gedacht werden (mögen ſie nun richtig oder falſch ſein), die Bezeichnung »Begriff« zu verſagen, liegt gar kein Grund vor. »Begriff« kann man m. E. alles nennen, was den Sinn, die Bedeutung von Worten ausmacht. Gewiß entſprechen dieſe »Begriffe« nicht alle den logiſchen Normen; nicht minder kann der Realiſt den Idealiſten zugeben, daß »der letzte wahre Begriff noch nirgends gefunden iſt«. Aber eben darum wird man den Ausdruck »Begriff« nicht auf eine nach Form und Inhalt *vollendete* Erkenntnis einſchränken dürfen, und man wird auch die Vorſtellungen der Individuen »Begriffe« nennen dürfen. An dieſen ſind allerdings zahlloſe Abſtufungen der Richtigkeit und Vollſtändigkeit anzuerkennen. Aber damit iſt geſagt, daß kein *weſentlicher* Unterſchied zwiſchen den ungenauen und dürftigen Begriffen eines Laien, der durch vorwiſſenſchaftliche Erfahrung auf irgendeinem Gebiet Kenntniſſe ſich geſammelt hat, und den beſtimmteren und reichhaltigeren des Fachgelehrten beſteht. Ferner iſt doch zu bedenken, daß auch die Begriffe des Gelehrten in individuellen Denkprozeſſen, alſo in Akten des »Vorſtellens« (nach idealiſtiſcher Terminologie) gedacht werden. Wenn nun der »kritiſche« Idealiſt die Meinung des »*ſubjektiven*« Idealismus, daß Sein = Vorgeſtelltwerden ſei, beſtreitet: wie denkt er ſich da eigentlich das »Erzeugen« des Seins durch das Denken, das »Entſtehen des Gegenſtands in und mit der Wiſſenſchaft«? Er verſichert uns: »Es fällt dem Idealiſten nicht ein, die Realität, die wirkliche Exiſtenz der uns umgebenden Dinge zu leugnen und die Welt wohl gar aufzulöſen in ein Spiel der Vorſtellungen einzelner Menſchen.« — »Der Gegenſtand entſteht nicht in der willkürlichen Vorſtellung und Meinung des einzelnen, ſondern in den Begriffen und Geſetzen der Wiſſenſchaft«*). Aber was ſind dieſe Begriffe und Geſetze anderes als Gedankeninhalte (Vorſtellungen) *einzelner* Gelehrter, die dieſe in Schriften niedergelegt und dadurch der Allgemeinheit zugänglich gemacht haben. »Willkürlich« ſind dieſe Vorſtellungen natürlich nicht, ſondern methodiſch erarbeitet, aber ſie bleiben doch die (mehr oder minder richtigen) Vorſtellungen von *einzelnen*, wenn ſie auch durch Lehre und Schrift auf ſehr viele einzelne ſich verbreiten. Wenn man aber ſummariſch von »*der*« Wiſſenſchaft einer Zeit redet oder »*dem*« Stand der

*) Dieſe ſelbſt anzuführen, kann ich mir hier verſagen. Ich verweiſe dafür auf den im Anfang erwähnten Aufſatz von K. Groos; ferner auf die darin verwertete Schrift von O. Külpe: »Erkenntnistheorie und Naturwiſſenſchaft« 1910 und auf meine »Einführung [illegible] Erkenntnistheorie« 1909, S. 61 ff.

*) Kinkel, a. a. O. S. 23.

Forschung, so sind das Abstraktionen, es ist gewissermaßen der Inbegriff all der zutreffenden Vorstellungen, die zu einer gewissen Zeit erarbeitet sind, die jedoch kein einziges Individuum, und sei es das gelehrteste, wirklich beherrscht. Soll nun eine solche Abstraktion — fast möchte man sagen: Fiktion — die Wirklichkeit »erzeugen« oder vielmehr mit ihr identisch sein?! —

An dieser Stelle läßt sich aber auch erkennen, wie es kommt, daß die Auseinandersetzung mit dem kritischen Idealismus so schwierig ist. In der Tat kann man sagen: die wissenschaftliche Erkenntnis unserer Zeit stellt unsere Wirklichkeit dar, aber eben nur die Wirklichkeit »für uns«, nicht »an sich«. Da aber jedem Element der erkannten Wirklichkeit Begriffe entsprechen, in denen wir jenes Element erfassen, so ist es dem Idealisten immer möglich, Begriffe für die darin gemeinten gegenständlichen Elemente einzusetzen. Und da wir über die Beschaffenheit der von uns noch nicht erkannten Gebiete und Seiten der Wirklichkeit auch nichts aussagen können, so glaubt der Idealist sich berechtigt, sie als — nichts zu behandeln. Im besten Fall erklärt er die »unabhängig vom Denken bestehende Wirklichkeit« (oder »das Ding an sich«, die »in sich bestimmte Tatsächlichkeit«) für den Begriff des letzten Erkenntniszieles, für eine leitende Idee.

Sehen wir zu, wie z. B. Natorp*) sich abfindet mit dem Einwand: »Aber die Tatsachen müssen doch an sich bestimmt sein, wenngleich nicht für uns«. Er führt aus: »Erstens, die Erkenntnis muß doch die Bestimmung der Tatsache stets von sich aus erst leisten, ihr ist nichts bestimmt, was sie selbst nicht bestimmt hat«. — Das kann der Realist Wort für Wort sich zu eigen machen; er wird nur daran erinnern, daß diese Bestimmung der Tatsache nicht durch das bloße Denken frei aus sich heraus vollzogen wird, sondern auf Grund gegebener Empfindungen und Empfindungsverhältnisse (zu deren Erklärung und unter stetiger Kontrolle an diesen); ferner daß »eine Tatsache bestimmen« nicht bedeutet »eine Tatsache erzeugen«. Natorp fährt fort: »Zweitens aber: nur von einer schon erreichten Erkenntnis aus, oder in bloß gedanklicher Vorausnahme ihres schließlichen Ergebnisses, vielmehr ihres ewig fernen Zieles, läßt sich mit Sinn reden von dem, was an sich bestimmt sei«. Auch dies ist richtig; es ist dabei zu beachten, daß dies »ewig ferne Ziel« eben die vollkommene Erfassung des »an sich Bestimmten« wäre. Gibt aber der Idealist einmal zu, daß sich »mit Sinn« von dem »an sich Bestimmten« reden lasse, so kann der Realist damit schon zufrieden sein; denn alsdann wird sich der Nachweis erbringen lassen, daß die Unterscheidung des »an sich« und des »durch und für uns« Bestimmten (und damit die Scheidung von »Inhalt« und »Gegenstand« der Erkenntnis) nicht bloß möglich, sondern auch notwendig sei. Zu den bisher dargelegten Argumenten dafür seien hier noch zwei weitere hinzugefügt. Erstens: von Begriffen lassen sich Aussagen machen, die für die in ihnen gemeinten (realen*) Gegenstände nicht gelten und umgekehrt. Zwischen Begriffen z. B. bestehen die logischen Beziehungen der Überordnung, Beiordnung, Unterordnung; zwischen Gegenständen nicht. Allgemeinbegriffe sind etwas von Individualbegriffen verschiedenes; allgemeine reale Gegenstände dagegen gibt es nicht, alles Reale ist individuell, und

*) Die log. Grundlagen S. 96 f

*) Nur um solche handelt es sich ja bei der Auseinandersetzung mit dem Idealismus.

das in den Allgemeinbegriffen Gemeinte iſt an und in dem Individuellen realisiert. Vom *Realen* lassen sich auf der anderen Seite eine Menge von Eigenschaften und Beziehungen aussagen, die *Begriffen* in sinnvoller Weise nicht beigelegt werden können. Reale Dinge nehmen einen beſtimmten Raum ein und ſtehen in räumlichen Beziehungen, Begriffe *nicht*; reale Dinge bewegen sich nach beſtimmten Gesetzen, Begriffe *nicht**); reale Vorgänge (die wir unter der Bezeichnung »Gegenſtand« mitumfassen) sind gleichzeitig oder nach einander, haben beſtimmte Dauer, ſtehen im Verhältnis von Ursache und Wirkung. Begriffe tragen den Charakter des Zeitlosen, auch ſtehen sie nicht im Kausalverhältnis.

Unser zweites Argument iſt dieses: Die verschiedenen Entwicklungsſtadien gewisser Begriffe bilden gerade dadurch eine *zusammengehörige* Reihe, daß sie sich auf *denselben Gegenſtand* beziehen. Mochten frühere Menschen den Mond als eine Göttin oder als ein feuriges Rad oder als eine glühende Steinmasse (»so groß wie der Peloponnes«) begreifen, sie meinten doch denselben (in der Wahrnehmung gegebenen) Mond, auf den sich auch der so viel reichere und zutreffendere Begriff der heutigen Aſtronomen bezieht. Man ſtreiche diesen bleibenden, realen Gegenſtand: und man hat eine Anzahl verschiedenartiger Begriffe, denen mit dieser Beziehung auf denselben Gegenſtand das zusammenhaltende Moment abhanden gekommen iſt. Oder sind die Wahrnehmungen des Mondes dieses zusammenhaltende Moment? Aber »Wahrnehmungen« für sich genommen als psychische Erlebnisse von Individuen sind flüchtige Vorgänge, die niemals in völliger Übereinſtimmung sich wiederholen. Betont man aber, daß doch ſtets der *eine* Mond wahrgenommen wird, so setzt man diesen als dauernd und unabhängig von den Wahrnehmungen exiſtierend voraus. Man denkt also *realiſtisch*.

Nunmehr können wir auch noch den *dritten Einwand Natorps* gegen den Gedanken der »an sich beſtimmten Tatsache« ins Auge fassen. Er lautet: »Da unsere Erkenntnis ſtets bedingt und begrenzt bleibt, so würde, was immer wir vom Standpunkt unserer Erkenntnis über das Ansichsein des Gegenſtandes aussagen möchten, doch immer so bedingt und in seiner Geltung begrenzt bleiben, wie unsere Erkenntnis überhaupt«. — Tatsächlich ſtellt dies Argument gar keinen Einwand gegen den kritischen Realismus dar; denn dieser beſtreitet gar nicht, daß unsere Erkenntnis ſtets bedingt und begrenzt bleibt, und daß unsere Aussagen über das Ansichsein des Gegenſtandes denselben Charakter tragen.

Allein möglicherweise schwebt hier Natorp ein Gedanke vor, der nicht selten in der Diskussion dem Realiſten von idealiſtischer Seite entgegengehalten wird, daß nämlich alles, was wir überhaupt von »an sich« beſtehenden Gegenſtänden denken und aussagen können, doch in *Denkinhalten*, in *Begriffen* *beſtehe*; daß wir es also immer mit

*) Hieraus ergibt sich auch, daß man von »Gesetzen« nicht in demselben Sinne in Bezug auf Gegenſtände und in Beziehung auf Begriffe reden darf. Diese irrige Voraussetzung liegt aber einer Frage zu Grunde wie der: Hat das Gesetz: 1. eine objektive Exiſtenz in dem Verhalten des Gegenſtandes und 2. noch eine wiederholte Exiſtenz im Denkinhalt? (Kinkel, a. a. O. S. 50). — Das Gravitationsgesetz z. B. gilt für reale Gegenſtände, nicht für Begriffe (die ziehen sich nicht an); als Denkinhalt iſt es *einer* (der eine beſtimmte Zahl von Begriffen enthält), die realen Körper, für die es gilt, sind unbeſtimmt *viele* usw.

Begriffen zu tun hätten, über sie nie hinauskönnen.

Darin liegt nichts Geringeres als eine Verkennung der wesentlichen Eigentümlichkeit alles Denkens. Kein Gedanke meint sich selbst, sondern einen davon verschiedenen Gegenstand. Man wendet ein: Aber der Gegenstand ist doch gedacht, und jeder Gegenstand, von dem wir etwas aussagen, muß doch gedacht sein — auch das »Ding an sich«? — Darauf ist zu antworten: Nicht der Gegenstand ist gedacht, sondern »der auf ihn bezügliche Gedanke, der allein ist Begriff«*). Gewiß können Begriffe selbst wieder zu Gegenständen des Denkens gemacht werden, aber dann geschieht dies durch neue Begriffe, die sich auf jene beziehen. Daraus, daß wir nur vermittelst Begriffen denken, Gegenstände meinen können, folgt nicht, daß nur Begriffe existieren. —

Doch dürfte in der Verkennung der wesentlichen Eigentümlichkeit der Begriffe und Gedankeninhalte überhaupt, ihrer Beziehung auf Gegenstände, nicht die letzte Wurzel des kritischen Idealismus liegen. In der Tat wäre es psychologisch schwer begreiflich, wenn eine von so temperamentvollen, tatkräftigen Persönlichkeiten begründete Schule, die begeisterte Anhänger, besonders unter der Jugend, findet, lediglich auf eine rein theoretische Grundansicht sich aufbaute; vielmehr ist von vornherein anzunehmen, daß die eigentliche Quelle ihrer Kraft und ihres Zusammenhalts in praktischen Überzeugungen liegt. Mit dieser Vermutung stimmt überein, daß von der »Marburger Schule« die Ansicht vertreten wird, der praktische Idealismus setze den theoretischen notwendig voraus; eine idealistische Ethik sei nur auf einer Erkenntnistheorie (bezw. Logik) idealistischen Charakters aufzubauen.

*) So F. Staudinger in seiner Kritik von Cohens Logik, Kant-Studien VIII, S. 28.

Um diese Behauptung in ihrer vollen Tragweite zu verstehen, muß man berücksichtigen, daß die Logik für den kritischen Idealisten ja zugleich zu einer Metaphysik wird. Fallen die Begriffe mit dem »Sein« zusammen, so enthüllt die Logik, die die Grundbegriffe und ihre Beziehungen feststellt, zugleich die Grundlagen des Seins, und »die Erkenntnis des Seins ist nichts anderes als die Selbstentfaltung der Vernunft, bei welcher sie sich ihrer eignen Gesetze immer mehr bewußt wird«.*) Ganz ähnlich wie bei Hegel erscheint das gesamte Weltgeschehen als eine Entwicklung der Vernunft, genauer: der Begriffe.

Diese metaphysische Grundüberzeugung erfüllt den Idealisten mit grenzenlosem Optimismus. Die Welt ist ja Entwicklung der »Vernunft«. »Vernunft« aber hat für ihn nicht bloß theoretischen Sinn, als Inbegriff der Erkenntnisse, sondern auch praktischen, als Inbegriff der Werte, zumal der sittlichen Werte. So garantiert ihm die vollkommene theoretische Einsicht auf einem Gebiet auch seine vollkommene wertvolle Gestaltung. Die vollendete Wissenschaft wird den Menschen ermöglichen, alle Krankheiten zu heilen, Wind und Wetter zu beherrschen, die Zwischenräume zwischen den Himmelskörpern zu durchfliegen, wenn anders dies im Dienste sittlicher Zwecke geboten erscheint.**)

*) Kinkel, a. a. O. S. 21. Wobei wieder die Frage sich aufdrängt, ob mit dem Bewußtwerden, dem Begreifen dieser Vernunftgesetze dieselben auch erst »erzeugt« werden.

**) Mögen derartige überschwängliche Hoffnungen auch nur von vereinzelten Idealisten im Stillen gehegt werden, sie werden tatsächlich gehegt, und sie liegen in der Konsequenz des Idealismus. Freilich muß auch

Auch das Grundproblem hinsichtlich der Verwirklichung sittlicher Werte, das Freiheitsproblem, glaubt der Idealiſt auf Grund seines theoretischen Idealismus in einfachſter Form lösen zu können. Bekanntlich macht alle Naturerkenntnis, nicht minder die nach dem Vorbild der Naturwissenschaft arbeitende Psychologie, die Voraussetzung, daß alle Geschehnisse, also auch alle Willensentscheidungen, kausal bedingt seien und unter den obwaltenden Bedingungen nur so geschehen konnten und können, wie sie tatsächlich geschehen. Der Determinismus bemüht sich daraus die Konsequenzen für die Ethik zu ziehen und den populären indeterminiſtischen Freiheitsbegriff durch einen geläuterten zu ersetzen.*)

Alle die determiniſtischen Bedenken aber schiebt der Idealiſt zur Seite mit der Erklärung: »Die Kausalität iſt selbſt ein Produkt der Freiheit.« Das iſt doch wohl so gemeint, daß »Kausalität« ein »Begriff« und als solcher Vernunftprodukt sei. Damit wird also der Vernunft selbſt eine kausallose, mithin — »indeterminiſtische« Freiheit beigelegt!

Oder man hält der determiniſtischen Erwägung, daß wir bei vollſtändiger Kenntnis aller beſtimmenden Faktoren jede Willensentscheidung voraus berechnen könnten, den Satz entgegen: »Wir haben die beſtimmenden Faktoren, nämlich die, aus denen irgend eine Tatsache reſtlos beſtimmt wäre, nicht nur nicht in den Händen, sondern es gibt sie gar nicht.«*) Das iſt konsequent idealiſtisch gedacht, denn diesen Faktoren kommt ja damit erſt »Wirklichkeit« zu, daß sie erkannt sind. Aber tatsächlich wird auch so »indeterminiſtische« Freiheit behauptet, nämlich ein Geschehen, für das die vollſtändigen ursächlichen Faktoren nicht vorhanden sind. Andererseits vertritt aber der Idealismus selbſt den Satz, daß bei der Erkenntnis die Geltung des Kausalgesetzes für alles Geschehen notwendige Voraussetzung sei. Mit jenem Feſthalten am indeterminiſtischen Freiheitsbegriff scheint es mir nicht vereinbar zu sein, daß der Kausalsatz als oberſtes Naturgesetz von der Wissenschaft proklamiert wird. Und iſt nicht — nach dem idealiſtischen Grundgedanken — mit dieser Aufſtellung durch die Wissenschaft die allgemeine Geltung des Satzes »Wirklichkeit« geworden, und hat man damit nicht dem Determinismus Recht gegeben?

Zumeiſt verlegen nun die Idealiſten die Diskussion des Freiheitsproblems auf ein ganz anderes Gebiet. Man läßt die Frage der Verwirklichung des Sittlichen (wo recht eigentlich die Gegensätze von Indeterminismus und Determinismus zu Hause sind) beiseite und bezeichnet mit dem Worte »Freiheit« das sittliche Ideal, das sittliche Wesen des Menschen, das er sich erſt (in lebenslanger Selbſterziehung) erobern muß. Die Freiheit in diesem Sinne deckt sich mit Kants »Autonomie«. Die ideale menschliche Persönlichkeit wird in diesem Begriffe gedacht**) als »nur dem Gesetze, das sie sich selbſt gibt, unterworfen, nicht von irgend

er zugeſtehen, daß es mit ihrer Verwirklichung gute Wege hat; denn die vollendete Einsicht auf einem Gebiet iſt nur mit der Vollendung der Gesamtwissenschaft möglich, und diese bleibt, wie wir wissen, immer — Idee.

*) Eine ausführliche Erörterung des indeterminiſtischen und des determiniſtischen Freiheitsbegriffs findet man in meiner Schrift »Das Problem der Willensfreiheit« 1911.

*) Natorp, Philosophie S. 76 (die letzten Worte sind von mir gesperrt).

**) Natorp, Philosophie S. 78; vgl. Kinkel a. a. O. S. 70.

etwas dem Willen Äußerlichem abhängig, ‚heteronom' beſtimmt.«

Dieser Fassung des sittlichen Ideals kann sowohl der Determiniſt wie der Indeterminiſt zuſtimmen: nicht minder der Realiſt. Es iſt ein unbegründeter Vorwurf, wenn man von idealiſtischer Seite erklärt hat, der erkenntnistheoretische Realismus führe in der Ethik notwendig zu »Heteronomie« und einer »eudämoniſtischen« (oder »utilitarischen«) Moral.*) Man muß sich eben darüber klar werden, daß aus einer noch so vollständigen theoretischen Erkenntnis des Seienden doch nie zwingend die Erkenntnis von Werten und damit von Normen abgeleitet werden kann. Sein und Sollen, Wirklichkeit und Wert, Seinsurteile und Werturteile, Realwissenschaften und Wertwissenschaften (also auch Ethik) sind voneinander unabhängig. Das wird gelegentlich auch von den Idealiſten anerkannt: »Nur die Verwirklichung des Sollens unterliegt den (in den Realwissenschaften erkannten) Gesetzen der Erfahrung, nicht das Sollen selbst.« Die Zwecksetzung, die »unter dem Gesichtspunkte des Sollens erfolgt«, iſt im Unterschied vom bloßen Verſtand (der in den Realwissenschaften sich betätigt) vorgreifend, nicht nachfolgend, und damit schöpferisch, nicht bloß abbildend.«**) Wenn aber wirklich Seins- und Wertwissenschaft prinzipiell in ihren Grundlagen gegen einander selbſtändig sind, so muß es auch für die Begründung der oberſten Wertwissenschaft, der Ethik, gleichgültig sein, ob man sich den »Gegenſtand« der Seinswissenschaften im idealiſtischen oder im realiſtischen Sinne zurechtlegt. Selbſtverſtändlich leugnet auch der Realiſt nicht, daß wir bei allem Handeln, bei aller Verwirklichung von Zwecken und Normen theoretische Erkenntnis des Seienden und seiner Gesetze brauchen; er behauptet nur: welches denn wertvolle Zwecke und verpflichtende Normen sind, das läßt sich nicht aus dieser Erkenntnis des Seienden ableiten.

Wenn man bei den Idealiſten dies zumeiſt verkennt und den theoretischen Idealismus als notwendige Voraussetzung des praktischen (ethischen) Idealismus bezeichnet, so beruht dies (abgesehen von der erwähnten Behandlung des Freiheitsproblems) auf — Äquivokationen, d. h. auf der Verwendung vieldeutiger Ausdrücke ohne ausreichende Scheidung ihrer Bedeutung. So schwankt man in der Verwendung des Wortes »Vernunft« hin und her zwischen den Bedeutungen theoretischer und praktischer Vernunft, d. h. der Seinserkenntnis und der Wertbeurteilung (und Aufſtellung von Idealen und Normen). Die Auffassung der Wirklichkeit als einer Vernunftentwicklung scheint den Idealiſten zugleich auch den Wert der Wirklichkeit zu garantieren. Dies Wirkliche gilt als »vernünftig«, nicht bloß in dem Sinne von »rational«, »durch Vernunft erkennbar«, sondern auch in dem (übrigens durch den Sprachgebrauch nahegelegten) davon ganz verschiedenen Sinn, daß es unserem Wertbedürfnis, insbesondere unseren ethischen Forderungen, entspreche oder in Zukunft entsprechen könne.

Ebenso scheidet man bei dem Ausdruck »Begriff des Menschen« nicht zwischen seiner Bedeutung im Sinne der theoretischen und im Sinne der praktischen Erkenntnis. Der theore-

*) Kinkel, a. a. O. S. 64—66.

**) Natorp, Philosophie S. 85 und 13. Man beachte übrigens die ganz realiſtische Auffassung der Verſtandestätigkeit! — Auch S. 31 ff. iſt die Scheidung von theoretischer und praktischer Vernunft, von Sein und Sollen durchgeführt.

tische Begriff des Menschen ruht auf der Erfahrung vom tatsächlichen Menschen in Vergangenheit und Gegenwart, der praktische (ethische) Begriff auf Werturteilen. Jener besagt, wie der Mensch durchschnittlich war und iſt, dieser, wie er sein sollte.

Eine besonders wichtige Rolle aber spielt bei jener Behauptung, theoretischer und praktischer Idealismus gehörten notwendig zusammen, die Doppeldeutigkeit des Wortes »Sein« im idealiſtischen Sprachgebrauch. Da hier »Sein« mit Begriffsinhalt identifiziert wird, da aber die Begriffe vom Wertvollen, von Idealen und Normen gleichfalls einen Inhalt haben, so wird auch diesen Begriffen ein »Sein« zugesprochen. So kommt es, daß »Sein« sowohl Exiſtenz, Wirklichkeit, wie auch Wert bedeutet. Es werden z. B. »der geſtirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir« einfach nebeneinander als »Schöpfungen des Menschengeiſtes« bezeichnet*) — beide sind ja für den Idealiſten Begriffe, also »Seiendes«. So erklärt es sich, daß Natorp**), trotzdem er sonſt um Scheidung von Sein und Sollen sich bemüht, doch selbſt wieder den Satz aufſtellt: »Das Sollen iſt selbſt ein Sein, und zwar das höchſte«. Auch jener idealiſtische Optimismus zieht Nahrung aus diesem doppeldeutigen Gebrauch des Wortes »Sein«. Das Übel und das Böse hat danach kein »Sein«***). Das bedeutet dann nicht nur: es hat keinen Wert (was eine leere Tautologie wäre), sondern auch: es hat keine Wirklichkeit. Wahrlich, es gehört ein ſtarker Glaube zum kritischen Idealismus!

Aber nicht nur das sollte gezeigt werden, daß ein neuer Glaube die Wurzel der idealſtischen Ansicht iſt; es sollte auch die Behauptung, daß der erkenntnistheoretische Idealismus eine notwendige Voraussetzung des praktischen Idealismus sei, widerlegt werden. Denn wäre diese Behauptung richtig, so läge darin in der Tat ein gewichtiger indirekter Beweis für die Richtigkeit des Idealismus auf theoretischem Gebiet.

Gewiß iſt von den Vertretern des kritischen Idealismus sowohl in der Erkenntnistheorie wie in der Ethik Wertvolles geleiſtet worden. Gerade wegen der zu Anfang aufgewiesenen zahlreichen Übereinſtimmungen mit dem kritischen Realismus kann der Realiſt diese Verdienſte rückhaltlos anerkennen und selbſt verwerten, aber die idealiſtische Grundansicht, die Identifizierung von Inhalt und Gegenſtand der Erkenntnis, dürfte weder auf direktem noch auf indirektem Wege als richtig zu erweisen sein.

*) Natorp, Philosophie S. 118.

**) A. a. O., S. 133.

***) Aber enthält die Wissenschaft nicht sehr sorgfältig ausgearbeitete Begriffe von Krankheiten und Übeln jeder Art, ebenso wie von unsittlichen Handlungen? Man denke an die juriſtischen Begriffe von Vergehen und Verbrechen. Alle diese Begriffe haben doch »Inhalt«, also auch »Sein« (im Sinne des Idealiſten). Und doch wird dem allem das »Sein« abgesprochen, weil es keinen — Wert hat. Es wird mit dem Wort »Problematik des Daseins« abgetan.

Der Triumph des Todes.

Von
E. Höpfner.

Der »Triumph des Todes« im Camposanto zu Pisa iſt nach dem übereinſtimmenden Urteile der heutigen Kunſtforscher eines der merkwürdigſten Denkmäler der italienischen Malerei. Wie zahlreich auch die Aufgaben gewesen sind, die diese Kunſt sich in den Jahrhunderten geſtellt hat, die unmittelbar auf Giottos großartig anregendes Schaffen folgten, und obwohl der Geschmack jener Zeiten der großen, monumentalen Malerei den entschiedenen Vorzug gab vor der Tafelmalerei, so iſt uns doch bei der Länge der Zeit, die seitdem verflossen, namentlich von Werken des XIV. Jahrhunderts, nur eine verhältnismäßig geringe Zahl erhalten geblieben. Die weitaus meiſten jener Bilder, womit damals Phantasie und Pinsel der Maler Kirchen und Kaſtelle, Säle und Loggien der Schlösser und Rathäuser, Stadttore, Kreuzgänge, Schwibbogen, Brücken und Kirchhofsmauern schmückten, sind von den Wänden, von denen herab sie einſt zu den Menschen redeten, abgebröckelt, oder ihre Farben sind zu ödem Grau verblaßt. Schon als Beurkundung eines Kunſtschaffens, von dem das Meiſte verweht und vergangen iſt, darf der »Triumph des Todes« große Aufmerksamkeit beanspruchen. Nun iſt aber zugleich, je eindringender man dieses Kunſtwerk ſtudiert hat, immer deutlicher in seinem Schöpfer ein Künſtler erkannt worden, der seinen eigenen und sehr beachtenswerten Stil schreibt und uns weite kunſtgeschichtliche Perspektiven gewinnen läßt. Und schließlich hat das Werk noch jeden seiner Betrachter wahrhaft betroffen gemacht durch die Frische und Kraft, womit es uns Denken und Empfinden wie die äußere Erscheinung längst entschwundener Zeiten vergegenwärtigt. Genug der Gründe, auf solch ein Gemälde immer wieder zurückzukommen.

Wir erinnern uns, daß der einzig schöne Tempelbezirk an der Nordweſtecke der Stadt Pisa, welchen Dom, Campanile und Battiſtero bilden, durch einen schlicht und doch überaus würdevoll erscheinenden längeren Bau abgeschlossen wird, dessen Eingang diesen kirchlichen Gebäuden zugekehrt iſt. Das iſt der Camposanto, ein für sich ſtehender chioſtro, wie er sonſt sich an Kirchen anlehnt, aber von ungewöhnlicher Größe, ein Rechteck von 126 m Länge und 52 m Breite, ein ganz einheitlich ausgeſtalteter, imposanter Hallenbau von 15 m Höhe, gegen außen völlig abgeschlossen durch fensterlose Wände und gegen innen in 62 aneinanderschließenden Riesenbögen sich öffnend auf das eigentliche heilige Feld: einen Friedhof, bedeckt mit Erde aus dem heiligen Lande, die beim Kreuzzuge Friedrich Barbarossas von den Pisanern für Friedhofszwecke heimgebracht worden war. Wie mußten die hohen, herrlichen Hallen eines solchen Baues mit ihren gewaltigen Wandflächen darauf hinweisen, hier den Schmuck der Malerei anzubringen; hier gerade diese Kunst die göttlichen Geheimnisse aussprechen zu lassen, an die der Ernſt des Ortes die gläubige Einfalt zu erinnern empfahl.

In der Tat iſt das auch von Anfang an beabsichtigt worden. Die faſt 200 Jahre umfassende Baugeschichte des Camposanto iſt während ihrer längeren

Hälfte*) (seit den 60er Jahren des 14. Jahrhunderts) begleitet gewesen von der Herſtellungsgeschichte seiner Gemälde. Wie das grandiose Bauwerk selbſt, so rückt auch die Ausführung dieser Kunſtwerke nur allmählich vor. Zu dem, was von dem ganzen Werk verhältnismäßig früh gefördert war, gehören die Bauten und der Bilderschmuck im Süd- und Oſtflügel. Das letzte unter den Gemälden des Südflügels nach Oſten zu iſt unser »trionfo«, jetzt allgemein unter dieser Benennung bekannt, vor 1705 aber nirgends unter diesem Namen angeführt**), vielmehr im Volksmund von jeher Purgatorio geheißen. Und in dieser Benennung wie in wichtigen Stileigenschaften schließt das Gemälde sich den zwei anderen an, die weſtwärts folgen: dem Jüngſten Gericht (Giudizio Universale) und der Hölle (Inferno), so daß diese drei einen zusammenhängenden, die letzten Dinge behandelnden Zyklus bilden. Wer aber iſt der Meiſter dieser Gemälde?

Die alten Kunſthiſtoriker, allen voran Vasari (1550. 1565) sahen es naiver Weise als selbſtverſtändlich an, daß so alte und gehaltreiche Werke von den Allerberühmteſten, die je den Pinsel geführt, geschaffen sein müßten, und so sind sie auf Namen wie Buffalmaco, Giotto, Orcagna u. a. übertragen worden. Aber die Urkunden wissen nicht das mindeſte von der Heranziehung eines einzigen von ihnen, ja, sie ergeben sogar, daß von den Großen allen keiner mehr lebte, als die Maltätigkeit im Camposanto ihren Anfang nahm. Wenn nun dort, und ganz besonders im Trionfo della Morte, Hochbedeutendes geleiſtet worden, so iſt dies dem Aufschwunge zu verdanken gewesen, den die Malerei Italiens durch Giottos Wirken genommen hatte. Auf seinen, des großen Malers, Einfluß war es zurückzuführen, wenn die Kunſtzentren des Landes nicht bloß sich rasch vermehrten, sondern auch vielfach ihr Beſtes aneinander abzutauschen begannen. So wurde lokale Beengtheit überwunden — auch in Pisa. Dort war eine ansehnliche Kunſt, die Eigenes mit Antikem und Byzantinischem zu verschmelzen gewußt hatte, erwachsen; zugleich hatte sich eine besondere Empfänglichkeit für alle von außen wirkenden Einflüsse herausgebildet. Vor allem war der Stil der Sienesen in breitem Strome hereingedrungen; noch heute zeugt u. a. davon die Menge sienesischer Schulbilder im Museo Civico von Pisa; und selbſtverſtändlich hat ein dauernder, ſtarker Einfluß von Florenz ſtattgefunden, wie denn auch der bekannteſte und wohl auch bedeutendſte Maler, den Pisa im 14. Jahrhundert besessen hat, — Francesco Traini — aus einer florentinischen Werkſtätte hervorgegangen war. Man hielt in Pisa sogar auch Fühlung mit den künſtlerischen Fortschritten der Landschaften jenseits des Appenin. Ja, ein noch viel Bemerkenswerteres soll uns gerade unser Trionfo erfassen lassen: nämlich, daß es einem Camposantomaler vorbehalten gewesen, den Darſtellungskreis der italienischen Kunſt zu bereichern, indem er derselben eine Fülle Italien bis dahin fremd gewesener Motive aus Frankreich zuzuführen wußte. So tiefes Schweigen alle Akten über unsern Meiſter walten lassen, so beredt zeugt dagegen sein Werk von diesem Hauptpunkte seiner künſtlerischen Entwickelung: daß er in Frankreich gewesen, und daß er im Studium der

*) Vgl. das vortreffliche Buch von J. B. Supino, Il Camposanto di Pisa. Firenze, 1896.

**) Erſte Erwähnung als Mortis Triumphus bei Josephus Martinius, Theatrum Basilicae Pisanae, Romae 1705, p. 125.



Phot. Fratelli Alinari, Florenz.

Wandgemälde und der Tapeten im Papstpalaste zu Avignon und der Miniaturenschätze in der dort geschaffenen päpstlichen Bibliothek tiefe Einblicke in die Erfolge der französischen Kunst genommen hat. »Der Meister des Triumphes hat gewiß«, sagt Georg Graf Vitzthum*), »in naher Beziehung zu den französischen Künstlern gestanden . . . Durch und durch italienisch, im besonderen Anschluß an Ambrogio Lorenzetti geschult, hat er sich nicht mit einer allgemeinen Modifizierung seines Stiles begnügt. Er hat sich vielmehr ohne Zweifel eine reiche Sammlung von Skizzen nach französischen Motiven (z. B. Jagdzug, Meutenführer, Tiere, Bäume, Musikanten, sitzende Figuren, Köpfe, Hände) angelegt. Diese benutzte er bei dem großen Werke, zu dem man ihn in Pisa (seiner Vaterstadt?) berief.«

Da die kunstgeschichtliche Stellung des Trionfo-Meisters durch die hier soeben mitgeteilten Ergebnisse der Untersuchungen, die Graf Vitzthum über die Quellen des Stils im Trionfo 1905 veröffentlicht hat, hinlänglich gekennzeichnet sein möchte, so liegt mir vor dem Eintritt in meinen eigentlichen Gegenstand nur noch eine Andeutung über den Erhaltungszustand ob, in dem unser Gemälde heute vor uns steht. Rund 550 Jahre alt, hat dieses wie der ganze Camposanto manchen Sturm über sich ergehen gesehen. Patriarchalisch ging es in alter Zeit auch in Pisa her. Das Vieh, großes und kleines, tummelte sich auf der Baustelle herum, und die liebe Gassenjugend trieb dort ihren Übermut. Schlimmer war noch, daß der Regen zu den hohen Bögen hereinklatschte in die Hallen, und daß die Nordwinde und die Winde von der See her sie durchbrausten. Da gewann bei dem zarten Baumaterial des karrarischen Marmors die Wiederherstellung des Verfallenden von früh an eine große Bedeutung; schon die ersten Generationen nach dem Beginne des Baues hatten damit zu rechnen. Die Arbeiter, die man bei der großen Bauhütte annahm, wurden allemal auch für die Restaurationsarbeiten am Camposanto in Eid genommen. Vorteilhaft für die Bewahrung des Baues war es, daß man seine nach innen gekehrten offenen Seiten, abgesehen von den notwendigen Ausgängen, um den ganzen Campo herum vom Erdboden aus durch eine mehrere Fuß hohe Wand schloß und diese zur Basis des überaus wohlgelungenen gotischen Gerähmes machte, welches den immer noch sehr hohen, stattlichen offenen Bögen eingefügt wurde. Ja gerade damals — 1464 — dachte man so sehr an die Sicherung dessen, was der Camposanto geworden war, daß man, und zwar gerade an der Stelle des Trionfo, sogar eine Verglasung der neu gewonnenen Rahmen in Angriff nahm, ein Versuch, der den bisher so lichten Hallen so viel Reiz und Helle entzog, daß er schon 1491 unter Überführung der bereits eingesetzten Glasgemälde in den Dom wieder aufgegeben wurde. Auch das mit Blei gefaßte Dach bedurfte oft der Nachhilfe. Wie wäre es nun möglich gewesen, gegen die Unbilden, die seiner Beschaffenheit nach diesem Bau zusetzten, gar die Gemälde völlig sicherzustellen! Schon im Jahre 1438 war der ganze Flügel des Inferno in Unstand geraten, so weit, daß der Kalk trotz aller Sorgfalt*), womit man ihn an der Mauer angebracht hatte, zum

*) Georg Graf Vitzthum, Von den Quellen des Stils im Triumph des Todes, Repert. f. Kunstwiss. XXVIII. 3. (1905) p. 225 fg.

*) Hierüber Morrona, Pisa Illustrata I, 365.



Teil abgefallen war. Turino di Vanni hat ihn damals restauriert, aber schon 1462 war eine neue Restaurierung derselben Stelle notwendig. Bei ähnlichen Notwendigkeiten ist's dann für die Gemälde durch die Jahrhunderte hindurch geblieben, und schon Vasari hat es beseufzt, daß die Restauratoren die gefährlichsten Schädlinge jener Bilder gewesen. Der schlimmsten einer war ohne Zweifel ein Sollazino, der das Inferno 1530 bis zur Unkenntlichkeit verunstaltete, wie es bis auf diese Tage geblieben. Und sollten so unnütze Hände wie die seinigen und die seiner späteren und früheren Fachgenossen sich unserm Trionfo ganz ferngehalten haben? Höchst wahrscheinlich ist dies nicht geschehen. Ich komme auf diese Frage später vor dem Bilde zurück, dessen Photographie ich mir von hier ab in der Hand des Lesers denke.

Unser Bild ist in einen gemalten Rahmen gefaßt, der wesentlich im Geschmack der Kunst von Siena gehalten ist, aber in Pflanzenornamentik und anderem auch an die Einfassungen französischer Miniaturen erinnert. Vielleicht wurde dieser Rahmen bei einer der zahlreichen Restaurationen der früheren Zeit geschaffen. Einem glaubhaften alten Geschichtchen nach wurde man frühzeitig inne, daß die übermäßig zahlreichen Zettel, die nach alter Pisaner Weise den Gestalten des Bildes vom Munde herabhingen oder auch von ihren Händen gehalten wurden, nicht mehr der vorgeschrittenen Kunst entsprachen, und man beseitigte sie mit Ausnahme von dreien und verlegte sie, wohl auch unter neuer Fassung der Texte, in die von kleinen Seraphs gehaltenen Kartelle (auch Brevi genannt), die das Rahmenband unterbrechen und beleben. Hier sind von diesen lehrhaften Sprüchen wohl Spuren und Reste vorhanden, aber wenig Zusammenhängendes. Um so freudiger war es zu begrüßen, als in den 90er Jahren des verflossenen Jahrhunderts in einer Venezianer Handschrift (Cod. Marc. 204, IX)*) 26 Strophen auf einmal zutage traten, die sich als durch einen Schreiber des späteren XV. Jahrhunderts von den Wänden des Camposanto und gerade aus unserm Zyklus abgeschrieben ergaben. Leider ist nun freilich aus diesem Funde außer der Sicherung des dem Trionfo anhaftenden literarischen Materials nicht viel zu erzielen gewesen; was man gern an dem Gemälde noch aufgehellt sähe, bleibt nach wie vor dunkel, und im ganzen wird uns von diesen neu an den Tag gekommenen Worten nur das bestätigt, was aus dem Werk des Malers eindringlicher zu uns redet. Immerhin verdienen sie nicht die harte Abfertigung von Vasari, der, obwohl er nur noch verzweifelt wenig davon zu lesen vermochte, sie als cose impertinenti e poco dilettevoli bezeichnete.

Nun aber ist an diesem imposanten Rahmen wohl das Wichtigste, daß er uns bezeugt, wie entsprechend dem Volksgefühl, dem dieses ganze Gemälde schlechthin das »Purgatorio« war neben dem Paradiso und dem Inferno, auch der Künstler und seine Zeit hierin ein Ein-

*) Aufgefunden und mit schätzenswerten Erläuterungen herausgegeben von S. Morpurgo, Le epigrafi in rima del Trionfo della Morte etc. in L'Arte II (1899) S. 51 ff. Mit Recht macht Morpurgo darauf aufmerksam, daß in dieser Sammlung gerade das schöne Terzett »da che prosperitade« etc. vermißt werde; ich vermute, weil es populärer war als alle anderen ähnlichen Aufschriften. Morpurgo wies es S. 61 a. a. O. in drei Florentiner Handschriften nach, die älter sind als der Venezianer Kodex, und der Sp. 739 erwähnte Kupferstich bietet es auch dar, wie ich mich an dem Exemplar des Dresdener Kabinetts überzeugte. Vgl. unten Sp. 738 u. Anmerkung.

heitliches gesehen haben; der Angel- oder Mittelpunkt der Darstellung ist das »Purgatorio«, das Fegefeuer, — dessen Berg die Mitte des Gemäldes einnimmt.

Auf Ermahnungen im christlichen Sinne war alles gerichtet, was für die Kirchhofshalle bestimmt war: nicht ein Triumphzug des Todes, sondern das Fegefeuer sollte dargestellt werden, auf dessen Schwelle das unausbleibliche Übel, der Tod, alles was geboren ist, so rasch und oft so unerwartet bringt.

Poi che Dio vuole, che sia communale
Lo nascere e'l morire ad ogni gente.*)
(Gott hat gewollt, daß allem Volk auf Erden,
Wie die Geburt, gemeinsam auch das Sterben.)

Der Auftrag an den Künstler war gewiß sehr programmatisch gefaßt und auch kein Zweifel über den Geist gelassen, in dem er auszuführen war. Der Künstler sollte die Moralpredigt der Dominikaner ergänzen, die seine Auftraggeber waren; er sollte durch die düsteren Bilder, womit er drohte, die Gewissen in der Tiefe erschüttern und zu rechtzeitiger Reue stimmen, er sollte die Pracht dieser Welt in ihrer Gebrechlichkeit darstellen, er sollte aber auch zeigen, wie das von Gott den Menschen verliehene Leben sich zu einem würdigen vollendet, wenn es sein unruhiges Trachten zurückstellt hinter die Beschauung des göttlichen Willens und auf der Höhe der Vita contemplativa nichts anderes mehr sucht als Gott.

So reiht sich unser Gemälde den großen Schöpfungen an, womit der Orden des heiligen Dominikus auf der Höhe seiner Macht seinen Stifter und den großen Kirchenmann hat verherrlichen wollen, dessen System nunmehr sich in der Kirche durchgesetzt hatte, Thomas von Aquino. Was von diesen Schöpfungen uns geblieben, namentlich die großen Wandmalereien der spanischen Kapelle und unser Trionfo — muß uns mit Bewunderung darüber erfüllen, in welchem Maße der Orden seine lehrhaften Gedanken künstlerisch auszugestalten gewußt hat. Über unsern Meister aber hat ein besonders gnädiger Stern gewaltet.

Schon Vasari war es gegeben, herauszufühlen, wie der Künstler seinen Gegenstand zu beleben gewußt hatte. Er habe alcune fantasie a suo capriccio hinzugefügt. Mit diesem krausen Ausdruck soll gesagt sein, daß seine Phantasie aus dem epischen Schatze der Völker geschöpft und daß sein Künstlerherz auch das große Weltdrama der Zeit, die Pest, mitgefühlt und in sein Purgatorio verwoben hat.

Wohin unser Meister blickte, rang die Welt mit den Nöten dieser Seuche. Es genügt, die Namen Danse Macabre, Totentanz, Fritzsche Klosener, Boccaccio zu nennen, um daran zu erinnern, in welchem Maße der Todesgedanke das Jahrhundert beherrschte. Die Impulse, die dieser Gedanke dem Künstler gab, erwiesen sich stärker als die Bilder, die das Fegefeuer im Geiste heraufbeschwor, zumal die Lehre von diesen letzten Dingen kraftvoller Bestimmtheit entbehrte. So konnte es geschehen, daß das Purgatorio zu einem Trionfo della Morte wurde.

Mit Recht ist oft bewundert worden, in welch ein gefälliges Verhältnis der Künstler die einzelnen Gruppen seiner Storia durch geschicktes Absetzen von einander zu bringen verstanden habe. Es gilt dies besonders von allem, was



*) Breve aus dem Cod. Marc., von Morpurgo publiziert a. a. O. S. 57 und vorher schon von L. B. Supino in Archiv. Storico dell' Arte VII (1894), S. 22–24. Morpurgo verweist hierbei Anm. 1 ebendaselbst auf Certa cosa è che morire è communale a ciascuno. Ammaestramenti degli antichi, diss. II, 8.

links von dem Berge des Fegefeuers liegt, dessen Gipfel fast bis an den Rahmen des Gemäldes reicht. So verschieden die beiden großen Gegenstände sind, die sich hier dargestellt finden, sie stehen in engster Beziehung zueinander, und ein Moderner würde sie unter der Überschrift Memento mori zusammengefaßt haben. »Rasch tritt der Tod den Menschen an, — darum bereite dich, sag dem Zeitlichen Valet und suche den Frieden Gottes!« In Jugend und hochgemutem Sinne erglänzend, reitet ein fürstlicher Jagdzug aus einem felsigen Hohlwege heraus. Drei Fürsten mit Kronen, zur Linken die gekrönte Fürstin, an ihrer Seite ein Kavalier und ein Hoffräulein mit dem geliebten Hündchen an der Brust, dahinter der Jägermeister und Jagddienst bis zum Piqueur hinab. Aber kein fröhliches Hallali erschallt, denn ein ganz Unvermutetes, Schreckenerregendes ist eben eingetreten. Die stolze Gesellschaft — brigata nennt sie Vasari — findet sich plötzlich drei offenen Särgen gegenüber, in denen drei Tote, ehedem hohe Herren, ausgestreckt liegen: der eine als Skelett, als Fraß der Würmer der zweite, und als gedunsene Leiche auf erster Verwesungsstufe der dritte. Und neben den Särgen steht auf einem aufwärtssteigenden Treppenwege ein hochbetagter Einsiedler von ehrwürdigster Gestalt und deutet auf einem mächtigen, aber textlich schlecht erhaltenen Kartell den Sinn des Vorfalls: »Faßt, was ihr hier seht, scharf ins Auge; seid Ihr festen Sinnes dabei, dann wird Euer nichtiger Stolz dahin sinken.« Nichts Fremdartiges war dies Memento dem Beschauer. Wie die menschliche Gebrechlichkeit unversehens dem kühnsten Lebensmut in den Weg tritt und ihn in seine Schranken weist, dies Thema war ihm aus der christlichen Legende von den drei Toten und den drei Lebenden vertraut, aus einer Geschichte, die, in indischem Boden und zwar im Sagenkreise des Buddha wurzelnd, im Anschluß an des Johannes Damascenus christlichen Roman Barlaam und Josaphat sich ausgebildet und in den Ländern christlicher Kultur weite Verbreitung gefunden hatte. Die weiteste in Frankreich, wo sie schon vor dem 13ten Jahrhundert in immer neuer Fassung als Gedicht wie als Skulptur an Kirchenportalen und Kirchhofsmauern und als Gemälde in der gesamten Andachtskunst und Literatur einen festen Platz gewann, auf dem sie sich bis in die Zeiten des Bücherdruckes hinein behauptet hat. Um so weniger ein Wunder, daß ein Künstler, der von der französischen Kunst inspiriert war, wie der Meister des Trionfo, sein Memento in eine Erzählung einkleidete, die des Widerklanges im Beschauer sicher war. Um so näher mußte es ihm liegen, als er nicht blos Dominikaner und Prediger, sondern vor allem doch Maler war, und als er malerische Darstellungen der Legende gesehen haben muß, die ihn wohl reizen konnten, in den großen Maßen des Freskos den Wettkampf mit dem aufzunehmen, was ihm die französische Kunst in wie überlegener Weise auch immer doch wohl wesentlich nur in Miniaturen hatte zeigen können.

Wir stehen bei dieser Betrachtung auf ganz sicherem Boden. Das in der Gruppe des Jagdzuges so stark hervortretende Pferd, das in dämonischer Unheimlichkeit den Hals gegen den mittleren Sarg hin vorstreckt, ist nicht in Pisa zum ersten Male gemalt worden. Man findet es vielmehr schon in dem vor 1349 entstandenen Psalter der Bonne de Luxembourg, der Gemahlin des Königs Johann. Auch hier spielt es mit bei einer Darstellung von den drei Lebenden



und den drei Toten*). Unser Meister konnte den Psalter der Bonne oder ihm entstammte Miniaturen in Avignon oder auch anderswo in Frankreich wohl kennen gelernt haben, und die hier betrachtete Figur bildete wohl nicht das unbedeutendste Blatt des Skizzenbuches, das er aus dem Norden heimbrachte, und unter dessen Inspiration er jenen Trionfostil schuf, »der ohne einen wesentlichen Einfluß der französischen Malerei nicht erklärt werden kann, und zwar der Malerei, wie sie in der Miniaturenkunst von etwa 1250 bis 1350 erhalten ist«**). Der Treppenweg, an dessen Fuße der warnende Einsiedler — Sankt Makarius — steht, führt zu der Höhe hinauf, wo wir die frommen Brüder angesiedelt finden, die der Lebewelt des Jagdzuges den Rücken gekehrt und den bessern Teil des beschaulichen Lebens erwählt haben. Nicht bloß liegt das Grauen vor den letzten Dingen weit hinter ihnen, nicht bloß haben sie Frieden in Gott gefunden, sondern sie haben ein Reich des Friedens auch in der sie umgebenden Natur zu verbreiten gewußt: die scheuen Tiere des Waldes sind in ihrem Bezirk zu freundlichen Haustieren geworden, eine Hirschkuh läßt sich geduldig melken, ein danebenstehender Bruder scheint den Stand der Pflanzungen von oben zu überblicken, während zwei Brüder vor dem Eingang zu der den Berg krönenden Kapelle in ihre Bücher vertieft sind, und beten oder von den jenseitigen Dingen reden. Dieser Frieden des Daseins ist verschwunden, sobald der geweihte Bezirk überschritten wird: am Felsabhang über dem Ende des Jagdzuges wird eine Taube vom Fuchs erwürgt.

*) A. Darcel, Gaz. des Beaux Arts, T. XX, 1866, p. 65 ff.

**) Graf Vitzthum, a. a. O., XII, 218.

Wie ganz anders sieht es nun aber jenseits der Felswand aus, die den Jagdzug von der rechten Seite des Bildes scheidet: hier handelt es sich nicht mehr um ein Memento mori, hier sehen wir la Morte, die laida macra e oscura donna (Giacopone) in ihrem unerbittlichen Walten. Eben saust das greuliche Ungetüm mit wirrflatterndem Haar, mit Fledermausflügeln und Krallen an Füßen und Händen durch die Luft und zielt unverkennbar mit seiner ungeschlachten Sense auf die anmutige und glückliche Vereinigung eleganter Männer und Frauen, die unter Granatbäumen süße Lüfte und Musik genießen. Aber sein Nahen wird auch auf der andern Seite vernommen, wo hinter hochgehäuften Opfern, die jener Sense bereits früher verfallen — den Leichen von Fürsten, Priestern, Kavalieren, Edelfrauen, Klosterleuten, Landeskindern und Fremden — eine unsäglich elende Menschengruppe sich hart an die Felswand gedrängt hat, Menschen aus der Zahl der Ärmsten der Armen, Bettler, Krüppel und Aussätzige, die den Tod nicht fürchten wie die Reichen und Vornehmen, sondern die ihn sogar heiß ersehnen, und an denen er bisher vorüberging, wie er auch jetzt ohne Erhörung an ihnen vorüber zu sausen scheint. In heißem Verlangen strecken sie der Furie ihre Arme entgegen und seufzen nach der letzten Zehrung, wie uns der Künstler durch das Kartell in ihren Händen vernehmen läßt:*)

Da che prosperitade ci ha lasciati,
O Morte, medicina d'ogni pena,
Deh vieni a darci ormai l'ultima cena!

*) Vgl. oben Sp. 732 Anmerkung. Ferner E. Dobbert (Der Triumph des Todes im Campo Santo zu Pisa, Rep. f. Kunstwissenschaft IV, S. 1 bis S. 45), der S. 34 auf den antiken Geist dieser Verse hinweist.



(Derweil das Glück sich von uns abgewendet,
O Tod, Heilmittel du für alle Qual,
Ach komm und reich uns nun das letzte Mahl!)

Aber ihr Flehen bleibt ohne Erhörung; der Cod. Marcianus enthält eine Strophe, die wohl sicher einmal das Rahmen-Kartell unter dem Weib mit der Sense einnahm:

Mir gilt's allein zu töten, was da lebet,
Drum schwing ich meine Sense in die Runde,
Bis auch das letzte Menschenkind dahin.

Die da aber vor dem Tode zittern und beben, höhnt die Unerbittliche mit den hinzugefügten Worten:

Gar mancher bebt vor mir, der, wieder aufgelebet
In einer andern Welt, aus lautem Munde
Nach mir wird rufen, wenn ich nicht mehr bin,

— ein Dantesker Gedanke, der ohne Div. Comm., Inf. I 117 hier wohl nicht auftreten würde*).

Auch diese Bettlergruppe, die bei besserem Stande der Erhaltung zu dem Eindrucksvollsten gehören würde, das es im Gebiete der Malerei gibt, ist ihren Motiven nach älter als der Gemäldeschmuck des Camposanto. Sie teilt mit dem Jagdzug wie mit der Gartengesellschaft im Granatenhain jene Eigentümlichkeiten und Vorzüge, die der französischen Kunst abgewonnen sind, und wie in Pisa nicht zum erstenmal, so ist dieser Sehnsuchtsruf der Glücksenterbten dort auch nicht zum letztenmal zum Bilde umgeschaffen worden: so z. B. begegnen wir ihm in dem Trionfo della Morte von Palermo aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts**) und auf einem italienischen Kupferstiche, der zu den Inkunabeln dieser Kunst zu gehören scheint, und der in einigen deutschen Kabinetten erhalten ist.

Worauf kommt es nun aber dem Künstler auch auf dieser Seite des Gemäldes am meisten an? Nicht darauf, uns die tiefe Auffassung von Mors Imperator in die Seele zu prägen — ein Gedanke, dessen Aufnahme dem ersten modernen Menschen, Petrarca, vorbehalten war —, vielmehr auf den Hinweis, daß auf den Tod das Fegefeuer folgt. Darum hat er über die groteske Teufelsfigur, die über der Mitte der Bettler- und Leichengruppe steht, und für die ich um besondere Aufmerksamkeit bitte, das stattliche acht Zeilen enthaltende Kartell gesetzt, durch das uns noch einmal ins Gedächtnis gerufen wird, wie gegen den Tod kein Kraut gewachsen sei.

»Darum sei wachsam unverweilt,
Daß vorbereitet er dich finde,
Und dich nicht unterjoch' die Sünde!«

Vasari sagt: »zwei Engel halten diesen Spruch« und meint damit die beiden Genien, die nach einem antiken römischen Sarkophage gemalt sind, der noch heute unter den Skulpturenschätzen der Camposantohallen sich befindet. — Wir sind nun bei denjenigen Gestalten angelangt, die anscheinend einst die populärsten des Gemäldes waren, weil dieses ja nach ihnen den Namen Purgatorio empfing, bei den Seelen der Verstorbenen und bei den Engeln und Teufeln, die sie sondern, auch wohl einen ernsten Kampf um sie zu führen unternehmen. Nach alten byzantinischen Vorstellungen werden die Seelen den Leibern der Toten durch den Mund oder auch durch die geöffnete Brust enthoben, und zwar in Kindsgestalt, die ihnen bleibt, wenn sie gerecht erfunden, vom Engel umarmt und für den Himmel bestimmt

*) E trarrotti di qui per luogo eterno,
Ove udirai le disperate strida
Di quegli antichi spiriti dolenti,
Che la seconda morte ciascun grida.

**) Meist A. Crescenzio, neuerdings einem Künstler germanischen Ursprungs zugeschrieben

werden; rechts oben auf unserm Bilde werden sie dem Himmel zugeführt, während die Satansknechte mit ihrem Raube links hinauf nach dem Felsgipfel ſtürmen, aus dessen Kratern die Flammen schlagen. Von erschreckend abscheulicher Geſtalt, in der eine Fortbildung der Faun- und Satyrleiber der Antike ins Grauenhafte zu erblicken sein mag, zeigt die teuflische Bande ihre grausame Gesinnung gegen die befleckten Seelen, die über Maß und Form der Kindergeſtalt herausgewachsen sind, schon durch das Ungeſtüm, womit sie diese an den Ort der Qual hinaufbringt. Von dort oben aus erfolgt dann der Sturz in die Tiefe, aus der ihr Heulen und Wehklagen wie das Toben und Tollen der Teufel weithin vernehmbar wird, — so deutete jene Zeit das grollende Rollen im Innern der Vulkane, das vor und während ihrer Eruptionen zu hören iſt. Was hier noch beachtet sein will, iſt die hohe zeichnerische Sicherheit, mit der mehrere der in Teufelsklauen Befindlichen dargeſtellt sind. Man hat sie als Erbſtücke byzantinischer Kunſt erklären zu können gemeint. Es liegt jedoch wohl näher, bei ihnen wie bei dem wunderbar schönen, faſt im Geiſte des Cinquecento gedachten Engel rechts oben, der sich mitten unter den bizarren, altertümlichen Engelgeſtalten findet, an Einschiebungen und Nachträge in die defekt gewordene Urschrift des Gemäldes zu denken und hierin Leiſtungen eines zeichnerisch fortgeschritteneren Zeitalters zu erblicken, während es um zwei andre aus dem Stil des Gemäldes herausfallende Beſtandteile ebenso ſteht wie um Vasaris sogenannte Engel, — daß sie die moderneren Züge in sorgsamer Nachahmung klassischer Vorbilder gewonnen haben, wie solche in Pisa in großer Zahl früher vorhanden waren und im Camposanto daselbſt noch jetzt vorhanden sind.*) Diese Beſtandteile sind die beiden Liebesgötter, welche Brandfackeln auf die Häupter des vornansitzenden Paares im Granatenhain zu schleudern scheinen, und la Morte, die Todesfurie, letztere freilich nur im Herniederschweben ihrer Geſtalt, nicht im übrigen.

Der Beschreibung unsres Gemäldes liegt nun noch ob, auf die Gruppe rechts unten im Bilde zurückzukommen, die ich in ihrer Beziehung zu der Todesfurie allerdings schon erwähnt, aber absichtlich erſt etwas allgemein als eine anmutige und glückliche Vereinigung eleganter Männer und Frauen bezeichnet habe. Es schwebt nämlich in bezug auf diese Gruppe eine sehr subtile Interpretationsfrage. Die deutschen und französischen Kunſthiſtoriker haben faſt ausnahmslos in jenen Männer- und Frauengeſtalten Menschen im Gefühle höchſter Lebenskraft und Lebensfreude gesehen, die in ihrem fröhlichen Beieinander sich der geschichtenluſtigen Gesellschaft in Boccaccio's Dekameron vergleichen lassen. Ja, die Neigung, in der Gesellschaft den Ausdruck feinen, aber überschäumenden Lebensgenusses zu finden, hat neuerdings noch zugenommen, wie denn der geiſtvolle Schilderer Pisas in Seemanns Kunſtſtätten (Nr. 16)**) die folgenden enthusiaſtischen Worte äußert: »Die Gruppe iſt ein Wunder psychologischer Intimität. Ungeſtört flüſtern die zwei zusammen (gemeint iſt das erſte Paar auf der Bank); denn alle andern sind vertieft in den Zauber eines Duettes von Harfe***) und Geige. Welch eine Mignon! Ein vollerblühtes

*) E. Müntz, Hist. de l'Art pendant la Renaissance. Paris 1889 p. 227.

**) P. Schubring, Pisa. Leipzig 1902.

***) Es iſt ein Psalterium.



wunderbar herrliches Geschöpf mit Glutaugen, von stolzestem Geblüt. Sie selbst lauscht ihrem Spiel, und ihr großer Blick sinnt träumerisch dem Einklang mit der Viola alta nach. Wie gebannt blickt der Geiger auf seine Partnerin; ruhig, groß und dunkel klingt der Tiefton der letzten Saite. Versunken in den Anblick dieser Frau ist aber auch der Falkenträger, der neben ihr sitzt; sein Blick verzehrt dies wundervolle Mädchen, und seine Rechte krampft sich in leidenschaftlicher Erregung. Die Dienerin im Hintergrund mit den Riesenbrüsten (?) tuschelt mit der andern darüber, während die Freundin links zart den Finger an die Lippen legt.« Wer das in dieser Gruppe erblickt, der sieht in ihr natürlich nur sorglos in den Tag hineinlebende und kerngesunde Jünglinge und Mädchen, Kinder der eleganten Welt, die der heransausenden Todesfurie ahnungslos verfallen sind, und für den bildet die Gruppe dann wohl die Darstellung eines notwendigen Gegensatzes zu der Gruppe der Bettler und Krüppel, der dem ganzen Gemälde Zusammenhang und Einheitlichkeit verleihen soll. — Gegen diese Auffassung hat sich 1879 H. Hettner in seinen allbekannten italienischen Studien gewandt und ebenso fein wie gründlich ausgeführt, daß, weit entfernt davon, eine Boccaccieske Gesellschaft darstellen zu wollen, unser Meister uns im Granatenhain einen Sitz der Erlösten habe schildern wollen, die nach aquinatischer Vorstellung in beglückender Zuversicht des Momentes harren, in dem die Pforte des himmlischen Paradieses sich ihnen öffnen wird. Gegründet hat Hettner seine Kritik auf die eingehendste Erforschung der Dominikanerkunst, für die es bedeutendere Belege als unser Gemälde und die schon genannten großen Werke der Florentiner spanischen Kapelle nicht gibt. Das stärkste seiner Argumente ist dabei der augenfällige Nachweis, daß unsere Gruppe in ihren Gestalten und ihren Gesten, in ihrer Gesamthaltung einer Gruppe der sogenannten »Allegorie der Kirche« entspricht, dem zweiten der großen Wandgemälde in der spanischen Kapelle, und daß sie deshalb in einem Gemälde nahe verwandten Geistes unmöglich wesentlich Anderes bedeuten könne als diese. Ein Schwanken aber über den Sinn der Florentiner Gruppe scheint kaum möglich.*) Da sind die Seligen durch die ganze Umgebung, in die sie gebracht sind, aufs deutlichste als solche gekennzeichnet. In welcher Nähe haben sie doch Platz genommen von denen, die nach einer letzten Absolution für sich die Himmelspforte geöffnet sehen. Ist die Florentiner Gruppe aber religiösen Geistes, warum sollte es die in Pisa nicht sein, die ihr räumlich, zeitlich und gedanklich so nahe steht? Auch andere Gründe noch bringt Hettner bei. Könnte man denn übersehen, daß über dem Granatgarten ein nur von Engeln bevölkerter Bezirk liegt? Vor allen Dingen aber: ist die Gartengesellschaft nicht durch höchste Gemessenheit der Haltung charakterisiert? Spricht sie nicht eine weiche, Frieden atmende Stimmung aus? Und was die Augen der 550jährigen Dame anlangt, die das »Psalterium« spielt, die sind ja doch so häufig »restauriert«, daß man wirklich nicht wissen kann, in welcher Beschaffenheit sie einstmals aus der Hand des Meisters hervorgegangen sind.

---

*) E. Förster freilich glaubte (Denkm. italienischer Malerei I, S. 56) »die Gesellschaft im Freien auf bedenklichen Wegen« zu erblicken, weil dicht dabei ein Beichtstuhl errichtet sei, von wo die Absolvierten zur Pforte des Himmelreichs geführt würden. Eine solche Deutung dürfte den Gedanken eines mittelalterlichen Künstlers arg verfehlen.



Ich muß indessen feſtſtellen, daß Hettners sehr feinsinnige Deutung nahezu allgemeine Ablehnung gefunden hat. In diesem ablehnenden Sinne iſt sie schon 1880 von E. Dobbert in seiner oben angeführten gelehrten Abhandlung über den Trionfo della Morte beantwortet worden. Dobbert macht darauf aufmerksam, daß in der bildenden Kunſt des Mittelalters, besonders in der Elfenbeinschnitzkunſt, es gar nicht an ähnlichen Darſtellungen wie der Gartenszene des Trionfo fehlt, und daß solche Bildwerke, besonders an Spiegelkapseln, unanzweifelbare Liebesszenen bedeuten sollten; aber, so wird man ihm erwidern dürfen, kann die Kunſt mit sehr ähnlichen Mitteln — und nun gerade in einer Zeit, wo ihr Vermögen, Gewolltes darzuſtellen, noch unzulänglicher als heute war — nicht unter Umſtänden ganz Verschiedenes ausdrücken? Der Meiſter des Trionfo nahm gewiß nicht Anſtand, beim Entwurf einer Szene aus himmlischen Gefilden auch Figuren eines Spiegelrahmens zu benutzen, wenn diese ihm zur Darſtellung seines Gedankens geeignet erschienen. Der Hauptgrund aber, den Dobbert dagegen geltend machte, die Deutung der Gartenszene als heitere lebensluſtige Gesellschaft fallen zu lassen, iſt die Besorgnis, es würde dann einer der wirksamſten Kontraſte, »an denen dies Bild so reich«, »ja, aus denen es wesentlich zusammengesetzt iſt«, lahmgelegt, nämlich der Gegensatz zwischen den Elenden und Krüppeln, die den Tod herbeisehnen, und der gesund und fröhlich in das Leben hineinſtürmenden Jugend, der der Tod unerwartet und unerwünscht kommt. Aber hier möchte ich entgegnen: iſt zur Ausgeſtaltung dieses Kontraſtes nicht genug geschehen mit dem Leichenhaufen vor den Krüppeln und Elenden?

Man sehe doch diesen Leichenhaufen recht genau an. Ein Maler, wie unser Meiſter, liebt die draſtischen Gegensätze. Unmittelbar neben und vor den Bettlern und Krüppeln liegen dahingeſtreckt die Vertreter der verschiedenen Lebensalter, Geschlechter und Stände, die ihm des Kontraſtes wegen erforderlich schienen. Reiche Gewänder und Barette, Pelzwerk und Seide, wohlfrisierte Köpfe, alles deutet darauf hin, daß la Morte dem Gesetze Genüge getan, unter dem sie ſteht, — die dahinzuraffen, die am beſten leben könnten und am liebſten leben möchten. Damit halte ich zugleich für erledigt, was Dobbert a. a. O. S. 37 als »einen neuen Beweis« gegen die Hettnersche Deutung der Gartenszene anführen zu dürfen glaubte. Es war dies ein Gedicht des Dominikaners Frederigo Frezzi, der wahrscheinlich bereits lebte, als das Bild im Camposanto gemalt wurde. Hierin war die körperliche Rüſtigkeit und weltliche Fröhlichkeit der vom Tode Überfallenen im Gegensatz zu dem Elend der Kranken betont.

In letzter Zeit hat Graf Vitzthum auch diese Frage wenigſtens geſtreift und hat Dobbert Recht gegeben, indem er von Hettners Ansicht bemerkt: »die drohende Todesgöttin spricht dagegen«. Und mit dieser Bemerkung iſt ein Faktor in die Rechnung eingeführt, der in der Tat bis heute kaum Berücksichtigung gefunden hat. Vielleicht iſt es möglich, von hier aus die Streitfrage etwas anders zu ſtellen. Ich darf wiederholen, daß der Stil der Todesgöttin etwas aus dem Stil der besprochenen Hauptgruppen des Gemäldes herausfällt. Aber ein alter, vielleicht nur kein ursprünglicher Beſtandteil des Gemäldes iſt sie gleichwohl. Immer aber hat mich an unserm Gemälde, das für die Anordnung so viel Geschick zeigt, empfindlich geſtört, daß der Anruf der Bettler einer glaubhaften

Beziehung auf die Todesmegäre entbehrt. Hätte letztere im trezentistischen Sinne nicht an die Stelle gehört, die jetzt der schon einmal erwähnte teuflische Unhold einnimmt: direkt unter das zentrale Kartell? Wenn sie aber dort ursprünglich vom Meister ihren Platz erhielt, was konnte dann den Raum zwischen dem Granatenhain und der steilen Felswand ausfüllen? — Vielleicht das, was wir eigentlich hier vermissen, Engel, die sich liebend und gnadenbringend zu den Leichnamen herniederlassen, und die auch wiederum der Auslösung eines Kontrastes dienten zwischen den Knechten der strafenden Mächte und den Dienern im Reiche der Gnaden. Was aber dann noch übrig bliebe, umschlossen von so geweihten Regionen und nur durch den Rahmen vom himmlischen Paradies der vom Gericht Erlösten geschieden, das ist der Granatenhain mit seinen Insassen, — war das dann der Ort für eine Gesellschaft lustiger Männlein und Weiblein? Suchen wir da nicht richtiger von Gott erfüllte Seelen, die sich hindurchgerungen haben zu dem lichtvollen Garten des Purgatorio, zum »Paradiso terrestre«*), um von hier aus das himmlische Paradies betreten zu dürfen, — zu Räumen, von denen in den Visionen der Heiligen und der Dichter wiederholt gesprochen ist, und die an Helle schon fast den Himmel erreichen.

Sollten wir aber annehmen dürfen, daß so namhafte Änderungen, wie ich sie hiernach für möglich halte, an unserem Gemälde jemals vor sich gegangen? Die Frage nach dieser Möglichkeit kann ich nach dem, was ich im Eingang dieses Aufsatzes über die Baugeschichte des Camposanto mitgeteilt, nur unbedingt bejahen. Auf der van Lint'schen Photographie schon kann man sich davon überzeugen, welchen Schaden die dem Trionfo bestimmte Wand im Laufe der Zeit erlitten hat. Von der Restauration des Turino di Vanni hörten wir. Damals war in unserer Camposantoecke viel Kalk abgefallen. Es mußte etwas Durchgreifendes geschehen. Über der Gartenszene war es noch leer oder die Wand war schon in bedenklichem Zustande. Vielleicht hatte man auch die Beobachtung gemacht, daß diese ganze Seite des Gemäldes zu wenig verstanden wurde, denn im Volksbewußtsein gab es, im Gegensatz zu den allegorischen Spekulationen der Dichter und Legendenerzähler, ein Purgatorio nur als wirklich brennendes Feuer, »Fegefeuer«. Da konnte ein tatkräftiger Restaurator mit kühn waltender Hand kommen und den Himmel über dem Granatenhain mit Engeln bevölkern und in die klaffende Lücke zwischen der Gruppe der zu Seligen gewordenen und der Felswand eine eindrucksvolle, ganz von Petrarcas inzwischen zu weiter Verbreitung gelangter Todesfigur inspirierte, neue Morte einfügen, die alte Morte aber, die nun überflüssig wurde, und wohl schon in üblem Zustande sein mochte, zu einem obersten der Teufel ummalen, wie er in kläglich vermaltem Zustande noch heute vor uns erscheint. Als aber die neue Morte nun ihren Platz erhalten hatte, für die eine fröhliche Gesellschaft von Kindern dieser Welt das gewiesene Ziel war, da machte man mit leichter Mühe die Gruppe unter den Granatenbäumen, die bis dahin der Menge der Betrachter doch etwas undeutlich gewesen, durch einen Einschub

*) Vergl. F. X. Wegele, Dante Alighieris Leben und Werke. 2. Aufl. Jena 1865, S. 497: für Dante bedeutet nach W. das irdische Paradies »die vollkommene Willensrichtung des Menschen auf das Gute, die nächste Voraussetzung seines Aufschwunges, seiner Ver[illegible] mit Gott«.

nach den Zwecken der Todesfigur verſtändlich. Denn einen Einſchub werden wir in den wenig mittelalterlichen Amoren mit den Fackeln zu erblicken haben, und dieſe bilden tatſächlich den einzigen Zug, der in der Gruppe auf Minneverkehr wie in einem Liebesgarten hindeutet. Über die urſprünglichen Ideen unſeres Meiſters hat ſich bis auf Hettner dann niemand mehr Skrupel gemacht; das Purgatorio war eben zum Trionfo della Morte geworden.

Die Streitſache Dobbert und Anhänger gegen Hettner würde ich aber dahin entſcheiden: die Gartenſzene konnte ſehr wohl in einer älteren Redaktion des Gemäldes die Bedeutung haben, die Hettner ihr beilegt. Wie aber das Gemälde auf uns gekommen und ſeit mehr als 350 Jahren anzuſchauen iſt, ſind Dobbert, Graf Vitzthum und viele andere zu ihrer Erklärung genötigt geweſen. Von hervorragenden Kunſthiſtorikern ſcheint nur A. Springer zeitweilig der Hettnerſchen Anſicht beigetreten zu ſein; aber auch dieſer hat ſie wieder fallen laſſen, und in ſeinem Handbuche der Kunſtgeſchichte naht »der heiteren Geſellſchaft plötzlich das Senſenweib«.

Keinesfalls darf Hettners Anſicht als abgetan beiſeite gelegt werden, ſo lange nicht geprüft worden, ob nicht hinter der Oberfläche des jetzigen Gemäldes neue Aufſchlüſſe zu gewinnen ſind. Unterſuchungen in dieſer Richtung haben offenbar noch nie ſtattgefunden, obwohl die Beſchaffenheit des Trionfo dazu anregen müßte. Denn ſeit der Entdeckung der Photographie läßt jede Aufnahme, die dem Trionfo nach dieſem Verfahren zuteil wird, um das Haupt des Mädchens, das den Finger an die Lippe legt, einen Heiligenſchein zum Vorſchein kommen. Handelt es ſich wirklich um ein übrig gebliebenes Symbol dieſer Art, dann würde es wohl einſtmals einen älteſten Zuſtand unſeres Gemäldes gegeben haben, der den Hettnerſchen Deutungen entſprach.

Künstler und Mensch.

Von

Guſtav Erneſt.

Die folgenden Betrachtungen ſind in mir durch das bei Schuſter und Loeffler erſchienene Beethoven-Buch von Paul Bekker angeregt worden. Das Werk bildet einen Beitrag zur Beethoven-Literatur, der als Ergänzung des ſchon Vorhandenen eine nicht unwichtige Lücke auszufüllen beſtimmt ſein könnte. Der Vortrefflichkeit des Inhalts entſpricht die höchſt geſchmackvolle Ausſtattung des ſtattlichen Bandes, von deſſen zirka 700 Seiten 160 einen ungewöhnlich reichen illuſtrativen Teil bringen, der in meiſt wohlgelungenen Reproduktionen eine Anzahl charakteriſtiſcher Briefe, muſikaliſcher Manuſkripte und Porträte gibt. Was wir von Paul Bekker zu erwarten hatten, wußten wir aus ſeinen den philharmoniſchen Programmen beigegebenen Analyſen. Der glänzende Stiliſt und feinſinnige Kenner des Meiſters hat dieſe Erwartungen nicht enttäuſcht. Ohne zu geiſtreicheln enthält das Buch eine Unſumme geiſtvoller und anregender Gedanken und wird ganz beſonders allen denen eine willkommene Gabe ſein, die eine Einführung in das eigenſte Weſen des Beethovenſchen Schaffens ſuchen. Die Analyſen werfen oft überraſchend neue




Schlaglichter auf die Werke, und die Begeisterung, die sie durchweht, wirkt um so überzeugender, als sie mit völliger Unabhängigkeit gepaart ist und nie zu blinder Heroen-Anbetung wird. — Neuartig ist auch die Einteilung des Stoffes, aus dem Beethovens Lebensgang, sein Menschtum und sein Künstlertum in gesonderten Abschnitten behandelt werden. Das hat für den Laien den Vorteil, daß er sich nun ein zusammenhängendes Bild des Lebens des Meisters schaffen kann, ohne auf Schritt und Tritt durch Ausführungen über die Werke aufgehalten zu werden. Es hat aber auch einen Nachteil, und das ist der, daß dadurch für den nicht selbständig Urteilenden eine zu scharfe Grenzlinie zwischen dem Menschen und dem Künstler gezogen wird. Diese Grenzlinie wird noch schärfer dadurch, daß Bekker in sehr energischer — mir will es scheinen zu energischer — Weise auf die Schattenseiten in Beethovens Charakter hinweist. Denn für mein Empfinden wird das meiste davon verständlich und entschuldbar, wenn es im Lichte der besonderen Verhältnisse betrachtet wird. Daß Beethoven argwöhnisch war und sich bisweilen dazu hinreißen ließ, selbst die ihm Nächststehenden in unverantwortlicher Weise anzuklagen, ist das nicht aus seiner Taubheit und der daraus sich ergebenden Hilflosigkeit zu begreifen? Und hat es je wieder einen Menschen gegeben, der so gerne bereit war, einen so begangenen Fehler, sobald ihm die Augen geöffnet waren, einzugestehen und gut zu machen? Und gar das Wort »Skrupellosigkeit in Geldfragen«, das Bekker auf ihn anwendet, scheint mir weit über das Ziel hinauszuschießen. Zwischen Skrupellosigkeit und Unehrenhaftigkeit ist kaum noch ein Unterschied, und [illegible]hoven einer unehrenhaften Handlungsweise fähig gewesen wäre, das wird Bekker sicherlich nicht behaupten wollen. Und wenn er seinen Vorteil den Verlegern gegenüber auf jede Weise wahrnahm und sich da bisweilen als welterfahrener bewies, als man gewöhnlich glaubt, so ist das erstens an sich durchaus nichts Tadelnswertes, und zweitens müssen wir nicht vergessen, daß die Triebfeder seines Handelns immer die übertriebene Ansicht von der Pflicht war, die er dem adoptierten Neffen gegenüber hatte. Wie oft begegnen wir nicht in seinen Tagebüchern dem ominösen »miser et pauper sum« — das bedeutete, daß er wieder einmal aller Barmittel entblößt und für ein Mittagessen auf ein paar Brötchen und ein Glas Bier angewiesen war. Und doch scheut er keine Ausgabe, die ihm für die Erziehung des Neffen nötig erscheint, und hält sorglich die Bankaktien fest, die dessen Zukunft sicherstellen sollen. Und als ihm ein Engländer den Antrag stellt, eine Symphonie zu komponieren, und zwar zu Bedingungen, wie sie Beethoven nie wieder geboten waren, dabei aber den Wunsch äußert, sie möchte sich im Stil lieber den ersten so leicht eingänglichen als den späteren anschließen, da fehlt wenig daran, daß ihn Beethoven die Treppe hinunter wirft, so empört ist er über die Zumutung, daß er um materiellen Vorteils willen, und wäre es nur um einen Zoll breit, von dem Weg, den sein Genie ihm weist, abweichen solle. —

Die Frage der Beziehungen zwischen dem Künstler und dem Menschen in derselben Persönlichkeit ist in der letzten Zeit durch die Veröffentlichung der Memoiren Richard Wagners besonders stark aktuell geworden, da sie bei Besprechung des Buches in den Vordergrund des Interesses trat. Ich persönlich weiß keinen zweiten

Fall in der ganzen Geschichte der Kunſt, in dem die Scheidung zwischen dem Künſtler und dem Menschen eine so krasse wäre wie in dem Wagner dieser Memoiren. Ebenso wie viele der wohlbekannten Menschen und Begebenheiten, von denen das Buch handelt, hier in ganz neuer und faſt immer seltsam verzerrter Darſtellung sich zeigen, so erfährt auch das an sich schon etwas unklare Charakterbild Wagners dadurch eine Trübung, die nie wieder beseitigt werden kann. Eins ſteht vor Allem feſt: als hiſtorisch glaubwürdiger Zeuge iſt Wagner von jetzt an endgültig auszuschalten. Denn kann einem Manne, der ein Verhältnis wie das zwischen ihm und den Wesendonks, dessen eigenſtes Wesen wir grade nur aus s e i n e n Briefen kennen, jetzt plötzlich in diametral entgegengesetzter Weise darſtellt, der Vorwurf erspart bleiben, daß er das eine Mal unbedingt falsches Zeugnis abgelegt haben muß? Man erwäge: die Überweisung des »Asyls« durch Wesendonk, auf Grund deren Wagner ihn zu Liszt als »einen seiner größten Wohltäter« preiſt, iſt jetzt plötzlich ein rein geschäftliches Abkommen geworden: »er bezahlte denselben Mietzins dafür wie für seine frühere Wohnung am Zeltweg, d. h. 800 Frank.« Wenn es früher hieß: »daß ich den Triſtan geschrieben, das danke ich Ihnen (Mathilde Wesendonk) aus tiefſter Seele in alle Ewigkeit« — so wird es jetzt als ein reiner Zufall dargeſtellt, daß das Werk damals grade entſtand: »sonderbarerweise traf der Zeitpunkt dieser nachbarlichen Annäherung mit dem Beginn meiner Dichtung von Triſtan und Isolde zusammen«! Und dann das Unbegreiflichſte und Unverzeihlichſte von Allem: Otto Wesendonk, von dem wir bisher ein Bild aus Auslassungen Wagners hatten, wie: »Wesendonk, Sie sind doch ein einziger Mensch« und »Kinder, daß wir drei (Wagner, Mathilde und Otto W.) sind, iſt doch etwas wunderbar Großes! Es iſt unvergleichlich, mein und Euer größter Triumph! Wir ſtehen unbegreiflich hoch über der Menschheit, unbegreiflich hoch!« — Dieser Wesendonk iſt jetzt plötzlich als ein bornierter Philiſter gezeichnet, der Wagner den Verkehr in seinem Hause »wahrhaft unerträglich« macht, da er »allermindeſtens zu gleichem Teil an den Unterhaltungen sich beteiligen zu müssen glaubte«, »und dem »die Ängſtlichkeit darüber, daß, wie er vermeinte, in seinem Hause sich bald alles mehr nach mir als nach ihm richten würde, jene eigentümliche Wucht gab, mit der ein sich vernachlässigt Glaubender sich auf jedes Gespräch wirft, ungefähr wie ein Löschhut auf das Licht!« Deshalb beschloß er »mitten im harten Winter« Zürich zu verlassen. Daß dieserselbe Otto Wesendonk auch nach dem Weggang aus Zürich Wagners ſtete Zuflucht und immer bereite Stütze in seinen Nöten war (siehe Wagners Briefe an Otto W.), das wird mit keinem Wort erwähnt. Und wie hatte Wagner diesen Weggang von Zürich früher begründet? Seiner Frau Eifersucht war erweckt worden, »die unerhörteſten Auftritte ließen nicht nach und ich mußte mich endlich entscheiden, das schöne Asyl, das mir mit solcher zarten Liebe bereitet worden war, aufzugeben.« (Brief an seine Schweſter Kläre vom 20. Auguſt 1858.) Wir können es verſtehen, daß Wagner Cosima, die damals noch nicht seine Frau war, als er ihr diese Memoiren diktierte, die wahre Natur seines Verhältnisses zu Mathilde W. verschweigen wollte. Wissen wir doch jetzt aus seinem eignen Munde, daß um genau dieselbe Zeit, als er jenen Brief an Frau Wille schrieb, in dem es heißt:

»Mathilde iſt und bleibt meine erſte und einzige Liebe, das fühl' ich nun immer beſtimmter« (Juni 1863), er sich bereits in zwar noch unausgesprochenem, aber doch so klarem Einverſtändnis mit Cosima von Bülow befand, daß, als er sie im November darauf (zum ersten Mal seit dem Mai) wiedersah, sie sich »ſtumm in die Augen blickten und ein heftiges Verlangen nach eingeſtandener Wahrheit sie übermannte!« Wie gesagt, Wagners Wunsch, Cosima die Wahrheit zu verbergen, iſt, wenn nicht entschuldbar, so doch erklärlich. Aber was nicht erklärlich iſt, iſt, daß man es wagen konnte angesichts der Briefe Wagners (deren Vernichtung er allerdings ausdrücklich, aber zum Glück vergeblich verlangt hatte!!) diese Darſtellung zu veröffentlichen. Man hat damit dem Charakterbild Wagners jenen häßlichſten aller Züge, den der schnödeſten Undankbarkeit mit nie wieder zu beseitigenden Strichen eingegraben. Wir aber, die wir in dem Künſtler Wagner einen der Höhepunkte aller Kunſtentwicklung sehen, deren Verehrung für sein Schaffen der keines Andern nachſteht und vielleicht umso höher einzuschätzen iſt, da sie dem ungetrübten Quell absoluter Vorurteilslosigkeit ententfließt, wir, die wir in beſtändig erneuter Beschäftigung mit ihm mit ſtets wachsender Bewunderung und Dankbarkeit seinen Werken gegenüberſtehen, wir werden nie über das Bedauern darüber hinwegkommen, daß dieses Buch erscheinen durfte. Es enthält minimal wenig, was die Wagner-Biographen zu einer Revision ihrer Darſtellungen veranlassen könnte, und seine glänzenden ſtiliſtischen Eigenschaften können kein Ersatz für die Verzerrung sein, die Wagners Bild in den Augen Aller, die nicht vor seinem Namen in blinder und unmännlicher Kritiklosigkeit verſtummen, erfahren hat. Denn das Kapitel Wesendonk iſt nur eines von vielen nicht weniger anfechtbaren!

Ganz natürlich drängt sich hier die Frage auf, welcher innere Zusammenhang zwischen diesem Wagner und dem, dem wir die unvergleichlich edlen Geſtalten der Senta, der Elisabeth, des Hans Sachs und des Parsifal zu verdanken haben, beſtehen kann. Wenn wir dem von Wagner selbſt so überaus hoch geschätzten Schopenhauer glauben wollen, überhaupt keiner! In seinem Werke »Die Welt als Wille und Vorſtellung« kommt er zu dem Schluß, »in einem Komponiſten, mehr als in irgend einem anderen Künſtler, sei der Mensch vom Künſtler ganz getrennt und unterschieden«. Dem gegenüber sagt der feinsinnige Sallet in seinen Kontraſten und Paradoxen, auf die Carl Krebs jüngſt die Aufmerksamkeit wieder gelenkt hat, es sei ihm von jeher total sinnlos erschienen, den Dichter vom sittlichen Menschen zu trennen — wobei er unter dem Dichter, wie seine weiteren Auslassungen zeigen, den schaffenden Künſtler überhaupt verſteht. — Wer von beiden hat recht? Beide und — keiner von beiden! Beide machen den Fehler, das künſtlerische Schaffen in allen seinen Manifeſtationen aus demselben Gesichtswinkel zu betrachten. Und doch muß man hier sehr scharf unterscheiden, ob dieses Schaffen aus äußerem Anſtoße oder aus ureigenſter Gefühlsregung hervorgegangen iſt! Das erſtere iſt der Fall beim dramatischen Dichter und Komponiſten. Durch die seherische Kraft der künſtlerischen Intuition vermögen sie sich so in die Seele der verschiedenſten Charaktere hinein zu versetzen, daß die Wurzeln ihres Denkens und Fühlens bis in die feinſten Fasern offen vor ihnen liegen. Derselbe Mensch konnte unmöglich zugleich

ein Jago und ein Othello, eine Goneril und eine Cordelia, ein Richard III. und ein Heinrich V. sein, und doch konnte er alle diese Geſtalten mit solcher Lebenstreue malen, als sei jedes Wort, das er ihnen in den Mund legt, eigenſtem Erleben entsprungen. So braucht beim Dramatiker, beim poetischen wie beim musikalischen, in der Tat kein Zusammenhang zwischen dem Künſtler und dem Menschen zu beſtehen — und insoweit hat Schopenhauer recht und Sallet unrecht.

Ganz anders aber liegt der Fall, wo der Künſtler wirklich nur sein eigenes Innere, sein eigenes seelisches Erleben zum Ausdruck bringt; da muß er sein innerſtes Selbſt bloßlegen, soll sein Schaffen nicht den Stempel des Unwahren, Erkünſtelten tragen. Die ganze gewaltige Summe von Shakespeares dramatischer Tätigkeit gibt uns über den Charakter des Mannes keinen Aufschluß, wer aber, der Heines oder Eichendorffs oder Uhlands Gedichte kennt, hätte nicht eine sehr deutliche Vorſtellung von der Persönlichkeit dieser Männer? Kein Schaffender iſt aber in höherem Grade auf sich selbſt angewiesen, als der Komponiſt, der ohne die Anregung, die Text oder Programm bieten, seine Empfindungen in Töne umsetzt, das heißt also der nur dem unbewußten Zwange des eignen Empfindens gehorchende Inſtrumental-Komponiſt. Hier iſt die Scheidung zwischen dem Künſtler und dem Menschen unmöglich, hier iſt es Sallet, der recht, und Schopenhauer, der unrecht hat. Der letztere ſtützt seine Behauptung auf den Satz: »Der Komponiſt offenbart das innerſte Wesen der Welt und spricht die tiefſte Weisheit aus in einer Sprache, die seine Vernunft nicht verſteht«. Hätte er ſtatt *der* Welt gesagt *einer* Welt, so könnte man ohne weiteres zuſtimmen. So aber überſieht er, daß, wenn die Welt, wie sie sich im Schaffen eines Haydn oder eines Beethoven darſtellt, eine so durchaus verschiedene iſt, der Grund dafür nur der sein kann, daß der einzelne von der Welt immer nur *das* Bild erhält, das seinem eigenen Wesen adäquat iſt, und deshalb das Wesen der Welt auch nur *so* in seinen Werken wiederspiegeln kann, wie es seinem persönlichen Empfinden erscheint. Somit beweiſt Schopenhauers Satz — weit entfernt davon als Beleg dafür zu dienen, daß im Komponiſten Mensch und Künſtler ganz getrennt seien — das grade Gegenteil!

Es wäre also ebenso unmöglich, den Menschen und Künſtler in Wagner in Einklang zu bringen, wie sie in Beethoven zu trennen; nur ein auf höchſtem sittlichem Niveau Stehender konnte die V. und die IX. Symphonie schreiben! Und daß Beethoven auch als Mensch groß war, das hat er hundertfach bewiesen. Man denke nur an die unerschütterliche Feſtigkeit, mit der er — unbekümmert um das Urteil seiner Zeitgenossen — sein künſtlerisches Ziel im Auge behielt; man denke an die ſtolze Unabhängigkeit, die er sich auch den Höchſtgeſtellten gegenüber bewahrte; man denke an die Opfer jeder Art — und die materiellen waren dabei noch nicht die schwerſten —, die er für die Brüder und den Neffen brachte; man denke, um ein konkretes Beispiel herauszunehmen, an einen Zug wie den folgenden: Er hatte seine III. Symphonie für und »auf Napoleon« geschrieben, in dem er den Völkerbefreier, den Menschheitsbeglücker sah. Als dann aber die Kunde kommt, Napoleon habe sich zum Kaiser ausrufen lassen, da zerreißt er das Titelblatt mit der Widmung und will lange von dem Werke nichts mehr wissen. Wäre er berechnend gewesen, so hätte er nun grade seinen Vorteil darin gesehen, es dem



allmächtigen Kaiser zu dedizieren, der eine solche Huldigung wohl zu belohnen gewußt hätte. — Wie gesagt, diese Seite des Beethovenschen Wesens hätte ich gewünscht ſtärker von Bekker betont zu sehen.

Zum Schluß zwei Vorschläge, von denen der eine an die Adresse des Verfassers, der andere an die der Verleger geht: ich glaube sicher, daß das Buch bald eine Neu-Auflage nötig machen wird — sollte es dann nicht von Vorteil sein, die Lebensskizze ausführlicher zu behandeln? Wer ein so gewichtiges Werk kauft, erwartet darin alles Wissenswerte über den Meiſter, sein Leben, seine Freunde usw. in mehr als nur andeutender Darſtellung zu finden. Bekker gibt uns eine ausgezeichnete Bleiſtiftskizze, vielen aber würde doch wohl ein ausgeführteres Porträt lieber sein. Von den 500 Seiten des Buches müssen 35 für das eigentliche Leben genügen, somit bleibt dem Wißbegierigen nichts anderes übrig, als noch anderes Einschlägige zu Rate zu ziehen. Es würde ganz gewiß dem Erfolg des Werkes nur förderlich sein, wenn das nicht der Fall wäre!

An die Verleger aber hätte ich die Bitte, das Buch durch Veranſtaltung einer Volksausgabe auch jenen weiten Kreisen zugänglich zu machen, denen der Preis von 25 Mark, der ja für die vorliegende ausgezeichnete Ausgabe keineswegs zu hoch iſt, die Anschaffung verbietet. — Ein ausgeführterer biographischer Teil und ein niedrigerer Preis — und Bekkers Beethoven dürfte rasch zu einem der meiſtgelesenen Bücher der Beethoven-Literatur werden.

Die Luftschiffahrt und das öffentliche Recht.*)

Von

Alex Meyer.

Die nächſte Folge der in unseren Tagen erfolgten Eroberung der Luft wird es sein, daß rechtlich erhebliche Tatsachen sich nicht mehr bloß wie bisher auf der Erde, sondern auch über ihr in der Luft ereignen werden; man wird in Zukunft auch dort Verbrechen begehen können, man wird dort Verträge abschließen, Menschen werden dort ſterben usw. Dieser Umſtand bewirkt aber, daß auch das Recht Anlaß nehmen muß, sich mit dem Luftverkehr zu befassen.

Von den vielen Fragen, die sich nun in dieser Beziehung erheben, iſt die nächſtliegende und wichtigſte die Frage: »Nach welchem Recht werden die im Luftraum sich etwa ereignenden Vorgänge zu beurteilen sein?« Um sie aber beantworten zu können, iſt es hinwiederum unerläßlich, zu wissen, als was der Luftraum über den verschiedenen Teilen der Erdoberfläche ſtaatsrechtlich und völkerrechtlich anzusehen iſt. Die Frage nach der rechtlichen Natur des Luftraumes iſt deshalb, wie auch bereits von anderer Seite nicht mit Unrecht hervorgehoben wird,*) in erſter Linie zu erörtern.

Bei Beantwortung dieser Frage herrscht nun Einigkeit darüber, daß der Luftraum über dem offenen Meer und

*) Vortrag, gehalten zu Göttingen im Auditorium maximum der Universität anläßlich der Tagung der Göttinger Vereinigung für angewandte Physik und Mathematik am 4. November 1911.

*) Vgl. Zitelmann, Luftschiffahrtrecht, S. 13.



etwaigen ſtaatenloſen Gebieten ebenſo freies Gebiet sein muß wie diese Gebiete ſelbſt. Die Benutzung des Luftraums über diesen Teilen der Erdoberfläche zu gewerblichen, wissenschaftlichen und kriegerischen Zwecken wird daher allen Nationen freiſtehen und keiner untersagt werden können.

Streit herrscht dagegen über die rechtliche Natur des Luftraumes oberhalb der Staatsgebiete. Von den in dieser Beziehung aufgeſtellten Theorien kann man heute wohl zwei bereits als erledigt ansehen, nämlich einerseits die Theorie von der unbeschränkten Freiheit des Luftraumes, andererseits die sogenannte »Schichtentheorie«, welche den Luftraum derart in zwei Teile teilen will, daß der obere Teil freies Gebiet, der untere dagegen der Souveränität des darunterliegenden Staates unterſtellt sein soll.

Die Theorie von der allgemeinen Freiheit des Luftraumes lehnt sich bekanntlich an die Lehre vom mare liberum an. Die Anhänger dieser Theorie vergessen jedoch, daß trotz aller Ähnlichkeit der Luft mit dem Meere ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden beſteht. Vom hohen Meere aus iſt nämlich eine Einwirkung auf den Uferſtaat ausgeschlossen, nicht dagegen von dem über einem Staate befindlichen Luftraume aus auf den darunter liegenden Staat: vielmehr kann dieser auch aus den höchſten Höhen durch Spionage, Herabwerfen von Gegenſtänden usw. aufs empfindlichſte geschädigt werden. Dieser Umſtand iſt aber ein so bedeutender, daß sich m. E. schon deshalb eine vom Meere abweichende rechtliche Behandlung des Luftraumes oberhalb eines Staatslandgebietes rechtfertigen läßt.

Die Folge der Theorie von der allgemeinen Freiheit des Luftraumes wäre aber weiterhin, daß die Luftfahrzeuge dann auch im Luftraum über den verschiedenen Ländern nach Belieben schalten und walten könnten, insbesondere im Kriege sich auch dort bekämpfen dürften, ohne daß dem darunter liegenden Staate ein Einspruchsrecht zuſtände. Dies kann aber kein Staat dulden.

Ebenso unbrauchbar iſt die Schichtentheorie. Zunächſt würde es sehr schwierig sein, den richtigen Teilungspunkt ausfindig zu machen, wie dies am beſten daraus hervorgeht, daß die Anhänger dieser Theorie selbſt darüber zu einer Einigung bis jetzt nicht gelangt sind, vielmehr als Teilungspunkt, zum Teil ganz willkürlich, Höhen von 50 bis 1500 m feſtsetzen, zum Teil die Beherrschungsmöglichkeit des Luftraumes durch Kanonen, zum Teil die Sehweite entscheiden lassen wollen. Hierbei wird außerdem noch zweifelhaft gelassen, von welchem Punkt der Erde aus die Höhe zu rechnen iſt, vom höchſten oder niedrigſten aus oder für jeden Punkt gesondert, und auch nicht berücksichtigt, daß die Tragfähigkeit der Kanonen wechselt und die Sehweite der einzelnen Individuen verschieden iſt. Ferner iſt aber auch die Schwierigkeit der Feſtſtellung der Höhen von der Erde aus zu berücksichtigen, ein Umſtand, der gerade bei Annahme der Schichtentheorie in allen denjenigen Fällen von großer Wichtigkeit iſt, in denen aus irgendeinem Anlaß von der Erde aus feſtgeſtellt werden soll, in welchem Teile des Luftraumes ein Luftfahrzeug sich befunden hat (es iſt z. B. ein Delikt auf dem Luftfahrzeug begangen worden). Endlich ſtößt bei Annahme der Schichtentheorie auch die sachgemäße Abgrenzung des Kriegsschauplatzes auf Schwierigkeiten, da dann der obere, als freies Gebiet geltende Teil doch auch

über neutralen Staaten den Krieg=führenden zur Benutzung offen ſtehen müßte, während der untere Teil neu=trales Gebiet wäre und ihnen daher zu verschließen sein würde. Dies iſt aber nicht durchführbar, da einerseits die Luftfahrzeuge sich nicht immer in der vorgeschriebenen Höhe halten können, andererseits die im oberen Luftraum abgeschossenen Kugeln doch nicht daran gehindert werden könnten, durch den neutralen Teil hindurchzufallen.

In der Frage nach der rechtlichen Natur des Luftraumes über den Staats=gebieten bleibt also nur die Lösung übrig, den Luftraum dort in seiner ganzen räumlichen Ausdehnung nach oben entweder der vollen Souveränität des Grundſtaates zu unterſtellen, oder dem Grundſtaat dort nur die Ausübung einer beschränkten Souveränität zuzu=billigen. Ich habe ſtets den letzteren Standpunkt vertreten*) und zwar des=halb, weil dieser Standpunkt m. E. vor allem aus praktischen Gründen der Theorie von der unbeschränkten Sou=veränität vorzuziehen iſt; unterſtände nämlich der Luftraum der unbe=schränkten Herrschaft des darunter befindlichen Staates, so müßten alle rechtlichen Vorgänge, die sich dort ab=spielen würden, nach seinen Gesetzen beurteilt werden. Es wird aber nun zu=nächſt oft schwierig sein, feſtzuſtellen, z. B. bei Nebel, über welchem Staats=gebiet sich der betreffende Vorgang er=eignet hat. Ganz abgesehen hiervon haben die Staaten m. E. aber auch kein Interesse daran, alle im Luftraum über ihren Gebieten sich ereignenden Vor=gänge ihrer Jurisdiktion zu unterſtellen; z. B. welches Interesse hätten sie an internen Vorgängen auf fremden, durch=fahrenden Fahrzeugen? Den Staaten wird es vielmehr lediglich daran liegen, daß diejenigen Vorgänge im Luftraum über ihren Gebieten ihrer Jurisdiktion unterfallen, die ihre Interessen berühren, z. B. wenn es sich um Fälle der Stö=rung der öffentlichen Ordnung handelt, oder Eingriffe in die Rechtssphäre seiner Einwohner vorliegen, oder etwa Be=schädigungen seines Territoriums ein=getreten sind usw. Man wird daher m. E. den Staaten auch nur die Aus=übung der Souveränität in diesem Um=fange im Luftraum oberhalb ihrer Staats=gebiete zuzubilligen brauchen, also dahin=gehend, daß einem Staat dort nur die-jenigen Rechte zuſtehen, zu deren Aus=übung er durch seine Interessen ge=zwungen wird.

Nur durch diese Auffassung von der rechtlichen Natur des Luftraumes wird m. E. aber auch die Freiheit des Luft=verkehrs gewährleiſtet; denn nur dann wird ein Staat den Luftraum über seinen Gebieten ohne Grund fremden Fahr=zeugen nicht sperren können.

Die Auffassung, daß den Staaten im Luftraum über ihren Gebieten nur die Geltendmachung derjenigen Rechte zu=zubilligen sei, zu deren Wahrnehmung ihre Interessen sie zwingen, iſt heute de facto auch faſt allgemein durchge=drungen, mögen auch in der theo=retischen Begründung oft noch Diffe=renzen beſtehen. So hat sich u. a. die deutsche Abteilung des Comité juridique international de l'aviation dieser Auf=fassung prinzipiell angeschlossen und für den seitens des Komitees in Aus=arbeitung begriffenen Entwurf eines Code de l'air eine Beſtimmung in diesem Sinne vorgeschlagen. Die vorgeschlagene Beſtimmung des fraglichen Paragraphen lautete:

---

*) Vergl. meine Abhandlungen »Die Er=schließung des Luftraums in ihren rechtlichen Folgen« 1908, S. 23 ff; Die Luftschiffahrt in kriegsrechtlicher Beleuchtung, 1909, S. 17 ff.

»... les actes portant atteinte à l'intérêt de l'État sous-jacent ou à ses habitants doivent être jugés par les tribunaux et selon les lois de l'État sous-jacent«.

Ähnlich hat sich der bekannte französische Professor Fauchille in seinem Referat über Luftrecht für die diesjährige Tagung des Institut de droit international zu Madrid geäußert, obgleich er von dem Prinzip der Freiheit des Luftraums ausgeht.

Der von Fauchille vorgeschlagene Artikel lautet:

»... les actes portant atteinte au droit de conservation de l'État sous-jacent ou qui causent un dommage à son territoire ainsi qu'aux biens ou aux personnes de ses habitants doivent être jugés par les tribunaux et selon les lois de l'État territorial«. (Revue juridique internationale de la locomotion aérienne, 1911, S. 208.)

Insbesondere haben auch alle Konferenzen, welche sich mit dem Luftrecht beschäftigt haben, die prinzipielle Freiheit des Luftverkehrs statuiert. So wurde auf der Madrider Tagung des Institut de droit international und der diesjährigen Pariser Plenarversammlung des Comité juridique international de l'aviation übereinstimmend der Satz angenommen:

»La circulation aérienne*) est libre sauf le droit pour les États sous-jacents de prendre certaines mesures à déterminer, en vue de leur propre sécurité et de celle des personnes et des biens de leurs habitants«.

Auf der diplomatischen Luftrechtskonferenz des Jahres 1910 wurde der Konferenz folgender Vorschlag unterbreitet:*)

»Chacun des États contractants permettra la navigation des aéronefs des autres États contractants dans les limites et au-dessus de son territoire, sous la réserve de toutes les restrictions nécessaires à la garantie de sa propre sécurité et de celle des personnes et des propriétés de ses habitants.

Les États contractants se mettront en mesure de conformer la législation de leur pays, aux stipulations du paragraphe précédent. En cas de force majeure, le séjour ne peut en aucun cas être refusé à un aéronef d'un État contractant«.**)

Die Entscheidung, daß die im Luftraume über Staatsgebieten sich ereignenden Vorgänge nur zum Teil der Jurisdiktion des Grundstaates unterfallen sollen, hat naturgemäß eine weitere Folge; denn soweit die Gesetze des Grundstaates nicht eingreifen oder, wie bei Fahrten über dem offenen Meere, überhaupt nicht vorhanden sind, müssen andere Gesetze angewandt werden, da natürlich die Vorgänge irgendeinem Recht unterstellt werden müssen. Diese Frage ist nun in Analogie des Seerechts allgemein dahin entschieden worden, daß jedem Luftfahrzeug eine Nationalität zu verleihen sei, und diese Vorgänge dann nach dem Recht des Staates zu beurteilen seien, dem das Luftfahrzeug angehört.

Streitig ist dagegen, wonach die Nationalität der Fahrzeuge, die außerdem in ein Register eingetragen werden sollen, sich bestimmen soll. Hier stehen sich zwei Ansichten gegenüber. Die einen wollen

*) In dem Beschlusse des Instituts ist hier noch das Wort »internationale« eingefügt; das Komitee hat das Wort als selbstverständlich und daher überflüssig gestrichen.

*) Die Konferenz wurde bekanntlich nicht zu Ende geführt.

**) Revue juridique internationale de la locomotion aérienne. 1911, S. 11.

den Ort als maßgebend ansehen, an welchem die Luftfahrzeuge in die Regiſter eingetragen sind, so z. B. das Inſtitut de droit international, welches in dieser Beziehung auf seiner Madrider Tagung im Frühjahr dieses Jahres den Beschluß gefaßt hat:

»Tout aéronef doit avoir une nationalité et une seule. Cette nationalité sera celle du pays où l'aéronef aura été immatriculé.« *)

Andere wollen die Nationalität des Eigentümers des Fahrzeugs entscheiden lassen; so das Comité juridique international de l'aviation, dessen Beschluß auf der Pariser Plenarversammlung im Juni d. J. lautete:

»La nationalité de l'aéronef est celle de son propriétaire.« **)

Der praktische Unterschied iſt natürlich ein großer; während nach der erſten Ansicht auch Ausländern gehörige Luftfahrzeuge die inländische Nationalität erlangen können, vorausgesetzt, daß ein Staat sie in einem Orte seines Landes einträgt, iſt dies, wenn die Nationalität der Eigentümer entscheidend sein soll, ausgeschlossen, da ja dann die Ausländern gehörigen Fahrzeuge, selbſt wenn die ausländischen Eigentümer im Inlande wohnen, nur die ausländische Nationalität erhalten könnten. Das Prinzip, die Nationalität der Fahrzeuge von der Nationalität der Eigentümer abhängig zu machen, entspricht dem des deutschen Seerechts***), während das Syſtem, daß die Nationalität der Fahrzeuge durch den Eintragungsort beſtimmt werde und daher auch Fahrzeugen im Besitze von Ausländern inländische Nationalität zu verleihen sei, im Automobilrecht angewandt iſt.*)

Fragt man sich, welchem Syſtem der Vorzug zu geben sei, so muß man sagen, daß beide ihre Vorzüge und Nachteile haben.

Verleiht ein Land nur den im Eigentum seiner Staatsangehörigen ſtehenden Luftfahrzeugen seine Nationalität, so iſt es natürlich in der Lage, jederzeit feſtzuſtellen, welche von den bei ihm weilenden Luftfahrzeugen seinen Staatsangehörigen gehören und welche nicht, ein Umſtand, der vor allem für Kriegszeiten von großer Bedeutung iſt, aber auch im Frieden die Überwachung der ausländischen Fahrzeuge erleichtert. Andererseits sind aber dann natürlich die Fahrzeuge der ſtändig im Inlande wohnenden Ausländer von denjenigen, die nur vorübergehend das Inland berühren, nicht zu unterscheiden, ein Umſtand, der auch zu Unzuträglichkeiten führen kann. Auch wird es Ausländern, die seit Jahren im Inlande wohnen und zu ihrer eigenen Heimat kaum mehr Beziehungen haben, oft merkwürdig erscheinen, plötzlich nun für ihr Luftfahrzeug die Behörden ihres Heimatlandes in Anspruch zu nehmen.

Alles dies wird natürlich vermieden, wenn man auch den Ausländern, die ſtändig im Inlande wohnen, geſtattet, daß ihre Fahrzeuge die inländische Nationalität erhalten. Dagegen iſt dies wieder nicht nur aus Gründen der nationalen Sicherheit bedenklich, sondern führt auch leicht zu Verwicklungen, wenn die ausländischen Fahrzeuge mit inländischer Nationalität ihre Heimatſtaaten aufsuchen. Hier erhebt sich

*) Revue juridique intern. de la locomotion aérienne, 1911, S. 218.

**) Ebenda S. 201.

***) Vergl. Gesetz betr. Flaggenrecht der Kauffahrteischiffe vom 22. Juni 1899 (§ 2).

*) Vergl. das internationale Abkommen vom 11. Oktober 1909. Hiernach erhalten auch die Automobile von Ausländern, falls sie in Deutschland wohnen, das deutsche Nationalitätsabzeichen.

nämlich die Frage, kann der inländische Staat den ausländischen Fahrzeugen, die seine Nationalität haben, in ihrem eignen Heimatlande gegen die Anwendung der Heimatgesetze Schutz gewähren? Auf der Versammlung des Instituts, wo diese Frage erörtert wurde*), wurde sie von der Mehrheit verneint und der Beschluß gefaßt:

> »L'État qui immatricule l'aéronef d'un propriétaire étranger, ne saurait toutefois prétendre à la protection de cet aéronef, sur le territoire de l'État dont relève ce propriétaire, contre l'application des lois par lesquelles cet État aurait interdit à ses nationaux de faire immatriculer leurs aéronefs à l'Étranger.«

Gesetzliche Bestimmungen über die ganze Frage liegen zurzeit noch nicht vor; es wird einer Gesetzgebung voraussichtlich nicht ganz leicht werden, hier zu entscheiden. Aber sie wird den Vorteil haben, und das ist ja der Zweck von wissenschaftlichen Vereinigungen, wie sie das Institut und das Comité juridique de l'aviation sind, daß ihr bereits vorgearbeitet ist und das Material Klärung gefunden hat.

Ein anderer Gegenstand des öffentlichen Rechts, der infolge der Eroberung der Luft der Erörterung bedarf, ist die Frage nach dem Einfluß des Luftverkehrs auf das Zollrecht. Sie ist in neuester Zeit eingehend von Regierungsrat Dr. Würth in Darmstadt**) erörtert worden, und man kann sich, wie das auch im folgenden öfters geschehen, vielen seiner Vorschläge bedingungslos anschließen.

Daß die Zollverwaltung den Luftverkehr nicht außer acht lassen kann, darüber kann kein Zweifel sein; denn es ist ja ihre Aufgabe, dafür zu sorgen, daß von allen zollpflichtigen Gegenständen, welche in das Zollgebiet gelangen, auch der Zoll erhoben wird, gleichgültig, auf welchem Wege sie Eingang in das Zollgebiet finden. Ebenso unzweifelhaft dürfte es aber auch andererseits sein, daß die Möglichkeit, Güter auf dem Luftwege zu befördern, vorhanden ist, wenn auch die Ausnutzung dieser Möglichkeit zur Zeit natürlich noch eine geringe ist. Immerhin ist es auch heute schon vorgekommen, daß Teilnehmer an Aeroplanwettflügen mit Gepäck am Start erschienen sind*), ganz abgesehen von der oft erfolgten Mitnahme von Gepäck in den großen Luftschiffen.

Die Beantwortung der Frage, ob das Zollrecht infolge des Auftretens des Luftverkehrs der Abänderung oder der Ergänzung bedarf, ist m. E. zu bejahen.

Das ganze bisherige Zollrecht aller Länder beruht auf dem Prinzip der Grenzabfertigung, d. h. sobald zollpflichtige Güter an eine Landesgrenze gelangen, werden sie dort an der Grenze entweder sofort verzollt oder aber, falls die zollamtliche Abfertigung erst bei einer Hebestelle im Innern erfolgen soll oder sie zur unmittelbaren Durchfuhr bestimmt sind, an der Grenze bereits unter amtliche Kontrolle gebracht.

Dieser Grenzabfertigung wird sich der Luftverkehr nicht unterziehen können**). Ein derartiges Verlangen würde zunächst, wie Würth richtig hervorhebt, für den Freiballonverkehr zur Folge haben, daß Freiballons die Grenzen überhaupt nicht mehr über-

*) Vergl. v. Bar »Zum Luftschiffahrtsrechte« in der Deutschen Jur.-Zeitung, 1911, Nr. 16/17, S. 1028.

**) Würth, Luftzollrecht, 1911. Berlin.

*) So fuhr z. B. der Ingenieur Witterstädter gelegentlich des Oberrheinischen Zuverlässigkeitsfluges 1911 von Darmstadt mit einer Handtasche im Aeroplan nach Baden-Baden zum Start.

**) Ebenso Würth, a. a. O., S. 41.



schreiten könnten, aber auch für die lenkbaren Luftschiffe und Flugmaschinen wäre die Forderung, die Zollformalitäten an der Grenze zu erledigen, kaum praktisch durchführbar; das Landen ist nämlich sowohl für die Luftschiffe als auch für die Flugmaschinen noch immer der schwerste Teil der Fahrt und wird es wohl vorläufig auch bleiben, und niemand wird hierzu eher schreiten wollen, als es nötig ist. Es muß den Luftfahrzeugen daher gestattet sein, die Grenzen ohne Rüksicht auf die dort befindlichen Zollämter zu überfliegen und der Zollpflicht erst an ihrem Bestimmungsort zu genügen, wo sie gelandet sind. Soweit es sich um lenkbare Luftschiffe handelt — und auf diesen wird eine Warenbeförderung ja überhaupt zuerst stattfinden — wird diese Konzession an den Luftverkehr für die Zollverwaltung im allgemeinen keine besonderen Schwierigkeiten nach sich ziehen; denn man wird verlangen können, daß die Luftschiffe, da sie doch an Luftschiffhäfen gebunden sind, abgesehen von Notfällen, nur auf diesen landen. Man wird aber auch von Flugmaschinen, die aus dem Auslande kommen, fordern können, daß sie nur auf bestimmten Plätzen landen, die natürlich überall hierzu besonders herzurichten wären. Das Abfertigungsverfahren auf derartigen Luftschiffhäfen und Flugplätzen im Inneren wird sich dann leicht nach Analogie der Bestimmungen des Vereinszollgesetzes über den Wareneingang von der See aus regeln lassen*).

Erfolgt dagegen eine Güterbeförderung per Freiballon, oder erfolgt die Landung eines Luftschiffs oder Flugzeugs außerhalb der hierzu bestimmten Plätze, so wird der Zollbehörde, falls sie auf den Zoll nicht verzichten will, nichts

*) Vgl. hierzu Würth, a. a. O., S. 58.

übrig bleiben, als diesen dort zu erheben, wo das Luftfahrzeug gerade gelandet ist. Da nun aber nicht überall Zollbehörden sein können, wird man Bestimmungen dahin erlassen müssen — ich schließe mich hier ganz den Vorschlägen Würths an*), daß jeder Führer eines Luftfahrzeugs stets verpflichtet ist, seine Landung der nächsten Ortspolizeibehörde zu melden, welche dann prüfen muß, ob er aus dem Ausland kommt. Ist dies der Fall, so hat die Polizei die nächste Zollbehörde zu benachrichtigen und das Gut bis zum Eintreffen dieser Behörde in sicheren Gewahrsam zu nehmen.

Die Aufhebung der Grenzabfertigung für den Luftverkehr und die Verschiebung der Zollabfertigung auf den ersten Landungsplatz hat aber weiterhin die Folge, daß nunmehr Fahrzeuge mit zollpflichtigen Waren sich längere Zeit über Gebieten der Zollverwaltung befinden können, ohne daß die Ware verzollt ist, und damit ist die weitere Möglichkeit gegeben, daß die unverzollten Waren durch Abwurf in das Zollgebiet gelangen, vielleicht die beliebteste Art des Schmuggels der Zukunft. Hiergegen muß sich die Zollverwaltung natürlich auch schützen.

Das wirksamste Mittel hiergegen scheint mir**), daß jedes Fahrzeug, welches ins Ausland fahren will und Güter an Bord hat, ein vom Abflugstaat amtlich beglaubigtes Papier mitnehmen muß, in dem alle zollpflichtigen Gegenstände aufgeführt sind, mit der Wirkung, daß alle Güter, die laut Manifest beim Abflug vorhanden waren, bei der Landung jedoch fehlen, der Zollpflicht unterliegen, gleichgültig ob sie zum Zolleingang oder nur zur Durchfuhr bestimmt waren.

*) Vgl. Würth, a. a. O., S. 62.
**) Vgl. auch Würth, a. a. O., S. 54.

Bei dieser Regelung wird allerdings der Fall eintreten können, daß eine Zollerhebung von Waren, die im Manifest verzeichnet waren, jedoch nicht mehr vorhanden sind, ungerecht ist, nämlich dann, wenn Waren aus Not über Bord geworfen und hierbei zerstört worden sind, wie dies im Luftverkehr bekanntlich vorkommen kann. Falls dies nachgewiesen wird, dürfte der Zoll zu erlassen sein.

Zur weiteren Erleichterung der Abwicklung des Zollverkehrs wäre endlich zu fordern, daß sowohl die Fahrzeuge, die den Eingangzoll erlegt, wie auch diejenigen, die es noch nicht getan haben, dies durch Setzung besonderer Zollzeichen erkennbar machen. Ein Vorbild in dieser Beziehung bieten die Vorschriften über die Setzung von Zollzeichen auf dem Rhein, der Unterelbe, Unterweser und dem Kaiser-Wilhelm-Kanal.*) —

So viel über den Einfluß der Benutzbarkeit von Luftfahrzeugen auf das Verkehrsrecht.

Nicht minder groß ist die Einwirkung der Eroberung der Luft auf das Kriegsrecht.**)

Was zunächst die Verwendung von Freiballons im Kriege anbelangt, so ist diese nicht, wie man leicht annimmt, eine Errungenschaft unserer Tage, sondern folgte der Erfindung der Ballons sehr bald nach. Die erstmalige Verwendung eines Ballons im Kriege fand nämlich bereits am 26. Juni 1794 in der Schlacht bei Fleurus auf seiten der Franzosen statt, und der Sieg der Franzosen soll, wie berichtet wird, nicht zum geringen Teil der Verwendung des Ballons unter Führung des Physikers Coutelle zu danken sein. Außer der Beobachtungstätigkeit soll es besonders auch die Neuheit des Kampfmittels gewesen sein, welche den Franzosen Vorteil brachte; denn nach den zeitgenössischen Berichten erweckte das Erscheinen des Ballons bei den Soldaten des Gegners abergläubische Furcht und lähmte die Tatkraft der Führer, welche ihre Anordnungen entdeckt glaubten.

Unter Napoleon wurden keine Ballons mehr im Kriege verwendet. Er nahm zwar noch Luftschiffgerät nach Ägypten mit, da aber die Materialien unterwegs zugrunde gingen, fand die Luftschiffertruppe dort keine kriegerische Verwendung. Nach seiner Rückkehr aus Ägypten befahl Napoleon sogar, die Luftschifferkompagnien aufzulösen, und ließ auch die inzwischen in Meudon ins Leben gerufene Luftschifferschule schließen. Er war offenbar der Ansicht, daß die Verwendung von Ballons mit dem Augenblick, in dem auch der Gegner hierzu in der Lage war, seiner Armee keinen besonderen Vorteil mehr bringe.

Als Angriffswaffe wurden Ballons zum ersten Male bei der Belagerung von Venedig 1849 verwendet, bei welcher die Österreicher kleine, unbemannte, mit Bomben versehene Ballons aufsteigen ließen. Die Bomben sollten nach einer bestimmten, unter Berücksichtigung der Windgeschwindigkeit berechneten Zeit abfallen und so dem Feinde Schaden zufügen. Da aber die Lunten zum Teil früher als berechnet abbrannten, zum Teil die Ballons durch den in den oberen Regionen konträren Wind zurückgetrieben wurden, verursachten sie den Absendern mehr Schaden als dem Feinde, so daß jene die Versuche bald einstellten.

Eingehende Verwendung fanden die Ballons dann außer im amerikanischen Sezessionskriege 1861/65 vor allem im deutsch-französischen Kriege 1870/71.

*) Vergl. Würth, a. a. O. S. 53.

**) Vergl. hierzu meine Abhandlung: »Die Luftschiffahrt in kriegsrechtlicher Beleuchtung«.



Auf deutſcher Seite hatten die Ballons allerdings keine nennenswerten Erfolge zu verzeichnen. Das bei Beginn des Krieges formierte Luftſchifferdetachement ließ zwar bei Straßburg den mitgenommenen Ballon einmal aufſteigen, jedoch konnten wegen des herrſchenden ſtarken Windes keine genaueren Erkundungen gemacht werden. Kurz darauf wurde der Ballon beſchädigt und kam vor Straßburg, welches alsbald kapitulierte, überhaupt nicht mehr zum Aufſtieg. Vor Paris, wohin der Ballon nach der Kapitulation Straßburgs gebracht wurde, mußten die Aufſtiege wegen Gasmangels unterbleiben, ſo daß ſich das Hauptquartier am 10. Oktober 1870 entſchloß, die Truppe aufzulöſen und das Material nach Deutſchland zurückzuſenden.

Auf franzöſiſcher Seite dagegen leiſteten die Ballons große Dienſte, allerdings auch nicht auf dem Gebiete des Beobachtungsdienſtes, dagegen um ſo mehr bei der Beförderung von Nachrichten und Perſonen aus dem belagerten Paris heraus. Im ganzen verließen nämlich 66 bemannte Ballons mit 66 Luftſchiffern, 102 Paſſagieren, 409 Brieftauben, 9000 kg Briefen und Depeſchen ſowie 6 Hunden Paris. Von den letzteren ſollten 5 nach der Landung mit Depeſchen nach der Hauptſtadt zurückkehren, jedoch iſt von ihnen nie wieder etwas bekannt geworden; dagegen kehrten von den Brieftauben 57 mit im ganzen 100,000 Depeſchen zurück. Im übrigen erfüllten 59 Ballons ihren Auftrag; 5 mit 16 Inſaſſen, von denen 4 entkamen, fielen in die Hände der Deutſchen, während 2 Ballons mit ihren Inſaſſen verſchollen blieben.

Die umgekehrt angeſtellten Verſuche, auf dem Luftwege nach Paris hineinzukommen, mißlangen.

In faſt allen Kriegen der letzten 40 Jahren (ſo in Tonkin 1884, im ſpaniſch-amerikaniſchen Krieg 1897, in China 1900, im Burenkrieg 1899-1902, weniger im ruſſiſch-japaniſchen Krieg 1904-5) ſind natürlich auch ſtets Ballons mit gutem Erfolge zum Beobachtungs- und Nachrichtendienſt verwendet worden, insbeſondere auch zu topographiſchen Zwecken, indem auf Märſchen mit »Ballon hoch« von dieſen aus photographiſche Aufnahmen des unbekannten Geländes vorgenommen wurden, die dann zu Karten bearbeitet wurden oder ſelbſt die fehlenden Karten erſetzen mußten.

Im italieniſch-türkiſchen Kriege erleben wir jetzt die erſtmalige Verwendung von Aeroplanen zu Kriegszwecken, und zwar ſcheinen die Italiener dieſe in jeder Beziehung für den Krieg ausnutzen zu wollen; denn, wie berichtet wird, verwenden ſie ſie nicht nur zu Erkundigungsflügen, ſondern auch als Kampfwaffe, indem ſie Bomben herabwerfen.

Hier erhebt ſich nun ein erſtes Problem des Kriegsrechts der Luft. Soll man dies zulaſſen? Darüber kann zunächſt kein Zweifel ſein, daß das Vorgehen der Italiener z. Zt. nicht völkerrechtswidrig iſt. Die Haager Konferenz von 1899 hatte allerdings das Verbot des Herabwerfens von Geſchoſſen und Sprengſtoffen aus Ballons aufgeſtellt. Dies war jedoch nur 5 Jahre verbindlich, und die meiſten Staaten, insbeſondere die europäiſchen Großmächte haben die Erneuerung der Deklaration auf der zweiten Konferenz 1907 abgelehnt. M. E. geſchah dies mit Recht, denn der Hauptgrund, welcher im Jahre 1899 zur Aufſtellung des Verbotes geführt hatte, beſteht m. E. heute nicht mehr. Im Jahre 1899 hielt man nämlich die Aufſtellung des Verbotes des Werfens von Wurfgeſchoſſen aus Luftfahrzeugen deshalb für angebracht, weil man

der Ansicht war, daß mangels ihrer Lenkbarkeit die Luftfahrzeuge noch keine geeigneten Kriegsmittel seien, insbesondere die örtliche Abgrenzung noch nicht sicher genug sei, sodaß die Wahrscheinlichkeit bestehen würde, daß die Geschosse ohne Wahl die Kombattanten wie die friedliche Bevölkerung, eine Batterie wie eine Kirche treffen würden.

Diese Bedenken sind aber mit der Lösung des Problems der Lenkbarkeit wenigstens grundsätzlich weggefallen. Natürlich wird es auch jetzt noch vorkommen, daß die aus Luftfahrzeugen geschleuderten Bomben Leben und Gut von Nichtkombattanten vernichten; derartige Schädigungen ereignen sich aber auch bei sonstigen Beschießungen und gehören zu den unvermeidlichen Folgen eines Krieges. Die Haager Deklaration war im übrigen aber m. E. auch deshalb unbrauchbar, weil sie einen unhaltbaren Zustand schuf, indem sie zwar das Werfen von Geschossen aus Ballons verbot, nicht aber den Angriff auf diese; sie machte also die Luftfahrzeuge einfach wehrlos. Berechtigung hat nur das Verbot des Angreifens von unverteidigten Orten, und dieses ist den Luftfahrzeugen auch heute noch untersagt, da gemäß Art. 25 des Landkriegabkommens der zweiten Haager Konferenz der Angriff und das Bombardement unverteidigter Orte, mit welchen Mitteln es auch sei, verboten ist. Bindend ist das Verbot natürlich nur für diejenigen Mächte, welche das Abkommen ratifiziert haben.

Eins der schwierigsten Probleme des Luftkriegsrechts ist die Frage nach der Zulassung von Militärluftfahrzeugen der Kriegführenden in den Luftraum über neutralen Gebieten, der natürlich auch als neutrales Gebiet gelten muß.*)

*) Vergl. hierzu meine Abhandlung: »Die Luftschiffahrt in kriegsrechtlicher Beleuchtung« S. 20 ff.

Darüber kann ja natürlich kein Zweifel sein, daß Militärluftfahrzeuge der Kriegführenden, wenn man sie überhaupt in den neutralen Luftraum zuließe, dort nicht nur keinen Kampf ausführen dürften, sondern auch niemals Munition einnehmen oder ihre Armierung oder Mannschaft ergänzen könnten, da alle diese Handlungen sich zweifellos als unmittelbar kriegerische Zwecke darstellen, die in neutralen Gebieten unbedingt und unbestritten verboten sind.

Die Frage, die zum Nachdenken Anlaß gibt und auch auf etwaigen künftigen Luftrechtskonferenzen wohl noch Anlaß zu lebhaften Erörterungen geben wird, ist, ob Militärluftfahrzeuge der Kriegführenden überhaupt neutrales Gebiet berühren dürften (sei es auch nur zur Durchfahrt oder um Betriebsstoff oder Lebensmittel einzunehmen).

Vom Standpunkt der strengen Neutralität ist sie jedenfalls zu verneinen; denn da die Militärluftfahrzeuge der Kriegführenden als Bestandteile der regulären Heeresmacht in einem Kriege doch lediglich zur Erreichung des Kriegszweckes tätig sein müssen, d. h. um ihrer eigenen Macht zum Siege zu verhelfen, so kann man alle ihre Handlungen, mag es sich auch nur um Fahrten von oder zum Kriegsschauplatz handeln, meiner Ansicht nach sehr wohl als kriegerische Unternehmungen bezeichnen und daher in neutralen Gebieten untersagen.

Abgesehen davon könnte die Zulassung der Militärluftfahrzeuge der Kriegsparteien in neutrales Gebiet aber auch der einen oder andern Kriegspartei selbst unter Umständen sehr unangenehm sein, so z. B. wenn Fahrzeuge der einen Kriegspartei über neutralem Gebiet an der Grenze des Gegners kreuzen würden. Andererseits spricht jedoch wieder für die Zulassung in das neutrale Gebiet,

daß dann der Kriegsschauplatz oft wesentlich schneller zu erreichen sein wird, und endlich, ein nicht zu unterschätzender Umstand, daß es heute für die Luftfahrzeuge doch noch sehr wichtig ist, bei ihren Fahrten Land unter sich zu haben.

Ich glaube daher, daß diese letzten Tatsachen über das Prinzip siegen werden, und man daher das neutrale Gebiet Militärluftfahrzeugen zur Durchfahrt frei geben wird.

Eine oft erörterte andere Frage des Luftkriegsrechts ist die Frage nach der Behandlung der auf dem Kriegsschauplatz von den Kriegführenden ergriffenen Luftfahrer, eine Frage, die schon im deutsch-französischen Krieg eine Rolle gespielt hat.

Bei Erörterung dieser Frage ist vor allem zwei konträren Ansichten entgegenzutreten, von denen die eine dahingeht, daß man Luftfahrer nie als Spione bestrafen könne, während nach der anderen jeder ergriffene Luftfahrer als Spion zu behandeln ist. Fälschlicherweise wird von den Franzosen behauptet, daß Bismarck im Kriege 1870/71 diesen letzteren Standpunkt vertreten habe.

Spionage liegt nach allgemeiner Ansicht dann vor, wenn jemand, ohne ein uniformierter Angehöriger der Armee zu sein, beim Feinde heimlich oder unter falschem Vorwand Nachrichten einzieht oder einzuziehen sucht.

Die Anhänger der Ansicht, daß die Luftfahrer nie als Spione angesehen werden könnten, behaupten nun, daß eine Auskundschaftung in heimlicher Weise und unter falschem Vorwand, wie sie der Begriff Spionage verlange, bei Benutzung eines Luftfahrzeugs nicht möglich sei, da dieses sich nicht verbergen und auch sein Äußeres nicht ändern könne. Dies ist aber irrig.

Die Möglichkeit, sich den Blicken der Menschen gänzlich zu entziehen, gibt es für niemanden, objektiv sichtbar bleibt in gewisser Beziehung jeder, mag er sich nun auf der Erde oder im Luftfahrzeug befinden.

Worauf es bei der Spionage allein ankommt, ist, daß man bei der Ausführung der Auskundschaftung die Absicht hat, nicht erkannt zu werden, und diese Absicht kann man auch im Luftfahrzeug sehr wohl in die Tat umsetzen; denn wenn z. B. ein Zivilist eine Fahrt im Luftschiff zu Auskundschaftszwecken mit abgeblendeten Lichtern machen würde, so kann doch m. E. nicht bestritten werden, daß dieses Vorgehen, trotz der Benutzung eines Luftfahrzeugs, ebenso als ein heimliches anzusehen wäre, wie ein gleiches Vorgehen mittels Automobils, Fahrrads oder Wagens. Der Zivilluftschiffer, der derartiges unternommen hätte, wäre daher als Spion zu behandeln, desgleichen derjenige, der z. B. unter Benutzung der feindlichen Ballonflagge — völkerrechtlich ist dies allerdings unzulässig — oder als Militärperson in Verkleidung Auskundschaftsfahrten beim Feinde im Luftfahrzeug gemacht hätte.

Aus dem Gesagten ergibt sich aber auch ohne weiteres, daß die andere Ansicht, daß auf dem Kriegsschauplatz ergriffene Luftfahrer stets als Spione zu behandeln seien, ebenso unhaltbar ist; denn da Spionage eben nur vorliegt, wenn jemand unter den angegebenen Merkmalen Auskundschaftungen vornimmt, kann in all den Fällen, in denen ergriffene Luftfahrer die Auskundschaftung ohne diese Merkmale betreiben oder zu anderen Zwecken auffahren, z. B. um Depeschen zu übertragen oder die Verbindung zwischen verschiedenen Teilen der Armee aufrecht zu erhalten, nie Spionage in Frage stehen. Gerade dieses heben auch die in dieser Frage

gefaßten Beschlüsse der Völkerrechts-Konferenzen zu Brüssel 1874 und im Haag 1899 und 1907 hervor.

Die Tatsache, daß jemand sich eines Luftfahrzeuges zur Begehung feindlicher Handlungen bedient, schafft aber nicht nur keine Präsumtion für das Vorliegen von Spionage, sondern die Luftfahrer sind kriegsrechtlich überhaupt nicht anders zu beurteilen als die Personen, die sich auf der Erde bewegen.

Dies und nichts anderes hat Bismarck auch im Jahre 1870/71 zum Ausdruck bringen wollen, als er infolge der zahllosen Ballonaufstiege aus dem belagerten Paris der französischen Regierung durch ein an den amerikanischen Botschafter Washburne gerichtetes Schreiben vom 19. November 1870 erklären ließ, daß die Benutzung des Luftweges keinen Unterschied für die Behandlung der betreffenden Personen machen würde, eine Erklärung, die durchaus auf dem Boden des Völkerrechts stand und der Vernunft entsprach.

Hierbei ist vor allem auch zu beachten, daß selbst der Umstand, daß man nur als Passagier, ohne dem Feinde Vorschub zu leisten, in einem Luftfahrzeug des Gegners aufgestiegen und dann ergriffen worden ist, nicht unbedingt eine Internierung ausschließt, insbesondere dann nicht, wenn die ergriffenen Passagiere das Luftfahrzeug dazu benutzt haben, um auf dem Luftwege aus einer belagerten Stadt zu entkommen und sich so den Übeln der Belagerung zu entziehen; denn dem Belagerer liegt natürlich daran, daß möglichst viele Personen in der belagerten Stadt bleiben, und er hat daher ein Interesse daran, derartige Handlungen nicht zu dulden.

Ein nicht uninteressanter Fall in dieser Beziehung ist derjenige des englischen Schneiders Worth, der sich im deutsch-französichen Kriege 1870/71 ereignet hat*).

Der Tatbestand war folgender: Friedrich Gonner Worth war Teilhaber der englischen Firma Delattre & Worth und war bei Ausbruch des Krieges von London nach Paris gegangen, um das dortige Geschäft zu überwachen. Nach der Umzingelung von Paris glaubte Worth seines Geschäftes und seiner Angehörigkeit wegen nach London zurückkehren zu müssen und entschloß sich, vielleicht aus Reklame oder weil er doch kein so bona fide-Reisender war, wie er später angab, zur Abreise mittels Luftballons. Die Fahrt wurde am 27. Oktober in Begleitung von drei Mitfahrenden angetreten. In ihrem Verlaufe mußte jedoch der Ballon infolge Beschießung niedergehen, und bei dem Anprall auf die Erde wurde Worth mit zwei andern Insassen herausgeschleudert und von den Deutschen gefangen genommen, zunächst nach Versailles und dann nach Köln gebracht, während der erleichterte Ballon den vierten Mitfahrenden wieder zu den Wolken entführte.

England stellte sich auf den Standpunkt, es könne durchaus nicht begreifen, wie man einen britischen Untertan, der wider Willen in einem Luftballon auf das Land herabsteige, festhalten könne, und verlangte dringend die Freilassung. Deutschland gab jedoch diesem Verlangen nicht statt, sondern stellte Worth vor ein Kriegsgericht zu Köln, das ihn allerdings freisprach. Ich habe die Akten nicht gesehen, doch scheint Worth verdächtig gewesen zu sein, Briefschaften im Interesse des Feindes befördert zu haben.

*) Vgl. »Die Grenzboten«, Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst Nr. 25. Leipzig 1871.



Ganz richtig sagt aber Bismarck in einer Depesche an den damaligen Staatssekretär Baron Thile, daß, selbst wenn diese Beschuldigungen nicht begründet gefunden werden sollten, Verhaftung und Untersuchung schon deshalb gerechtfertigt seien, weil Worth, ohne Kontrolle durch die deutsche Kriegsmacht, die deutschen Stellungen und Posten gekreuzt und ausgespäht habe, möglicherweise mit dem Gedanken, zum Schaden des deutchen Heeres von seinen Wahrnehmungen Gebrauch zu machen, ein Verfahren, das keine kriegführende Macht dulden könne; er hätte hinzufügen können, daß sie überhaupt nicht zu dulden braucht, daß Leute aus belagerten Städten entweichen. —

Alle diese Probleme des öffentlichen Rechts, welche durch die Entstehung des Luftverkehrs angeregt worden sind, zeigen, in wie mannigfaltiger Weise dieser auf das Recht einwirkt. Es ist zu wünschen, daß bei der Weiterentwicklung des Luftrechts dieses sich nur in steter Fühlung mit dem Luftverkehr ausgestaltet und ihm nie hemmend entgegentritt: dann wird die Eroberung der Luft nicht nur segensreich auf technischem, sondern auch auf rechtlichem Gebiete gewirkt haben und sich als eine desto größere Kulturtat darstellen.

Nachrichten und Mitteilungen.

Das Salvarsan in der Heilkunde. Rudolf Euckens Bemerkung: »Wir Deutschen haben zu wenig Beziehungen zu den inneren geistigen Bewegungen der anderen Kulturvölker, und wir können doch daraus manches gewinnen«, gilt nicht für die Naturwissenschaften und nicht für die Medizin. Wieviel hat die deutsche Forschung für die Verbreitung und die Weiterentwicklung des Darwinismus geleistet? Aber auch die wirtschaftlich technische Bedeutung der naturwissenschaftlichen Ergebnisse sowie die praktische Notdurft der Heilung suchenden Kranken gebieten in unserem Fache die Wechselwirkung. Und ihnen kommen die internationalen Kongresse, der regere Austausch der Schriften naturwissenschaftlichen Inhalts, die Verbreitung unserer ärztlichen Zeitschriften im Auslande*) und dgl. m. ganz anders zu Hilfe als auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften. Die naturwissenschaftlichen Forschungen sind — sit venia verbo — objektiver und austauschfähiger als die Geisteswissenschaften, deren subjektive Prägungen und Ausdrucksmittel ja gerade den größten Reiz ausmachen.

So wurden die Forschungen Pasteurs, Listers, der Curie's, die Entdeckungen Kochs, Röntgens, Behrings, Ehrlichs sehr rasch Gemeingut der Nationen. Wie anders vor 60 Jahren! Seinem Vater schrieb Helmholtz ein Jahr nach seiner bedeutsamen Erfindung: »Auf Augenspiegel sind 17 Bestellungen eingelaufen, so daß der Mechanikus ein gutes Geschäft macht und die Sache in der Welt herumkommt.« Eine Entdeckung von der Tragweite der Jennerschen Schutzpockenimpfung blieb ein Jahrhundert lang ohne jeden befruchtenden Einfluß auf die Medizin der Kulturvölker. Nun zur Gegenwart:

Der Kampf gegen die Infektionskrankheiten, dem die Mehrzahl der oben erwähnten Forscher ihr Lebenswerk gewidmet, fand das erste große Hindernis an der Unmöglichkeit, mit dem Mikroskop das Problem des Zelllebens zugleich mit dem der Zellform zu lösen; denn die Gestaltung chemischer Strukturen und Reaktionen, auf denen das Leben der Zelle sich aufbaut, liegt außerhalb der Grenze der Sichtbarkeit. Hier setzte das Lebenswerk Paul Ehrlichs mit seinem 1885 erschienenen Werke »Das Sauerstoffbedürfnis des Organismus« ein. Er zerteilte den Mikrokosmos der Zelle in sog. Partialfunktionen, in der An-

*) In der Bibliothek der NewYorker Ärzte sah ich 1904 mehr deutsche ärztliche Zeitschriften als in der Berliner Medizinischen Gesellschaft. Deutsche Verleger entschließen sich zur Herausgabe besonders kostspieliger medizinischer Werke oft nur mit Rücksicht auf den Absatz im Auslande.

nahme, daß jedes lebenwirkende Protoplasma aus einem Kern, dem sog. Leistungskern, und aus etlichen ihm angefügten Seitenketten (Rezeptoren) von verschiedener Funktion (Ernährung der Zelle, Schutz der Zelle usw.) bestehe. Dieser allgemeine fundamentale Rezeptoren-Mechanismus wurde der Angelpunkt weittragender Forschungsmethoden, von denen wir hier nur zwei erwähnen können: die der Immunität und die der Chemotherapie.

Während Ehrlich in den auf sein Jugendwerk folgenden 20 Jahren jene theoretischen Grundlagen schuf, über die er in der Internationalen Wochenschrift Jahrgang I (1907) Heft 4 in dem Aufsatze »Biologische Therapie« berichtete, folgte vor vier Jahren die erste große, einen ganzen Heilzweig umwälzende Entdeckung des Salvarsans.

Die Schlafkrankheit, auch eines jener die Kulturvölker insgesamt interessierenden Leiden, war 1906 unter der Leitung Robert Kochs in Zentral-Afrika mit großen Dosen einer organischen Arsenverbindung, dem Atoxyl, behandelt worden; mit wechselndem Erfolge und einer die Genesung mitbegleitenden Schädigung der Sehnerven, bei etwa 1.5% der Kranken. Das Mittel mußte also verbessert, d. h. entgiftet werden. Diesem Ziele stand die scheinbar starre, unveränderbare Struktur des Atoxyls entgegen; den Fehler in dieser Annahme der Struktur des Atoxyls deckte Ehrlich auf; nicht ein »unverbesserliches« Salz, sondern eine variierbare Säure lag vor; zielbewußte Arbeit, glücklicher Seher- und Erfinderblick führten zum Salvarsan, einer Amidoverbindung des Arsenobenzols.

Inzwischen hatte Schaudinn, der zu früh verstorbene Protozoenforscher, die Syphilis als typische Spirillenkrankheit aufzufassen gelehrt; die Spirillen stehen den Erregern der Schlafkrankheit, den sog. Trypanosomen, sehr nahe. Neißer hatte diese Übertragung in Batavia weiter verfolgt; Wassermann die biochemische Blutdiagnose begründet; Roux und Metschnikoff war es gelungen, jenes Leiden auf Affen zu übertragen. Die Weiterverfolgung des Ziels, bei experimentell an Tieren erzeugter Syphilis eine verbesserte, d. h. entgiftete Arsen-Verbindung anzuwenden, lag für Ehrlich um so näher, als getreu seiner oben erwähnten Theorie die Schaudinnschen Parasiten nur durch Stoffe abgetötet werden konnten, die zu ihnen eine gewisse chemische Affinität haben, dank welcher sie von den Parasiten angezogen, verankert und in ihnen zu zentraler Wirkung aufgespeichert werden, d. h. durch Stoffe, die nach Emil Fischers geistreichem Vergleich »wie der Kunstschlüssel auf das Kunstschloß« eingestellt sind. Diese parasitropen Mittel können auch an die Organe herantreten, wie bei der Schlafkrankheit an die Sehnerven. Sie wirken dann gleichzeitig organo- bzw. neurotrop; je günstiger das Verhältnis zwischen diesen beiden Eigenschaften ist, desto größer werden die Chancen der Heilerfolge. Große und langausgedehnte Untersuchungen*) über die Behandlung schlafkranker Tiere mittels Arsenikalien hatten schon theoretisch die Möglichkeit ergeben, einen erkrankten Organismus mit einer einmaligen Dosis zu heilen, d. h. sämtliche Parasiten zu töten, den Körper zu sterilisieren; das Salvarsan nun — zuerst als Präparat 606 — im Herbst 1910 an syphiliskranken Menschen angewandt, erwies sich als ein solches sterilisierendes Mittel. Es tötete die Parasiten rasch und ohne wesentliche Schädigung der Organe ab. Ein Wechsel in der Art der Einführung verbesserte die Erfolge; man ging von der intrakutanen Einspritzung zur intravenösen über und kochte aufs peinlichste die Lösungen des Salvarsans aus. Ehrlich ließ erst 50,000 Einspritzungen, prüfend und wertend, vorübergehen, ehe er den praktischen Ärzten das Mittel in die Hand gab.

Der Fortschritt der Salvarsan-Behandlung liegt in zwei Ebenen. Das Mittel erhärtet an einem glänzenden Beweis am kranken Menschen die Folgerichtigkeit der Ehrlichschen Forschungsmethoden und ist in seiner wissenschaftlichen Begründung dem Diphtherie-Heilserum an die Seite zu stellen; die Chemotherapie, die bislang nur die Symptome von Krankheiten (Fieber, Entzündung, Schmerzen, Schlaflosigkeit) und nur zufallsweise ausprobierend zu beseitigen versucht hatte, vermag auf Grund systematischer Heilung von kranken Tieren die gleiche Krankheit des Menschen zum Verschwinden zu bringen. Das Salvarsan ist den bisherigen Mitteln (Quecksilber und Jod) an Schnelligkeit und Treffsicherheit überlegen und nähert sich dem von Ehrlich seinerzeit aufgestellten Behandlungsideal der vollkommenen Sterilisierung, d. h. der Abtötung aller Parasiten im menschlichen Körper. Ihr heuristischer Wert ist erst kürzlich wieder in den Wassermannschen Untersuchungen über die Heilung

*) Sie führten u. a. zu einem neuen Beweis **für** die Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften und **gegen** die „Allmacht der Naturzüchtung“; es werden nämlich schlafkranke Tiere im Laufe von Generationen immun gegen die Arsenikalien und erzeugen ebenso arsenfeste Nachkommen.



krebskranker Mäuse durch Selenverbindungen erhärtet worden.

Das Salvarsan vermindert weiterhin die Ansteckungsgefahr der Kranken für ihre Umgebung in hohem Maße; nur 5% derselben suchen die Krankenhäuser auf; 95% bedrohen die gesunde Umwelt. Wir in Deutschland haben ja zusammen mit den Franzosen — der Brieuxsche Roman »Les Havariés« erschien 1895 — die sozialhygienische Gefahr dieser Krankheit zuerst erkannt und unter Überwindung von falsch verstandener Sittlichkeit in breitester Öffentlichkeit erörtert. Den Schlußstein dieses Kampfes, welcher die Vernichtung aller Syphiliskeime möglichst früh, rasch und sicher erstrebt, bildet das Salvarsan. Ein Prozent der Menschheit dürfte von dieser Krankheit und ihren Nachkrankheiten befallen sein; in letzteren (Nerven-, Herz-, Gefäßleiden) sowie in der durch sie erzeugten Verschlechterung bzw. Verhinderung der Nachkommenschaft liegt ihre Hauptgefahr.

Wie die Tuberkulose, welche Virchow lückenlos beschrieb und Koch ebenso ursächlich aufdeckte, nicht mehr von der wissenschaftlichen Tagesordnung verschwindet, so auch die andere Zentralseuche und ihre »aufs Ganze« gehende Behandlung.

Daß die Bekämpfung der Prostitution, welche die Amerikaner »the social evil« nennen, mit diesem Ziel zusammenhängt, soll hier nicht erörtert werden; wohl aber sei darauf hingewiesen, daß auch andere, bisher unheilbare tropische Spirillenkrankheiten, z. B die Frambösie, das Wechsel- und Rückfallfieber, von dem Salvarsan zum Teil radikal geheilt werden. In Surinam (Holländisch-Indien) sind im ganzen 900 Frambösiepatienten behandelt worden, und von ihnen haben nur drei einen Rückfall erlitten. Die Frambösie spielt in Surinam eine sehr große Rolle, da zahlreiche Plantagenarbeiter daran erkranken und die bisherige Therapie sich als machtlos erwiesen hat, wovon ich mich auch selbst im Tropenkrankenhaus in Ceylon 1909 überzeugte; die Zerstörungen, welche diese Krankheit am menschlichen Körper anrichtet, sind furchtbar. In dem Frambösiespital von Groningen in Surinam befanden sich 328 Patienten, die von der »Salvarsanbrigade«, bestehend aus 8 Ärzten und 5 Assistenten, im Laufe einer Woche behandelt wurden; zwei Wochen später konnte der letzte Patient aus dem Krankenhause entlassen werden, und damit war der in der Geschichte der Medizin wohl einzig dastehende Fall eingetreten, daß das gesamte Krankenhauspersonal als überflüssig abgedankt und das Krankenhaus geschlossen werden konnte.

In dem Feuereifer der ersten Salvarsanzeiten sind manche schwer sieche Kranke trotz der Warnungen des Entdeckers mit dem Mittel behandelt worden. Gewisse in unsern Fachzeitschriften erörterte Nebenerscheinungen wurden beobachtet, welche auf die blitzartig einwirkende Art der Abtötung der Parasiten zurückgeführt werden müssen. Vielleicht kann das Salvarsan noch weiter verbessert werden und stellt nur die vorletzte Station auf dem von Ehrlich beschrittenen Königswege dar.

Die größte hygienische Tatsache der neuen Zeit in Deutschland ist das Sinken der Sterbeziffer von Jahr zu Jahr (von 29.3‰ i. J. 1876 auf 17.1‰ i. J. 1910). Für die Entwicklung der Menschheit zur Lebensdauer hat nie eine frühere Staats- und Gesellschaftsform das getan, was die gegenwärtige leistet; man hat den wirtschaftlichen Wert des einzelnen überlebenden Menschen auf 16000 Mark berechnet!

Schon aber taucht der Gedanke der Sozialökonomie, des Sparens mit menschlichen Kräften, die Höhereinschätzung des einzelnen Menschenlebens in unseren Zeiten niedergehender Geburtshäufigkeit (von 42.6‰ im Jahre 1876 auf 30.7‰ i. J. 1910) auf; gerade aber diese Eugenik, welche dahin zielt, daß alle Menschen das Prädikat »Wohl geboren« mit auf die Welt bringen, stempelt die Salvarsanbehandlung zu einer Regenerativ-Therapie des Menschengeschlechts und weist der erfinderischen, unendlich kombinierenden Energie Ehrlichs den gebührenden Platz in der Geschichte der Naturwissenschaften zu.

Wiesbaden. Benno Laquer.

*

Wandlungen des Maschinen-Zeitalters. Als die ersten Triebwerke oder Maschinen in Deutschland aufkamen, waren dessen Einwohner, verglichen mit der Gegenwart, arm. Haupterwerbszweig war die Landwirtschaft, aber sie bot der stark anwachsenden Bevölkerung schon nicht mehr genügend Arbeitsgelegenheit. Immer größer schwoll die schon damals fließende Auswanderung deutscher Arbeitskräfte an, denn mit der Vermehrung der Menschen hielt die allmähliche, jedoch viel zu langsame Entwicklung deutschen Großgewerbes nicht Schritt. Gewaltige politische Umwälzungen mußten erst den Weg bereiten.

Durch den Krieg von 1866 wurde zunächst die schon mit dem Zollverein einge-



leitete wirtschaftliche Verdrängung Österreichs aus Deutschland vollendet. Nun war für die innere wirtschaftliche Entwicklung der deutschen Zollvereinsländer erst eine feste, sichere Grundlage gewonnen. Sofort entstand Großbritanniens Brotneid. Im Zusammenwirken mit dem heimlichen Kampf Roms gegen die deutsche protestantische Vormacht trieb er Frankreich zum Kriege.*) Die kriegsgeschichtlich beispiellosen deutschen Siege von 1870/71 verhinderten die beabsichtigte Zertrümmerung Preußens und schufen das neue mächtige Deutsche Reich. Unter dessen Schutz und mit Hilfe des vom Heere erkämpften Betriebskapitals, nämlich der fünf Milliarden Franks betragenden Kriegsentschädigung, schoß nun zur Verwertung der neu entstandenen Triebwerke eine wilde, allzuverwegene Unternehmungslust üppig empor. Der Rückschlag blieb nicht aus, infolge des wirtschaftlichen Kraches von 1873 schwoll die deutsche Auswanderung bis auf 300 000 Menschen jährlich an.

Doch Geld, das im Lande verloren wird, bleibt im Lande, es geht nur in andere Hände über, die es dann sorgsamer und vorsichtiger zu neuen Unternehmungen verwenden. Allmählich und sicher in steigender Macht entfaltete sich seitdem im Deutschen Reiche der große wirtschaftliche Aufschwung. Die mit Entwicklung von Großgewerbe und Handel dargebotene reichliche Arbeitsgelegenheit verminderte zugleich die deutsche Auswanderung, die jetzt jährlich nur mehr 20—30 000 Menschen beträgt und durch starke Einwanderung ausländischer Arbeiter überreichlich ausgeglichen wird. —

Das neuzeitliche außerordentliche Wachstum der Menschheit bringt vorbildlose Erscheinungen hervor, insbesondere auf dem Gebiete der Wissenschaften und der Technik; es erzeugt bisher unbekannte Bedürfnisse, aber auch weitestgehende Arbeitsteilung und zugleich feinste Verästelung aller wissenschaftlichen und technischen Zweige, die zu »noch nicht dagewesenen« Entdeckungen, Erfindungen, Ausbauten führt. Namentlich das leiblich und geistig fruchtbare deutsche Volk schmiegt sich dieser Entwicklung erfolgreich an. Bei der Bedienung der zuerst eingeführten noch unvollkommenen Triebwerke war eine große Menge menschlicher Muskelkräfte zu untergeordneter Handlangerarbeit nötig. Die zu starke Ausnutzung dieser anfänglich sehr billigen Arbeitskräfte durch die Unternehmer erzeugte die seitdem groß angewachsene genossenherrschaftliche oder sozialdemokratische Bewegung. Den Arbeitern brachte diese zwar wirtschaftliche Besserung, aber sie verteuerte auch auf allen Lebensgebieten sehr fühlbar die Hervorbringung (Produktion) und führte damit zu einer geistreichen Ausgestaltung der Triebwerke*) Deutlich erkennbar geht die Richtung der gegenwärtigen großgewerblichen Entwicklung dahin; bei der Stoffeverarbeitung menschliche Muskelkräfte möglichst wenig zu benutzen, dagegen menschliche Denkkraft zu einsichtiger Triebwerkbedienung in erhöhtem Maße zu verwenden. Mit dieser Umwandlung der Kräfteverwertung wird vermutlich die auf die Mengen ungelernter Arbeiter vorwiegend sich stützende genossenherrschaftliche Bewegung ebenfalls in neue Bahnen gelenkt. —

Neben der Unternehmungslust der kaufmännischen Gewerbetreibenden ist der außerordentliche Aufschwung von Großgewerbe und Handel im Deutschen Reiche vor allem der Einsicht und Geschicklichkeit der Baumeister (Ingenieure) zu verdanken. Ihre gediegene wissenschaftliche Vorbildung auf den Mittelschulen und technischen Hochschulen war die feste technische Grundlage der erzielten Erfolge. Daß ihre großen Leistungen nicht voll nach Verdienst gelohnt werden, liegt im Überangebot von Baumeistern, vorzugsweise aber in der Kräftezersplitterung, die die vorerwähnte wissenschaftliche feinste Verästelung mit sich bringt und Vielseitigkeit des einzelnen auch für Höchstbegabte ausschließt. Wer heutzutage auf einem wissenschaftlichen oder technischen Gebiete etwas Besonderes hervorbringen soll, der muß sich auch gesammelt in ein Sonderfach vertiefen. Deshalb sind die meisten deutschen Baumeister einseitige Fachmänner, leisten allerdings in ihrem engbegrenzten Gebiete Vortreffliches. Für allgemeine höhere Geltung fehlt es ihnen jedoch an der hierzu uner-

*) Siehe „Der diplomatische Ursprung des Krieges 1870/71“. Gesammelte Urkunden hgb. vom französischen Ministerium des Auswärtigen. Berlin, Verlagsanstalt für Literatur und Kunst, 1910.

*) Vgl. die Veröffentlichungen von Otto Kammerer, Charlottenburg: „Mensch und Maschine“, Zeitschrift des Verbandes deutscher Diplom-Ingenieure, 1910, Mitteilungen Heft 3; „Der Ersatz des Handarbeiters durch die Maschine im Bergbau“, Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure, 1910 S. 1883; „Über die Tongewinnung durch Trockenbagger“, Protokoll des deutschen Vereins für Ton-, Zement- und Kalkindustrie vom 16. Februar 1910; nochmals „Mensch und Maschine“, Die neue Rundschau, 1910, Heft 8.




läßlichen weitsichtigen Vielseitigkeit. Fast niemals gelangen Baumeister in leitende Stellungen des Staats- oder Gemeindedienstes; auch im politischen Treiben der Volksvertretungen erreichen sie nur vereinzelt ansehnliche Geltung, obwohl gerade hier durch das Eindringen der Technik in alle Zweige des Erwerbs-, Verkehrs- und öffentlichen Lebens urteilsfähige Fachmänner als maßgebende Ratgeber dringend nötig wären. Statt dessen werden die öffentlichen Angelegenheiten ausschließlich von Rechtskundigen geleitet, denen die hierzu nötigen naturwissenschaftlichen und technischen Kenntnisse mangeln. Aus den Kreisen der Baumeister heraus will nun eine Bewegung diesen höheres Ansehen verschaften. Untengenannte Schriften*) zeigen eindrucksvoll die Ziele der Bewegung. Mitten in der gegenwärtigen Entwicklung des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens steht der »Baumeister« und ragt damit weit und hoch über die Alltagsaufgaben seines Berufes hinaus. Als selbständig Schaffender muß er sich unausweichlich auch mit staatlichen Fragen befassen. Die Technischen Hochschulen sollen deshalb ihre Hörer zwar zu Sonderbearbeitern einzelner Berufsfächer, jedoch auch allgemein wissenschaftlich ausbilden und sie zum Verwaltungsdienste sowohl in technischer wie wirtschaftlicher und rechtlicher Hinsicht vorbereiten.

Durch die große Leistungsfähigkeit der Triebwerke kann in kurzer Zeit selbst der stärkste Bedarf an großgewerblichen Erzeugnissen und Verkehrsmitteln rasch gedeckt werden. Wirtschaftlich ergibt sich dadurch als auffallende Erscheinung des Triebwerkzeitalters, daß in günstigen Zeitläuften bei starker Nachfrage die großgewerblichen Unternehmungen sich vergrößern und vermehren, worauf dann durch die den Bedarf bald übersteigende Hervorbringung ein Überangebot und damit ein Notstand eintritt. Es ist dies eine Wellenbewegung, die sich nach den bisherigen Erfahrungen in fast gleichmäßigen Abschnitten etwa alle sieben Jahre vollzieht. Im Deutschen Reiche hat sie sich bisher noch immer nicht allzu folgenschwer gezeigt, weil durch das stetige starke Wachstum der Bevölkerung ein erheblicher, andauernd sich mehrender Inlandsbedarf vorhanden war. Schlimmer steht es mit den Schwankungen der Ausfuhr, hier bilden Schutzzölle und Wettbewerb aller großgewerblichen Länder schwer überwindliche Hindernisse. Vorläufig ist die Gewandtheit und Geschicklichkeit der deutschen Kaufleute ausreichend, den Absatz nach allen Ländern der Erde trotz vergrößerter Schwierigkeiten zu ermöglichen. Aber neue Wandlungen des Triebwerkzeitalters stehen bevor.

Voraussichtlich wird der Inlandsbedarf in dem seitherigen Maße nicht weiter wachsen. Das starke Zurückgehen der Geburtsziffer wird zwar durch das gleichmäßige Sinken der Sterbeziffer vorerst noch ungefähr ausgeglichen, doch liegt die Gefahr nahe, daß nach und nach jene Ziffer kleiner wird als diese. Ein Mangel an Arbeitskräften wird allerdings dadurch zunächst nicht erfolgen. Mit der neuzeitlichen Zuhilfenahme der elektrischen Kraftverteilung schreitet nämlich die obenerwähnte Vervollkommnung der Triebwerke derart fort, daß diese sowohl ihren Hauptzweck — Förder- oder Werkzeugbewegung — erfüllen und zugleich die Hervorbringung von großgewerblichen Erzeugnissen weiter vergrößern als auch alle sonst durch Menschenkräfte ausgeführten triebwerkmäßigen Hilfsgriffe und Handreichungen selbst ausführen können. Damit treten an Stelle vieler Handlanger wenige Triebwerkleiter; im Großgewerbe werden künftig ungelernte Arbeiter so wenig zu brauchen sein, wie ungesunde.*) Die neu heranwachsenden menschlichen Arbeitskräfte müssen dann für fachmännische Bedienung von Triebwerken herangebildet werden. Die Unternehmungslust des ausdehnungsbedürftigen Großgewerbes wird ihnen reichliche, lohnende Beschäftigung bringen, doch wird solche Steigerung der Arbeits-

*) Von Professor Wilhelm Franz-Charlottenburg: „Die Technischen Hochschulen müssen Hochschulen der höheren Verwaltung werden", Mitteilungen des Braunschweiger Bezirks-Vereins Deutscher Ingenieure, 1910 Nr. 7; sowie „Die drei Grundelemente", Monatsschrift des Vereins Deutscher Ingenieure, „Technik und Wirtschaft", 1911 Nr. 6. Von Ingenieur R. Reverdy-München (jetzt Ministerialdirektor im bayer. Staatsministerium des Innern und Vorstand der Obersten Baubehörde) „Die Stellung der Architekten und Ingenieure in den öffentlichen und privaten Verwaltungen", Denkschrift vom Verband deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine, Berlin 1909. Von Theodor Köhn-Berlin (Grunewald): „Ueber die Auswahl der leitenden Persönlichkeiten der Staats- und Gemeinde-Verwaltungen", gedruckt bei Julius Sittenfeld, Hofbuchdruckerei, Berlin W, 1910. Endlich von Geh. Regierungsrat Professor Kammerer-Charlottenburg: „Standesfragen", Mitteilungen des Verbandes Deutscher Diplom-Ingenieure, Berlin 1910 Nr. 3; „Die Eigenart der Industrie-Verwaltung", Internat. Wochenschr. für Wissenschaft, Kunst und Technik, 1911 Heft 11.

*) Vgl. die grundlegende Schrift von Otto Kammerer: „Die Ursachen des technischen Fortschrittes". Mit 48 Schaubildern. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1910. M. 1.10.



leistungen auch die Hervorbringung von Erzeugnissen erheblich vermehren.

Unbedingte Voraussetzung für derart günstige Entwicklung bildet demnach die durch die deutschen Kaufleute zu vermittelnde größere Ausfuhr. Dazu ist äußerer und innerer Frieden nötig, denn Absatz-Einschränkung bedeutet für das dichtbevölkerte Deutsche Reich: Hungersnot, Aufstände, Krieg. Dauernde Aufgabe der deutschen Regierung und Volksvertretung bleibt deshalb, durch geschickte Staatskunst und ansehnliche Kriegsmacht Deutschlands Handel und Großgewerbe kräftig zu schützen.

München. Friedrich Otto.

*

Vierzig Jahre österreichischer Mittelschule. Ein im Jahre 1910 erschienenes statistisches Werk von Ernst Pliwa: »Österreichs Mittelschulen 1865/6 bis 1905/6« (Wien, Alfred Hölder) erörtert mit gewissenhafter Benutzung authentischer Materialien die Geschichte der Entwicklung der österreichischen Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen für einen Zeitraum von 40 Jahren, der sich an die Reformarbeit Thun-Exner-Bonitz in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts anschließt und deren unmittelbare Nachwirkungen zeigt. Tabellen und Tafeln dienen zur Veranschaulichung des Textes. — Interessant ist die Darstellung des Entwicklungsgangs der Mittelschulen Österreichs im Verhältnisse ihrer Typen untereinander, schon deshalb, weil er sich größtenteils als Folgewirkung aus den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen der behandelten Epoche klar auslöst. Entsprechend dem allgemeinen Aufschwung des öffentlichen Lebens in Österreich unter der Regierung Franz Josefs I. mehrte sich die Frequenz der Mittelschule, welche »für die Heranbildung einer Reihe der wichtigsten Stände und Berufsgruppen die vorbereitende und in mancher Beziehung geradezu ausschlaggebende Stufe des Unterrichts darstellt«, von Jahr zu Jahr. Die absolute Zahl der gesamten Mittelschüler betrug 1865/6 43599 gegen 130970, also das Dreifache, im Jahre 1905/6. Unter den drei Typen der Mittelschulen hat das Gymnasium trotz manchen Ansturms gegen die humanistischen Lehrfächer seine führende Stellung behauptet; nur vorübergehend, vor dem Jahre des wirtschaftlichen Krachs 1873, da man übertriebene Hoffnungen in die sprunghafte Blüte von Handel und Wandel setzte, überflügelte der Besuch der Realschulen die der Gymnasien. Die Mischform aus beiden Typen, das vierklassige Realgymnasium, hat nie feste Wurzeln gefaßt. 1874/5 gab es 11898 Realgymnasiasten, worauf deren Anzahl stetig bis 4408 (i. J. 1905/6) sank. 1905/6 gab es 216 Gymnasien, 127 Realschulen und 17 Realgymnasien; letztere nur noch in Niederösterreich, Böhmen und dem Küstenlande. Die neuen, 1908 geschaffenen Zwischentypen sind zum Ersatz der im Verschwinden begriffenen Realgymnasien bestimmt. Die Zahl der Mittelschullehrer ist während der 40 Jahre von 1543 auf 4831 an den Gymnasien und von 705 auf 2817 an den Realschulen gestiegen. Für die Anwärter (Supplenten, Assistenten und Probekandidaten) war die übelste Zeit von 1875—1885. Damals machte ihre Zahl an den Gymnasien 42,1%, an den Realgymnasien 41,8% und an den Realschulen gar 57,8% der Gesamtzahl der Lehrkräfte aus. Seitdem hat sich dieses »Supplentenelend« erheblich gebessert.

Ein wesentlicher Grund der rapiden Zunahme der Mittelschulen in Österreich ist der Wettstreit der vielen Nationen und Konfessionen des Reichs; die infolgedessen in übergroßer Zahl begründeten Privatschulen wurden allgemach zumteil vom Staate übernommen, was diesem große Lasten aufbürdete. Während 1865/6 die staatlichen Mittelschulen nur 44,4% der Gesamtzahl der Mittelschulen ausmachte, hatte der Staat 1905/6 schon 70,3% zu erhalten. Die nationale Seite der Angelegenheit verursachte vornehmlich in Böhmen und Mähren eine Überproduktion der Mittelschulen, indem Deutsche und Tschechen solche um die Wette, selbst in kleinen gemischtsprachigen Städten errichteten. In Mähren trat zumeist das Land als Erhalter auf. Noch 1865/6 gab es in diesem Kronlande keine Landesmittelschule, 1875/6 schon 10, dann 13, 14, endlich 27 in den Jahren 1885/6, 1895/6 und 1905/6. Im ganzen gab es in Österreich 1905/6 264 vom Staate, 40 von Ländern, 20 von Stadtgemeinden, 8 von Bischöfen, 14 von Orden, 4 aus Fonds und 10 von Privaten erhaltene Mittelschulen.

Die Fortgangsergebnisse an den Mittelschulen zeigen im Laufe des genannten Zeitraumes eine auffällige Besserung, dank dem Fortschritt der Methode des Unterrichts und der Erziehung und der in jüngster Zeit geübten wohltätigen Strenge, mit der bei den Aufnahmeprüfungen ausgesprochen unbefähigtes Schülermaterial zurückgewiesen wurde. Damit





steht auch der offensichtlich bessere Erfolg der Maturitätsprüfungen in Zusammenhang, für die allerdings wesentliche Erleichterungen in der letzten Zeit geschaffen wurden. Von 1891/2 bis 1895/6 fielen noch 11,4% der Maturanten durch, von 1901/2 bis 1905/6 nur 9,7%. — Die fleißige Studie Pliwas bildet einen wertvollen Beitrag zur Schulgeschichte Österreichs während der Regierung des Kaisers Franz Josef, zugleich eine wertvolle statistische Quelle, aus der Gesetze für unterrichtspolitische Maßnahmen der Zukunft geschöpft werden können.

Wien. Karl Fuchs.

*

Die letzten Fortschritte in der Elektrometallurgie von Eisen und Stahl. Die Entwicklung der elektrometallurgischen Schmelzmethoden drängt gegenwärtig nicht so sehr auf die Auffindung neuer Prozesse als auf die Verbilligung und praktische Ausgestaltung der bestehenden, bei denen es sich vor allem um Erhöhung der Leistungsfähigkeit handelt.

Zwei Gebiete der elektrometallurgischen Anwendung des Schmelzofens sind auseinanderzuhalten, das Schmelzen von Eisenerzen zur Herstellung von Roheisen vom Stahl, direkt aus den Erzen, und das Schmelzen und Raffinieren des Stahles, da die beiden Fällen zu Grunde liegenden Bedingungen durchaus verschiedene sind.

Bei der Reduktion der Eisenerze hat die Anwendung elektrometallurgischer Methoden nur in Skandinavien und an der pacifischen Küste der Vereinigten Staaten Fortschritte gemacht, was wohl auch in der nächsten Zukunft so bleiben wird, denn beide Länder sind ohne Steinkohle, haben aber große Holzbestände, die zur Herstellung von Holzkohle herangezogen werden können. Jetzt werden noch große Mengen Roheisen Tausende von Kilometern weit vom Osten der Vereinigten Staaten zur Westküste geführt (auch über See von China) obwohl Eisenerze von vorzüglicher Reinheit vorhanden sind, Wasserkraft keineswegs mangelt und schon die aus anderen Industrien sich ergebenden Holzabfälle den Bedarf an Holzkohle decken würden. Hier ist also die ideale Situation zur direkten Herstellung von Roheisen und Stahl aus den Erzen gegeben. Man fängt jetzt erst an, sie auszunutzen.

Anders liegen die Verhältnisse in Schweden. Hier nimmt der für die Eisenmetallurgie verfügbare Holzbestand beständig ab. In nicht zu langer Zeit wird es unmöglich werden, Roheisen mit Nutzen herzustellen, ohne den Verbrauch von Holzkohle für die Tonne Roheisen ganz beträchtlich herabzusetzen. die Eisenproduzenten wendeten deshalb einen Betrag von etwa 500000 Mark auf, um ein billigeres Verfahren praktisch zu entwickeln und hatten eigentlich nicht lange zu suchen. Denn der elektrische Ofen bedarf nur eines Drittels der Holzkohle, die bei der alten Methode verwendet wird, da sie hier nicht als Hitzequelle, sondern nur als Reduktionsmittel tätig ist. Da die schwedischen Eisenfabrikanten die überreich vorhandene Wasserkraft zum Preise von etwa 33 Mark per PS.-Jahr zur Verfügung haben, und da sie nun mit demselben Quantum Holzkohle mehr als die doppelte Menge Erz ausschmelzen können, bereitet sich hier eine Entwicklung vor, die eine große, auch im politischen Sinne große Bedeutung haben wird, denn das Kräfteverhältnis der Staaten wird heute nicht unwesentlich durch ihre Stellung im internationalen Eisen- und Stahlhandel bestimmt. Das politische und wirtschaftliche Prestige Englands, der wachsende Einfluß Deutschlands beruhen zum großen Teil auf der Entwicklung der Eisen- und Stahlindustrie in beiden Ländern. Auch Schweden wird durch diese Entwicklung wirtschaftlich gestärkt werden. Dasselbe Moment aber, das ihm eine Vorzugsstellung gewährt, trägt gleichzeitig dazu bei, daß in einer anderen Richtug ein teilweiser Ausgleich zwischen dem Bevorzugten und den anderen geschaffen wird: durch Anwendung des elektrischen Ofens zum Raffinieren von Stahl, die sich überall, ohne besonders billige elektrische Kraft zu beanspruchen, durchführen läßt.

Die Vorzugsstellung Schwedens hat bisher vor allem darin bestanden, daß das aus den heimischen Erzen und Holzkohle hergestellte Roheisen sehr rein ist, deshalb hohe Preise erzielt, und daß sich nur der aus solchem reinen Eisen hergestellte Stahl raffinieren ließ. Die Anwendung des elektrischen Schmelzofens hebt nun diese dem schwedischen Eisenproduzenten bisher belassene Vorzugsstellung wieder auf, denn reiner Stahl kann nun aus den Erzen unserer eigenen oder anderer beliebigen Erzgruben hergestellt werden.

Die Erfahrungen, die uns über die Arbeit der elektrischen Öfen in Trolhättan in Schweden und Heroult in Californien vorliegen, wo man 2000 K.W.-Öfen anwendet, und in Dömnavert mit dem 3000 K.W.-Ofen



beweisen, daß diese Ofentype mit den kleinen schwedischen Holzkohlenhochöfen jetzt schon sehr vorteilhaft kenkurrieren kann, wenn die Kraft nicht mehr als 33 Mark pro Kilowatt-Jahr kostet. Diese Ofentype ist aber noch sehr entwicklungsfähig, und wesentliche Verbesserungen sind sowohl hier wie beim Stahlofen zu erwarten, der sich überhaupt schon in einem mehr fortgeschrittenen Zustande der Entwicklung befindet. Dabei läßt der angegebene Preis der Kraft der Elektrizitätsgesellschaft, wenn die Verhältnisse einigermaßen günstig sind, noch einen guten Gewinn. In Californien allerdings ist der Preis der Kraft etwa 50 Mark, dafür aber ist der Erzpreis geringer und der Roheisenpreis höher als in Schweden. Bei den beiden obenerwähnten Betrieben ist die interessante Tatsache zu konstatieren, daß die unabhängig von einander entwickelten Öfen in Heroult, Californien und in Schweden fast genau mit einander übereinstimmen. Die Praxis hat in beiden Fällen zu denselben Formen geführt, so daß man in Heroult, Trollhättan und Dömnavert fast die gleichen Öfen sieht. Es sind Zwei- oder Dreiphasenöfen mit drei, vier oder sechs Elektroden. Die größte Schwierigkeit besteht gegenwärtig in der Aufrechterhaltung eines starken Gaskreislaufes im Ofen ohne übergroßen Elektrodenverbrauch, so daß die aktive Zone des Ofens vergrößert wird, während jetzt noch immer in der nächsten Nähe der Elektroden eine zu große und exzessive Hitzekonzentration herrscht. Das läßt sich durch Ausnützung der im Ofen entwickelten reichen Gase bewerkstelligen, und man kommt diesem Ziele auch durch beständige kleine Verbesserungen immer näher.

Die Herstellung von Stahl mittelst Elektrizität hat vielleicht deshalb jetzt noch eine größere Bedeutung, weil sie technisch weiter vorgeschritten ist als die elektrometallurgische Erzeugung von Roheisen, und weil sie deshalb auch schon eine weitergehende Anwendung gefunden hat. Besonders England hat hieraus einen großen Vorteil gezogen. Konnte noch vor ein paar Jahren der beste Stahl nur aus allerreinsten Erzen hergestellt werden, deren Bestand besonders in England der Erschöpfung nahe war, so kann man jetzt reinen Stahl von ausgezeichneter Qualität auch aus geringer wertigen Erzen herstellen. Da der Preis der Kraft in England zudem ziemlich niedrig ist, hat die dortige Stahlindustrie einen neuen Aufschwung genommen. Aber nicht England allein hat das elektrische Verfahren der Stahlerzeugung Vorteile gebracht. Die Statistik zeigt, daß die Erzeugung von auf elektrischem Wege raffiniertem Stahl in den fünf führenden Ländern von 30000 Tonnen im Jahre 1908 auf 110000 Tonnen im Jahre 1910 gestiegen ist, ein Anwachsen, das aller Wahrscheinlichkeit nach im Jahre 1911 seine Fortsetzung gefunden hat.

Diese schnelle Verbreitung der elektrischen Raffinierungsmethode ist vor allem auf die Anpassungsfähigkeit des elektrischen Verfahrens zurückzuführen, die es zur Herstellung von Spezial- und Werkzeugstahlen so besonders geeignet macht.

Die wichtigste Frage ist nun, ob der elektrische Ofen, der jetzt schon über ein Drittel der Feinstahlerzeugung absorbiert hat, in Verbindung mit dem basischen oder sauren Bessemer-Converter auch für die allgemeine Stahlerzeugung mit dem Offenherdstahl inbetreff der Kosten konkurrieren kann. Gegenwärtig kann er, soweit die Selbstkosten in Betracht kommen, nur mit dem besten sauren Herdstahl konkurrieren, obwohl der auf elektrischem Wege hergestellte Stahl von besserer Qualität ist als der nach der alten Methode erzeugte.

Schon jetzt kann man demnach sagen, daß die im Zuge der Zeit liegende Forderung nach der Qualitätserhöhung des Stahles eigentlich nur durch den elektrischen Stahl erfüllt wird. Englische Stahlfabrikanten stehen dem elektrischen Ofen in dieser Hinsicht noch sehr skeptisch gegenüber, aber in Deutschland und in Amerika hat man mehrere 20-Tonnen-Öfen errichtet, die beweisen sollen daß die Idee der allgemeinen elektrischen Stahlerzeugung eine gesunde wirtschaftliche Grundlage hat.

Allerdings sind wir in Deutschland durch die Natur unserer Erzlager mehr oder weniger auf den basischen Bessemer-Prozeß zur Erzeugung von billigem Stahl angewiesen. 60% der ganzen Produktion werden gegenwärtig auf diesem Wege hergestellt, doch bricht sich immer mehr die Anschauung Bahn, daß dieser Stahl den modernen Anforderungen nicht ganz entspricht, daß seine Qualität gehoben werden muß, wenn der von Thomas und Gilchrist inaugurierte Prozeß seine Lebensfähigkeit behalten soll. Infolge dieser Forderung der Qualitätsverbesserung hat denn auch bekanntlich eine ganze Anzahl von Stahlwerken kürzlich die elektrische Raffinierung eingeführt. Die allgemeine Anwendung des elektrischen Ofens als Gehilfe



des basischen Bessemer-Prozesses würde für die deutsche Stahlerzeugung allein 250000 KW. pro Jahr beanspruchen und also eine sehr beträchtliche Erweiterung der Anwendung elektrischer Kraft bedeuten.

Auch über die bei der Anwendung der Elektrizität zur Stahlerzeugung obwaltenden besonderen Produktions- und Benützungsbedingungen der Elektrizität haben wir in den letzten Jahren beträchtliche Erfahrungen gesammelt. Der Belastungsfaktor ist hier in allen Fällen hoch, und der Kraftfaktor stets über 0,9, so daß alle Maschinen auf Höchstleistung arbeiten können. In einer 100000 PS.-Station der »United States Steel Corporation«, bei der 2000 K.W.-Öfen benützt werden, sind Hochofenabgase verbrennende, durch Dampfmaschinen unterstützte Gasmaschinen die primären Betriebsmaschinen, und in einem großen Walz- und Hammerwerk in England werden die elektrischen Öfen, Stahlöfen und Hilfmaschinen alle von den Gasen in Tätigkeit gesetzt, die aus den Hoch- und Coaksöfen der Gesellschaft kommen, ohne daß sonstige Feuerung durch Kohle oder anderem Brennmaterial hierzu verwendet wird. Unter diesen Umständen kommt die Kraft auf 0,15 Penny (etwa 2 Pfennige) pro K.W.-Stunde zu stehen. Bei Dampfturbinen, die in England ebenfalls für elektrische Ofen-Arbeit verwendet werden, kommt der Preis etwa auf das Doppelte, und da, wo die Elektrizität von anderen Zentralstationen geliefert wird, auf etwa das 2½fache per K.W.-Stunde.

Der zum Raffinieren von Stahl verwendete Strom kann ein Ein-, Zwei- oder Dreiphasenstrom sein oder irgend eine der kommerziellen Periodenzahlen haben. Öfen von 2000 K.W.-Kapazität arbeiten mit 25—60 Frequenzen, für hohe Perioden sind aber Modifikationen an der Anlage nötig, wenn ein guter Kraftfaktor aufrecht erhalten werden soll. Die Belastungsvariationen sind bei der elektrischen Ofenarbeit nicht mit Unrecht als recht störend hingestellt worden, besonders wenn es sich darum handelt, Alteisen mit Strömen zu schmelzen, die für Beleuchtungszwecke Verwendung finden. Aber es gibt doch schon recht zweckmäßige Vorkehrungen, um plötzliche Belastungsänderungen fast völlig zu absorbieren und die Voltschwankungen, auch wenn es sich um kleine Zentralstationen handelt, innerhalb gewisser Grenzen zu halten.

Im allgemeinen ist der Fortschritt in den metallurgischen und in den mechanischen Einzelheiten des elektrischen Ofens stetig. Noch vor zwei Jahren war der Kraftverbrauch zum Schmelzen und Raffinieren kalten Alteisens 750 KW.-Stunden pro Tonne, er beträgt jetzt in England bei einem gut eingearbeiteten Ofen nur 575 K.W.-Stunden pro Tonne für die letzten 527 hergestellten Tonnen. Damals bereitete auch die Herstellung guter Elektroden noch große Schwierigkeiten, heute bieten mehrere Fabriken ein ausgezeichnetes Material zu diesem Zweck, so daß der Verbrauch der Kohlenstifte um mindestens 50% herabgegangen ist, ebenso sind heute plötzliches Versagen und somit Stillstand der Arbeit zu Seltenheiten geworden.

Heute ist eine ganze Reihe unserer hervorragendsten Ingenieure, die in den Diensten mächtiger Organisationen stehen, damit beschäftigt, den elektrischen Ofen für seine verschiedenen Zwecke auszugestalten. Bei diesen Arbeiten müssen immer die metallurgischen Anforderungen zuerst berücksichtigt werden, die an den Ofen gestellt werden, Elektrizitäts-Rücksichten kommen stets erst in zweiter Linie. Der Verstoß gegen diesen Grundsatz ist die häufige Ursache des vollkommenen Versagens der vielen elektrischen Ofenkonstruktionen gewesen, die in der letzten Zeit in den technischen Journalen beschrieben wurden, und die nach kurzer Zeit der verdienten Vergessenheit anheimfielen, weil sie auch auf unvollständigen oder unrichtigen theoretischen Voraussetzungen beruhten und von zu geringem Verständnis der kommerziellen Anforderungen zeugten. Die besten elektrischen Öfen, die wir heute haben, haben sich ihre Überlegenheit nur dadurch erworben, daß sie sich der Praxis des basischen Stahlherdes soviel als möglich anpaßten und die elektrische Energie in möglichst einfacher Weise zur Wirkung brachten.

Albert Bencke.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

6. Jahrgang, Nr. 7
April 1912

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf. — Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.

Erscheint jeden ersten Sonnabend im Monat. — Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstraße Nr. 36-41.

Nutzlose Wissenschaft.

Von
Karl Groos.

Zwischen den Errungenschaften der Forschung beftehen bemerkenswerte Unterschiede, die uns auffallen müssen, sobald wir die Frage ftellen: was nützt das Wissen? Manche Erkenntnisse greifen sofort ins praktische Leben hinüber und sind für dieses von umwälzender Bedeutung; andere, die dem Gelehrten vielleicht genau so wichtig erscheinen, berühren zwar die innerften Interessen des Wissenstriebes selbft, aber draußen, im Leben der kämpfenden und ftrebenden Menschheit geht alles seinen unveränderten Gang weiter, als ob nichts geschehen wäre. Die Entzifferung der Keilschrift war gerade so gut eine wissenschaftliche Großtat wie die Entdeckung, daß das Einimpfen gewisser Stoffe vor den Pocken schützt. Aber wem hat jene Entzifferung das Leben gerettet oder die Gesundheit erhalten? Die Eigenschaften eines nichteuklidischen Raumes können das wissenschaftliche Denken ebenso intensiv beschäftigen wie die Gesetze, denen die physischen und chemischen Vorgänge in der Natur unterworfen sind. Aber die Kenntnis dieser Gesetze führte zur technischen Beherrschung der Erde, während jene anderen Resultate in dem großen Meere des Lebens anscheinend kein noch so kleines Wellchen erzittern lassen. Und doch kann sich die reine Theorie dem einen wie dem andern Gebiete mit gleicher unparteiischer Liebe zuwenden.

Angesichts solcher Unterschiede ift es dem Forscher, der über den Wert seiner Lebensarbeit nachdenkt, ein unabweisbares Bedürfnis, das Problem der nutzlosen Wissenschaft möglichft scharf ins Auge zu fassen. Dieses Bedürfnis ift gerade gegenwärtig besonders lebhaft. Denn die Einschätzung des Wissens nach seiner »praktischen« Bedeutung liegt jetzt nicht nur den außerwissenschaftlichen Kreisen nahe, in denen der reine Theoretiker von jeher die Frage hören konnte: »Ja, was soll denn das nützen?« Sie ift vielmehr durch die »pragmatiftische« Bewegung (von der ich früher in dieser Zeitschrift gesprochen habe) zu einer philosophisch begründeten Forderung erhoben worden, und wenn ein Philologe oder Hiftoriker manche Äußerungen Oftwalds lieft, so mag es ihm zuweilen scheinen, als sei dieser berühmte Chemiker sozusagen farbenblind für die Werte, denen die





Sprach- und Geschichtsforschung nachstrebt.

Nun ist es eine der wichtigsten methodischen Regeln, daß man bei Streitfragen nicht ohne weiteres in den Kampf eingreift, sondern sich vor allem, so gut es möglich ist, über die Begriffe klar wird, die dabei vorausgesetzt werden. Wir haben unserer Erörterung den Titel gegeben: »Nutzlose Wissenschaft«. Ehe wir entscheiden können, inwieweit ein solches Wissen existiert, müssen wir angeben, was wir im folgenden unter »Nutzen« verstehen wollen. Eine allgemeine Definition der Nützlichkeit gibt uns Wilhelm Lexis in seiner »Volkswirtschaftslehre« (Hinnebergs »Kultur der Gegenwart«, 1910, S. 28): »Die besondere Beziehung der Güter als solcher zum Menschen nennen wir Nützlichkeit, indem wir unter dieser Bezeichnung jede Art von Brauchbarkeit für einen menschlichen Zweck verstehen.« Man könnte demzufolge ganz kurz sagen: nützlich ist jedes »geeignete Mittel«. Aber die Definition von Lexis enthält auch die Beziehung auf den Begriff der »Güter«. Damit führt sie auf die weitere Frage, welche Güter denn hauptsächlich in Betracht kommen, wenn wir etwas nützlich nennen. Suchen wir in dieser Hinsicht bei denjenigen Philosophen Auskunft, die uns über den Begriff des Nutzens am genauesten Auskunft geben sollten, nämlich bei den »Utilitaristen«, so finden wir ein Gut ganz besonders hervorgehoben, nämlich das menschliche Glück. Wollte man sich darauf beschränken, so würde damit eine Verengerung des Begriffes verbunden sein, die dem tatsächlichen Sprachgebrauch nicht gerecht wird. Auch Bentham selbst, der Führer der Utilitaristen, sagt daher in weiterer Fassung, »utility« sei die Eigenschaft eines Objekts, wodurch dieses die Tendenz habe, »benefit, advantage, pleasure, good or happiness« hervorzubringen. Hier werden wir genauere Bestimmungen suchen müssen. Ehe wir es tun, möchte ich aber noch auf einen bei den Utilitaristen hervortretenden Unterschied hinweisen, der auch für unsere Untersuchung wichtig ist. Indem diese Philosophen ihre Ethik utilitaristisch begründen, denken sie nicht an das Glück des einzelnen, sondern an das der Gesamtheit. Ihr »greatest happiness principle« setzt als das im sittlichen Handeln zu verwirklichende Gut »das größte Glück der größten Zahl« fest. An dieses Hinausgreifen über das bloß individuell Nützliche werden wir uns erinnern müssen, wenn wir das Problem der nutzlosen Wissenschaft aufrollen.

Soviel ich sehe, wird der Begriff des Nützlichen hauptsächlich in Hinsicht auf drei Güter angewendet. Als nützlich gilt nämlich,

1) was der Erhaltung des Daseins überhaupt dient. Die englische und die amerikanische Biologie sprechen in diesem Zusammenhang von einem »survival value«. Dabei stoßen wir sofort auf den eben hervorgehobenen Unterschied: es kann etwas der Erhaltung des Individuums dienen, wie z. B. die Schutz- und Angriffsmittel der Tiere; oder der Nutzen bezieht sich nur auf die Erhaltung der Gattung — so hat die Ausübung der die Fortpflanzung ermöglichenden Instinkte bei manchen Tieren den Tod des Individuums zur Folge. — Nützlich nennt man

2) was das Dasein glücklicher macht. Auch hierbei braucht das Glück des Individuums und das Glück der Gesamtheit nicht zusammenzufallen. Es ist aber ein Irrtum, in dem Glück das einzige Ziel des Strebens sehen zu wollen. Außer der Erhaltung des Daseins überhaupt kommt neben dem



Glück noch ein weiteres Gut für uns in Betracht. Nützlich ist nämlich,

3) was die Macht im Lebenskampfe steigert. Dabei handelt es sich einmal um die Macht über die Artgenossen. Diese wird für das Individuum etwa durch die Berufskenntnisse oder durch die Ausbildung für den körperlichen und geistigen Kampf vermehrt. Daneben kommt die Macht der Gemeinschaft im Wettbewerb mit anderen Gemeinschaften in Betracht, z. B. mit Völkern oder Rassen. Der Macht über die Artgenossen tritt außerdem die Macht über die Natur zur Seite. An sie hat Baco gedacht, als er die Methode suchte, die zu dem »regnum hominis« führen sollte. Sie meint man vielleicht in erster Linie, wenn man nach dem Nutzen der Wissenschaft fragt. Dabei darf uns die genetische Frage, ob nicht vielleicht ursprünglich die Luft oder das Glück doch das einzige Gut gewesen sei, nicht verwirren. Das mag sich entwicklungsgeschichtlich so verhalten; aber tatsächlich schätzen wir die Macht ebenso wie die Erhaltung des Daseins auch ohne Rücksicht auf das Glück.

Nehmen wir einmal an, wir hätten damit die wichtigsten Beziehungen des Wortes »nützlich« angeführt. Als nützlich gelten uns demnach (ohne daß diese Einteilung auf Vollständigkeit Anspruch macht) hauptsächlich die zur Erhaltung des Lebens, die zur Glücksförderung und die zur Machtvermehrung dienlichen Mittel. Nach dieser Feststellung wenden wir uns dem Problem der nutzlosen Wissenschaft zu und fragen an erster Stelle, ob und wieweit man überhaupt von einer solchen reden könne.

Vor allem erledigt sich nun ohne Schwierigkeit die Beziehung auf das forschende Individuum selbst. An den Nutzen für den Gelehrten denkt man bei unserem Problem überhaupt nicht. Daß der wissenschaftliche Arbeiter als solcher durch Forschungen von rein theoretischem Wert sein Leben erhalten kann, verdankt er den Einrichtungen des Kulturstaates. Auch eine gar nicht unbeträchtliche Machtstellung kann ihm seine Arbeit verleihen. Und daß sie zur eigenen Glücksförderung ganz besonders geeignet ist, weiß jeder, der die Fähigkeit zum Studium besitzt. Wenn es sich also nur um den Nutzen für das forschende Individuum selbst handeln würde, so läge gar kein Problem vor. Wer manchen Forschungszweigen den Wert abstreitet, der denkt dabei an die praktischen Interessen der Gesamtheit. Wir gelangen demnach schon hier zu dem Ergebnis, daß eine absolut nutzlose Wissenschaft gar nicht existiert. Und dieses Ergebnis gewinnt durch die weitere Erwägung an Bedeutung, daß die Förderung des einzelnen mittelbar sehr oft eine Förderung der Gesamtheit mit sich bringt. Inwieweit das für den Gelehrten zutrifft, dem es z. B. seine Wissenschaft ermöglicht, eine Familie zu erhalten, bedarf keiner näheren Ausführung.

Wie steht es nun mit dem Nutzen für die Gesamtheit? Nehmen wir als Beispiel irgendeine »wichtige« Erkenntnis der geschichtlichen Wissenschaften. Man hat etwa mit bedeutendem Geldaufwand die prähistorischen Ringwälle auf den Berggipfeln eines Landes untersucht und dabei festgestellt, daß es sich um keltische Niederlassungen aus der La-Tène-Zeit handelt. Als Gegenbeispiel wählen wir die Erkenntnis, daß Chloroformdämpfe ein starkes narkotisches Mittel darstellen, welches sich bei vorsichtiger Anwendung gut für Operationen eignet. Das Gegenbeispiel ist in jeder der von uns angeführten Beziehungen nützlich. Es dient der Erhaltung der Art, da es



heilende Eingriffe ermöglicht, die ohne Narkose nicht ausführbar wären. Es dient der Glücksförderung, da es Schmerzen ausschaltet und Gesundung bringen hilft. Es dient endlich der Machtvermehrung, indem es einen gewaltigen Sieg des menschlichen Geiftes über einen seiner furchtbarften Feinde, die Krankheit, darftellt. Wie verhält es sich dagegen mit der prähiftorischen Erkenntnis? Sie dient nicht in demselben Sinne der Erhaltung der Art. Sie bedeutet auch keinen Zuwachs unserer Macht über Gefahren und über Mitbewerber im Kampfe ums Dasein. Zwei wichtige Bedeutungen des Wortes »nützlich« fallen also hier, wenn wir von dem Nutzen für den Forscher selbft absehen, hinweg; oder wenn das zuviel gesagt ift (ich erinnere an die vorhin erwähnte Ausftrahlung des individuell Nützlichen): sie treten doch gegen den »survival value« und die Machtförderung unseres medizinischen Beispiels ftark in den Hintergrund. Es bleibt aber noch das Ziel der Glücksförderung übrig, das von den Utilitariften besonders betont wird. Trägt das rein theoretische Wissen, auch wenn es gar nichts für die Erhaltung der Art und für die Vermehrung unserer Macht über die Natur und über andere Völker oder Rassen leiften sollte, zum »größten Glück der größten Zahl« bei? Diese Frage ift zu bejahen.

Der Begriff der »Güter« wird gewöhnlich mit dem der »Bedürfnisse« in Zusammenhang gebracht. Wir können angeborene und erworbene Bedürfnisse unterscheiden. Zu den unserer Natur angeborenen Bedürfnissen gehört auch das Verlangen nach Wissen. Aus der inftinktiven »Neugier« hat sich (vielen Sprachen fehlt dieser Unterschied) die auf Urteile abzielende »Wißbegier« entwickelt. Sie ift ebensogut ein Bedürfnis der menschlichen Natur wie der Hunger oder der Durft oder soziale und sexuelle Bedürfnisse. Die reine Wißbegier um des Wissens willen tritt schon bei dem Kinde mit einer Gewalt hervor, die dem Biologen zu denken gibt. Hier genügt es, einfach auf die Tatsache als solche hinzuweisen. Die Menschheit will wissen. Nur weil die Gesamtheit dieses Interesse hat, werden Millionen ausgegeben, um die älteften Spuren der menschlichen Kultur zu erforschen oder die wüften Polargebiete kennen zu lernen. Das Wissen als solches, auch wenn es weder der Erhaltung des Daseins, noch der Förderung des technischen regnum hominis dient, hilft doch auf dem Wege zum größten Glück der größten Zahl, weil die Menschheit nun einmal tatsächlich den Willen zum Wissen in sich trägt. Wir werden hinzufügen dürfen, daß es sich dabei um eine der reinften, wenn auch nicht um eine der intensivften Beglückungen handelt.

So können wir also von einem nutzlosen Wissen nur dann reden, wenn wir den Begriff des Nutzens auf das für die Gesamtheit Nützliche einschränken und dabei wieder die weitere Verengerung eintreten lassen, daß sich das allgemein Nützliche nur auf die Erhaltung der Art und die Vermehrung der Macht im Kampfe ums Dasein beziehen soll. Der Glücksförderung des Ganzen dient aber auch die reinfte Wissenschaft — allerdings allgemein nur in dem eigenartigen Sinne, daß es sich nicht um Erreichung von anderweitigen Genüssen (man denke etwa an wohlschmeckende Nahrung, angenehmes Wohnen u. dgl.) handelt, sondern allein um die Freude der Menschheit am Wissen selbft. In dem so genauer umschriebenen relativen Sinne gibt es nun allerdings weite Gebiete eines »unpraktischen« Wissenserwerbes. Hierher

gehören beträchtliche Teile der Logik, Metaphysik und Mathematik, hierher die geschichtlichen Wissenschaften (bei denen doch nur in ganz besonderen Fällen eine tatsächliche Nutzanwendung auf die Zukunft stattfindet, und die klassische Philologie, hierher aber auch sehr viele Errungenschaften der Naturforschung, wie z. B. die Entdeckung neuer Arten, die Beantwortung entwicklungsgeschichtlicher Fragen usw. Dabei mögen überall auch Funde und Feststellungen vorkommen, die einen gewissen praktischen Wert haben — auch die »formale« Übung des Geistes werden wir nicht vergessen dürfen; aber der ungeheure Unterschied gegenüber einer für die Medizin oder die Technik oder die Staatseinrichtung wichtigen Erkenntnis bleibt dennoch bestehen.

Daher wird uns das Ergebnis dieser ersten Untersuchung kaum ganz befriedigen können. Wir sehen zwar deutlich, daß eine absolut nutzlose Wissen schaft nicht existiert. Aber der eben noch einmal festgestellte Unterschied läßt uns doch nicht zur Ruhe kommen. Die Schwierigkeit zeigt sich wohl am klarsten, wenn wir von der Annahme ausgehen, daß ein für wissenschaftliche Studien wohl veranlagter junger Mensch sich für ein Studiengebiet zu entscheiden hat und dabei an seine Pflichten für die Gesamtheit denkt. Wenn er die Wahl zwischen zwei wissenschaftlichen Lebensberufen hat, von denen der eine zur Erhaltung, Machtsteigerung und Glücksförderung der Menschheit beiträgt, während der andere im wesentlichen nur der Glücksförderung dient und auch dieses nur durch die Befriedigung des menschlichen Wißbedürfnisses —: sollte er nicht besser den ersten ergreifen, der außer der Befriedigung dieses Bedürfnisses noch so vieles andere leistet? Ja, ist er nicht bei klarer Erkenntnis der Verhältnisse geradezu verpflichtet, von dem zweiten Berufe abzusehen, falls er es als eine sittliche Aufgabe anerkennt, ein möglichst wertvolles Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden?

Diese Schlußfolgerung scheint ganz klar und unausweichlich zu sein. Und doch käme sie auf die Verurteilung oder wenigstens auf die Herabwertung unzähliger, in mühevoller Arbeit verbrachter Lebensläufe hinaus. Sie gibt vor allem dem Angehörigen einer »philosophischen Fakultät« zu denken, und zwar in erhöhtem Maße da, wo die Naturwissenschaften mit der Mathematik eine selbständige Fakultät bilden, so daß zu der philosophischen außer der Philosophie selbst nur die historischen und die philologischen Wissenschaften zählen. Alle diese Wissenszweige mögen ihren relativen Nutzen haben; aber für den Studierenden, der sich erst entscheiden soll, bleibt die Frage bestehen, die wir eben gestellt haben. Der künftige Jurist kann ein Gesetzgeber oder Staatsmann werden, der das Leben der Nation umgestaltet. Der Mediziner und Naturforscher kann durch seine Wissenschaft zum Wohltäter der Menschheit werden. Auch den Theologen verweist sein Amt nicht nur auf das Heil der Seele, sondern zngleich auf den Kampf gegen soziale Schäden. Die philosophische Fakultät bildet eigentlich nur Gelehrte und Lehrer aus, dient also rein dem Wissen als solchem und dessen Uebertragung auf die heranwachsende Generation. Schon Kant hat sich in seinem »Streit der Fakultäten« mit diesen Verhältnissen beschäftigt. In der Gegenwart aber tritt das Problem drängender als je hervor, seit es durch den Pragmatismus zur Weltanschauungsfrage geworden ist,



ob die alten Forderungen noch gelten sollen: la science pour la science, das Wissen soll Selbſtzweck sein, die Forschung muß ohne Rücksicht auf Nutzen betrieben werden!

So sehen wir uns gezwungen, unser Problem noch weiter zu verfolgen. Bisher haben wir die Frage zu beantworten gesucht, ob und inwiefern es nutzlose Wissenschaft gebe. Nun stellen wir die zweite Frage: **inwieweit iſt eine vom Nutzen absehende Forschung berechtigt,** also eine Forschung, die sich mit Absicht um nichts bekümmert als um die Vermehrung und Sicherung des Erkennens selbſt?

Man kann auf sehr verschiedenen Wegen zu einer Antwort auf diese Frage gelangen. Die erſte Antwort erhalten wir dadurch, daß wir uns selbſt auf den Nützlichkeitsſtandpunkt ſtellen; sie beſteht in einer **utilitariſtischen** Begründung des Standpunktes »la science pour la science«. Man kann nämlich eine hundertfach durch die Tatsachen beſtätigte Erkenntnis in dem paradox klingenden Satze zum Ausdruck bringen: es iſt nützlich, wenn die Forschung sich ohne Rücksicht auf den Nutzen ihre Probleme ſtellt. Die Erfahrung belehrt uns darüber, daß eine sehr beträchtliche Anzahl, vielleicht die meiſten von den großen Errungenschaften der wissenschaftlichen Arbeit aus reinem Erkenntnistrieb heraus, ohne den Leitgedanken einer nützlichen Anwendung hervorgetreten sind — erſt nachträglich zeigte es sich, daß die Entdeckung einen bedeutenden »praktischen« Wert hatte. So iſt es z. B. mit der Entdeckung der Röntgenſtrahlen und der Eigenschaften radioaktiver Subſtanzen gegangen. Das erſte Wissen von diesen merkwürdigen Erscheinungen erwuchs aus rein theoretischer Beschäftigung heraus; erſt hinterher zeigte sich ihre große, noch gar nicht abzusehende Bedeutung für die Zwecke der medizinischen Wissenschaft. Hätte sich dagegen ein phantasievoller Chirurg gesagt: »es müßte doch sehr nützlich sein, wenn man schon vor dem operativen Eingriff die Geſtalt eines gebrochenen Knochens oder die Lage eines in den Körper eingedrungenen Fremdkörpers mit dem Auge wahrnehmen könnte; ich will also einmal versuchen, ob sich da nichts erfinden läßt« — so säße er, wenn man ihm das Leben so weit verlängern könnte, vielleicht noch nach tausend Jahren vor dem ungelöſten Problem, und zwar säße er vermutlich in einer Anſtalt für harmlose Geiſteskranke. Die reine Forschung um der Erkenntnis willen ſtößt dagegen immer und immer wieder auf Ergebnisse, die sich nachträglich in oft überraschender Weise als nützlich bewähren. Und man kann gewöhnlich durchaus nicht a priori etwas darüber wissen, ob nicht irgend eine Feststellung, die mit praktischen Zwecken anscheinend gar nichts zu tun hat, mit einem Male dennoch der Praxis zugute kommt. So hat z. B. die experimentelle Psychologie jahrzehntelang geduldig gearbeitet, ehe ihre Wichtigkeit für die Pädagogik mit voller Klarheit erkannt wurde.

Vom Standpunkt des Biologen aus kann man daher die schon bei dem Kinde so deutlich hervortretende Wißbegier um des Wissens willen geradezu als eine Anpassung auffassen, die dazu beſtimmt iſt, zur Herrschaft der Intelligenz über die Natur zu führen. Aus der Erkenntnis dieser Verhältnisse heraus erklärt sich die Anerkennung der Universitäten als unabhängiger Pflegeſtätten der Wissenschaft. Der Staat hat natürlich die Aufgabe, auch rein ideale Ziele zu förden. Aber die

verhältnismäßig großen Summen, die z. B. für naturwissenschaftliche Institute aufgebracht werden, würden trotz alles Idealismus doch kaum zur Verfügung ſtehen, wenn man sich nicht in der Regierung und im Parlament sagte: diese ganz rein auf die Ergründung der Wahrheit gerichtete Forschung — schließlich macht sie sich doch bezahlt!

Damit iſt der Wert einer von prak- tischen Zwecken freien Forschung vom utilitariſtischen Standpunkt aus nachge- wiesen; sie kann praktische Werte er- zeugen, die nur so erreichbar sind. Aber gilt diese Rechtfertigung so all- gemein, daß wir uns dabei völlig be- ruhigen können? Ich bezweifle es. Es gibt eben doch weite Gebiete wissenschaftlicher Arbeit, die sich aller Wahrscheinlichkeit nach niemals »be- zahlt« machen. Es iſt z. B. nicht ab- zusehen, wie die prähiſtorische For- schung oder — um ein mir näher liegendes Beispiel zu nennen — die psychologisch-ſtatiſtische Untersuchung der Litteratur der Menschheit in dem angegebenen Sinne des Wortes »nützen« sollen: daß sie je zu der Erhaltung des Daseins oder zu der Förderung des regnum hominis oder zu dem Sieg einer Nation im Kampfe mit an- deren Nationen etwas leiſten werden, können wir kaum hoffen. Hier ver- sagt also der aus der utilitariſtischen Erwägung fließende Troſt. Und es er- hebt sich immer wieder die Anklage: warum wählt ihr nichts nützlicheres? Mit welchem Rechte führt ihr den Pflug über so wenig ergiebigen Boden, wenn doch fruchtbares Ackerland von euch bebaut werden könnte?

Die zweite Rechtfertigung ruht auf e t h i s c h e r Grundlage. Die einseitige Einschätzung des Wissens nach seiner »praktischen« Bedeutung enthält eine falsche Voraussetzung, nämlich diese: »was nichts nützt, iſt nichts wert«. Dieser Satz widerspricht den Tatsachen. Neben oder über den praktischen Werten erkennt die Menschheit ideale Werte an — das iſt ein unbestreitbares Faktum. Die nutzlose Wissenschaft dient eben- sogut wie die nützliche dem Ideal der v o l l k o m m e n e n H u m a n i t ä t. Dieses Ideal zu verwirklichen iſt eine von der Menschheit anerkannte s i t t l i c h e A u f- g a b e. — Der hiermit feſtgeſtellte Zu- sammenhang läßt sich so begründen. Wir definieren die Humanität im An- schluß an die grundlegenden Beſtim- mungen P l a t o s als eine harmonische Entfaltung aller unserer Anlagen unter Führung der V e r n u n f t. Die sittliche Kultur erſtrebt nicht ein bloßes Vor- herrschen der sympathischen und so- zialen Triebe über die egoiſtischen und die Kampftriebe. Sie will volle Bewußt- heit des Handelns, Führung durch die Vernunft, also Grundsätze oder Maximen, die vom Intellekt anerkannt werden. Die Pflege des Erkennens iſt daher eine ideale Aufgabe, die ihren Wert nicht aus der Rücksicht auf praktischen Nutzen zu entnehmen braucht. Zu demselben Ergebnis gelangen auch die religiösen Beſtimmungen der sittlichen Forderungen. So lautet ein bekanntes Wort: »Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt«. Dasselbe Poſtulat formuliert Plato als »ὁμοιοῦσθαι θεῷ«. Da nun das vollkommenſte Wesen seit Anaxagoras als allwissend gedacht wird, ergibt sich auch hieraus wieder die Folgerung, daß die reine, um keine praktischen Konsequenzen bekümmerte Pflege des Wissens zu den sittlichen Aufgaben gehört, die der Menschheit geſtellt sind. Wollte man sich auf das, was im vollen Sinne des Wortes nütz- lich iſt oder möglichen Nutzen in Aus- sicht ſtellt, beschränken, so würde man diese Aufgabe nicht erfüllen.




Die letzten Erwägungen führen aber schon auf eine dritte, nämlich eine metaphysische Rechtfertigung zu. Wir haben gesagt, vollkommenes Menschentum und damit vollkommene Bewußtheit in Hinsicht auf unsere Stellung in der Natur, auf die Beschaffenheit dieser Natur und auf unseren eigenen Aufstieg aus der Natur zur Kultur sei eine ideale Aufgabe. Manchen wird es genügen, hierbei stehen zu bleiben. Aber es erhebt sich doch noch einmal die bange Frage: wozu dieses Streben? Betrachtet man die rastlose Arbeit an dem Fortschritt der Kultur — hier also der intellektuellen Kultur — rein erfahrungsmäßig, bleibt man dabei »innerhalb der Grenzen der Humanität«, so kommt man zu einem Schlusse, der wenig befriedigt. Denn der Fortschritt der Kultur, an dem wir arbeiten, kann nach allem, was wir wissen, nicht dauernd sein. Wie der einzelne altert und stirbt, so altern und sterben die Völker, so wird auch die Menschheit einmal, wenn die Lebensbedingungen auf der erkaltenden Erde fehlen, zu Grunde gehen. Mag es auch unberechenbar lange dauern, einmal wird die Menschheit sterben. Dem ermüdeten Kämpfer gleiten die Waffen, mit denen der Sieg des Geistes über die Natur errungen wurde, aus der erstarrenden Hand, die Natur verschlingt in einem eisigen Grabe das Leben, das ihr entsprungen war, mit ihm erlöscht die strahlende Flamme der Wissenschaft, und auf der öden Oberfläche des Planeten ist es, als ob nichts gewesen wäre.

Man fragt sich also: wozu das Weiterkämpfen und Vorwärtsstreben, wenn das letzte Ziel ein alles verschlingender Abgrund ist? Ich habe das eine »bange« Frage genannt. Es gibt Naturen, die solche Stimmungen nicht in sich aufkommen lassen. Sie werden mit tapferem Entschlusse sagen: »Wohlan! Wir ringen uns mit den Waffen des Intellekts hinauf auf die Sonnenhöhe der Kultur und suchen uns möglichst lange auf dieser Höhe zu erhalten. Mag dann der Untergang kommen, wenn es sein muß — die Menschheit kann im Sterben dennoch befriedigt sein; sie besaß es doch einmal, was so köstlich ist.« Aber nicht alle Menschen vermögen sich in dieser Weise von dem trostlosen Eindruck loszureißen, den ihnen das Leben innerhalb der Grenzen der bloßen Humanität macht. Solche Naturen können eine Stütze nur in der Metaphysik finden, sei es, daß es sich für sie um die metaphysischen Unterlagen einer bestehenden Glaubensgemeinschaft handelt, sei es, daß sie ihre Zuflucht in einer unabhängigen philosophischen Weltanschauung suchen. In beiden Fällen stoßen wir auf eine gemeinsame Grundüberzeugung, nämlich den Glauben an übermenschliche Zwecke. Wenn das Leben der Menschheit umfassenderen geistigen Zusammenhängen angehört, dann kann man hoffen, daß die Kulturarbeit, auch wenn sie, mit irdischem Maße gemessen, wieder ins Nichts versinkt, doch nicht umsonst getan ist.

Ein solcher Glaube kann sehr unbestimmt und völlig frei von egoistischen Motiven sein. Er bedarf z. B. nicht notwendig der Annahme einer persönlichen Fortdauer. Man kann sich das dadurch klar zu machen suchen, daß man von einer einzelnen Vorstellung in einer einzelnen Seele ausgeht. Ein guter oder böser, schöner oder häßlicher Gedanke steigt in der Seele auf, erreicht die Höhe des Bewußtseins und sinkt wieder ins Unbewußte hinab. Er ist als solcher tot und unwiederbringlich dahin; vielleicht regt sich auch niemals eine Erinnerung an den vergangenen. Aber er ist dagewesen und hat in dem Zu-



sammenhang des Seelenlebens gewirkt und wirkt immer noch nach, wenn er längſt versunken iſt: die Seele würde nicht dieselbe sein, wenn er nicht dagewesen wäre. So verhält es sich in größerem Maßſtabe auch mit der einzelnen Seele selbſt. Auch sie taucht aus unerforschlichem Dunkel empor, erhebt sich auf die Höhen des Daseins und sinkt wieder ins Dunkel zurück. Aber sie hat auf die Menschheit gewirkt, und diese wäre nicht ganz dieselbe, wenn die Seele nicht exiſtiert hätte. So könnte es sich auch mit der ganzen Menschheit und ihrer Kulturarbeit verhalten. Sie entſteht und blüht und reift und ſtirbt. Aber sie gehört irgendwie einem dauernderen Konnex übermenschlicher Zwecke an, und dieser Konnex — vielleicht iſt auch er nur der »Saum des Kleides« — würde nicht ganz derselbe sein, wenn nicht das Ringen der Menschen um Bewußtheit des Daseins gewesen wäre.

Eine Geschichte der indischen Kunst.

Von
H. Oldenberg.

Die indische Kunſt iſt von der Forschung bis jetzt etwas ſtiefmütterlich behandelt worden. Die Energie wissenschaftlicher Arbeit, die der ägyptischen, der vorderasiatischen, der oſtasiatischen Kunſt oder die andrerseits der indischen Literatur, den indischen Religionen zugute gekommen iſt, hat sich ihr nicht zugewandt. Die Ursachen sind kaum schwer zu erkennen. Mehr noch als die Entfernung, die Abgelegenheit bedeutendſter Denkmäler von den großen Verkehrsſtraßen, die Unzugänglichkeit indischer Fresken im Gegensatz etwa zu japanischen Holzschnitten sind offenbar innere Gründe hier entscheidend gewesen. Mit der monumentalen Wucht der ägyptischen Kunſt läßt sich die indische so wenig vergleichen wie mit der wundervoll geiſtreichen Feinheit der japanischen. Ihr fehlt der faszinierende Reiz, der darauf beruht, daß den Beschauer das Werk, das er vor Augen sieht, in allerfernſte Tiefen der Vergangenheit zurückführt: denn auffallend spät — für unser jetziges Wissen im 3. Jahrhundert vor Chr. — beginnen die uns erhaltenen Denkmäler. Die indische Kunſt hat auch nicht, wie die ägyptische und die vorderasiatische, auf die Kunſt Griechenlands Einflüsse geübt, durch die sie dann weiter dem ganzen künſtlerischen Leben des Abendlandes Wirkungen aufzuprägen vermocht hätte. Die vornehmſten Schöpfungen des indischen Geiſtes liegen nun einmal auf anderem Gebiete als dem der Kunſt; sie liegen zum großen Teil in Sphären, die künſtlerisches Tun im Grunde eher von sich fernhalten als ermutigen. Die Innerlichkeit des buddhiſtischen Jenseitsideals verlangt keine Verkörperung, und, ſtreng genommen, verträgt sie keine. Es iſt doch nur ein leiser Abglanz jenes Ideals, der auf den Zügen der Buddhabilder ruht. Der Buddhiſt im vollſten Sinne des Wortes bedarf solcher Bilder nicht und wird sie ganz gewiß nicht zu schaffen versuchen. Für ihn drückt sich des Meiſters Wesen in andrer Geſtalt, in anderen Geſtaltlosigkeiten aus . . .



Es konnte doch nicht anders geschehen, als daß die rege Arbeit der letzten Jahrzehnte, die immer planmäßiger und erfolgreicher fortschreitenden Ausgrabungen, die an Museen wie denen von Calcutta und Lahore zentralisierte Tätigkeit eine sehr erhebliche Fülle von Werken indischer Kunst zutage förderte. Die Publikationen vor allem Cunninghams lehrten uns die älteste erhaltene, dem Wirksamwerden des griechischen Einflusses vorangehende Entwicklungsstufe der indischen Plastik kennen. Grünwedel, Foucher u. a. begründeten unser Wissen von jener merkwürdigen Kunst des indischen Nordwestens, in der die Nähe und Einwirkung der Griechenwelt sich so sichtbar ausprägt. Zugleich durch das Erscheinen indischen Inhalts in griechischem oder doch halbgriechischem Gewande und durch die Unerschöpflichkeit der Beziehungen auf die buddhistische Legendenwelt, durch die Bedeutung dessen, was sich hier für die Erkenntnis der Geschichte dieser Legenden ergab, zog jene gräkobuddhistische Kunst das Interesse besonders intensiv auf sich. Auch die ältesten oder annähernd ältesten Denkmäler der indischen Malerei, die an eigenartigen Schönheiten reichen Fresken von Ajanta, fanden eine ihrer würdige Behandlung vor allem durch Griffiths, der sich auf das liebevollste in sie versenkte und langjährige Arbeit ihnen gewidmet hat. Es ist klar, welch dringendes Bedürfnis nunmehr dahin ging, daß alle diese und so viele andere größere und kleinere Fragmente indischer Kunstgeschichte sich zu einem Ganzen zusammenschlossen.*) Dem eifrigen Arbeiter, der dies Ganze zu schaffen versucht hat, gebührt der alleraufrichtigste Dank. Auch wenn man der Ansicht ist — wie ich es bin —, daß das Werk unerfüllte Wünsche übrig läßt, wird man doch für fraglos halten, daß dem Verfasser sehr Wichtiges gelungen ist. Von den Anfängen bis zur Gegenwart begleitet sein Werk die Entwicklung der indischen Plastik, Malerei, Kleinkunst — etwas weniger eingehend die der Architektur, deren besonders geartete Probleme schwer zu ihrem Recht kommen, wenn man ihnen nicht eine eigene Behandlung widmet. Die indisch-muhammedanische Kunst wird eingehend geschildert. Über das eigentliche Indien hinaus greift die Darstellung nach Ceylon und Java, nach Nepal und Tibet, dazu in jene eben jetzt durch die hochbedeutenden Entdeckungen M. A. Steins und der an ihn anschließenden Reisenden unserer Kenntnis eröffneten Regionen Zentralasiens, die sich kunstgeschichtlich wie religionsgeschichtlich so eng an Indien anschließen. Diese gewaltigen Stoffmassen zu beherrschen erfordert eine Arbeitskraft, eine Unermüdlichkeit, wie sie der glücklichen Begabung eben Vincent Smiths in der Tat eigen ist. Ins letzte Innere aber der hier sich auftuenden Probleme hinabzusteigen, ihrer Tiefe und ihrer Feinheit vollauf gerecht zu werden: läßt sich erwarten, daß es dem vielseitig tätigen Historiker, Antiquar, Numismatiker gelingen werde, von dem sich schwerlich, scheint es, sagen läßt, daß er in den Sphären von Kunst und Kunstgeschichte seine seelische Heimat hat? Sein Buch erscheint als ein Nebenprodukt — in der Tat als ein geradezu imposantes Nebenprodukt — von Arbeiten, die auf äußerlich benachbarten, innerlich doch recht anders gearteten Gebieten wichtige Erfolge erreicht haben. Von einer gewissen Äußerlichkeit ist, wo künstlerische Werte

*) Vincent A. Smith, A History of Fine Art in India and Ceylon from the earliest times to the present day. With 386 illustrations. Oxford (Clarendon Press) 1911.

in Frage kommen, seine Denk- und Redeweise nicht frei. Er iſt schnell bereit, auf die Darſtellung der Erscheinungen seine Kritik folgen zu lassen, seine bisweilen etwas schematischen Zensuren zu erteilen oder auch die Würdigungen von Gewährsmännern, die ihm Vertrauen einflößen, zu übernehmen. »In criticism the judgements of experts have been utilized as far as possible«, sagt er. Hätte diesen Satz der Winckelmann der indischen Kunſtgeschichte, den wir ersehnen, niedergeschrieben? Doch bis uns ein günſtiges Geschick den erweckt, nehmen wir mit allem gebührenden Dank hin, was uns hier gegeben wird: die eigene Arbeit des Verfassers und den Ertrag davon, daß er erfolgreich fremde Hilfe von vielen Seiten, in Indien und in Europa, seinem Werk dienſtbar gemacht hat — nicht an letzter Stelle die reiche und erfreuliche, auch viel bisher Unveröffentlichtes bietende bildliche Ausſtattung, einen überaus wertvollen Schmuck des Buchs.

Ich versuche nun hier in der Kürze, einen Teil der Entwicklungen, deren Geschichte Smith schreibt, durch wenige Schritte zu begleiten. Ich wähle das Gebiet der Skulptur, für welches ältere und sehr viel reichlichere Funde vorliegen, als für die Malerei. Dabei fasse ich vor allem die Zeiten des höheren Altertums ins Auge.

»Indische Kunſt iſt nur eine Manifeſtation der asiatischen Kunſt«: diesen Satz ſtellt Smith seiner Darſtellung voran. Doch gibt es eine Kunſt, auf die der volltönende Name einer Kunſt Asiens, des ungeheuren Asien, zuträfe? Hat es sie je gegeben? Zusammenhänge, die über Indiens Grenzen in einen anderen Teil Asiens, nach Persien weisen, machen sich in der alten indischen Architektur, hier und da auch in der Plaſtik, in der Tat deutlich fühlbar. In der Hauptsache aber iſt es doch offenbar national-indische Kunſt, die in den Skulpturen der großen buddhiſtischen Reliquiendenkmäler von Barhut, von Sanchi uns vor Augen tritt. Und wie dann die indische Skulptur in der Tat durch einen übermächtigen fremden Einfluß berührt wird, liegen Heimat und Zentren der beeinflussenden Kunſt keineswegs in Asien, sondern in Europa.

Was wir von älterer indischer Plaſtik besitzen, hat mit der Verherrlichung königlicher Macht, ſtaatlicher Größe wenig zu tun. Der Charakter dieser Kunſt iſt durchaus religiös und zwar überwiegend buddhiſtisch, wobei natürlich, wie schon berührt wurde, nicht an den Buddhismus im engſten und ſtrengſten Sinne des Worts, an die Lehre vom Weltleiden und vom Nirvana gedacht werden muß: es handelt sich vielmehr um den von unerschöpflicher Luſt am Fabulieren erfüllten Buddhismus, um diesen eifrigſten Erzähler des erzählungsreichſten Landes der ganzen Welt. Buddhas Leben und vor allem die Erweiterungen, mit denen die indische Phantasie in ihrer Überfülle die Geschichte dieses Lebens umgeben hat: das iſt das große Hauptthema der altindischen Skulptur. Davon erzählt sie mit unerschöpflichem Behagen. Die Tore des Reliquienmonuments von Sanchi sind mit einer Flut von Relieftafeln bedeckt, jede einzelne bis zum Rand, bis in alle Ecken hinein übervoll von plaſtisch Dargeſtelltem. Nirgends leerer Raum, freie Luft. Man hat den Eindruck großer Ameisenhaufen von Figuren, unübersehbar wie in der buddhiſtischen Literatur das Jātakabuch, die Sammlung der Geschichten von Buddhas früheren Geburten, oder wie — vermutlich ungefähr im selben Zeitalter — das Riesenepos Mahābhārata zu dem undurch-

dringlichen Chaos von Erzählungen über Erzählungen geſtaltet worden iſt, als das es durch die Jahrtausende fortlebt. Wir sehen auf den Skulpturen von Barhut und Sanchi das ſtädtische Leben des buddhiſtischen Indien, Paläſte und Straßen, Feſtzüge, Könige und Vornehme in Wagen fahrend oder auf Elefanten reitend. Wir sehen Parks und Lotusteiche, Waldeinsiedeleien brahmanischer Asketen, Getier aller Art, den Hahn, der auf dem Baume sitzt, und den die Katze herunterzulocken sucht, Affen, Pfauen, Krokodile. Oft herrscht eine behaglich humoriſtische Stimmung: so in jenem Relief, das vermutlich eine noch nicht wiedergefundene Situation aus einer der Geburtsgeschichten darſtellt (Smith Fig. 41), wo eine Herde von Affen beschäftigt iſt, an einem mächtigen, etwas leidend dasitzenden Riesen eine Zahnoperation vorzunehmen. Die Zange, die den Zahn gefaßt hat, iſt an einen Strick gebunden. An den Strick aber iſt ein Elefant gespannt, der von den Affen geführt in gravitätischer Ruhe davonschreitet und so dem Patienten Befreiung von seinen Leiden in Aussicht zu ſtellen scheint.

Betrachten wir nun näher den Aufbau eines beliebig gewählten dieser erzählenden Reliefs. Eine Überschwemmungsszene wird dargeſtellt (Smith Fig. 48, Mittelſtück). Die Geschichte, um die es sich handelt, iſt aus den heiligen Texten der Buddhiſten bekannt sie gehört dem Kreis von Erzählungen an, die es mit den Anfängen von Bud dhas Lehrtätigkeit zu tun haben. Es wird berichtet, daß sich der Meiſter bei brahmanischen Einsiedlern aufhielt. Der Fluß, an dem die wohnen, iſt übergetreten. Während Buddha trocken inmitten der Fluten wandelt, fürchten die andern für ihn und machen sich mit einem Kahn auf, ihn zu retten. Was zeigt uns nun das Relief? Es iſt eine viereckige Tafel, etwas höher als breit. Ihr Inhalt gliedert sich ſtreng symmetrisch in drei geraden von unten nach oben reichenden Streifen. Die beiden Streifen zur Rechten und Linken werden von je drei großen Bäumen eingenommen, auch sie von dem alles überflutenden Wasser umspült. Jedesmal erscheint der Fuß des oberen Baumes über dem Gipfel des unteren. Was hinter dem anderen gedacht iſt, zeigt man gern über dem andern. Im Mittelſtreifen unten sieht man Brahmanen daſtehen mit Gebärden des Staunens oder der Furcht; iſt wirklich, wie man aus gewissen Anzeichen hat entnehmen wollen, der eine von ihnen, der mitten unter den andern zu ſtehen scheint, in Wahrheit als der Länge nach am Boden ausgeſtreckt zu denken? Über ihren Köpfen, im Relief sehr ſtark hervortretend, ein paar gewundene Hügel, die Wellen sein sollen. Sie würden den Männern auf den Kopf zu fallen drohen, wäre nicht zwischen Wellen und Menschen ein großes, horizontal gerichtetes brettartiges Ding zu sehen, vermutlich eine Steinplatte. Gehen wir dann in diesem Mittelſtreifen von unten nach oben weiter, so folgt — soll man sagen auf den Wellen oder über den Wellen? — ein Boot mit Rudernden; es mögen jene selben Brahmanen in einem späteren Stadium des Vorgangs sein. Oben dann über deren Köpfen Wasserpflanzen und Wasservögel; ein Krokodilskopf taucht auf. Man wird die Hauptperson des Ganzen suchen: man findet sie nicht. Auf den Werken dieser alten Zeit, die doch fortwährend von Buddha erzählen, iſt er nirgends dargeſtellt. Hier und da vertreten ihn Symbole. Es wird vornehmlich religiöse Scheu gewesen sein, welche diese alles unbefangen darſtellende Kunſt

davon zurückhielt, sich an die Person des Heiligen zu wagen. So fehlt dem Relief sein natürlicher Mittelpunkt. Wäre die Buddhagestalt sichtbar, so ist doch recht fraglich, ob es dem Künstler gelungen wäre, ihre beherrschende Bedeutung anders als ganz äußerlich fühlbar zu machen. Manches einzelne auf der Tafel — so die Bewegung einiger Wasservögel — ist nicht ohne frische, lebendige Natürlichkeit. Aber diese Frische ist doch nur eine Frische tastender Kindlichkeit, die über äußerste Unbeholfenheit, ja Hilflosigkeit nicht hinauszukommen weiß. Mögen wir mit dankbarer Freude auf diese Bilder hinblicken, in denen Erinnerung an große Zeiten geistigen Ringens sich erhalten hat: das können wir nicht übersehen, daß dieser Plastik ein tieferes Eindringen in Struktur und Leben des menschlichen Körpers nicht gelungen, ja von ihr nicht ernstlich versucht ist. Man empfindet das sehr lebhaft an den großen Einzelfiguren, wie den Göttinnen vom Stūpa von Barhut, die Smith Fig. 44, 45 gibt. Körper, unter deren Hautflächen der Beschauer nichts vom lebendigen Spiel der Muskulatur, von der festen Struktur des Knochengerüsts empfindet. Ich glaube nicht, daß darüber mit der Bemerkung wegzukommen ist, welche Smith macht, der indische Körper sei nun einmal »much more smooth and rounded« als der europäische. Auch indische Beine, Arme, Finger sind nicht solche Wülste, wie uns hier gezeigt werden. Einzelne Ausnahmen — sehr befremdende — finden sich. Aber im ganzen hat man den Eindruck, daß der Körper doch eben nur von außen gesehen ist, daß man nicht auch nur auf dem Wege ist, seine Gesetzmäßigkeiten zu erfassen, deren Erkenntnis allein davor bewahrt, daß Bewegung beständig zur Verzerrung wird.

Und nun greifen in diese Anfänge plötzlich neue Einflüsse umwälzend ein. Daß sie von außen kommen, ist sofort klar. Ein geistvoller und phantasiereicher moderner japanischer Kunstschriftsteller, bedacht auf asiatischem Boden die Rechte asiatischer Kunst zu wahren, hat an das China der Han-Dynastien (etwa je 200 Jahre vor und nach Chr.) gedacht. In Wahrheit ist nicht der leiseste Zweifel — für europäische Forscher steht das längst fest —, daß es sich, wie schon oben bemerkt wurde, um griechische Einflüsse handelt. Wie später die alte von Vedazeiten her stammende indische Astronomie, die in ihrer primitiven Unschuld der alten nationalen Skulptur Indiens wohl verglichen werden kann, gräzisiert wird, so wird es jetzt diese Skulptur, genauer gesagt die Skulptur des indischen Nordwestens. Wir wissen keine bestimmten Jahreszahlen für diesen Vorgang zu geben; ganz ungefähr mag das erste Jahrhundert n. Chr. den Höhepunkt dieser gräkoindischen Skulptur darstellen, an deren Seite eine gräkoindische Malerei gestanden haben wird. Was hier auf Indien gewirkt hat, ist, wie sich von selbst versteht, nicht die hohe griechische Kunst der besten Zeit, sondern die schon stark der Dekadenz zuneigende. Sie bringt den Indern ein vollkommen neues Wissen vom menschlichen Körper, vom Gewand und seinen Falten. Eine andere Kunst der Komposition. Statt der übereinander gepackten oder durcheinander geworfenen Einzelheiten des alten Stils erscheinen jetzt die harmonischen Rhythmen griechischer Reliefs. Luft tritt herein, freier Raum öffnet sich. In mannigfachsten Abstufungen steht diese Kunstübung den griechischen Vorbildern bald näher, bald entfernt sie sich von ihnen. In der nach wie vor auch jetzt dominierenden Behand-

lung buddhiſtischer Sujets vollzieht sich die große Neuerung — wenigſtens wissen wir nicht, daß sie sich schon vorher vollzogen hätte —: man überwindet jene alte halb fromme, halb hilflose Scheu und wagt sich an die Geſtalt des Buddha selbſt. So erhalten die Szenen aus seinem Leben ihren Mittelpunkt. Vor allem entſteht das sitzende Buddhabild, das dann von diesem Ausgangspunkt aus als ein Symbol höchſter über dem Weltleben thronender Vollendung durch so ferne Weiten Asiens seinen Weg gemacht hat. In jugendlicher Schönheit zeigt manche dieser gräkoindischen Skulpturen (so eine in Berlin befindliche, Smith Tafel XXVI) die Geſtalt des Welterlösers. Tiefſte Ruhe, entnommen der Unfertigkeit alles Suchens und Wollens, jeder Bewegung, liegt über dem Thronenden. Man meint in seinem Antlitz einen apollinischen Anflug zu erkennen, nur daß ſtatt des siegreich-männlichen Wesens des Apollo ein faſt weiblicher Zug hervortritt. Wie hoch ſteht das Können, das sich hier entfaltet, über den kindlichen Versuchen der Künſtler von Barhut und Sanchi! Und doch, iſt dies Können nicht durch einen Verzicht auf letzte, vollſte Echtheit erkauft? Die Kluften zwischen der Nation, der Kultur, die das Apolloideal geschaffen hat, und jener andern, deren höchſte Genialität sich in dem Weisen aus dem Sakyahause verkörpert: können sie denn in Wahrheit überbrückt werden? Die gräkoindische Kunſt, scheint mir, hat etwas von einer Literatur, in der die Schaffenden eine fremde Sprache zu bemeiſtern versuchen: eine reichere, feiner entwickelte Sprache, aber es iſt nicht ihre Muttersprache.

Nur in einem Teil Indiens, einem verhältnismäßig kleinen Teil hat diese halbgriechische Kunſt ihre Blüte entfaltet, und bald iſt sie verschwunden, wie aus diesen Ländern die griechische Herrschaft verschwunden iſt und dann auch die Herrschaft jener aus dem inneren Asien eingedrungenen Eroberer, auf deren Münzen wir griechische Schriftzeichen lesen, und die wir zu den Patronen der gräkoindischen Kunſt zählen dürfen. Die Förderung aber, welche der Einfluß dieser Kunſt der national-indischen Kunſtübung gebracht hat, ging nicht verloren. Ein unvergleichlich ſtärkeres Können, als der alten Zeit eigen war, hatte man erworben, sichereren Geschmack, verfeinerten Schönheitssinn, während der hybride Zug, den jene Kulturmischung mit sich geführt hatte, abgetan wurde. So finden wir jetzt nach der Griechenzeit die indische Kunſt vielleicht auf der höchſten Höhe, die sie erreicht hat. Unter den Werken dieser Glanzperiode ſtehen die wundervollen Reliefs des Stūpa von Amarāvati (um 200 n. Chr.) voran. Man wird bedauern, daß Smith durch äußere Umſtände, wie die bequeme Zugänglichkeit eines Teils dieser Werke im Britischen Museum, sich hat zurückhalten lassen, in seinem Text und seinen Illustrationen den Skulpturen von Amarāvatī die Geltung einzuräumen, die der Kunſthiſtoriker ihnen schuldet. Würde ein Geschichtschreiber der klassischen Kunſt über die Parthenonskulpturen rasch hingehen, weil jedermann die in London leicht sehen kann? Bald folgt dann, vor allem durch Ausgrabungen der letzten Zeit uns nahe gerückt, das schaffensfrohe Zeitalter, das wir nach der Dynaſtie der Guptas (von 319 n. Chr. an) benennen. Hier sieht man auch im Bereich der Kunſt die Vorherrschaft buddhiſtischer Tendenzen immer entschiedener ins Wanken kommen; auch auf diesem Gebiet kündigt sich der bevorſtehende Sieg des Vischnu-, des Schivaglaubens an. Nicht zufällig



trifft die Kunstblüte unter den Guptas mit der gleichzeitigen Blüte der klassischen Literatur Indiens zusammen. Beide zeigen eng verwandte Züge, dieselbe Zartheit, Weichheit, Üppigkeit, Sinnenfreude. In beiden herrscht dieselbe Neigung zum Ungeheuren und Maßlosen, weht derselbe Gluthauch, aufsteigend aus den Tiefen der Hindunatur, des Wildenbluts, das dort dem Arierblut sich vermischt hat. Reine, den Stoff siegreich der Form unterwerfende Vollendung ist den Schöpfungen dieser bildenden Kunst so wenig eigen wie der klassischen Poesie, die neben ihr steht. Aber als echter und wahrer Ausdruck der nationalen Kultur jenes merkwürdigen Volkes werden zusammen mit den Dichtungen auch die Skulpturen, werden Gemälde wie die von Ajanta unserm höchsten Interesse begegnen. Darin, daß diesem Interesse die ersehnte Nahrung geboten wird, bezeichnet das Buch Smiths einen Schritt vorwärts — keinen kleinen Schritt.

Romain Rolland's „Jean-Christophe".

Von

Ernest Seillière.

Romain Rolland, Professor der Ästhetik an der Universität Paris (wo er in diesem Winter über Mozart liest) hat sich zuerst durch einige historische oder philosophische Dramen: Danton, Der 14. Juli, dann durch schöne Künstlerbiographien, so einen Beethoven, einen Michelangelo, bekannt gemacht. Und seit 1904 hat er eine Art großen Romans oder Prosagedichts zu schreiben begonnen, das bis jetzt neun Bände füllt und mit einem zehnten abgeschlossen werden soll. Der Held dieses umfänglichen Abenteuerromans ist ein Musiker von genialer Begabung, Johann Christoph Krafft, in einer Residenzstadt des Rheinlandes geboren, vor etwa dreißig Jahren, als Untertan eines Bundesfürsten des Deutschen Reiches.

Bis gegen das zwanzigste Lebensjahr ist der Schauplatz seiner Erziehung und geistigen Entwicklung, seiner Lehrjahre, die kleine Geburtsstadt. Die Schilderung dieser Zeit enthält der erste Zyklus der Erzählung, der im besondern den Titel Jean-Christophe führt und noch genauer Jean-Christophe in Deutschland heißen könnte. Er umfaßt vier Bände: L'Aube, Le Matin, L'Adolescent, La Révolte und bildet nach unserer Ansicht den vollendetsten, am besten komponierten Teil des Romans als Kunstwerk betrachtet. Am Schlusse dieses ersten Abschnitts seiner Existenz, — einer ununterbrochen bedrückten, von Armut und Verkommenheit in seiner nächsten Umgebung, dazu vor allem noch von der Tyrannei der kleinbürgerlichen Lebensanschauung gepeinigten Existenz — gerät der Held, dessen innerstes Wesen sich der Musik, wie seine Sinne der Liebe aufgetan haben, in einen blutig endenden Streit zwischen Bauern und Soldaten. Er muß nach Frankreich entfliehen, in das Land, nach dem ihn ohnedies schon eine geheime Sympathie hinzieht.

Der zweite Zyklus dieses Romangedichts, Jean-Christophe in Paris, besteht aus drei Bänden: La Foire

Aus dem franz. Mpt. übers.

sur la place, Antoinette, Dans la Maison. Es sind die Wanderjahre dieses neuen Wilhelm Meiſter, der jetzt mit allen sozialen Schichten des heutigen Frankreichs in Berührung kommt und sie nacheinander vom Standpunkt seiner geiſtigen und gemütlichen Bedürfnisse und Ziele beurteilt. La Foire sur la place iſt eine bittere Kritik der speziell Pariser Kultur, der Boulevardsbildung. Antoinette und Dans la Maison dagegen heben die gesunden Beſtandteile des französischen Volksgeiſtes heraus und verteidigen sie. Der dritte, noch nicht vollendete Zyklus des Werkes endlich trägt den Titel La fin du Voyage und wird drei Bände zählen, von denen zwei schon vorliegen: Les Amies und Le Buisson ardent. In Les Amies dringt der nunmehr berühmt gewordene Jean-Chriſtophe immer weiter in die französische Gedankenwelt ein und knüpft Beziehungen mit den vorgeschrittenen Elementen der Arbeiterbevölkerung an. Dann aber begeht er auch in Paris eine Gewalttat ähnlich der, die ihn aus seinem Vaterlande vertrieben hat, und flieht nach der Schweiz. Hier unterliegt er einer Leidenschaftskrisis, heftiger als irgend eine der früheren, und ein begeiſterter Schaffenstrieb bricht in ihm hervor, so ungeſtüm und reich wie nie vorher. Es iſt in der Tat der göttliche Anhauch auf einem neuen Berge Horeb; der feurige Busch verkündet dem Eroberer des Gelobten Landes eine übermenschliche Bundeshilfe.

I.

Die Aufnahme dieses originalen Werkes in Frankreich entsprach durchaus den sehr offen vorgetragenen Anschauungen seines Urhebers. Es hat die wärmſte Bewunderung erregt durch das ganz außerordentliche psychologische und poetische Talent, das mit ſtaunenswerter Fülle aus ihm spricht und es nach unserer Meinung zu einer der Meiſterschöpfungen, einer der bezeichnendſten geiſtigen Kundgebungen aus dem Anfang unseres Jahrhunderts macht. Zugleich aber iſt Romain Rolland, besonders in der Foire sur la place, mit so bittrer, so schonungsloser Kritik faſt gegen alles, was in der Kunſt, in der Presse oder in der gegenwärtigen Pariser Gesellschaft in Geltung ſteht, aufgetreten, daß ihn seitdem eine Fülle mehr oder weniger verſteckten Grolles begleitet, ein Groll, der sich vorzüglich durch Schweigen ausspricht. Sein Jean-Chriſtophe iſt darum bisher sehr wenig besprochen worden vor allem in den einflußreichen Organen der öffentlichen Meinung. Das iſt indessen für unabhängige Geiſter gar kein Grund, aus diesem wunderbaren, reichen und ſtärkenden Quell nicht zu trinken. Ihnen möchten wir den Weg dazu weisen; und obwohl wir uns, wie wir zu zeigen gedenken, durchaus nicht ohne Vorbehalt dem anschließen, was uns das Wesentliche in den Überzeugungen des Verfassers zu sein scheint, wollen wir doch vor allem andern seiner unleugbaren Meiſterschaft huldigen.

Allerdings, das müssen wir zugeben, iſt es eine recht heikle Sache, gerade deutschen Lesern die Lektüre von Jean-Chriſtophe zu empfehlen, denn in den erſten vier Bänden des Werkes werden sie an einer oft recht scharfen Kritik der durchschnittlichen deutschen Geiſtesart, ja selbſt der großen Männer germanischen Blutes Anſtoß nehmen. Und doch müssen diese Leser, wenigſtens die beſten unter ihnen die zur Abwehr, ja vielleicht zum Angriff reizenden Rückwirkungen unterdrücken können, welche die bisweilen allerdings recht groben Ausfälle erregen mögen. Darum



wollen wir hier auf das Vorwort hinweisen, mit dem Rolland seinen vierten Band einleitet, sicherlich infolge einiger durch die drei ersten Bände erregten Proteste. »Ich bitte meine und Jean-Christophes Freunde, niemals unsere Urteile für endgültig zu halten. Was hätten wir vom Leben, wenn es uns nicht hülfe, unsere Irrtümer zu korrigieren, unsere Vorurteile zu überwinden, täglich Herz und Gedanken reicher zu machen? Wir wissen wohl, daß wir irren. Und wenn wir unsere Irrtümer erkannt haben, dann werden wir härter urteilen als ihr!« Solche Widerrufe werden in der Tat kommen, ja fast zu unbefangen bisweilen. Besonders den voreiligen Urteilen des jungen Künstlers über sein Heimatland werden ganz andere Aussprüche entgegengestellt werden, ebenso wie sein beim Eintritt ins Leben sehr scharfer Widerwille gegen die Juden bald nachher durch die billigsten Urteile ausgeglichen wird.

Der deutsche Leser, der solche Widerrufe in Anschlag bringen muß, wird außerdem Romain Rolland doch auch zugute halten wollen, daß er — wie seine Bücher beweisen, ein Franzose von heißem patriotischen Empfinden — trotzdem einen Sprossen germanischen Bodens gewählt hat, um in ihn seine eigenen Gefühle zu übertragen. An der Spitze des dritten Bandes seiner zweiten Serie, Dans la Maison, schreibt er: »Ich war ganz einsam, ich erstickte fast, wie so viele andere in Frankreich Lebende, in einer mir feindlichen moralischen Welt; ich wollte aufatmen, ich wollte gegen eine ungesunde Zivilisation ankämpfen, gegen eine durch eine angebliche Elite verderbte Gedankenwelt. Dazu brauchte ich einen Helden mit reinen Augen und reinem Herzen. Jean-Christophe entlastet sein Gewissen und meines. Meine Freunde und ich haben ihm viel von unserm gemeinsamen Innenleben gegeben!« Eine solche Sprache beweist einen seltenen Mut auf französischem Boden. Außerdem zeigt Rolland seine Sympathie für Deutschland noch zur Genüge durch seine eingehende Kenntnis der Kultur dieses Landes; vor allem seiner Musik, aber auch seiner Literatur. Ein Zeugnis dafür ist seine Vorliebe für die schlesischen Dichter des 17. Jahrhunderts und die glücklich gewählten Zitate, die er aus ihren Gedichten bringt. Und ganz vollendet sind doch einige rein deutsche Episoden seiner Erzählung, die der Sabine Fröhlich z. B. und vor allem die entzückende Szene, die den jungen Krafft mit dem alten Kapellmeister Schulz und seinen beiden Freunden zeigt (in La Révolte); Seiten, Gottfried Kellers würdig — auf dessen Einfluß sie auch zurückzuführen sind — und die, gut übersetzt, nach unserer Meinung in jeder Anthologie der heutigen deutschen Literatur Platz finden könnten.

Wir wollen übrigens auf einen Weg hinweisen — ohne ihn indeß ausdrücklich zu empfehlen —, der die Erregung deutscher Leser dämpfen kann, falls sie fürchten sollten, das Buch an die Wand zu werfen, wenn sie darin sogleich einige allzu scharfe Seiten über ihre nationale Kultur antreffen. Sie mögen mit dem fünften Bande des Werkes, La Foire sur la place, beginnen. Das können sie bequem tun, denn er setzt die Kenntnis der früheren Kapitel des Berichts nur wenig voraus. Da werden sie, wenn nicht die französische, doch die Pariser Kultur so heruntergemacht finden, daß hiernach die heftigsten »Revolten« Jean-Christophes gegen die moralische Art seiner Landsleute sie wie Schmeicheleien anmuten werden, oder mindestens





doch als entschuldbare, weil jugendliche und unfertige, Einfälle.

II.

Wenn wir zudem den allgemeinen Tendenzen des Werkes noch unmittelbarer nachforschen, so erkennen wir bald in der sozusagen instinktiven Opposition, mit der sich Jean-Christophe zunächst gegen sein Heimatland wendet, die Opposition der ästhetischen, von dem romantischen Mystizismus seit anderthalb Jahrhunderten ausgebildeten Moral gegen die rationelle, erfahrungsmäßige oder bürgerliche Moral, die zugleich Ursprung und Ausdruck des langsam im Menschen entwickelten moralischen Sinnes ist. Diese Entwicklung aber wurde gerade auf deutschem Boden erleichtert durch den Geist der Disziplin, der dem Volke durch den Zwang der Naturbedingungen, unter denen es lebte, und die Lehren seiner Vergangenheit eingeprägt wurde. So ergaben sich jene gesunde Moral der Aufklärung und die Lehren Goethes, nachdem er in den Jahren der Reife von den Illusionen seiner jugendgrünen Romantik zurückgekommen war.

Jean-Christophe dagegen ist ein genial veranlagter Künstler, in dem frühzeitig das Bewußtsein seiner Begabung aufsteigt, und der alsbald Welt- und Lebensanschauung seinem offen zur Schau getragenen ehrgeizigen Streben anpaßt, sich durch Ruhm Macht zu erwerben. Er hat etwas von Beethoven in sich, viel mehr aber von Richard Wagner, bisweilen auch von dem jungen Nietzsche, dem Interpreten der Wagnerischen Ästhetik. Diesen Ehrgeiz, diesen besonders dem Mystiker und Seher eigenen »Imperialismus«, der heutzutage durch künstlerische Schöpfung seine Überlegenheit vor aller Augen dartun will, wie er sie früher in der religiösen Offenbarung und der Priesterherrschaft kundgab, läßt Rolland sehr deutlich zu wiederholten Malen und besonders während der Jugendentwicklung seines Helden hervortreten. Schon in seiner Kindheit hat er bisweilen empfunden, wie ein Gefühl unwiderstehlich »aufschäumenden Zornes« in ihm erregt wurde, ein Gefühl seltsamer Art und wie aus der Ferne erst sich ankündigend; noch unkräftig, wie geknebelt, gelähmt und eingeschnürt, doch schon unruhig arbeitend, dumpf grollend in der Brust dieses Auserlesenen. Nur einige Jahre Leben begehrt er vom Himmel, um sich zum Herrn über die Welt zu machen, wie Napoleon oder vielmehr wie Alexander von Mazedonien, sein Lieblingsheld. Die übermenschlichen Wesen zu schaffen, die er auf der Opernbühne bewundert, das heißt für ihn in Wahrheit Gott auf Erden sein, und sein einstiger Sieg wird die fixe Idee, die den Geist dieses Prädestinierten nicht losläßt. In seiner Auswirkung im einzelnen wird dieses zähe und harte Streben nach Macht noch bestimmt durch das äußerst reizbare Temperament des Kindes. Frühzeitig unterliegt der Knabe ziemlich schweren nervösen Störungen. Er hat Anfälle von Schwindel und Gesichtsverdunkelung, sein Herz schlägt mit einer stürmischen Unregelmäßigkeit, und seine Körpertemperatur während der Nacht springt erschreckend auf und nieder. Und so unterliegt denn auch, wie mit der Pubertät der unruhige Abschluß sexueller Reifung beginnt, Jean-Christophe wirklichen ekstatischen Krisen samt ihrem Gefolge wohlbekannter Visionen. Die Eindrücke seiner ersten Verzückung werden uns beschrieben: »Der Schleier zerriß. Plötzlich umdunkelten sich seine Augen. Er sah in die Tiefe der Nacht. Er sah; er war Gott. Der Gott war in ihm, durch-

brach die Decke seines Zimmers, die Mauern des Hauses. Er erschütterte krachend die Schranken seines Wesens. Die Welt rauschte in ihm hernieder wie ein Katarakt. Er war trunken von diesem Versinken in Gott. Gottesabgrund, Gottesstrudel! Innerste Glut des Daseins, brausender Lebenssturm, unbändige Lebenslust, ziellos, besinnungslos, leben nur um zu leben!« Und solche Anfälle eines mystischen Deliriums kehren, wenn auch nicht so heftig, in der Folge noch öfters wieder, und immer brechen sie unversehens aus den Tiefen einer überquellenden Erregbarkeit auf und lassen ihn ausströmen in jenen pantheistischen Ergüssen, denen alle großen Mystiker der Romantik von Rousseau bis Tolstoi und viele andere Dichter dieser ganzen Zeitperiode so gern sich hingegeben haben.

Wir werden sogleich auf die »revoltierenden« Rückwirkungen gegen seine bürgerliche Umgebung zu sprechen kommen, die dieses Gefühl der Gottesgemeinschaft alsbald in ihm aufregt. Zuvor aber ist darauf hinzuweisen, daß diese Auflehnungen ausgeglichen oder gutgemacht werden durch eine »natürliche Herzensgüte«, so daß der Künstler trotz seiner allzu wenig gezügelten leidenschaftlichen Erregungen uns doch in seinem menschlichen Wesen sympathisch bleibt. Von seinen bösartigen, hinterlistigen Brüdern z. B. »ließ sich der gute Christoph immer wieder anführen. Sein Bedürfnis, geliebt zu werden, war so stark, daß ein freundliches Wort sofort seinen Groll entwaffnete; um ein wenig Liebe hätte er alles verziehen.« Und wie er zum ersten Mal von einem grob sinnlichen Mädchen gewöhnlichen Schlages sich fangen läßt und in seiner nächsten Umgebung ein ärgerliches Aufsehen erregt, weil er sich mit ihr ins Gerede bringt und seinen jüngeren Brüdern ein so schlechtes Beispiel gibt, auch da noch hält er seine Liebe für rein, weil dem Reinen alles rein ist, ganz nach der alten Devise der Mystiker, die durch übermenschlichen Beistand über die sozialen Schranken erhaben sind.

Um ihn zum Fortschreiten auf den außergewöhnlichen Pfaden, die er eingeschlagen hat, zu ermutigen, findet er, sobald er über sich selber klar zu werden beginnt, an seiner Seite die poetische, tolstoiartige Gestalt eines noch instinktiveren, ursprünglicheren Anhängers der ästhetischen Moral, seinen Onkel Gottfried, den bescheidenen Hausierer, der in völliger Übereinstimmung mit der mütterlichen Natur lebt. »Man tut nicht was man will«, so belehrt dieser wandernde Philosoph seinen jungen Neffen. »Man lebt und man will, das ist zweierlei. Alle Theorien, mußt du wissen, selbst die zur Tugend anleitenden, sind einfältig und schaffen nur Unheil. Tu' du dem Leben keinen Zwang an. Achte fromm einen jeden Tag. Bist du gut, so wird alles gut.« Ja gewiß, das ist in der Tat die notwendige wie genügende Bedingung für die fruchtbare soziale Wirksamkeit der ästhetischen Moral. Aber der Mensch ist nicht »gut« von Natur, und ist er's selbst bis zu einem gewissen Grade wenn er auf die Welt kommt, so bedenkt er zu wenig, daß er dieses Gutsein zum größten Teil der strengen sozialen Disziplin verdankt, die seine Vorfahren, nichts ahnend von den »Revolten« des mystischen Ästhetizismus, lange Zeit geübt haben. Zudem läßt sich Jean-Christophe durch sein gutes Herz durchaus nicht abhalten, in seiner unbekümmerten Begeisterung seine Mitmenschen zu opfern unter den Rädern des Wagens, der ihn in schwindelnder Eile zum Tempel

des Ruhms fortträgt. So tötet er mit ahnungslosem Egoismus den alten Schulz in seinem zum ersten Mal befriedigten überschwenglichen Künstlerstolz. Und so auch, wie er sich anschickt seine Mutter zu verlassen, hält ihn sein Gefühl nicht zurück, trotzdem die arme Frau ihn flehentlich bittet. Eine erbarmungslose Gewalt zwingt ihn, um jeden Preis zu werden was er sein soll.

III.

Denn wohl ist Jean-Christophe gut, und das hat er seinen Voreltern zu verdanken. Aber dazu ist in ihm noch, was ihnen fehlte: sein Genie, das ihn immer wieder zu zerbrechen droht an den Schranken, die seine Mitmenschen der unaufhaltsamen Auswirkung seines Ich entgegengestellt haben. Daher diese »Revolte«, die ihn zuerst gegen Deutschland sich wenden läßt, obwohl die ästhetische Moral, die er zur Stütze seiner herausfordernden Entschlüsse formuliert, doch verschiedene der deutschen Romantik zuzurechnende Elemente enthält. Gänzlich mangelt ihm der Verehrungstrieb; je mehr man ihn zu disziplinieren, einen braven deutschen Kleinbürger aus ihm zu machen sucht, desto stärker empfindet er den Drang sich frei zu machen. Er unterliegt auf dem moralischen Gebiet denselben Antrieben wie auf dem musikalischen, wo ihm gerade die von den Regeln der Harmonie verbotenen Akkorde gefallen, Geist und Herz ihm sanft umschmeicheln, süße Schauer seinen Rücken hinabrieseln lassen. Lieber als unsere dürftige Orchestermusik sind ihm die verworrenen Stimmen der Natur, dieser Ozean dumpfer Klänge, aus dem Millionen Wesen sich hören lassen, die wilde Fauna, das freie Reich der Töne, das so viel aufregender ist als die von den menschlichen Melomanen disziplinierten, katalogisierten, nüchtern etikettierten Geräusche. Ebenso stellt er gegen die bürgerliche Moral »freiere«, »wildere« Lebensregeln auf.

Wir sahen, wie damals als ihn infolge der Pubertät die Ekstase ergriff seine Verbindung mit dem die Natur erfüllenden Gotteswesen inniger wurde; aber die unmittelbare moralische Reaktion in ihm nach solcher feierlichen Begegnung ist doch gar nicht erbaulich. Der gewissenhafte Künstler, der jahrelang, selbst wenn er krank war, keine Stunde bei seinen Schülern, keine Probe des großherzoglichen Orchesters versäumt hat, findet jetzt alle Augenblicke nichtige Vorwände, sich seiner Arbeit zu entziehen. Er scheut selbst die Lüge zu diesem Zwecke nicht und empfindet außerdem gar keine Gewissensbisse deshalb, denn die stoischen Prinzipien, nach denen er bisher sein Leben geregelt, die Moral, die Pflicht erscheinen ihm jetzt unwahr, unvernünftig; ihr eifersüchtiger Egoismus erliegt in ihm der Natur, der gesunden, starken, freien Menschennatur. Es ist, wie man sieht, das Glaubensbekenntnis des romantischen Mystizismus, ja Rousseaus eigenes Losungswort. Und diese so bequem definierte Menschennatur wird das einzige Tugendprinzip; nur ein mitleidiges Lächeln noch hat er für die armseligen, schnüffeligen Regeln vorsichtiger Politik, welche die Welt mit dem Namen »Moral« verziert, um ihnen »in feiger Furcht« (peureusement) ihr Dasein unterzuordnen. Diese lächerlichen Maulwurfslöcher! Dies Ameisenvolk! Das Leben wird sie schon zur Vernunft bringen. Es geht vorüber, und fortgefegt in einem Augenblick sind all diese elenden Hindernisse.

Begreiflich finden diese Maximen des ästhetischen Mystizismus eine wenig



freundliche Aufnahme bei den Kleinbürgern rings herum; sie verwerfen sie im Namen der Pflicht. Aber dieser Protest hat bei Christoph keine andre Wirkung, als ihn gegen diese alberne »Pflicht« zu kehren, die jetzt sein persönlicher Feind wird. Man profaniert, so sagt er sich, ihren Namen, wenn man ihn auf »die einfältigste lästige Arbeit«, auf nichtssagende Handlungen mit einer »steifen und hochnasigen« Strenge anwendet, die schließlich das ganze Leben verdüstern und vergiften muß. Da er jedoch nicht so weit gehen mag, die Pflicht überhaupt zu leugnen, so erklärt er sie wenigstens als Ausnahme und will, daß man sie nur anruft, wenn es sich um ein wirkliches Opfer handelt. Man weiß ja, es ist von jeher die Tendenz der Mystiker gewesen, unter verschiedenen Namen den Glauben den Werken entgegenzustellen, die Bekehrungen oder mit einemmal entscheidenden Beschlüsse des ganzen Wesens, das plötzlich von oben erleuchtet wird, den langsamen, aber von den scharfblickendsten Moralisten empfohlenen Anpassungen des Willens, der in Wirkung und Gegenwirkung unter seiner gesellschaftlichen Umgebung nach seinem Gleichgewicht strebt. Und sofort erklärt demgemäß Jean-Christophe, daß die erste aller moralischen Kräfte die Freude ist, und wendet sich verächtlich ab von der bürgerlichen Moral ohne Größe, ohne Glück, ohne Schönheit, der sich nur kränkliche Wesen unterwerfen, welchen jede Anmut, Reiz, Feinheit des Umgangs und stilles Fürsichsein fremd ist. Ein anderer Nietzsche also, der so das Thema der Unzeitgemäßen Betrachtungen aufnimmt.

Rolland gibt übrigens die »Ungerechtigkeit«, deren der Künstler von diesem Augenblicke an seinen Mitbürgern gegenüber sich schuldig macht, in ihrem vollen Umfange zu. Doch er entschuldigt ihn, indem er versichert, daß man in einem gewissen Lebensalter wenigstens den Mut der Ungerechtigkeit haben, mit allen Bewunderungen, allen angelernten Verehrungen aufräumen, Wahrheiten wie Lügen verwerfen, alles leugnen müsse, was man nicht durch eigene Erfahrung hat feststellen können. In der Tat nimmt das Kind eine solche Masse von Albernheiten und Lügen mit den wesentlichen Wahrheiten des Lebens vermischt, in sich auf, daß es die erste Pflicht des sich selbst achtenden aufwachsenden Knaben sei, »das alles wieder von sich zu geben (dégorger)«. Das ist, wie uns scheint, doch eine etwas ausschweifende Lebensvorschrift, die als allgemeine Regel aufgestellt, sehr gefährlich wirken könnte, die aber allerdings für einige Ausnahmegenies gelten mag. Überdies wird Gott sei Dank der junge Mensch sehr wenig imstande sein, alles von sich zu geben, nachdem einmal die wesentliche Schulung in der Gesellschaft seinen geistigen Habitus für immer geprägt hat.

IV.

Eine so heftige Reaktion gegen seine Umgebung erregt in Christoph notwendig die Sympathie für Frankreich, das er dort mehr als irgend eine andre Nation kritisieren hört; er beginnt in Schulbüchern einiges Französische zu lesen. Aber was ihn in den tendenziös ausgewählten Stücken, die er hier findet, vor allem überrascht, ist die erstaunliche geistige Freiheit dieser Franzosen, die bei sich alles kritisieren und so gern geneigt sind, die Vorzüge ihrer Gegner zu übertreiben. Kurz, ihr Mangel an allgemeinem Respekt wirkt auf ihn wie ein »plötzlich hereinstoßender Strom freier Luft«. Wie Hölderlin-Hyperion, wie Nietzsche-Zarathustra glaubt er nicht





länger in Deutschland leben zu können und geht leichten Herzens über die Grenze, um sich in Paris den verschiedenen geistigen Strömungen der Großstadt hinzugeben.

Hier findet er, obwohl er sie in ihren zu ausgeprägten Zügen nicht wiedererkennen will, im wesentlichen dieselbe Moral in Blüte, zu der auch er instinktiv sich bekennt. Aber sie erscheint ihm, wenigstens in gewissen sozialen Sphären, ohne das feste Fundament jener verstandesmäßigen bürgerlichen Moral, von der er sich viel weniger freigemacht hat als er glaubt, und die ihm allein trotz der wenig unterdrückten Triebe seiner leicht erregbaren sinnlichen Konstitution die innere Gesundheit erhält.

In der Tat ist er, ebenso wie Taines Thomas Graindorge, sehr verwundert, da er dieses Pariser Leben in Literatur und Kunst, das ihm aus der Ferne so ruhmumstrahlt entgegenleuchtete, zum ersten Mal näher erblickt. In Deutschland hielt er sich für einen ausgemachten Revolutionär, und hier ist er in seinem innersten Gefühl ein Konservativer geworden. »Wir bei uns«, so sagt er zu seinen ersten Pariser Bekannten, »sprechen immerfort von Idealismus und gehen doch nur unsern Interessen nach; ihr aber seid noch viel schlimmer: ihr versteckt die bei euch heimische Unzucht hinter den Namen der Kunst und der Schönheit.« L'art pour l'art, das ist, so denkt er, ein herrlicher Glaubenssatz; aber es kann »nur ein Glaubenssatz der Starken« sein, d. h. wie uns scheint, der Glaubenssatz solcher Naturen, die durch ihre soziale Umgebung schon von lang her durch eingewöhnte feste Zucht gerüstet sind, die gefährlichen Eingebungen eines zügellosen Imperialismus auszuhalten, welche der ästhetische Mystizismus ebenso wie alle andern Einbildungen einer übermenschlichen Verbindung hervorruft. »Das Leben fest packen, wie ein Adler sein Wild packt, und es hoch in die Lüfte tragen, mit ihm sich in den heitern Raum erheben«, so ruft Christoph aus, »dazu gehören kräftige Fänge, weitspannende Flügel und ein starkes Herz«. Metaphorische Umschreibungen, um die nötigen Bedingungen moralischen Gleichgewichts zu bezeichnen, die wir näher beschrieben haben.

Man ist also verwundert, daß der Musiker nicht seine eigenen Maximen in gewissen Pariser Aphorismen wiedererkennt, die ihn erschrecken, wie er sie von seinen literarischen Freunden formulieren hört: »Die Liebe heiligt alles, was sie berührt. Die sinnliche Lust ist das Ferment der Kunst. Die Kunst kann überhaupt nicht unmoralisch sein. Die Neigung zu sinnlichen Ausschweifungen kann nur die Arbeitslust steigern.« Wir werden noch sehen, daß Le Buisson ardent eigentlich fast dasselbe dartun will. Man belehrt Christoph dann weiter noch, daß die freie Liebe doch zugleich in eleganten Formen auftreten kann, schicklich, geschmackvoll, vornehm, schön, wahr, keusch, moralisch, und daß die Mütter so bald wie möglich ihren Töchtern dieselbe Freiheit ihrer leidenschaftlichen Neigungen ermöglichen müssen, die sie mit soviel Takt und Dezenz bei ihren Söhnen zu schützen wissen. Das sind gewiß äußerst anstößige Behauptungen, aber was auch Christoph dagegen sagen mag, in seiner ästhetischen Moral allein findet er keinen ernsthaften Halt gegen solcherlei Lehren. Um sie zu widerlegen, muß man rationellere, weil erfahrungsmäßigere Lebensregeln zu Hilfe nehmen.

Und das gibt er schließlich auch selber zu kraft seiner ererbten geistigen »Gesundheit«, nachdem ein Schauspiel

wie das in Paris ihn gelehrt hat, gerechter zu sein gegen die kleinen rheinischen Bürgersleute, von denen er vordem so niedrig dachte. Nachträglich jetzt ehrt er die Schätze an Gradheit, Güte, schweigendem Heroismus, die sie unter einer oft rauhen Hülle bergen, die ganze Volkskraft, das Mark der Zukunft. Er erkennt, daß, was ihn »Heuchelei« dünkte, in Wahrheit die »hohe praktische Weisheit« des deutschen Volkes ist, das sich langsam sein erhabenes Ideal aufrichtet, um seine rohen Instinkte zu bändigen und nutzbringend zu machen. Er entdeckt, daß die Völker im Innersten sich umbilden nicht durch plötzliche willkürliche Entscheidungen, sondern durch die Tätigkeit von Jahrhunderten, durch Unglück und Prüfungen, in denen sie über die menschliche Natur und die unscheinbarsten Bedingungen menschlichen Gemeinschaftslebens aufgeklärt worden sind. Solange er selbst unter den Deutschen wohnte, bemerkte er nur ihre Mängel, aber wie wenig bedeuteten die neben ihren großen tüchtigen Eigenschaften! — Ist das nun nicht eine vollständige Genugtuung?

Nachdem so diese notwendige Ehrenerklärung abgegeben ist, läßt Rolland seinen Helden endlich das wirkliche Frankreich kennen lernen, nicht nur die kosmopolitische Gruppe, welche Presse, Theater und Kritik der französischen Hauptstadt beherrscht. Und vor diesem Frankreich fühlt nun auch Jean-Christophe wieder Achtung, bis er selbst in ihm, das vielfach vom sozialen Mystizismus (einem andern Hauptzweig der moralischen Romantik) beherrscht ist, noch eine für seinen Geschmack allzu anarchische geistige Freiheit findet und darum von neuem Deutschland den Vorzug gibt. Charakteristische Schwankungen, der Ausdruck, wie schon gesagt, eines fundamentalen Zwiespalts zwischen der mystischen Moral (auf die der romantische Ästhetizismus ebenso sich gründet wie der romantische Sozialismus) und jener Verstandesmoral, die den besonnenen deutschen Idealismus trägt: zwei im Wider- und Wettstreit wirkende Kräfte, die auszusöhnen und gegeneinander ins Gleichgewicht zu bringen, nach unserer Ansicht die Aufgabe des neuen Jahrhunderts sein wird. Und wir sind fast sicher, daß Christoph, ästhetisch gerichtet in seiner individuellen Anlage, aber Rationalist von seinen Vorfahren her ebenso wie durch Erziehung, am Ende seiner symbolischen Reise, deren Ziel uns noch unbekannt ist, bis zu einem gewissen Grade diese glückliche Synthese vollziehen wird. In dem was wir schon von seiner Vergangenheit kennen, scheint uns alles hierfür zu sprechen.

V.

Rolland zeigt ihn uns zuletzt in einer neuen moralischen Krise, die eine der glänzendsten Episoden dieses an psychologischen Peripetien so reichen Werkes ist. In die Unruhen des 1. Mai in Paris hineingeraten (wie Wagner in den Dresdener Maiaufstand), hat der Musiker auf dem Pariser Straßenpflaster denselben Gewaltakt begangen, der ihn aus seinem Heimatlande getrieben: er hat einen Polizisten getötet oder doch schwer verwundet, flieht in die Schweiz und findet hier Zuflucht bei einem Landsmann, dem Dr. Braun.

In kurzem ist er wie verzaubert von der Frau dieses edelmütigen Freundes, einem seltsamen Wesen, erfüllt von einer kalten, zaghaften Mystik; ohne Zweifel die eigentümlichste der zahlreichen, verschiedenen, oft ganz vorzüglichen Frauengestalten, welche die rastlos aufgeregte Pilgerfahrt des Künstlers durch das moderne Leben

noch unruhiger machen. Mit dieser Versucherin begeht er zum ersten Mal einen Ehebruch, etwas was bisher sein moralisches Erbe ihn immer mit den Empfindungen eines »puritanischen Schauders« hatte betrachten lassen; denn die bloße Idee einer solchen unreinlichen Teilhaberschaft hatte ihm einen fast physischen Widerwillen erregt.

Unmittelbar auf diese Liebe von fast dämonischem Charakter, der er sich doch nach einigen Wochen durch einen Akt äußerster Willensanstrengung entreißt, folgt in ihm eine Krise gänzlicher Verzweiflung, die in ihm einen neuen Frühling frenetischen Schaffens vorbereitet, dem Entstehen von Nietzsches Zarathustra zu vergleichen, eher als dem der Werke Goethes, obwohl der Verfasser hier gerade auf Goethes Virtuosität, durch literarische Schöpfungen sein Gewissen zu beruhigen, hinweist. In dieser Zeit überquellender Inspiration schreibt Christoph jeden Gedanken nieder der ihm einfällt, auf jedem Material das ihm zur Hand ist, auf den Hemdärmeln oder dem Hutfutter. Er fühlt sich einmal auf kurze Zeit wieder frei von der Knechtschaft der praktischen Vernunft, und in der Helle mystischer Erleuchtung prüft er von neuem seine Genialitätsmoral, um sie dem Ästhetizismus der Pariser Salons gegenüberzustellen. Gewiß behält er seine ganze Verachtung für die willensschlaffe und verderbte Immoralität seiner Zeit, und so bleibt auch für ihn wie für Richard Wagner die unreine und ungesunde Kunst eine Krankheit, ein Pilz auf einem fauligen Stamm, und ebenso ist ihm die dem Vergnügen dienende Kunst die Entartung der Kunst. Aber er will hiergegen doch auch nicht jenen kurzsichtigen ästhetischen Utilitarismus vertreten: die Kunst im Dienst der Moral, einen flügellosen Pegasus, so heruntergekommen, daß er vorm Pfluge geht. Die höchste Kunst, die einzig dieses Namens würdige, scheint ihm über den Eintagsgesetzen erhaben wie die Kometen, die anscheinend regellos durch die Sternenwelt schweifen. Es ist nicht ausgemacht, daß diese Kraft »nützlich« ist; vielleicht sogar ist sie unnütz und gefährlich im geordneten Reich der praktischen Dinge. Ein Blitz vom Himmel herabzuckend, ist sie darum nicht weniger heilig. Und so gehorcht der Tonsetzer unbedenklich dieser fremden, freudigen, phantastischen, unbegreiflichen Geistesmacht, die ihn zügelt und meistert und seine Flanken mit ihren Sporen bearbeitet. Auf den Trümmern seines den Leidenschaften abgestorbenen Lebens wirkt nur noch seine innere Schaffenskraft, und der Kranke wird aus dem Fieberanfall hervorgehen verzehrt, gealtert, aber gerettet. »Er hatte den Christoph zurückgelassen. Er war in Gott hinübergegangen.«

Hiermit schließt bisher dieses, man kann wirklich sagen: Epos des ästhetischen Mystizismus, dessen Thema die Eroberung der stumpfen Welt der öffentlichen Meinung durch das mit einem Gott verbündete Genie bildet; und das ist ja auch, wie man weiß, die eigentliche Definition der epischen Dichtgattung. Man kann vielleicht mit Recht dem Verfasser entgegenhalten, daß man doch nicht das Urteil der extremen Mystiker in ihrer eigenen Sache annehmen darf, und daß ein Held aus so ganz besonderem Stoff wie der seinige doch ein nicht einwandfreier Kritiker der Gesetze des sozialen Lebens ist. Immerhin behält seine Würdigung einen hohen Wert als psychologisches Dokument und als Spiegel der Epoche. Bis jetzt haben wir keins, das wertvoller wäre, um uns auf dem ästhetischen Gebiet des romantischen Mystizismus zu belehren, wie er hier sich fortschreitend

reinigt durch die enge Berührung mit der erworbenen Erfahrung. Und wir hoffen diese Behauptung genügend bewiesen zu haben, sodaß vorurteilsfreie Deutsche in einer ruhigen Stunde sich bestimmt fühlen können, das in jeder Hinsicht lohnende Studium des schönen Gedichts zu unternehmen, das der in zwiefacher Kultur gebildete, von bestem germanischen und französischen Geiste zugleich inspirierte Pariser Professor eben beenden will.

Das Erziehungsproblem im Kulturleben der Gegenwart.

Von

Wilhelm Münch.

Natürlich liegt der Zweifel nahe, ob man von dem Erziehungsproblem als einem einheitlichen reden dürfe. Auch ob die wahre Lösung nicht von dem zufälligen Charakter einer Zeit unabhängig sein müsse, kann gefragt werden.

Freilich, eine Mannigfaltigkeit von Problemen mag sich heute bestimmter darstellen als je. Umschwirren uns doch beständig weit auseinanderliegende Forderungen, wobei die Stimmen zum Teil schrill durcheinander tönen. Aber da sich schließlich gleichwohl alles in einen großen Zusammenhang muß bringen lassen, so bedürfte es wohl nur der rechten Höhe des Standorts, um auf das Viele und Vielerlei als ein einziges großes Problem zu blicken. Diese Höhe zu gewinnen, hieße nun aber ein Ideal erreichen. Es wird schon etwas wert sein, wenn man zu derartiger Erfassung des Zusammenhanges strebt und sich nach Kräften über den ebenen Boden mit seinem verwirrenden Nebeneinander erhebt. Selbstverständlich würde auch mit der einheitlichsten Erfassung der Aufgabe noch nicht etwa die Lösung entsprechend vereinfacht sein. Aber das Gewicht der Gesamtaufgabe wird man um so gewisser fühlen. Es haben übrigens zu keiner Zeit die Versuche gefehlt, die Frage der Jugenderziehung als eine fest in sich geschlossene zu erfassen und sie — sei es rein theoretisch oder sei es zugleich mit der Tendenz auf praktische Organisation — abschließend zu bewältigen.

Und dabei ist es denn allerdings mehr oder weniger das Gefühl der dieses Gebiet Durchdenkenden gewesen, daß sie aufzustellen vermöchten, was für alle Zeiten und auch Nationen Geltung haben müsse. Aber das kann doch nur bei sehr Allgemeinem zutreffen. Es ändern sich nicht bloß Mittel und Möglichkeiten im einzelnen, wirtschaftliche, politische, soziale Unterlagen, objektive und subjektive Bedürfnisse, Wertmaßstäbe, es ändert sich auch der durchschnittliche Zustand der reifenden wie der gereiften Menschen, ihre Art zu fühlen, das Maß ihrer Erregbarkeit, Empfindlichkeit, Bildsamkeit; selbst die bestimmtere nationale Wesensanlage bleibt sich keineswegs völlig gleich. Es schwanken die Bildungsideale. Es vertieft sich auch die wissenschaftliche Erkenntnis, und zwar als wichtigste die von dem lebendigen Objekt der Erziehung. Und es ergänzt sich die Erfahrung. Oder sollte diese je das ihr mögliche Gebiet ausgeschöpft haben? Sollte man ihrer überhaupt mit Geringschätzung gedenken dürfen?



Ein Wandel geht dann auch in dem Sinne vor sich, daß jede tatsächlich vorgenommene Organisation der Erziehung zuerst eines gewissen Zeitraums bedarf zu ihrer grundsätzlichen Durchführung, zur Eingewöhnung in ihre großen und kleinen Normen, worauf eine Zeit der sicheren Beherrschung und Wirkung folgen mag, dann aber eine Periode der Erstarrung nicht ausbleibt. Es schwindet da wohl die rechte, produktive geistige Lebendigkeit, aber man entfremdet sich auch den inneren wie äußeren Bedürfnissen einer mittlerweile heraufgezogenen neuen Zeit. Die Geschichte der Erziehung weist davon mehr als ein deutliches Beispiel auf. Daß insbesondere die Schule als solche hinter der Zeit zurückzubleiben pflege, ist oftmals so ausgesprochen worden, manchmal zu Unrecht, weil ganz von der Oberfläche her, aber manchmal auch mit Recht. Zu Zeiten schlummert dem ganzen Gebiete gegenüber das öffentliche Bewußtsein. Dann erwacht man wohl zur Selbstbesinnung. Vielleicht zunächst nur Einzelne, die denn zu Rufern werden mögen. Oder aber ungefähr gleichzeitig viele, untereinander natürlich nicht schlechthin Gleiche; immerhin so, daß eine ähnliche Stimmung weithin sich verbreitet. Der Ruf des einzelnen kann stärker sein als das Echo, das er weckt. Es kann aber auch die Vielheit vollere Forderungen erheben als der bedeutende Einzelne, weil sie weniger Maß kennt, weil man sich gegenseitig erregt und überbietet.

Unsere Zeit ist nicht die einzige, zu deren Kennzeichnung eine sehr lebhafte Erörterung der Erziehungsfragen gehört; die Vergangenheit weist mehr als eine von diesem Interesse stark erfüllte Periode auf. Um nicht weiter zurückzugreifen, so hat man ja den späteren Teil des achtzehnten Jahrhunderts geradezu als pädagogische Ära bezeichnen können. Daß das damals in der Konsequenz der Aufklärung lag, erhellt leicht, und die wesentlich optimistische Stimmung der Reformer namentlich in Deutschland paßt dazu. Morgen oder übermorgen mußte unbedingt die Vernunft über die dumpfe Überlieferung, die echte Menschlichkeit über alle Vorurteile, Hemmungen und Vergewaltigungen siegen, und eine der Linien dieses Siegeslaufs war die der Jugenderziehung. Aus der gerade konnte dann erst die neue und schöne Menschheit hervorgehen. So hofften nicht bloß Phantasten, genau und sehr bestimmt so hoffte auch ein Kant. Und wie viele der besten Zeitgenossen ähnlich! Bei dem Ansturm gegen das Überkommene gab also Entrüstung weniger den Ton an als das reine Gefühl der inneren Überlegenheit. Zwar hat ein Basedow auch viel gezetert, aber auch er war doch mehr Schwärmer als Zänker, oder letzteres nur im Dienst seiner schwärmerischen Hoffnungen, und ein Mann wie Salzmann würdigt die Zurückgebliebenen und Verstockten nur einer ruhig lehrhaften Ironie, ist aber im übrigen voll zuversichtlichen Friedens. Wie ruhig arbeitet auch ein Eberhard von Rochow an der Umgestaltung dessen, was er als so unbefriedigend vorfand! Ganz anders doch heute!

An stürmisch optimistischen Hoffnungen freilich fehlt es auch jetzt nicht, Hoffnungen auf den Sieg eines bestimmten erzieherischen Gedankens, Hoffnungen auch auf das Hervorgehen einer ganz neuen und höheren Menschheit aus der zu begünstigenden Züchtung und Entwicklung. Eine Schriftstellerin wie Ellen Key mag hier statt aller andern genannt werden: sie führt übrigens einen ziemlich stattlichen Zug an, denn unter den verschiedenen Berufen, die sich

der Frau von heute geöffnet haben, fehlt ja auch derjenige der beflügelnden Vorkämpferin, der lautesten Ruferin im Heerstreit nicht. Im ganzen aber herrscht doch die bloß scheltende Kritik vor über die — wenn auch nur in Gedanken und in die Luft hinein — aufbauende. Es kommt mehr Ärger und Ingrimm zum Ausdruck als tiefgegründeter Glaube an ein höher zu suchendes Ziel. Und es herrscht ja auch ein wirres Durcheinander von Auffassungen, von Forderungen. Man könnte außerordentlich viel sich Widersprechendes entnehmen und zusammenstellen. Und man brauchte dabei nicht etwa über die Grenzen des einen, des eigenen Landes hinauszublicken.

Es ist ja wahr, an der erregten Erörterung der Erziehungsprobleme nehmen gegenwärtig fast alle Kulturnationen teil. Natürlich mit mehr oder weniger Leidenschaft, Initiative, Originalität. Einige harren mehr nur der Entscheidung, die sie von den zumeist aktiven erwarten. Andere möchten mit ihren Ideen die ganze Kulturwelt überziehen. Noch andere trachten nur, bei sich selber Ordnung zu schaffen, neue Ordnung. Tatsächlich liegen ja auch, trotz dem so sehr gesteigerten internationalen Austausch und trotz der Wirkung allgemeingültiger neuer Zeitbedingungen, die für die Erziehung grundlegenden Verhältnisse in jedem Lande irgendwie anders. Wohl wird man von der äußeren und inneren Unrast der Zeit überall beeinflußt; überall fühlt man das Bedürfnis einer erhöhten Aktivität, und zwar wiederum aus inneren wie äußeren Gründen. Das Leben, das überall reicher oder doch bewegter geworden ist, erfordert auch eine entschlossenere Stellung ihm gegenüber, eine vielseitigere Empfänglichkeit und erhöhte Elastizität. (Man sehe, wie bestimmt das z. B. für Frankreich pädagogische Reformer wie Coubertin oder Demolins betont haben.) Allerwärts ziehen die Fortschritte der Technik die Menschen mit sich auf neue Linien des Interesses wie zu neuen Gewöhnungen.

So haben die Strebensziele der meisten nicht die gleichen bleiben können, wie sie unter früheren Lebensbedingungen zu sein pflegten. Aber ungleich bleiben darum doch nationalpsychologische Unterlagen, unterscheidend wirkt neben der ursprünglich gegebenen die gewordene Natur, auseinander führen kulturelle Vergangenheit, Überlieferung, Gewöhnung und die aus alledem hervorgehende Bewertung der Dinge. Die Ideale können nicht wirklich die gleichen sein, selbst wo sie wortmäßig einander entsprechen, wo sie etwa aus der gleichen Religion ihren Ursprung ziehen. Von nicht unwesentlichem Einfluß ist auch das Politische, die eingebürgerte Verfassung, die Weltstellung und die darauf bezüglichen Ansprüche, ferner das psychologisch wie historisch gegebene Verhältnis des einzelnen zur Gemeinschaft (also ob mehr kollektivistische oder mehr individualistische Anlage), weiter das Verhältnis von Natur und Gesittung, von Gesittung und Bildung, ebenso das Tempo des Reifens bei den jungen Individuen und, um zum Elementarsten zurückzukehren, das »Blut«, also das Maß von Lebendigkeit, Stetigkeit, Erregbarkeit, Wandlungsfähigkeit, damit denn auch das Verhältnis konservativer Neigungen zu fortschrittlichem Drange, das Verhältnis zwischen geradlinigem Denken und der Kraft dunkleren Fühlens und unmittelbaren Wollens, und was sonst zum nationalen »Charakter« oder doch Temperament gerechnet werden mag, die einheimischen Schwächen so wenig ausgeschlossen wie die besonders entwicklungsfähigen Eigenschaften. Mit



Beispielen das alles zu belegen wäre leicht, aber hier muß darauf verzichtet werden.

Es scheint, daß dasjenige Land, in welchem die Organisation der Erziehung als öffentliche Angelegenheit am sorgsamſten durchgeführt war, nun auch dem ſtärkſten Wirrwarr der Urteile und der Forderungen ausgesetzt iſt. Dieses Land iſt Deutschland. Und die Erklärung mag teilweise in der natürlichen Reaktion eben gegen jene feſt ausgearbeitete und gleichmäßig bindende oder unterwerfende öffentliche Regelung zu finden sein. Wie gut auch ein Syſtem ausgedacht worden sein und wie wohl es den Bedürfnissen der Zeit entsprochen haben, wie tüchtig seine Wirkung gewesen sein mag, die Schranken seines Wertes, die Kehrseiten seiner Vorzüge werden mit der Zeit immer deutlicher empfunden; es hat dann in einem gewissen Zeitpunkt, wie man das von gebietenden Staatsmännern zu sagen pflegt, abgewirtschaftet. Muß da nur das trivial menschliche Bedürfnis der Veränderung sprechen? Nur die Unfähigkeit eines neuen Geschlechts, sich zur Würdigung der Einsicht des vorhergehenden zu erheben? Hat das zeitweilig »Bewährte« den Anspruch, nun auf immer bewahrt zu werden? Diese Auffassung iſt gegenwärtig noch bei zahlreichen, vielleicht den meiſten Trägern der bisherigen Organisation des Schulwesens zu finden. Man sieht da in den Kritikern und Proteſtlern wesentlich nur oberflächlichere, frivolere, unruhige und ſtreitsüchtige Geiſter. Und natürlich iſt nicht wenig von diesen Eigenschaften wirklich mit im Spiel. Auch die Widersprüche zwischen den neuen Programmen, das Sichdurchkreuzen der Forderungen, das großenteils unverkennbar Maßlose, all das legt es manchem um so näher, alles mit einander abzuweisen. Und namentlich den praktisch Verantwortlichen muß man eine ausreichende Friſt verſtatten, bevor sie die Verantwortung tatsächlicher Umgeſtaltung übernehmen. Aber durch den Wirrwarr hindurch zu spähen nach dem, was nun als einheitliche Losung sich herauszuſtellen scheint, iſt doch Pflicht.

Und nicht zu verkennen iſt, daß sich die Bewegung zu klären beginnt. Noch wichtiger aber, daß sie keineswegs ohne Zusammenhang iſt mit wirklichen inneren Bedürfnissen der Zeit, und wir können auch sagen: der Nation. Es haben ja nicht bloß politische und wirtschaftliche Verhältnisse bei uns in den letzten Jahrzehnten eine tiefgreifende Veränderung erfahren, von deren ganzer Bedeutung wir erſt allmählich das Bewußtsein gewinnen konnten, und die uns keineswegs mit lauter Behagen und Genugtuung zu erfüllen vermögen. Es wirkt so manches andere und mehr Innerliche, um das Bedürfnis neuer Grundlagen des gemeinsamen wie des individuellen Lebens fühlbar zu machen. Eine Selbſterneuerung der Nation wäre das Ziel, wenn man es so hoch wie möglich ſtecken wollte. Und wie könnte die anders als von der Erziehung aus gesucht werden? Wo hat man je eine innere Umgeſtaltung im Großen angeſtrebt, ohne die Art der Erziehung zum Ausgang zu nehmen?

Man findet wohl hie und da Widerspruch, wenn man von der Gegenwart als einer Übergangszeit im besonderen Sinne des Wortes redet. Übergangszeit sei tatsächlich jede, und nur die ihrerseits keiner Wandlung mehr Fähigen pflegten den naturgemäßen Wandel der Dinge rings um sich her als einen Verlauf von unnatürlicher Raschheit und als bedauerliche Auflösung zu empfinden

und darum der Zeit jenen Charakter des verworren Unfertigen zuzusprechen. Aber gegenwärtig sind doch die irgend tiefer Blickenden so ziemlich darin einig, daß Auflösung von Überkommenem und Drang zur Neugeſtaltung in einem ganz ungewöhnlichen Maße die Zeit kennzeichnet. Ob alle die Zeichen nicht bloß von Unruhe, sondern auch von Unbehagen, Freudlosigkeit, Ermüdung, von dunklem Suchen und vagem Hoffen sich zufällig so häufen, was bei alledem eigentlich Ursache und was Wirkung iſt, eine solche Frage wird man doch nicht allzu leicht erledigen wollen. Daß das so außerordentlich beschleunigte Tempo der Veränderungen im äußeren Kulturleben (durch Technik und Weltverkehr) auf das innere Leben der Zeitgenossen seine große Wirkung tun mußte, iſt unschwer feſtzuſtellen.

Zum Charakter der Übergangsperiode wird es auch passen und wird dazu zu rechnen sein, daß zu derselben Zeit kräftige Bewegungen sich vollziehen in ganz entgegengesetzter Richtung. Man denke an die außerordentliche Steigerung des internationalen Verkehrs und die erhöhte Spannung im Verhältnis der Nationen zu einander, an das Mißtrauen, die neidvolle Überwachung, die Empfindlichkeit. Oder an die sehr ernſtliche Bemühung um wirksame Schiedsgerichte und die eigentlich doch nur ſteigende Rücksichtslosigkeit in Geltendmachung überlegener Stärke. Oder an die Erſtarkung und Verbreitung des sozialen Gedankens zugleich mit dem Pochen auf die Rechte des Individuums, seiner Eigenart und seiner Eigeninteressen. Man vergegenwärtige sich die gleichzeitige Begeiſterung für Tolſtoi und für Nietzsche. Oder die Wucht, mit der zugleich die Partei der radikalen Zukunftspolitik und die der Reſtitution mittelalterlichen Geiſtes hervortreten. Auch die immer ſtraffere Zusammenfassung autoritativ kirchlicher Gewalt über die Individuen und ihr gegenüber die weiterschreitende innere Lockerung religiösen Gemeinschaftslebens. Ferner auch die rasch fortschreitende Differenzierung der Wissenschaften und das Ringen um neue Kraft einer alles bewältigenden Philosophie. Und so weiter und weiter! Natürlich ruft ja von den hiermit bezeichneten Gegensätzen oder doch von den zuletzt aufgeführten jedesmal die eine Strömung die Gegenſtrömung hervor, und so würde also die Gleichzeitigkeit faſt schon einen Ausgleich bedeuten? Aber zunächſt bedeutet sie doch etwas anderes, und viel Unsicherheit, Unruhe, äußerer und innerer Streit hängt damit zusammen. Allerdings muß darin nicht schon notwendig ein Gebrechen liegen.

Und auch wenn wir einen ferneren Gesichtspunkt einnehmen, wenn wir unsere Zeit als eine solche vielseitiger Reaktion gegen bisherige Stimmungen betrachten, kann damit nicht etwa von vornherein eine ungünſtige Kennzeichnung gegeben sein. Die Gefahr der Zeit wird immerhin großenteils darin liegen. Denn es handelt sich vor allem und auf zahlreichen Gebieten um Reaktion gegenüber bisher geltender Autorität. Die Feſtſtellung dieser Tatsache fehlt übrigens selbſt in Ländern von verhältnismäßig sehr junger Kultur und ohne schwerlaſtende Autorität der Vergangenheit nicht. Nur daß sich die Ablehnung in ungleicher Weise äußert, mehr leidenschaftlich explosiv, mehr übermütig trotzig, mehr sicher und selbſtzufrieden. Fanden die heranwachsenden Kinder wohl immer ihre Eltern zuzeiten allzu alt, zu unelaſtisch, zu sehr in ihren Bahnen feſtgefahren, so sind Gefühle dieser Art offenbar gegenwärtig unter der Jugend entschiedener vorhanden als

bei früheren Generationen. Die Tatsache, daß äußere Bedingungen des Lebens sich im Zusammenhang mit all den technischen Errungenschaften mit solcher Schnelligkeit verändern, hat auch die Jugend rascher und weiter sich von dem Standpunkt der Eltern entfernen lassen. Aus Töchtern, die sich außerordentlich viel reifer fühlen als ihre Mütter, und die mit Mitleid auf deren Einfalt blicken, könnte man gegenwärtig ganze Heerscharen bilden.

Aber dieses Verhältnis von Eltern und Kindern ist eben nur eins von denen, die hier in Betracht kommen. In Zeiten einer glücklicheren Einfalt und namentlich für die jüngere Jugend erhob sich gleich über der Instanz der Eltern als höhere diejenige Gottes. Ihr sucht man auch jetzt wenigstens vielfach noch die alte Geltung zu sichern. Es werden überkommene Formen religiösen Lebens nicht gerade abgelehnt, es ist noch ziemlich viel Nachhall religiösen Fühlens vorhanden, aber eben doch wesentlich Nachhall, und nicht wenig Wunsch oder Ahnung eines neu zu gewinnenden religiösen Innenlebens, aber eben doch wesentlich Wunsch und Ahnung. Und wo die Anzahl derer, die sich kirchlicher Autorität voll unterwerfen, groß geblieben ist, wo diese Autorität immer mehr mit verhältnismäßig äußeren Mitteln aufrecht erhalten wird, da ist bei andern die innerliche Loslösung und Preisgabe um so entschiedener. Damit aber ist denn der Bestand von tieferen Pietätsgefühlen überhaupt gefährdet. Nicht zufällig weist dieses Wort »Pietät«, das nun einen so viel weiteren Sinn hat, ursprünglich auf religiöse Empfindungen hin. Ist es nicht seltsam, wie man gegenwärtig immer wieder Goethe als Quell der besten [illegible]unst ausbeuten will, und wie fern [illegible]n seinem großen Evangelium der Ehrfurcht als der Grundlage jeder höheren menschlichen Wertbildung? Wie eindringlich und vielseitig läßt er doch dieses Wort Ehrfurcht in seinem groß gedachten Plan einer Jugenderziehung in Wilhelm Meisters Wanderjahren hindurchtönen! Wie tief soll da der Einzelne immer wieder den Wert dessen erfassen, was über ihm ist, was ihn umfängt und stützt, und was — als ein Mögliches und zu Verwirklichendes — in ihm ist!

Praktisch am wichtigsten ist es natürlich, wie weit die Lossagung von Autorität auf das ethische Gebiet hinüber reicht und wirkt. Ein paar Jahrtausende lang sind die sittlichen Normen mit den religiösen Lehren aufs engste verbunden gewesen, sie haben für die große Mehrheit nur als deren Anhang oder auch Bestandteil Bedeutung gehabt, wie übrigens die Religion ihrerseits wohl auch wesentlich als Unterlage der Sittlichkeit Bedeutung zu haben schien. Nur eine Minderheit von Geistern hat allmählich Religion und Moral in ein minder mechanisches Verhältnis zu setzen gewußt. Wenn die Vorstellungen von einer beständigen göttlichen Überwachung und gewissermaßen Registrierung der Handlungen und auch der Gedanken der einzelnen Menschen, von dem unentrinnbaren Gericht und den ewigen Strafen zu unsicher geworden oder preisgegeben sind, dann wird für jene große Mehrheit ein in ethischer Hinsicht lässiges Dahinleben wahrscheinlich. Eine gewisse Nachwirkung jener Überzeugungen oder der Stimmungen bleibt ja vorläufig, aber deren Kraftlosigkeit muß sich mehr und mehr erweisen.

Für eine Anzahl feiner organisierter, aber darum nicht kräftigerer Naturen werden religiöse Gefühle als Spielart der ästhetischen kultiviert: geistliche

Musik steht in unangefochtenen Ehren und vermittelt eigenartige Entzückungen, auch wird die andachtsvolle Malerei namentlich der früheren Jahrhunderte kunstkennerisch geschätzt. Das innerste Willensleben zu erfassen sind diese Eindrücke nicht entfernt geeignet. Freilich entstehen ja immer wieder engere Gemeinschaften, die schlechthin mit den religiösen Erweckungsmitteln, den Suggestionen, den Stimmungen, sei es altchristlicher oder mittelalterlicher oder pietistisch-methodistischer Zeiten arbeiten, und namentlich bei den sonst in idealloser Gewöhnlichkeit Dahinlebenden finden sie nicht geringes Echo. Aber sie treten damit doch gewissermaßen über den Rahmen gegenwärtigen Geisteslebens zurück.

Andrerseits sucht man wesentlich auf dem Wege der Reflexion oder eines von Reflexion genährten Enthusiasmus die großen sittlichen Begriffe eindrucksvoll und lebenskräftig zu machen, die Begriffe der Verantwortlichkeit, der Gerechtigkeit, des sozialen Wohlwollens, der echten Menschlichkeit, der brüderlichen Menschenliebe, der inneren Selbständigkeit — wie das z. B. in dem offiziellen Frankreich mit der planmäßigen Moralunterweisung angestrebt wird. In der Tat ist das eine Volk für dergleichen Anregungen empfänglicher als das andere. Aber ob die innerste Verantwortlichkeit sich auf diesem Wege wird sichern lassen? Es ist also eine sehr kritische Zeit, in der wir leben. Und nun haben sich ja auch die Stimmen, die gegen jede die Individuen eigentlich bindende moralische Normierung laut werden, sehr gemehrt. Unzähligen spöttischen Wendungen gegen den Anspruch solcher Normen kann man in Schrift oder Rede der Zeitgenossen begegnen. Wirkt die Erhebung über die »kalte und starre Moral« wesentlich in dem Sinne, daß das Urteil über die menschlichen Verfehlungen billiger wird, weil volleres Verständnis der Menschennatur sich gebildet hat, so kann man sich darüber freuen. Anders, wenn man vor allem zu einer großartigen Nachsicht gegen sich selbst gelangt.

Ist doch die Losung aller derer, die sich als echte Menschen der Gegenwart fühlen wollen, das ausschlaggebende Recht des Individuellen, wobei keineswegs ausschließlich an sichere persönliche Werteigenschaften gedacht wird, sondern auch an das Zufällige, Beliebige. Nur keine Repression der subjektiven Antriebe! Sie wäre oder ist die eigentliche Sünde! Nur keine Zumutung der Selbstüberwindung, der Entsagung, des Verzichts! Keine Zumutung der Unterordnung unter fremden Willen, sei dieser auch noch so gewiß mit höherer Einsicht und berechtigter Vollmacht verbunden! Von dieser Art ist die Lebensstimmung — nicht etwa schlechtweg der Menschen oder auch der deutschen Menschheit von heute, aber derjenigen Schicht, die sich selbst als die Trägerin des Geistes der Gegenwart empfindet, die am originellsten hervortritt und die damit auf so viele innerlich Schwache, Unselbständige, Unreife entscheidende Macht gewinnt. Als große Reaktion gegen eine lange unerschütterte Autorität der Vergangenheit läßt sich, um das ausdrücklich zu wiederholen, dieser ganze Komplex von Erscheinungen auffassen.

Übrigens könnten wir die Erscheinung noch bestimmter auf einzelnen Linien verfolgen. Es ließe sich von der Opposition gegen das Ziel der Rationalität des Lebens sprechen. Oder gegen dasjenige einer wahren Zentralität. Oder auch gegen die Vergeistigung der Menschennatur. Und andererseits gegen eine innerliche Kollektivität, gegen die





Pflege wertvollen gemeinsamen Fühlens. Es wird, wie das Recht des Individuums gegenüber einer Normierung von der umgebenden Allgemeinheit aus, so das Recht der Impulse und Stimmungen geltend gemacht gegenüber den Maximen oder Prinzipien, das Recht körperlichen Lebens gegenüber den Herrschaftsansprüchen des geiſtigen.

Und in gewissem Sinne oder von gewisser Seite auch wieder einmal das Recht der Natur gegenüber der Kultur. Freilich, nach der Anschauung vieler soll ja gerade die Kultur, die persönliche Kultur an die Stelle der älteren, normierenden Ethik treten, die denn auch Ethisches als einen Teil ihres Bereiches einschließen möge, aber keineswegs den einzelnen dürfe wesentlich beschränken wollen. Mit Kultur gedenkt man den Menschen schlechthin zu erhöhen, während er durch Moral depotenziert werde. Bildet dann einen wesentlichen Beſtandteil des Kulturgehaltes das Äſthetische, so haben davon freilich auch früher schon sehr edle Geiſter die allerschönſte und wahrſte Stütze des Ethischen, oder seine Unterlage, oder aber seine Krönung erwartet, oder eine innige Verbindung oder Durchdringung der beiden erſtrebt. Aber das iſt nun eben die große und alte Frage, ob der Menschenwert sich am wahrscheinlichſten durch ruhige Entwickelung auf dem Grund angelegten Wertes ermögliche, oder ob erſt im Kampf mit sich selber, im Sieg über das Elementare, das Niedere. Hier spielt im ethischen Sinn der Gegensatz von Monismus und Dualismus.

Und zur selben Zeit nun, wo von der immer zu vervollkommnenden Kultur so Entscheidendes für die Zukunft der Menschheit erwartet wird, macht sich auch unverkennbare Kulturmüdigkeit ... wenig Stellen fühlbar. Eine solche iſt ja auch sonſt von Zeit zu Zeit über die Kulturmenschen gekommen. Im Zeitalter Rousseaus war es mehr die Herrschaft des Konventionellen und Verschobenen, was den Ruf »Zurück zur Natur« weckte und ihn ein solches Echo finden ließ. Heute iſt es mehr die Massenhaftigkeit dessen, was das Kulturleben uns beſtändig zur Aufnahme darbietet, das Sich-Jagen der Eindrücke, die ruhelose Inanspruchnahme. Es iſt mehr das Nervenleben, das proteſtiert, während es damals mehr eine verſtändige Selbſtbesinnung, freilich nicht ohne Selbſttäuschung, war. So ſteht denn auch der zuversichtlichen Hoffnung auf eine neue Ära wertvollen Menschentums viel Freudlosigkeit der Lebensſtimmung gegenüber. Der immer neu angespornten Begierde nach Eindrücken (die man nun gerne mit »Erlebnissen« gleichsetzt), der Gier — nicht sowohl nach rohem Genießen, aber nach ſtets neuer Erregung folgt auch viel Abſtumpfung und Unfähigkeit zum Aufschwung. Namentlich der Gemütszuſtand zahlreicher jüngerer Menschen iſt offenbar eine schwer zu behebende Depression. Wie erschreckend groß auch die Anzahl derjenigen iſt, die in diesem frühen Lebensſtadium mit jähem Entschluß ihr Leben wegwerfen, so sind ihrer doch unzweifelhaft weit mehr, die in ähnliche Stimmung eingetaucht einhergehen. Gewiß sind es vielfach nicht die mittelmäßigen Naturen, die in solcher Gefahr ſtehen, sondern — natürlich neben den wirklich degenerierten, die ja leider eine große, klägliche Herschar bilden — solche, die eigentlich von Idealen voll ergriffen sein müßten, um sich wohl zu fühlen, die nicht auf trockenem Boden bloß mit fortschreiten mögen, sondern durch die Lüfte getragen werden müssen, oder sonſt sich als versinkend fühlen.

Aber wir haben wohl neben dieser Kennzeichnung eines mehr oder weniger allgemeinen inneren Zustandes noch bestimmter auf einzelne Gebiete des gegenwärtigen Lebens zu blicken, wie sie für die Gestaltung der Erziehung von wesentlichem Einfluß sein müssen. Fassen wir uns möglichst kurz und beginnen wir mit dem Wirtschaftlichen. Einem rasch gestiegenen Wohlstand hat sich ein mindestens ebensosehr erhöhter Luxus zugesellt. Die Genußmöglichkeiten sind für alle Wohlhabenden außerordentlich vermehrt, die Gewöhnungen an Genüsse entsprechend und mit beiden zugleich das schon oben erwähnte Bedürfnis, wenn nicht gar die Gier nach immer erneuten Genüssen. Der große Bann der Entsagung, in welchem die beschränkten Mittel die Mehrzahl der Familien nach so vielen Seiten hielt, ist für weite Kreise gelöst. Und damit ist auch die natürliche Schule des Verzichts für die Jugend geschwunden. Wer sich selbst nicht mehr leicht etwas zu versagen veranlaßt und gewöhnt ist, wird auch seinen Kindern nicht oft etwas versagen wollen. Die so manche Jahrhunderte lang gepflegte und geehrte Tugend der Sparsamkeit, die nicht bloß wirtschaftliche Bedeutung hatte, sondern eben auch ethische, genießt kein Ansehen mehr; wer dazu auch jetzt noch genötigt ist, wird vielleicht bedauert, vielleicht noch mehr mißachtet; wer sie ohne Notwendigkeit übt, wird als krankhaft rückständig empfunden. Auf recht konkrete Strebensziele hat das Vorwiegen industrieller und kaufmännischer Tätigkeit nebst ihren Erfolgen den Sinn sehr viel allgemeiner hingelenkt; ein immer aktives Erwerbsleben läßt ganz andere seelische Dispositionen erwachsen als ein verhältnismäßig beschauliches. Es trifft eben diese Regsamkeit des Tuns mit jener des Genießens nicht zufällig zusammen, und in die Höhen menschlichen Lebens ragt und führt weder die eine noch die andere. Gleichwohl dürfen ja Eifer und Erfolg der Erwerbenden selbstverständlich nicht angefochten werden. Sie schließen die Möglichkeit wichtiger Wertbildung ein oder mögen ihr als Grundlage dienen. Das Bestehen einer breiten Plutokratie freilich bedeutet für eine Nation immer die Gefahr inneren Herunterkommens. Sie wirkt ethisch depotenzierend auf einen weiten Umkreis.

Mit dem Stand des wirtschaftlichen Lebens hängt derjenige der allgemeinen Hygiene nahe zusammen. Ihrer außerordentlichen Hebung freut man sich mit gutem Recht, und man darf es namentlich auch tun um ihrer Bedeutung für das Gedeihen des heranwachsenden Geschlechts willen. Nur ist bei dem Erfreulichen doch dreierlei Unerfreuliches. Einmal, daß in derselben Zeit, wo man zur Abhärtung, zur Bewahrung und Kräftigung funktionierender Organe so eifrig hinstrebt und so sorgsam die mannigfaltigsten Infektionsgefahren aufdeckt und meidet, das allgemeine Nervenleben durch Ruhelosigkeit und Genüsse um so mehr heruntergebracht wird, so daß jene Bestrebungen mehr nur als Korrektive zu wirken haben, anstatt als wirkliche Grundlegung der Gesundheit. Zweitens, daß der Betrieb körperlicher Übungen großenteils mit einer Leidenschaft durchtränkt ist, wie sie der vorerwähnten Maß- und Ruhelosigkeit im Genießen entspricht, und in hygienischem Sinne oft mehr verdirbt als fördert. Und drittens, daß über dem Interesse an all der Pflege körperlicher Tauglichkeit die Sorge um seelische Gesundheit ganz erstickt zu werden droht.

Blicken wir auf die Gestaltung des sozialen Lebens, so bildet ja das den sozialen Fragen zugewandte und in



mannigfacher Form sich betätigende Interesse die erfreulichſte (wenn nicht die einzig erfreuliche) Seite unseres gegenwärtigen Kulturlebens, und es kann nicht fernliegen, ausdrücklich schon die Jugend in diese Willensrichtung mit hineinzuziehen. Nicht etwa nur um Anregung des Wohltätigkeitssinns also handelt es sich, worin man in chriſtlichen Zeiten immer ein Ziel auch der Erziehung gesehen hat, nicht um die Bildung von Stimmungen, die immer unsicher bleiben, sondern um das Offenſtehen für die neu erkannten und zu erkennenden sozialen Probleme, um Gewinnung von Einsicht und Willen zur Mitorganisation. Muß doch auch als Bedürfnis der Volksbildung etwas ganz anderes betrachtet werden als das elementare Lesen-, Schreiben- und Rechnenkönnen; das Nichtmehrvorhandensein von Analphabeten darf noch keine Befriedigung gewähren. Überhaupt muß ja in einer Zeit, wo so manche alte Formationen zerronnen oder im Zerrinnen begriffen sind, auf neue Organisation des gemeinsamen Lebens in so manchem Sinne das Streben hingehn.

Zu dem Zerrinnenden gehört nun leider gewissermaßen auch das Familienleben, mindeſtens iſt es weithin offensichtlich in dieser Gefahr. Die alte Geschlossenheit, die Ruhe des Zusammenlebens, die bei scheinbarer Enge doch auch der Innigkeit, der Vertiefung, der Konzentration des Gemütes günſtig war (denn nicht bloß »ein Talent bildet sich in der Stille«), weicht namentlich unter dem immer weiter um sich greifenden Großſtadtleben, und auf das Schwinden von Autorität und Pietät mußte ja schon oben die Rede kommen. Aber es iſt auch die Zahl derjenigen Familien weit geringer geworden, in denen ein hinlänglich idealiſtischer oder [illegible]ter Sinn gepflegt wird, wie nur ein solcher die Voraussetzung für eine wirklich schätzbare Erziehung bilden kann. Denn Hinbildung zur bloßen Weltsicherheit, zur ſtandesgemäßen Art des Benehmens, zu der Gesinnungshöhe der gemeinen Mittelmäßigkeit kann nicht einmal als Surrogat wirklicher Erziehung gelten. Daß die Übernahme des umfassenderen Teils der Jugendbildung seit etwa hundert Jahren durch die ſtaatlichen Schulen das Verantwortlichkeitsgefühl der Familien wie ihr selbſtändiges und ernſtliches Interesse für die Aufgaben der Erziehung hat abſterben lassen, diese bedauerliche Tatsache muß man immer wieder konſtatieren.

Das Allerübelſte freilich, was auf dem sozialen Gebiet einem erwünschten Erfolg der Erziehung entgegenſteht, iſt der ungeheure Gegensatz, in dem sich die handarbeitende Schicht der Bevölkerung ihrer Mehrzahl nach zu den andern nicht nur, sondern wesentlich auch zu der nationalen Gesamtgemeinschaft als solcher, als Idee und als wertvolle Organisation, fühlt. Nicht das Auseinandergehen der sozialpolitischen Prinzipien, auch nicht einmal das der Weltanschauungen iſt hier das Schlimme, sondern der tiefe, sich einwurzelnde und fressende Haß, die planvolle Pflege des höhnischen Mißtrauens und der Verleumdung. Eine Parteierziehung in diesem Sinne iſt noch verhängnisvoller, als es eine bevorzugende Standeserziehung früherer Zeiten sein mochte. Und der Versuch des überwindenden Ausgleichs schließt bis jetzt unübersehbare Schwierigkeiten ein.

Man kann auch nicht sagen, daß die sonſtigen politischen Zuſtände dem Erziehungswerk günſtig seien. Der nun so reichlich erhobene Ruf nach »ſtaatsbürgerlicher Erziehung der deutschen Jugend« deutet schon auf das, was sich vermissen läßt. Die beſtehenden Ein-

richtungen sind in dieser Hinsicht nicht ungünstiger als sonst. Man weist auch gerne darauf hin, wie viel Richtiges schon bis jetzt zur Erweckung staatsbürgerlicher Gesinnung namentlich innerhalb des Unterrichts geschehe. Aber es kommt nicht darauf an, wieviel geschieht, sondern wieviel Wirkung erzielt wird. Und tatsächlich ziehen nicht wenig Einflüsse nach andern Seiten, die wir schon in anderm Zusammenhang zu berühren hatten, eigentlich schon alles das, was der echten Persönlichkeitsbildung und der ernstgemeinten Hingabe überhaupt im Wege steht. Wenn Patriotismus als im Blute liegende Leidenschaft fast überall anderswo lebendiger ist als bei uns Deutschen, so bedeutet das keineswegs an sich eine Inferiorität, aber den praktischen Schaden davon haben wir reichlich zu fühlen gehabt. Kräftige Gesinnung hier zu entflammen wird aller wohlbedachten erzieherischen Einwirkung schwerer bleiben, als großen Ereignissen, die in das nationale Leben eingreifen, großen Situationen, in die es hineingestellt wird. Schlimm, wenn die Entwicklung der internationalen Verhältnisse sich in der Richtung vollzieht, daß beliebige ins Spiel kommende Interessen eine Nation schon zu gewalttätigem Auftreten gegen andere berechtigen sollen. Und schlimm andrerseits, wenn in der inneren Politik die Parteien mehr durch Interessen zusammengehalten und einander gegenübergestellt werden als durch allgemeinere nationale Gesichtspunkte. In beiden Beziehungen zeigt die Wirklichkeit bekanntlich einen ungünstigen Verlauf. Aber es sind eben nicht die einzigen Gebiete, auf denen die idealeren Stimmungen der Vergangenheit sich verflüchtigen.

Was bedeutet ferner zugunsten oder ungunsten der Erziehung der Stand der Wissenschaften? Von der naiven Anschauung früherer Jahrhunderte, wonach Wissen und namentlich buchmäßiges, formuliertes und streng geordnetes Wissen den Menschen überhaupt durchgeistige, ja veredle, sind wir längst hinweggeglitten. Und vor allem machen wir einen großen Unterschied zwischen Wissen und Wissenschaft. Auch die Blüte der letzteren bedeutet nicht schon eine Begünstigung der allgemeinen Erziehung. Mit der fortschreitenden Differenzierung nehmen die einzelnen Wissenschaften einen mehr spezial-technischen Charakter an. Zur Verwendung im allgemein bildenden Unterricht werden sie damit um so weniger geeignet. Die Not der Lehrpläne wird um so größer. Zum mindesten sind schwierige Zukunftsaufgaben hier noch zu lösen, vor allem aber als solche zu erfassen. Es gilt Synthesen zu finden, von denen man jetzt noch fern ist, und das rechte Ineinanderarbeiten neuerer psychologischer Erkenntnisse mit wissenschaftlichem Fachverständnis bildet erst eine Zukunftsaufgabe. Freilich wird das Wissen als solches gegenwärtig von der öffentlichen Stimmung zu sehr unterschätzt. Im Erwerb des Wissens liegt immerhin ein erheblicher Wert für die Persönlichkeit; aber Ignoranz ist doch auch ein Hemmnis für wirkliches Weltverständnis und Urteilsmöglichkeit. Genießt nur das Exakte noch eine weiter verbreitete Schätzung, und bilden die exakten Wissenschaften in der Tat den gewissesten Untergrund gerade der gegenwärtigen Kulturleistungen, so bedeutet doch die einseitige Wertung dieses Erkenntnisgebietes eine große Gefahr für eine wirkliche Persönlichkeitsbildung, die man ja gleichzeitig so sehr wünscht — vielleicht deshalb so ernstlich wünschen muß, weil so viele Kräfte gerade von diesem Ziele hinwegziehen. Ob neue Stadien ethischer

und religiöser Wissenschaft, ob auch eine sich neu und über den Kritizismus hinaus bildende Philosophie bald Kraft gewinnen werden zur Sicherung der Wege der Jugendbildung und womöglich zur Erhöhung ihrer erreichbaren Ziele, darf man — mehr zweifelnd oder mehr hoffend — fragen. Der gewisseste Vorteil, den moderne Wissenschaft dem Erziehungsproblem entgegenbringt, muß doch wohl in dem sorgsamen allmählichen Ausbau der Jugendkunde gesucht werden, dieses über Anthropologie, Physiologie und Psychologie sich ausbreitenden großen internationalen Studiengebiets, dem denn auch die hygienische Forschung verwandt ist und soziologische Gesichtspunkte nicht fern bleiben.

Auf das Verhältnis des Standes der Sittlichkeit zu den möglichen Erfolgen der Erziehung mußte schon oben die Rede kommen, und es braucht kaum wiederholt zu werden, in wie bedenklichem Sinne das Recht der Individualität in Anspruch genommen wird, wie vielfach man die Stärke in der Impetuosität sucht. In dem Wunsche, einem so tief originalen und so leidenschaftlich mit sich selber ringenden Geiste wie Nietzsche möglichsten Wert auch in diesem Sinne abzugewinnen, haben manche der Besten ihn zum Teil umgedeutet und umgedacht, was auch ohne eigentliche Fälschung geschehen mag, und namentlich f ü r die Besten. Aber für wie viele Gewöhnlichere seine Verkündigung tiefen Schaden gebracht hat, läßt sich nur ahnend überschlagen. Die Bemühungen eines Friedrich Wilhelm Foerster um neue ethische Vertiefung und Verfeinerung lassen die tatsächlich vorhandene Vergröberung oder Stumpfheit erst recht ins Licht treten. Auch jene Hoffnung, durch eine ernstlichere [ästh]etische Bildung die ethische entweder zu ersetzen oder ihr als rechter Unterbau zu dienen oder sie in edler Weise zu sichern, kann, wenn sie einer Vielheit gelten soll, nur trügen. Die Kunst m u ß nicht, um Kunst und sogar schätzbare Kunst zu sein, mit idealistischen Lebenstendenzen sich verbinden. Die Perioden wechseln in diesem Sinne. Aber wenn sie es nicht tut, so verzichtet sie eben auch auf eine ernstliche Bedeutung für die entscheidendsten Gebiete menschlicher Wertentfaltung. Und in den Dienst niederer Stimmungen und Regungen tritt sie dann gar zu leicht. Wie viel tatsächlich nur abwärts Ziehendes weist das Theater von heute auf! Welcher Frivolität muß das Himmelskind, die Musik, zu Diensten sein!

Es sind nicht mehr sehr viele, bei denen das Bildungsideal des letzten Jahrhunderts Kraft hat, sie zu beflügeln, zu beglücken. Es klang ja sehr gut, das Wort von der harmonischen Bildung, und in dem Sinne, wie es von seinen Urhebern genommen wurde, war es etwas Neues und Schönes. Aber das einfache Saitenspiel, auf dem diese Harmonie hervorgebracht wurde, behielt nicht für die Ohren der folgenden Generationen seinen gewinnenden Klang. Es waren in jene Harmonie doch auch nur gewisse Kräfte einbezogen, und wenn man nicht von einem schlechthin intellektuellen Charakter sprechen darf, so sollte doch auf wesentlich intellektuellem Wege alles Innerliche vermittelt werden. Vor allem sollte die einzelne Brust wesentlich nur Resonanz sein für hohe Klänge, die aus einer weit entlegenen Sphäre herübertönten. Aber welche Wandlung hat nun allmählich der ursprünglich so vornehme Begriff der »Bildung« überhaupt erfahren! Und welches Ideal von Bildung schwebt wohl der gegenwärtig lebenden Menschheit zumeist vor? Ist

es etwa eine reiche innere Empfänglichkeit, die Fähigkeit, vieles und vielerlei rein nachzuempfinden, iſt es das Streben, immer mehr ein Ganzes zu werden, mit ſicherem zentralem Leben ſtatt des peripheriſchen? In Wirklichkeit dürfte das jetzt den meiſten vorſchwebende perſönliche Ausbildungsideal ſich auf Beherrſchung konventioneller Form, auf weiten äußeren Geſichtskreis und auf ſichere Bewegung in der Welt beſchränken. Wie weit wir von dem Beſitz einer einigermaßen übereinſtimmenden und zugleich tiefer gegründeten Weltanſchauung entfernt ſind, braucht nicht ausgeführt zu werden.

Das alles alſo ſind im weſentlichen ungünſtige Bedingungen für das Gedeihen einer Erziehung, die ihrerſeits zuverläſſige Wertbildung einſchließen ſoll. Es iſt durchaus gut und nötig, ſich dieſen Stand der Dinge, der uns umgebenden oder umfangenden Verhältniſſe klarzumachen. Wird doch dieſe Welt, in der wir leben, in der wir aufwachſen oder zum Wachſen bringen wollen, mit ihren geſamten Zuſtänden leicht entſcheidender für den Ausfall der Erziehung, als die abſichtsvolle Einrichtung und alle einzelnen Maßnahmen der Erziehung ſelbſt. Zugleich aber gibt ein ſolcher Geſamtzuſtand der Zeit den Problemen auch der Erziehung erſt ihr beſtimmtes Gepräge und ihr unterſcheidendes Gewicht. Wohl kann man ja die Probleme der Erziehung auch als ewige anſehen, mindeſtens gibt es ſolche ewig beſtehende und ſtets ſich erneuende. Wie weit iſt Angleichung der nachwachſenden Individuen an das beſtehende Allgemeine zu erſtreben, und wie weit eine unabhängige individuelle Entwicklung? Wie viel Fertiges ſoll der Zögling übernehmen und wie viel ſeinerſeits ausdrücklich erarbeiten? Wie beſtimmt ſoll Autorität auferlegt werden, und wie iſt der Zögling doch über die einfache Unterordnung unter die Autorität hinauszuführen? Wie ſoll für das wirkliche Leben erzogen und wie doch über das gemeine Leben erhoben werden? Was erfordert die Zeit, und was iſt der Zeit und dem Zeitgeiſt zum Trotz anzuſtreben? Wie weit ſoll der Zögling vor äußerer und innerer Gefährdung bewahrt, und wie weit doch ſolcher Gefährdung ausdrücklich ausgeſetzt werden, damit er leiblich abgehärtet werde und ſeeliſchen Verſuchungen widerſtehen lerne? Wie kann der Wille in rechter Weiſe gebogen und doch geſtärkt werden? Wie ſind nachahmende, reproduzierende und produzierende Betätigung ins rechte Verhältnis zu bringen?

Das mögen Beiſpiele ſolcher mit jeder neuen Generation, mit jeder Erziehungsaufgabe von neuem ſich auftuenden Fragen ſein. Aber in welcher Ausprägung ſtellen ſich ſolche immer gültigen Probleme für uns dar? Da gilt es freilich zunächſt, aus dem Wirrwarr der erhobenen Forderungen, zwiſchen dem Maßloſen, dem Willkürlichen, dem ſich Widerſprechenden das wirkliche Sinnvolle und Zeitgemäße herauszufinden. Dieſes Zeitgemäße aber ergibt ſich nicht aus den zu fühlenden Nöten, Schwierigkeiten oder Bedürfniſſen allein, ſondern auch aus den gewonnenen Einſichten und den wertvollen neuen Antrieben, günſtigen Stimmungen, friſchen Willenskräften. Denn daß es auch an ſolchen nicht fehlt, muß wohl ausdrücklich ausgeſprochen werden, damit wir nicht ſcheinen nur die Gebrechen zu ſehen, was faſt immer auf Enge des perſönlichen Blickes hindeuten wird.

So iſt denn zunächſt unverkennbar das Gefühl weithin herrſchend, daß das Verhältnis zwiſchen der intellektuellen

und der Willensbildung einer Revision bedürfe. Wir könnten auch allgemeiner sagen: zwischen der Pflege des Intellekts und der des emotionalen Lebens. Ist doch das Leben der Gefühle zu einer bewußten und fruchtbaren Berücksichtigung in aller planvollen Organisation der Erziehung selten gelangt. Indessen überwiegend denkt man gegenwärtig an das der Willensbildung gegenüber derjenigen des Intellekts zu sichernde Vollgewicht. Haben Erziehung und Schule und haben Schule und Lehre sich viel zu sehr zu decken geschienen, so erkennt man hier den Punkt, an dem Neuerung entschieden einzusetzen habe. Aus dem Altertum oder doch den Schulen schon des Altertums war uns die Anschauung überkommen und ist namentlich in den christlichen Kirchen viel zu sehr wirksam gewesen, daß aus dem Erkennen und Wissen das Wollen sich ergebe oder doch, und zwar mit einer gewissen Sicherheit, zu gewinnen sei. Und noch die Neuhumanisten erwarten wenigstens von der lebendigen inneren Anschauung einer ethisch wertvollen Menschenwelt die Bildung einer entsprechenden Sinnesrichtung, einer ähnlich idealen Willensbeschaffenheit. Auch Herbart erwartet, daß ein Handeln, das vom bestimmten Gedankenkreise aus einstweilen in der Phantasie erfolgt sei, sich nachher im Ernstfalle mit Natürlichkeit ergebe.

Man ist von diesen Anschauungen weit hinweggekommen; es fragt sich, ob nicht zu weit. Für die Willensbildung sucht man unmittelbarere Wege. Und ganz vorwiegend scheint man sie vom körperlichen Leben aus zu erwarten. Gesundheit, freie körperliche Bewegung, ausdauernde Übungen mit sich steigernder Zielsetzung werden als entscheidende Grundlage gewertet. Frische, Aktivität, Unternehmungsluft, Wagemut, Energie werden als seelische Ergebnisse — und nicht mit Unrecht — in Anrechnung gebracht. Und das hohe Ziel der Hinbildung zum »Charakter« erscheint als schon halbwegs erreicht oder doch als auf dieser Linie liegend und auf ihr sicher erreichbar. Gleichwohl heißt das alles die Sache zu einfach ansehen. Man darf sich nicht darauf beschränken wollen, das Gegenteil des seither Üblichen und wirklich Anfechtbaren zu tun. So viel Wert der körperlichen Gesundheit auch für tüchtiges Willensleben beigemessen werden darf, so steht doch das höchste und edelste Wollen kaum in irgendwelcher Abhängigkeit von jenem Gebiete. Und sicher kann Aktivität ebensowohl sich auf ganz zweifelhafte Ziele hin bewähren wie auf wirklich schätzenswerte. Daß es eine formale allgemeine Willensbildung gebe, die, auf einem bestimmten Gebiet erworben, dann für alle möglichen anderen Betätigungsgebiete sich wirksam erweise, ist eine mindestens ebenso unsichere Annahme wie der Glaube an eine allgemein wirkende formale Bildung der Intelligenz, den bekanntlich die Philologen lange gehegt und verteidigt haben. Ferner ist der beharrende Wille noch etwas ganz anderes als der unternehmende, und obwohl der letztere größeres Wohlgefallen erwecken mag als der erstere, so ist gerade dieser erstere doch das Ergebnis größerer Reife und die Voraussetzung aller wertvollsten Leistungen.

Allerdings kann gerade dem ausdauernden Beharren jene zunächst auf dem Gebiet physischer Kräfte vorgenommene Schulung gelten; über flüchtig wechselndes Gelüst, schwankende Willigkeit, rasches Erlahmen und Sichnachgeben kann auf jene Weise gut hinausgeführt werden. Aber zwischen dem Beharren auf sportlichem Gebiet

und dem bei rein geiftigen Aufgaben ift der Zusammenhang keineswegs schon gegeben und erwiesen. Die entscheidendften Antriebe und Sicherungen kommen bei letzteren aus einer anderen Region. Andererseits ift mit der Zumutung zusammenhängender geiftiger Anftrengung eine Willensschule gegeben, die man freilich mit Unrecht als die alleinige lange betrachtet hat, deren große Kraft man aber mit Unrecht zurzeit verkennt. Ja, daß regelmäßige geiftige Kraftanspannung auch eine Hilfe für wirkliche allgemeine Gesundheit ift oder mindeftens für gewisse Naturen sich als solche erweift, muß hier ausdrücklich angeführt werden, weil es dem Gesichtskreis der heutigen Menschen im allgemeinen völlig fern zu liegen scheint. Im ganzen gibt es ja nicht eine einzige und gleichartige Tüchtigkeit, sondern viele Tugenden (wie Gebrechen) des Willens, und die Frage der Willensbildung wird umsoweniger sich nach einer einfachen Formel erledigen. Vor allem darf über dem nach außen wirksamen Wollen nicht der Wille nach innen vergessen werden, über der geftaltenden Betätigung nicht die Selbfterziehung, die Selbftüberwindung. Oder ift diese Forderung höchftens als Nebenforderung zu erheben, nur im Dienfte des äußeren und womöglich schaffenden Tuns, nicht als allerhöchfte, zur Selbftgeftaltung einer wertvollen Persönlichkeit? Hier scheiden sich die Weltanschauungen.

Nächft dem Verhältnis zwischen der intellektuellen und der Willensbildung (wobei übrigens sogleich auch die Art der Intellektbildung, die ihr möglichen neuen Wege gegenüber den überlieferten in Frage kommen) ift es das Verhältnis zwischen positiver und negativer erzieherischer Einwirkung, das die Gegenwart ihrer energischen Revision unterwirft. Weithin schallen die Rufe, daß jede Entgegenwirkung möglichft zu meiden sei, daß es gelte, der Natur ihre Kraft der Selbftentfaltung nicht zu beschneiden, daß die meiften Gebrechen der Persönlichkeit tadelnswerten Eingriffen im Jugendalter zu verdanken seien, daß eine wertvollere Menschheit aus ungehemmter Naturentwicklung hervorgehen müsse. Am begeiftertften hat das wohl Ellen Key verkündet. Rousseau erscheint gegen sie beinahe als Pedant. Aber Rousseau hat den Ton doch zuerft angeschlagen. Und wahr ift es: die naivfte erzieherische Einwirkung war immer Entgegenwirkung, Abwehr, Hemmung, Verbot, Unterwerfung. Auch ift das noch jetzt die allen ordinären Erziehern nächftliegende. Und bei Massenerziehung hat sie leider immer in den Vordergrund treten müssen (in den Vordergrund, darum aber nicht auf den Ehrenplatz).

Demgegenüber soll z. B. auch nach einem so ruhig eindringenden Denker wie Schleiermacher die Erziehung immer zumeift »Unterftützung« sein, sie soll namentlich in den frühesten Lebensftadien möglichft auf ein »Lebenhelfen« hinauskommen. Das schließt natürlich durchaus positive Einwirkungen ein, die aber nicht einfach auf Erleichterung und Verschönerung hinauskommen, sondern namentlich das natürliche und äußere Wachstum für ein paralleles inneres fruchtbar machen und möglichst günftige Gelegenheiten zur Vollftändigkeit des Lebens bereiten. Nach anderen, z. B. Herbart, käme regulierende Entgegenwirkung wesentlich als Vorftufe der Erziehung in Betracht. Aber der psychologischen Wirklichkeit entspricht das doch nur scheinbar. Es kommen spätere Stadien, in denen Hemmung, Eindämmung, Unterwerfung weitaus den



meiſten Naturen sehr vonnöten iſt. Und wie unbedingt wertvoll es sei, »Be- schränkung« in der Jugend erfahren zu haben, hat Goethe mit großem Ernſte ausgesprochen. Auch der anscheinend so weiche und sicherlich so kinder- freundliche Jean Paul ruft den Erziehern zu, daß sie mit der Beſtimmtheit ihrer Normen den jungen Zöglingen schlecht- hin als »Notwendigkeit« erscheinen sollen. Und der ihm so wesensungleiche Ernſt Moritz Arndt dichtete eine Art von Hymnus auf dieselbige »Notwendigkeit«, natürlich in Ergänzung der Liebe. Daß die rechte Bildung des Willens durch die Schule des Gehorsams gehen müsse, iſt doch auch neuerdings den unab- hängigsten pädagogischen Denkern wie- der klar geworden. (Unabhängig müssen sie allerdings auch sein von ihren eigenen zufälligen Gefühlsanwandlungen, von der Wirkung der Selbſtberauschung.)

Und dem Gehorsam schließt sich dann mit zunehmender Reife die Bindung an Pflicht an. Ohne lebendiges Pflicht- gefühl, ohne im Innern empfundene Verantwortlichkeit gibt es keine wert- volle Personenbildung, wenigſtens nicht in der Schicht der normalen Menschen: nur die genialen gewinnen zum Teil einen Wert auch ohne solche Bindung, obwohl die allergrößten Persönlichkeiten doch mit der Freibewegung des Genius eine tiefe Selbſtverpflichtung verbunden haben. Sollte nicht die Empfindlich- keit gegen jede von außen her verhängte Willensbeschränkung Zeichen einer krankhaften Seelenverfassung sein? Und wird nicht eine Empfindlichkeit bei der Jugend vorausgesetzt, etwa auch ihr eingeflößt, die eben der jetzige Zuſtand der Erwachsenen iſt?

Man kann hier sogleich auf das Pro- blem einer möglichſt beglückenden Er- ziehungsweise geführt werden. Iſt nicht vielleicht auch dies ein so großes An- liegen der Menschen von heute, weil sie bei allem Reichtum der sich ab- lösenden Sensationen ihrerseits sich nicht im Besitz einer glücklichen Lebens- ſtimmung befinden? Um so sicherer möchte man diesen Glückszuſtand für die junge Generation schaffen, in ihr die Grundlage womöglich für ein halt- bares Glücklichsein legen. In Zeiten, wo die Alten zufriedener waren, sorgten sie sich nicht so sehr um das etwaige Unbehagen der Jungen. Und die letzteren sind im allgemeinen hinterher dank- barer gewesen für feſte Zucht als für hundertfache Spenden zärtlichſter Für- sorge.

Mit Unterſtützung und Gegenwirkung iſt es ja nun in der Jugenderziehung überhaupt nicht getan. Es kommt als drittes die Übermittlung eines von den seitherigen Geschlechtern erworbenen und feſtgehaltenen wertvollen Besitzes hinzu. Und dieses Beſtreben kann denn allerdings tatsächlich zum ganz über- wiegenden Anliegen der mit der Er- ziehung Betrauten werden. Es iſt dazu tatsächlich schon frühzeitig geworden und in den meiſten Schulen der Welt wesentlich auch geblieben. Der Begriff der Schule schien damit, nämlich mit dem Übermitteln und Aufnehmen von Wissensſtoff (von wohlgeordnetem Wissensſtoff natürlich) faſt zusammen- zufallen: das erschien als die positive Aufgabe der Schule, während die Dis- ziplin, das Im-Zaume-Halten, die nega- tive bildete. Das an persönlichem Können Erworbene, also die »Fertigkeiten«, figurierte nur am Rande oder sollte nur dem erfolgreichen Erwerb von Wissen dienen. Auch sofern neuere päda- gogische Richtungen in der psycho- logischen Bewegung der Schüler das eigentlich Wichtige sehen wollten, wurde z. B. von einem so ausgezeichneten pädagogischen Denker wie Otto Will-

mann doch wieder auf den immanenten Wert des »Lehrguts« hingewiesen.

Gegen diese ganze Auffassung ist nun ebenfalls eine starke Reaktion hervorgetreten. Und wiederum droht sie über das Ziel hinauszuschießen. Als ob die Entfaltung angelegter Kräfte alles sein könnte, und der Erwerb des Kulturinhaltes keine besondere Sorge verdiene! Dem muß denn zunächst entgegengehalten werden, daß der Begriff der Kulturmenschheit auch schon den gemeinsamen Besitz eines bestimmten und reichen Bewußtseinsinhalts einschließt, daß eine verhältnismäßige Gleichgültigkeit dagegen doch mittelbar zu einer Art von Barbarei zu führen droht, daß jener Bewußtseinsinhalt auch fruchtbare Ideen, auch aufgestellte Ideale einschließt, daß diese ohne reiches Verständnis der Wirklichkeit doch schwerlich recht lebenskräftig sind, daß aber auch zu jeglicher sicheren Stellungnahme im Urteil wie Verhalten zusammenhängende Kenntnisse gehören, deren Gewinnung man nicht der freiwilligen, allmählichen Selbsttätigkeit und namentlich der Bewegung im Leben überlassen kann. Dazu kommt aber, daß der Erwerb von Wissen und namentlich von verstandenem Wissen nicht bloß zugleich eine wichtige Linie der Willensbildung darstellt, sondern daß doch überhaupt das emotionale Leben davon vielfältig mit angeregt, ausgebildet und geklärt wird. Man denke nur an Geschichte, Religion, Poesie; aber man darf hier auch an Naturwissenschaft und noch anderes denken. Daß die zum Unterricht Berufenen auf diesen Gebieten nicht etwa durchweg bei trockenen Methoden stehen geblieben sind, sondern nach Belebung mit nicht wenig Erfolg gestrebt haben, muß anerkannt werden.

Trotzdem bleiben hier neue große Probleme oder, wenn man will, ein großes Problem. Das Verhältnis der Rezeptivität und der Spontaneität ist für die Lernenden noch weiterer Vervollkommnung oder Umbildung sehr bedürftig. Man spricht jetzt von der Verwandlung der Lernschule in eine Arbeitsschule. Und man versteht darunter nicht überall das Gleiche. Aber daß auf allerlei Weise das Selbsterarbeiten von Erkenntnissen und auch das mehr produktive Gewinnen von Fertigkeiten ermöglicht und begünstigt werden soll, ist die Überzeugung und Forderung derer, die die Zeit wirklich verstehen. Damit wäre denn auch über den den neuen Generationen, wie es scheint, immer empfindlicher werdenden Druck des stets bestimmten und gleichmäßig auferlegten Sollens und Müssens hinwegzuhelfen. Natürlich kann das Produzierensollen einen noch schwereren Druck bedeuten als das Rezipieren oder Imitieren, aber wesentlich wohl dann, wenn es mehr nur ausnahmsweise verlangt wird und der Geist in jenes andere Verhalten zu sehr eingewöhnt ist. Man wird hier namentlich an die üblichen deutschen Aufsätze denken.

Doch fassen wir uns sogleich viel allgemeiner: die in gutem Fortschreiten begriffene Wissenschaft der Kinderforschung oder Jugendkunde einerseits und der reiner und tiefer zu erfassende Begriff der Bildung andrerseits stellen die Welt der praktischen Pädagogen vor eine Fülle neuer Fragen und Aufgaben, didaktischer wie ethisch-erzieherischer Art, denen sich recht allgemein zu öffnen auch schon eine Ehrensache deshalb sein muß, weil die deutsche Pädagogik einen alten Ruf (wie einen silbernen Wanderpreis) zu verteidigen hätte.

Lebhafter noch als das soeben berührte Verhältnis wird dasjenige zwischen allgemeiner und individueller Ausbil-





dung erörtert. Der Ruf der Zeit geht gegen das Allgemeine, geht auf das Individuelle. Unser deutsches Ideal der allgemeinen Bildung schloß sowohl eine gewisse Universalität des zu erwerbenden Bildungsinhalts ein wie Gültigkeit dieses Zieles für die Allgemeinheit, wenigſtens für alle, die eine beſtimmte Bildungsſtufe zu vertreten hatten. Allgemeine Bildung iſt Ziel für unsere Volksschule so gewiß wie für die höheren Schulen, nur daß der Kreis von ungleicher Weite iſt. Angefochten wird nun aber, und zwar von wirklichen Idealiſten wie von solchen, die mehr Utilitariſten sein mögen, diese so lange gerühmte Allgemeinheit schon deshalb, weil das Allgemeine zu leicht auch ein Vages bleibt, oder ein Hohles, ein Unlebendiges, und dann, weil es auf alle eine besondere natürliche Stärke aufweisenden Zöglinge lähmend zu wirken vermag und überhaupt zu nivellierend. In einem gewissen Maße hat sich ja das Individuelle auch zwischendurch immer in Geltung behauptet: der einzelne hatte im Unterricht seine günſtigen und seine ungünſtigen Fächer, und es wurden Zöglingstypen immer irgendwie erkannt. Zudem hat man ja auch die höheren Schulen mehr und mehr differenziert. In einem gewissen Maße aber wird die Forderung allgemeiner Bildung auch in der Zukunft aufrecht erhalten werden müssen: zu früh den individuellen Neigungen und Abneigungen nachzugeben, das haben die wirklich Einsichtsvollen ſtets für verkehrt erklärt, aust mehr als einem Grunde, wie hier nich näher dargelegt werden kann. Selbſt Künſtler sprechen sich zum Teil in diesem Sinne aus, obwohl, um dies hier sogleich einzuflechten, Künſtler- und Dichternaturen am schwerſten mit der für die Allgemeinheit gültigen Norm zu [illegible]en und oft unter ihr zu leiden haben.

Jedenfalls darf nicht erſt der als eigentlich guter Schüler betrachtet werden, der die möglichſte Gleichmäßigkeit guter Leiſtungen auf den heterogenen Gebieten darbietet (obgleich der in der Tat in besonderem Maße hoffnungsvoll sein kann). Es muß das Positive auch bei verhältnismäßiger Einseitigkeit zu gebührender Würdigung kommen. Es muß die Geſtaltung einer gewissen Spezialisierung nicht zu spät erfolgen. (Die amerikanischen Psychologen, die übrigens in ihrem Lande eine weit größere und sehr frühzeitige Wahlfreiheit der Schüler kennen und mit dieser keineswegs durchweg einverſtanden sind, halten eine Vorenthaltung solcher Spezialisierung über das Alter von sechzehn Jahren hinaus für nicht zu rechtfertigen.) Und so wenig die Stimmung der maßgebenden Behörden wie der Mehrheit der praktischen Pädagogen bei uns bis jetzt dem Gedanken zugeneigt iſt, so wird man doch auch besondere Bildungsgelegenheiten für die hervorragend Begabten schaffen müssen, wenn der Nation wirklich die Tüchtigen nach dem Vollmaße ihrer Leiſtungsfähigkeit zur Verfügung ſtehen sollen, deren sie in den immer schwerer werdenden Zeiten bedarf. Daß auch die Frage der Coeducation unter dem Gesichtspunkt der eben nicht gleichen Wesensanlagen betrachtet werden muß und jedenfalls nicht unter Mißachtung dieses Gesichtspunktes entschieden werden darf, sei wenigſtens mit angedeutet.

Noch eine Reihe anderer Einzelprobleme (die aber immer noch von sehr allgemeiner Bedeutung sind) wäre hier weiter zu erwähnen. Der Raum geſtattet das für diesmal nicht. So sei nur darauf hingewiesen, wie man das Ziel der Lebenstüchtigkeit, das als Ziel wohl niemals in Frage geſtellt wurde (selbſt ein über alles Zeitliche immer

hinausblickender pädagogischer Denker wie Comenius zieht es sehr ernstlich in Betracht), immer wieder auf richtigere Weise fassen, deuten und anstreben zu müssen meint. Immer werden es wohl die einen an einer näheren und die andern an einer höheren Stelle suchen, und tatsächlich wird es auch stets für verschiedene Zöglingsnaturen an verschiedenen Stellen liegen dürfen oder vielmehr müssen. Nahe berührt sich hiermit das Verhältnis realer und idealer Bildungswege, die ja niemals so auseinanderfallen müssen, wie diese beiden Wortbezeichnungen sich gegenüberstehen, die vielmehr eine gegenseitige Durchdringung auf mancherlei Weise gestatten. Daß die gesamte ältere Pädagogik lieber vom Idealen ausging, um dann wenigstens einigermaßen zum Realen herabzusteigen, und daß man nun vielfach den Ausgang von dem letzteren zu nehmen trachtet, um zu jenem erst aufzusteigen, darauf wenigstens sei hier hingedeutet. Gesichtspunkte wie die von Kerschensteiner in München aufgestellten gehören hieher. Aber auch alles Gewicht, das auf nationale oder soziale, auf staatsbürgerliche wie sportliche Tüchtigkeit, auf handwerkstechnische wie ästhetische Vorbildung gelegt wird.

Es ist eben der Einzelprobleme nie ein Ende. Das Verhältnis zwischen der Organisation der Erziehung von einer zentralen Stelle aus und den zu gewährenden Gelegenheiten zu freieren Versuchen würde ein weiteres Gebiet bilden. Man glaube doch niemals, die gute Organisation endgültig gefunden zu haben, oder sie durch bloßen weiteren Ausbau demnächst finden zu müssen. Und wenn sie heute sehr gut wäre, so würde sie es nicht bleiben durch die sich folgenden Zeitperioden, für die sich ablösenden und auch sich voneinander abtrennenden Generationen. Man glaube auch niemals, den rechten Pädagogenstand endgültig ausgebildet und organisiert zu haben. Dessen Mitglieder gerade müssen menschlich elastischer bleiben, als die von irgend einem andern höheren Berufe. Und sie sind in so besonderer Gefahr, in diesem oder jenem Sinne zu erstarren — wenn nicht eine große innere Lebendigkeit sie dagegen schützt.

Über die rechte Ausbildung der Lehrer für die höheren wie die einfacheren Aufgaben, die reiferen wie die früheren Jugendstadien kann ganz und gar nicht das letzte Wort gesprochen sein. Und wenn ein wirkliches Zusammenwirken der verschiedenen Erzieher, namentlich auch der natürlichen mit den beruflichen, erhofft werden soll, dann müssen noch tiefe Wandlungen vorgehen, es müssen Ernst und Liebe ganz andere Verbindungen eingehen, als sie uns jetzt so weithin vor Augen treten. Von den ungeheuren Versäumnissen und Verfehlungen weithin in den Familien muß endlich auch einmal ein klares Bild entworfen werden dürfen.

So mag denn freilich — damit wir auf einen Ausgangsgedanken zurückkommen — »das Erziehungsproblem« im Kulturleben der Gegenwart tatsächlich als ein Bündel von zahlreichen einzelnen Problemen erscheinen. Aber es wird als einheitlich doch anzusehen sein, wenn man die einzelnen Fragen auf ihre Unterlagen verfolgt und sich ihres Zusammenhangs bewußt wird. Um so weniger wird man dann auch bereit sein, über einzelnes leichthin abzuurteilen. Das Alte darf nicht das Neue ersticken, aber das Neue nicht meinen, um so lebenskräftiger und lebenswürdiger zu sein, je schroffer es dem Alten entgegentritt.

Über die Methodik naturwissenschaftlicher, insbesondere anatomischer Arbeit.

Von
W. Lubosch.

Jede wissenschaftliche Arbeit hat zum Endzweck eine Darstellung der Arbeitsergebnisse in einer klaren, zusammenhängenden und dem Leser verständlichen, ihm einleuchtenden Form. Auch diese Darstellung hat ihre bestimmten Methoden, ihre Regeln und Gesetze, die bei aller Freiheit der Autor ohne Schaden nicht verletzen soll. Aber hiervon nicht, sondern von den Methoden allein soll die Rede sein, durch die das darzustellende Material selber erst bereitgestellt wird.*)

Methode ist »der Weg, der zum Ziel führt«. Das Ziel, das ich meiner wissenschaftlichen Arbeit gesteckt habe, bestimmt meine Methoden, und es gibt an und für sich keine gute oder schlechte Methode, sondern erst durch das, was sie erreicht oder nicht erreicht, wird eine Methode gut oder schlecht. Auch die Methoden, die wir in der biologischen Arbeit anwenden, werden durch das Ziel bestimmt sein, das wir uns bei dieser Arbeit stellen, und sie werden in dem Maße verschieden sein, wie die verschiedenen Forscher ihre Aufgaben abweichend auffassen. Der eine wird seine Aufgaben in möglichst subtiler Erkenntnis der Phänomene sehen, die ihn umgeben; ein anderer wird die Befunde anderer kritisch beurteilen; ein dritter etwa wird selbständig eingreifend die lebende Natur experimentell zu beeinflussen suchen; ein letzter endlich wird mehr universell das einzelne zur Gewinnung vertiefter Einsicht in das Wesen des Ganzen prüfend betrachten. Aus alldem ergibt sich eine Zweiteilung aller biologischen Methodik. Eine Gruppe von Methoden befaßt sich mit dem Objekt, hilft, die Objekte finden, sie kennen lernen. Wir können diese Methoden die primären oder objektiven nennen. Sie sind es, die jeder Wissenschaft und so auch der Biologie ihr Gepräge verleihen. Ihnen gegenüber stehen diejenigen Methoden, durch die wir zu einer Würdigung der Resultate unserer objektiven Forschungen oder zu einem ursächlichen Verständnis gelangen. Sie werden vorzugsweis durch die Neigungen, ja auch durch die Temperamente der Forscher bestimmt, haben ihren Quell in der Betrachtungsweise des Subjektes und können subjektive oder sekundäre Methoden genannt werden.

Wenden wir uns zunächst den objektiven Methoden zu. Mannigfach sind die Möglichkeiten für den Betrachter der Natur, in das Wesen der Naturobjekte einzudringen. Als die vornehmste unter allen gilt uns eine, die eigentlich die einzige unseres Objektes würdige Methode ist. Wie die Natur selber in ihren zahllosen Formen scheinbar willkürlich spielt, wie sie Gebirgszacken von malerischer Form, Wolken in den prächtigsten Farben, wunderbar buntgefärbte Insekten, bizarr und reizend gestaltete Pflanzen hervorbringt, deren gesetzmäßige Entstehung erst der ordnende Menschengeist nachweist, so wird auch der Naturforscher, dem seine Beschäftigung mit der Natur »Spiel« ist, vielleicht die tiefsten Einblicke in ihr

*) Vortrag, gehalten in der Historisch-philosophischen Gesellschaft zu Jena.

Wesen tun. Dazu kann niemand sich zwingen oder erziehen. Denn diese Art der Naturbetrachtung ist die Folge einer ganz besonderen Veranlagung, die wir der künstlerischen Intuition nahe verwandt erkennen. Die beiden größten Genies neuerer Naturforschung hatten diese Art zu beobachten. Darwin hat niemals daran gedacht, etwa über die Entstehung der Arten zu »arbeiten«. Vielmehr waren es die eigentümlichen Beobachtungen, die er auf Inseln vor dem amerikanischen Festlande machte, wo er fand, daß jedes Inselchen und das Festland seine charakteristische Fauna und Flora besaß, die zuerst den Blitz in ihn warfen, es möchten hier durch Anpassung an neue Verhältnisse aus einer Art neue Arten entstanden sein. Daneben züchtete er fleißig Tauben, beobachtete seinen Hund beim Spazierengehen und die Gesichtsentwicklung seiner eignen jungen Kinder. So war eigentlich jeder Spaziergang und jedes häusliche Erlebnis, jeder Blick in zoologische Gärten oder auf Felder, Gärten, Wälder für Darwin wissenschaftliche Arbeit. Vierzig Jahre hat er so gesammelt und in sich aufgehäuft, bis ein äußerer Anlaß ihn schließlich dazu trieb, seine Beobachtungen zu veröffentlichen. Mehr noch als bei Darwin ist bei Goethe das »Spiel« im edelsten Sinne der Quell seiner Beobachtungen. Mit gleicher Liebe umfaßte er die Gesteine, die Wolkenformen und -Farben, die Entstehung der -farben, die Pflanzen und die tierischen Knochen, jedes Gebiet bereichernd und in vielen Dingen meisterhaft und vorbildlich fördernd.

Es läßt sich nicht leugnen, daß jeder Naturforscher von diesem Spieltrieb, dem das Kleinste wesentlich und lehrreich ist, etwas in sich haben muß, wenn anders sein Streben von Erfolg begleitet sein soll. Wie oft fällt uns beim Betrachten eines mikroskopischen Präparates z. B. irgend eine Seltsamkeit auf, die wir nicht zu deuten wissen, die wir nur in uns registrieren. Dann später bei anderer Gelegenheit tritt sie wieder in unser Gedächtnis, vereint mit anderen Fakta, und alles reiht sich zu einem wissenschaftlichen Zusammenhang zusammen. Allerdings verbindet sich in den meisten Fällen bei dem Biologen mit dem Beschauen der Dinge eine vorhergehende Erfahrun güber die wissenschaftlichen Probleme, die auf einem Gebiet seines Interesses vorliegen. Dann tritt er an die Natur oder an die besonderen Objekte schon stets mit offenen Fragen heran, und seine Beobachtungen werden zum wissenschaftlichen Material. Je größer die Probleme sind, die den Naturforscher beschäftigen, um so mehr wird er an Dingen sehen, die anderen ganz uninterressant sind. Das größte Beispiel dieser Art hat uns wohl Goethe geliefert mit seiner Entdeckung des menschlichen Zwischenkiefers, der, lange von ihm postuliert, in der Erfahrung noch nicht vorlag. Diese Art der wissenschaftlichen Arbeit führt dann schließlich dazu, daß für irgend eine Frage planmäßige Materialsammlung stattfindet. Um hier ein Beispiel von großer Bedeutung zu geben, möchte ich die Tätigkeit des Anatomen auf seiner wichtigsten Arbeitsstätte, dem Präpariersaal, erwähnen. Es gibt zahlreiche Probleme, deren Beantwortung durch verständnisvolle Benutzung des Präpariersaales gefördert wird. Ganz abgesehen von anthropologischen Aufgaben erinnere ich z. B. an alle diejenigen Fragen, die mit der Abstammung des Menschen zusammenhängen. Ein unscheinbarer Muskel, den wir an einem Präparat stärker entfaltet finden, kann uns zu den Verhältnissen primitiver Rassen, ja primitiver Säuge-



tiere hinführen. Manche Muskeln finden wir beim Menschen in Gruppierungen, die nicht die ursprünglichen sein können. Irgend ein Zufall führt auch beim Menschen die ursprünglichen Lagerungen vor Augen oder zeigt Innervationsverhältnisse, die aufklärend wirken. Solche Erfahrungen auf dem Gebiet der Skelett-, Muskel- und Eingeweidelehre hat wohl jeder Morphologe selbst gemacht, und der Präpariersaal ist eine Quelle ständiger Bereicherung und Befruchtung unseres anatomischen Wissens.

Neben dieser kritisch-wissenschaftlichen Sammeltätigkeit steht nun auch eine andere Art des Sammelns, die wir als Aufhäufen von Material, einfache Thesaurierung, bezeichnen können. Namentlich in früheren Jahrzehnten, als mikroskopische Arbeit noch nicht Mode war und leichte Erfolge verhieß, war diese Art des Sammelns sehr beliebt, und in einigen Fällen sind es berühmte Namen, die solche Sammelarchive angelegt haben. Unter ihnen der berühmteste ist wohl Jakob Henle, der Göttinger Anatom, der z. B. eine ziemlich vollständige Sammlung aller erdenklichen Varietäten im Bau des menschlichen Körpers geliefert hat, so daß wir heute fast jede uns neu aufstoßende in Henles Werk vergleichen können, wo die Art und Häufigkeit ihres Vorkommens festgestellt ist.

Seitdem haben die Zeiten sich geändert. Die Anwendung des Mikroskopes bringt es mit sich, daß jeder, der Zeit und auch Geld daranwenden kann, irgend etwas findet. Der Umfang der Archive und Jahresberichte bezeugt diesen emsigen Luxusfleiß und jeder, der in solcher Weise arbeitet, wird schließlich wenigstens die eine innere Berechtigung seiner Arbeit finden, daß er sich glücklich fühlt als Sammler für einen Forscher der Zukunft, der einmal kommen würde, all das Material für die Wissenschaft zu verwerten. Gewiß bestätigt die Geschichte solche Hoffnungen. Ehe Schleiden die Zelle als Element des Pflanzenkörpers nachwies, hatten schon über hundert Jahre lang zahlreiche Botaniker Beobachtungen gemacht, die Schleiden später verwerten konnte. Aber ebenso häufig gehen Beobachtungen zu Grunde, weil sie vereinzelt und planlos vorgenommen sind, und wenn wir ältere Bände der Archive durchblättern, werden wir von Mißtrauen gegen die Art naturwissenschaftlicher Forschung erfüllt, die ohne Ideen und Pläne dem bloßen Registrieren und Sammeln dient. Eine einzige Reihe von Beobachtungen müssen wir hier ausnehmen, weil diese ihrer ganzen Natur nach notwendig zusammenhanglos sein müssen. In den letzten Jahren ist uns durch ein neues Instrument, das sog. Ultramikroskop, ein Blick in die Welt des mikroskopisch Kleinen eröffnet worden, die ohne jede Vermittlung mit dem besteht, was wir mit anderen Mikroskopen zu sehen pflegen. Der Faden ist hier abgerissen, wir können nur wenig von dem deuten, was wir dort sehen. Wir stehen diesen Dingen nicht viel anders gegenüber als den Kanälen, die unsere Teleskope auf dem Mars entdeckt haben.

Diese objektiven Methoden, durch die eine möglichst gründliche Kenntnis der Objekte, ihres Baues, ihrer Gliederung, ihrer Entwicklung verlangt wird, werden unterstützt durch eine große Reihe technischer Fertigkeiten. Das grobe Präparieren mit Messer und Pinzette, die Herrichtung für mikroskopische Untersuchung, die Kunst, die Objekte zu färben und bei richtiger Beleuchtung zu untersuchen, sie schließlich zu zeichnen und zu photographieren — das sind handwerksmäßige Arbeiten, die nie in



den Vordergrund treten dürfen und in hohem Maße von der Mode abhängen. Sie zu beherrschen ist Voraussetzung der Anwendung der objektiven Methoden; ihr exakter Gebrauch kann nie ein Ruhm des Forschers werden, wofern er nichts dadurch erreicht. Wie groß ihre Bedeutung aber in der Hand großer Männer werden kann, das zeigen z. B. die Entdeckungen, die Golgi, Ramon y Cajal, Bethe, Weigert u. a. über den feineren Bau der nervösen Zentralorgane gemacht haben.

Die objektive Methode, die sich mit der Erkenntnis des Objektes beschäftigt, ist die für die biologische Forschung in erster Linie gegebene. Sie liegt den Arbeiten des schlichten Doktoranden gerade so zugrunde wie den Arbeiten Virchows, Gegenbaurs, Koellikers, Leydigs. Wie schon oben bemerkt, wird natürlich von der geistigen Größe des Forschers auch der Umfang und Wert seiner Beobachtungen abhängen; — im allgemeinen jedoch empfängt jede Beobachtung ihren Wert erst durch die geistige Verarbeitung des Fundes. »Die Tatsache« — sagt Gegenbaur — »ist ebensowenig ein wissenschaftliches Ergebnis, wie eine Wissenschaft sich aus Tatsachen zusammensetzt. Was sie erst zur Wissenschaft macht, ist jene kombinierende Geistestätigkeit, die die Beziehungen der Tatsachen zueinander regelt«. Ist die Anwendung der objektiven Methode lediglich Sache des Talentes, so ist die Anwendung der subjektiven Methode Sache des Ingeniums, ist in hohem Maße abhängig von der Charakteranlage und dem Temperament des Forschers und ist, wie schon betont, eigentlich das, was jeder wissenschaftlichen Arbeit ihre besondere Färbung verleiht. Die verschiedenen Methoden sind dem einzelnen durch das Ziel vorgeschrieben, daß er seiner wissenschaftlichen Arbeit steckt. Je nachdem werden wir uns drei Hauptzweige der sekundären Methodik vorstellen können. Der Naturforscher wird deskriptiv, analytisch oder synthetisch vorgehen können.

Die deskriptive Methode ist in der Biologie die älteste, die am weitesten verbreitete und zugleich die naivste. Sie kann in Parallele gesetzt werden zur realistischen Bildnerei des Kindes und der Menschheit in ihrer Jugend im Gegensatz zu der stilisierenden Kunstpflege reiferer Völker. Wir besitzen, was die Zoologie und die Botanik anbelangt, die wundervollen Beschreibungen der Naturgeschichte alten Stiles, wo Männer wie Geßner und Rösel von Rosenhof in gründlicher, poesiereicher und phantasievoller Darstellung von Tieren und Pflanzen erzählen. Aus älterer Zeit stammen auch gelehrte Werke, wie etwa Meckels oder Stannius' Vergleichende Anatomie. Die Aufgabe wird hier darin erblickt, möglichst vollständig die Tatsachen herbeizuschaffen und zu registrieren. Die Vergleichende Anatomie, z. B. der Knochen, geht hier dahin, zu beschreiben, wie etwa der Oberarm aussieht beim Frosch, bei Kröten, Eidechsen, Vögeln und mannigfachen Säugetieren. Gewiß werden auch hier Ansätze zur Erklärung gemacht, z. B. die Gestalt mit der Funktion in Zusammenhang zu bringen; aber notwendig wird das Erklärungsprinzip zur Teleologie, so, daß man etwa erklärt, das Oberarmbein des Maulwurfes sei kurz und gedrungen, um die Grabarbeit des Tieres zu erleichtern. Bis in die Gegenwart hinein sind solche Lehrbücher auf den verschiedenen biologischen Gebieten geschrieben worden. Sehen wir z. B. in anatomische Werke derart hinein, so ist in einer wundervoll sorgsamen Darstellung bis ins einzelne hinein jeder Teil des menschlichen Körpers geschildert,

an jedem Teil all seine Beziehungen, sein feinerer und feinſter Bau. Nichts iſt vergessen, und sorgsam iſt überall hervorgehoben, wo uns die Untersuchungen in den allerfeinſten Details noch im Stiche lassen. Bis auf die neueſte Zeit setzen sich solche Darſtellungen fort, ja die Autoren suchen sogar ihren Stolz darin, unbeeinflußt durch entwicklungsgeschichtliche oder vergleichende Methoden ihren Stoff zu schildern.

Der große Wert solcher Darſtellungen iſt nicht zu verkennen, namentlich dann nicht, wenn es sich um die Klassifikation, Regiſtrierung, Syſtematisierung eines großen Materials handelt. Solche Werke haben dann eine ähnliche Bedeutung wie ein großes Regiſter oder ein Realkatalog, worin z. B. die Bedeutung des Linnéschen Syſtema naturae beruht. Auf Zeiten reichlicher Vermehrung der bekannten Objekte wird wohl ſtets eine Zeit folgen, die ein beschreibendes oder sammelndes Arbeiten für nötig hält. Der relative Wert der reinen Beschreibung iſt allerdings gering, verglichen mit den Ergebnissen anderer Methoden. Die reine, nüchterne Beschreibung iſt in der Naturwissenschaft vom Leben schließlich ſtets unerfreulich vermöge des eigentümlichen Wesens lebendiger Organismen. Wir können die lebendigen Organismen bis zu ihrem allerletzten Wesen nicht auflösen. Neue Rätsel ſtehen hinter den soeben gelöſten. Jede noch so minutiöse Beschreibung führt uns ſtets bis an diese Grenzen des Unbekannten. Sie iſt also vornehmlich negativ und kritisch, während trotzdem die Masse des Beschriebenen ſtets anschwillt. Eine beschreibende Behandlung zeigt also wohl, was alles wir wissen und was alles nicht; aber sie ſtellt weder Probleme auf, noch beantwortet sie welche. Denn es iſt noch kein Problem, zu wissen, daß man etwas nicht weiß.

In sehr viel höherem Maße leiſtet dies nun die zweite der erwähnten Methoden: die analytische. Man hat sie auch als »kausale« Methode bezeichnet, weil sie darauf ausgeht, die Ursachen beſtimmter Erscheinungen feſtzuſtellen. Wir fassen hierunter die ganze sog. experimentelle Biologie zusammen. Ihren Ausgangspunkt hat diese Methode in der Physiologie gehabt. Hier war es zuerſt, wo die physikalische Methode des Experiments auf lebendige Objekte angewendet wurde, um die Natur zu einer Antwort auf beſtimmte Fragen zu veranlassen. Die Physiologen haben das Experiment in doppelter Weise angewendet. Wenn es sich z. B. darum handelte, die Wirkung irgend eines Organs im Körper zu beſtimmen, so konnte man dies Organ entweder ſtark reizen oder konnte es zerſtören. In einem Falle entſtanden dann aus diesen Reizungen beſtimmte Wirkungen, die man untersuchte, im andern Falle Ausfallserscheinungen lehrreicher Art. Zu jener erſten Gruppe gehören eine Anzahl berühmter Experimente, die unsere Vorſtellungen von den Leiſtungen unseres Körpers gefördert haben. So hat Claude Bernard durch Reizung einer beſtimmten Stelle des Gehirnſtammes Zuckerausscheidung hervorrufen können. Die Beſtimmungen des Blutdrucks in den vorschiedenen Adern, die Nierentätigkeit, die Absonderung der Speichelflüssigkeit, des Magensaftes wurden nebſt vielem anderen auf experimentellem Wege feſtgeſtellt. Das größte Beispiel dieser Art iſt die von Hitzig und Munk durch Reizung der Hirnrinde erkannte Lokalisation der Gehirnrinde, durch die alte Vorſtellungen von Gall wieder lebendig wurden. Aber auch das Studium der

Ausfallserscheinungen hat wichtige Ergebnisse gehabt; auch hier ist die Funktion der einzelnen Teile des Nervensystems dadurch aufgeklärt worden, daß man sie entfernte und die Folgen der Entfernung studierte. Auch anderer Organe Wert wurde so aufgehellt, so vor allem derjenige der Schilddrüse. In hohem Maße bedient sich auch die Arzneimittellehre und die jüngste Wissenschaft, die Bakteriologie mit ihren Hilfs- und Folgewissenschaften, der experimentellen Methode, wie die vielen Versuche zeigen, die zwecks Impfung, Übertragung von Geschwülsten und Immunisierung an Tieren und Menschen vorgenommen worden sind, und wir befinden uns hiermit bereits auf dem Boden, auf dem auch Mißbräuche der Methode liegen.

Es gibt nun aber noch ein anderes sehr umfangreiches Gebiet der experimentellen Biologie. Während all jene erwähnten Versuche die Verhältnisse eines ausgebildeten Körpers verändern, hat vor etwa dreißig Jahren W. Roux zuerst versucht, die Entwicklung des Organismus experimentell zu beeinflussen. Seine Hoffnung war es, dadurch näher in den Mechanismus der Entwicklung einzudringen, die Einflüsse mechanischer Vorgänge im weitesten Sinne: der Schwerkraft, der Wärme, der gegenseitigen Anordnung einzelner Teile usf. auf die Entwicklung des tierischen Eies zu prüfen. Er nannte seine junge Wissenschaft Entwicklungsmechanik und behauptete, daß sie allein imstande sei, die Ursachen jedes Geschehens nachzuweisen. Die Biologie hat dieser Methodik außerordentlich viel Anregung zu verdanken. Wir wissen dadurch z. B., daß Eier fähig sind, sich auch ohne Befruchtung eine zeitlang zu entwickeln; daß die einzelnen Zellen eines jungen Keimes die Fähigkeit besitzen, nicht nur einen bestimmten Bezirk des Körpers, sondern den ganzen Körper aufzubauen; daß die normale Entwicklung eintritt, selbst wenn die einzelnen Zellen regellos durcheinander geschoben werden. Aber wenn wir all diese Erfolge beurteilen wollen, so wird uns zugleich eine Eigentümlichkeit dabei klar: die Experimente zeigen uns ja stets nur, was die Zellen unter abnormen Bedingungen leisten können, nicht dagegen, was sie unter normalen Umständen leisten. Wird ein Ei in Strychninlösung zur Entwicklung ohne Befruchtung gebracht, wird ein Ei in die Zentrifuge gelegt, um sich dort entgegen der Schwerkraft zu entwickeln, wird eine Extremität exstirpiert und einer anderen Larve eingepflanzt, so wäre zu sagen, daß im Leben eben die Eier sich nicht in Strychnin, auch nicht in der Zentrifuge entwickeln, und daß bei normaler Entwicklung (d. h. nicht bei Mißbildungen) in der Natur eine Extremität nie außerhalb des Verbandes des Körpers zur Entwicklung gerät. In diesen Einwänden liegt ein Hinweis auf einen grundsätzlichen Unterschied zwischen dem physikalischen und dem biologischen Experiment. Dort, in der anorganischen Natur stehen die Reagentien, man kann sagen, ausschließlich zur Außenwelt und ihren wechselnden Einflüssen in Beziehung. Hier aber stehen sie nicht nur in Beziehung zur Außenwelt, sondern in Beziehung zu ihren eigenen lebenden Elementarteilen und zu anderen lebenden Organismen, Beziehungen, die wir durch unser Experiment sofort zerstören. Auch ist der Einfluß der anorganischen Außenwelt auf belebte Organismen ein anderer als auf unbelebte. Z. B. gehen chemische Prozesse um so besser von statten, je mehr



man sie durch Wärme befördert; Lebensprozesse aber können nur bis zu einem »Optimum« durch Wärme gefördert werden (38°), jenseits dessen Beeinträchtigung der Leistung eintritt. Kurz, in der Physik stehen die Objekte unter Einflüssen der Außenwelt schlechthin. In der lebendigen Natur aber steht ein Objekt bei normalem Geschehen stets unter dem Einfluß eines einzigen, in jeder Minute wechselnden Komplexes von Einflüssen, die kein Experiment je nachbilden kann, da nur die natürlich gewordenen Situationen einen Körper zur normalen Betätigung veranlassen werden. Dennoch sind, mit dieser Einschränkung beurteilt, die Erfolge der experimentellen Biologie sehr groß; es ist hier wie überall, daß der Intellekt des Forschers die Hauptsache ist, der durch seine Fragestellung bereits den wichtigsten Teil der Arbeit leistet.

Dies soll uns auch zu einer milderen Beurteilung der Mißbräuche führen, die grade in der experimentellen Biologie so häufig geworden sind. Das Experiment am Versuchstier erscheint so erfolgverheißend, daß viele ohne große Probleme, ja überhaupt ohne Probleme das Experiment anrufen und dann abwarten, was daraus wird. Wie wäre es sonst einem Menschen möglich, zwei Kaninchen mit den Bäuchen aneinander zu nähen und zu sehen, was nach ihrer Zusammenheilung entsteht? Es wäre ja möglich, daß außer dem, was jeder erwartet, noch Unerwartet-Lehrreiches geschieht. Aber dieses Arbeiten von Fall zu Fall, das in unserer ganzen bakteriologischen, pharmakologischen, pathologischen, z. T. auch klinischen Arbeit gegenwärtig eine große Rolle spielt, schließt eine große Gefahr für diese Wissenschaften in sich.

Auch die experimentelle Methode ist, wie die deskriptive, nur ein Mittel der verfeinerten Erkenntnis; so wenig wie diese vermag sie an sich selbst aufzubauen. Zum mindesten bedarf sie der Deutung ihrer Ergebnisse durch den Intellekt des Forschers. Erst die »kombinierende Geistestätigkeit« ist es, die aus dem Tatsachenmaterial das geordnete Wissen schafft, das in die Kultur der Menschheit einzugehen die Möglichkeit hat. Nur, was sich in irgend einer Weise in den Gedankenkreis der Zeitgeschichte einordnen kann, vermag auch wissenschaftlich zu leben. Jeder Forscher empfängt von der Welt Anregungen und Ideen; durch seine eigene Geistestätigkeit baut er das Empfangene um, trägt es in seine Forschungen hinein und gibt der Welt so geläutert und reicher wieder, was er von ihr empfangen hat. Durch diesen Kreislauf des Intellektes muß alles hindurch, was erforscht und beobachtet ist. Die Tatsachen der Biologie gewinnen Wert stets erst in der Gestalt, zu der sie von großen Kombinatoren geformt werden. Hierin liegt das Schwerste, was dem Forscher obliegt, da er seine Einbildungskraft durch die Kritik zügeln, seine Beobachtung durch seine Phantasie beflügeln muß. Nur eine glückliche Mischung beider Fähigkeiten schafft den großen Biologen.

Welcher Art freilich das Band ist, durch das der einzelne die Tatsachen verbindet, ist sehr verschieden. Irgendein Grundgedanke muß es sein, der die Tatsachen belebt; die griechischen Naturphilosophen pflegten solche Gedanken zur Förderung ihrer Wissenschaft. Die Lehre vom Wasser als Urstoff, von Philia und Neikos, von den Atomen waren solche Ideen, die für die Naturwissenschaft jener Zeit den Wert kombinierender Methoden besessen haben. Dadurch lebte die griechische Naturwissenschaft — gerade wie es ihre Kunst

tat, — mit dem griechischen Volksleben in inniger Gemeinschaft; denn die Theorien und Hypothesen der Wissenschaft spielten zugleich im geistigen Leben des Volkes eine Rolle. Man ist versucht, den tiefen Verfall der Naturwissenschaft, der dann folgte, darauf zurückzuführen, daß dieser Zusammenhang verloren gegangen ist. Auch hier ergibt sich die Parallele dazu in der Kunst. Ob Kunst und Wissenschaft, seitdem sie aus der Gemeinschaft mit der Seele des Volkes gerissen sind, je wieder zu solcher Blüte wie zur Zeit griechischer Gelehrter und Künstler gelangen werden, erscheint fraglich.

Als die Kenntnisse in der Biologie im 16. Jahrhundert durch viele ausgezeichnete Entdeckungen bereichert wurden, da gab es nur zwei Möglichkeiten der ordnenden Gruppierung: entweder die teleologische, oder die praktisch-nützliche. Die teleologische, die bis in das 19. Jahrhundert herrschend blieb, wies die Zweckmäßigkeit nach, die praktisch-nützliche griff die Tatsachen z. B. der menschlichen Anatomie auf, entweder um sie künstlerisch zu benutzen, zur genauen Wiedergabe des nackten menschlichen Körpers, wie z. B. Lionardo; — oder sie wurde ganz in den Dienst der praktischen Medizin gestellt.

In neuerer Zeit mehren sich dann wieder die Versuche, die Tatsachen zu vereinheitlichen auf Grund von Theorien und Hypothesen. Die neueren Naturphilosophen treten auf. Oken, der den Urschleim beschreibt, Lamarck, der seine noch heute uns bewegenden Theorien der direkten Anpassung ausspricht, Goethe, der die Einheit der Form zu erkennen glaubt, und der ihm darin nahestehende Schopenhauer, der in der Natur die platonischen Ideen wiederfindet. Solche allgemeinen Gedanken üben auf die Biologie eine gewaltige Wirkung aus. Schriften und Untersuchungen entstehen, um zu beweisen oder zu widerlegen, ein reger Kampf der Meinungen entbrennt. Auch in unserer Zeit haben wir einen solchen großen, kombinierenden Geist das Glück unser eigen zu nennen: den Freiburger Zoologen *Weismann*, ohne dessen Keimplasmatheorie gut der vierte Teil der zeitgenössischen Arbeiten ungeschrieben geblieben wäre.

Das soeben Erwähnte war mehr ein historischer Rückblick, der uns zeigen sollte, daß bei aller Blüte der Biologie eigentliche synthetische *Methoden*, d. h. planmäßig beschrittene Wege, die Einzelbefunde zu kombinieren, mit Ausnahme der Naturphilosophie nicht existiert haben. Erst das Erscheinen *solcher* Methoden hat die Biologie von Grund aus verändert, hat sie erst zu dem Range einer Wissenschaft erhoben, die den Vergleich mit den sogenannten »Geisteswissenschaften« nicht zu scheuen hat. Es sind die *vergleichenden* Methoden, die sich auf der Entwicklungslehre aufbauen, und deren Ziel darin besteht, die *Umbildungen* der Organismen zu begreifen in der Art ihres Ablaufes und in ihren Ursachen. In der vergleichenden Anatomie ist das Studium des menschlichen Körpers nicht mehr Zweck an sich im Dienste der praktischen Heilkunde, vielmehr ist er in all seinen Teilen selbst das Erklärungsbedürftige; und die Aufgabe der vergleichenden Forschung besteht in der planmäßigen Untersuchung der Organisation des Tierreiches überhaupt, um Entwicklungen und Rückbildungen, das Auf und Nieder in der Umbildung der Organismen und die schließliche Ausprägung typischer Endformen zu beschreiben, aber auch, soweit möglich, ursächlich zu begreifen. Im Dienste dieses Strebens steht auch die Erforschung der embryonalen

Entwicklung der Organismen, die sich, seit C. Fr. Wolff ihre Anfänge geschaffen hat, zum Range einer selbständigen Wissenschaft entwickelt zeigt.

Die vergleichende Methode hebt uns also weit empor über den Deskriptivismus, über die experimentelle Forschung, ja über die Ergebnisse aller Naturphilosophie. Denn die Biologie als historische Wissenschaft sucht Zustände zu rekonstruieren und Vorgänge zu erschließen, die einmal tatsächlich in der Vorzeit vorhanden gewesen sein müssen. Sie stellt ein einziges Mal erfolgte historische Ereignisse konstruktiv wieder her, löst also ihre Aufgaben mit derselben Realität, wie der Historiker aus seinen Quellen, Dokumenten und Tonscherben die Geschichte längst vergangener Zeiten wieder aufbaut. Über die Methodik, die dieser Forschungsart zugrundeliegt, ist es schwer, dem Laien Verständliches zu übermitteln. Dennoch muß es wenigstens mit kurzen Worten geschehen, sowohl, um eine Vorstellung von der Art der Arbeitsweise, als auch der Schwierigkeit und Tiefe der Probleme zu geben. Nachdem die Objekte selbst in ihren Eigenschaften geprüft worden sind, gehen wir daran, sie mit einander und anderem zu vergleichen. Dazu bedarf es nun aber eines Maßstabes, den wir anlegen wollen und dieser Maßstab ist nicht die Funktion geworden, denn die kann in gleicher Weise von ganz wesentlich verschiedenen Organen geleistet werden (Kiemen, Lungen). Sondern dieser Maßstab wird uns geliefert von der Gestalt. Es ist zu beurteilen, welches von zwei Organen den primitiveren Bau aufweist, welches fähig ist, zum Ausgang für neue Formen zu dienen, oder welches den Abschluß einer Entwicklung bedeutet. Dies ist keineswegs einfach; denn abgesehen davon, daß wir die gesamten Erscheinungsformen verwandter Organe in verwandten Tierformen gegenwärtig haben müssen, liegt dann die schwierige Aufgabe jedesmal vor, die altererbten von den neuentstandenen Bauverhältnissen zu sondern und die Beziehungen zu Nachbarorganismen anzuknüpfen. Dies wird dadurch noch schwieriger, daß verschiedene Organe innerhalb eines Tieres verschieden hoch organisiert erscheinen können, so daß uns z. B. ein Dipnoer nach seinem Skelett sehr primitiv, nach seinem Atmungsapparat sehr hoch zu stehen scheint. Wenn — wie es ihr Ziel ist — die vergleichende Methode eine Entwicklung der Organismen und nicht der Organe geben will, so bedarf sie außer der Kenntnis der Objekte, die nur ihr Handwerkszeug ist, einer streng geschulten Kritik und einer nicht völlig verkümmerten Phantasie, um diese schwere Aufgabe zu lösen. Wir wissen, daß die Abstammung des Menschen eine die Gemüter sehr bewegende Frage ist. Sie ist ohne vergleichende Methode nicht zu lösen, konnte ohne sie überhaupt nicht in Angriff genommen werden. Dokumente, Präparate sind dazu erforderlich gewesen. Die Vergleichung hat hierin viel gefunden, das Wesentliche der Frage sicherlich bereits entschieden. Von dem exakten Anschluß des Menschen aber an eine ganz bestimmte Stelle, etwa so, wie man die Vögel an den Archaeopteryx anschließen kann, kann zur Zeit noch keine Rede sein. Und dennoch ist die Frage der Abstammung des Menschen nur ein Kinderspiel gegen Probleme, wie sie etwa der Ursprung der Säugetiere, die Stellung der Fische zueinander, die Herleitung der Amphibien darbieten. Schwierigkeiten für den denkenden Geist liegen hier vor, vor denen mir die größten Probleme der Geschichts- oder Sprachforschung zurückzutreten scheinen.



Doch gerade diese Probleme fesseln uns, sie machen das Leben unserer Wissenschaft aus, weil wir dabei die Überzeugung haben, unsererseits mitzuarbeiten an der Vertiefung unserer Einsicht in die ursächlichen Zusammenhänge der Dinge in der Erscheinungswelt.

Es mag dabei auf sich beruhen, ob spätere Geschlechter die Arbeit unserer Zeit anders beurteilen werden. Schon in der Gegenwart findet ja die historische Methode, die weit über die Grenzen der Biologie hinausgedrungen ist, manchen entschiedenen Gegner. So z. B. Chamberlain in seinem Buche über Kant, wo er von der »historischen Pest« spricht, die alles verseuche. Man muß demgegenüber an das Zitat von dem, der den Besten seiner Zeit genug getan hat, erinnern, um zu begreifen, daß selbst ein Irrtum, wenn er nur ein ganzes Geschlecht zu redlichem Forschen anregt, segensreich wirken kann; und es will mir scheinen, daß eine Zeit wie die gegenwärtige so wenig ohne Spuren vergehen kann, wie die Zeit des Humanismus und der Renaissance. Wenn vieles, was heute Ruhm genießt, längst vergessen sein wird, weil es nur Meinungen enthält, wird ein Werk wie Gegenbaurs Vergleichende Anatomie zu den wenigen Werken gehören, die noch in fernen Zeiten leben werden; aus ihm werden künftige Geschlechter den Geist der Naturwissenschaft unserer Zeit rein wiedergespiegelt finden.

Über die Beseitigung der ungeheuren Antennentürme bei der drahtlosen Telegraphie.

Von

L. Zehnder.

Schon bei seinen ersten Vorversuchen für die drahtlose Telegraphie erkannte Marconi, daß er eine um so größere Reichweite erzielte, je höher oben er seine elektrischen Wellen in den Raum ausstrahlen ließ. So entstanden die Antennen, nämlich die hoch hinaufragenden Drahtgebilde, die um so höher gebaut wurden, einen je größeren Umkreis man in den Bereich seiner drahtlosen Telegraphie einzubeziehen beabsichtigte. In großer Entfernung sieht man den Eisenturm der Station Nauen, der ursprünglich eine Höhe von 100 Meter besaß, der aber vor kurzem auf die den Kölner Dom weit überragende Höhe von 200 Meter gebracht worden ist, weil man nunmehr von der Nauener Station aus die afrikanischen Kolonien mit drahtlosen Telegrammen erreichen zu können hofft. Mächtige Antennentürme stehen ferner in Norddeich, in Poldhu, Clifden, Glace Bay u. s. w. Das größte Bauwerk aber, das als Antennenturm in den Dienst der drahtlosen Telegraphie gestellt worden ist, bleibt immer noch der Eiffelturm in Paris.

Weil man aber noch größere Reichweiten zu erzielen bestrebt ist, sind die neuesten Versuche des Kaiserlichen Telegraphenversuchsamts in Berlin, diese Antennen unter Zugrundelegung einer von mir vor etwa 7 Jahren veröffentlichten Schaltung ganz zu beseitigen, von größtem Interesse. Bei diesen Versuchen wurden statt der Antennengebilde



nur passend abgemessene Drahtleitungen längs der Erdoberfläche auf Stangen isoliert gespannt und an ihren Enden, unter Zwischenschaltung von Leidener Flaschen, zur Erde abgeleitet. Mit solchen ganz einfachen und provisorischen Leitungen gelang es denn schon, mittels verhältnismäßig kleiner Geberapparate Zeichen nach Stationen zu

können, will ich hier versuchen, die ersten Grundlagen der drahtlosen Telegraphie einigermaßen verständlich zu machen.*)

Von irgendeiner Gleichstromquelle, einer Dynamomaschine oder einer Batterie B mit einer Spannung, wie sie für elektrische Beleuchtung im Gebrauch ist, mögen zwei Drahtleitungen ausgehen,

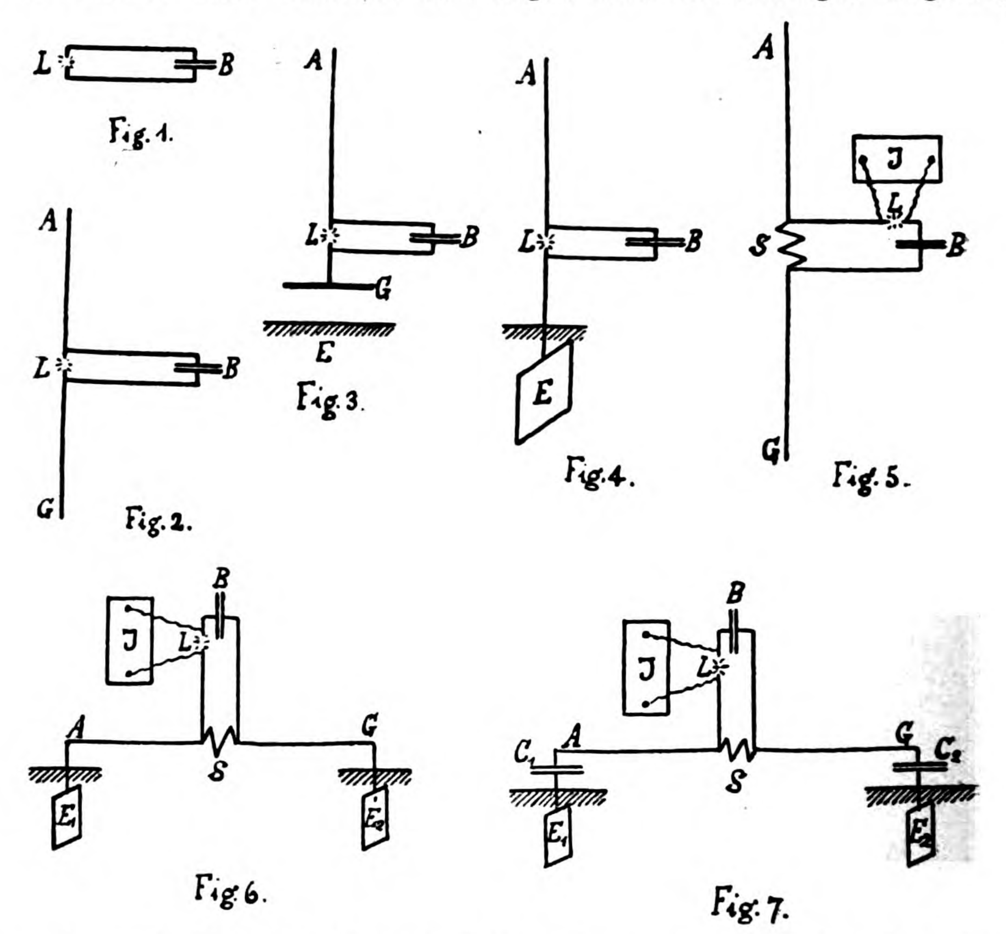


Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4. Fig. 5. Fig. 6. Fig. 7.

geben, die viele Hundert Kilometer weit entfernt sind, und Zeichen zu empfangen von jenseits des Atlantischen Ozeans her, nämlich von Glace Bay bis zur nahe bei Berlin gelegenen Versuchsstation.

Um die Bedeutung der Antennen für die drahtlose Telegraphie und das Mittel zur Beseitigung derselben erläutern zu

die sich an einer Stelle L nahezu berühren (Fig. 1). Bringt man die Drahtenden bei L, die man Elektroden nennt, wirklich zur Berührung und zieht sie nachher auseinander, so entsteht dort zwischen den Elektroden ein Lichtbogen

*) Vergl. Elektrot. Ztsch. 32, S. 1101, 1195, 1219, 191[illegible]

L; ersetzt man diese Drahtenden durch Kohlenstäbe, so entsteht in dieser Weise das bekannte, zur elektrischen Beleuchtung verwendete Bogenlicht. Nun verändern wir die Schaltung dadurch, daß wir bei L beiderseits je einen geradlinigen längeren Leiter L und G anschließen, wie Fig. 2 zeigt. Wie vorhin kann auch hier wieder der Lichtbogen erzeugt werden. Wir betrachten bei dieser letzteren Schaltung den Fall, daß der Lichtbogen bei L nicht bleibend bestehen kann, daß er vielmehr immer wieder von selber erlöscht, wenn er einmal zustande gekommen ist. Der Gründe hierfür gibt es verschiedene: die Stromquelle B kann die Elektrizität nicht in genügender Menge nachliefern, oder der Widerstand der Zuleitungsdrähte kann zu groß sein, oder die Luftstrecke in L kann selber so beschaffen sein, daß der Lichtbogen nur bei der größten Spannnung bestehen bleibt, die von der Stromquelle eben noch erzeugt wird. Dann kommen in den Drahtleitern, zwischen denen der Lichtbogen auftritt, elektrische Wellenbewegungen zustande. Denn die beiden Elektrizitäten fließen von der Stromquelle B aus in die beiden Leiter hinein, etwa die positive in den Leiter A nach oben, die negative in den Leiter G nach unten, bis in beiden Leitern die Spannung herrscht, die von der Stromquelle erzeugt werden kann; kommt dann in L die Entladung zustande, so sinkt auch die Spannung in den Leitern A und G, ihre Elektrizitäten fließen durch den gebildeten Lichtbogen ab; sie gleichen sich in ihm aus. Daher kommen in der Tat in beiden Leitern A und G abwechselnd auf- und abwärts gerichtete elektrische Bewegungen, elektrische Wellenbewegungen zustande. Weil nun diese Wellenbewegungen von größtem wissenschaftlichen und auch von praktischen Interesse sind — z. B. für die drahtlose Telegraphie — hat man die günstigsten Bedingungen zu erreichen gesucht, um möglichst regelmäßige periodische Wellenbewegungen, elektrische Schwingungen in den beiden Leitern A und G zu erhalten, die den Lichtbogen nach oben und nach unten begrenzen, wie wir im folgenden zeigen wollen:

Die Schaltung Fig. 2 rührt von Hertz her und gibt die Hertzschen Schwingungen im senkrechten Leiter AG, wenn als Stromquelle B die Sekundärspule des bekannten Funkeninduktors und wenn als Elektroden bei L zwei Metallkugeln im Abstand von einigen Millimetern gewählt werden. Dann entstehen in L die Funken des Funkeninduktors, und die Elektrizität schwingt im ganzen Leiter auf und ab, von A bis G hin und zurück; vom geradlinigen Leiter AG gehen dabei elektrische Wellenbewegungen in den umgebenden Raum hinaus, ähnlich wie auch von einer Schallquelle Schallwellen, wie von einer Lichtquelle Lichtwellen nach allen Seiten ausgestrahlt werden.

Die Schaltung Fig. 2 gibt in L den sogenannten singenden oder tönenden Lichtbogen, wenn in B eine Akkumulatorenbatterie benutzt wird, und wenn die beiden Leiter A und G sehr lang gemacht werden (z. B. 2 Kilometer lang für den außerordentlich hohen Ton von 37500 Schwingungen in der Sekunde, aber hundertmal länger für eine hundertmal kleinere Schwingungszahl). Dann bewirken nämlich die durch den Lichtbogen fließenden elektrischen Schwingungen in ihm entsprechende periodisch veränderliche Wärmewirkungen, und dadurch wird die L umgebende Luft in Schwingungen gleicher Periode versetzt, die wir hören können. Wird noch künstlich der Wider-



ſtand der Lichtbogenſtrecke L nach Poulsen dadurch vergrößert, daß man ihn in Wasserſtoffgas zuſtande kommen läßt, und daß man ihn durch das sogenannte magnetische Gebläse selbſttätig wieder ausbläſt, wenn er eben zuſtande gekommen iſt, so erhält man sehr schnelle elektrische Schwingungen, bei denen der Lichtbogen nicht mehr singt oder gewissermaßen unhörbar, außerhalb des Bereichs unserer akuſtischen Hörbarkeit singt; dafür sind nun aber diese schnellen elektrischen Schwingungen für die drahtlose Telegraphie brauchbar geworden.

Einer der beiden Leiter, z. B. der untere G, kann auch horizontal gelagert werden, oder er kann durch eine Metallplatte oder ein Drahtnetz ersetzt werden (Fig. 3). In der drahtlosen Telegraphie nennt man den oberen noch bedeutend verlängerten Draht, der aber auch als mehr oder weniger kompliziertes Drahtgebilde ausgeführt werden kann, die Antenne A, die unten befindliche Metallplatte, Drahtnetz oder dergl. nennt man dagegen das Gegengewicht G. Das Gegengewicht wird der Erdoberfläche parallel angeordnet, ihr mehr oder weniger benachbart.

Einen großen Erfolg hat Marconi erreicht, gleich am Anfang, als er die grundlegenden Versuche für die drahtlose Telegraphie machte, indem er nämlich den unteren Leiter G beseitigte und dafür die untere Elektrode der Schaltung auf kurzem Wege leitend mit der Erde verband, indem er sie »erdete« (Fig. 4). Allerdings iſt es jetzt nur die Antenne A, die dieser Marconischaltung ihre Schwingungen in der ihr zukommenden Eigenschwingungsdauer aufzwingt. Dafür schwingt aber nun ein Teil der Erdoberfläche mit, weil während der Antennenschwingungen gleichfalls bald Elektrizität höherer, bald solche niedrigerer Spannung in die Erde überſtrömt. Die dadurch hervorgerufenen Ladungen und Entladungen der Erdoberfläche ſtrahlen in gleicher Weise elektrische Wellen aus wie jene schwingenden Drahtgebilde A und G, und solche Wellen in der Erdoberfläche breiten sich auf noch größere Entfernungen aus als die in der Luft, so daß Marconi durch diese Änderung eine viel größere Reichweite erzielte.

Einen weiteren bedeutenden Fortschritt erreichte Braun, indem er als Stromquelle bei B (Fig. 2) Leidener Flaschen verwendete, die er durch einen Funkeninduktor J (Fig. 5) auf hohe Spannungen auflud, worauf dann durch die Lichtbogenſtrecke L die Entladungen erfolgten. Der Leiterkreis von der Stromquelle B bis zum Lichtbogen L, ohne die Leiter A und G, den wir den Braunschen Schwingungskreis nennen, bekommt dann am zweckmäßigſten solche Abmessungen, daß in ihm die Elektrizität in derselben Periode schwingt wie im gradlinigen Leiter AG. In diesem Falle unterſtützten sich beide Wellensyſteme. Nun bleiben die Schwingungen im Braunschen Schwingungskreis, den man als geschlossenen Schwingungskreis bezeichnet, viel länger beſtehen als die in einem gradlinigen offenen Schwingungskreis AG. Hätte also der offene Marconische Schwingungskreis an sich seine Wellenenergie bereits in die Umgebung ausgeſtrahlt, so erhält er nun vom geschlossenen länger schwingenden Braunschen Schwingungskreis noch eine zeitlang Schwingungsenergie nachgeliefert. Außerdem bietet der Braunsche Schwingungskreis die Möglichkeit, beliebig große Kapazitäten und also auch beliebig große Wellenlängen zu verwenden. Dadurch iſt die Wirkungsfähigkeit der drahtlosen Telegraphenſtationen ganz bedeutend verſtärkt worden. Übrigens bleibt die Wirksamkeit des Braunschen

Schwingungskreises bestehen, wenn seine Funkenstrecke aus dem Leiter A G herausgenommen und an eine andere Stelle dieses Schwingungskreises versetzt wird, wie z. B. Fig. 5 darstellt. Bei dieser Anordnung wird dann gewöhnlich dadurch eine innigere Verbindung, eine sog. Koppelung der beiden Schwingungskreise, des offenen und des geschlossenen, erreicht, daß man das beiden Schwingungskreisen gemeinschaftliche Leiterstück (wo früher L war) nun durch eine Spule S mit mehr oder weniger Windungen ersetzt; oder man führt S als Transformator aus, dessen primäre Spule dem geschlossenen Braunschen, dessen sekundäre Spule dem offenen Marconischen Schwingungskreis angehört.

Aus der zuletzt beschriebenen geht nun meine Schaltung hervor, wenn man sie um 90° dreht, so daß der geradlinige Leiter AG dem Erdboden parallel wird, wenn man dann diesen Leiter zwar isoliert verlegt, aber seine beiden äußeren Enden bei A und bei G erdet, wie es Fig. 6 zeigt. Nun treten die elektrischen Wellen an zwei Stellen E_1 E_2 in die Erde ein und strahlen von diesen Stellen in der Erdoberfläche aus. Die Antennen, die hoch in die Luft hinaufragenden Drähte oder Drahtgebilde, fallen bei meiner Schaltung vollständig weg. Daher kann nun auch dieses ganze Schaltungssystem im Inneren eines Gebäudes, z. B. in einer Festung, in einem Kriegsschiff usw. angeordnet werden, wo es nicht der Zerstörung durch den Feind unterliegt.

Meine hier beschriebene Schaltung ist aber nur dann vollständig wirksam, wenn die beiden Erdungsstellen E_1 E_2 einen bestimmten Abstand besitzen, der sich aus den theoretischen Grundlagen der Interferenzwirkungen ergibt. Dieser Abstand wird z. B. bei der gezeichneten Anordnung (Fig. 6) einer halben Wellenlänge der verwendeten elektrischen Wellen gleich gemacht. Dann gehen nach den Interferenzgesetzen in der Richtung E_1 E_2 über E_2 nach außen und in der Richtung E_2 E_1 über E_1 nach außen verstärkte elektrische Wellen aus, während in der Richtung senkrecht zur Verbindungslinie E_1 E_2 keine oder doch nur sehr schwache Wellen ausgesandt werden. Daher erhält man mit meiner durch Fig. 6 dargestellten Schaltung eine *gerichtete* drahtlose Telegraphie mit verstärkter Wirkung in den Richtungen E_1 E_2 und E_2 E_1; dementsprechend wird auch die Reichweite vergrößert, abgesehen davon, daß bei dieser Schaltung leichter größere Wellenlängen und größere Energien zur Verwendung gebracht werden können als bei den bisherigen Systemen mit den Antennen, deren maximale Höhen nicht mehr wesentlich gesteigert werden können.

Als Konstruktionsteile, die in manchen Fällen Vorteile bringen, können da und dort Leidener Flaschen in die gezeichneten Schaltungen eingefügt werden, z. B. in der Schaltung Fig. 6 an den beiden Enden des geradlinigen Leiters AG so, wie es Fig. 7 darstellt.

Im festen, namentlich im welligen Erdreich werden die elektrischen Wellen viel mehr geschwächt als im überall gleichmäßig beschaffenen Meerwasser. Dieser Unterschied muß wohl auf unregelmäßige Brechungen in den verschiedenartigen Erdschichten und in den darüber befindlichen Luftschichten zurückgeführt werden. Denn die elektrischen Wellen werden in verschiedenen Medien ganz ähnlich gebrochen wie Licht. Ebenso wie also z. B. Glaspulver für Licht undurchlässig ist, wegen der vielfachen Brechungen, so sind auch sehr ungleichmäßiges Erdreich und ungleichmäßige Luftschichten mehr oder weniger undurchlässig für



elektrische Wellen. Jeder Umſtand also, der diese Ungleichmäßigkeit der Erdſchichten begünſtigt, wie Sonnenschein bei Bewölkung, lokale Gewitter usw., setzt demnach auch die Reichweite der drahtlosen Telegraphie herab, während umgekehrt bei Nacht, bei gleichmäßig über größte Ländergebiete sich erſtreckenden Witterungsverhältnissen die Reichweite der drahtlosen Telegraphie bekanntlich die größtmöglichen Werte erreicht.

Den Versuchen im Kaiserlichen Telegraphen-Versuchsamt iſt im Jahre 1910 die oben genannte Schaltung (Fig. 7) zugrunde gelegt worden. Im vorigen Jahre wurde diese Schaltung noch dadurch variiert, daß die Transformator- oder Koppelungsspule S halbiert, und daß ein Kondensator in ihre Mitte eingefügt wurde. Dabei wurde mit einem Abſtand $\frac{\lambda_1}{2}$ der Erdplatten von 240 bis 300 m gearbeitet. Bei einem Brechungsexponenten von $n = 2{,}5$, wie man ihn für das Erdreich als Mittelwert gewöhnlich annimmt, entspricht diesem Abſtand eine $2 \cdot n = 5$ mal so große Wellenlänge, im Drahte gemessen, also $\lambda = 1200$ bis 1500 m, und tatsächlich wurde bei den genannten Versuchen des Telegraphen-Versuchsamts durch fortwährende Änderung der Wellenlängen beider Stationen, des Gebers und des Empfängers, der günſtigſte Wellenbereich von $\lambda = 1000$ bis 1500 m für den Empfang feſtgeſtellt, bei dem die beiden Stationen aufeinander abgeſtimmt waren, bei dem also Resonanz eintrat. Bei anderen Versuchen, bei denen die Zeichen über den Atlantischen Ozean von Canada her aufgenommen wurden, war die Entfernung der Erdungen $\frac{\lambda_1}{2} = 1270$ m, welcher Abſtand bei $n = 2{,}5$ für das Erdreich dem günſtigſten Empfang einer Wellenlänge von $5 \cdot 1270 = 6350$ m entspricht, während 5800 bis 6000 m als Wellenlänge von Glace Bay ermittelt worden iſt. Auf diese Wellenlänge wurde also das Empfangssyſtem abgeſtimmt.

Daher bilden diese Versuche eine vorzügliche Beſtätigung dafür, daß meine Vorschriften, die Erdplatten in $\frac{\lambda_1}{2}$ Abſtand anzuordnen, zu den so überaus günſtigen Ergebnissen geführt haben. Denn die Erdungen haben bei diesen genannten Versuchen so genau, wie man es nur erwarten kann, die Abſtände bekommen, die einer halben Wellenlänge für die betreffenden Wellen im Erdreich entsprechen.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Paris.

I.

Jules Lemaître über Châteaubriand. — Bergson's Vorlesungen am Collège de France. — Jules Martha's Deutung des Etruskischen. — Futuristen und Unanimisten. — Jacques Rouschés „Théâtre des Arts".

Seit einigen Jahren bietet Paris in jedem Winter mit den von der Société des Conférences eingeführten Vorlesungen eine literarische Erscheinung von unfehlbarer Anziehungskraft. Denn einerseits von sehr literarischer und wissenschaftlicher Haltung vermöge der Persönlichkeit der Vortragenden, zeigen sie zugleich den Charakter beſter gesellschaftlicher Eleganz durch das Publikum, das sich zu ihnen drängt. Und so kommen beide Teile auf ihre Rechnung: unsere Akademiker, weil seit Fontenelle ſtets ihr Ideal war, gelehrt vor einer ariſtokratischen Zuhörerschaft sprechen zu können, unser Gesellschaftspublikum, weil es von jeher liebens-

Aus dem französischen Manuskript übersetzt.

würdigen Gelehrten besonders lebhaft zugetan war und den Reiz einer zugleich anziehenden und belehrenden Unterhaltung als einen seltenen Genuß zu schätzen wußte. Im vorigen Jahre hatte Maurice Donnay über Molière gesprochen, jetzt ist ihm Jules Lemaître gefolgt. Vor zwei Jahren schon hatte er einen Vorlesungszyklus über Fénelon gehalten, diesmal gibt er einen über Châteaubriand. Nicht das Ergebnis neuer Forschungen will er in diesen Vorträgen bieten, sondern er unternimmt nur — natürlich mit Hilfe auch der neuesten Arbeiten — der Gestalt Châteaubriands etwas von dem starken Leben, das sie erfüllte, wiederzugeben. Er holt ihn aus seinem Grabe, richtet ihn auf, stellt ihn wieder in seine Umgebung, gibt ihm sein entflohenes inneres Leben zurück, und so, dank der belebenden Kraft dieses man möchte sagen literarischen Spiritismus, erleben wir von neuem Châteaubriand. Das ist vielleicht nicht eine wissenschaftliche Arbeit im strengen Sinne des Wortes, es wäre eine falsche Auffassung, sie als solche zu beurteilen; es ist impressionistische Kritik, aber im Grunde gab Sainte-Beuve auch nichts anderes. Das innere Leben, die Seele, die Jules Lemaître Châteaubriand einhaucht, ist die, die er in ihn hineindenkt. Aber seine durchdringende Intelligenz, seine außerordentlich scharfe Psychologie, sein sicheres Ahnungsvermögen und zu dem allem doch sein solides Wissen bürgen dafür, daß der so gesehene Châteaubriand der Châteaubriand der Wirklichkeit ist. Übrigens ist das Porträt, das er zeichnet, durchaus nicht verschönt oder geschmeichelt; er verhüllt nicht die Schwächen oder Lächerlichkeiten; er läßt sich von dem Worte leiten, das Joubert an Molière schrieb: »In Schuld wie ohne Schuld, stets wird er uns lieb bleiben, das steht fest; nun können wir ihn unbarmherzig beurteilen, rückhaltlos uns über ihn aussprechen«. So spricht Jules Lemaître denn auch unbarmherzig von Châteaubriands Zynismus, von seiner Herzensdürre, seiner Vorliebe für theatralische Posen, seinem Hang zur schönen Lüge, von all dem Gaskognischen, das in diesem Bretagner steckt. Ja, er geht in seiner Aufrichtigkeit so weit, respektiert bisweilen den großen Mann so wenig, daß sich darüber schon einige Entrüstung kundgegeben hat. Man dachte nämlich, Jules Lemaître, dessen monarchische und katholische Überzeugungen ja wohlbekannt sind, werde für den adligen Emigranten und den Verfasser des »Génie du Chrstianisime« als Verteidiger auftreten. Aber an Stelle des tendenziösen Kommentars, den man erwartete, erhielt man nur eine streng unparteiische Untersuchung. Nicht seine Anhänger, wohl aber seine durch soviel Aufrichtigkeit enttäuschten politischen Gegner haben das dem Vortragenden übelgenommen. Übrigens drängt man sich so zahlreich zu diesen Vorlesungen, die bis in den April dauern werden, daß der Saal die ganze Menge nicht fassen kann, und man Lemaître hat bitten müssen, jeden Vortrag noch einmal für eine zweite Zuhörerschaft zu halten. Wer auch so noch keinen Eingang findet, kann sich damit trösten, daß er den Vortrag in der »Revue Hebdomadaire« zu lesen bekommt — und Jules Lemaître lesen, heißt auch ihn sprechen hören —, die ihn allwöchentlich ausführlich wiedergibt. —

Ein anderer Vortragszyklus, dessen Stoff unvergleichlich gewichtiger ist, Bergson's Vorlesungen am Collège de France, findet dennoch nicht weniger Beifall, und zwar ohne Frage darum, weil der Vortragende seine starke und originale Denkarbeit in eine anziehende, bilderreiche, durchaus poetische Form zu kleiden weiß. Bergson untersucht in diesem Jahre die Hauptprobleme der Philosophie, indem er seine Auffassung der Substanz auf sie anwendet. Für ihn ist die Substanz nicht im Unbeweglichen enthalten, sondern in der Bewegung. Alles was ist, ist in beständiger Entwicklung; die Substanz ist das Werdende, nicht das Seiende; das Vorübergehende, nicht das Bleibende. Es ist hier nicht der Ort zu zeigen, wie, so angesehen, die Probleme der Philosophie eine neue Gestalt annehmen, oder Bergson's Philosophie auseinanderzusetzen. Wohl aber muß man auf die wichtige Rolle hinweisen, die diese Lehre in der Bildung der heutigen französischen Gedankenwelt spielt. Seit mehreren Jahren schon übt Bergson einen starken Einfluß auf die akademische Jugend aus, und auch ins weitere Publikum dringt sein Name immer mehr. Keine große Zeitschrift, die ihm nicht lange Artikel widmete, die Revue de Paris im November 1911, die Revue des Deux Mondes eben erst. Die Philosophie Bergson's inspiriert die von einander abweichendsten Versuche; auf den verschiedensten Gebieten begegnet man ihr. Eben erst war der Symbolismus im Innersten von ihr erfüllt, jetzt wirkt sie wieder in der neuesten Poesie; man hört sie in den Akkorden unserer fortgeschrittensten Musiker, und sie dringt



zugleich tief in die reine Wissenschaft ein und modifiziert ihre Grundbegriffe. Ihr Wirken weit und breit läßt sich mit dem der Fichteschen Philosophie vergleichen, wie man ja auch übrigens die Art der Revolution, die sie verkündet, mit der von der deutschen Romantik ausgehenden vergleichen kann. Trotzdem dürfte man nicht meinen, daß sie allein die Bewegung bestimmt habe, die zur Stunde die Gedankenwelt Frankreichs beherrscht. Im Gegenteil ergibt sie sich vielmehr als die Krönung vielfacher mehr oder weniger alter, mehr oder weniger bewußter Anstrengungen. Diese nimmt sie in sich auf, konzentriert, systematisiert sie, von ihnen wird sie getragen; sie aber ihrerseits beherrscht sie, macht sie lichtvoll und zeigt ihnen den richtigen Weg. »Was Henri Bergson geleistet hat,« so sagt sein letzter Kommentator (E. Le Roy in der Revue des Deux Mondes, 1. Februar 1912), »wird nach allgemeiner Überzeugung sicherlich in den Augen zukünftiger Geschlechter zu den für unsere Zeit am meisten charakteristischen, zu den fruchtbarsten und ruhmvollsten Leistungen gehören; es bezeichnet ein für die Geschichte unvergeßliches Datum.« —

Ob die Geschichte eine von dem Professor der Pariser Universität Jules Martha ganz kürzlich gemachte Entdeckung ebenfalls bestätigen wird? Noch läßt sich das nicht sicher behaupten. Jules Martha, Professor der lateinischen Eloquenz an der Faculté des Lettres, hat ein schönes Beispiel wissenschaftlicher Hingebung geliefert, indem er die besten Jahres eines Lebensauf den Versuch verwendet hat, das bisher unerklärliche Rätsel der etruskischen Sprache zu lösen. Im Jahre 1889 hatte er einen Band über die etruskische Kunst veröffentlicht und 1892 den Artikel »Etruria« in dem Wörterbuch von Daremberg und Saglio. Seitdem hatte er sich in das Geheimnis seiner Nachforschungen gehüllt, geduldig seine Beobachtungen fortgesetzt, und nicht eher seine Hypothese veröffentlicht, als bis er ein Bündel genügend starker Beweise zusammengebracht hatte. Erst vor kurzem endlich, nach fünfundzwanzigjährigem Studium, hat er sich entschlossen, der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres in den beiden Sitzungen vom 2. und 9. Februar eine Mitteilung über seine Entdeckungen vorzutragen. Nach einer eindringenden Analyse der syntaktischen Eigentümlichkeiten der etruskischen Sprache, der Bewegung ihrer Suffixe, ihres Wortschatzes hat Martha geforscht, ob irgend eine der uns bekannten Sprachen analoge charakteristische Merkmale darbiete, und ist zu der Ansicht gekommen, daß Urzusammenhänge und eine tatsächliche Verwandtschaft zwischen dem Etruskischen und den ugrisch-finnischen Sprachen bestehen, zu denen das Ungarische, das Finnische und das Lappländische gehören. Jedenfalls kann er mit Hilfe dieser bekannten Sprachen die unbekannte verstehen und mehrere ihrer Texte genau und in zusammenhängender Folge übersetzen. Martha hat die Probe seiner Methode gemacht, indem er vor der Akademie 15 Inschriften übersetzt und erläutert hat, namentlich einen Schiedsrichterspruch über eine Teilung und die Konsultation eines Heilgottes durch einen Greis nebst der Antwort des Gottes. Dann hat er noch die am besten erhaltenen Stellen des etruskischen Textes übersetzt, welcher auf den die berühmte Agramer Mumie einhüllenden Streifen geschrieben steht. Es sind Ritualvorschriften für Seeleute. Man dürfte also vermuten, daß diese Streifen ursprünglich ein Buch, einen »liber linteus« bildeten, den etruskische Matrosen an Bord genommen, und der dann von ihnen in Ägypten verkauft worden oder bei einem Schiffbruch an die Küste geraten wäre. Ägyptische Einbalsamierer dann wären auf den Gedanken gekommen, die Blätter des Buches zur Umhüllung einer Mumie zu verwerten. So wirft Professor Marthas Hypothese ein helles Licht auf eine Frage, die jemals aufzuklären man schon aufgegeben hatte. Eine neue, kühne Hypothese, welche die allgemeine, von Skutsch in seinem Artikel der »Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft« bestimmt ausgesprochene Ansicht umstößt, daß, wie schon Dionys von Halikarnaß erklärte, die etruskische Sprache keiner andern ähnlich und also von einer vergleichenden Methode hier nichts zu hoffen sei. Hat nun demgegenüber Jules Martha die Wahrheit wirklich gefunden? Diese Frage können uns nur die Spezialisten beantworten. Zunächst muß man natürlich auf das Erscheinen des Werkes warten, in dem Martha die Ergebnisse seiner Untersuchung darstellen wird; jedenfalls aber darf man auch jetzt schon mit höchster Achtung von seiner ausdauernden Forschungsarbeit sprechen. —

Ebenfalls eine unverständliche Sprache spricht oder malt vielmehr augenblicklich eine Gruppe italienischer Künstler, die sich selbst »die Futuristen« nennen und in Paris eine Ausstellung ihrer Werke veran-



ſtaltet haben, in der Hoffnung, hier die ihnen bisher versagte Bewunderung zu finden. Und wenigſtens einen ſtarken Neugier-Erfolg, mit dem sie gewiß nicht unzufrieden sind, haben sie wirklich gehabt. In einem Manifeſt voller Emphase erläutern diese Futuriſten ihre Beſtrebungen. Sie sind der Meinung, daß die Malerei ein Ausdrucksmittel der Gedanken sei wie jedes andre, ja allen andern vorzuziehen, weil man in ihr den Gedanken nicht nur vollſtändig übersetzen, sondern ihn zugleich auf eine Stelle und in einen Moment zusammenziehen kann, so daß auch der Zuschauer ihn mit einem Blick zu erfassen vermag. Die malerische Darſtellung »der Bewußtseinszuſtände und zwar der gleichzeitigen Bewußtseinszuſtände« iſt ihr Ziel. Ihre Gemälde sind eine Synthese dessen, was man sieht und was man in der Erinnerung trägt, alles das ineinander auf derselben Leinwand, von symbolischen Linien durchzogen und in seltsamen bunten Farben. Und so, wenn sie eine auf einem Balkon ſtehende Geſtalt von hinten gesehen malen, begnügen sie sich nicht mit dem, was der viereckige Fenſterausschnitt erblicken läßt; sie bemühen sich vielmehr, die Gesamtheit der Gesichtsempfindungen, Gedanken, Eindrücke jeder Art, welche die Person auf dem Balkon gehabt hat, wiederzugeben: das Wagengewimmel auf der Straße, die Erinnerung an einen lieben Freund, der dort vorüberzugehen pflegt, das Unbehagen des Nichtstuns, die Häuserreihe rechts und links und so fort. Natürlich verschmähen sie alle Perspektive, alle Ordnung und Symmetrie. Denn das sind klägliche Borniertheiten der Klassiker, durch die die Wirklichkeit entſtellt wird; ſtatt dessen iſt ein geniales Chaos der Inhalt der neuen Kunſt.

Man hätte keinen Anlaß, auf diese ziemlich närrische Malerei ausdrücklich hinzuweisen, wenn die Futuriſten in ihren Ideen, die besser sind als ihre Gemälde, nicht einer jungen französischen Literaturgruppe, den Unanimiſten, nahe kämen, von denen einige bemerkenswerte Produktionen, so z. B. die von Jules Romains, vorliegen. Auch die Unanimiſten sind beſtrebt, unser Gefühlsleben umzugeſtalten. Sie behaupten, daß Tradition und Erziehung uns in einen künſtlichen Rahmen einſpannen, über den hinaus wir nichts sehen; was wir die Wirklichkeit nennen, iſt nichts als immerfort dieselben willkürlichen Figuren, die wir aus ihr ausschneiden. Diesen Schlendrian müssen wir aufgeben, müssen das Leben völlig darſtellen, so wie es im innerſten Bewußtsein der Menschen wirkt, das Universum darſtellen, das sich jeden Augenblick in jedem Bewußtsein abspiegelt. Unter diesem Bewußtsein aber iſt nicht nur das der einzelnen Individuen zu verſtehen, sondern auch das Gesamtbewußtsein der Gruppen, der Massen, der Dinge; so wird die Kunſt zur Darſtellung der »vie unanime«. In Werken von Jules Romains wie »L'armée dans la Ville«, »Mort de quelqu'un« findet man eine sehr merkwürdige Ausführung dieser Theorie. Übrigens haben die Unanimiſten bisher ebenso wenig wie die Futuriſten das Publikum von der Vorzüglichkeit ihres Ideals zu überzeugen vermocht. Aber ihrer beider Versuche sollten doch nicht nur mit lauter Heiterkeit begrüßt werden. Sind sie auch oft maßlos und extravagant, so beweisen sie doch, wie verbreitet das Verlangen iſt, erschöpfte Kunſtformen, die Herz und Geiſt der neuen Generationen nicht mehr befriedigen können, zu verjüngen und frisch zu beleben.

Mit viel mehr Takt und Umsicht verfolgt ein reicher Dillettant ein gleiches Ziel für das Theater. Herr Jacques Rouché, der Begründer des Théâtre des Arts, hat eine »Sendung« übernommen wie Wilhelm Meiſter; er will unsern theatralischen Gesichtskreis erweitern. Bei ihm wird prinzipiell nicht das traditionelle Theaterſtück gegeben, das sich mit vielem, möglichſt gewandten Gerede um eine Ehebruchsgeschichte bewegt; sondern, wie einſt das Théâtre Antoine, übernimmt er Stücke von originaler Haltung und gibt auch der ausländischen Produktion reichlichen Raum. So hat er kürzlich »Das Brot« von Henry Ghéon aufgeführt, »Den Kummer in Han's Palaſt«, aus dem Chinesischen, und »Die Brüder Karamasow«, ein aus Doſtojewskys Roman gezogenes Stück. Er hat die so mit Unrecht vernachlässigten dramatischen Werke Mussets wieder in Mode gebracht und hat Bernard Shaw bei uns erſt bekannt gemacht, von dem er augenblicklich »Frau Warrens Gewerbe« gibt, das noch nie in Frankreich aufgeführt worden war. Vorzügliche Schauspieler, vollendete Inszenierung kommen hinzu, um das Théâtre des Arts den beſten Pariser Bühnen gleichzuſtellen. Herr Jacques Rouché hat ohne Frage Deutschland viel zu verdanken, denn das Beispiel des Münchener Künſtlertheaters und der Berliner Kammerspiele hat ihn erſt zu seinem Unternehmen angeregt; wir freuen uns, gerade hier diesen verdienſtlichen Einfluß feſtſtellen zu können. François-Po[illegible]



II.

Bertrands Manganstudien. — Perrins Forschungen über die Konstitution der Materie. — Alb. Colsons Theorie der Lösungen. — Volterras Vorlesungen über mathematische Physik. — Imberts Apparate zur Aufzeichnung des Energieaufwandes.

Seit dem Augenblick, wo Gabriel Bertrand in der Lackase die typische Oxydase erkannt und nachgewiesen hatte, daß die oxydierende Kraft dieses Ferments eng verbunden ist mit seinem Gehalt an Mangan, hat der Gelehrte sich fortgesetzt mit der Rolle des Mangans in der Natur beschäftigt. Mit bewundernswerter Geduld und Genialität hat er seine Untersuchungen im stillen weitergeführt und bietet uns heute Ergebnisse von höchster Bedeutung für die Biologie. Daß das Mangansulfat ein ausgezeichnetes mineraliches Düngemittel ist, auch in relativ ganz geringen Dosen, war die Folgerung schon aus seinen ersten Arbeiten. Aber bis zu welchem Punkt ist seine Wirkung zu spüren? Um das klarzustellen, verwandte Gabriel Bertrand eine besondere Muscidineenart, den Aspergillus niger, dessen Entwicklungsbedingungen von Raulin, einem Schüler Pasteurs, in einer in Frankreich klassisch gewordenen Arbeit seit 1870 untersucht worden waren. Bertrand arbeitete in Rezipienten von Quartzguß mit Substanzen, die er selbst von Mangan befreit hatte, und untersuchte, welches die kleinste Menge dieses Elementes wäre, die, als schwefelsaures Salz eingeführt, einen Einfluß auf die Entwicklung des Aspergillus erkennen ließe. Das Ergebnis seiner letzten Experimente ist folgendes: ein Mangangehalt des Kulturmediums der 1/10000000000 entspricht, d. h. 1 Milligramm dieses Elements in 10000 l Flüssigkeit, vermehrt den Gewichtsertrag um 10 Prozent, eine zehnmal so große Dosis um 80 Prozent. Man wußte schon, daß äußerst kleine Substanzmengen, z. B. 1/600000 von Silbernitrat, die Pflanze ungünstig beeinflussen, während sehr kleine Mengen Zink günstig auf sie wirken, aber man hatte noch niemals eine ähnliche Genauigkeit erreicht. Was würde geschehen, wenn es gelänge, das Mangan aus dem Medium gänzlich zu entfernen? Bertrand meint, daß die Pflanze sich nicht weiter entwickeln würde; er beabsichtigt übrigens, seine scharfsinnigen Untersuchungen fortzuführen, die uns schon so interessante Ausblicke eröffnen. —

In welchem Zustande kann die Materie wohl bei ähnlichen Verdünnungen vorhanden sein? Wir würden noch eine Milliarde Manganmoleküle auf den Kubikmillimeter Flüssigkeit haben, wenn wir eine kühne Anwendung der Studien Jean Perrins versuchten. Dieser setzt seine Forschungen über die Realität der Moleküle und über die Konstante Avogadros unermüdlich fort. Der Erfolg, den die Vorlesungen des Gelehrten über diesen Gegenstand in den wissenschaftlichen Vereinigungen haben, und die lebhaften Diskussionen, zu denen sie in den philosophischen Kreisen Anlaß geben, beweisen aufs deutlichste die Gunst, die das gebildete Publikum in Frankreich den mit der Konstitution der Materie zusammenhängenden Problemen zuwendet. —

Die Übereinstimmung der Ergebnisse Perrins mit den in Deutschland und England von den hervorragendsten Gelehrten auf ganz verschiedenen Wegen errungenen schien eine gewichtige Bestätigung der klassischen Theorie der Lösungen darbieten zu müssen. Aber diese klassische Theorie von Svante Arrhenius, Nernst, van't Hoff und die Assimilierung des flüssigen Teils an den gasförmigen scheint Herrn Alb. Colson durchaus nicht zu befriedigen. Er hat in unseren großen wissenschaftlichen Gesellschaften die ersten Autoritäten der Sorbonne und des Collège de France in Erregung versetzt. Offen gestanden ist es ziemlich schwer, zur Zeit diese wirklich brennende Frage zu erörtern, weil man nicht genau weiß, was Herr Colson ein Molekül, ein »Dissolekül« usw. nennt. Hoffentlich wird er sich endlich deutlich erklären; wir wünschen, daß die oft leidenschaftliche Diskussion etwas Licht verbreite über die noch dunkeln Punkte dieser Theorie. —

Bevor wir das Gebiet dieser rein theoretischen Betrachtungen verlassen, müssen wir noch über die sympathische und achtungsvolle Aufnahme berichten, die Herrn Vito Volterras (Rom) Vorträge über mathematische Physik an der Sorbonne finden. Wir hoffen später darauf zurückzukommen. —

Auf dem Gebiet der lebendigen Wirklichkeiten hat die Akademie der Wissenschaften in Paris zu Beginn dieses Winters die Arbeiten des Professors Armand Imbert von der medizinischen Fakultät in Montpellier mit einem Preise gekrönt. Dieser Gelehrte, den die sozialen Fragen lebhaft zu beschäftigen scheinen, und der uns einige so wahre Bilder vom Leben der Arbeiter im südlichen Frankreich gezeichnet hat, hat sich dem Studium der ökonomischen Nutzbarmachung der menschlichen Triebkraft gewidmet. Er hat

eine ganze Reihe Apparate ersonnen, die die graphische Darstellung des Energieaufwandes gestatten, der bestimmten landwirtschaftlichen oder mechanischen Arbeiten entspricht. Diese Niederschriften scheinen bei richtiger Deutung geeignet zu sein, große Dienste zu leisten bei der Leitung und Reformierung des Lehrlingswesens, sowie bei der Würdigung der persönlichen Entschädigungen bei einem Arbeitsunfall. L. Margaillan.

Mitteilungen.

Die Philanthropie-Schule in New York. In der Stadt New York haben sich schon seit Jahren die verschiedenen privaten Wohltätigkeitsgesellschaften zu einer Gesellschaft vereinigt, welche eine systematische Fürsorge für die Armen und Bedrückten der Stadt zum Zweck hat. Die Gesellschaft führt den Namen Wohltätigkeits-Organisations-Gesellschaft (Charity Organisation Society) und hat ihre Geschäftsräume in einem großen Haus der unteren Stadt, United Charities Building genannt. Die Gesellschaft empfand schon längst das Bedürfnis nach fachmäßig ausgebildeten und erfahrenen Männern, welche die soziale Fürsorge in New York in die Hand nehmen müßten, wenn diese anders von nachhaltiger Wirkung sein sollte. Geringes ist die Wiege des Großen. Dieses alte Wort bewährte sich nun auch hier. Denn der Anfang des Werks, das heute als Philanthropie-Schule in geradezu vollkommener Weise organisiert ist, war gar klein. Die genannte Gesellschaft richtete im Sommer 1898 in ihrem Gebäude einen sechswöchigen Kursus ein, der den Charakter von Konferenzen hatte und für Leute bestimmt war, die bereits beruflich oder freiwillig im Dienst der sozialen Fürsorge standen. Im Winter 1903/1904 wurde dem Sommerkursus ein Winterkursus hinzugefügt, der an den Nachmittagen und Abenden abgehalten wurde und schon mehr den Charakter eines Anfängerkursus trug, d. h. für solche bestimmt war, die sich dem Beruf eines sozialen Helfers widmen wollten. Mit jedem folgenden Jahr wurde der Lehrplan erweitert, bis endlich dank dem Millionenvermächtnis des verstorbenen John S. Kennedy, über das an dieser Stelle berichtet wurde*), im vorigen Jahr (1910) eine fest organisierte Philanthropie-Schule eingerichtet werden konnte, und zwar mit einem Studienplan für einen zweijährigen Kursus, der die Voraussetzung zur Verleihung des Diploms der Schule bildet. Die Aufgabe der Schule ist, Männer und Frauen fachmäßig auszubilden, die sich beruflich oder freiwillig in den Dienst der sozialen Fürsorge stellen wollen.

*) S. Intern. Wochenschr. Nr. 49 vom 5 Dez. 1909.

Die Philanthropie-Schule ist auf der einen Seite der Wohltätigkeits-Organisations-Gesellschaft angegliedert, in ähnlicher Weise, wie in dieser Stadt die Krankenpflegerinnen-Schulen den Hospitälern angegliedert sind, sodaß Theorie und Praxis Hand in Hand gehen. Auf der anderen Seite ist die Schule, obwohl sie von der genannten Gesellschaft unterhalten wird und die Mehrzahl der Unterrichtskurse im Gebäude der Gesellschaft abgehalten werden, der Columbia-Universität affiliiert, deren sozialwissenschaftliche Vorlesungen für die Studenten der Philanthropie-Schule pflichtmäßig vorgeschrieben sind. Professor Samuel M. Lindsay von der »School of Political Science« von Columbia, ein namhafter Forscher auf dem Gebiet der Sozialwissenschaft, ist der gegenwärtige Direktor der Schule.

Die Zahl der in der Philanthropie-Schule eingeschriebenen Studenten betrug im vorigen akademischen Jahr 263, in welcher Zahl die Hörer der sogenannten Extension-Kurse nicht mit eingeschlossen sind.

Der Kursus der Schule ist mindestens zweijährig. Eine Aufnahmeprüfung erfolgt nicht, jedoch werden nur solche Kandidaten in die Schule aufgenommen, die entweder ein anerkanntes College oder eine anerkannte Universität besucht und einige Vorlesungen über Sozialwissenschaft, Nationalökonomie usw. gehört haben, oder solche, die eine gute allgemeine Bildung, mindestens der eines Abiturienten einer angesehenen Hochschule (High School) entsprechend, nachweisen können und außerdem bereits eine längere Erfahrung als praktische Arbeiter auf dem Feld der öffentlichen Wohltätigkeit besitzen oder sonst erzieherisch auf diesem Gebiet tätig gewesen sind. Studenten der Theologie oder Medizin oder Schülerinnen der Wärterinnen- oder ähnlicher Schulen oder sonstige Personen, die eine gute allgemeine Bildung besitzen, aber im übrigen den Anforderungen zur Aufnahme nicht entsprechen und auf das Diplom der Schule keinen Anspruch machen, können mit Genehmigung des Direktors zu einzelnen Kursen der Schule als Hörer zugelassen werden. Zum Empfang des Diploms der Schule ist ein Student nur dann be-

rechtigt, wenn er 70 Punkte aufzuweisen hat. Von diesen können nicht mehr als 40 im ersten Studienjahr erworben werden, und zwar bedeutet ein Punkt, daß der Student fünfzehn Wochen hindurch einen Vorlesungskursus von einer Stunde wöchentlich mit Erfolg besucht oder während desselben Zeitraums zwei Stunden wöchentlich praktisch tätig gewesen ist. Am Schluß des ersten Studienjahres findet eine Prüfung statt, die sich über die Pflichtkurse erstreckt, die jeder Student der Schule zu nehmen hat. Außerdem hat der Kandidat eine Abhandlung einzureichen, in welcher er über seine theoretischen und praktischen Studien während des ersten Jahres Rechenschaft gibt. Nach bestandener Prüfung stellt die Schule dem Kandidaten ein Zeugnis aus, das die Anzahl der im ersten Jahr erworbenen Punkte feststellt. Die übrigen zur Verleihung des Diploms erforderlichen Punkte können im zweiten oder in den folgenden Jahren entweder durch den Besuch weiterer Unterrichtskurse erworben werden oder durch Studien in dem mit der Schule verbundenen Bureau für soziale Forschung oder auch durch praktische Arbeit in irgend einer anerkannten Stätte sozialer Fürsorge, wo der Student von erfahrener Seite persönliche Anleitung erhält.

Die Pflichtkurse nehmen den Studenten acht Monate des Jahrs (vom Oktober bis Mai) hindurch an fünf Tagen der Woche von 9 bis 5 Uhr in Anspruch. Es seien hier nur einige derselben hervorgehoben: die ökonomische Grundlage der sozialen Arbeit; schlechte Lebenshaltung; Methoden der sozialen Forschung und der Statistik; soziale Kräfte; Klassenbesuche von Wohltätigkeitsanstalten usw. Dazu kommen wahlfreie Kurse. Zu den in Columbia während dieses Schuljahrs gegebenen Kursen gehören Vorlesungen über soziale Gesetzgebung (1. Semester: Fabrik, Werkstatt; 2. Semester: humane Gesetzgebung) sowie ein vom Direktor der Schule geleitetes Seminar über soziale Gesetzgebung. Außerdem ladet die Schule hervorragende Männer auf dem Gebiet der Wohltätigkeit zu gelegentlichen Vorlesungen vor den Studenten ein. Zuweilen empfängt sie reiche Spenden für Vorlesungen oder Forschungen auf einem bestimmten philanthropischen Gebiet.

Die Stadt New York bietet den Studenten der Philanthropie-Schule unschätzbare Gelegenheit zum Anschauungsunterricht. Der Klassenbesuch öffentlicher und privater Wohltätigkeitsanstalten der Stadt bildet einen Teil der praktischen Arbeit der Schule. Ferner muß jeder Student wenigstens zwei Monate lang an vier Tagen der Woche drei Stunden täglich in einem der Bezirksbureaus der Gesellschaft als Helfer tätig sein, muß die einzelnen Fälle entgegennehmen, unterstützungsbedürftige Familien besuchen und über die Fälle Bericht erstatten, kurz, sich mit dem Problem der Armut gründlich vertraut machen.

Das Unterrichtsgeld beträgt 150 Dollar für den vollständigen zweijährigen Kursus der Schule. Da dieser die ganze Kraft uud Zeit des Studenten in Anspruch nimmt, so ist es nur in Ausnahmefällen, die der Genehmigung des Direktors bedürfen, gestattet, daß ein Student bezahlte Arbeit übernimmt, um einen Teil der Studienkosten zu verdienen. Es ist ihm vielmehr Gelegenheit geboten, die zu seiner Ausbildung erforderlichen Gelder zu leihen und nach Vollendung seiner Studien von seinen ersten Einkünften zurückzuzahlen. Außerdem verfügt die Schule auch über eine Anzahl von Freistellen für bedürftige und würdige Schüler. Desgleichen verleiht das bereits erwähnte Bureau für soziale Forschung jährliche Stipendien von 500 Dollar und darüber an solche Abiturienten der Philanthropie-Schule oder sonst geeignete Persönlichkeiten, die sich mit der Erforschung einzelner wichtiger Probleme der Wohltätigkeitspflege beschäftigen wollen. Das Ziel dieser Forschung muß aber ein praktisches sein, d. h. es muß auf eine erhöhte Wirksamkeit der bestehenden Methoden und auf eine Besserung der bestehenden Gesellschaftsordnung gerichtet sein.

Daß in New York ein starkes Bedürfnis für fachgemäß ausgebildete Arbeiter und Helfer auf dem Gebiet der Wohltätigkeitspflege vorhanden ist, geht schon aus der Tatsache hervor, daß es in der Stadt selbst und der allernächsten Umgebung nicht weniger als tausend zum Teil sehr gut bezahlte Stellen gibt, für die eine Vorbereitung, wie sie die Philanthropie-Schule bietet, in hohem Grade erwünscht ist. Diese Zahl wächst mit jedem Tag, und täglich wächst auch die Zahl der Männer und besonders der Frauen aus den reichen und reichsten Klassen der hiesigen Bevölkerung, die freiwillig und unentgeltlich ihre Kräfte in den Dienst der Menschenliebe stellen und daher gleichfalls einer Anleitung bedürfen, bei der Ausübung der Wohltätigkeit nach den richtigen Grundsätzen zu verfahren, Für sie alle ist die Philantropie-Schule vom größten Nutzen.

Rudolf Tombo sen



ALFRED KRUPP

Beilage zur „Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik"
Verlag von August Scherl, Berlin SW 68.



Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

6. Jahrgang, Nr. 8
Mai 1912

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf. — Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.

Erscheint jeden ersten Sonnabend im Monat. — Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstraße Nr. 36-41.

Über Vergangenheit und Gegenwart der Mathematik.

Von

W. Fr. Meyer.

Selbst der weltfremdeste Gelehrte, dessen Forschungsgebiet nicht vielen zugänglich ist, hegt wohl auch mal den Wunsch, aus seinem stillen Winkel herauszutreten und einem weiteren Kreise ein Bild von seinen Bestrebungen und zugleich von den Bestrebungen seiner Wissenschaft zu entwerfen.*)

Freilich türmt sich einem solchen Forscher gleich beim Beginne eine Reihe erheblicher Schwierigkeiten entgegen. Er muß von vornherein auf die ihm geläufigen Fachausdrücke verzichten und versuchen, auf indirektem Wege sein Ziel zu erreichen. Er muß darauf ausgehen, ein vermittelndes geistiges Band um sich und seine Hörer zu schlingen und Interessen wachzurufen, die bis dahin vielleicht nur geschlummert haben. Er darf selbst dem Kampfe mit dem schlimmsten und grausamsten Feinde, der Gleichgültigkeit, nicht ausweichen. So sei es denn mir, dem Vertreter der mathematischen Wissenschaften, gestattet, an dem heutigen festlichen Tage eine Art Glaubensbekenntnis abzulegen, zu einer Zeit wie der jetzigen, wo eine Einsicht selbst in die elementarsten Grundzüge der Mathematik durchaus nicht als ein Erfordernis der allgemeinen Bildung betrachtet wird.

Nicht immer war dem so. Schon bei den uralten Kulturvölkern der Chinesen und Ägypter, der Assyrer und Babylonier finden wir, daß die Mathematik in hohem Ansehen steht, insonderheit in ihrer Anwendung auf Feldmeßkunst und Astronomie. Von den Griechen berichtet Cicero (Tusculanarum disputationum I, 2): »In summo apud illos honore geometria fuit, itaque nihil mathematicis illustrius.« (»Bei ihnen war die Geometrie außerordentlich geehrt; nichts Berühmteres gab es, als Mathematiker.«) In der klassischen Blüteperiode des Griechentums durfte ein so allgemein geschätzter und begehrter Philosoph, wie der göttliche Plato, das Portal seiner Akademie mit der Inschrift schmücken: »Nur Kenner der Geometrie haben Zutritt.« Und später prägt ein anderer griechischer Gelehrter das noch verwegenere Wort: »Ὁ θεὸς ἀεὶ ἀριθμητίζει«



*) Rede, zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs gehalten in der Aula der Universität Königsberg am 27. Januar 1912.

(»Selbst die Gottheit ist beständig in arithmetische Probleme versunken.«)

Darüber hinaus machen sich seit Beginn der Renaissance allgemeine mathematische Strömungen geltend. In den Zunftstuben der Handwerker wie im Arbeitskabinett des Kardinals werden eifrigst mathematische Fragen diskutiert. Die Gelehrten verschmähen es nicht, durch öffentlichen Aufruf an den damaligen Litfaßsäulen der Gesamtheit der Gebildeten mathematische Preisaufgaben vorzulegen.

Ein jugendlicher einfacher Soldat liest eine solche Aufgabe und bittet einen neben ihm stehenden älteren Herrn, der zufällig mathematischer Hochschullehrer ist, um einige Erklärungen, die ihm auch, wenn gleich mit einigem Verwundern, zuteil werden. Und dieser junge Soldat findet mitten unter den Aufregungen eines abenteuerlichen Kriegslebens die Muße, nicht nur jene schwierige Aufgabe zu lösen, sondern schöpferische Ideen zu verfolgen, die auf die ganze Wissenschaft umwälzend eingewirkt haben.

Allerdings war es kein geringerer als René Descartes, der Vater der neueren Philosophie und der Begründer der analytischen Geometrie. In seinen philosophischen Schriften betont er immer wieder, wie ihn nur seine gediegene mathematische Schulung lehrt, durch das Labyrinth der allgemeinen Probleme hindurch den sicheren Faden zu finden.

Und da ich bei den Philosophen stehe, darf ich auf eine Reihe weiterer hervorragender unter ihnen hinweisen, denen die Mathematik zu einem integrierenden Bestandteile ihres Lehrsystemes wurde. Ich nenne Pythagoras, den Erforscher der Zahlenlehre; Leibniz, den Erfinder der Infinitesimalrechnung; Spinoza, der seine Ethik den Elementen des Euklid nachgebildet hat; ferner Schopenhauer, der darauf dringt, daß die geometrischen Beweise der unmittelbaren Anschauung, dem »Seinsgrunde« entspringen müssen, sowie Herbart, dessen Pädagogik durchweg auf mathematischen Grundgedanken aufgebaut ist; Comte, den Vertreter des Positivismus, und Whewell, den Apostel exakter Naturerkenntnis. Endlich sei auch unser Kant in diesem Zusammenhange erwähnt. Seine berühmte Theorie von der Bildung der Sonnensysteme ist durchaus nicht, wie man lange angenommen hat, nur eine geniale Konzeption, sondern er hat diese Theorie, wie erst neuerdings sein wissenschaftlicher Nachlaß gelehrt hat, vermöge tiefsinniger und verwickelter Rechnungen gestützt und abgeleitet. Und es ist nur zu bedauern, daß in seinem philosophischen Lehrgebäude die höhere Mathematik, die er durchaus beherrschte, so sehr zurücktritt; andernfalls wären seine Lehren von den synthetischen Urteilen und von der Apriorität des Raumes ungleich tiefer ausgebildet worden.

Kehren wir zur Gegenwart zurück, und werfen da einen Blick auf die romanischen Nationen, so nehmen wir wahr, wie bei ihnen der reinen und angewandten Mathematik eine ganz andere Rolle beschieden ist, als in Deutschland.

Vor allem in Frankreich haben höhere Beamte, Minister und Diplomaten nicht ausgenommen, an der École polytechnique oder an der École des mines eine gründliche mathematisch-technische Ausbildung genossen, und man wird nicht behaupten wollen, daß ihnen eine derartige Ausbildung bei ihrem späteren Berufe hinderlich gewesen ist. Freilich ist an den höheren Schulen Frankreichs und auch Italiens der mathematische

Unterrichtsbetrieb auf zweckmäßigeren Grundsätzen aufgebaut, als bei uns in Deutschland. Ich muß es mir heute versagen, auf die so wichtige pädagogische Seite meines Faches einzugehen, möchte aber doch betonen, daß ein wirklich bildender Erfolg des mathematischen Unterrichts an unsern höheren Schulen erst dann zu erwarten ist, wenn man sich höheren Orts entschließt, von den bisherigen Bahnen abzuweichen.

Zu dem Behuf wären vor allem die mathematischen Oberlehrer zu entlasten, es müßte ihrer individuellen Freiheit bei der Auswahl und Behandlung des Stoffes ein hinreichender Spielraum belassen werden; endlich aber, und das ist der heikelste Punkt, wäre von den Leitern der Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen zu verlangen, daß sie eine ausreichende Einsicht in das Wesen und die Ideen der Mathematik besitzen.

Wie würde man über einen militärischen Leiter urteilen, dem im Manöver oder gar im Feldzuge eine umfassendere taktische Aufgabe zufällt, wenn er von der Eigenart irgend einer Spezialwaffe, etwa der Artillerie, kaum eine Vorstellung hat?

Wie durch ein teils unterirdisches, teils oberirdisches Telegraphennetz ist die Mathematik mit den verschiedenartigsten Disziplinen verknüpft.

Sie liegt der Astronomie zugrunde, sowie der Mechanik in deren theoretischen und technischen Abstufungen. Sie bildet den Leitstern bei den Umwälzungen, die die neuere Physik erleidet; sie hat wesentliche Denkformen mit der Philosophie gemein.

Selbst mit der Religion bietet sie, vermöge ihres Unendlichkeitsbegriffes, bedeutsame Berührungspunkte. Die letztere Vergleichung geht noch weiter, indem sich behaupten läßt: was die ewigen Wahrheiten der Religion für das menschliche Gemüt, das sind die unzerstörbaren Wahrheiten der Mathematik für den menschlichen Verstand.

Doch die Gefahr liegt nahe, sich bei solchen vergleichenden Ausführungen ins Unbestimmte zu verlieren. Ich wähle daher als greifbares Substrat, an dem sich die Stellung der heutigen Mathematik leichter ermessen läßt, ein schriftstellerisches Unternehmen ersten Ranges, das seit etwa fünfzehn Jahren in dem rühmlichst bekannten Verlage von B. G. Teubner erscheint.

Es ist das die »Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften«, in mancher Hinsicht ähnlich dem vom gleichen Verlage herausgegebenen »Thesaurus linguae latinae«. Diese Enzyklopädie ist keineswegs ein trockenes Repertorium des seit Jahrtausenden in emsiger Einzelarbeit aufgespeicherten Wissensstoffes. Ihre Aufgabe ist es vielmehr, die schnelle Entwickelung, die die reine und angewandte Mathematik seit dem Beginne des vorigen Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit eingeschlagen hat, in ihrem organischen Zusammenhange kritisch zu verfolgen, unter stetem Rückgange auf die wichtigsten Literaturquellen.

Das Werk zerfällt in zwei Hauptteile von je drei Bänden; der erste Hauptteil ist der reinen Mathematik gewidmet, der zweite der angewandten.

Ein in Aussicht genommener siebenter Band soll didaktischen, historischen und philosophischen Fragen gerecht werden. Der erste, unter meiner Redaktion stehende Band konnte bereits 1904 dem Internationalen mathematischen Kongresse zu Heidelberg vorgelegt werden.

Der zweite Band ist nahezu vollendet; von den vier weiteren Bänden sind schon umfangreiche Abschnitte ausgegeben.



Der erste Band behandelt die niedere und höhere Arithmetik, sowie die Algebra nebst Wahrscheinlichkeitsrechnung und deren Anwendungen. Im zweiten Bande ist die gesamte Analysis vereinigt, im dritten die gesamte Geometrie.

Die angewandte Mathematik verteilt sich auf die drei weiteren Bände in der Art, daß dem vierten Bande die Mechanik zugewiesen ist, dem fünften die theoretische Physik, endlich dem sechsten Bande die Geodäsie, Geographie und Astronomie.

Es würde seinen Zweck verfehlen, wollte ich an dieser Stelle versuchen, eine eingehendere Inhaltsangabe zu entwerfen; es mag genügen, einige Punkte von grundlegender Bedeutung herauszugreifen.

Da ist in erster Linie der Begriff der Zahl Eins und der auf ihm aufgebauten Reihe der natürlichen Zahlen. Noch vor einem halben Jahrhundert sah man die Eins an als ein dem Verstande seitens der gütigen Vorsehung vermachtes fertiges Geschenk, das man nur nach Vorschriften gewisser logischer Verknüpfungen weiter auszubauen brauchte, um die ganze Arithmetik folgerichtig zu entwickeln.

Seither hat man sich aber bemüht, teils von rein mathematischer Seite her, teils von psychologischer und philosophischer, den Ursprung der Zahlen bis auf die Quellen zurück zu verfolgen.

Selbst ein Helmholtz hat es nicht verschmäht, diese erkenntnistheoretische Frage eingehend zu studieren, aber erst Dedekind und Heinrich Weber haben sie neuerdings zu einem gewissen Abschlusse gebracht.

Wollen wir die Erscheinungen der uns umwogenden Außenwelt beherrschen, so müssen wir vor allem zweckmäßig ordnen.

Indem wir eine gewisse Gruppe von Eindrücken, Vorstellungen, Gedanken von allen andern unterscheiden, fassen wir sie als eine Einheit, ein Ding auf. Dieser Prozeß läßt sich wiederholen. Eine Mehrheit von irgendwie verwandten Dingen fassen wir abermals zusammen zu einer höheren Einheit, die man ein System, eine Gattung, eine Menge, oder auch eine Idee nennt; die in Rede stehenden Dinge erscheinen dann als die Elemente einer bestimmten Menge.

Schon das Sprichwort sagt: »Jedes Ding hat seinen Namen«, das heißt, abstrakt ausgedrückt, die Menge der Dinge wird mit der Menge der Namen derart verknüpft, daß jedem Dinge ein Name zugewiesen wird, und umgekehrt. Analog interessieren uns zwei sonst beliebige Mengen besonders dann, wenn sie sich derart aufeinander abbilden lassen, daß jedem Elemente der einen Menge ein einziges bestimmtes Element der andern Menge korrespondiert, und vice versa.

Zwei solche Mengen bezeichnen wir geradezu als gleichwertig.

In erneuter Ausübung des obigen Zusammenfassungsprozesses sind wir imstande, alle untereinander gleichwertigen Mengen wiederum zu einer Gattung oder Idee zu vereinigen. Diese Ideen sind die Zahlen, die Namen dieser Zahlgattungen die Zahlwörter, ihre Zeichen die Zahlzeichen.

Ist etwa a das Zeichen einer solchen Gattung, der eine vorgegebene Menge angehört, so bedient man sich auch der Ausdrucksweise, daß a die Anzahl der Elemente der Menge ist, oder kürzer, die Zahl der Menge. Nun sind ersichtlich alle aus einem einzigen Elemente bestehenden Mengen gleichwertig; die Zahl dieser besonderen Gattung heißt »Eins«.



Die so gewonnenen Zahlen werden durch die an eine bestimmte Reihe logischer Verknüpfungsgesetze gebundene Operation der Addition in nähere Beziehung gebracht.

Um diese Operation in ihrer ursprünglichen Reinheit zu erkennen, kehre man nochmals zu einer beliebigen Menge zurück. Fügt man den Elementen dieser Menge ein neues, ihr bis dahin nicht angehöriges Element hinzu, so erweitert sich dadurch die Menge zu einer neuen, die als die Summe der ursprünglichen Menge und jenes ihr fremden Elements definiert wird.

Ist wiederm a die Zahl der ursprünglichen Menge, so wird die Zahl der erweiterten Menge mit $a + 1$ bezeichnet.

Hieraus fließt bereits ein einfaches und völlig ausreichendes Unterscheidungsmerkmal zwischen endlichen und unendlichen Zahlen: eine Zahl e, die von $e + 1$ verschieden ist, wird als eine endliche definiert, dagegen eine Zahl ω, die mit $\omega + 1$ identisch ist, als eine unendliche.

Weiter gelingt es auf diesem Wege, die Reihe der natürlichen Zahlen 1, 2, 3 u. s. f. nicht nur entstehen zu lassen, sondern ihre Gesamtmenge gegenüber allen sonstigen Zahlenmengen durch charakteristische Beschränkungsvorschriften festzulegen. Unter anderem wird es auch so erst ermöglicht, dem klassischen Verfahren der »vollständigen Induktion« oder des »Schlusses von n auf $n + 1$« eine rein logische Begründung zu geben.

Für die Arithmetik überhaupt wird aber so eine ideale Forderung erfüllt, die Dedekind dahin formuliert hat: »Was in der Wissenschaft beweisbar ist, soll auch nicht unbewiesen geglaubt werden.«

Freilich ist nicht zu verkennen, daß ein derartiger rein logischer Aufbau der Zahlenlehre, bei dem unbegrenzte Mengen als das Natürliche und primär Gegebene erscheinen, die endlichen Mengen und Zahlen dagegen als das Sekundäre und künstlich Gebildete, der gemeinen Auffassungsweise zuwiderläuft.

Aber hier gilt das Horazische Wort: »Odi profanum volgus et arceo«: »Das Populäre ist der Feind der Wissenschaft.«

Nachdem einmal die natürlichen Zahlen erobert sind, bietet es keine prinzipielle Schwierigkeit, darüber hinaus, vermöge der drei weiteren, aus der Addition herzuleitenden Grundoperationen der Subtraktion, Multiplikation und Division, die umfassendere Reihe der positiven und negativen, ganzen und gebrochenen Zahlen nebst ihren Verknüpfungsregeln zu konstruieren. Zwei wesentlich neue Schöpfungsakte werden nur erforderlich, wenn man zu den irrationalen und imaginären Zahlen gelangen will, ohne die die moderne Analysis überhaupt nicht denkbar ist. Da wohl kaum zwei andere Grundbegriffe der Wissenschaft existieren, über die so viel Unklares und Widersinniges verbreitet worden ist, will ich mit einigen Worten darauf eingehen.

Hinsichtlich der irrationalen Zahlen werde ich mich an zwei Beispielen erklären. Definiert man etwa in althergebrachter Weise die (positive) Quadratwurzel aus 2 als diejenige (positive) Zahl, deren Quadrat gleich 2 ist, so übersieht man, daß diese Forderung unerfüllbar ist, da ja eine derartige Zahl in dem uns bisher zur Verfügung stehenden Bereiche der gebrochenen Zahlen gar nicht existiert. Teilt man indessen die Gesamtheit der (positiven) gebrochenen Zahlen in zwei Klassen, derart, daß der einen Klasse alle Zahlen zugewiesen werden, deren Quadrat



kleiner, der anderen Klasse dagegen alle Zahlen, deren Quadrat größer ausfällt als 2, so sind diese beiden Zahlklassen völlig bestimmt. Umgekehrt läßt sich jetzt vermöge der Zerlegung aller gebrochenen Zahlen in jene beiden Klassen die irrationale Zahl $+\sqrt{2}$ als eine neu geschaffene definieren. Der Fall der allgemeinsten Irrationalzahl weicht begrifflich nur wenig davon ab: an die Stelle jener speziellen Forderung tritt nur eine beliebig, aber fest gewählte mathematische Vorschrift, auf Grund deren sich eine bestimmte Trennung der gebrochenen Zahlen in zwei Klassen von selbst vollzieht. Es läßt sich alsdann beweisen, daß die auf diese Weise neu erstandenen irrationalen Zahlen den nämlichen elementaren Rechnungsregeln unterliegen, wie die alten gebrochenen Zahlen. Diese von Dedekind herrührende, so einfach, fast trivial erscheinende, und doch so folgenreiche Schnittheorie dürfte meines Erachtens in keinem Lehrbuche der Arithmetik, aber auch in keinem Kompendium der Logik fehlen. Die Dedekindsche Auffassung bietet überdies den Vorteil, daß sie sich noch in mannigfache andere Formen kleiden läßt, die für den weiteren Ausbau der Arithmetik und Analysis sowie für praktische Anwendungen bequemer sind.

Hierfür diene als Beispiel die klassische Zahl $\pi = 3{,}1415926\ldots$.

In dem wunderlichen mathematischen Roman des Ingenieurs Max Eyth »Die Cheopspyramide«, aber auch sonst vielfach, begegnet man der Ansicht, daß es bisher noch nicht gelungen sei, für die Ziffern jenes unbegrenzten Dezimalbruches ein Bildungsgesetz anzugeben.

Nun, ein solches Gesetz existiert sehr wohl, es ist aber so verwickelt, daß seine explizite Formulierung die wissenschaftliche Erkenntnis kaum fördert. Und der Grund hierfür ist einfach genug: die Definition der Zahl π hat eben mit der Zahl 10, der Basis unserer Dezimalrechnung, durchaus nichts zu schaffen.

Ganz anders verhält sich die Sache, wenn man der Entwicklung der Zahl π, statt eines unbegrenzten Dezimalbruches, eine unbegrenzte Ziffernreihe allgemeinerer Struktur zu Grunde legt.

So existiert unter anderen die berühmte Leibnizsche Entwicklung für den vierten Teil von π:

$$\frac{\pi}{4} = 1 - \frac{1}{3} + \frac{1}{5} - \frac{1}{7} + \frac{1}{9} - \frac{1}{11} \text{ usf.}$$

Das Gesetz dieser Reihe, bei der nur die sukzessiven ungeraden Zahlen zur Verwendung gelangen, ist so durchsichtig, daß es einen bekannten Zahlentheoretiker zu dem Ausspruche veranlaßt hat: »Die ungeraden Zahlen hat der liebe Gott erschaffen, alles andere ist Menschenwerk.« In der Tat kann man die angeführte Entwicklung als Definition der Zahl π zugrunde legen, und aus ihr deren weitere merkwürdige Eigenschaften ableiten.

Aber darüber hinaus kann jene Entwickelbarkeit von π wiederum als vorbildlich für beliebige Irrationalzahlen gelten, die dann durch analoge, nur allgemeinere Reihen festgelegt erscheinen.

Hat man im Gebiete der Irrationalzahlen von jeher mit fast unausrottbaren Unklarheiten und Vorurteilen zu kämpfen gehabt, so ist es noch schlimmer um die sogenannten imaginären oder komplexen Zahlen bestellt. Von ihnen darf man in der Tat sagen, daß sie seit Jahrhunderten wie ein Gespenst in der Mathematik umgehen. Die Schuld daran trägt wesentlich die schulmäßige Definition der imaginären Einheit als derjenigen Zahl, die, mit sich selbst multipliziert, den Wert der negativen

Einheit liefere. Diese Erklärung unterliegt mutatis mutandis der nämlichen Kritik wie die oben erwähnte erste Erklärung der $\sqrt{2}$.

Und doch genügt eine scharfe Beleuchtung, um das Gespenstische dieser Erscheinung in seiner Wesenlosigkeit zu erkennen. Gemäß der modernen geläuterten Auffassung dient die Verwendung komplexer Zahlen lediglich zur abkürzenden Umschreibung rein realer Erscheinungen. Oder genauer, mit Hilfe komplexer Zahlen und deren Rechnungsvorschriften gelingt es, irgend zwei (oder auch mehrere) Beziehungen zwischen reellen Größen in eine einzige Beziehung zwischen komplexen Größen zusammenzufassen, und umgekehrt. So erwächst ein konsequent ausgebildetes Rechnen mit Paaren von gemeinen Zahlen, wie wir es in einfachster Form von den Brüchen her gewöhnt sind. Dadurch wird aber der Rechnungsapparat nicht nur wesentlich vereinfacht, sondern auch die Einsicht in die Struktur der jeweils vorliegenden Relationen erleichtert. Es ist durchaus zu verlangen, daß solche Gesichtspunkte bereits im Schulunterrichte — etwa in einem auf der Unterprima abzuhaltenden Wiederholungskursus der Elementarmathematik — zur Geltung kommen; deren pädagogisch bildende Kraft wird dann ihre Wirkung nicht verfehlen.

Der bisher skizzierte Reinigungsprozeß ist in neuerer Zeit von der Analysis auch auf die Geometrie übertragen worden, die von jeher ein Tummelplatz für die beiden feindlichen Lager der Empiriker und der Idealisten gewesen ist. Ich beschränke mich hier auf zwei Erscheinungsgruppen.

Einmal ist, vorzüglich durch die scharfsinnigen Bemühungen unseres engeren Landsmannes D. Hilbert, eine Art aprioristischer Geometrie geschaffen worden, die, ganz in Kantischem Geiste, aller Anwendung auf die Erfahrung vorangeht. Hierbei spielen Punkt, Gerade, Ebene die Rolle von logischen Begriffen, die an Axiome arithmetischer Natur gebunden sind.

An zweiter Stelle weise ich auf die fast unbegrenzte Reihe von Anwendungen hin, die die Analysis, die Geometrie, die Mechanik, die Physik und noch andere Zweige der reinen und angewandten Mathematik wechselseitig aufeinander ausüben. Beispielsweise sehen wir eine mechanische Erzeugung der Kegelschnitte vor uns, der zugleich eine geometrische Konstruktion, eine analytische Gleichung sowie das Reflexionsgesetz der Wellenlehre (in einer gewissen Anwendung) entsprechen. Jede dieser Anschauungsformen darf als ein Bild jeder andern angesehen werden, alle zusammen aber als Abbilder je einer einzigen Wahrheit an sich, die uns vielleicht für immer verborgen bleiben wird.

Wer wird hierbei nicht an die tiefsinnige, von Lessing in anderem Sinne gedeutete Parabel von den drei Ringen erinnert?

Gerade im Reiche der Mathematik wird das Goethische Wort: »Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis« mit einem reicheren Inhalte erfüllt.

Zum Schlusse sei es mir noch gestattet, einen Blick in die Zukunft zu wagen, auf die Gefahr hin, der Unbescheidenheit geziehen zu werden. Man hat ganze Epochen hindurch die Vertreter deutschen Handels und deutscher Technik im Auslande als unpraktische Träumer verspottet, während sie heutzutage mit Stolz von sich sagen können, daß sie von den andern Nationen beneidet und gefürchtet werden.

So wird auch die lange als unpraktisch, träumerisch und abstrus verrufene



Mathematik, unter der Ägide ihrer Enzyklopädie, einen neuen Siegeszug über die Welt antreten.

Nicht das letzte Gefühl aber, das die deutsche Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften in uns auslöst, ist das des tiefen Dankes gegen unsere Hohenzollerndynastie.

Wir feiern zurzeit das 200ste Geburtsjahr Friedrichs des Großen.

Wo soll ich Worte, wo die Bilder hernehmen, um der verwirrenden Vielseitigkeit in den Gaben und Leistungen dieses größten unter allen Preußenkönigen hier auch nur annähernd gerecht zu werden?

Das Wirken und Walten Friedrichs des Großen kann ich an dieser Stelle nur durch wenige Stichworte andeuten: Friedrich der Feldherr, der Staatsmann, der Nationalökonom, der Mann der Wissenschaft.

Als Feldherr wird er von geschichtskundigen und sorgsam wägenden Heerführern den bedeutendsten aller Zeiten zugezählt. Seine Kriegführung ist bereits eine moderne, ich möchte sagen, mathematisch durchdachte: seine Nachfolger in diesem Sinne sind Napoléon und Moltke.

Als Staatsmann und Politiker hat er das Erbe des großen Kurfürsten neu erworben; er hat klar erkannt, daß ein starkes Preußen die Vormacht Deutschlands sein müsse. Ohne ihn wäre die Gründung eines deutschen Reiches nicht möglich geworden.

Als Nationalökonom hat er durch eine weise und gerechte Verwaltung den durch die Kriege erschöpften Provinzen ein neues, fruchtbares Leben eingehaucht. Im besondern hat er durch zweckmäßige und weitschauende Ansiedelung den Grund für Ostpreußens Kultur gelegt.

Nicht am wenigsten aber, dünkt mich, müssen wir bewundern, wie er trotz aller Schrecken und Schäden langer Kriegsjahre die Muße fand, sich der Wissenschaften und Künste erfolgreich anzunehmen. Wie er selbst als hervorragender Schriftsteller wirkte, gewann er die bedeutendsten Gelehrten für Preußen, und im besonderen für seine Berliner Akademie. Um mich auf mein Fach zu beschränken, nenne ich nur Männer wie Maupertuis und Leonhard Euler.

Wir Kinder der Gegenwart und unseres Vaterlandes dürfen uns aber um so glücklicher preisen, daß unter dem weitreichenden und ausdauernden Friedensschutze unseres jetzigen Kaisers und Königs die großen Kulturunternehmungen deutschen Geistes überhaupt erst gedeihen können.

Alfred Krupp.

Von

Karl Bahn.

Alfred Krupp wurde am 26. April 1812 als ältester von drei Söhnen Friedrich Krupps und seiner Frau Therese, geb. Wilhelmi, zu Essen a. d. Ruhr geboren. Er entstammt einer dort altangesessenen, angesehenen und begüterten Familie, deren Mitglieder wiederholt im Rat der Stadt vertreten waren. Sein Vater war Kaufmann, hatte sich aber auf der der Familie vorübergehend gehörenden »Gute-Hoffnungs«-Hütte hüttenmännische Kenntnisse und Nei-

gung für die Technik erworben. Nachdem die Hütte in anderen Besitz übergegangen war, gründete er in Essen ein Kolonialwaren-Importgeschäft, dem er nach dem Tode seiner Großmutter deren Kolonialwarengeschäft 1810 angliederte. Dieser Handel sagte dem rührigen Geiste Friedrich Krupps aber wenig zu, und er faßte den Entschluß, eine Fabrik zur Herstellung von Gußstahl zu gründen. Nach seinen kaufmännischen Erfahrungen glaubte er hierin ein gutes Geschäft zur erblicken. Die damaligen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse ließen diese Ansicht durchaus gerechtfertigt erscheinen. Stahl unter Luftabschluß in feuerfesten Tiegeln niederzuschmelzen und flüssig zu erhalten, so daß sich Schlacken und Unreinlichkeiten absetzten, war bereits 1770 von dem Uhrmacher Huntsman in Sheffield erfunden worden. Das Verfahren war aber dauernd Geheimnis des Erfinders oder wenigstens der Sheffielder Industrie geblieben, so daß der in Deutschland benötigte Gußstahl ausschließlich aus England bezogen werden mußte. Englischer Gußstahl war früher ein lohnender Handelsartikel gewesen. Durch die Kontinentalsperre wurde zu jener Zeit der zulässige Handel damit völlig unterbunden; die Herstellung von Gußstahl im eigenen Lande war also geboten und schien aussichtsreich. Durch den Sturz Napoleons verkehrten sich diese Verhältnisse aber in ihr Gegenteil. Die Kontinentalsperre fiel, und englischer Gußstahl wurde wieder auf dem Kontinente eingeführt. Wiederholt wurde Friedrich Krupp durch Personen getäuscht, die vorgaben, Gußstahl herstellen zu können, und mit denen er sich zu diesem Zwecke verbunden hatte. Die Versuche nahmen nicht den schnellen und glatten Verlauf, den er erwartet hatte, sie zehrten vielmehr in wenigen Jahren sein und seiner Frau für damalige Verhältnisse recht beträchtliches Vermögen völlig auf, ja er mußte sogar noch recht erhebliche Anleihen bei seinen Verwandten machen. Erst als er sich selbständig an die Herstellung von Gußstahl machte, trat der Erfolg ein. Aber durch Geldschwierigkeiten, durch die Teilung seiner Arbeitskraft zwischen seiner Fabrik und einem städtischen Ehrenamt, das er überlieferungsgemäß übernommen hatte, und nicht zuletzt durch wiederholte schwere Erkrankungen ging nach kurzem Aufstiege die Fabrik schnell zurück und kam 1823 ganz zum Stillstand. Der kaufmännische Kredit war völlig erschöpft und der größte Teil der Kundschaft verloren. Aus Mangel an Geld lag die Fabrik auf zwei weit voneinander entfernten und nur durch einen sehr schlechten Weg miteinander verbundenen Geländen. Dadurch waren die Betriebsverhältnisse die denkbar ungünstigsten und schwierigsten.

Das war der Zustand der Gußstahlfabrik, als Friedrich Krupp am 8. Oktober 1826, noch nicht 40 Jahre alt, starb. Seine Witwe übernahm die Fabrik, und dem ältesten, erst vierzehnjährigen Sohn Alfred fiel die Leitung zu. Dieser hatte schon 1824 seinen erkrankten Vater vertreten und hatte Ostern 1826 aus der Quarta für immer die Schule verlassen müssen, um den Vater zu unterstützen. Dadurch war Alfred Krupp beim Tode seines Vaters so weit in die Herstellungsweise des Gußstahles eingeweiht, daß er mit Hilfe der wenigen alten Arbeiter den beschränkten Betrieb auf dem laufenden erhalten konnte. Das Herstellungsverfahren war zu jener Zeit so weit durchgebildet, daß Friedrich Krupp Gußstahl in Stangen und Platten, Werkzeuge aller Art, Stempel und Walzen für Münzen hatte liefern können. Die





Güte seiner Erzeugnisse war ihm sogar von dem »Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes in Preußen« dahin bescheinigt worden, »daß sein Gußstahl an innerer Güte und Brauchbarkeit dem besten englischen Stahl gleich zu erachten, ja in mehrfacher Hinsicht ihm vorzuziehen sei«. Doch war die Güte seiner Erzeugnisse noch unsicher. Dem damaligen Stande von Technik und Wissenschaft entsprechend, war das Verfahren natürlich rein empirisch ermittelt und noch nicht einmal fest begründet. Unter diesen Verhältnissen galt es zunächst durch schnelle Ausführung der noch verbliebenen geringen Aufträge die noch übriggebliebene alte Kundschaft zu erhalten, durch Wanderungen in der Umgegend und durch persönlichen Verkehr die verloren gegangene wiederzugewinnen und neue zu erwerben. Hierbei unterstützte ihn seine Liebenswürdigkeit im Verkehr erfolgreich. Die Beziehungen zu den Königlichen Münzen in Berlin und Düsseldorf, für die sein Vater schon zur Zufriedenheit geliefert hatte, und deren Vorsteher ihn wohlwollend gefördert hatten, wurden bald wieder angeknüpft und neben der Münzstempelfabrikation auch die Herstellung von Walzen von neuem aufgenommen. So hob sich das Geschäft sichtlich, und der junge Krupp erfreute sich in wenigen Jahren beträchtlichen Ansehens in der Kundschaft des bergischen Landes. Trotzdem ließ die Enge des auf die nähere Heimat beschränkten Marktes, dem an den Landesgrenzen überall Zollschranken entgegenstanden, die kleine Fabrik nicht recht vorwärtskommen. Als aber 1833 durch den deutschen Zollverein diese Schranken fielen, griff Alfred Krupp sogleich die Möglichkeit auf, in den neu eröffneten Märkten seinen Absatz zu erweitern; besonders richtete er sein Augenmerk auf die Mittelpunkte der Gold- und Silberwaren-Industrie Süddeutschlands. Sobald er während seiner Abwesenheit die Leitung der Fabrik seinem zwei Jahre jüngeren Bruder überlassen konnte, dehnte er in den nächsten Jahren seine Reisen aus, zunächst auf Süddeutschland, dann allmählich auch auf das Ausland, namentlich nach der Schweiz, nach Frankreich und schließlich auch nach England. Gußstahlwalzen und Stempel für Münzen und die Metallindustrie wurden wegen ihrer alles Bisherige übertreffenden Härte und Dauerhaftigkeit auch vom Auslande mehr und mehr gesuchte Erzeugnisse. So nahmen die Aufträge an Zahl und Bedeutung mit der Zeit zu. Sie zu erledigen bedurfte es größerer und stärkerer Betriebseinrichtungen aller Art. Bei den nie weichenden Geldverlegenheiten konnte Alfred Krupp nur durch die Hilfe seiner Verwandten und Freunde die dringend nötige Umgestaltung seines Werkes 1835 durchführen. In einem neuen Hammerwerk stellte er die erste Dampfmaschine der Gußstahlfabrik auf, die außer den Hämmern auch noch die Dreh- und Schleifbänke im Schmelzbau trieb. Dadurch hörte die noch immer bestehende störende Zweiteilung des Werkes auf. Von der mehr handwerksmäßigen, nur auf Hand- und geringe Wasserkraft angewiesenen Werkstatt war die Anlage nun zu einer in sich geschlossenen mit Dampf betriebenen Fabrik geworden.

Neben seiner Sorge, die Absatzmöglichkeiten zu erweitern, gingen die Bemühungen einher, dem Gußstahl immer neue Verwendungsgebiete zu sichern. Nach dem Erfolge mit seinen Gußstahlwalzen nahm Alfred Krupp den Bau von Walzmaschinen und ganzen Walzwerksanlagen auf. Hierbei gewann die sogenannte Löffelwalze, eine eigene Erfindung Krupps, die das Fertigwalzen von Löffeln und anderen Besteckteilen ermöglichte, insofern große Bedeutung, als

sie ihm Ende der 30er Jahre beträchtliche Mittel zuführte.

Schon der Knabe hatte zutreffend erkannt, daß das Vertrauen der Kundschaft nur wiedergewonnen und erhalten werden konnte durch stets gleich gute Ware, für die er dann auch die weitgehendste Gewähr übernahm. Alfred Krupp, wie auch seine Nachfolger haben an dem Grundsatz strengster Zuverlässigkeit und Haftpflicht für Fehler allezeit unabänderlich festgehalten. So z. B. ersetzte Alfred Krupp nach 1866 dem Preußischen Staate 300 8 cm-Gußstahlrohre, obwohl die ungenügende Haltbarkeit einzelner Rohre nicht seinem Gußstahle, sondern der Konstruktion zur Last fiel, die nicht von ihm herrührte. Die unbedingte Zuverlässigkeit der Güte seiner Erzeugnisse, die von maßgebenden Persönlichkeiten wiederholt öffentlich anerkannt worden ist, und die Sicherheit der Käufer, unter allen Umständen gut bedient zu werden, haben der Fabrik das allgemeine Vertrauen erworben und erhalten. Diesen Grundsatz zu jener Zeit zu fassen und ihn unentwegt durchzuführen, war nicht nur weitsichtig, sondern auch mutig, denn die Geldverhältnisse der Fabrik waren damals gewiß noch nicht dazu angetan.

Alfred Krupps Fleiß, seine Rührigkeit und seine strengen, rechtlichen Geschäftsgrundsätze brachten die Fabrik wenn auch langsam, so doch sichtlich vorwärts. Wie schwer und entbehrungsvoll dieser lange Weg gewesen, hat Alfred Krupp in einem Aufruf an seine Arbeiter später selbst bezeugt:

»Fünfzehn Jahre lang habe ich gerade so viel erworben, um den Arbeitern ihren Lohn ausbezahlen zu können; für meine eigene Arbeit und Sorge hatte ich nichts weiter als das Bewußtsein meiner Pflichterfüllung. Bei schwerer Arbeit, oft Nächte hindurch, lebte ich bloß von Kartoffeln, Kaffee, Brot und Butter ohne Fleisch.«

Noch einmal wurde die allmählich erstarkende Fabrik durch den wirtschaftlichen Niedergang Deutschlands in den Jahren 1847—48 so weit zurückgeworfen, daß Alfred Krupp sogar das Silberzeug seiner Familie verkaufen mußte, um seine Arbeiter löhnen zu können. Dagegen brachte das beginnende neue Jahrzehnt zwei Ereignisse, die die Fabrik mächtig förderten. Zunächst 1851 die erste Weltausstellung und 1853 seine Erfindung, Reifen für Eisenbahnräder ohne Schweißung herzustellen.

In richtiger Erkenntnis der Bedeutung, die dieses völlig neue Mittel des Wettbewerbes der Völker unter den damaligen Verhältnissen haben mußte, um die Güte seiner Erzeugnisse und die vielen Verwendungsmöglichkeiten seines Gußstahles der Welt bekanntzumachen und sein Absatzgebiet auf den Weltmarkt auszudehnen, beschickte er diese Ausstellung in London und die in kurzen Zwischenräumen sich anschließenden Paris 1855, nochmals in London 1862 und in Paris 1867 und in Wien 1873 glänzend und von Mal zu Mal bedeutungsvoller und inhaltsreicher. Tatsächlich lenkten diese Ausstellungen mehr und mehr die Aufmerksamkeit aller Kulturländer auf die Erzeugnisse der Kruppschen Fabrik, schufen und vergrößerten ihren Ruf und mehrten die Bestellungen. Zu letzterem trug sehr wesentlich bei die schnelle Ausbreitung der Eisenbahnen der Dampfschiffbau, die mächtige Entwicklung auf vielen Gebieten der Eisenindustrie und das beginnende Aufblühen der Maschinenindustrie, die viele Verwendungsmöglichkeiten für Gußstahl darboten. Dieses Jahrzehnt wurde infolgedessen wesentlich durch die Herstellung von Eisenbahnmaterial, von Teilen für Maschinen

und Dampfſchiffe beherrſcht. Die ſchon begonnene Waffenherſtellung lag noch in ihren erſten Anfängen. Die Beſtellungen von Achſen, Radreifen und Federn für Eiſenbahnen, von Schienen, Schiffswellen, Maſchinenteilen u. a. m. wuchſen von Jahr zu Jahr und erheiſchten zu ihrer Befriedigung den Bau zahlreicher Werkſtätten mit immer mächtigeren Maſchinen und Einrichtungen. Als die mächtigſte und bekannteſte unter ihnen ſei der 50000-kg-Hammer »Fritz« erwähnt, der 1861 für 1,8 Millionen Mark aufgeſtellt wurde. Er war und blieb der mächtigſte der ganzen Welt, denn die ſchwerſten Hämmer jener Zeit in England und in Frankreich waren nur 15000-kg-Hämmer, und ſelbſt die Kruppſche Fabrik ging auch ſpäter über den »Fritz« nicht hinaus. Wenn auch die ſchweren Hämmer im Laufe der Jahre, der natürlichen Entwicklung der Technik folgend, durch Schmiedepreſſen erſetzt ſind, und wenn auch »Fritz« nach ununterbrochener 50jähriger erfolgreicher Arbeit im vorigen Jahre für immer ſtillgelegt iſt, ſo nimmt dies alles der Bedeutung dieſer mutigen Tat des weitblickenden Technikers nichts. Denn mutig war es zu jener Zeit, eine ſo große Summe Geldes an eine Maſchine zu wenden, die in annähernd gleicher Größe noch nie erprobt war. Aber das Geld hat ſich bezahlt gemacht durch die Rieſenblöcke und Fabrikate, die mit dem Hammer geſchmiedet wurden und die allgemeine Bewunderung erregten.

Der Anfang dieſer unglaublich ſchnellen und großartigen Entwicklung wäre nicht möglich geweſen, wenn nicht die Ausbeutung der oben genannten Erfindung, auf die Alfred Krupp in allen Ländern Patente nahm, ihm die Mittel dazu geliefert hätte. Die Erfindung, Radreifen ohne Schweißung herzuſtellen, war allerdings für die Eiſenbahnen von höchſter Bedeutung, weil die Schweißung häufig die Urſache von Radreifenbrüchen und damit von Eiſenbahnunfällen geweſen war. Radreifenbrüche waren durch ſie für die Folge faſt völlig beſeitigt. Die Einnahmen aus dieſer Erfindung geſtatteten ferner auch, alte Verbindlichkeiten zu löſen, das Werk wirtſchaftlich zu feſtigen und die ſchon früher begonnenen Verſuche mit Kriegsmaterial ſchneller und tatkräftiger fortzuführen. Die Beſtrebungen, dem Gußſtahl möglichſt vielſeitige Verwendung zu geben, hatten Alfred Krupp dazu geführt, Gewehr- und Piſtolenläufe und Küraſſe aus Gußſtahl zu ſchmieden. Schon 1843 legte er perſönlich dem preußiſchen Kriegsminiſter zwei mit eigener Hand hohl geſchmiedete Gewehrläufe zur Prüfung vor. Nach anfänglicher Ablehnung kam man ſpäter darauf zurück, als Frankreich die Einführung gußſtählerner Gewehrläufe in Ausſicht nahm, und verwendete bei dem neuen Zündnadelgewehr ebenfalls Gußſtahlläufe. 1847 dehnte Krupp ſeine Verſuche auf Kanonenrohre aus. Sein erſtes war ein dreipfündiges Vorderladerohr aus gußſtählernem Kernrohr mit gußeiſernem Mantel. Trotz dieſer zweiteiligen Rohrwand lag hier noch keine künſtliche Metallkonſtruktion*) im Sinne heutiger Bedeutung vor. Dieſem folgte 1850 ein ſechspfündiges Rohr in hölzerner Lafette mit Gußſtahlbeſchlägen. Das nächſte, auf der Pariſer Ausſtellung von 1855 vorgeführte ſechspfündige Rohr war ſchon maſſiv aus einem einzigen Gußſtahlblock geſchmiedet. Die Größe des Kalibers der Rohre wurde in ſchneller Folge geſteigert, und ſehr bald wurde zum Hinterladeſyſtem übergegangen, das durch die Preſſionsführung der Geſchoſſe neben anderen Vorteilen größere Schußweite

*) Siehe meinen Artikel im Februarheft.



und Treffsicherheit gewährte. Wie schnell sich dieses System Anerkennung verschaffte, geht daraus hervor, daß auf der zweiten Londoner Weltausstellung 1862 nur noch ein Vorderlader, aber bereits fünf Hinterlader zu sehen waren. Trotz der stets günstigen Ergebnisse mit den Gußstahlrohren kam es zunächst für Krupp zu keinen belangreichen und lohnenden Bestellungen, die eine Entschädigung für die vielen mühe- und opfervollen Versuche hätte gewähren können, denn die Großstaaten mit eigener aufblühender Stahlindustrie, die größere Bestellungen hätten machen können; standen aus nationalökonomischen und militärischen Gründen davon ab, ihr Kriegsmaterial aus dem Auslande zu beziehen. Nur Rußland, das damals noch keine eigene leistungsfähige Stahlindustrie hatte, machte in der Folge umfangreiche Bestellungen. 1855 hatte Preußen das erste gußstählerne Hinterladerohr bei Krupp bestellt. Nach günstigem Ausfall der damit vorgenommenen Versuche wurden 300 solcher Rohre bestellt, die den größten Teil der gezogenen Geschütze bildeten, mit denen Preußen 1866 ins Feld rückte. Es ist bekannt, daß der Prinz-Regent in dem ihm vorgelegten Orderentwurf die Zahl der zu bestellenden Rohre eigenhändig auf 300 erhöhte.

Anfänglich kam es Krupp vorwiegend darauf an, dem Gußstahl als Rohrmaterial Geltung zu verschaffen gegenüber dem Guß- und Schmiedeeisen und der Bronze. Mit dem Fortschreiten der Rohrherstellung griff er seit Anfang der 60er Jahre auch als Konstrukteur, teils in Verbindung mit den militärischen Behörden, teils selbständig in die Entwicklung des Kriegsmaterials fördernd ein. Dadurch verdankt die deutsche Artillerie ihm u. a. die Entwicklung des heute noch bei allen Kalibern in verschiedenen Formen verwendeten Rundkeilverschlusses, der seine Überlegenheit über die in anderen Ländern gebräuchlichen Schraubenverschlüsse so glänzend erweist. Eines seiner wesentlichsten Verdienste ist aber, daß seine Willens- und Tatkraft uns davor bewahrte, die ersten Schiffe unserer jungen Marine mit englischen schmiedeeisernen Vorderladern zu bewaffnen. Nachdem anfänglich sein gußstählerner Hinterlader infolge ungeeigneten Pulvers diesen an Leistung unterlegen war, errang seine 24 cm-Gußstahlkanone 1868 einen glänzenden Sieg über das 9zöllige Armstrongrohr. Damit hielt die Kruppsche künstliche Metallkonstruktion der Rohre ihren Einzug in die deutsche Artillerie. Die Entwürfe aller unserer schweren Schiffs-, Küsten- und Belagerungsgeschütze sind selbständige Konstruktionen Krupps. In dem Kampf zwischen Geschoß und Panzer blieben die Kruppschen Stahlpanzergranaten, die die Grusonschen Hartguß- und die englischen Stahlgranaten weit übertrafen, damals Sieger. Nach dem Feldzuge von 1870/71 betätigte Krupp sich lebhaft an den Versuchen zur Steigerung der Leistungen unseres Feldgeschützes, die zu dem Feldartilleriegerät 1873 führten, und stellte Entwürfe und Proben von Lafetten aus Schmiedeeisen und gepreßtem Stahlblech vor. Letztere Lafettenart ist noch heute das Grundprinzip der meisten Feldlafettenkonstruktionen. Seine Leistungen auf diesem Gebiete sind so allseitig öffentlich anerkannt, daß den Vorführungen neuer Geschütze und Geschosse auf seinem Schießplatz Meppen Offiziere fast aller Kulturstaaten der Welt beizuwohnen pflegten. Als Alfred Krupp 1887 starb, hatte die Fabrik etwa 24500 Geschütze geliefert.

Wie die Leistungen der Fabrik in verhältnismäßig kurzen Zeiträumen an




Größe und Vielseitigkeit zunahmen, spiegelt sich klar in den Darbietungen auf den verschiedenen Ausstellungen. Um darzutun, welche Massen Gußstahl in seiner Fabrik in einem Stück gegossen und durchgeschmiedet werden konnten, stellte Krupp auf allen Ausstellungen bis 1873 einen Gußstahlblock aus. Derselbe wog 1851 2250 kg, 1855 5000 kg, 1862 8000 kg, 1867 40000 kg und 1873 52500 kg. Die Bedeutung dieser Zahlen erhellt daraus vielleicht am besten, daß zum Guß eines Blockes von 40000 kg etwa 900 Tiegel zu 40—50 kg Inhalt von etwa 250 Mann in fast militärischer Ordnung einer nach dem andern ohne jegliche Stockung entleert werden müssen. Die Ausstellungen waren geschickt aufgemacht, damit die Beschauer die Güte des Gußstahles und seine Eigenschaften erkennen konnten. Einzelne Blöcke waren aufgebrochen, um die Feinheit und Gleichmäßigkeit des Gefüges bis ins Innerste selbst des größten Blockes zu zeigen. Ein Drehspahn von 45 m Länge bewies die Fehlerlosigkeit, Festigkeit und Zähigkeit des Gußstahles; ein gebogener Gewehrlauf und ein beschossener Küraß ließen Zähigkeit, bezw. Widerstandsfähigkeit gegen Infanteriegeschosse erkennen. Schon 1862 waren der Durchmesser der Radreifen bis auf 2½ m und das Gewicht einer Schiffswelle bis auf 11000 kg angewachsen. Das Kaliber der Geschützrohre war nach und nach von 9 cm auf 35,5 und 40 cm (1880) gestiegen. Krupp beschickte zwar auch die Ausstellungen in Philadelphia 1876, in Sydney 1879, in Melbourne und Düsseldorf 1880, aber nicht mehr, um sein Ansehen und seine Geschäftsverbindungen zu mehren. Er tat es trotz der klaren Überzeugung, daß die Unkosten bei weitem den Nutzen übersteigen würden, lediglich in Erfüllung seiner Pflichten, die ihm sein Ansehen als erster Industrieller Deutschlands auferlegte, auch seinerseits ausschlaggebend beizutragen, damit Deutschland angemessen und würdig vertreten sei. Denn sein Ruf war schon seit der zweiten Ausstellung in London 1862 fest gegründet. Die Anerkennung des Auslandes, ja die Begeisterung des Inlandes sprechen sich darin aus, daß einerseits die Times schrieb: »Wir wünschen Krupp Glück zu der überragenden Stellung, die er in der Welt als Erzeuger der größten und fehlerlosesten Massen von Gußstahl einnimmt«, und andererseits Lothar Bucher: »In Stahl schlagen wir die ganze Welt.«

Neben dem Ausbau seines Werkes zu solchen Leistungen verfolgte Krupp wachen Auges alle Vorgänge in der Eisen- und Stahlindustrie und fand mit scharfem Blick und treffendem Urteil heraus, was seiner Fabrik von Nutzen war. Er erkannte sofort die Gefahr, die der neu aufkommende billigere Bessemerstahl seinem Gußstahl bringen mußte, da er für viele Gegenstände, die bisher aus letzterem gefertigt wurden, vollkommen genügte. Nach Vereinbarung mit dem Erfinder legte er sofort ein Bessemerwerk an und erblies bereits 1862, als in England selbst das Verfahren kaum über das Versuchsstadium hinausgekommen war, seine erste Charge. Später hatte er sogar die Genugtuung, im Wettbewerb mit englischen Firmen 10000 t Bessemerstahlplatten zum Bau der Brücke über den Forth zu liefern. Mit gleicher Voraussicht und Tatkraft ging er bei Erfindung des Martinverfahrens vor, und durch den Ankauf des Stahlwerkes in Annen im Jahre 1886, das sich besonders mit Stahlformguß befaßte, legte Alfred Krupp den Grund zu der großartigen Entwicklung dieser Herstellungsart in der Kruppschen Fabrik. Die Be-

deutung des Stahlformgusses für die Technik liegt darin, daß er erlaubt, Werkſtücke ſelbſt ſchwierigſter Form aus **einem** Stück herzuſtellen. Seine allererſten Erfahrungen hatten Alfred Krupp den Wert und die unbedingte Notwendigkeit gelehrt, zur Erzielung ſich gleichbleibender Erzeugniſſe auch ſtets Rohſtoffe von gleicher Güte und Beſchaffenheit zu verwenden. Sobald ſeine Mittel es erlaubten, fing er an, ſich im Bezuge der Rohſtoffe mehr und mehr unabhängig zu machen. Von 1865 ab kaufte er verſchiedene Hütten, Zechen und Gruben und beteiligte ſich ſogar in erheblichem Maße an den nordſpaniſchen Eiſenſteingruben der »Orconera Iron Ore Company limited.«

Das organiſatoriſche Talent Alfred Krupps machte ſich ſchon frühzeitig geltend. Mit wachſender Arbeiterzahl teilte er die Obliegenheiten unter die Arbeiter durch Schaffung einer Arbeitsordnung und grenzte die Befugniſſe jedes einzelnen ſtreng ab. Damit legte er den Grundſtein zu der ſpäteren großartigen Organiſation dieſer Rieſenfabrik. 1848 kaufte er, nach Abfindung ſeiner Geſchwiſter, ſeiner Mutter die Fabrik ab und wurde damit deren Alleinbeſitzer, wodurch er, nur ſich ſelbſt verantwortlich, größere Bewegungsfreiheit bei ſeinen Unternehmungen bekam. Als dann ſpäter die Größe und Vielſeitigkeit der Fabrik und der Umfang ihrer Geſchäftsverbindungen derart wuchs, daß ihre Leitung durch eine einzelne Perſon unmöglich wurde, ſchuf er zuerſt die Kollektivprokura und ſpäter das Direktorium, das noch heute die weitverzweigte Fabrik leitet. Durch die geſunde Organiſation derſelben und durch den klaren Blick und die Menſchenkenntnis, mit denen Alfred Krupp es verſtand, ſich ausgezeichnete Mitarbeiter an die Seite zu ſetzen, erſtarkte die Fabrik ſchnell und war feſt gefügt. Die nach Alfred Krupps Tode unter ſeinen Nachfolgern in einer von ihm ſelbſt kaum geahnten Weiſe ununterbrochen geſtiegene Leiſtungsfähigkeit ſeines Rieſenwerkes liefern den ſchlagendſten Beweis für die vortreffliche, durch und durch geſunde Organiſation der Fabrik.

Mit dem Wachſen der Fabrik und ſobald der wirtſchaftliche Erfolg ſeiner Arbeit es geſtattete und zwar zu einer Zeit, wo in der Privatinduſtrie von Beſtrebungen für Arbeiterwohlfahrt nirgends die Rede war, ſorgte Alfred Krupp aus rein menſchlichem Wohlwollen für ſeine Arbeiter weit über das Maß des für die Intereſſen ſeiner Fabrik Notwendigen, weil er in der Not der jungen Jahre mit ſeinen Arbeitern leiden und empfinden gelernt hatte. Was er im Laufe der Jahre an Kaſſen zur Unterſtützung in Krankheit und Not, an Anſtalten zur Beſchaffung billiger und guter Lebensmittel und an Wohnungen ſchuf, war großartig und muſtergültig. Bei ſeinem Tode wohnten in den von ihm erbauten Arbeiterkolonien über 24,000 Perſonen. Durch dieſe Einrichtungen verſuchte er ſeine Arbeiter aus den Händen der Kreditgeſchäfte zu löſen, an Barzahlung und geordnete Haushaltsführung zu gewöhnen.

Selbſtverſtändlich wurden auch die perſönlichen Verhältniſſe Alfred Krupps durch den Wandel ſeiner Geſchäftsverhältniſſe beeinflußt. Noch geboren in dem Wohlſtand ſeines elterlichen Hauſes, mußte Alfred, als er 12 Jahre alt war, mit ſeinen Eltern bei dem völligen Zuſammenbruch ihres Vermögens in die Aufſeherwohnung auf der Fabrik ziehen. Dieſe hat er noch 20 Jahre lang bewohnt, und erſt Ende der fünfziger Jahre baute er ſich dann das ebenfalls auf der Fabrik gelegene Garten-

haus, in dem später auch sein Sohn Friedrich Alfred die erſten Jahre seiner Ehe verlebte. Man wird auch hierin den im Charakter Alfred Krupps so ansprechenden Zug erkennen, sich der kleinen und ärmlichen Verhältnisse nicht zu schämen, aus denen er sich mit eigener Kraft emporgearbeitet hatte. Erſt 1873, als er schon auf der Höhe seines Ruhmes ſtand und 61 Jahre alt war, bezog er seine weitbekannte Villa »Hügel«; er hatte sich 1853 mit der Tochter des Steuerrates Eichhoff in Köln verheiratet, und 1854 wurde sein Sohn Friedrich Alfred geboren. Im Alter von über 75 Jahren ſtarb Alfred Krupp am 14. Juli 1887, nachdem er 61 Jahre lang die Fabrik gefördert und geleitet hatte. Er war in seinem langen erfolgreichen Leben von den Oberhäuptern aller Kulturſtaaten durch Ehrenbezeigungen aller Art ausgezeichnet worden. Das ihm angebotene Adelsprädikat schlug er aber in seinem schlichten Sinn aus, um den Namen, den er selbſt zu Ehren gebracht und weltbekannt gemacht hatte, unverändert weiterzutragen.

Die Summe von Arbeit und die Größe des Erfolges Alfred Krupps spricht sich am klarſten und einfachſten in einer Gegenüberſtellung dessen, was er übernahm, und dessen, was er hinterließ, aus, denn es iſt nicht möglich, in diesem kurzem Lebensbilde einzelnes, das er geschaffen, aufzuzählen, noch dessen Bedeutung angemessen zu würdigen.

Alfred Krupp übernahm 1826 einen Grundbesitz von etwas über 3 ha, einen kleinen Schmelzbau mit 8 Öfen zu je einem Tiegel von 20 kg Fassungsvermögen und ein kleines Hammerwerk auf der Walkmühle, dessen schwerſter Hammer nur Stücke von 7,5 cm Durchmesser durchschmieden konnte. Stärkere Stücke mußten auswärts geschmiedet werden. Die Fabrik beschäftigte nur noch 4 Arbeiter und war ſtark verschuldet. Bei seinem Tode hinterließ er ausschließlich seines Privatbesitzes faſt 334 ha Grundbesitz, auf dem u. a. 1195 Öfen, 370 Dampfmaschinen mit 27,000 Pferdeſtärken und 92 Dampfhämmer arbeiteten, und 11 Hochöfen mit 66 Dampfmaschinen von 3350 P. S. täglich 600 t Roheisen erbliesen, wozu 534 Eisenſteingruben die Erze lieferten. Die Zahl der Arbeiter betrug etwa 21,000 mit 53,000 Familienangehörigen, von denen über 24,000 in Fabrikwohnungen und faſt 13,000 in eigenen Häusern wohnten. Das Herſtellungsverfahren war auf sichere Grundlage geſtellt. Im Todesjahre Alfred Krupps wurden 5000 chemische und 4500 mechanische Untersuchungen auf der Fabrik ausgeführt. Die Verwaltung der riesengroßen Fabrik war feſt gefügt und muſtergültig; die Finanzlage glänzend.

Die Bedeutung dieser beispiellosen Erfolge tritt erſt dann in ihrem vollen Wert hervor, wenn man den Stand der Induſtrie, die mangelhafte Ausbildung der Fabrikarbeiter, die schwierigen Verkehrsverhältnisse, die tausendfachen Beschränkungen des Handels in den erſten Jahrzehnten der Wirksamkeit Alfred Krupps voll und ganz berücksichtigt. Solche Erfolge zu erringen, dazu gehörte ein Charakter wie der Alfred Krupps. Er besaß ein ſtark ausgeprägtes Pflichtgefühl, eine eiserne Willensſtärke, nie erlahmende Ausdauer und große Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit. Er war hoch beanlagt nicht nur auf seinem eigenſten Gebiet als Techniker und Kaufmann, sondern auch auf allgemein wissenschaftlichem. Trotz der unvollkommenen Schulbildung, mit der er seinen Beruf antreten mußte, und neben seiner arbeitsvollen Tätigkeit hatte er sich ein ansehnliches Wissen erworben und be-



herrschte drei fremde Sprachen. Dabei war er schlicht, anspruchslos und bescheiden geblieben und von gewinnender Liebenswürdigkeit gegen jedermann. Er war ein warmherziger, wohlwollender und warmer Freund seiner Arbeiter. Er sorgte nicht nur für ihr Wohl durch lohnende Arbeit, lieh ihnen nicht nur Hilfe in Not, sondern wirkte auch erzieherisch auf sie ein, indem er sie zur Erfüllung ihrer Pflichten gegen Familie und Vaterland anhielt. Auf diese Weise trieb er, vielleicht als erſter in Deutschland, muſtergültige Sozialpolitik in großem Maßſtabe. In treuer Erinnerung hielt er alle die Zeugen seiner Not, wo er schwer mit dem Leben hatte ringen müssen, wert und hoch, und sein Verkehr mit seinen alten Arbeitern, die noch mit ihm gemeinsam Hand angelegt und seine Sorge geteilt hatten, war ein freundschaftlicher, ja väterlicher.

Indem er sich und sein Werk groß und weltberühmt machte, hat er auch dem Vaterlande genützt. Als kenntnisreicher Induſtrieller und weitblickender Kaufmann hat er zur Entwicklung der Induſtrie Rheinlands und Weſtfalens und damit Deutschlands nicht nur durch sein Beispiel, sondern auch dadurch beigetragen, daß er durch seine Erfolge die Augen der ganzen Welt auf die deutsche Eiseninduſtrie lenkte und damit ihr Absatzgebiet erweiterte. Durch epochemachende Erfindungen, die in allen Kulturſtaaten patentiert wurden, und durch die Gediegenheit seiner Erzeugnisse, die von zuſtändigen Stellen wiederholt öffentlich ehrend anerkannt wurden, erhielt er laufend große Beſtellungen des Auslandes auf Kriegs- und Friedensgegenſtände, die dem deutschen Nationalvermögen Millionen über Millionen zugeführt haben und die einer großen Anzahl deutscher Arbeiter dauernd lohnende Beschäftigung gaben. Ein besonders hohes Verdienſt Alfred Krupps iſt es, daß er durch seine bahnbrechende Tätigkeit auf dem Gebiete des Kriegsmaterials uns vom Auslande völlig unabhängig machte, dadurch dem Nationalvermögen große Werte sparte und dem deutschen Heere und der deutschen Marine die beſten Waffen der Welt schuf, die im französischen Kriege, wo die Überlegenheit unserer Artillerie besonders hervortrat, die Siege mit erringen halfen.

So beispiellose Erfolge auf dem Gebiete der Waffentechnik waren neben seiner Willens- und Tatkraft seiner Opferwilligkeit zu verdanken, die ihn den reichen Gewinn seiner Arbeit nicht zu persönlichen Vorteilen benutzen ließ, sondern immer wieder zur Feſtigung und Erweiterung seiner Werke und zur Verwirklichung seiner ihn vor allem erfüllenden Idee, sein Gußſtahlgeschütz durchzusetzen und zu vervollkommnen.

Durch die Großartigkeit seines Wirkens und seines Vollbringens hat Alfred Krupp sein Lebenswerk über das Ansehen einer mächtigen Fabrik weit hinausgehoben zu nationaler Bedeutung und dadurch zur Größe und zur Bedeutung Deutschlands beigetragen, das ihn zu seinen Großen zählt.

Eduard Mörikes Peregrina.

Von

Harry Maync.

In der Zeit von 1822 bis 1826, als Tübinger Stiftler, durchlebte Mörike die äußerlich und innerlich ereignisreichsten Jahre seines im Ganzen so ereignisarmen Lebens. Hier in Tübingen entfaltete sich seine Persönlichkeit zu ihrer vollen Eigenart, hier gingen alle in ihm liegenden poetischen Keime auf, hier wurzelt im Grunde seine gesamte Dichtung. In Tübingen erwarb er gleichsam das ganze Kapital, mit dessen Zinsen der Dichter sein Lebenswerk bestritt.

Diese Tübinger Lehrjahre sind zugleich auch Mörikes Lehrjahre in der Liebe gewesen. Mit einer rechten Vettern- und Erstlingsliebe zu seinem gleichaltrigen blondgelockten Bäschen Clärchen Neuffer hatte er die Universität bezogen. Freilich die höchste Blüte seiner bis in die Kindertage zurückreichenden Jugendliebe war schon vorüber. Im Jahre 1822 setzt die Entfremdung zwischen beiden ein, unter der Mörike oft bitter litt, die ihn nicht selten in Stimmungen von tiefer Schwermut stürzte. Schon in diesem Jahre muß er sein süßestes Glück in der »Erinnerung« suchen: so betitelt er das einzige Gedicht der Uracher Zeit, das er der späteren Aufnahme in seine »Gedichte« mit vollem Recht für würdig erachtete. Dieses wunderliebliche Gedicht, das 1822 entstand, aber erst 1865 seine endgiltige Form erhielt, läßt uns zum ersten Mal in Mörike den großen Lyriker erkennen. Es behandelt ein beglückendes Zusammensein der beiden jungen Menschenkinder während eines Stuttgarter Ferienaufenthalts Eduards, wie sie, eng aneinander geschmiegt, »endlich einmal Arm in Arm«, unter einem Regenschirm in seliger Befangenheit durch die Straßen liefen und holde Kindheitserinnerungen erneuerten —

> Jenes war zum letzten Male,
> Daß ich mit dir ging, o Clärchen,
> Ja, das war das letzte Mal,
> Daß wir uns wie Kinder freuten.

Mit diesen Versen beginnt und schließt das in leise Wehmut getauchte Gedicht, dessen geniale Einfachheit und sichere Leichtigkeit wir um so mehr bewundern, als ein achtzehnjähriger Anfänger sonst in der Regel gar zu gern der schwärmerischen Übertreibung und Verstiegenheit, dem Schwulst und dem leeren Wortgepränge verfällt.

Kaum ein Jahr verging, da nahte dem jungen Dichter, plötzlich wie ein Irrlicht auftauchend, ein voll erblühtes Weib fremdartigen Wesens und zwang gleichermaßen ihn und seinen Freund Rudolf Lohbauer zu kurzem Rausch in ihren Bann. Trotz seiner fortdauernden, wenn auch kaum noch erwiderten Liebe zu dem schlichten Pfarrerstöchterlein Clärchen erlag hier der Dichter vorübergehend förmlich einer unentrinnbaren Naturgewalt. Es war die größte Leidenschaft seines Lebens, und sie verlief unglücklich. Der Schmerz über das entschwundene Glück dieser Liebe legte ihm die ersten tief individuellen Töne auf die Lippen und gab ihm die poetische Feuertaufe. Es ist die Liebe zur Peregrina seiner Lyrik, einem Urbilde der Zigeunerin Elisabeth in seinem großen Roman »Maler Nolten«, der bezauberndsten Frauengestalt seiner gesamten Dichtung. Und wie dies Erlebnis das tiefste seines Lebens ist, so ist es zugleich das romantischste und

geheimnisvollste. Nach verflogenem Rausche schwindet Bild und Name der schönen Geliebten scheinbar für immer aus Mörikes Gedankenkreis. Von der Stunde der Enttäuschung an sollte sie tot für ihn sein. Selbst den Nächsten gegenüber hielt er bis ans Ende mit genaueren Angaben über dieses dunkle Verhältnis zurück; seine Schwester Clara, der ich in den letzten Jahren ihres Lebens mündlich und schriftlich nahe treten und deren treuer Mitarbeiterschaft meine Mörike-Biographie sich rühmen durfte, wußte über Peregrina so gut wie nichts. Auch tat Mörike das Möglichste, um der forschenden Nachwelt die Spuren dieser Tage zu verwischen. Die Briefe, die er von Peregrina empfing, hat er uns nicht aufgespart; auch fehlen in seinem sonst so vollständigen und reichhaltigen literarischen Nachlaß offenbar viele Briefe und Papiere, die von ihr handeln, und aus den wenigen überlieferten sind in auffallender Weise bezügliche Stellen herausgeschnitten. Einen vollständigen und unbedingt zuverlässigen Lebensabriß Peregrinas zu entwerfen, ist dem Mörike-Biographen darum versagt. Er ist auf verstreute Briefe und auf die Tagebücher von Mörikes älterer Schwester Luise angewiesen, die sich seit kurzem im Archiv des Schwäbischen Schiller-Vereins zu Marbach befinden, ferner auf die besonders durch einen erst vor wenigen Jahren verstorbenen Sohn Ernst Friedrich Kauffmanns bewahrte und auf mich vererbte mündliche Tradition und auf Mörikes mit großer Vorsicht zu verwertende Peregrina-Dichtung. Wird das Dunkel hierdurch auch nicht völlig erhellt, so fällt doch immerhin so viel Licht auf die geheimnisvolle Fremde, daß man mit einigem Vorbehalt ihr Bild und die Geschichte dieser interessanten Dichterliebe umreißen darf.

Ich selbst habe das unter Hervorziehung zahlreicher Dokumente aus Archiv- und Privatbesitz zuerst in einer umfänglicheren Sonderstudie »Das Urbild von E. Mörikes Peregrina. Eine Dichterliebe« (Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte, Oktober 1901) und unmittelbar darauf in der ersten Auflage meiner Mörike-Biographie (Stuttgart u. Berlin 1902, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.) versucht. Inzwischen sind weitere wichtige Archivalien aufgetaucht, und ein schwäbischer Forscher zumal, der vor zwei Jahren verstorbene Wilhelm Camerer, hat fleißige Arbeit daran gewandt, den wohl nie ganz zu lüftenden Schleier, der über Peregrinas Gestalt liegt, noch mehr zu heben. Obwohl ich mich seinen Endergebnissen nicht anschließen kann, mußte ich doch im Hinblick auf seine im einzelnen sehr verdienstlichen Nachweise*) den betreffenden Abschnitt meiner Mörike-Biographie für deren bald erscheinende 2. Auflage ziemlich erheblich überarbeiten. Ich darf ihn schon hier als Probe vorlegen. Bei dieser Revision der Akten war es natürlich unvermeidlich, von mir bereits früher Gesagtes zu wiederholen.

Es war in den Osterferien des Jahres 1823, als Mörike, bei seinem Freunde und Landsmann Lohbauer in Ludwigsburg zu Besuch weilend, im Wirtshause des Brauereibesitzers Helm ein Schenkmädchen kennen lernte, das unter den seltsamsten Umständen zu dieser Beschäftigung gekommen war. Helm hatte sie nämlich eines Tages,

*) Vergl. Eduard Mörike und Klara Neuffer (Marbach 1908), ferner die Nachträge und Berichtigungen im Staatsanzeiger für Württemberg, Jahrg. 1908, Besondere Beilage Nr. 18 und 19, und im 13. u. 14. Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schiller-Vereins (1909 und 1910).



als er von Stuttgart nach Ludwigsburg fuhr, ohnmächtig an der Straße auf einem Steinhaufen liegend angetroffen. Er brachte sie wieder zu sich und nahm sie auf seinen Wagen. Da er an dem sauber gekleideten, überaus schönen Mädchen von fremdartigem Reiz großes Gefallen fand, so erfüllte er gern ihren im Verlauf des Gesprächs sich äußernden Wunsch, sie in seine Wirtschaft als Kellnerin aufzunehmen. Er hatte sich in seiner Berechnung nicht getäuscht, denn die schöne Schenkin, deren Ruf weithin erging, lockte die ganze Stadt in sein Gasthaus, nicht zuletzt natürlich die gerade anwesenden Tübinger Studenten. Das Geheimnis ihrer Herkunft, das sie nur wenig lüftete, erhöhte ihren Reiz. Sie nannte sich Maria Meyer, ging aber ſonſt über einige Andeutungen nicht hinaus, denen zufolge sie den Ihrigen in Öſterreich (oder Ungarn) entflohen sei, weil diese sie wider ihren Willen zur Nonne hatten machen wollen. In Wahrheit hatte sie die Schweiz zur Heimat. Besonders Mörike und Lohbauer waren von Maria gleichermaßen bezaubert und gefesselt. Dazu trug nicht wenig bei eine für ihre gute Herkunft sprechende Geiſtesbildung: hatte sie doch Goethe und Jean Paul gelesen. Unter diesen Umſtänden setzten die Freunde alles daran, ihr Schicksal günſtiger zu geſtalten. Lohbauers Mutter nahm sie in ihr Haus auf, und seine Schweſtern brachten ihr die schwärmeriſchſte Liebe entgegen. Hier traf auch Mörike viel mit ihr zusammen, und die Neigung des um seine Jugendliebe Betrogenen zu der um sechs Jahre Älteren wurde zur feurigſten Leidenschaft. In solcher »halbfreien, noch immer etwas wunden Stimmung« macht Nolten nach der vermeinten Untreue seiner Braut die Bekanntschaft mit der glänzenden Conſtanze, »und nun«, fährt Mörike als ein Kenner solcher Stimmung bezeichnend fort, »läßt sich die Innigkeit um so leichter begreifen, womit die gereizten Organe seiner Seele sich nach diesem neuen Lichte hinzuwenden ſtrebten.«*) (Band 2, S. 30 meiner Ausgabe). Als Mörike nach Tübingen zurückkehren mußte, begann er — wie Lohbauer — einen Briefwechsel mit Maria. Anfangs liebte er sie gleich einer Heiligen mit der überschwenglichſten Verehrung, bald aber erregte ihr Gebaren ihm Bedenken über die abenteuerliche Rolle, die sie spiele. Zweifel an ihrem Seelenadel, an ihrer Herzensreinheit und Treue warfen tiefe Schatten auf seine anbetende Liebe. Da traf ihn wie ein Schlag die Kunde, Maria sei plötzlich aus Ludwigsburg verschwunden. Ihre Spur tauchte in Heidelberg wieder auf, wo sie unter ganz denselben Umſtänden, wie damals in Ludwigsburg, gefunden und als Landſtreicherin verhaftet wurde. Da sie sich auf ihre Freunde in Schwaben berief, zog die Heidelberger Polizei bei Frau Hauptmann Lohbauer Erkundigungen nach ihr ein. Wieder nahmen sich angesehene Freunde, von ihrer Schönheit betroffen, ihrer an. In diese Zeit gehört ein Brief Mörikes an seine Schweſter Luise vom 26. Januar 1824, aus dem hervorgeht, daß der Dichter die Korrespondenz mit Maria abgebrochen und einen Brief, in dem sie wohl von neuem anzubahnen suchte, unbeantwortet gelassen hat. Er glaubt

*) In der Umarbeitung des Romans lesen wir ſtatt dessen: »Naturen wie die seine, zart und heftig, hingebend und liebebedürftig, sind unmittelbar nach der erſten erlittenen Täuschung nicht selten geneigt, die noch halbwunde Brust nur um so durſtiger und rücksichtsloser aufs neue preiszugeben.«



zu seinem schwer verhehlten Schmerz in Maria eine abenteuernde Kokette sehen zu müssen; er spielt auf ihren »Universitätsaufenthalt« und auf dabei gezeigte Flatterhaftigkeit an. »Und doch«, heißt es weiter, »scheu ich mich wie vor einem Gespenst, diesen Punkt mehr als halblaut vor mir zu gestehen, weil [ich] ihn wirklich nicht glaube bei M[aria]. Ihr Leben, so viel ist gewiß, hat aufgehört in das meinige weiter einzugreifen, als ein Traum, den ich gehabt und der mir viel genützt.« Man sieht, Mörikes Herz wollte die Geliebte immer noch nicht ganz aufgeben, und um aus seiner quälenden Unsicherheit erlöst zu werden, um schlimmsten Falls wenigstens eine Bestätigung seines Mißtrauens zu hören, wandte er sich nach Heidelberg, und zwar an einen Maler Namens Köster, in dem der über Marias Verhalten gleichfalls tiefbekümmerte Lohbauer einen teilnehmenden Freund gefunden hatte. Köster beantwortete am 21. Februar 1824 ausführlich Mörikes Brief, von dem er schreibt: »Zu seinem hoffnungslosen Inhalt in betreff Mariens sage ich ein trauriges Amen! Denn er war ja wie ein Grabgeläute der Marie — jener Marie nämlich in unserem Gehirn.« Des weiteren berichtet er, Maria hätte etwa sechs Briefe von Mörike und Lohbauer vorgewiesen. Auch er, ein vierzigjähriger Mann, sei von ihr anfangs geblendet worden. Ihres Bleibens werde auch in Heidelberg nicht mehr lange sein: »Sie bequemt sich gar zu wenig und ist nicht selten unartig. Dieses kann nun in den edlen Familien hier, worin sie Aufnahme gefunden hat, freilich nicht geduldet werden. Mit einigen Gönnern ist sie schon zerfallen, und der Boden fängt an, unter ihren Füßen zu wanken. Sie hätte sehr anständig hier leben können. Du mein Gott! was ist das für ein Geschöpf! Seinem Schöpfer gleicht es von außen, inwendig ein Chaos.« Mörike war in einer unbeschreiblichen Verfassung. Sein Verstand sagte ihm, daß Maria seiner unwürdig sei, sein Herz wehrte sich immer von neuem gegen diese Überzeugung. Am nächsten stand ihm als Vertraute seiner Liebe Luise; in ihre treue Schwesterbrust ergoß er seinen Schmerz. Sie übernahm voll zärtlicher Liebe und voll heiligen Ernstes die schwere Rolle der Warnerin und Beraterin. Ein ergreifender Brief an den Bruder sucht diesen gleichermaßen von Lohbauer und von Maria zu entfernen. Es ist darin von Marias schlimmem Ruf, von ihrem unweiblichen Auftreten, ihrem unwahren Wesen die Rede, und doch läßt die fromme, sanfte Luise, die sie persönlich nicht kennt, sie nicht fallen. Maria muß einerseits eine verführerische, die Sinnlichkeit reizende Seite gehabt haben, andererseits aber einen hochidealen Zug, der auf den Geist von starker Wirkung war. In ihrem Wesen war entschieden etwas Überirdisches, Mystisches, das eine förmliche Heiligenverehrung ihr gegenüber hervorrief. »Achte Du in ihrem Wesen«, schreibt Luise dem Bruder, »immer das hohe Ideal der Reinheit und Tugend, das Deiner Seele jenen mächtigen Schwung verleiht, der sie schnell empor, der sie zum Himmel trägt! Bewahre ihr Bild, das Bild der Tugend lebendig in Deinem Innern und danke ihm das Gute, das es in Dir schafft, aber sie selbst laß Dir gestorben sein. Ist sie wirklich das, was sie Dir scheint, so wird sie Gott nicht verlassen und die verworrenen Fäden ihres unglücklichen Schicksals herrlich entwickeln.«

Mörike bedurfte auch in Tübingen eines Menschen, um mit ihm Brust an Brust von seinem Glück und Unglück rückhaltlos zu sprechen; wer anders konnte das sein als sein Freund Ludwig



Bauer? Ihn weihte er in dem verschwiegenen Brunnenſtübchen in alles ein. Wir wissen davon auch aus einem Gedichte Bauers, überschrieben »Geheimnis. An E. M. (Nachdem derselbe seinem Freund ein merkwürdiges Lebensereignis anvertraut hatte)«. Bauer erteilt darin Mörike das Wort, und dieser beginnt mit einer Anrufung der heiligen Jungfrau, der hohen, schmerzgebeugten Maria, der des Himmels Glorie sich neigte, und die wiederum vor dem Kreuze die Unglückseligſte war. Er möchte ihre Gottheit und ihr »menschliches Erblassen« in einem Bilde fassen — und zeichnet dem Freunde das Bild seiner Maria:

Ach, daß du einmal nur sie könnteſt schauen,
Wenn mit gesenktem Haupt sie schmerzlich [lacht!
Sähst ihren Blick mit zauberhaftem Grauen,
Den goldnen Ring in ihres Auges Nacht!
Hörteſt die Melodie der Sprache klingen,
Die Schweizerlaute, die zum Herzen dringen!
Sähſt du die Sonne, die ein Flor getrübet,
Die heil'ge Sünderin, die ich geliebet!

O welch ein Frühlingsschein! o welche Sterne,
Die ich aus dem verklärten Auge trank,
Wenn, rückgekehrt aus unbekannter Ferne,
Sie an das Herz mir liebeatmend sank!
Ein Wort, so ward's ihr lichter, ward ihr [freier,
Von ihrem Geiſte fällt des Lebens Schleier,
Und, über finſtres Nebelgrau gezogen,
Erschimmert mir ein goldner Regenbogen.

Und sähſt zuletzt, wie ich, den Wahn erblickend,
Des tränenvollen Endes schon gewiß,
Der Heiligen die Hand noch einmal drückend,
Mich von der Sünderin, dem Weibe, riß, —
Und dort das Abendrot in ſtillem Prangen,
Der Tag im Busen ewig untergangen —
Mich hingegeben gotterfüllten Schmerzen,
Marias Namen einzig noch im Herzen!

Bauer betrachtete fortan diese Stunde als die Geburtsſtunde seiner unlöslichen Freundschaft mit Mörike. Als er diesem, dessen Geburtstag auf »Mariä Geburt« fällt, im Jahre 1828 zu seinem [illegible] gratuliert, bemerkt er zu dem seltsamen Zusammentreffen: »Mariä Geburt — da fällt mir allemal der ganze Ursprung unserer Freundschaft ein.«

Die Dinge nahmen eine neue Wendung, als Maria — ihren letzten Brief hatte Mörike ja nicht beantwortet — plötzlich selbſt in Tübingen erschien. Ein an Luise Mörike gerichtetes Schreiben Bauers vom 10. Juli 1824 spricht von ihr als dort anwesend. Wieder war sie im Angesichte der Stadt ohnmächtig niedergesunken. Sie bat Mörike schriftlich um eine Zusammenkunft. Er lehnte ab; ja er verweigerte ihr sogar das erbetene Stammbuchblatt, da sie dessen nicht wert sei. Aber tief bekümmerte es ihn doch, wenn andere an ihr zweifelten. So beklagte er sich deswegen einmal über Bauer. Dieser verteidigt sich in einem Billett und versichert, er habe noch keinen Augenblick geglaubt, Maria sei gesunken: »Freilich habe ich sie noch nie als Heilige erblickt, sondern von jeher als jene heilige Sünderin, wie Du sie mir gezeigt haſt; aber dies gerade iſt auch der Zauber, der über sie ausgegossen iſt und ihre Nähe so unheimlich reizend macht. Du freilich haſt die Göttin an ihr verloren, und Dein Herz blutet.« Er schilt den Freund, daß er jetzt mit bloßem Mitleid von ihr sprechen könne. Mörikes innerſtes Gefühl war das gewiß nicht; er zwang es nur scheinbar, sich selbſt belügend und beschwichtigend, seinem Schmerz und seiner Liebe ab. Er fühlte sich großen Affekten niemals gewachsen und floh sie wie Goethe. Er wollte Maria sich nicht fürs Leben wieder gewinnen, sondern nur für seine Erinnerung; da sollte sie thronen in der Geſtalt, in der sie zuerſt ihm entgegengetreten war, alles später Geschehene sollte ausgelöscht sein aus seinem Gedächtnis. Bauer verſtand ihn und schrieb: »Ich will Dich gar nicht

gestört wissen zu einer Zeit, wo Du das heilige Nachtbild der wandernden Jungfrau festhalten willst. Ja, halte es fest!« Und in dem bereits erwähnten Briefe Bauers an Luise vom 10. Juli, in dem der Freund, sehr weit ausholend, der besorgten Schwester, die sich an ihn gewandt hatte, seine Ansichten und Gedanken betreffs Marias darlegt, heißt es von ihrem abermaligen Auftauchen: »Sie, die er gerade jetzt nur als heilige Reliquie in seinem Herzen trug, erschien wieder vor ihm mit allen Zeichen der Wirklichkeit — gemeine Menschen wurden durch Zufall in ihre Nähe gebracht, elende Gerüchte strichen an seinen Ohren vorbei, um ihn aber regte sich leise und mit Gewalt zurückgedrängt die Ahnung des Zauberkreises, den er einst betreten hatte. Maria, sein wanderndes Ich, pochte wieder an sein Herz, verlassen, krank, Fremden hingegeben, ohne Halt, ohne Stütze, in ihm allein die schöne, ätherische Seite ihres Wesens wiedererkennend.« Aber Mörike vermied mit einer seinen Charakter sehr ehrenden Standhaftigkeit jede Berührung mit Maria, suchte vielmehr im teuren Mutterhause zu Stuttgart Zuflucht. Doch nahmen sich die Freunde Marias an. Wieder fand sie Gönner, die für sie sorgten. Vor allem brachten sie es dahin, daß Maria Tübingen bald wieder verließ. Ein undatiertes Billett Bauers an Mörike bezeugt den Abschluß ihrer wohlmeinenden Bemühungen: »Bis Donnerstag reist Maria nach Schaffhausen ab. Gmelin und Mme. Hehl nebst einigen anderen Personen schaffen alles nötige Geld herbei. Es ist alles ganz gut gekommen, Gmelin blieb unbestechlich; sie verläßt uns in Frieden. Schicke Dein Stammblättchen! Ich bringe ihr's mit den letzten Grüßen.« Von Schaffhausen spricht auch ein kleines Manuskript Lohbauers, das, an Mörike gerichtet, einen phantastischen Traum ausmalt Lohbauer sieht darin »Marie von Schaffhausen lebendig begraben«. Endlich gibt es noch eine glaubwürdige mündliche Tradition, daß Maria nachmals als brave Schreinersfrau und Mutter einer stattlichen Kinderschar zu Winterthur in der Schweiz gestorben sein soll. Diese Traditon geht auf Lohbauer zurück, der sein späteres Leben selbst in der Schweiz verbrachte und fast ein Jahrzehnt Professor an der Universität Bern war. Luise Mörike, die im Jahre 1827 starb, vermachte in ihrem Testament ihrer teuersten Freundin Lotte Späth »die Sammlung von Papieren von und über Maria Meyer«. Wenn man nicht annehmen will, daß es sich dabei lediglich um Luisens Tagebücher handle, so hatte sich der Dichter also wohl aller realen Andenken an die Geliebte entäußert, sie seiner vertrauten Beichtigerin ausgehändigt. Am 3. April 1827 machte er Lotte Späth von dem Testament Mitteilung: »Jene Papiere über Maria Maier [so] fand ich (mit einem schwarzseidenen Bande) zusammengebunden; ich habe sie eingewickelt und petschiert, (doch versteht sich, daß dies Siegel Sie in nichts beschränken soll).« Alle Nachforschungen nach den Papieren waren vergeblich. Einige weitere Stellen aus den verschiedenen Briefwechseln des Mörikeschen Nachlasses sind nur vermutungsweise auf Maria zu beziehen

*

Eine andere wichtige, aber auch stark gefärbte Quelle zur Lösung der Peregrina-Frage liegt in Mörikes Dichtung vor. Von Anfang an suchte er nach einem poetischen Gefäß, in das er seinen Schmerz ergießen könne; er wollte ihn sich von der Seele herunterschreiben wie Goethe im »Werther«, im »Tasso«. Eine der wenigen Stellen im »Nolten«, in denen der Dichter,

sich ganz persönlich aussprechend, hervortritt, bemerkt: »Wir selbst preisen es mit Recht als einen himmlischen Vorzug, welchen die Muse vor allen anderen Menschen dem Künstler dadurch gewährt, daß sie ihn bei ungeheuren Übergängen des Geschickes mit einem holden energischen Wahnsinn umwickelt und ihm die Wirklichkeit so lange mit einer Zaubertapete bedeckt, bis der erste gefährliche Augenblick vorüber ist.« Und an einer späteren Stelle seines Romans (Bd. 2, S. 231 meiner Ausgabe) läßt er Nolten ausführen: »Große Verluste sind es hauptsächlich, welche dem Menschen die höhere Aufgabe seines Daseins unwiderstehlich nahebringen, durch sie lernt er dasjenige kennen und schätzen, was wesentlich zu seinem Frieden dient. Ich habe viel verloren, ich fühle mich unsäglich arm, und eben in dieser Armut fühle ich mir einen unendlichen Reichtum. Nichts bleibt mir übrig als die Kunst, aber ganz erfahr' ich nun auch ihren heiligen Wert. Nachdem so lange ein fremdes Feuer mein Inneres durchtobt und mich von Grunde aus gereinigt hat, ist es tief still in mir geworden, und langsam spannen alle meine Kräfte sich an, in feierlicher Erwartung der Dinge, die nun kommen sollen. Eine neue Epoche ist für mich angebrochen, und, so Gott will, wird die Welt die Früchte bald erleben.« Ganz in diesem Gefühl schreibt der Dichter selbst am 26. Januar 1824 an Luise: »Ich habe so etwas am Herzen, das auch eins mit [mir] ist, das ich wie ein werdendes oder schon gewordenes Kind meines Herzens mit mir trage, — seit ungefähr vier Tagen ihm zum erstenmal recht deutlich an die schlagende, lebenswarme Seite fühle, wie an meine eigene. — Würde mir das vielleicht auch genommen werden? Ich habe gefunden, daß vor allem eine weitläuftigere Dichtung not tut, darin ich, endlich, mich niederlegen will — aber nicht um darauf einzuschlafen — oder vielleicht auch das; in jedem Fall beginn' ich ein Trauerspiel zu schreiben auf den Sommer, wozu mir fürs erste die Fabel (mehr Nebensache) ziemlich klar geworden.« Wir besitzen dieses Werk nicht; »ich habe mein Trauerspiel vollendet«, schreibt Mörike im November desselben Jahres an Bauer, »aber beim ersten Durchlesen desselben schien es mir, als hätte ich nicht die ganze Höhe meiner Idee erreicht, deswegen verbrannte ich es.« Kurz darauf las er Bauer, wie dieser seiner Braut überschwänglich und übertreibend berichtet, »die zurückgebliebenen Reste vor, und diese noch gehören zu dem Herrlichsten, was die Dichtkunst je geschaffen hat«. Wir kennnen Mörikes Peregrina nur aus der Zigeunerin des »Maler Nolten« und aus dem Gedichtzyklus, der dort an diese gerichtet ist, später etwas verändert in die Gedichtsammlung überging und schwerlich, wie man wohl gemeint hat, jene Trauerspiel-Reste darstellt.

Zunächst ist beim »Nolten« nicht zu übersehen, daß dieser Roman erst volle acht Jahre nach dem Peregrina-Erlebnis vollendet wurde (er erschien 1832); schon dadurch muß man sich gewarnt fühlen, in ihm eine getreue Wiedergabe wirklicher Ereignisse zu sehen. Im Roman ist ja der Schauspieler Larkens der Verfasser der Peregrina-Gedichte, und es wird bei dieser Gelegenheit ausdrücklich von seiner Tendenz gesprochen, »die Geschichte mit der Zigeunerin ins Fabelhafte hinüberzuspielen«. Die Gedichte ergehen sich in einer »wunderlichen Amplifikation«, sie sollen »einen gewissen Lebenskreis erschöpfen«. Und als Nolten sie liest, heißt es: »wie leb-



haft erkennt er sich und Elisabeth selbst noch in einem so bunt ausschweifenden Gemälde!« Wahrheit und Dichtung also ist es, was Mörike, als echter Poet, im Roman miteinander verknüpft.

Manches in den äußeren Verhältnissen ist ja ganz offenbar von Maria auf die Zigeunerin übertragen. In einer leeren Kastanienallee nahe einer Stadt, bei der man leicht an Ludwigsburg denkt, wird Elisabeth angetroffen, und entseelt findet man sie am Schluß wiederum auf öffentlicher Straße liegen. Man hatte »einige Versuche gemacht, sie in einer geordneten Familie unterzubringen; aber sie fing, ihrer gewohnten Freiheit beraubt, . . . augenscheinlich zu welken an, sie ergriff zu wiederholten Malen die Flucht mit großer List«. Und weiter ihr Verhältnis zu Nolten. Wenn es von diesem heißt, daß er auf einem Gemälde der Elisabeth mit vollem Bewußtsein das getreue Porträt einer Person dargestellt habe, »welche einst verhängnisvoll genug in sein eigenes Leben eingegriffen hatte,« so ist unmittelbar an Mörike zu denken. Auch in der körperlichen Erscheinung und in ihrem ganzen Wesen teilt Elisabeth vieles mit Maria. Es ist oft von ihrem fremdartigen Aussehen, von ihrer seltsamen Schönheit, von ihren schwarzen Augen die Rede. Auch Elisabeth hat eine »äußerst arglose, ja kindliche Seite« und zugleich ein durchaus unheilbar scheinendes »melancholisches Wesen, mit der Muttermilch eingesogen«. In ihrem Gesichte liegt »etwas unbeschreiblich Hohes, Vertrauenerweckendes, ja Längstbekanntes«; »Bildung des Gesichts, Miene und Anstand hatten ein auffallendes Gepräge von Kraft, alles war geeignet, Ehrfurcht, ja selbst Vertrauen einzuflößen, wenn man einem gewissen kummervollen Ausdruck des Gesichts nachging«. Nolten spricht von dem »heiligsten Gefühl«, das er ihr anfangs entgegen gebracht; er schilt die »schändliche Wut«, in die ihre »schwesterliche Neigung«, die »teuflische Bosheit«, in die ihre »geheuchelte Herzensgüte« sich verkehrt habe, und doch: »Keine Verbrecherin darf ich sie nennen — sie verdiente mein Mitleid, nicht meinen Haß!«

Weiterhin sind die Peregrina-Gedichte auf ihren biographischen Gehalt zu betrachten. Mit der Figur Elisabeths hangen sie nur lose zusammen, wie sie denn auch in den älteren Handschriften mit dem Namen Agnesens, der Braut Noltens, überschrieben sind; sie stehen, worauf schon die Zeit der Entstehung schließen läßt, der wirklichen Maria näher. Sie fallen nämlich, obgleich erst 1832 im »Nolten« zum ersten-, 1838 in den »Gedichten« zum zweitenmal veröffentlicht, zum Teil wenigstens schon in das Jahr 1824. In der Fassung dieses Jahres hat Mörike selbst sie niemals drucken lassen. Es sind im ganzen fünf Gedichte, die erst die Gedichtausgabe vom Jahre 1838 vollständig bringt. Im »Nolten« fehlt noch das vierte, während das erste und zweite in der Reihenfolge die Plätze tauschen. Die Gedichte sind reich an bedeutenden und unbedeutenden Varianten*). Das Gedicht »Der Spiegel dieser treuen, braunen Augen« trägt in der ältesten Form von 1824 den auffallenden Titel »Agnes, die Nonne« und ist von doppelt so großem Umfang wie in den späteren Fassungen. Leidenschaftlich taucht darin der Dichter in der Geliebten dunkle Augen hinab, dem goldenen Schimmer in ihnen nachgehend, der ihn ein Widerschein aus Peregrinens Innerem dünkt, aber nirgends kann er

*) Vgl. den Lesartenapparat meiner Mörike-Ausgabe Bd. 1, S. 465 f.



die »goldenen Adern« schauen und steht verzweifelt, von sehnsuchtsvollem Grauen umschüttert. Er spricht von dem »heil'gen Gram« des Mädchens, das, ein unwissendes (in der Nolten-Fassung steht »unschuldig«) Kind, den Dichter einlädt, kecklich sich und sie zu entzünden, wovor er zurückschaudert: »Weg, reuebringend Liebesglück in Sünden!« oder, wie im Roman und in den »Gedichten« steht: »Reichst lächelnd mir den Tod im Kelch der Sünden!«

Das Gedicht »Aufgeschmückt ist der Freudensaal« trägt in der Handschrift den Titel »Agnesens Hochzeit«. Es schildert eine Hochzeit in südlich farbenprächtigen Bildern, im orientalischen Stil. Die schwarz gekleidete lächelnde Braut trägt »schöngefaltet ein Scharlachtuch« »um den zierlichen Kopf geschlagen«. Seltsamen Blickes dem Verlobten mit dem Finger die Schläfe streichend, versenkt sie ihn jählings in tiefen Schlummer, in einen Wunderschlaf, aus dem er gestärkt erwacht zu glückseligen Tagen; die endgültige Fassung des Gedichts unterdrückt diesen letzten Zug. Beide Fassungen schildern den glücklichsten Liebesgenuß.

»Ein Irrsal kam in die Mondscheingärten« liegt ebenfalls in einer Urform des Jahres 1824 vor. Der Liebende entdeckt in seiner »fast (später »einst«) heiligen Liebe« schaudernd »verjährten Betrug«, und »mit weinendem Blick, doch grausam« heißt er das ihn noch immer liebende, zauberhafte Mädchen mit einem »schönen, sündhaften Wahnsinn« im Auge in die Welt hinausgehen. Seit der Zeit träumt sein unheilbar verwundetes Herz von ihr und malt es sich aus, wie plötzlich der zugleich liebliche und beängstende Kopf des Zaubermädchens wieder auftauchen könne, oder (so drückt er es später aus) wie er sie, die treuherzig zu ihm aufschaut, eines Morgens wieder mit dem Wanderbündel auf seiner Schwelle sitzen fände.

Das letzte Gedicht des Zyklus im »Nolten«, ein Sonett, zeigt die unglückliche Peregrina im Wahnsinn und Elend. Der Dichter macht sich Vorwürfe, daß er solche Schönheit — schön noch im Wahnsinn — verlassen konnte, er will sie von neuem in seine Arme schließen, doch sie, ihn »zwischen Lieben, zwischen Hassen« küssend, wendet sich auf immer von ihm, eine Märtyrerin der Liebe.

Das fünfte Gedicht »Warum, Geliebte, denk' ich dein« fehlt im Roman noch. Es spricht des Dichters heiße Sehnsucht nach der verlorenen Peregrina aus, die, ein »Bildnis mitleidschöner Qual«, in einer Vision vor ihm erscheint. Stumm naht ihr Geist, mit dem er schluchzend das Haus verläßt.

Außer diesen fünf, zu dem Zyklus zusammengefaßten Gedichten hat Mörike kein weiteres veröffentlicht, das sich mit Sicherheit auf Maria-Peregrina beziehen ließe. Vielleicht kommt aber noch ein Gedicht des Jahres 1824 in Betracht, das aus des Dichters Nachlaß bekannt geworden ist, »Im Freien«. Es spricht von der »weichlichen Pein jener unseligen Liebe«, die den unsterblichen Geist der Natur dem Dichter entfremdet habe; verzweifeln möchte er, weil er sein Herzblut gab für einen Schatten. —

*

Wer war Peregrina? Um das mit Bestimmtheit sagen zu lassen, sind die bisher benutzten Quellen zu dürftig und zu subjektiv. Auch den sich aktenmäßig gebenden gegenüber ist Vorsicht geboten. Es ist dem Dichter zeitlebens eigen, in geliebte Personen, sie idealisierend, mehr hineinzulegen, als von Natur in ihnen lag. Ein großer Menschenkenner war er, der Menschenscheue, nicht. Der ihn

im Alter besuchenden Isolde Kurz fiel, wie sie mir brieflich mitgeteilt hat, seine geringe Fähigkeit auf, die Menschen zu durchschauen; »besonders dem weiblichen Geschlecht gegenüber«, meint sie, »schien ihm jede Handhabe zur Beurteilung zu fehlen«. Das ist sicherlich zu viel gesagt, aber ein bewußter Psycholog und Beobachter war Mörike nicht; er untersuchte nicht, er fühlte nur. Die mythenbildende Art seiner Phantasie liebte es beständig, geringe Keime sich groß auswachsen zu lassen, unorganische Nebendinge mit selbständigem Leben zu begaben. Zweitens stammen fast alle brieflichen Zeugnisse über Peregrina von jugendlichen Personen, deren Drang, zu idealisieren, naturgemäß besonders groß ist. Drittens ist die schwärmerische Zeitrichtung in Rechnung zu ziehen, der diese Briefe entstammen; ist es doch die windstille Zeit der Reaktion, die die Gemüter in »des Herzens heilig stille Räume« verwies, die Zeit einer zweiten Werther-Stimmung, für die immer noch Jean Paul den Grundton abgab, die Zeit so vieler empfindsamer Briefwechsel von einem heut unerhörten Umfang. So wird auch Maria Meyer, zumal vom Reiz der Schönheit umkleidet, auf ein Piedestal erhoben worden sein.

Wären wir allein auf die genannten direkten Quellen angewiesen, so könnten wir aus Marias Angabe, sie sei den Ihrigen entflohen, weil diese sie ins Kloster hätten stecken wollen, und aus der Gedicht-Überschrift »Agnes, die Nonne« etwa schließen, Maria hätte bereits die Keuschheitsgelübde abgelegt gehabt, als sie entfloh und den Dichter entflammte; damit wäre dann der den Quellen geläufige Begriff der »heil'gen Sünderin«, die Entdeckung »verjährten Betrugs« gut erklärt. Oder man könnte vermuten, sie sei in Wirklichkeit eine Zigeunerin gewesen; dafür könnte ihre angebliche Herkunft aus Österreich sprechen, wo Noltens Oheim Peregrinas Mutter kennen gelernt hat, ferner ihre fremdartige Schönheit, ihr orientalischer Anzug, ihr Wanderbündel, ihre Landstreicherei, das Heidnische in Stil und Apparat einiger Peregrina-Gedichte.

Eine andere Peregrina-Hypothese ist schon von einem Jugendfreunde Mörikes aufgestellt worden.

Friedrich Notter nämlich bemerkt in einer Anmerkung seines Lebensabrisses von Mörike: »Sollte unter der Schweizerin (der Fremden, Peregrina) vielleicht eine im Jahre 1824, wo das Gedicht Peregrina nach der beigesetzten Jahreszahl entstanden ist, nach Tübingen plötzlich aus der Schweiz auf geheimnisvolle Weise gekommene, ohne Zweifel noch vielen erinnerliche junge Wandrerin gemeint sein, die, von ausgezeichneter Schönheit und Liebenswürdigkeit, mit der bekannten Frau von Krüdener in vertrauten Beziehungen gestanden hatte, und nebenher durch einen halb somnambülen Zug ihres Wesens die Aufmerksamkeit erregte? Sowohl wegen dieses Zuges und ihrer dunklen Augen und Locken, als wegen ihres unstäten Umherziehens scheint sie sich in Mörikes Phantasie mit dem werdenden Bilde der umherwandernden Orientalin (Zigeunerin, wie es dort, sie eine Stufe niedriger fassend, heißt) in ‚Maler Nolten' verschmolzen, oder dieses Bild vielleicht erst hervorgerufen zu haben.«

Da Notter im Jahre 1824 gleichfalls in Tübingen weilte und mit Mörike (wenn auch nicht intim) verkehrte, so verdiente diese Hypothese, obgleich erst fünfzig Jahre nach den Ereignissen und bloß auf Grund der mündlichen Tradition aufgestellt, schon immer hohe Beachtung. Daß sie wirklich das Richtige trifft, zeigt sich, wenn wir der Spur nachgehen, die sich in einem




Briefe Mörikes an Hartlaub vom März 1843 findet. In dem Briefe, der von einem Zusammensein mit David Friedrich Strauß berichtet, heißt es: »Weil hier von einer Noli me tangere-Vergangenheit die Rede ist, so muß ich auch noch sagen, daß mir Strauß einen langen Abschnitt in den Denkwürdigkeiten (wenn das der Titel ist) des verstorbenen Hofrates E. Münch aufschlug, in welchem er die Geschichte einer jungen Schwärmerin aus der Schweiz und seiner dortigen Jünglings-Erlebnisse mit ihr erzählt. Dieselbe soll einerlei Person mit Maria Meyer sein, vor unserer Zeit. Bei vielem, was auffallend zutrifft, ist fast ebensoviel, worin wenigstens ich sie nicht erkennen konnte. Da aber Strauß mit Münch darüber sprach und sich die Identität der Personen bestätigen ließ, so ist das Mangelhafte und Übertriebene der Darstellung, die eine widerliche Eitelkeit des Verfassers ausspricht und mitunter sehr plump ist, mir nur verdrießlich gewesen«.*)

*) Die Stelle war mir leider seiner Zeit bei meiner Exzerpierung der Briefe an Hartlaub (sie befinden sich in der Kgl. Bibliothek zu Stuttgart) entgangen. Ich überschlug damals gerade diesen schönen langen Brief unter den Hunderten, weil ich ihn von Bächtold vollständig abgedruckt glaubte; aber gerade dieser Passus findet sich in seiner Wiedergabe (Deutsche Rundschau, Bd. 11) nicht. Es ist Karl Fischers Verdienst, in seiner Biographie dem Mörikeschen Hinweis nachgegangen zu sein. Er schließt sich dort unbedenklich ganz Münchs Erzählung an. Diese stimmt indessen in manchen Punkten nicht zu der von mir zu Grunde gelegten mündlichen Tradition, für die Professor Emil Kauffmann in Tübingen energisch eintrat. Er hielt Fischers Darstellung für verfehlt und bat mich, in seinem Namen die Tatsache festzustellen, daß er den von ihm überlieferten Bericht öfters aus dem Munde seiner Mutter, der Schwester Rudolf Lohbauers, und von diesem selbst, dem authentischsten Zeugen, vernommen habe. Fischer hat dann dasselbe Thema nochmals unzulänglich behandelt in der Frankfurter Zeitung vom 5. Februar 1902: »E. Mörikes Peregrina und ihr Urbild«.

Es handelt sich bei diesen »Denkwürdigkeiten« um die »Erinnerungen, Lebensbilder und Studien aus den ersten siebenunddreißig Jahren eines teutschen Gelehrten etc.« von Ernst Münch, die 1836 zu Karlsruhe in zwei Bänden erschienen. Sie fallen vor Mörikes Bekanntschaft mit Maria Meyer; von ihm ist gar nicht die Rede, doch ist das dort Minette sich nennende Mädchen sicherlich mit Peregrina identisch. Darnach war sie (vgl. a. a. O. Bd. 1, S. 347 bis 355) zu S. [Schaffhausen] in der Schweiz von reichen Eltern geboren und ebenso schön wie schwärmerisch veranlagt. Durch eine unglückliche Liebe in ihrem Seelenleben gestört, schloß sie sich voll mystischer Inbrunst der wandernden Kirche der Frau v. Krüdener an. Dafür belegten sie ihre Eltern, die vergeblich sie zurückzugewinnen suchten, mit ihrem Fluche. Das war im Jahre 1817 oder 1818. Die Ermordung Sands machte auf sie den tiefsten Eindruck und trug dazu bei, ihre krankhafte Neigung zu steigern. Als dann die Krüdener ausgewiesen und ihre Gefolgschaft aufgelöst wurde, klopfte Minette wieder bei ihren Eltern an, die sie aber nur nach dreijähriger Magdschaft aufnehmen wollten. Sie zog infolgedessen von einem Dienst zum anderen, überall vertrieben durch die Begierden der Männer, die von ihrer außergewöhnlichen, fremdartigen Schönheit bezaubert waren. Endlich fand sie im Sommer 1819 im Hause des Gerichtsschreibers Münch zu Rheinfelden eine Zuflucht und in dessen Sohn Ernst einen Freund. Sie legte hier neben einem zuweilen geradezu kindischen Wesen Züge der ernstesten Askese und eine Neigung zu Verzückungen an den Tag. Infolge seiner



Heirat verlor sie Ernst Münch aus dem Gesicht. Auf der Suche nach ihm sank Minette später öfters auf öffentlichen Plätzen ohnmächtig nieder. Plötzlich stand sie eines Tages, seine »Braut aus dem Hohen Liede«, wie er sie nennt, wieder vor ihm. Er brachte das »Mädchen aus der Fremde« (Peregrina!) als Beschließerin in einem Gasthof unter, aber die Zudringlichkeit der Männer zwang sie zu abermaliger Flucht, und Münch hat späterhin von ihr, die er als Gefallene betrauert, nichts Gewisses mehr gehört.

Soviel ersehen wir jedenfalls aus Münchs mit aller Vorsicht zu benutzenden Angaben, daß das in Mörikes Dichtung so stark betonte pathologische Motiv bei Maria der Wirklichkeit entspricht. Sie mag die geheime, damals ja so stark im Schwange gehende Kunst des magnetischen Bestreichens ausgeübt haben, die Mörike auf die Peregrina in der später unterdrückten Stelle des ersten Nolten-Gedichts und auf seine Zigeunerin übertragen hat. Ihre wiederholte Auffindung in bewußtlosem Zustande mag auf Selbsthypnotisierung oder auf Epilepsie zurückzuführen sein. Ihr Geist ist zeitweilig gestört, sie selbst somnambul, eine pilgernde »Törin« wie die Novellenfigur der Goetheschen »Wanderjahre«. Daher das eigenartige Grauen, das von ihr ausging. So läßt sich ja auch aus Bauers Gedicht »Geheimnis« eine vorübergehende Abwesenheit des vollen Bewußtseins bei Maria herauslesen, und nicht nur die Elisabeth des Romans ist geistig gestört, schon die Peregrina der Gedichte, was beachtenswerter ist, hat einen »schönen, sündhaften Wahnsinn« im Blick.

Litterarische Einwirkungen sind darum nicht ausgeschlossen. Wenn Peregrina mit fieberglühenden Wangen, »verwelkte Kränze in das Haar gewunden«, Scherz treibt mit der Frühlingsstürme Wut, so denkt man an die arme, gleichfalls noch im Wahnsinn schöne Ophelia bei Mörikes gerade damals über alles geliebtem Shakespeare. An ihn und die große Wahnsinnsszene im »König Lear« gemahnt auch leicht Mörikes Vision im dritten, später umgearbeiteten Peregrina-Gedicht, wo ihr Bild plötzlich hervortaucht aus dem wallenden Vorhang, hinter dem der Heidesturm tost. Auch an Goethes Mignon könnte man sich erinnert fühlen, und ein »Bildnis mitleidschöner Qual« gleich Goethes armem, irrem Gretchen im Kerker handelt Peregrina, wenn sie sich von dem Geliebten abwendet, ihn küssend »zwischen Lieben, zwischen Hassen«. Und litterarischer Herkunft ist also auch das Zigeuner-Motiv. Das Orientalische war Mörike bei Byron nahe getreten und bei Waiblinger, dessen auf dem Tübinger Österberge gedichtete »Kalonasore« ganz ähnliche Bilder malt wie die betreffenden Peregrina-Gedichte. Wir haben dort dasselbe morgenländische Kolorit mit seinem üppigen Zauber, dieselben märchenhaften Szenen von reicher Farbenglut, denselben Schmelz der reimlosen Verse. Auch Wieland und Ariost, die Mörike nicht fremd waren könnten hier vorbildlich gewesen sein.

So sind die verschiedensten Motive in Maria-Peregrina unlöslich verquickt.

Auf den Dichter war dies tiefe Erlebnis von größter Wirkung. Nur sehr schwer trug er Marias Verlust, und wäre er nicht eben doch eine weit gesündere Natur gewesen als Hölderlin, er wäre vielleicht zu Grunde gegangen. Er vergaß nicht leicht. Der Dichter macht sich Gedanken und Vorwürfe, ob er der Geliebten nicht unrecht getan. Er malt sich ihre Wiederkehr aus und fragt, als ihr Bild vor ihm erscheint: »Sollt' ich die Hand ihr nicht geben in ihre liebe Hand?« Mit tausend Tränen gedenkt er ihrer und »kann gar nicht

zufrieden sein und will die Bruſt in alle Ferne dehnen.« »Wie? solche Schönheit konnteſt du verlassen?« fragt er sich und bricht in lautes Schluchzen aus, nicht wissend, ob es Schmerz oder Reue iſt, was ihm die Tränen entlockt. Und wie seine Gedanken oft noch weilten bei dem schönen Fremdling aus der andern Welt, so ließ er nicht ab, an seiner Peregrina-Dichtung immer von neuem zu feilen und zu bessern in jahrelanger Arbeit. Ihm gab ein Gott zu sagen, wie er leide, und wenn ihm die Helena auch entschwand, so ließ sie ihm doch die Hülle zurück.

*

In neueſter Zeit hat Camerer äußerſt hartnäckig die These verfochten, daß Maria in Mörikes Leben nichts als eine flüchtige Episode von sekundärer Bedeutung darſtelle, nichts als eine kurze Selbſttäuschung seines Herzens, das dauernd Clärchen zu eigen gehört habe. Camerer iſt darin sicherlich zu weit gegangen. Er hat sich geradezu eine Güte daran getan, Marias Bild seines Zaubers zu entkleiden, etwa so, wie Heilborn, gleichfalls über das Ziel hinausschießend, Novalis' unſterbliche Geliebte als eine bloße Illusion hat erweisen wollen. Gewiß entfernt sich Bauers Charakteriſtik Marias (»Maria iſt selbſt die Poesie«) ebenso sehr von objektiver Darſtellung wie das Porträt, das Tieck von Sophie von Kühn entwirft, aber hier wie dort hat die Dichtung des Liebenden das letzte und entscheidende Wort zu sprechen; die »Hymnen an die Nacht« und die Peregrina-Lieder sagen uns, was Sophie und Maria ihren Dichtern gewesen sind.

Der Dichter hatte im Traum ein Leben genossen. Als er erwachte, war nicht nur sein Traumglück auch seinem eigentlichen Leben ward dieser Traum verhängnisvoll. Er gab den Anlaß, daß Clärchen, die von all diesen Dingen natürlich erfuhr, sich endgiltig von ihm lossagte und sich einem Pfarrvikar Schmid verlobte, dessen Verkehr im Bernhäuser Pfarrhause Mörike schon einige Zeit mit eiferſüchtigen Augen beobachtet hatte. Schmid hat wohl dem Vetter Otto im »Nolten« als Modell gedient, der dem Maler die Braut entfremdet. Mörikes Neigung zu Clärchen war echt und warm geblieben, obwohl sie je länger je weniger Ermunterung fand. Noch immer war er ein häufiger Gaſt bei den lieben Verwandten gewesen, die dem Bruder Studio oft eßbare Liebesgaben nach Tübingen schickten. Dem Bäschen hatte er Küsse und heimliche Briefchen gesandt, die seine Geschwiſter Luise und Auguſt übermittelten, aber **ihre** Jugendneigung war bereits erkaltet, und ohne Schmerz sagte sie sich von dem ihr allmählich geradezu unsympathisch gewordenen Vetter los, als sie von seinen Beziehungen zu Maria wahrscheinlich klatschhaft aufgebauschte Kunde vernahm. Sie und ihre Mutter, wohl die eigentlich Treibende, erlaubten ihm nicht einmal sich zu rechtfertigen. Die Folge war nicht nur der Bruch zwischen Eduard und Clärchen, sondern auch eine Spannung zwischen den beiden nahe verwandten Familien überhaupt; zwar hielt Mörike am Gründonnerstag 1824 im altvertrauten Kirchlein von Bernhausen seine erſte öffentliche Predigt, aber Clärchen war damals nicht bei den Ihrigen daheim. Auch ein Besuch, den Tante Neuffer mit allen Zeichen des schlechten Gewissens dem Neffen Mitte März 1825 zu Tübingen abſtattete, vermochte die alten Familienbeziehungen noch nicht wieder herzuſtellen.

Ängſtlich ging er auch in den folgenden Jahren jedem Zusammentreffen mit



der Ungetreuen nach Möglichkeit aus dem Wege. Als Dichter freilich konnte er nicht so rasch mit ihr fertig werden; nur langsam vermochte die Wunde sich zu schließen, der warmes Herzblut entquoll. Wir vermeinen Clärchens Bild zu erblicken in den Gedichten »Nächtliche Fahrt«, »Besuch in Urach«, »Im Freien«, »Der junge Dichter«, »Nachklang«, vielleicht auch in »Tag und Nacht«, »Heimweh« (Im April), »Wo find' ich Trost?«

Die schöne Porträtzeichnung, die einer seiner Freunde, J. G. Schreiner, von dem Zweiundzwanzigjährigen anfertigte, zeigt einen fremden Tropfen in Mörikes Blut. Das kindlich heitere Gesicht ist hohlwangig geworden, ein leiser melancholischer Zug wohnt in Mund und Augen, ernstes Sinnen auf der Stirn.

*

Mörike krankte lange an diesen Lebens- und Liebeserfahrungen, mit krankhafter Ängstlichkeit zog er sich in der Folge zurück in eine Welt der Phantasie, und daß diese Phantasie zunächst auch etwas Krankhaftes an sich hat, ist nur natürlich. Er bedurfte der Ruhe und der Einsamkeit, um seine Wunden auszuheilen. Er war für echte weltschmerzliche Stimmungen nun erst empfänglich, das Leben war ihm wertlos, das Tagestreiben schal geworden; so resignierte er und hielt es mit Schiller:

Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.

Nur Ludwig Bauer, mit dem der Herzensbund immer enger geworden war, teilte des Dichters Neigungen. Gern trafen sie sich in einem hochgewölbten Brunnenstübchen, unter dem der Quell rauschte, vom flackernden Licht an der Felswand geheimnisvoll beglänzt: hier versenkten sie sich in Homer, Shakespeare und Goethe. Hier saßen sie, schwelgend in Bildern phantasievollster Erfindung und fühlten und lebten sich mit so lebendiger Veranschaulichung hinein in die wundersamen Gebilde ihrer Schöpfung, daß ihnen die Grenzen zwischen Dichtung und Wahrheit oft ineinander liefen. Wie erschauerten sie in romantischer Seligkeit, wenn sie, wie es in einem Bauerschen Briefe heißt, die rostigen Schlüssel ihrer erträumten Feenburg drehten und nun eindrangen in ihre modrige Verlassenheit. Sie bauten im Walde eine Hütte aus Zweigen und kamen sich vor wie Städtegründer. Sie erschufen sich ein eigenes Land für ihre Träume und gaben ihm Einrichtungen und Gesetze, eine Mythologie und eine Geschichte. Zahlreiche Briefe der Freunde verbreiten sich über diesen Gedanken mit poetischer Glut, und im »Maler Nolten« wiederum, diesem Schlüssel Mörikeschen Jugendlebens, läßt der Dichter den Schauspieler Larkens ausführlich über diese Ideen als selbstgehegte berichten: »Ich hatte in der Zeit, da ich noch auf der Schule studierte, einen Freund, dessen Denkart und ästhetisches Bestreben mit dem meinigen Hand in Hand ging; wir trieben in den Freistunden unser Wesen miteinander, wir bildeten uns bald eine eigene Sphäre von Poesie, und noch jetzt kann ich nur mit Rührung daran zurückdenken. Was man auch zu dem Nachfolgenden sagen mag, ich bekenne gern, damals die schönste Zeit meines Lebens genossen zu haben. Lebendig, ernst und wahrhaft stehen sie noch alle vor meinem Geiste, die Gestalten unserer Einbildung, und wem ich nur einen Strahl der dichterischen Sonne, die uns damals erwärmte, so recht gülden, wie sie war, in die Seele spielen könnte, der würde mir wenigstens ein heiteres Wohlgefallen nicht versagen, er würde selbst dem reiferen Manne es verzeihen, wenn er noch einen müßigen Spazier-

gang in die duftige Landschaft jener Poesie machte und sogar ein Stückchen alten Gesteins von der geliebten Ruine mitbrachte. Doch zur Sache. Wir erfanden für unsere Dichtung einen außerhalb der bekannten Welt gelegenen Boden, eine abgeschlossene Insel, worauf ein kräftiges Heldenvolk, doch in verschiedene Stämme, Grenzen und Charakterabstufungen geteilt, aber mit so ziemlich gleichförmiger Religion, gewohnt haben soll. Die Insel hieß Orplid, und ihre Lage dachte man sich in dem Stillen Ozean zwischen Neuseeland und Südamerika. Orplid hieß vorzugsweise die Stadt des bedeutendsten Königsreichs: sie soll von göttlicher Gründung gewesen sein und die Göttin Weyla, von welcher auch der Hauptfluß des Eilands den Namen hatte, war ihre besondere Beschützerin. Stückweise und nach den wichtigsten Zeiträumen erzählten wir uns die Geschichte dieser Völker. An merkwürdigen Kriegen und Abenteuern fehlte es nicht. Unsere Götterlehre streifte hie und da an die griechische, behielt aber im ganzen ihr Eigentümliches; auch die untergeordnete Welt von Elfen, Feen und Kobolden war nicht ausgeschlossen.« Mörike spann sich in sein Orplid ein, wie Clemens Brentano in sein Vaduz. Er entwarf eine Karte des eingebildeten Eilands, das er schon in seinen Knabenerzählungen geahnt hatte, und das nun weiter und weiter ausgestaltet und bevölkert wurde. Da erstanden Tempel und Götter, Ulmon der Fürst und seine hallenreiche Burg mit dem hohen Turm; Palmenhaine, in denen Weyla sich versteckt, und der Niwrissee, darin die Gazellen baden, die von der Felsenglocke geweckt werden. Mörike erfand eine eigene Sprache, wie er es überhaupt liebte, Freunde und Orte in poetischem Rotwelsch zu benennen, allen Dingen fremd klingende, auch parodierende Namen zu geben.

Ich bemerke noch zu Orplid (vgl. meine Mörike-Ausgabe, Bd. 2, S. 489 f.): »Zwischen Neuseeland und Südamerika« liegt die Robinson-Insel Juan Fernandez; hier spielen überhaupt fast alle Robinsonaden, besonders auch die »Insel Felsenburg«. »Einige Hauptzüge des alten Romans Felsenburg« hat Öhlenschläger seinen »Inseln im Südmeer« zugrunde gelegt, die 1826 in vier Bänden bei Cotta erschienen waren; einen Einfluß dieses Werkes auf Mörikes Orplid-Dichtung vermag ich indessen nicht nachzuweisen. Die genaue Lokalisierung macht es wahrscheinlich, daß Tahiti oder, wie sie damals allgemein hieß, Otaheiti, die größte der Gesellschaftsinseln, vorschwebt. Interessierte man sich doch, wie zahllose Anspielungen in der Literatur des ausgehenden 18. und anhebenden 19. Jahrhunderts bezeugen, außerordentlich für dieses hochinteressante, 1606 entdeckte Eiland, von dem besonders der Engländer Wallis (vgl. Mörikes Engländer Harry daselbst!), der die Insel 1767 besucht hatte, genauere Kunde gab. In der Folge hatten namentlich Cook und Forster viel Interessantes von Otaheiti zu berichten, und 1827, ein Jahr, nachdem Mörike Tübingen verlassen hatte, nahm man in Europa regen Anteil an dem Thronwechsel in Otaheiti, der Pomare zur Königin machte. Auch A. v. Humboldt schwärmte gern von diesem Eiland und bemerkt etwa in seinen »Ansichten der Natur«: »Durch Forsters anmutige Schilderungen von Otaheiti war besonders im nördlichen Europa für die Inseln des Stillen Meeres ein allgemeines, ich könnte sagen sehnsuchtsvolles, Interesse erwacht. Es hatten diese Inseln damals noch das Glück wenig von Europäern besucht zu werden usw.« Gerstenberg suchte J. H. Voß



zum Auswandern nach Otaheiti zu bewegen, und auch Chamisso teilte noch Forsters Begeisterung. Auch gerade für Württemberg ist diese Otaheiti-Schwärmerei bezeugt; vgl. R. Krauß, Schwäbische Literaturgeschichte, Bd. 2, S. 14 f. (Freib. 1899): »1808 wurde gegen eine geheime, angeblich staatsgefährliche Gesellschaft von jungen Leuten eingeschritten, denen der törichte Vorsatz, nach der Südseeinsel Otaheiti auszuwandern und dort eine Republik nach Art der spartanischen zu gründen, zum Verbrechen angerechnet ward.« Auch die Poesie siedelte sich bald in diesen märchenhaften Breiten an; ich verzeichne nur: »Othaheitische Gemälde« (An Louise Königin von Preußen), Bremen 1803, und »Marianna und Aurea oder die Liebe auf Otaheiti« (Bremen 1808). Vgl. auch »Ganymed für die Lesewelt,« S. 89 (Eisenach 1781). Ich verweise ferner auf Dorothea Schlegels »Florentin«, S. 265 (Lübeck und Leipzig 1801), und auf »Münchhausens wunderbare Reisen«, S. 101, herausgegeben von E. Grisebach (Stuttg. o. J.). Auch Jean Paul schwärmte für die als Paradies angesehene Insel; in seinem damals von Mörike förmlich verschlungenen »Titan« vergleicht er das »herrliche, unermeßliche Zauber-Lilar« (»Werke«, herausgegeben von Wustmann, Bd. 1, S. 127; vgl. auch ebenda S. 23) mit Otaheiti. Ebenso sprechen die Romantiker und Jungdeutschen gern von Otaheiti; ich verweise z. B. nur auf Tiecks »Schriften«, Bd. 4, S. 85 (Berlin 1828) und auf Gutzkows »Wally«, kritische Ausgabe von Eug. Wolff, S. 21 (Jena 1905).

»Wir ersannen wohl Märchen genug und Geschichten«, heißt es im umgearbeiteten »Nolten«, »insonderheit war nach und nach ein halbes Dutzend hochkomischer Figuren aufgekommen und ordentlich zu Fleisch und Blut geworden, so daß sie gleichsam einen Teil unseres täglichen Umgangs ausmachten. Dies alles aber diente nur dem gegenwärtigen Genuß, an einen künftigen Gebrauch, an kunstmäßige Form, an eine Autorschaft dachte keiner von beiden«. Dazu kam es erst nach der Trennung der Freunde. Im Jahre 1826 verfaßte Bauer den »Heimlichen Maluff« und »Orplids letzte Tage«, Mörike etwa gleichzeitig den »Letzten König von Orplid«, den er später dem »Nolten« einverleibte.

Einige heidnische Vorbilder zu den christlichen Madonnen und Engeln.

Von

Max Ohnefalsch-Richter.

Wer, der sie einmal gesehen, könnte die erhabenste aller Marien, die Sixtinische Raphaels, mit dem Christuskinde im Arm und den lieblichsten Engeln zu ihren Füßen, je wieder vergessen. Daß aber die Vorwürfe zu dieser und den zahllosen anderen Darstellungen der Madonnen und Panagia-Bilder, wie zu den Engelsgestalten der römisch- und griechisch-katholischen Kirche ins hohe Altertum zurückgehen, ahnen vielleicht viele Leser nicht.

Mir ist es nun gelungen, in 33jährigen Forschungen die Motive zu den Muttergottes-Bildern in den Idolen mütterlicher Göttinnen bis in eine sehr



frühe vorgeschichtliche Bronzezeitperiode, in die Zeit mindeſtens um 3000 v. Chr. und die Motive zu den Engeln in den Flügelgeſtalten ägyptischer, vorderasiatischer und mykenischer Kunſt bis ins zweite vorchriſtliche Jahrtausend zurückzuverfolgen.*)

Und da, wie ich nachweise, die ägäische Kupferzeit-Kultur im Altertum von der Kupferinsel Cypern ihren Ursprung nahm, wo zuerſt in der alten Welt das Kupfererz entdeckt und Kupfer hüttentechnisch gewonnen wurde, nehmen auch die unter dem Namen der »Insel-Idole« bekannten Darſtellungen der göttlichen Mutter mit dem Götterkinde von Cypern ihren Ursprung.

Als der anikonische, d. h. der bilderlose Kultus von Idolen unter den Formen von Steinen, Säulen und Kegeln, von Pfählen und Bäumen zuerſt in den ikonischen Kultus anthropomorpher Bildwerke, d. h. von Götterbildern in Menschengeſtalt überging, schnitzte man diese zuerſt roh aus Holz. Und als der Töpfer dann diese Holzschnitzbilder in Ton nachahmte, entſtanden tönerne Brettidole, wie das in Fig. 1 abgebildete, aus rotpoliertem Ton. Kopfschmuck, Nase, Mund und Finger der Mutter-Göttin sind in roheſter Weise durch Einritzungen angegeben, ganz wie bei einer Technik sehr alter Tongefäße, die viel früher als 3000 v. Chr. beginnt. Ähnlich dürfen wir uns das abgebrochene Gesicht des göttlichen Wickelkindes dargeſtellt denken, das die göttliche Mutter in den Armen hält.

*) Die Studie greift nur einige Beispiele und nur von der Insel Cypern heraus, vermag daher auf Vollſtändigkeit keinen Anspruch zu erheben. Der größte Teil der Abbildungen iſt meinem Werke »Kypros, die Bibel und Homer« entlehnt. Zum erſten Male publiziert werden hier die auf den Abbildungen 4, 10, 16 und 17 dargeſtellten Bildwerke.

Das folgende Bild (Fig. 2) führt uns in die Fundschichten um 1500—1000 v. Chr., in die vollendete Bronzezeit, wo die Bronze zuweilen, wie ich durch Analysen nachwies, 90 Prozent Kupfer und 10 Prozent Zinn enthält, also bereits dieselbe Zusammensetzung hat wie unsere heutige Kanonen- und Torpedo-Bronze. Es iſt die Zeit, in der die aus dem Oſtpeloponnes eingewanderten griechischen Stämme die mykenische Kultur zur Insel brachten und die Insulaner eine diesem Insellande eigene cyprisch-mykenische Kunſt schufen, als die mächtigen in den ägyptischen Tell-el-Amarna-Keilinschriftsbriefen genannten Könige von Alasia ganz Cypern beherrschten.*) Das iſt das älteſte noch unbemalte Rundidol — Typus der nackten**) Mutter-Göttin. Der Ton iſt ſtets grau und unpoliert. Das Antlitz erscheint ſtets vogelartig gebildet. In den unförmigen Ohren hängen ſtets jederseits zwei mächtige bewegliche Ohrringe.

Brettidole der Göttin mit dem Kinde (Fig. 1) werden sehr selten, Rundidole mit den klappernden vier Riesenohrringen (Fig. 2) sehr häufig in vor-

*) Vgl. meinen Aufsatz »Das Homerische Epos«. Internationale Wochenschrift 1909 Spalte 875, 895 ff.

**) Die Bildner der tönernen Brettidole ſtellten jedoch auch bereits vielfach ihre Naturgöttin, aus der die griechische Aphrodite viel eher als die phönizische Aſtarte hervorging, nackt dar, wie aus der Angabe der Schamspalte erhellt. Ebenso entlehnten die Darſteller der nackten Iſtar-Bilder in Mesopotamien und der nackten Isis-Bilder in Ägypten ihre Motive den Ägäern und besonders den cyprischen, nicht aber, wie heute noch vielfach behauptet wird, umgekehrt. Vgl. dazu z. B. S. Reinach, »Les déesses nues dans l'art oriental et dans l'art grec.« Chroniques d'Orient, II, S. 366 bis 387, der auf meinem Standpunkt ſteht, ebenso R. Dussaud »Les civilisations préhistoriques dans le basin de la mer égée«. Paris 1910, S. 229.

geschichtlichen Gräberfeldern der Insel gefunden.

Die beiden hier abgebildeten Terracotten ſtammen aus verschiedenen Abteilungen der großen Bronzezeit-Nekropole Agia Paraskevi bei der heutigen Hauptſtadt Nicosia, wo später, wie ich zuerſt nachwies, die antike griechische Stadt »Ledrai«, die Stadt »Lidir« der assyrischen Tributliſten, der Keilinschriften der Könige Assarhaddon (681 bis 668) und Assurbanipal (aus dem Jahre 668 v. Chr.), lag.*)

Die nächſten drei Idole (Fig. 3—5) führen uns in die älteren Schichten der cyprischen Eisenzeit, in die erſten Jahrhunderte des erſten vorchriſtlichen Jahrtausends, als gleichzeitig Griechen und Phönizier auf der Insel lebten und zusammen die graecophönizische Kultur schufen. Alle drei Terracotten sind in einer Technik gearbeitet, die ich zuerſt Schneemannstechnik genannt habe. Preßform und Formholz waren noch unbekannt. Man formte die einzelnen Körperteile roh aus Tonteigſtücken, die man roh an- und ineinander knetete, genau so wie Kinder ihre Schneemänner herzuſtellen pflegen.

Dagegen benutzte der Verfertiger des einen Idols (Fig. 4) zur Herſtellung des kegelförmigen Fußes die Drehscheibe. Die beiden erſten Idole (Fig. 3—4) sind sicher Götterbilder und schwarz und rot bemalt. Die nur schwarz bemalte Statuette (Fig. 5) dagegen ſtellt vielleicht keine Göttin, sondern eine Sterbliche, eine Prieſterin oder Pilgerin, als Mutter mit dem Säugling im Arm und dem Weihgefäß auf dem Kopfe dar.

Das erſte der drei Schneemanns-Bildwerke fand ich in einem Aphrodite-Astarte-Heiligtume, das ich nördlich von der antiken Stadt Idalion in der Nähe des Flusses Jalias ausgrub. Das zweite Götterbild derselben Göttin Aphrodite-Astarte mit dem Kegelfuß wurde in einem der Gräberfelder entdeckt, das ich ebenfalls bei Idalion in den mit Unterſtützung Seiner Majeſtät des Kaisers ausgeführten Ausgrabungen untersuchte. Beide Terracotten (Fig. 3 u. 4) befinden sich heute im Antiquarium der Berliner Museen. Die interessante Tonfigur der krugtragenden Mutter (Fig. 5) (heute im Pariser Louvre-Museum) ſtammt aus der Sammlung Cesnola.

Die nächſte etwas besser gearbeitete Terracotte (Fig. 6) cyprisch-graeco-phönizischen Stiles verrät besonders durch den breiten Kopfputz ägyptischen Einfluß und mag bereits ins fünfte vorchriſtliche Jahrhundert gehören. Eine ganze Anzahl solcher Terracotten*) mit und ohne Kind wurden in einem inschriftlich beglaubigten Heiligtume auf der von mir entdeckten Hafenburg und Akropolis der antiken Stadt ausgegraben, die an der Stelle der heutigen Stadt Larnaka lag. Sie wurde von den Inselgriechen Kition, von den Inselphöniziern und so auch in der Bibel Kittim genannt. Man fand neben vielen anderen Altertümern zwei Täfelchen mit phönizischen Tempeltarif-Inschriften, die uns die Namen der beiden daselbſt verehrten Gottheiten überliefert haben: der

* Vgl. Kypros, die Bibel und Homer. I, S. 460 Fig. 259. Vgl. auch H. Winckler, Die Euphratländer und das Mittelmeer, 1905, S. 25.

*) L. Henzey bildet Taf. IX seines Werkes »Figurines de terre cuite du Musée de Louvre« mehrere Terracotten derselben Größe und desselben Stiles, den er »pseudo-égyptien« nennt, (Fig. 2) auch eine mit dem Kinde ab, die sämtlich von Kition ſtammen, aber in einem anderen Heiligtume weſtlich, außerhalb der Stadt am Salzsee gefunden wurden. Wir haben es also hier mit einem ganz feſtſtehenden, in vielen Exemplaren gefundenen Weihgeschenk-Typus der Aphrodite-Aſtarte als Nährmutter zu tun.

Göttin Aſtoret, so auch in der Bibel genannt, und des Gottes Mikal. Die Funde sind heute im British Museum.*)

Die nächsten zwei Statuetten (Fig. 7 und 8) sind aus dem Inselkalkſtein gehauen, also sicher auch auf Cypern entſtanden.

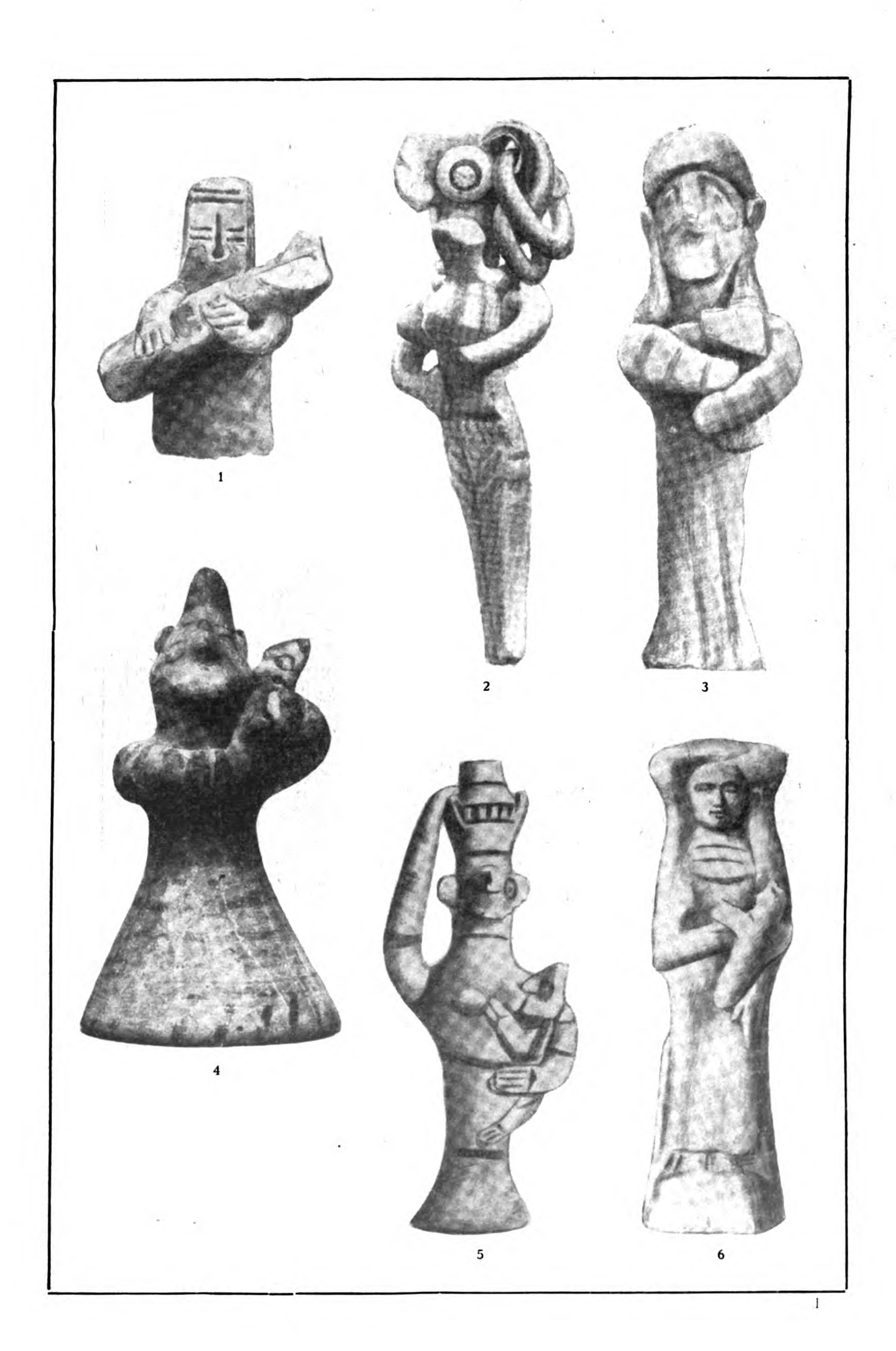
In beiden Fällen sitzt die Göttin Aphrodite-Aſtarte auf einem Thronſtuhl mit dem Wickelkinde auf dem Schoß. Die erſtere (Fig. 7), mehr im griechisch-phönizischen Stile gehalten, ſtammt wieder aus einem Grabe Idalions. Die zweite (Fig. 8) Steinſtatuette, die durch ihr archaisches Lächeln und die Formgebung des Kopfes schon mehr den griechisch-archäischen Stilcharakter des sechſten vorchriſtlichen Jahrhunderts trägt, grub ich in dem Gräberfelde der von mir entdeckten attischen Kolonie der Stadt Marion im Weſten der Insel aus.

In die griechische Kunſt des vierten vorchriſtlichen Jahrhunderts und hinauf in das Heiligtum der Aphrodite-Aſtarte der öſtlichen Akropolis von Idalion führen uns dann die beiden großen ſteinernen Relief-Platten Fig. 9 und 10. Beide Fragmente wurden in den Feſtungswerken mit anderen älteren Bildwerken verbaut vorgefunden, welche Phönizier um die Akropolis ca. 300—250 v. Chr. aufführten. Sie haben sich durch phönizische Steinmetzzeichen verewigt. Diese Fortifikationen umschließen den von mir nachgewiesenen heiligen Hain der Göttin Aphrodite, welche die Römer mit ihrer Venus identifizierten. Und römische Schriftſteller erzählen uns von diesem idalischen Bergwalde, in welchem die Liebesgöttin für Adonis in Liebe entbrannte.

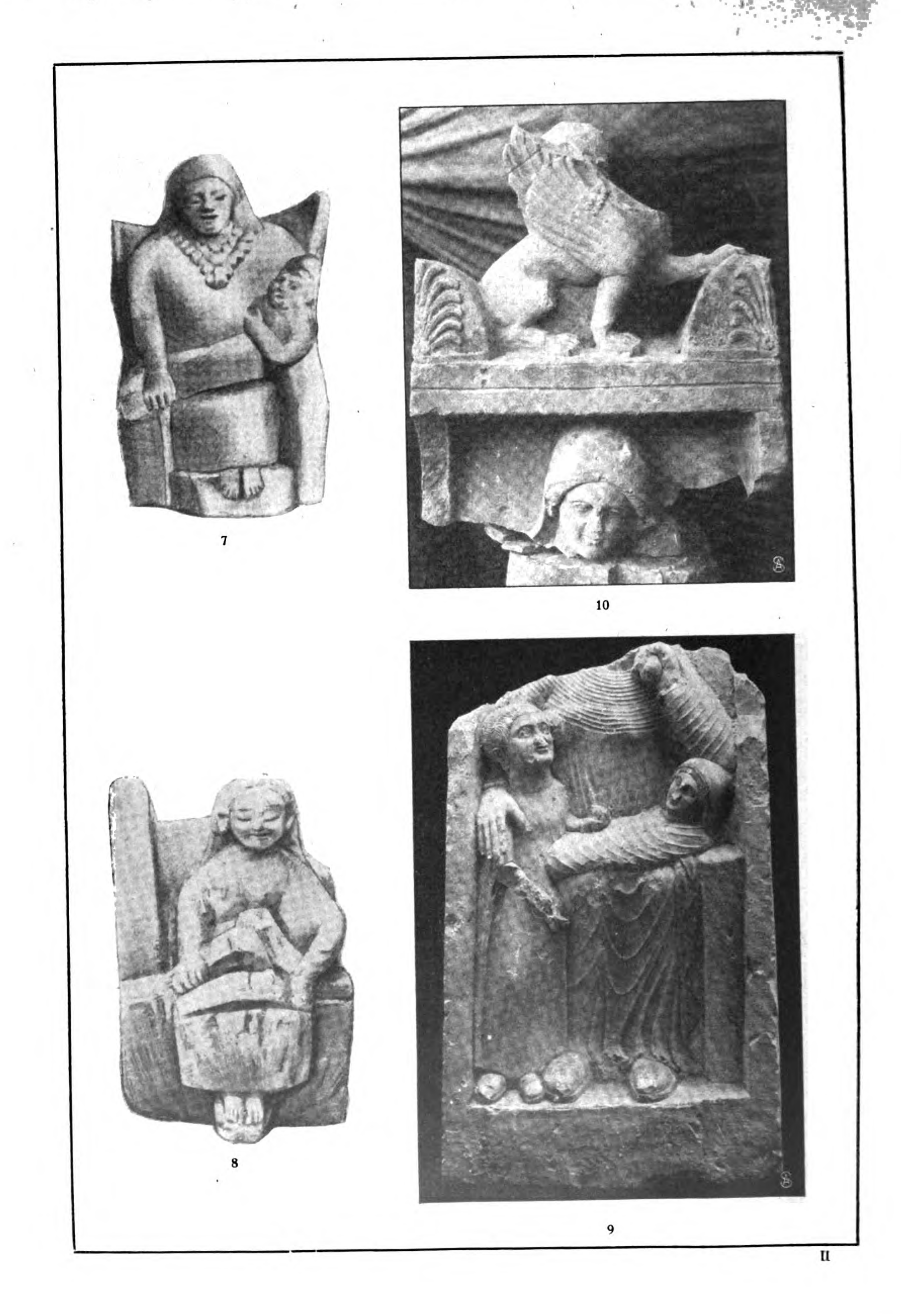
Das Bildwerk Fig. 9 zeigt uns den unteren Teil einer jetzt 1.117 m hohen Reliefplatte. Der obere Teil der thronenden Göttin iſt abgebrochen. Die Gruppe iſt rot und grün bemalt. Die göttliche Mutter hat auf ihrem Schoße das Wickelkind, und ein zweites größeres Kind ſteht rechts von ihr. Dieses Bildwerk wurde von geheimen Ausgräbern in die Südbefeſtigungen verbaut vorgefunden und führte mich zur Entdeckung des Aphrodite-Heiligtums. Der Stil iſt, obgleich griechisch, flüchtig und recht mittelmäßig.

Bedeutend besser ausgeführt und mehr vom schönen attischen Grabstelen-Stile Athens des vierten vorchriſtlichen Jahrhunderts beeinflußt erscheint die im oberen Teile erhaltene Reliefplatte Fig. 10. Über dem Thronſtuhle liegt eine leider kopflose Sphinx. Dieses Bildwerk, offenbar auch eine thronende Mutter-Göttin, wurde von mir bei den Ausgrabungen, die ich mit Subvention des Kaisers für das Königl. Preußische Kultusminiſterium unternahm, in den Akropolis-Befeſtigungen der Nordseite verbaut vorgefunden und wird hier zum erſten Male veröffentlicht. Beide Stücke sind verschieden im Stil, in der Ausführung, im Stein und in den Dimensionen. Aber als ich im Jahre 1910 die Insel wieder besuchte, hatten inzwischen die Cyprioten, die in dem Cyprus-Museumsrate sitzen, unter Vorsitz des englischen Generalgouverneurs Sir Charles King-Harman durch einen von Athen geholten sogenannten Reſtaurateur, beide Platten aufeinandersetzen lassen und so eine der entsetzlichſten Mißgeburten geschaffen. Wir haben daher zu verlangen, daß die beiden Bildwerke wieder auseinandergenommen werden.

*) Grundriss eines Teiles der Akropolis und des Aſtarte-Mikal-Heiligtumes in meinem Werke »Kypros, die Bibel und Homer«, II Taf. CCI. Ebenda Bd. I. S. 479 Fig. 263 bis 266, drei Abbildungen der Hafenburg während deren Abtragung durch die Eng-[illegible]der 1879 und eine Abbildung weiterer [illegible]-Funde.



1



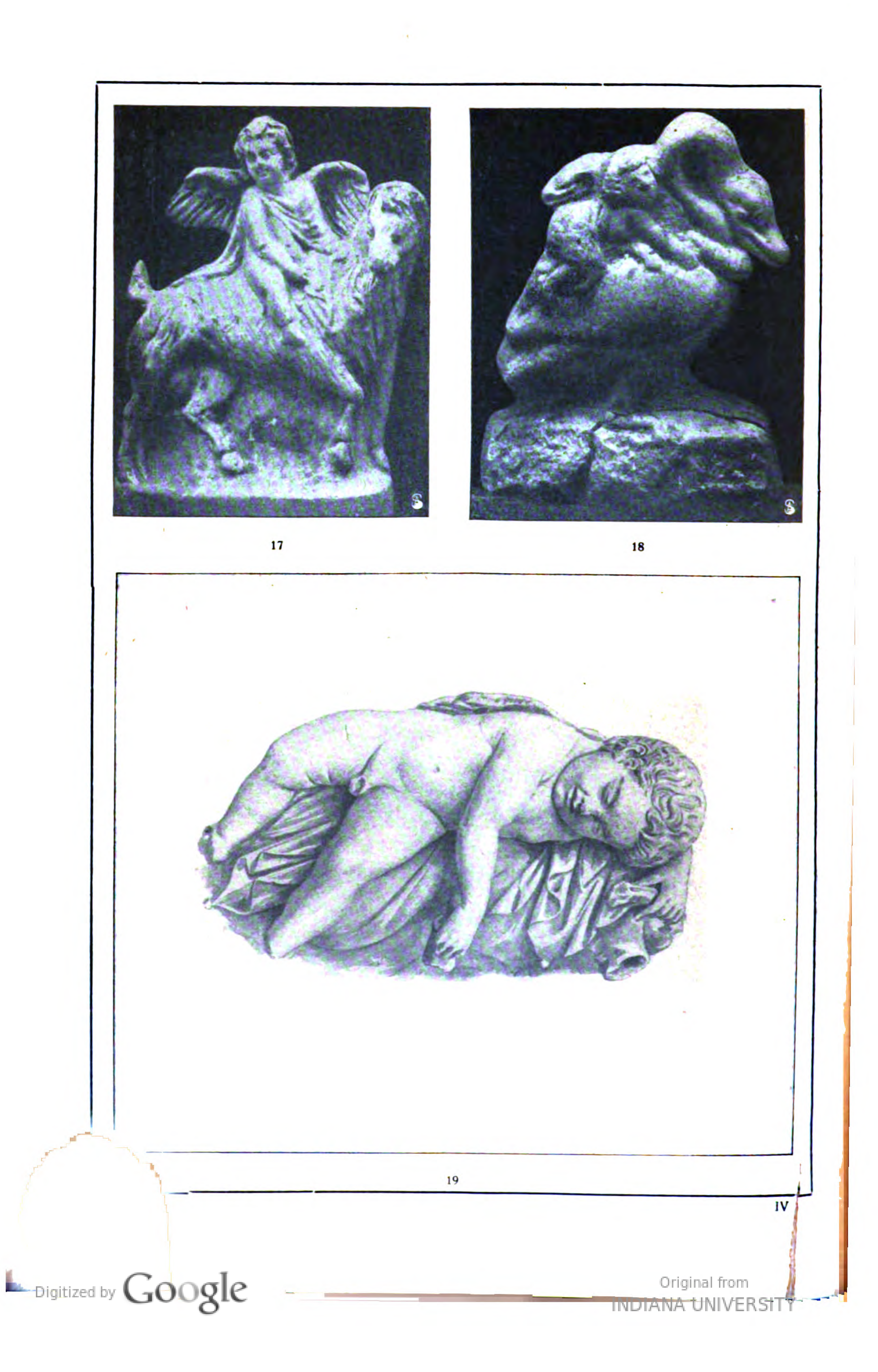
7

10

8

9


11
12
13
14
16
15



17

18

19

Die nächsten fünf Terracotten Fig. 11 bis 15 gehören ins dritte bis erste vorchristliche Jahrhundert, in die spät-griechische, hellenistische Zeit. Vier davon (11—14) stammen aus Gräbern in der Nähe Kitions. Dort blühte eine besondere, also der Insel eigene Schule der Bildnerei griechischer Terracotten, die es in Stil, Ausführung und Kunstwert zuweilen mit den bekannten anmutigen Terracotten von Tanagra und Myrina aufnehmen. Die Statuetten Fig. 11, 12, 14 und 15 stammen aus der Sammlung des verstorbenen D. Pierides in Larnaka. Die dritte Terracotte, Fig. 13, habe ich in einem hellenistischen Grabe bei Salamis für das British Museum ausgegraben. Sämtliche fünf Stücke muten uns wie gute Bildwerke aus der Renaissancezeit oder aus moderner Zeit an.

Über die antiken Flügelgestalten, die Vorwürfe zu den christlichen Engelsgestalten, wollen wir uns kürzer fassen, die ägyptischen, assyro-babylonischen und hettitischen Vorläufer der geflügelten Fabelwesen, ebenso die Cherubime der heiligen Schrift und die verwandten Darstellungen cyprischer Kunst außer Acht lassen und uns lediglich auf altgriechische und griechisch-römische Vorbilder der Insel beschränken.

Zuerst die Beschreibung der Darstellung auf einer frühgriechischen Glaspaste eines drehbaren Siegelringes, den ich für die Königlichen Berliner Museen in einem der Königsgräber von Tamassos ausgrub, und der sich heute im Antiquarium befindet. Das Grab datiert aus dem vorchristlichen Jahrhundert.

Auf einer Kline liegt der Tote ausgestreckt, an dem zwei geflügelte Genien, zwei »Horen als Schicksalsgöttinnen« Wache halten. Oben schwebt die Seele des Verstorbenen als Psyche, wie sie Homer kennt, jedoch hier in Gestalt einer Taube, zum Himmel.

Jeder strenggläubige Christ vermöchte heute mit dem Ringe zu siegeln, um seine Anschauung vom Leben im Jenseits bildlich zum Ausdruck zu bringen.

Die Publikation der interessanten Glaspaste bleibt meinem demnächst erscheinenden Werke »Tamassos und Idalion« reserviert.

Dagegen wird in Fig. 16 eine sehr schöne reingriechische Darstellung des Eros nochmals veröffentlicht, über die der verstorbene A. Furtwängler*) schrieb: »Ein beistehend abgebildeter Spiegelgriff mit der Relieffigur eines kauernden Eros ist rein griechische Arbeit. Stil gegen oder um 400 v. Chr. An den etruskischen Spiegeln sind häufig ähnliche Figuren an derselben Stelle angebracht, aber graviert. Es ist interessant, ein rein griechisches Vorbild des Motives kennen zu lernen« usw. —

Ich habe diese im Antiquarium der Königl. Berliner Museen befindliche seltene Bronze in einem Grabe der bereits erwähnten Nekropole von Marion im Westen der Insel ausgegraben.

Die beiden hellenistischen Terracotten Fig. 17 und 18 von Salamis, heute im Cyprus-Museum, zeigen uns ferner den jugendlichen Liebesgott auf einem Pferde und auf einem Schwan reitend.

Entzückend ist die späthellenistische, griechisch-römische, marmorne, fast lebensgroße Brunnen-Statue (Fig. 19), die ein Bauer bei Neapaphos beim Pflügen fand. Sie gehört heute zu den Zierden des Cyprus-Museums. Der halb als Eros-Amor, halb als Dionysos-Bacchus-Kind gedachte jugendliche Gott schläft auf einem Gewande, das über

*) Vgl. Jahrbuch des Kaiserl. Deutschen Archäologischen Institutes, III. S. 239 u. 240 und Kypros, die Bibel und Homer, II. Tafel CXCVIII. Fig. 1.

einen Weinſchlauch gebreitet iſt. Das Waſſer ſtrömte aus der Öffnung des Weinſchlauches.

Auch zwei Inſchriften ſind noch anzuführen. Die eine fand ich in einem Heiligtum zu Tamaſſos. Auf einem Weihrauchbecken ſteht eine an die »Mutter der Götter«, die μήτηρ θεῶν gerichtete Weihinſchrift in gemeingriechiſchen Buchſtaben.

Die zweite Inſchrift wurde auf dem von mir 1910 entdeckten Götterberge zu Rantidi bei Palaepaphos durch Profeſſor Dr. R. Zahn für die Berliner Akademie der Wiſſenſchaften gefunden, auf dem ich ſowohl den von Homer erwähnten Räucher-Altarplatz der Aphrodite in Paphos als auch den von Euripides bei Paphos angeführten Olymp mit einem Tempel der Aphrodite ſowie eine vorphöniziſche, uralte reingriechiſche Stadt, vermutlich die älteſte Stadt Paphos, nachwies.*) Dieſe Inſchrift iſt eine von den 138 kypriſch-griechiſchen Silbeninſchriften, die 1910 gefunden wurden. Es iſt eine Weihinſchrift an die »idäiſche Göttermutter« mit dem dreifachen Namen »Difa Mammo Idaa«. (ΔiFa Μάμμω Ἰδάα).*) Dieſe kleinaſiatiſche auf dem Ida verehrte Muttergöttin, die Rhea-Kybele wird alſo hier auch inſchriftlich mit der kypriſchen Aphrodite kurotrophos (κουροτρόφος) als Nährmutter identifiziert.

Von den jüngſten Bildwerken der Aphrodite-Venus als Nährmutter ſowie den jüngſten Eros-, Amor- und Bacchus-Kindern griechiſch-römiſcher Zeit ergibt ſich der Übergang zu den älteſten byzantiniſch-chriſtlichen Darſtellungen der Mutter Maria mit dem Chriſtuskinde und den Engeln von ſelbſt. Und auf der byzantiniſchen Kunſt bauen die Madonnen und Engelgeſtalten der weiteren Kunſtrichtungen auf, die des romaniſchen, gotiſchen, des Renaiſſance-, des Cinquecento-, des barocken, des Empire-Stiles uſw. bis zur Gegenwart.

So hat das Heidentum dem Chriſtentum die Urbilder zu den Madonnen und Engeln geliefert, und vermochten wir einen ſo gut wie ununterbrochenen Entwicklungsgang der Motive durch einen Zeitraum von Jahrtauſenden zu verfolgen.

Parlamentariſches Regiment im Deutſchen Reiche.

Von

Conrad Bornhak.

Parlamentariſche Regierung im Gegenſatze zur konſtitutionellen iſt nach dem herrſchenden Sprachgebrauche diejenige, wobei das Miniſterium nach der in der Wahlkammer beſtehenden Mehrheit aus Mitgliedern der Mehrheitspartei gebildet wird. Rechtlich notwendig iſt die parlamentariſche Regierung da, wo der Monarch gar nicht anders kann, als ſeine Regierung nach der jeweiligen Parlamentsmehrheit zu bilden und das Miniſterium nach einem dieſem un-

*) Vgl. die Beſtätigung bei R. Meiſter, Die Inſchriften von Rantidi, Sitzungsberichte der Kgl. Sächſiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Lei[illegible]0. S. 243, 246 u. 247.

*) Vgl. R. Meiſter, Inſchriften aus Rantidi in Kypros, Sitzungsberichte der Kgl. Preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin, 1911, S. 639 u. 640.

günſtigen Beschlusse der Parlamentsmehrheit zu entlassen.

Überaus unscheinbar hat sich dieses parlamentarische Syſtem in England, dem Mutterlande des Konſtitutionalismus, durchgesetzt. Während früher der über den Parteien ſtehende König seinen Rat nach freiem Ermessen bildete, auch Mitglieder der beiden großen Adelsparteien, Whigs und Tories, in ihm vereinigte, sah sich Wilhelm III., der von Parlamentes Gnaden berufene König, zuerſt 1693 genötigt, ein einheitliches Miniſterium nach der Parlamentsmehrheit zu bilden. Aber so wenig trat diese Tatsache der weiteren Öffentlichkeit entgegen, daß Montesquieu sie noch 1748, als er die englische Verfassung schilderte, nicht kannte, ja eine Regierung durch einen Ausschuß des Parlamentes für das Ende der politischen Freiheit erklärte, daß selbſt den Amerikanern am Ende des Jahrhunderts bei Erlaß ihrer Verfassung das parlamentarische Syſtem Englands noch unbekannt war. Unser Blick iſt heute für die Erscheinung des Parlamentarismus mehr geschärft. Aber auch jetzt noch iſt ein allmähliches und faſt unmerkliches Hinübergleiten möglich, es beſteht nicht bloß der scharfe Gegensatz eines Entweder—Oder.

Die letzten Vorgänge des bayrischen Miniſterwechsels waren jedenfalls schon rein parlamentarisch. Das bisherige Miniſterium hatte die Auflösung der Abgeordnetenkammer veranlaßt, weil es mit deren Mehrheit nicht mehr auskommen konnte. Die Neuwahl ergab die Wiederkehr derselben Mehrheit, das gesamte Miniſterium reichte seine Entlassung ein, die angenommen wurde, und ein ausgesprochener Parteimann der Mehrheit, Parlamentarier und Mitglied der erſten Kammer, wurde mit der Bildung des neuen Miniſteriums beauftragt, dessen Mitglieder allerdings nicht alle Parlamentarier waren. Viel anders hätte sich die Sache auch in einem rein parlamentarischen Staate nicht abspielen können. Vielfach iſt daran die Bemerkung geknüpft worden, daß künftig in Bayern überhaupt wohl nicht mehr anders regiert werden würde. Trotzdem wird man Bayern noch nicht als einen parlamentarischen Staat ausgeben können. Denn es mußte nicht so kommen, es war noch keine rechtliche Notwendigkeit, der Prinzregent konnte sich auch anders entschließen.

So iſt denn für die deutschen Einzelſtaaten die Möglichkeit zum Übergange zum parlamentarischen Syſteme gegeben. Einer Verfassungsänderung bedarf es dazu nicht, wie denn auch in den anerkannt parlamentarischen Staaten, England, Belgien, Italien, das parlamentarische Syſtem nirgends verfassungsmäßig verbürgt iſt. Aber es bildet sich eine Sitte, die allmählich zur zwingenden Notwendigkeit und damit zu einem das geschriebene Verfassungsrecht ergänzenden, ja dem Geiſte nach abändernden Gewohnheitsrechte wird.

Ganz anders liegen die Voraussetzungen in Preußen und dem Reiche. Hier sind dem parlamentarischen Syſteme so ſtarke rechtliche Riegel vorgeschoben, daß ihre Beseitigung mit den erheblichſten Schwierigkeiten verbunden iſt.

Die oberſte Reichsverwaltung unterscheidet sich von der der meiſten anderen größeren Staaten, auch Preußens und der deutschen Mittelſtaaten, dadurch, daß sie nicht in einem kollegialen Staatsminiſterium, sondern allein in der Person des Reichskanzlers zusammenläuft, dessen Untergebene und Vertreter die Staatssekretäre sind, wenn sie auch vertretungsweise mit der konſtitutionellen Verantwortlichkeit des Reichskanzlers betraut werden können. Man hat wohl behauptet, dieses ganze Syſtem sei zuge-

schnitten gewesen auf die gewaltige Persönlichkeit des Fürsten Bismarck und passe nicht für seine schwächeren Nachfolger, unter denen allenfalls Bülow ihm nahe kam. Überdies ist der Umfang der Geschäfte bedeutend gewachsen. Seit dem verfassungberatenden Reichstage des Norddeutschen Bundes ist daher wieder und wieder der Ruf nach einem verantwortlichen Bundes- und Reichsministerium ertönt, in dem die Leiter der einzelnen Verwaltungszweige einander gleichstehen.

Ein solches kollegiales Reichsministerium ist mit den Grundlagen unserer Verfassung unvereinbar. Denn es muß ein organischer Zusammenhang bestehen zwischen der obersten Reichsverwaltung und den gesetzgebenden Körperschaften, Bundesrat und Reichstag. Gesetzentwürfe werden da am besten vorbereitet, wo die Erfahrungen der Verwaltung zur Verfügung stehen, in den obersten Reichsämtern. Wer sollte sonst ein neues Flottengesetz ausarbeiten als das Reichsmarineamt? Dann muß aber auch die oberste Reichsverwaltung die Möglichkeit haben, ihre Gesetzentwürfe gegenüber den gesetzgebenden Körperschaften zu vertreten und ihnen über ihre Verwaltung Rede zu stehen. Reichskanzler und Staatssekretäre müssen also im Bundesrat und Reichstag erscheinen können. Verfassungsmäßig haben sie ein solches Recht nicht, so seltsam dies klingen mag.

Der Kaiser kann den unentbehrlichen Zusammenhang zwischen seiner Regierung und den gesetzgebenden Körperschaften des Reiches nur herstellen, indem der König von Preußen, der ja zum Deutschen Kaiser in ziemlich engen Beziehungen steht, den Reichskanzler und die Chefs der obersten Reichsämter zu preußischen Bevollmächtigten des Bundesrates ernennt. Nur dadurch verschafft er ihnen Zutritt zum Bundesrate, und allein Mitglieder oder Kommissare des Bundesrates dürfen im Reichstage als Vertreter der »Regierung« erscheinen.

Die Bevollmächtigten zum Bundesrate als dem Gesandtenkongresse der im Reiche verbündeten Staaten stimmen aber nach den ihnen von ihrer einzelstaatlichen Regierung erteilten Instruktionen. Mag auch das Stimmgewicht der einzelnen Staaten verschieden abgestuft sein, auch die Stimmen derjenigen Staaten, die mehrere Stimmen haben, können nur einheitlich als die ihres Staates abgegeben werden.

Deshalb muß die Vertretung der Reichspolitik einheitlich in der Person des ersten preußischen Bevollmächtigten, des Reichskanzlers, liegen. Es ist nicht möglich, daß wie in einem kollegialen Staatsministerium einige Staatssekretäre für, andere gegen eine Vorlage sind, weil sie nur als Bevollmächtigte Preußens mit seiner einheitlichen Stimme in Betracht kommen. Jeder Versuch, die oberste Reichsverwaltung in ein kollegiales Staatsministerium zu verwandeln, würde die notwendige organische Verbindung der obersten Reichsverwaltung mit den gesetzgebenden Körperschaften des Reiches zerreißen.

Aus dieser Verbindung ergibt sich aber auch der notwendige Zusammenhang der obersten Reichsverwaltung mit der preußischen.

Es ist zwar politisch wünschenswert, aber nicht gerade notwendig, daß der Reichskanzler gleichzeitig preußischer Ministerpräsident ist. Bismarck hat zeitweise (1873) auf die preußische Ministerpräsidentschaft verzichtet und sie dem Kriegsminister v. Roon überlassen. Und nach dem Scheitern des Zedlitzschen Unterrichtsgesetzes zog sich Caprivi, obwohl er Reichskanzler blieb, 1891—1894 von der preußischen Ministerpräsident-





schaft zurück, und Graf Eulenburg wurde Ministerpräsident. Möglich ist also eine solche Trennung beider Ämter, wenn man sie auch beide Male nach einem kurzen Versuche wieder aufgegeben hat.

Aber der Reichskanzler muß unter allen Umständen preußischer Minister des Auswärtigen und damit ein maßgebendes Mitglied des preußischen Staatsministeriums sein. Das ergibt sich einmal daraus, daß das Auswärtige Amt des Deutschen Reiches gleichzeitig gegen eine jährliche Entschädigung von 120000 Mark als preußisches Ministerium des Auswärtigen die auswärtige Verwaltung Preußens führt. Das Auswärtige Amt steht unter dem Reichskanzler, das preußische auswärtige Ministerium kann daher nicht von ihm unabhängig sein. Die Abhängigkeit läßt sich nur dadurch herstellen, daß der Reichskanzler preußischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist. Doch diese Verbindung der beiden Behörden ist gewissermaßen zufällig, beruht auf besonderer Vereinbarung und ließe sich lösen. Ausschlaggebend ist vielmehr etwas anderes. Der Reichskanzler als stimmführendes preußisches Mitglied des Bundesrates handelt nach den Instruktionen des preußischen Staates. Es wäre eine für den Leiter der Reichspolitik unmögliche Stellung, in allen seinen Handlungen gegenüber den gesetzgebenden Körperschaften von den Anweisungen eines ihm übergeordneten preußischen Ministers abhängig zu sein. Und doch geht es nicht anders. Denn seine Legitimation zum Erscheinen im Bundesrat und Reichstag gewinnt der Reichskanzler nur als preußischer Bundesratsbevollmächtigter, der seine Instruktionen vom preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Übereinstimmung mit der Gesamtpolitik des preußischen Staatsministeriums erhält. Dieser Widerspruch wird allein dadurch überbrückt, daß der Reichskanzler selbst preußischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist und die Instruktionen als preußischer Bundesratsbevollmächtigter sich selbst erteilt — allerdings unter Genehmigung des Kaisers und Königs. Auf diese Weise allein kommt der Reichskanzler gegenüber der preußischen Regierung in eine für den verantwortlichen Leiter der Reichspolitik mögliche und würdige Stellung. Der Reichskanzler ist daher notwendig preußischer Minister des Auswärtigen. In dieser Eigenschaft muß er einen maßgebenden Einfluß auf die preußische Politik ausüben und das Staatsministerium in Fragen der Reichspolitik hinter sich haben. Denn der preußische Minister des Auswärtigen ist als Mitglied des Staatsministeriums für die Gesamtpolitik auf die Mitwirkung und Zustimmung seiner Kollegen angewiesen und muß bei einem etwaigen Widerspruche entweder selbst gehen oder sie gehen lassen, je nachdem die königliche Entscheidung fällt.

Diese Verbindung der obersten Verwaltungen Preußens und des Reiches macht aber für beide das parlamentarische System des Ministerwechsels nach wechselnden Mehrheiten der Volksvertretung unmöglich.

Man hat gegen die Durchführbarkeit des parlamentarischen Systems bei uns immer angeführt, daß wir nicht zwei festgeschlossene Parteien hätten, die je nach der Mehrheit in der Übernahme der Regierungsgewalt abwechseln könnten. Das macht es nicht. Allerdings ist das parlamentarische System entstanden und hat seine Blüte gebabt, wo zwei große Parteien vorhanden waren wie in England und Belgien. Aber auch in jenen parlamentarischen Musterländern ist es mit den zwei Par-



teien längst vorbei; anderswo, wo das parlamentarische System in voller Wirksamkeit steht, haben die zwei Parteien nie bestanden. Da hilft man sich eben mit Parteiverbindungen, die man neuerdings mit dem geschmackvollen Worte »Block« bezeichnet und mit zwei ähnlichen Farben wie schwarz-blau oder rosa-rot anstreicht. Warum hätte z. B. von 1909 bis 1912 schwarz-blau nicht die Grundlage für ein parlamentarisches Ministerium bilden sollen? Rosa-rot ist vielleicht weniger haltbar, aber es würde auch gehen.

Aber der notwendige Zusammenhang der beiden obersten Verwaltungen darf nicht unterbunden werden. Reichstag und preußisches Abgeordnetenhaus können aber verschiedene parlamentarische Mehrheiten haben. Nun vergegenwärtige man sich eine Bildung der beiden Regierungen je nach den verschiedenen Mehrheiten unter Ausschaltung jedes persönlichen Regimentes des Kaisers und Königs, der nur noch die Mitglieder der Regierung je nach den Wünschen der Mehrheit zu bestellen und die ihm von der parlamentarischen Regierung unterbreiteten Vorlagen zu unterzeichnen hätte. Nehmen wir für das preußische Abgeordnetenhaus eine Mehrheit von Konservativen und Zentrum, für den Reichstag eine solche aus Sozialdemokraten und Liberalen und eine dementsprechende Bildung der beiden Regierungen.

Der Reichskanzler könnte dann selbstverständlich nicht mehr preußischer Ministerpräsident oder preußischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten sein. Der preußische Minister des Auswärtigen als konservativer Parteimann würde es auch mit Recht unter Berufung auf seine politische Verantwortlichkeit ablehnen, den liberalen Reichskanzler und seine teils liberalen teils sozialdemokratischen Staatssekretäre zu preußischen Bundesratsbevollmächtigten zu ernennen. Ob der Reichskanzler dann überhaupt in den Bundesrat hineinkäme, ist schon zweifelhaft. Er ist allerdings verfassungsmäßig Vorsitzender des Bundesrates, und man kann sehr wohl in einem Kollegium den Vorsitz führen, ohne stimmberechtigtes Mitglied zu sein. Aber der Kanzler war doch von Hause aus nur gedacht als Präsidialgesandter Preußens. Doch es soll einmal zugegeben werden, daß er als Vorsitzender in die Versammlung des Bundesrates eintreten darf. Die Staatssekretäre dürfen es ganz gewiß nicht. Der Reichskanzler als nicht stimmberechtigter Vorsitzender würde im Bundesrate eine geradezu jammervolle Rolle an Einflußlosigkeit spielen, zumal die der politischen Gegenpartei angehörigen Vertreter Preußens nicht verabsäumen würden, ihm das Leben möglichst sauer zu machen. An eine zweckentsprechende Vertretung der Reichspolitik und der Vorlagen der Reichsregierung im Bundesrate wäre gar nicht zu denken. Die parlamentarische Reichsregierung wäre im Bundesrate einfach matt gesetzt. Und nun der Gipfelpunkt des Ganzen — die Mitglieder der parlamentarischen Regierung des Reiches, die Vertrauensmänner der Reichstagsmehrheit dürften im Reichstage gar nicht als Regierung erscheinen, nicht einmal der Reichskanzler dürfte das. Denn legitimiert sind nur Mitglieder des Bundesrates, und selbst wenn man dem Reichskanzler den Vorsitz im Bundesrate zugesteht, Mitglied ist er nur als einzelstaatlicher Bevollmächtigter. Statt der Mitglieder der parlamentarischen Regierung erschienen am Bundesratstische die der Gegenpartei angehörigen preußischen Bevollmächtigten. Das wäre in



der Tat ein politisches Satyrspiel, das die parlamentarische Reichsregierung nicht eine Woche aushalten könnte.

Parlamentarisches Syſtem in Preußen und dem Reiche auf den beſtehenden verfassungsmäßigen Grundlagen bedeutet ungefähr dasselbe, als wenn man zur Fortbewegung eines Wagens je zwei gleich ſtarke Pferde vorn und hinten anspannen wollte. Das Ergebnis iſt vorauszusehen. Der Wagen bleibt entweder an derselben Stelle ſtehen oder reißt mitten auseinander. Ein solches Ergebnis iſt natürlich für das Staatsleben unmöglich, da dieses keinen Augenblick ſtillſtehen kann und die Möglichkeit von Kataſtrophen sich der ſtaatsrechtlichen Erörterung entzieht.

Gleichwohl iſt auch für Preußen und das Reich ein allmähliches Hinübergleiten in das parlamentarische Syſtem nicht unmöglich, namentlich wenn die Regierung nicht die notwendige innere Feſtigkeit besitzt. Ein solches Hinübergleiten iſt aber politisch überhaupt nur denkbar, wenn der Zusammenhang der beiden oberſten Verwaltungen Preußens und des Reiches gewahrt bleibt.

Das parlamentarische Syſtem im Reiche und in Preußen gleichzeitig iſt unmöglich, wohl aber möglich in einem von beiden, indem man nur die parlamentarische Mehrheit in einer der beiden Volksvertretungen berücksichtigt und danach die Regierung Preußens und des Reiches einheitlich bildet. Das bedeutet freilich die Mediatisierung einer der beiden Volksvertretungen zu Gunſten der anderen. Denn nur eine kann herrschen.

Als die mächtigere Volksvertretung würde sich in diesem Falle voraussichtlich der Reichstag erweisen als die Vertretung des gesamten deutschen Volkes und auf der breiten demokratischen Grundlage des allgemeinen Stimmrechtes ruhend. Dann würde die parlamentarische Regierung des Reiches und Preußens nach der jeweiligen Reichstagsmehrheit gebildet. Aufgabe der Regierung wäre es dann, durch Änderung des Wahlrechtes, neue Zusammensetzung des Herrenhauses und ähnliche Mittel einen gefügigen preußischen Landtag zu schaffen oder den preußischen Landtag auf andere Weise matt zu setzen.

Wie die Reichskanzlerschaft des Fürſten Bülow und seine Blockpolitik eine ſtarke Hinneigung zum parlamentarischen Syſteme bedeutet, so waren in der Tat unter ihm bereits ſtarke Neigungen zu einer solchen Mediatisierung Preußens vorhanden. Die Zusicherung der Wahlreform in Preußen, um die liberalen Blockbrüder des Reichstages bei guter Laune zu erhalten, und manche anderen Absichten bewegen sich in dieser Richtung. Der Reichstag als das Erzeugnis des allgemeinen Stimmrechts trägt an sich schon die Neigung zu einer Konventsherrschaft in sich, wenn nicht von anderer Seite das Gleichgewicht der Gewalten behauptet wird.

Hier iſt also der Weg vorgezeichnet, auf dem vielleicht das parlamentarische Syſtem trotz alledem verwirklicht werden kann. Das braucht nicht mit einem Schlage zu geschehen. Eine allmähliche Entwickelung iſt dabei sogar viel wahrscheinlicher, so daß der Wandel der Dinge kaum zum Bewußtsein der Beteiligten kommt.

Nur in einem Punkte darf man sich keinem Zweifel hingeben. Das parlamentarische Syſtem würde sich im Deutschen Reiche nicht wie in anderen Staaten innerhalb des äußeren Rahmens der beſtehenden Verfassung vollziehen können. Parlamentarisches Syſtem bedeutet einmal die Ausschaltung des Bundesrates, da man den Gesandtenkongreß der Staaten nicht wie eine erſte

Kammer durch einen Pairsschub oder durch dessen Androhung der Wahlkammer und ihrer Mehrheit gefügig machen kann. Ausschaltung des Bundesrates ist aber Ausschaltung der Einzelstaaten von jedem Einflusse auf das Reich und damit die Beseitigung jedes Hindernisses, das der unitarischen Entwicklung des Reiches noch entgegensteht. Folgerichtig durchgeführtes parlamentarisches System im Reiche ist daher gleichbedeutend mit dem Einheitsstaate, mögen die Einzelstaaten als Verwaltungsbezirke auch noch fortbestehen. Mit den anderen Einzelstaaten wird aber auch Preußen mediatisiert, das einst in schweren Kämpfen das Reich geschaffen hat.

Die Mediatisierung Preußens bedeutete aber in der Tat, daß das Unterste zu oberst gekehrt wird. Denn bisher ruhte das Reich nur auf den festen Grundlagen Preußens, so daß Kaiser Wilhelm I. das Reich nur ein verlängertes Preußen nannte. Mit dem preußischen Staate wäre aber auch sein Königtum ausgeschaltet. Das Kaisertum allein ist jedoch ein schemenhaftes Nichts ohne den starken Rückhalt des preußischen Königtums, ein Bundespräsident mit rein formalen Befugnissen, zumal wenn die Ausübung seiner Rechte einem parlamentarischen Ministerium anheimfällt. Parlamentarisches System bedeutet daher einfach den republikanischen Einheitsstaat, mag man ihn auch noch mit einzelstaatlichen und monarchischen Formen ausschmücken.

Es gibt ja Leute, die für die republikanische Staatsform schwärmen. Über den Geschmack ist nicht zu streiten, auch über den politischen Geschmack nicht. Doch das parlamentarische Regiment gilt vielfach als unbedenklich, ja wohl als wertvolles Gegengewicht eines persönlichen Regimentes. Das mag für andere Staaten zutreffen. Aber eines schickt sich nicht für alle. Die verfassungsrechtlichen Grundlagen Preußens und des Reiches und ihre wechselseitigen Beziehungen zu einander auf der einen Seite und parlamentarisches Regiment auf der anderen sind unvereinbar wie Feuer und Wasser.

Schleiermachers „Reden“ und die neueste religiöse Bewegung.

Von

Heinrich Scholz.

Die Vorgänge des vergangenen Jahres haben eine Frage geschaffen, die ernstesten Nachdenkens würdig ist. Die Frage ist durch das Neuchristentum Jathoscher Richtung entbunden worden. Daß diese Richtung gewisse Überlieferungen des großen deutschen Idealismus in eigentümlicher Weise erneuert hat, darüber kann kein Zweifel sein. Nun hat bekanntlich auch Schleiermacher an der Gestaltung dieser Überlieferungen starken und wirksamen Anteil gehabt. Also finden wir uns vor die Frage gestellt, ob sich die Jathosche Religion wirklich auf Schleiermacher berufen könne.

Ich habe schon einmal an anderer Stelle*) in dieser Frage das Wort ergriffen.

*) Im »Tag« vom 19. Februar 1911.



Die Antwort war eine verneinende. Zwar konnten und durften die kräftigen Linien, die Jatho mit Schleiermacher verbinden, weder verdeckt noch verschoben werden, wenn die Wahrheit heraustreten sollte. Aber dasselbe Wahrheitsbedürfnis, welches jene Linien forderte, fand sich bei genauerer Prüfung vor zwei so starke Differenzen gestellt, daß der Versuch, die Jathosche Theologie durch Schleiermacher zu decken, als irreführend abgelehnt werden mußte.

Dieses Urteil hat nach- und fortgewirkt, auch bei den Freunden der »Christlichen Welt«, die es in erster Linie anging; wenigstens auf dem rechten Flügel dieser angesehenen und in dem Kampf für die Jathoreligion hervorragend tüchtigen und tätigen Gruppe. Der linke Flügel hat sich dafür um so hartnäckiger auf die Gegenseite gestellt und das Urteil — zwar nicht widerlegt, wie zu erwarten gewesen wäre, aber mit starken Zweifeln belastet, die die kritische Lage, in der wir uns befinden, noch kritischer machen, als sie an sich schon ist.

Ich kann diese Zweifel nicht anerkennen. Ich verstehe sie wohl als Ausdruck dafür, daß die Frage nach dem Verhältnis der neuen religiösen Bewegung zu Schleiermacher eine verwickelte Frage ist, wie schließlich alle großen Fragen, die den Zusammenhang unserer gegenwärtigen geistigen Kultur mit den Leistungen des deutschen Idealismus berühren. Aber ich muß sie entschieden zurückweisen, wenn damit gesagt sein soll, daß diese Frage überhaupt eine unlösbare Frage sei. Mir scheint das Gegenteil der Fall zu sein, und ich glaube sogar, daß es möglich ist, auch das nicht-theologische Publikum über den sachlichen Tatbestand einwandfrei zu unterrichten.*)

In dem vorjährigen Aufsatze war bemerkt worden, daß die nackte Berufung auf Schleiermacher an einer doppelten Tatsache scheitere, an welcher niemand vorüberkommt. Die eine Tatsache sind die mit den Reden fast gleichzeitigen Predigten, die die reinste Sprache des Christentums sprechen. Daran hat noch niemand gezweifelt, wird niemals jemand zweifeln können. Die andere Tatsache ist das grandiose Christusbild der Glaubenslehre, das ebenfalls keinem Zweifel unterliegt.

Diese zwei Tatsachen stehen fest. Was, leider auch unter Theologen, nicht feststeht, ist die Deutung dieser Tatsachen. Hierüber zunächst ein kurzes Wort. Um mit dem ersten zu beginnen, so hat man die Differenz zwischen den »Reden« und den Predigten, da man sie nicht leugnen konnte, dadurch abzuschütteln gesucht, daß man von doppelter Buchführung sprach und den geschaffenen Tatbestand als Schleiermacherei bezeichnete. Wenn David Friedrich **Strauß** so urteilte, so nimmt mans hin — als Beleg dafür, daß jede reiche Lebendigkeit, die über mehr als eine Stimme verfügt, dem formalen Scharfsinn und Logizismus ein Anstoß und ein Ärgernis ist. Weniger begreiflich erscheint es mir, wie Theologen der Gegenwart, die für ein Zukunftschristentum kämpfen, und zwar für ein Zukunftschristentum,

*) Inzwischen ist im Märzheft 1912 der Zeitschrift für Theologie und Kirche ein lehrreicher und durch Sachlichkeit ausgezeichneter Vortrag von Otto **Lempp** über Schleiermacher und Jatho erschienen. Der Verfasser findet die Identität der »Reden« und der neuesten religiösen Bewegung innerhalb des Protestantismus in der entschiedenen Hingabe an den mystischen, d. i. erlebnisbedingten Typus der Religion. Wohl; aber innerhalb dieser gemeinsamen Basis lassen sich einerseits die Berührungspunkte, andererseits die unleugbaren Differenzen doch bedeutend schärfer hervorheben, als es bei Lempp geschehen ist: daher wir uns auch im Endurteil trennen.

bei welchem der Ton auf dem Christentum liegt, es lediglich als eine Störung empfinden können, daß der Schleiermacher der »Reden« zugleich die Kühnheit und Kraft gehabt hat, ein dezidierter Christ zu sein und als solcher vor Christen und zu Christen zu sprechen.*)

Was heißt überhaupt doppelte Buchführung? Sie ist doch wohl zunächst ein Beweis dafür, daß der Mann, bei dem man sie findet, über geistiges Vermögen verfügt. Wer nur mit Pfennigen zu rechnen hat, braucht freilich keine doppelte Buchführung; doch ich zweifle, ob wir ihn deshalb beneiden. Aber kann nicht das größte geistige Kapital in einfacher Buchführung verrechnet werden? Gewiß; Kant ist das Beispiel dafür, und es erhöht die Wucht seiner Leistung, daß die wichtigsten Hauptstücke seines Systems — übrigens bei weitem nicht alle, am wenigsten die Religion — aus einer Form gegossen sind. Aber Goethe, wie steht es mit ihm, wie hat er an Jacobi geschrieben, der gleiche Korrektheit von ihm verlangte, wie unsere Modernen von Schleiermacher? Die Antwort ist weltberühmt; sie lautet: Ich für mich kann, bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist auch dafür schon gesorgt. Die himmlischen und die irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen.

Wie nun? Ist Goethe auch ein Halber? Auch ein bedenklicher — Schleiermacher? Nun wohl, dann ist eben alles Größte letztlich — Schleiermacherei, und die Frage hört auf, eine Frage zu sein. Aber so lange sie Frage ist, wird es erlaubt sein, zu bemerken, daß neben der Größe der Einseitigkeit die Größe der Mannigfaltigkeit steht und zu allen Zeiten gestanden hat. Nur ein sehr ungeübtes Auge kann diese Mannigfaltigkeit mit Unklarheit und Unzuverlässigkeit verwechseln. Was einen Mannigfaltigkeitsstandpunkt groß macht, ist die Klarheit in der Fülle und die Abstufung und richtige Verteilung der Kräfte. Daß Goethe darin Meister war, werden nicht viele ernsthaft bestreiten. Auch Schleiermacher war es in seiner Art, worüber gleichfalls kein Zweifel ist. Bleibt nur die ungenügende Auslegung dieses Könnens als eines rein formalen Geschicks. Diese Auslegung ist falsch. Wir haben vielmehr an Goethe zu lernen, daß die innere Architektonik der Anschauungen und Zustände eine hervorragend sittliche Aufgabe ist, und ihr Gelingen ein sittliches Werk, das ungeheure Zucht erfordert und darum auf Ehrfurcht, nicht nur auf kühle Bewunderung zu rechnen hat.

Es ist ein Mangel an Anschauungskraft und eine Verödung des geistigen Erbes, das wir mit Stolz und Freude besitzen, wenn man die polyphone Größe, die Fähigkeit, ein und dasselbe Objekt unter verschiedenen Bedingungen verschiedenartig auszusprechen, für ein Quidproquo erklärt, dessen wir uns zu entledigen haben. Die Spannung zwischen dem Schleiermacher der »Reden« und dem Schleiermacher der Predigten ist nicht ein ärgerliches Dilemma, an dem wir herumzubessern haben, sondern ein Signal für die Art, wie ein

*) Vergl. den Aufsatz von C. Großmann, »Das Problem der kritischen Erklärung Schleiermachers, Kants und Luthers« in der Zeitschrift für Theologie und Kirche, 1911, S. 475 ff.

großer Mensch das Lebendige besitzt, nämlich in synthetischer Form, den Provinzen des geistigen Lebens entsprechend.

Noch befremdlicher ist es zu sehen, wie Theologen der Gegenwart die von den »Reden« merklich abweichenden Positionen der Glaubenslehre beurteilen. Man »begreift« sie sehr einfach als Anpassungserscheinungen, spricht von Traditionalismus, und die Sache ist abgetan!*) Ich glaube nicht, daß sie abgetan ist. Man hat es sich nur etwas leicht gemacht. Die Abweichungen der Glaubenslehre vom Standpunkt der »Reden« sind auf keinen Fall mit dem stumpfen Schlagwort »Verkirchlichung« erledigt. Schleiermacher war nicht der Mann, dem überlieferten Kirchentum das kleinste Gesinnungsopfer zu bringen. So fest und frei, wie er es getan hat, hat vielleicht nie ein großer Diener unserer Kirche über dem Kirchentum gestanden. Oder hat er in seiner Glaubenslehre in bezug auf drei so kritische Begriffe, wie Wunder, Offenbarung, Unsterblichkeit, auch nur einen einzigen Schritt hinter die Linien der »Reden« zurückgetan? Solange diese Punkte feststehen, ist es niemandem erlaubt, die veränderten christologischen Positionen auf Kirchlichkeitsbedürfnisse zurückzuführen. Die einzig beglaubigte Wurzel ist hier die fortschreitende Vertiefung in das Objekt. Alles andere schwebt in der Luft. Schleiermacher ist reifer geworden und über seine eigenen Anfänge hinausgewachsen: das ist das Geheimnis der Glaubenslehre.

Aber wir geben beides preis, die Predigten und die Glaubenslehre. Wir glauben, die Frage, um die es sich handelt, auch auf der schmalen Basis der »Reden« hinlänglich genau beantworten zu können. Als Dokumente der neuen religiösen Bewegung benutzen wir dabei das Jathosche Andachtsbüchlein »Fröhlicher Glaube« (3. Auflage 1911), an dem sich bekanntlich in erster Linie der ganze Streit entzündet hat, und, wegen ihrer prägnanten Struktur, als Nebenquelle die Ausführungen von Arthur Drews in dem spekulativen Schlußabschnitt der Christusmythe (3. Auflage 1910) und in dem religionsphilosophischen Hauptwerk »Die Religion als Selbstbewußtsein Gottes«, 1906. Es versteht sich von selbst, daß Drews nur soweit herangezogen wird, als seine Aussagen sich inhaltlich mit Jathos Verkündigung decken; die Christusmythe im engeren Sinne, die Jatho ausdrücklich abgelehnt hat, bleibt hier gänzlich aus dem Spiel. Auch wird, aus Gründen der Objektivität, Drews überall, wo er benutzt wird, mit Namen genannt werden.

Was hiernach zunächst ins Auge fällt, ist eine Reihe von charakteristischen Punkten, an denen die Stimmführer der neuen Bewegung das Beispiel der »Reden« mit gutem Grunde für sich in Anspruch nehmen können.

Der erste Punkt ist der Wunderbegriff. Wenn die neue Religion, wie wir überall lesen, mit der entschlossenen und unverhüllten Preisgabe des supranaturalen Wunders beginnt, so steht sie im Schutz und Schatten Schleiermachers; denn die »Reden« erklären ausdrücklich, daß das Wunder ein ausschließlich religiöser Begriff ist, der in der weltwissenschaftlichen Begriffsbildung weder Sitz noch Stimme hat. »Jede, auch die allernatürlichste Begebenheit, sobald sie sich dazu eignet, daß die religiöse Ansicht von ihr die herrschende sein kann, ist ein Wunder.« Modern gesprochen: Das Wunder ist kein Erkenntnisbegriff, sondern ein Wert-

*) Vergl. Großmann a. a. O. S. 468 u. 471 ff.



begriff aus dem Gesichtspunkt der Religion, der die Naturbestimmtheit des beurteilten Objekts nicht aufhebt, sondern geradezu voraussetzt. Daß diese Naturbestimmtheit des näheren keine ausschließlich oder auch nur vorherrschend physikalische ist, daß neben und über den meßbaren Wirkungen der physisch-mechanischen Kausalität die unmeßbaren und unermeßlichen Wirkungen des Geistes und der Kräfte stehen, ist eine sehr wichtige Determination, die zwar keineswegs von allen Bekennern der neuen Religion, aber, so weit ich sehen kann, doch von den meisten — von Drews bestimmt, von Jatho nahezu bestimmt — geteilt wird.

Der zweite Punkt ist der Jenseitsglaube. Auch hier steht die neue Bewegung im großen und ganzen auf Schleiermachers Schultern. Mindestens so weit es sich um die Freigabe des persönlichen Unsterblichkeitsglaubens handelt. Schleiermacher hat in den »Reden« — zwar nicht, wie ein Teil der Neueren, die individuelle Fortexistenz der Seele nach dem Tode geradezu geleugnet; noch weniger hat er daran gedacht, diese Negation nun seinerseits zu einem Dogma zu erheben, womöglich zum Grunddogma der befreiten Religion. Aber darüber hat er freilich keinen Zweifel gelassen, daß er für seine Person dieses Glaubens nicht mehr bedürfe, daß er Größeres, Höheres kenne: das helle Gefühl des Ewigen in der Zeit, das, wie die »Monologen« hinzufügen, sich zum überlieferten Jenseitsglauben verhält, wie das Zeitlos-Überzeitliche zum Nach- und Hinterzeitlichen. »Mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in einem Augenblick, das ist die Unsterblichkeit der Religion.«

Ewig sein in jedem Augenblick! Ich glaube, daß Jathos Totenfestbetrachtung auf gleichem Hintergrunde ruht. Es ist mir aber auch begegnet, daß dieser große und kräftige Gedanke von Jathofreunden in einer Weise verödet worden ist, die jede Berufung auf Schleiermacher ausschließt. Wenn nämlich der Verzicht auf den Jenseitsglauben mit den Freireligiösen so formuliert wird, daß es heißt:

> Macht hier das Leben gut und schön;
> Kein Jenseits gibts, kein Wiedersehn. —

Das ist eine Karikatur, in der sich lediglich das religiöse Unvermögen und außerdem noch das Philistertum, aber niemals der Genius Schleiermachers ausspricht.

Den dritten Punkt bildet die Erweichung des Offenbarungsbegriffs. Auch hier ist Schleiermacher zweifellos der charakteristische Vorläufer der Modernen, wenn er den Biblizismus freigibt, das religiöse Subjekt auf den Leuchter stellt und jede neue und ursprüngliche Anschauung des Universums für eine Offenbarung erklärt. Gleichwohl unterscheidet er sich von ihnen auf eine nicht zu übersehende Art durch die prinzipielle Annahme von Offenbarungsmittlern, die Drews geradezu für tötlich, Jatho für mindestens sehr überflüssig und überwiegend störend hält. Schleiermacher dagegen erklärt, schon in den »Reden« von 1799, auf die wir uns hier allein beziehen, daß jeder Mensch, wie hoch und frei er sonst auch dastehe, in der Tat eines solchen Mittlers bedürfe, der seine Religion aus dem Schlummer wecke und ihr die erste Richtung gebe. Ein höchst bedeutsamer Unterschied auf breiter gemeinsamer Gedankenbasis! Von solchen richtunggebenden Mächten wissen unsere Neueren nichts. Sie folgen ausschließlich dem eigenen Sinne, selbst auf die Gefahr, daß Phantasie zur Phantastik wird. Wie Schleiermacher selbst es mit scharfem Tadel in der dritten Rede beschrieben

hat. »Ein leichtes abwechselndes Spiel von schönen, oft entzückenden, aber immer nur zufälligen und ganz subjektiven Kombinationen genügt ihnen und ist ihr Höchstes; ein tiefer und innerer Zusammenhang bietet sich ihren Augen vergeblich dar.« Mit anderen Worten: Schleiermachers Religion ist kontrollierter Individualismus; die Religion unserer Modernen will unkontrollierter Individualismus sein. Die praktischen Folgen sind eminent: bei kontrolliertem Individualismus ist religiöse Gemeinschaft möglich, beim unkontrollierten hört sie auf und verfällt der Atomistik des Subjektivismus.

Der vierte Punkt ist vielleicht der klarste. Es ist die Forderung der Toleranz, in Kraft und im Namen der Religion. Hier ist die Berührung eine vollkommene. Schleiermachers Religion ist wirklich die erklärte »Feindin aller Pedanterie und Einseitigkeit« und ganz auf den Begriff der Duldsamkeit gestellt. »Wer wirklich Religion hat, muß sich bewußt sein, daß die seinige nur ein Teil des Ganzen ist, daß es über dieselben Gegenstände, die ihn religiös affizieren, Ansichten gibt, die eben so fromm sind und doch von den seinigen gänzlich verschieden.« Daß ein Teil der Neueren, Drews voran, inzwischen schon wieder fanatisch geworden ist, darf uns nicht an dem Bekenntnis hindern, daß die Wege, die Jatho beschritten hat, Schleiermachersche Wege sind, und daß seine Nachfolge Schleiermachers hier wirklich echte Jüngerschaft ist. Ein feiner Unterschied bleibt freilich auch hier; aber man muß ihn schon suchen, um ihn zu finden: Schleiermachers Duldsamkeit ist sehr genau von Indifferenz unterschieden; bei Jatho droht beides zusammenzufließen und fließt tatsächlich oft genug zusammen.

Der fünfte Punkt betrifft den Verzicht auf den persönlichen Gottesbegriff. Schleiermacher für seine Person hat auf den persönlichen Gott verzichtet und die ganze Fragestellung: persönlich oder unpersönlich in den Hintergrund geschoben. Er suchte den lebendigen Gott und bedurfte dazu des persönlichen nicht. Die Neueren sind hierin auf seiner Spur — soweit sie den Lebendigen suchen, der über die Welt erhaben ist, und nicht nur, wie ein Teil von ihnen, auch Jatho an verschiedenen Stellen, das immanente Gesetz der Welt und des Lebens. Endlich tritt an diesem Punkte noch einmal hervor, was schon oben bemerkt wurde und von allen fünf Punkten gilt: Bei aller sachlichen Identität unterscheiden die Neueren in der Form sich darin sehr stark von Schleiermacher, daß sie aus seinen Freiheiten Gesetze, aus seinen Folgerungen Voraussetzungen, aus seinen Möglichkeiten Notwendigkeiten machen, und daß sie das, was er in den Hintergrund schob, wie die Frage nach dem persönlichen Gott, ihrerseits in den Vordergrund stellen.

Geht man von hier aus methodisch fort, so decken weitere wichtigste Fragen die Tiefe des sachlichen Gegensatzes auf. Zuerst die Frage nach dem Wesen der Religion. Was ist Religion? Schleiermacher antwortet: Ergriffensein. Ergriffen wovon? Von der Anschauung des Universums. Das heißt, wie die weiteren Erklärungen zeigen, von der Gegenwart des Unendlichen im Endlichen, die durch innere Anschauung erfaßt wird. Der Gipfel und Höhepunkt dieser Anschauungen ist die Wahrnehmung des Unendlichen im eigenen Ich. Sie ist die Blüte und Geburtsstunde alles Lebendigen in der Religion. Aber auch in dieser innigsten



Erfahrung hört das Unendliche nicht auf, das eigentlich Handelnde zu sein und von dem erlebenden endlichen Subjekt als das Gegenbild und das Gegenspiel seiner eigenen Kraft empfunden zu werden. Darum sind schon nach den Reden von 1799 Ehrfurcht und dankbare Abhängigkeit die religiösen Grundgefühle, von denen sich niemand dispensieren darf.

Die Neueren geben das grundsätzlich zu. Jatho hat Stellen in seinen Bekenntnissen, die ganz in diese Stimmung getaucht sind und sie mit erquickendem Leben erfüllen. Blättert man dann ein paar Seiten weiter, so findet sich plötzlich das Gegenteil. Da ist der Mensch aus dem Gottgeschöpf ganz unvermittelt ein Gottschöpfer geworden. Mehr noch: Gott stirbt; er muß ihn erwecken. Man vergleiche die Andacht: Trauer um Gott (S. 204 ff.). Vor was für Abgründen stehen wir! Welche Prometheusphantasien werden uns plötzlich zugemutet von jener ungeregelten Art, Religion zu haben und zu bekennen! Das Endliche, das das Unendliche schafft, und, wenn es stirbt, zum Leben erweckt — wo ist da die Schleiermachersche Religion? Spricht hier nicht jene geraubte Gottähnlichkeit, die Schleiermacher aufs schärfste verurteilt? Der gewaltige Unterschied ist klar. Schleiermacher sagt: Religion ist Ergriffensein von der ichschöpferischen Kraft des Göttlichen. Die Neueren fügen dem hinzu: und von der gottschöpferischen Kraft des eigenen Ich.

Die zweite hier zu erörternde Frage ist die nach dem Wesen des Göttlichen. Schleiermachers Antwort ist klar. Das Göttliche ist das Geistig-Lebendige, das Sinn- und Gedankenreiche in den Erscheinungen, das Sonnen- und Seelenhafte in den Dingen. »Den Weltgeist zu lieben und freudig seinem Wirken zuzuschauen ist das Ziel unserer Religion.« Und die Neueren? Drews sagt bekanntlich mit Hartmann: das Göttliche ist das Unbewußte. Jatho sagt: das Gährende, das aus dem Chaos zum Kosmos strebt, aus dem Kosmischen ins Chaotische zurückfällt, und im menschlischen Geist zu sich selber kommt. Von einer Selbstvollendung Gottes im Menschen reden sie beide, Drews und Jatho. Schleiermacher hat keinen Ton davon. Er kennt nur den umgekehrten Prozeß, die Selbstvollendung des Menschen in Gott. Das macht: für ihn ist das Göttliche mit derselben naturhaften Sicherheit, mit der er es als das Geistige anschaut, zugleich das Ewig-Unwandelbare; für die Neueren ist es in dem Maße, in dem sein Urkern fraglich geworden ist, das Ewig-Bewegliche und Fließende geworden.

Die dritte, hier anzuschließende Frage ist die nach der Weltstellung des Göttlichen. Sie ist von ganz besonderem Gewicht, weil Schleiermacher bekanntlich Gott und Welt so eng zusammengerückt hat, daß er geradezu sagen konnte, die religiöse Spekulation über den außerweltlichen Gott sei nur leere Mythologie. An dieser Aussage ist nicht zu rütteln, sie darf auch nicht gemildert werden; denn sie entspricht, wie andere Zeugnisse beweisen, der innersten Gesinnung des Redners. Also wären unsere Modernen an dem umstrittensten Punkt ihres Denkens echte Schleiermacherschüler? Daß sie es wären! Sie sind es nicht. Sie sind es so weit, als sie erklären, die Welt könne nicht außer Gott gedacht werden und ebenso wenig Gott außer der Welt. Gott und Welt gehören zusammen. Fragt sich nur, wie sie zusammengehören. An diesem Wie hängt das Schicksal der Religion. Nach Schleiermacher muß

es heißen: wie die Kraft zur Erscheinung, oder wie das Licht zur durchsichtig-beleuchteten Fläche. Immer wieder hat er betont, daß das Göttliche in der Religion als das ausschließlich Handelnde und Wirksame erscheine. »Gott kann in der Religion nicht anders vorkommen als handelnd.«

Und unsere Modernen? Sie geben es zu. Auch Drews kann sagen und hat gesagt: Gott und Welt verhalten sich gegeneinander wie Grund und Folge, Ursache und Wirkung; nur daß die Ursache restlos in der Wirkung steckt. Aber unmittelbar dahinter findet sich der höchst erstaunliche Satz, daß Gott und Welt sich vielmehr zu einander verhalten wie die Möglichkeit der Welt zu ihrer Wirklichkeit.*) Der Weltgrund, der keines anderen bedarf, ist zur Weltmöglichkeit herabgesunken, die nahezu aller Dinge bedarf, um zur Weltwirklichkeit zu werden. Und das ist der eigentliche, im Begriff des »konkreten« Monismus enthaltene Standpunkt, den Drews vertritt. Die Weltentwicklung ist die sichtbare Selbstentwicklung Gottes. Das ist doch wohl auch Jathos Meinung, wenn er nicht müde wird, Gott als die »Wirklichkeit und Allseitigkeit des Lebens« (S. 60) zu preisen, wenn er Gott und Welt wie Knospe und Blüte nebeneinander stellt (S. 187), und wenn er weiterhin sagen kann, daß Gott nur ein religiöser Name sei für das, was wir in Wissenschaft und Erfahrung als Welt bezeichnen. (S. 36)

Fassen wir das Verhältnis zusammen, so ergibt sich folgendes: Schleiermacher sagt mit den Modernen: Gott und Welt **gehören** zusammen. Die Modernen folgern daraus gegen Schleiermacher, daß Gott und Welt **zusammenfallen**. Eine unheilbare Dissonanz! Wir können uns auch so ausdrücken: **Auf der gemeinsamen Basis der absoluten Innerweltlichkeit Gottes lehrt Schleiermacher eine gottabhängige Welt, die Neueren einen weltabhängigen Gott.**

Die vierte Frage ist wieder leichter, aber nichts weniger als zweiten Ranges. Es ist die Frage nach den **Erscheinungsformen des Göttlichen** in der Welt. Jatho stellt alle auf eine Fläche. »Gleich nahe stehen dem Herzen des Frommen die Welt der Natur und die Reiche des Geistes« (S. 106). Gleich nahe? Der fröhliche Glaube Jathos entzündet sich vornehmlich an der Natur, und seine Freude ist sogar mit einem vielfach explodierenden Unwillen über die Geschichte vermischt. Naturschilderungen grandiosester Art, vom Feuer lebendigster Religion durchleuchtet, sind der Schmuck und die Krone des Jathoschen Büchleins. Fast kümmerlich steht daneben die Natur in Schleiermachers »Reden«. Weder ihre Schrecknisse noch ihre Schönheiten, von denen Jatho so mächtig redet, sollen den religiösen Sinn affizieren, sondern zunächst einmal ihre Gesetze, stärker noch ihre Anomalien, am stärksten das, was den Gedanken der Vorsehung und Fürsorge erweckt. Aber selbst in dieser Beschränkung soll die Natur nur »Vorhof« sein. Schleiermacher baut die Erscheinungen des Göttlichen nicht, wie Jatho, in einer Fläche, sondern in Terrassen auf. Da wird es klar: die eigentliche Schule der Religion ist nicht die Natur, sondern das geistig-geschichtliche Leben. »Geschichte im eigentlichen Sinn ist der höchste Gegenstand der Religion; mit ihr hebt sie an und endigt mit ihr.« Also auch hier ein greifbarer Gegensatz: **Der Hebel der Schleiermacher-**

*) »Die Religion als Selbstbewußtsein Gottes«. S. 113 f.



ſchen Religion iſt die *Anſchauung des Geiſtes*; der Hebel der *Religion der Modernen* iſt die *Anſchauung der Natur*. Ich ſage: der Hebel; durchaus nicht das Ganze: aber auf den Hebel kommt es hier an.

Die fünfte und letzte Frage iſt die nach dem *Weſen des Chriſtentums*. Was iſt das Weſen des Chriſtentums? Die »Reden« erklären: ein Doppeltes. Das erſte und Grundlegende iſt die Überzeugung von der »Verderblichkeit*) alles Großen und Göttlichen in den menſchlichen und endlichen Dingen«, und, im Zuſammenhange damit, die Anſchauung, daß jeder Moment religiöſer Leere ein minderwertiger Zuſtand iſt, den wir zu überwinden haben. Wie überwinden wir ihn? Nicht aus eigener Kraft, ſondern mit Hilfe eines Mittlers, der den erloſchenen Funken des Göttlichen in unſerer Seele neu entzündet und womöglich zur dauernden Flamme entfacht. Das iſt der zweite entſcheidende Gedanke: *Erhebung zu religiöſer Beſtändigkeit durch fremde, überlegene Kraft*. Die nähere Beſtimmung dieſer Kraft iſt eine Frage zweiter Ordnung. Unzweifelhaft iſt Chriſtus eine der vorzüglichſten unter ihnen; iſt er doch »der erhabene Urheber des Herrlichſten, was es bis jetzt gibt in der Religion«: aber »nie hat er behauptet, der einzige zu ſein«. *Der erſte iſt er: der einzige nicht.*

Und die Modernen? Sie kennen Erlöſung nur unter der völlig veränderten Form der *Selbſterhebung aus eigener Kraft*. Jatho nicht minder beſtimmt als Drews. »Im Glauben an die ewige Jugendkraft des Lebens, im Kampf mit dem trägen Beharren und Raſten auf ererbtem Gut erlöſt der Menſch ſich ſelbſt von den Banden ſeiner Schuld, wird er ein Chriſtus ſeiner eigenen Seele« (S. 53). Und der hiſtoriſche Jeſus? Wird, ſoweit er nicht in der Mythe verſinkt, eine »fließende Größe«, eine problematiſche Erſcheinung, die ſelber erſt erlöſt werden muß. »Erlöſung dem Erlöſer!« *Der für Schleiermacher der erſte war, iſt für die Neuen der letzte geworden und wird erſt nachträglich wieder ein erſter als — Symbol des ſelbſtſchöpferiſchen Ich.*

Kann ſich die neue religiöſe Bewegung hiernach noch auf Schleiermacher berufen? Wir haben ein Doppeltes gefunden: zuerſt fünf Punkte, an denen ſie ſich, bei materieller Übereinſtimmung mit Schleiermacher, durch gewiſſe formale Akzentverſchiebungen gleichwohl bedeutſam von ihm *unterſcheidet*; ſodann fünf Punkte, an denen ſie ſich durch Zuſätze und Weglaſſungen zentralſter Natur ſachlich von Schleiermacher *trennt* und deſſen Gegenpoſten beſetzt. Nimmt man hinzu, daß die letzten fünf Punkte die eigentlich kritiſchen Punkte ſind, d. i. die Punkte, um die gegenwärtig der Kampf am ſchärfſten und heftigſten ſpielt, ſo kann das abſchließende Urteil nach Lage der Dinge nur verneinend ſein. Der Verſuch, die neue religiöſe Bewegung durch Schleiermachers »Reden« zu decken, iſt objektiv inkorrekt; denn er kann ſich zwar auf Gründe ſtützen, aber nicht auf einen Grund, der die Gründe trägt und zur inneren Einheit zuſammenſchließt. Selbſt die Stimmung, das ſtärkſte Band, an das man mit Recht immer wieder erinnert, kann den neuen Bund nicht tragen. Die Religion der »Reden« iſt die Religion des Ernſtes und der ſtarken Verantwortlichkeiten. Die neue Religion iſt das zweifellos auch; aber daneben iſt ſie zugleich, wie Jathos Beiſpiel deut-

*) Verderblichkeit: das heißt nicht die Fähigkeit, Verderben zu ſtiften, ſondern die ...it, verdorben zu werden.

lich zeigt, die Religion des heiteren, sorglosen Spiels mit schönen und schwebenden Empfindungen. Davon weiß Schleiermacher auch nichts. Im Gegenteil: die Stimmung der Reden ist »Wehmut« — stark und still getragenes Leid über die Schranken religiösen Durchdrungenseins auch in dem besten, begnadetsten Leben. Der fröhliche Glaube kennt das nicht, weil er, wohin sein Auge sieht, nur Gutes und Gottbegabtes findet und einen Optimismus bekennt, der für das Stumpfe und Gott-nicht-Besitzende weder Raum noch Namen hat.

Nachrichten und Mitteilungen.

Der 16. internationale Orientalistenkongreß in Athen. In der Osterwoche hat der 16. internationale Orientalistenkongreß in Athen getagt; und mit bemerkenswertem Geschick haben die Arrangeure des 75jährigen Jubiläums der Universität Athen diese Feier mit dem Kongreß vereinigt, wodurch Glanz von dem einen Feste auf das andere geworfen wurde. Athen liegt zwar nur an der Pforte des Orients, aber seine Gastlichkeit war orientalisch; gewiß sind niemals westliche Gelehrte mit größerer Liebenswürdigkeit und mit mehr Glanz empfangen und bewirtet worden als in der Hauptstadt des neuen griechischen Reiches. Die Festlichkeiten sind kaum aufzuzählen: Empfänge für sämtliche Kongreßbesucher und Delegierten in der Aula der Universität und in dem prächtigen Aktaionhôtel durch den Rektor Lambros, in den verschiedenen archäologischen Instituten Deutschlands, Englands und Nordamerikas und last not least bei Frau Schliemann. Auserwählte wurden auch zu Hof und in die Gesandtschaften geladen. Das Königliche Theater bot den Ödipus von Sophokles in der neugriechischen Übersetzung von Vlachos und zwei prächtige lebende Bilder. Ein Ausflug nach Eleusis vereinigte die Kongressisten in den wunderbar gelegenen Tempel; die Studenten luden in das Zappeion, und das Stadion öffnete seine gewaltigen Sitzreihen für sportliche Veranstaltungen zu Ehren der Gäste. — Ungefähr 800 Delegierte und Kongressisten waren nach Athen gekommen. Deutschland war die bei weitem am stärksten vertretene Nation, wie es auch bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde am meisten geehrt wurde, indem unter ungefähr 90 Ehrendoktoren 39 Deutsche und Deutschösterreicher ernannt sind.

Bei der Fülle der Veranstaltungen, dem Reichtum der athenischen Sehenswürdigkeiten und der Pracht der attischen Natur kam die Wissenschaft aber durchaus nicht zu kurz. Wenn auch keine epochemachenden wissenschaftlichen Entdeckungen und Arbeitsresultate in den allgemeinen Sitzungen und in den Sektionen mitgeteilt wurden, so fehlten doch die wichtigen und interessanten Vorträge nicht; in einigen Sektionen: der indogermanischen, der byzantinischen, der indologischen und der semitischen, welche sowohl Assyrisch-Babylonisches wie Bibelforschung umschloß, wurde sogar mit außerordentlichem Fleiß gearbeitet. In den genannten Sektionen waren stets zwischen 20 und 40 Sektionsmitglieder anwesend, und fast nach jedem Vortrag gab es interessante Diskussionen. Der Hauptzweck eines Kongresses, der Gedankenaustausch zwischen Gleiches oder Ähnliches erstrebenden Gelehrten, kam in- und außerhalb der Sektionssitzungen in vollstem Maße zum Ausdruck.

Es kann selbstverständlich aus den Verhandlungen des 16. Orientalistenkongresses, der in 11 Sektionen zerfiel und an fünf oft 10 Minuten Wegs auseinander liegenden Stellen tagte, nur ganz lückenhaft referiert werden; auch mußte sich selbstverständlich der Berichterstatter vorbehalten, nur das, was er selbst gehört hatte oder wovon er durch Einsicht in die Résumés Kenntnis erlangen konnte, in sein Referat aufzunehmen. So wird dieses Referat natürlich auch das wiederspiegeln, wofür der Referent sich selbst interessiert hat. Was er aus der ihm gänzlich fremden indologischen Sektion mitteilt, hat für ihn der liebenswürdige Schriftführer derselben ausgezogen. Aus einigen, sicher auch sehr fleißigen Sektionen z. B. für Ägyptologie, äußerster Osten, Islam, ist ihm nichts, oder fast nichts zu Ohren gekommen. — Über die Eröffnungsfeier in dem von der Natur an



diesem Tage mit den herrlichsten Farben geschmückten Parthenon und von den Festsitzungen für das Universitätsjubiläum kann an dieser Stelle geschwiegen werden, da die Tageszeitungen darüber berichtet haben.

In den öffentlichen Sitzungen begann Franz Boll (Heidelberg) mit einem Vortrag über den ostasiatischen Tierkreis im Hellenismus. Schon Scaliger hatte aus Marco Polo und Manilius, und später dann Alexander von Humboldt aus der von Bianchini 1705 gefundenen griechisch-ägyptischen Marmortafel vermutungsweise den Schluß gezogen, daß der Kreis der 12 Tiere, der bei den Chinesen und in ganz Ostasien zwölf aufeinanderfolgende Zeiteinheiten bedeutet, Beziehungen zu dem Hellenismus aufweise. Neue, sowohl literarische wie monumentale, Funde bestätigten dann seit 1900 die Zusammengehörigkeit des hellenistischen Dodekaoros mit dem ostasiatischen Zyklus, in dem Ostasien so durchaus fremde Tiere wie der Affe und das in Ägypten heilige Krokodil vorkommen. In China tritt der Zyklus erst im 1. Jahrhundert n. Chr. auf. Wahrscheinlich ist er und zwar aus babylonischen und anderen Elementen im Hellenismus entstanden, wo eine hellenistische Zahlenmystik und das erste Auftreten der siebentägigen Planetenwoche bei Petosiris im 2. vorchristl. Jahrhundert konstatiert werden kann, und ist über Turkestan nach China gelangt. — August Heisenberg (München) gab eine neue Erklärung des Sarkophages 174 im Lateranischen Museum, aus dem Schlüsse über die Bauten um das heilige Grab in Jerusalem gezogen werden können. Der figürliche Schmuck dieses Sarkophages ist nach hellenistischen Mustern gearbeitet; auf der Langseite weist er kleinasiatischen Einfluß auf, während die beiden Schmalseiten, in genauerer Weise als bisher erkannt, Bauten aus dem Jerusalem des 4. Jahrhunderts zeigen. Im 7. Jahrhundert ist diese Anordnung der konstantinischen Bauten am heiligen Grabe gründlich geändert worden. Die römischen Bildhauerateliers des 4. Jahrhunderts arbeiteten ganz unselbständig nach östlichen, kleinasiatischen und syrischen Vorlagen.

Der bekannte französische Sinologe Ed. Chavannes behandelte mit Lichtbildern Grabskulpturen und buddhistische Skulpturen in Nordchina nach bei seinen letzten erfolgreichen Reisen gemachten Photographien. Dabei machte er auf Probleme und Analogien aufmerksam, die zwischen chinesischen Monumenten einerseits und der mykenischen und sassanidischen Kunst andererseits bestehen. — Felix v. Luschan (Berlin) sprach über die Anthropologie Vorderasiens und suchte die alten Elemente der Bevölkerung Anatoliens und Syriens unter Ausscheidung aller später hinzugekommenen Rasseteile zu fixieren. Zunächst sind die wahren Nomaden d. h. die Turcomanen, Yuruks und Kurden zu studieren. Von letzteren sind 60 Prozent blond, dolichokephal, blau- oder grauäugig; sie sprechen heute noch arische Sprache. Dann haben sich in den längstschädeligen Sekten (Drusen, Maroniter usw.), die sich am unverfälschtesten erhalten, die Typen der hettitischen Monumente gewahrt. Die eingewanderten Semiten hatten kurze, kleine Nasen. Die Langnasen sind nicht Semiten, sondern gehören der primitiven Bevölkerung Kleinasiens und Syriens, den Hettiten uud ihren Alliierten, an. — Hubert Pernot (Paris) betonte die Wichtigkeit der experimentellen Phonetik für die neohellenistische Phonetik. Die Apparate lassen in der athenischen Aussprache Phänomene in Erscheinung treten, die bei anderen griechischen Dialekten als vollständig entwickelt erkannt sind. Der aktuelle attische Akzent ist ein Hochton mit einem Langton kombiniert, kein Intensitätsakzent. — Pater Jerphanion datierte die Wandmalereien von Tokali-Kilisse in Kappadocien in die Zeit des Nikephoros Botaniatis, da die Malereien von Tchaouc von ersteren abhängig und letztere laut Inschrift unter Nikephoros Phokas entstanden sind. — Nic. Balanos sprach über die Wiederherstellung des jonischen Porticus der Propyläen und J. J. Hess (Cairo) las die Selbstbiographie eines jetzt in seinen Diensten stehenden Beduinen, Muez aus dem Hima Darijah, vor, eines Kameldiebes und Räubers, der von dem Tag, wo er eine Flinte und ein Messer halten konnte, täglich auf Raub ausging, ein wahres Charakterbild des unmoveable East. — Den hochinteressanten und für die altarabische Grammatik höchst wichtigen Dialekt dieser ganz neuen Aufzeichnungen behandelte Hess in der islamitischen Sektion.

In der Sektion »Griechenland und Orient«, der Reisch (Wien) präsidierte, hielt Angelo de Gubernatis (Rom) einen Vortrag über den orientalischen Ursprung von vier griechischen Göttinnen: Aphrodite (die Schönste), Artemis (die Keuscheste), Athena (die Weiseste), Hera (die Mütterlichste). Er glaubt, daß diese Göttinnen in den vedischen Gesängen eine



einzige Gestalt waren, die auf den Wanderungen der Arier also vier Formen annahm. — Vincent Ussani (Palermo) sprach von Interpolationen bei Josephus (nicht von der berühmten Christus-stelle). Man suchte in späteren Zeiten den Text des Josephus z. B. mit Plinius in Übereinstimmung zu bringen. Der Vergleich des griechischen Textes mit der lateinischen Übersetzung des Hegesipp und mit der slavischen Übersetzung gibt Belege. Andere Interpolationen stammen aus Roman und Theater, so die Geschichte von Paulina und Mundus und von der Bestrafung der Isispriester. — Eine glückliche Textverbesserung machte Rev. J. P. Mahaffy (Dublin) bei Thukydides II, 40, wo er εὐτελείας in εὐκλείας ändert. Perikles konnte nicht gesagt haben: »wir suchen die Schönheit mit Einfachheit« bezw. »Sparsamkeit« angesichts von Goldelfenbeinbild und Parthenon, sondern »mit oder für unsern Ruhm«. — C. F. Lehmann-Haupt (Liverpool) sprach über Pheidon von Argos und sein Zeitalter, und Dem. Pappoulias (Athen) verfolgte das griechische Recht durch die von ihm aufgestellten 4 Perioden (altgriechische, hellenistische, byzantinische und nachbyzantinische) und hielt daran fest, daß das griechische Recht unter aller Fremdherrschaft stets seine Giltigkeit bewahrte. —

In der fleißig arbeitenden indologischen Sektion, in der Deutsche, Engländer, Italiener unter dem Vorsitz von Kuhn (München) ihre wissenschaftlichen Interessen vertraten, begann E. Kuhn mit einer dem Genius loci huldigenden, glänzenden Würdigung des bedeutenden griechischen Sanskritisten Demetrius Galanos (†1833). — Graf F. L. Pullè (Bologna) verwies auf alte Karten von Hinterindien, die u. a. in dem Palazzo della Signoria in Florenz aufbewahrt werden. — Carlo Formichi (Pisa) legte eine wichtige neue italienische Übersetzung des in der Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. verfaßten Buddhalebens (Buddhacarita) des Buddhisten Aśvagosha vor. — A. A. Macdonell (Oxford) berichtete von der Schenkung einer besonders reichen indischen Handschriftensammlung (6000 Nummern), die viele Unica an Alter enthält, an die Bodleiana in Oxford. — Rhys Davids (Manchester) berichtete über die Fortschritte des großen Palilexikons und der von ihm geleiteten Pali Text Society. — Otto Schrader (Madras) hat ein neues wichtiges Manuskript philosophischen Inhalts einer alten Sekte aufgefunden und bereitet eine Publikation desselben vor. — Der Würzburger Indologe Jolly legt aus einem neu gefundenen, sehr alten Werke wichtige Beiträge zur indischen Rechtsgeschichte Ehescheidung, Wechselrecht usw.) vor. — E. Hultzsch (Halle) bringt drei Reliefs in Bharhut in Parallele mit drei Jātakas, Legenden von den Wiedergeburten des Buddha vor seinem letzten Auftreten in dieser Welt, nach der Ausgabe von Fausböll. —

Auch in der byzantinisch-neugriechischen Sektion fand ein lebhafter Gedankenaustausch statt, der auch außerhalb der Sektionsarbeit in literarischen Gesellschaften Athens fortgesetzt wurde. Denn hier, in den privaten Unterhaltungen, spielte die bewegende Frage »Volkssprache oder Gelehrtensprache« eine große Rolle. — In den Sitzungen der Sektion hielt zunächst Albert Ehrhard (Straßburg) einen Vortrag über den Anteil und die Rolle der Orientalisten im Studium der byzantinischen Hagiographie. — In glänzender Weise schilderte Charles Diehl (Paris) den Fortschritt der byzantinischen Studien in Frankreich seit 1899, wo bereits Institute und Anstalten zum Studium der byzantinischen Kunst, Kultur und Philologie bestehen, die in Deutschland noch erstrebt werden müssen. Im Anschluß daran sprach er von der Notwendigkeit der Einrichtung byzantinischer Museen, woraufhin dann auch in der Schlußsitzung des Kongresses die Bitte an die griechische Regierung gerichtet wurde, sie möge in Athen ein Museum byzantinischer Altertümer errichten. — Sokrates Kugeas (Athen), ein sympathischer junger griechischer Gelehrter, hob den Anteil Ägyptens an dem Wiederaufblühen der klassischen Studien in Byzanz hervor, wobei auch ein materieller Grund mitspielte, nämlich, daß die Bücher aus Papyrus, dem aus Ägypten stammenden Material, auch dort geschrieben wurden. — Paul Maas (Berlin) fand einen christlichen, nach Vorbild der hellenistisch-heidnischen gebildeten Cultverein in einer Publikation von Papadopoulos-Kerameus: „Varia Anekdota". — Ahmed Zeki Pascha (Ägypten), der auch in einer Gesamtsitzung über den Anteil der Araber an der Pflege des griechischen Geistes gesprochen hatte, brachte in der byzantinischen Sektion eine geographische Lokalisierung der Legende von den Siebenschläfern in Griechenland vor. — In philologischen und literargeschichtlichen Spezialfragen nahmen noch Hesseling (Leyden), Carolides (Athen), Pernot (Paris) und der berühmte athenische Folklorist Politis das Wort. —



Außerdem ist noch wegen der Tragweite dieses Lexikons für die altgriechische wie für die neugriechische Sprache der Vortrag des bedeutendsten lebenden Neograecisten Georgios Hatzidakis über das große Wörterbuch der neuhellenischen Sprache zu erwähnen, das unter der Ägide der griechischen Regierung in Angriff genommen wird. Albert Thumb, der Straßburger Vertreter der vergleichenden Sprachwissenschaft, hat darauf den einstimmig angenommenen Antrag gestellt, dem auch die öffentliche Schlußsitzung des Kongresses beigetreten ist: »daß die Versammlung, in Erkenntnis der hervorragenden Bedeutug eines neugriechischen Lexikons, nicht allein für die neugriechische, sondern auch für die altgriechische Sprachgeschichte, und gerade im Anschluß an Hatzidakis' Ausführungen, an die griechische Regierung die Bitte richte, das Unternehmen so reichlich mit Geldmitteln zu unterstützen, daß die internationale Wissenschaft eine Vollendung desselben in möglichster Bälde erwarten könne.« Diese Bitte haben Vertreter der Neograecistik auch noch dem Ministerpräsidenten Venitzelos direkt vorgetragen.

In der ersten Sektion, Linguistik und indoeuropäische Sprachen, wurde bis zum letzten Nachmittag noch unter Leitung Bezzenbergers (Königsberg) gearbeitet, als alle anderen Sektionen schon Schluß gemacht hatten. Hier wurden namentlich Spezialfragen der vergleichenden Sprachwissenschaft behandelt. Ein weiteres größeres Interesse hatte der Vortrag Paul Kretschmers (Wien), der die Entwickelung der indogermanischen Sprachwissenschaft, ihre Methoden und Ziele in ausgezeichneter Weise schilderte.

Mit am fleißigsten arbeitete unter dem Vorsitz von Paul Haupt (Johns Hopkins-Universität) die Assyrisch-babylonische Sektion, mit der sich die alttestamentliche vereinigt hatte. Hier sprach u a. Seb. Euringer (Dillingen) über 6 unkanonische Verse, die sich an das Hohelied 8, 14 in den Ausgaben der armenischen Bibelübersetzung anschließen und, dunkel und aus dem Gedankengang des kanonischen Textes fallend, vielleicht als ein Fragment der nur in einem Bruchstück in der Pistis Sophia erhaltenen I. Ode Salomos anzusehen sind. Diese I. Ode könnte wohl einen Zusammenhang mit dem Hohenlied erstrebt haben.

Der Kopenhagener Valdemar Schmidt legte eine vor kurzem von der Glyptothek Ny-Carlsberg erworbene, lange vor 2000 v. Chr. entstandene chaldäische Statuette und ein ebendaselbst befindliches babylonisches oder unter babylonischem Einfluß entstandenes Relief in Photographien vor. — Der Vorsitzende der Sektion Paul Haupt identifizierte Bean (1. Makk. 5, 5) mit Chirbet Ma-in südlich von Hebron (Ma-in und Ma-on bedeuten Wasserstelle, Halteplatz), dem Ma-on des Alten Testaments. Amathitis (1. Makk. 12, 25) ist das Gebiet der alten Hauptstadt Galiläas bei den heißen Quellen (Hammoth) am See Genezareth; Arpad an gleicher Stelle ist Irpid oder Arbela am Westende des Genezareth. Die Tatsache, daß Hammoth in den Keilschriften und im Alten Testament die alte Hauptstadt Galiläas bezeichnet, sei von großer Bedeutung für die Frage der nichtsemitischen Abstammung Jesu! — Carl Clemen (Bonn) behandelte die Bedeutung der griechischen Nachrichten, namentlich des — zwar manchmal falsches berichtenden aber im Ganzen doch meist das richtige treffenden — Herodot, für unsere Kenntnis des Parsismus, d. h. des Mazdaismus, der Religion, die die Griechen und Juden bei den Persern kennen lernten. — Carl Bezold (Heidelberg) zeigte, daß die Quellen der für die Topik der babylonisch-assyrischen Astrologie in Frage kommenden Inschriften kritisch zu sichten sind. Die Vorläufer der griechischen Geoponika sind in der Keilschriftliteratur zu finden. In interessanter Weise beleuchtete Bezold an Texten, daß systematische Astrologie und Astronomie in der Assurbanipalbibliothek noch nicht vorkommt; es gibt hier nicht aus Prämissen Schlüsse, sondern ein gesehener oder erlebter Schluss bringt Prämissen. — Der englische Keilschriftforscher Rev. Johns sprach über einige wenig bekannte Könige von Kisch in Babylonien, welche in der 1911 von Pater Scheil veröffentlichten altbabylonischen Königsliste nicht stehen, sondern erst um den Anfang der Hammurabi-Dynastie anzusetzen sind. Über die historische Einreihung der genannten Königsliste sprach sodann in ausführlicher Darlegung Fritz Hommel (München). — H. Zimmern (Leipzig) wies auf die Fülle der Hymnentexte aus altbabylonischer Zeit in sumerischer Sprache und seine demnächst erscheinende Ausgabe der einschlägigen Texte des Berliner Museums, insbesondere einige Istar-Tamuz (Adonis)-Lieder hin, in denen u. a. die verstorbenen Könige von Isin mit dem verschwundenen und wieder zurückkehrenden Tamuz gleichgesetzt sind. — Morris Jastrow jr.

(Philadelphia) suchte aus den babylonisch-assyrischen Geburtsomentexten über Mißgeburten einen Zusammenhang mit der Entstehung der babylonisch-assyrischen Mißgestalten und Monstra zu konstruieren. — C. F. Lehmann-Haupt (Liverpool) sprach über den Stand des Corpus Inscriptionum Chaldicarum und konnte über die Vorarbeiten zu einer Ausgabe der von ihm auf der deutschen Expedition gesammelten chaldischen Inschriften sowie aller anderen bekannten (zusammen 188 Nummern), die von Photographien und erklärendem Text begleitet sein wird, berichten. — Derselbe sprach außerdem in dieser Sektion über Manasse, Chronik und Deuternomium. Der Chronist ist zwar »mangelhaft befähigt«, aber er hat gute Quellen. Er ist maßgebender über Manasse als das Buch der Könige. Er ist der Verfasser von »Esra und Nehemia« und benützte Nehemias Selbstbiographie Das deuteronomistische Buch der Könige wird dem Manasse nicht gerecht. Aus der politischen Lage Palästinas um die damalige Zeit, welches stets einmal Assyrien, das anderemal Ägypten preisgegeben war, und nur wenn diese Großmächte schwach waren, kräftig und selbständig sein konnte, läßt sich die Richtigkeit der Erzählung des Chronisten bestätigen. Ägypten hatte damals Interesse an der Hebung des jüdischen Pufferstaates. — Hubert Grimme (Münster) erkennt für den noch nicht richtig gedeuteten Städtenamen »Jerusalem« hettitischen Ursprung und denselben Wortstamm wie in dem Gebirgsnamen Solymos. Es hieße also »Gebirgsstadt«.

Ein Tagungsort für den nächsten Orientalistenkongreß konnte noch nicht bestimmt werden. Ein internationaler Ausschuß wird unter Cairo, Leipzig, Oxford, Cambridge, Amsterdam die Wahl treffen. — Alle Dankesworte, die am Schluß des so glänzend verlaufenen Kongresses gefallen sind, können dem nicht gerecht werden, was die Initiative die Tatkraft und die unermüdliche Arbeitskraft des Generalsekretärs des Kongresses, des Rektors der Universität Athen, Prof. Spyridion Lambros, geleistet hat. Ihm gebührt das Hauptverdienst an dem Gelingen dieser glänzenden Tage.

München. Max Maas.

*

Zur Erforschung des Erdinnern mit Hilfe elektrischer Wellen. Über interessante Versuche, die eine weitgehende Erforschung des Erdinnern versprechen, berichtet Dr. Löwy vom Physikalischen Institut der Universität Göttingen.*) Das die Hauptmasse des Erdinnern bildende Gestein ist für elektrische Wellen, wie sie in der drahtlosen Telegraphie angewandt werden, durchlässig. Nur diejenigen Schichten, welche den elektrischen Strom zu leiten imstande sind, gewähren den elektrischen Wellen keinen Durchgang und reflektieren sie in ähnlicher Weise, wie ein Spiegel die Lichtstrahlen zurückwirft; das sind einerseits Wassermassen und feuchte Schichten, andererseits Metalle und Erze. Da die Erdkugel fast vollständig von feuchtem Erdreich oder von Wasserflächen bedeckt ist, werden elektrische Wellen, die von der Erdoberfläche ausgesandt werden, nicht in die Erde eindringen können. Nur an ganz besonders trocknen Stellen der Erdoberfläche, nämlich den Wüsten, ist dies möglich. Wenn man hier vermittelst eines Gebeapparats für drahtlose Telegraphie Wellen in die Tiefe sendet, so wird man unterirdische Wasser- oder Erzmassen erkennen können durch die an ihnen stattfindende Reflexion. Die zurückgeworfenen Wellen treten nämlich dann mit den ausgesandten in Interferenz, ebenso wie dies bei Lichtstrahlen der Fall ist. Und ob man Wassermassen oder Erzlager unter sich hat, das werden in den meisten Fällen die Geologen voraussagen können.

Der Nachweis der Brauchbarkeit dieser Methode mußte nun durch das Experiment erbracht werden. Um aber die schwierige Expedition in die Wüste zu vermeiden, wandte Dr. Löwy einen einfachen Kunstgriff an, er begab sich mit seinen Apparaten in ein tiefes trocknes Kalibergwerk, sodaß er nunmehr die wässrige und infolgedessen undurchlässige Erdoberflächenschicht über sich hatte. Es gelang nun in der Tat, durch trockne Gesteinschichten von etwa 1800 m Dicke hindurchzutelegraphieren und die an den nunmehr über ihm liegenden feuchten Schichten stattfindende Reflexion durch die Interferenzerscheinungen zu erkennen.

Die Frage, ob es möglich sein wird, durch das Erdinnere hindurchzutelegraphieren — Löwy hält es für wahrscheinlich — läßt sich erst entscheiden, wenn man an mehreren Stellen der Erde unterirdische Stationen eingerichtet haben wird. Solche systematischen Versuche würden uns voraussichtlich wichtige Aufschlüsse über den Zustand des Erdinnern geben.

*) Physik, Zschr. 12, S. 1001.



Jedenfalls kann man die zunächſt näherliegende Frage, die Auffindung unterirdischen Wassers in der Wüſte, bereits als gelöſt betrachten. Somit wäre also die sagenumwobene Wünschelrute mit Hilfe der modernſten Wissenschaft Ereignis geworden. F. K.

*

Der 8. Internationale Kongreß für angewandte Chemie findet vom 4. bis 13. September ſtatt. Die Eröffnungsversammlung wird am 4. September unter dem Vorsitze des Präsidenten der Vereinigten Staaten in Washington abgehalten werden, die geschäftlichen und wissenschaftlichen Gesamt- und Abteilungssitzungen dagegen sollen in New York ſtattfinden. Ehrenvorsitzender iſt Edward W. Morley, Vorsitzender William H. Nichols. Der Preis der Mitgliedskarte beträgt 20 M., der Karte für Frauen von Mitgliedern 12 M. Die Anmeldungen zur Teilnahme an einer Fahrt nach dem Yellowſtone-Park müssen bis zum 15. Mai, zu einer andern Vergnügungsfahrt bis zum 15. Juni bei dem amerikanischen Ausschuß erfolgen. Alle Aufsätze, die gedruckt und auf dem Kongreß verteilt werden sollen, müssen bis zum 30. Juni bei dem amerikanischen Ausschuß eingereicht werden. Sekretär des deutschen Organisationsausschusses iſt Dr. B. Rassow in Leipzig, Stephanstr. 8. Für die Gesamtsitzungen sind u. a. die folgenden Vorträge angekündigt: George M. Beilby (Glasgow): Einige physikalische Ansichten über die Ansammlung der Moleküle in den Körpern; Gabriel Bertrand (Paris): Über die Rolle unendlich kleiner Mengen von Chemikalien in der Biochemie; Carl Duisberg (Elberfeld): Die letzten Leiſtungen und Probleme der chemischen Induſtrie; Giacomo Ciamician (Bologna): Die Photochemie der Zukunft. Ira Remsen hat das Thema seines Vortrages noch nicht mitgeteilt. — Außer den Sitzungen der einzelnen Abteilungen beabsichtigt der Ausschuß auch gemeinsame Sitzungen mehrerer Abteilungen zu veranſtalten, z. B. der für analytische Chemie mit der für pharmazeutische und der für Elektrochemie; oder es sollen zusammentagen die Abteilungen für anorganische, physikalische und Elektrochemie und Silikatinduſtrie; für Stärke, Cellulose und Papier und für Elektrochemie, Exploſivſtoffe und Gummi; für Elektrochemie, für anorganische Chemie und für Metallbearbeitung und Bergbau. Gegen 400 Aufsätze dürften zum Vortrage kommen. — Kurz vor dem Kongreß, am 2. und 3. September, werden die Jahresversammlungen des Vereins Deutscher Chemiker und der Society of Chemical Industry abgehalten werden.

*

Die Bayerische Gewerbeschau. Die Stadt München wird vom Mai bis Oktober des Jahres in ihrem auf der Höhe weſtlich der Theresienhöhe nächſt dem gewaltigen Nationaldenkmal der Bavaria malerisch gelegenen »Ausſtellungspark« eine imposante Überschau über das Gewerbe und Kunſtgewerbe aufnehmen, die unter dem Protektorate des Prinzregenten Luitpold ſtehende »Bayerische Gewerbeschau«. Ihre feierliche Eröffnung erfolgt programmäßig am 1. Mai. Das Gesamtbild der Ausſtellung wird sich von dem der »Ausſtellung München 1908« äußerlich nur wenig unterscheiden, da die sechs Prinz Ludwig-Hallen, die damals als Räume für die Unterbringung der Objekte dienten, wieder verwendet werden und nur deren innere Anordnung nach neuen Grundsätzen besorgt wurde.

Während 1908 das Innere aller Hallen durch zahlreiche Einbauten aufgeteilt war, sollen einzelne von ihnen, vor allem die Halle I, in ihrer ganzen imposanten Größe und ihrer gewaltigen bogenförmigen Überdachung zur Geltung kommen. Entsprechend der Absicht, der Ausſtellung den freundlichen Charakter eines Jahrmarkts zu geben, wird faſt allenthalben unter Verzicht auf die übliche Ausſtellungsarchitektur mit Pappen, Deckenverkleidungen und Putzsäulen lediglich mit dekorativen Mitteln gearbeitet, die dem provisorischen Charakter der Ausſtellung als eines Marktes entsprechen. Am Eingang der Halle I iſt ein ovaler Feſtraum zugerichtet, in dem die Eröffnung der Ausſtellung erfolgt. Von hier bietet sich ein imposanter, einheitlicher Fernblick über die ganze 126 m lange, 26 m breite Halle, die als Abschluß an der weſtlichen, gegenüberliegenden Querseite mit einem Kolossalgemälde der Bavaria mit acht Kindern (Symbol der acht Kreise des Landes) von Ferdinand Spiegel in Würzburg geziert erscheint. Auf eine Fläche von 6 m Durchmesser gemalt, iſt es von vornherein für ausreichende Fernwirkung in dem gewaltigen Raume berechnet. Ein balkonartiger Aufbau darunter mit Reſtauration bildet das Gegengewicht zu dem Feſtraum der Seite des Haupteingangs. Halle II ſteht zu Halle I in einem gewissen architektonischen Gegensatz. Sie

soll eine Basarſtraße, nach Art der japanischen, versinnbildlichen. Daher reihen sich hier längs eines breiten Ganges, ähnlich kleinen Kaufläden, Kojen aneinander, deren Zugänge von Auslageeinbauten flankiert werden. Mit einem Tor endigt diese Straße nach einem offenen Platz, der als offener Markt für irdenes Steingut- und Wirtshausgeschirr mit einer Abteilung für Kachelöfen im Hintergrunde arrangiert iſt. Das nördliche Seitenschiff iſt für die öffentliche Darſtellung verschiedenartigſter Werkſtättenbetriebe, des Kunſtdrucks, der Münzprägung, der Töpferei usw. abgetrennt, um dem großen Publikum auch einen Begriff von der Art und dem Werte der Arbeit durch lebendige Anschauung zu vermitteln. Der Gewölberaum der Halle II iſt von einem dichten Soffitenwerk bunter Tücher und Fahnen mit Gewerbezeichen und Aufschriften verhängt, wie überhaupt die farbig-bunte Fläche, das Ornament und das Bild hier eine besondere Rolle spielen, um den Eindruck einer Messe voll Leben und Bewegung hervorzubringen. Unter Leitung des Professors und Architekten Richard Riemenschmid, des Vorsitzenden des Künſtlerausschusses, iſt bei aller gefällig wirkenden Mannigfaltigkeit der inneren Ausſtattung der Hallen untereinander ſtets die leitende und zugleich die »Bayerische Gewerbeschau« von allen bisherigen Unternehmungen dieser Art grundsätzlich unterscheidende Idee zum Ausdruck gebracht, daß die Ausſtellung zugleich einen öffentlichen, großzügigen Markt darſtelle, auf dem die Besucher als Käufer zugleich unmittelbare und in dieser Hinsicht maßgebende Beurteiler sind. Alle Objekte, die sofort ersetzt werden können, werden von ihrem Standort weg im Detail verkauft.

Der volkstümliche Wurf, den die Ausſtellung hierdurch gewinnt, iſt ganz hervorragend geeignet, die Massen für ihr akademisches Ziel, die Veredlung des Gewerbes durch die Kunſt in allen Formen der Qualitätsgewerbe, zu begeiſtern. Es soll gezeigt werden, daß Gewerbe und Kunſtgewerbe ihrem Wesen nach zusammengehören, und daß dieses in jenes die Wurzeln seiner Kraft versenken müsse, daß dieses nicht im Gegensatz zur Arbeitsweise des Gewerbes, sondern aus ihr heraus seine Formen naturgemäß entwickle, daß dieses nicht als eine Welt für sich exiſtiere, sondern den Anschluß an die gewerbliche Elementarform, an den gereiften Stil der Maschine, des Apparates, suchen müsse. Das Handwerk von der unterſten bis zur höchſten Stufe soll dadurch, daß, dem Zeitgeiſt entsprechend, überall künſtlerische Gesichtspunkte neben dem praktischen Zweck zur Geltung kommen, auf jene Höhe gebracht werden, auf der es die vernichtende Konkurrenz der Großinduſtrie nicht zu fürchten hat. Nach dieser Hinsicht soll der Fortschritt der künſtlerischen Bewegung im Gewerbe und der Induſtrie Bayerns, die schon mit der Ausſtellung 1908 an derselben Stelle in München kräftig eingesetzt hat und eine innige Verbindung zwischen Kunſt und Kunſthandwerk anſtrebt, aufgezeigt werden. Insbesondere wurde darauf gesehen, daß das nicht selten durch originelle Motive und lokale Besonderheiten hervorragende Provinzgewerbe ausreichend vertreten sei. Wie in alter Zeit, wo die großen Künstler zugleich Handwerker waren, findet man bei den gewerblichen Betrieben der Kleinstädte noch eher den selbständigen Zug, der die Gewerbskünstler der Vorzeit auszeichnete.

Die Aufteilung der Plätze in den Hallen unter die rund 1100 Aussteller, unter denen außer bayrischen auch solche auswärtige sind, die von bayrischen Künstlern Entwürfe anfertigen lassen, ist beendet, so daß der Ausstellungskatalog schon binnen kurzem erscheint. Die bereits fertige Skizze über die A u f t e i l u n g d e r A u s s t e l l u n g s h a l l e n n a c h d e n M a t e r i a l g r u p p e n zeigt folgende Anordnung: in Halle I Wachswaren, Sattler- und Portefeuillewaren, Reiseartikel, Bureaubedarf, Holz-, Spiel- und Korbwaren, Metallwaren, Beleuchtungskörper, Gold- und Silberwaren; im daran geschlossenen Kirchenbau wird »Kirchliche Kunst« gezeigt. Halle II faßt Porzellan-, Töpferei- und Glaswaren; in der angebauten Halle IIa Buchbinderei, Musikinstrumente und die Ausstellung der Staatlichen Hochschulen. Halle III enthält Textilindustrie und Bekleidung, Halle IV Verlagsobjekte, Steindruck, Photographie, Halle V Möbelschreinerei, Dekoration, Tapezierarbeiten und Rahmenfabrikation, Halle VI wird als Lager- und Packhalle verwendet. Den betreffenden Abteilungen in den Hallen I und II, und zwar in deren mittleren Längslinien, wird auch eine »H i ſ t o r i s c h e A u s ſ t e l l u n g« angegliedert. Indem so einigen Ausſtellungsgruppen formvollendete Erzeugnisse früherer Epochen gegenübergeſtellt werden, wird zum Vergleich des gegenwärtigen Standes des Geschmacks und der Technik im Gewerbe Bayerns mit dem einſtigen herausgefordert, und in Vergessenheit geratene Herſtellungsarten

und im Volksbewußtsein wurzelnde Keime alter guter Tradition der Volkskunst werden wiederbelebt. Es handelt sich hierbei nicht um eine historische Kunstgewerbeausstellung im hergebrachten Sinne, sondern um ein belehrendes Nebeneinander, das seinen Zweck erfüllt hat, wenn die Gegenwart aus der Vergangenheit lernt und aus ihr in technischer Hinsicht Nutzen ziehen kann. Der historischen Kommission steht Direktor Dr. Hans Stegmann vom Bayerischen Nationalmuseum vor. Vornehmlich werden sich an diesen Darbietungen die Nürnberger Museen, die Domkapitel, Stifter und Kirchen beteiligen; im besonderen wird die in der Kirche zur Schau gestellte »Kirchliche Kunst« ein ziemlich vollständiges und in den Einzelobjekten glänzendes Bild ihrer Entwicklung in Bayern geben, und auch die historische Gruppe der Keramik wird zum ersten Male eine lückenlose Überschau über Gefäßformen und Gefäßdekoration in dem genannten Bereiche bieten.

Von den Veranstaltungen im Vergnügungspark wird vor allem das »Münchener Künstler-Theater« unter dem Direktor Georg Fuchs die Besucher anziehen. Es werden ein Schauspiel- und ein Operetten-Zyklus, außerdem einige Pantomimen im Lauf der Ausstellungszeit zur Aufführung gelangen. Jener wird eine Reihe von Stücken Calderons umfassen, darunter »Circe«, das am Eröffnungstage in Szene geht. Die Szenen- und Kostümentwürfe zu »Circe« von Professor Hierl-Deronco wurden von den »Werkstätten für Bühnenkunst HannsHummelsheim« ausgeführt, und insofern fügt sich die künstlerische Ausstatttung hier sowie in den andern vorbereiteten Stücken der »Bayrischen Gewerbeschau« organisch ein, als sie jeweilig eine von bayrischen Künstlern entworfene und von bayrischen Gewerbetreibenden ausgeführte Arbeit darstellt, welche die Leistungsfähigkeit heimischer Kunst und Industrie auf dem Gebiet des Theaterwesens veranschaulicht. Im Operetten-Zyklus wird »Die schöne Helena« in Reinhardtscher Einstudierung unter artistischer Leitung Alfred Halms aus Berlin das Hauptinteresse beanspruchen. Außer dem »Künstler-Theater« wird das Marionetten-Theater« Münchner Künstler nach seinem ruhmreichen Wanderzuge durch ganz Europa seit 1910 unter Leitung seines Begründers Paul Braun sich im Ausstellungspark niederlassen. Das Repertoir ist vielversprechend. Es wird das Faust-Puppenspiel in der alten Fassung, Goethe befeuerte, dann »Der Tod des Tintagiles« von Maeterlinck, Glucks komische Oper »Der betrogene Kadi«, »Die Nürnberger Puppe« vom Komponisten des »Postillon« A. Adam und ein japanisches Puppenspiel zur Aufführung gelangen. Aber auch die Jugend wird reichlich durch verschiedene Neueinstudierungen Pocci'scher Komödien auf ihre Rechnung kommen. Das Vergnügungskomitee der Ausstellung wird auch besonders darum bemüht sein, daß viel und gute Musik im Ausstellungspark gehört wird. Auch für alle Arten des Sports ist im Vergnügungspark ein eigenes Gebiet für Feste und Wettspiele nach bestimmten Terminen abgegrenzt.

Aus allen Gauen des Deutschen Reichs und auch mehrfach vom Auslande sind bereits Deputationen und Massenbesuche angekündigt. So wird der Niederösterreichische Gewerbeverein unter Führung seines Ehrenpräsidenten Geheimrats Dr. W. Exner, eines erprobten Bahnbrechers der gewerblichen Fortbildung und des gewerblichen Ausstellungswesens, eingeladen von der Stadt München, von dem bayerischen Industriellenverband und der bayerischen Gewerbeschau, in der Woche vor Pfingsten zu Gast erscheinen, und da zugleich auch der Deutsche Industriellenverband in München zum Studium der Ausstellung eintrifft, so wird sich zu diesem Zeitpunkte ein reges freundnachbarliches Festgetriebe aufrollen. Auf dem bei dieser Gelegenheit stattfindenden Kongreß der beiderseitigen Industriellen und Gewerbetreibenden werden von deutschen und österreichischen Vertretern wichtige Probleme der Volkswirtschaft behandelt werden. Außer der Ausstellung werden unter fachkundiger Führung das Deutsche Museum, dann die größeren städtischen Einrichtungen und bedeutsame industrielle Etablissements, u. a. eine Brauerei besucht. Ferner sind Festvorstellungen im Prinzregenten-Theater und ein Ausflug an den Starnbergersee geplant. Einen spezifisch landsmannschaftlichen Zug wird eine »Wallfahrt der Bayernvereine« zu Mitte Juli zeigen, zu der alle Bayernvereine des Auslands eingeladen sind. Aus der Schweiz, Österreich, Amerika usw. liefen die Anmeldungen so zahlreich ein, daß man mindestens auf 4000 ausländische Teilnehmer dieser Veranstaltung rechnen kann. Schon jetzt wird die Zahl der zur Zeit der Gewerbeschau tagenden Kongresse und Spezialbesuche offiziell auf 220 veranschlagt.

München. Karl Fuchs.



Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

6. Jahrgang, Nr. 9
Juni 1912

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf. — Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.

Erscheint jeden ersten Sonnabend im Monat. — Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstraße Nr. 36-41.

Francesco de Sanctis und die deutsche Geistesarbeit.

Von
Benedetto Croce.

Es gab in De Sanctis' Leben eine Zeit, wo er zu hervorragenden Deutschen wertvolle persönliche Beziehungen hatte; das waren die Jahre 1856—60, als er in Zürich Professor der italienischen Literatur war. Damals kam er mit Richard Wagner näher zusammen und unterrichtete Frau Wesendonk im Italienischen; in ihren Briefen sprechen beide von ihm als einem guten Bekannten. Jakob Burckhardt und Friedrich Theodor Vischer waren seine Kollegen an der Universität, Georg Herwegh und Jakob Moleschott seine Freunde und Schüler; und auch mit Marx, mit Mommsen und Köchly scheint er bekannt geworden zu sein. Zu jener Zeit, im Jahre 1858, veröffentlichte er auch in der Turiner Rivista contemporanea einen langen Dialog: »Schopenhauer und Leopardi«, angeregt hierzu ohne Zweifel durch einige dieser deutschen Bewunderer der damals noch wenig bekannten Schopenhauerschen Philosophie; es war die erste ernsthaft kritische Darlegung, die hier ein Ausländer von den Werken des Danziger Philosophen gab. Und Schopenhauer selbst wies in seinen Briefen an Lindner, von Doß und Asher frohlockend und mit großen Lobeserhebungen auf diesen Dialog hin, der beweist — so sagt er — »wie sehr dieser Italiener sich meine Philosophie angeeignet, und wie wohl er sie verstanden hat: er excerpirt nicht, wie die deutschen Professoren, namentlich Erdmann, meine Schriften, ohne wahres Verständnis und nach der Seitenzahl. Nein, er hat sie in succum et sanguinem vertirt . . .« Ja, mit zweifelhafter Ehrlichkeit versuchte sogar der Philosoph des blinden Willens seine Korrespondenten glauben zu machen, daß die Ironie, mit der der italienische Idealist auf die nicht eben festen Grundlagen des Gebäudes der Schopenhauerschen Metaphysik hinwies, etwas Nebensächliches, Äußerliches sei, zusammenhängend nur mit der politischen Parteistellung des Kritikers, eines liberalen Patrioten und Anhängers der »Giovane Italia«. In Wirklichkeit wäre De Sanctis von der Wahrheit des von ihm dargelegten Systems völlig überzeugt und ganz erfüllt von reinstem Enthusiasmus.

Zwischen Friedrich Vischer und De Sanctis bestand teils Widerstreit teils Übereinstimmung der ästhetischen Überzeugungen. Nicht nur der Begriff der Kunst war für jeden ein andrer, auch

Aus dem italien. Manuskript übersetzt.



über den Wert der italienischen Poesie urteilten beide ganz verschieden, und besonders über die Poesie Petrarcas, der für die geringschätzige Beurteilung der italienischen »Sonettenschmiede« gleichsam das Symbol geworden war. Daher hielt De Sanctis eine Vorlesung über Petrarcas Canzonensammlung, und betonte den Unterschied zwischen Petrarca und dem »Petrarkismus«, einer Entartung seiner Nachahmer, die er allerdings hier und da in ihren ersten Anfängen auch schon bei dem Dichter selber nachwies. Zugleich aber ließ er seine Hörer die durchaus originale Poesie des Canzoniere empfinden, mit dem zuerst Schwermut und zartes Phantasiespiel in die Literatur Europas einzogen. Vischer war ein aufmerksamer Hörer dieser Vorlesung, und — so schreibt De Sanctis in einem Brief aus Zürich vom 31. Dezember 1858 an einen Freund — »er ist mein Herold geworden und behauptet, Italien sei das Land des Enthusiasmus und der Beredsamkeit. Er habe nicht gewußt, daß die Kritik dort so vorgeschritten sei, und daß man die heimischen Dichter so unparteiisch beurteile. Er hatte in Petrarca nur den platonischen, leblosen Dichter der Tradition und des schlechten Geschmacks gesehen und gemeint, daß die Form bei ihm eine bloße Kristallisation sei. In der letzten Vorlesung, wo ich Lauras Bild gezeichnet habe, konnte auch Vischer mit Händen greifen, daß Laura kein bloßer Kristall ist.«

Mit Burckhardt pflegte De Sanctis lange Spaziergänge zu machen, und Spuren seines Einflusses lassen sich in den polemischen Bemerkungen erkennen, die der Verfasser der Kultur der Renaissance gegen Voigt richtet über die historische Bedeutung Petrarcas.

Trotz solcher persönlichen Beziehungen aber, trotz dieser nahen und teilweis sich widerstrebenden Berührung der neuen italienischen mit der fremden Kritik in Zürich, wo damals der beste Teil der aus ihren europäischen Heimatländern Verbannten zusammengekommen war, ist der Name De Sanctis den wissenschaftlich Arbeitenden in Deutschland kaum bekannt, sind seine Werke (fast sämtlich verfaßt oder in Buchform herausgekommen von 1866 bis 1874) ihnen gänzlich unbekannt, haben sie auf die literarischen Studien in Deutschland gar keinen Einfluß gehabt. Adolf Gaspary, ein tüchtiger deutscher Philologe, Verfasser einer Geschichte der italienischen Literatur, der in Neapel De Sanctis' Schüler gewesen war, versuchte in zwei, Band 53 und 54 von Herrigs Archiv erschienenen Artikeln ihre leitenden Gedanken zusammenzufassen und bekannt zu machen. Er stand jedoch an geistiger Begabung allzu sehr hinter De Sanctis zurück, um dessen tiefe idealistische Tendenzen verstehen zu können; seine Sympathie, sicherlich ein edleres geistiges Bedürfnis verratend, blieb doch da, wo sie dem eigentlichen Ideengehalt nachging, zu sehr an der Oberfläche. Eine Deutsche, die durch Gasparys Vermittelung De Sanctis persönlich kennen lernte, übersetzte die Storia della letteratura italiana, konnte jedoch für sie keinen Verleger finden; und als ich viele Jahre später an sie schrieb und sie zur Wiederaufnahme der Verhandlungen zu veranlassen suchte, da antwortete sie, einige deutsche Philologen hätten ihr versichert, man könne das Buch nicht drucken, ohne es, gestützt auf die Ergebnisse der neuesten philologischen Forschungen, »gründlich zu bearbeiten«. Ich habe selber als Philologe wissenschaftlich zu arbeiten angefangen und arbeite auch jetzt noch von Zeit zu Zeit philologisch, doch

fürchte ich mich vor den Philologen und besonders vor ihren »Bearbeitungen«, durch die sie einige klassische Bücher der deutschen Wissenschaft gänzlich verdorben haben. Also antwortete ich der Übersetzerin sofort, sie hätte dagegen raten sollen, die Kritik der reinen Vernunft von einer Anzahl Naturforscher und Mathematiker auf Grund der »Fortschritte der Wissenschaften« bearbeiten zu lassen. Der Frevel wäre derselbe gewesen.

Aber allerdings auch in andern Ländern iſt das Glück dem was De Sanctis geschaffen, nicht günſtiger gewesen. In England findet sich nur bei Saintsbury ein ganz kümmerlicher Hinweis, in seiner History of criticism, die an dem Mangel leidet, eine Geschichte der Kritik zu sein, ohne kritische Maßſtäbe und ohne die Möglichkeit innerlicher Wertmessung. In Frankreich kam die Storia della letteratura italiana durch irgend einen Zufall Brunetière in die Hände, der sie sogleich bewunderte, sie häufig anführte und nicht lange vor seinem Tode noch schrieb: cette Histoire de la littérature italienne, que je ne me lasse pas de citer, et qu'on ne se lasse point, en France, de ne pas lire. Ja, in Italien selber hat ein günſtigeres Schicksal für De Sanctis, die Wirkung seiner Arbeit erſt zwanzig Jahre nach seinem Tode begonnen, und erſt seit wenigen Jahren anerkennen alle in ihm den geiſtigen Vater unserer literarischen Kritik, den Ausgangspunkt für neue Forschungen und für die Lösung der neuen Probleme.

II.

Könnte ich nun an dieser Stelle deutschen Lesern eine kurze Darlegung des Inhalts der Schriften De Sanctis' und der Prinzipien seiner Kritik zu geben wünschen? Ich denke: nein, und zwar hält mich zweierlei hiervon ab: der Ernſt der Wissenschaft, und dann — ich bitte das aussprechen zu dürfen — ein Gefühl nationaler Selbſtachtung. Es iſt eine durchaus verwerfliche Manier, die Schriftſteller aus Analysen und Exzerpten kennen lernen zu wollen, in denen notwendig ihr innerſtes Leben erſtirbt. Denn die geben nur ein oberflächliches Wissen, das schlimmer iſt als die völlige Unkenntnis, welche wenigſtens auf ihre Weise sich respektvoll verhält. Und ferner also, warum sollte gerade ein Italiener den Deutschen die Pflicht und das Vergnügen nehmen wollen, einen großen italienischen Schriftſteller voll packenden Lebens selber zu lesen? Seit Jahrzehnten schon haben wir Italiener keine Mühe gescheut, um uns der Sprache und der wissenschaftlichen Literatur Deutschlands zu bemächtigen, und oft ertönen deutsche Namen und die Titel deutscher Bücher unter uns lauter als in ihrer eigenen Heimat. Wäre es nicht billig, daß auch die Jünger deutscher Wissenschaft ihrerseits italienisch lernten, wenn sie es noch nicht können — es iſt für sie doch sicherlich leichter zu erlernen als für uns das Deutsche —, unsere Schriftſteller in der Ursprache läsen, sich eigene, nationale Urteile über sie bildeten und so auch eigene und nationale Vorteile ihnen abgewönnen?

Statt einer trockenen, äußerlich bleibenden Übersicht möchte ich mir also herausnehmen, vielmehr einen guten Rat zu geben. Gerade jetzt erscheint in der großen Sammlung der Scrittori d'Italia, die der Verleger Laterza in Bari veröffentlicht, in zwei eleganten Bänden eine neue, sorgfältige Ausgabe, mit Inhaltsübersichten und Regiſtern, der Storia della letteratura italiana. Hier bietet sich also unmittelbar und bequem die Gelegenheit,

sich dieses Buch zu verschaffen, es zu lesen und sich wissenschaftlich anzueignen; und ich zweifle nicht, daß man nach solcher Bekanntschaft mit Begierde auch nach den andern Werken De Sanctis' greifen wird: den »Essays« und »Neuen kritischen Essays«, dem »Essay über Petrarca«, nach den »Vermischten Schriften«, den »Vorlesungen über die italienische Literatur des neunzehnten Jahrhunderts«, dem Fragment über Leopardi und nach dem andern Fragment seiner Autobiographie. Dann wird es an der Zeit sein, das Gelesene zusammenzufassen, es mit der allgemeinen Geschichte der literarischen Kritik in Beziehung zu setzen, es zu beurteilen, auf etwaige Lücken oder Mängel hinzuweisen, kurzum, mit der Kritik zu beginnen, durch die das Ergebnis der Arbeit eines Denkers verdaut wird, in Fleisch und Blut übergeht. Denn auch das muß man ja den heutigen Menschen, bei denen die kurz zusammenfassenden, orientierenden Aufsätze so beliebt sind, wieder in die Erinnerung bringen, daß wirklichen Nutzen schaffende Kritik bei dem Leser die unmittelbare Kenntnis des von ihr geprüften und erörterten Werkes voraussetzt. Sonst wird sie ein bloßes Selbstgespräch, das in dem fremden Intellekt keine Spur hinterläßt oder, und noch schlimmer, fertige Sätze und Urteile umlaufen läßt.

Wenn so De Sanctis' Bücher gelesen und studiert sein werden, dann, glaube ich, wird man auch anerkennen müssen, daß mit ihm die Ästhetik in eine heilsame Krisis eingetreten, und daß in ihm die Gedankenentwicklung der deutschen Ästhetik zum Abschluß gekommen ist, die von Leibniz und Baumgarten bis zu Kant und Schiller, und von Herder bis Schelling und Hegel dem Wesen der Kunst tief nachgeforscht hatte, wie nie zuvor irgend wo anders, bei keinem Volke und zu keiner Zeit. Der Schreiber dieser Zeilen ist der festen Überzeugung, daß das geistige Leben Deutschlands von 1780 bis 1830 die klassische, die hellenische Zeit des modernen Europas darstellt. Daher erregen nicht nur ihre Vorläufer seine lebhafte Teilnahme und hat er Giambattista Vico, einem deutschen Romantiker in Neapel geboren hundert Jahre bevor die romantische Bewegung anhob, seine Studien zugewendet; er schätzt auch aufs höchste die wenigen, die unter dem Einbruch des Positivismus und Naturalismus diese Geistestendenz innerhalb Deutschlands wie außerhalb auch fernerhin festhielten und also auch nicht nur äußerlich ihr treu bleiben, sondern in ihrem Geiste fortschritten. Zu diesen wenigen aber zählt De Sanctis. Während die meisten wieder einem groben Sensualismus verfielen und andrerseits die Hegelianer, so auch Vischer, Hegels schon an sich recht künstliche Konstruktionen ins Pedantische zogen — weshalb die Vischersche Ästhetik für De Sanctis auch unästhetisch war — ging dieser zwar ebenfalls von Hegel und überhaupt von dem deutschen Idealismus aus, von dem theoretischen Charakter der Kunst, unterwarf aber diese Auffassung einer gründlichen Revision. Aus ihr ging der Hegelsche Begriff der Kunst gereinigt von aller philosophisch oder allegorisch oder mythologisch gebundenen Auffassung hervor, und die Kunst, welcher Hegel, durch ihre Auflösung in die Philosophie, einen nahen Tod prophezeit hatte, erschien wieder in ihrer frischen unverwüstlichen Jugend als eine ewige Form des Geistes, die unberührt bleibt von der Welt der Begriffe. Das nannte De Sanctis die Ästhetik der Form im Gegensatz zur Ästhetik des Inhalts, einer Form jedoch, die nichts gemein hat mit Herbarts Form, einer Summe von mehr

oder weniger mathematischen Abstraktionen. Man hat sie daher auch als »reine Intuition« bezeichnet; und vielleicht, wenn sie noch tiefer erforscht ist, wird sie sich als identisch mit dem Lyrismus erweisen, der Urzelle aller Kunst. Diese These von dem intuitiv-lyrischen Charakter der Kunst wurde von dem Unterzeichneten selber in dem italienischen Vortrag verfochten, den er 1908 auf dem internationalen philosophischen Kongreß in Heidelberg hielt. Wie man nun auch über sie denken mag und über die weitere bisherige und zukünftige Entwicklung der ästhetischen Wissenschaft, unbestreitbar bleibt der Fortschritt, den zwischen 1850 und 1860 die hegelsche Ästhetik De Sanctis verdankt. Später dann war es nur ein glücklicher Zufall, wenn ein Denker einmal mit Mühe und Not um ein paar Stufen wieder der Höhe von Hegels Ästhetik näher zu kommen vermochte — Psychologismus, Evolutionismus und Materialismus führten in dieses wie in andere Gebiete der Wissenschaft eine Barbarei der Begriffe ein, von der wir uns mühsam wieder frei zu machen beginnen.

III.

So gab De Sanctis, obwohl er sich mit Philosophie und theoretischer Ästhetik nur gelegentlich beschäftigte, hierin nicht seinen Beruf sah und keine speziellen Abhandlungen darüber schrieb, doch für diese Wissenschaftsgebiete eine unvergleichliche Anweisung und Einleitung. Sein größtes historisches Verdienst aber bleibt die Form, die ihm die literarische Kritik und Geschichtsschreibung verdankt. Zwei ausgebildete feste Formen der ästhetischen Kritik fand er vor: die deutsche, auf philosophischer Grundlage, die das Wesen des von ihr untersuchten Kunstwerks zu erfassen, seine Stelle in der Folge der Ideen zu bestimmen suchte, die aber, allzu oft über dem Gehalt die Form vergessend, eine Geschichte der Philosophie statt einer Geschichte der Dichtung gab und für die besondere Art der Dichter und ihrer Werke den Blick verlor. Ganz anders hiergegen die französische: auf das lebhafteste die Eindrücke der Kunstwerke empfindend und wiedergebend, die feinsten Abtönungen, die zartesten Schattierungen beachtend; aber, weil ohne feste philosophische Richtpunkte, sehr geneigt, die Kunst mit dem Leben zu verwechseln, die künstlerische Phantasie mit der persönlichen Psychologie der Schriftsteller, und die Geschichte der Poesie mit der Geschichte der äußeren und inneren Gesellschaftsformen und der Bildung. Diese beiden einseitigen Tendenzen nun, so könnte man sagen, sind synthetisch verbunden in der Kritik, wie sie De Sanctis sich vornahm und ausführte. Eine Kritik von einer streng philosophischen Kunstauffassung geleitet, zugleich aber ganz frei von jeder vorgefaßten Meinung über den abstrakten Inhalt aller Kunstwerke überhaupt; immer von dem reinen Eindruck und der unmittelbaren Erfassung des Kunstwerks in seiner individuellen Gestaltung ausgehend, aber sich hütend, die ästhetischen Eindrücke durch die nichtästhetischen zu verwirren. Und dieser Kritik entsprach eine Literaturgeschichtsschreibung, die nun in der Tat war: weder eine Philosophie- und Kulturgeschichte noch auch eine Sammlung äußerlicher Notizen über die Autoren und die Werke, sondern eine eindringende Geschichte der reinen Phantasie. Auch diese Auffassung der Kritik und der Literaturgeschichte ist gleichsam das Endergebnis der Bewegung, die in Italien mit Vico und in Deutschland mit Herder



begann und in verschiedenen Anläufen von den Romantikern fortgesetzt wurde.

Bei alledem aber — und das ist ein drittes allgemeines Ergebnis, das sich aus dem Studium der Werke De Sanctis' gewinnen läßt — hatte diese Kritik und Geschichte der künstlerischen Literatur, deren grundlegendes Prinzip doch die Unabhängigkeit der Kunst von der philosophischen und moralischen Schätzung war, gerade um des Nachdrucks willen, den sie auf diese Unabhängigkeit legte, nichts mit dem Ästhetentum gemein, dessen Blüte unsere Tage gesehen haben, und das nur eine Form des Skeptizismus und des Eudämonismus ist. Wer fest, haltbar zusammenfassen will, muß zuvor scharf unterschieden haben; die Kunst, die für De Sanctis eine selbständige Auffassung von Geist und Geschichte war, und die er in ihrer Potenz als Kunst allein beurteilte, sah er nur in der Einheit von Geist und Geschichte. Und die in sicherem Gleichgewicht ruhende Solidität seines Geistes hatte gleichsam einen Zuschuß von Kraft erhalten dadurch, daß er einer von den Männern, den Denkern, den Schriftstellern des Risorgimento Italiens war, dieser innersten geistigen und moralischen Umwandlung der leitenden italienischen Klassen, die zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts begann und unter heißen Kämpfen in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hinein sich fortsetzte. Allerdings kann die Kunst nur von der Phantasie hervorgebracht und ebenso nur von der Phantasie erfaßt werden; aber sie spiegelt das moralische Leben wieder, und je nachdem dieses sich wandelt, wandelt sich auch die Kunst. Der Kunst gehört Metastasio ebenso gut wie Dante an, jeder von beiden ein Genie in seiner Art. Aber Dante ist der Dichter des [illegible]hen Italiens der bürgerlichen Stadt[illegible]rschaften, des franziskanischen Mystizismus und der strengen scholastischen Philosophie; Metastasio dagegen der letzte Dichter der italienischen Dekadenz, der nur ein auf der Oberfläche spielendes Leben malt. Auf der Oberfläche, aber doch Leben; und auch Kunst, weil von entzückender Melodie.

Und so ist De Sanctis' Storia della letteratura italiana nicht allein die geistig freieste aller Literaturgeschichten, dasselbe Buch enthält auch das ganze Drama des italienischen Lebens: mit Dante am Morgen unserer Literatur die Gipfelhöhe des religiösen Glaubens und der politischen Energie; den raschen Niedergang und Zerfall beider bei Petrarca; dann mit Boccaccio die Entwicklung eines idyllisch-sinnlich-satirischen Ideals, das etwa vier Jahrhunderte hindurch die italienische Poesie beherrscht und Meisterwerke hervorbringt wie die Stanzen Polizians, den Rasenden Roland, das Befreite Jerusalem, die Barock-Poesie des siebzehnten Jahrhunderts und die des Rokoko der Arcadia. Und eng verbunden mit dieser glaubenlosen Poesie eine realistische und vorurteilslose Wissenschaft, deren Vater in der Politik Machiavelli, in den Naturwissenschaften Galilei ist, während die für sich stehenden Philosophen wie Bruno und Vico gleichsam ein Gegenstück bieten zu dem, was in den germanischen Ländern die Reformation brachte. Das Italien Dantes erhebt sich wieder gegen das Boccaccios — damals das der Arcadia und Metastasios — mit Alfieri, Foscolo, Leopardi. Es sucht einen neuen, mit den liberalen Ideen verbündeten Katholizismus zu begründen in Manzoni und seiner Schule und mit den katholischen Philosophen wie Rosmini und Gioberti, und geht dann mit aller Kraft an die Lösung des politischen und nationalen Problems, die ihm auch gelingt. Aber wie es sein

Ziel erreicht, im Jahre 1860, zerfällt es wieder und tritt in eine neue Periode des Suchens, Beobachtens und der Gärung — die terza Italia: dieses dritte Italien, dessen Geburtsdatum nicht, wie einige Rhetoren meinen, das alte Rom ist, auch nicht, wie Rhetoren andrer Farbe sich einbilden, die Renaissance des fünfzehnten Jahrhunderts, sondern die rationalistische und liberale Periode des achtzehnten, aber gewachsen an historischer Erfahrung und in ihrer abstrakt intellektualistischen Geistesart gemäßigt durch die romantische Bewegung und die idealistische Philosophie der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Wer aber dieses neue Italien in seinen höchsten Idealen, in seinen besten Bestrebungen, in seinen Hoffnungen und in seinen Zweifeln und Ängsten will kennen lernen, der lese die Bücher von Francesco de Sanctis; sie sind jetzt ein halbes Jahrhundert alt und doch noch immer so »zeitgemäß« für unser Volk und vielleicht auch für manch eines der fremden Völker. Denn wir alle leben ja nunmehr ein gemeinsames europäisches Leben, kranken im Grunde an denselben Leiden und haben im Grunde dieselben Heilmittel nötig: die Zucht des Denkens und das moralische Gewissen.

Über die moderne Psychologie des Denkens.

Von

Oswald Külpe.

Es ist das schöne Vorrecht des Philosophen, in seinem großen Gebiet Beziehungen zu allen Interessenkreisen unterhalten zu können. Für ihn gilt wahrhaft das Wort: Nichts menschliches ist mir fremd. In Logik und Erkenntnistheorie pflegt er lebendige Wechselwirkung mit aller Wissenschaft, in der Ästhetik sucht er sich das weite Reich der Kunst zu erschließen, und in der Metaphysik schlägt er die Brücke zwischen der Erkenntnis und dem Glauben. Wenn man aber heute ein Fach bezeichnen will, durch das er sich in erster Linie ein anerkanntes Zentrum geschaffen hat, in welchem alle Fäden bewußter menschlicher Betätigung zusammenlaufen, so wird man auf die Psychologie hinweisen müssen. Sie ist am Werk, für Wissenschaft und Kunst, für Sittlichkeit und Religion, für Erziehung und Unterricht die Grundlagen im Seelenleben aufzudecken. Ihr muß es gelingen, im Geiste eines Jeden einen Widerhall zu wecken. Sie kann zu Jedem sagen: tua res agitur!

Seit 50 Jahren gibt es eine experimentelle Psychologie. Gustav Theodor Fechner hat sie durch seine »Elemente der Psychophysik« (1860) begründet. Eine Lehre von den Wechselbeziehungen zwischen Leib und Seele war sein Ziel, und im ersten Anlauf, durch Aufstellung eines Gesetzes, des von ihm sog. Weberschen Gesetzes, glaubte er dies Ziel erreichen zu können. Er zeigte, daß sich das Seelenleben durch systematische Einführung und Abstufung von Reizen, die auf unsere Sinne wirken, gesetzmäßig beeinflussen lasse. Die

---

Erweiterung eines auf dem V. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für experimentelle Psychologie in Berlin am 16. April 1912 gehaltenen Vortrags.

Methoden, die er angab und anwandte, um eben merkliche Reize und Reizunterschiede ebenso wie gleicherscheinende Reize (Äquivalente) auf Grund der Empfindungen, die wir ihnen verdanken, zu bestimmen, haben sein Gesetz und seine Psychophysik im engeren Sinne überdauert. Sie sind der überaus fruchtbare Wurzelstock der experimentellen Psychologie geworden. Es ist hier wie so oft in der Geschichte der Wissenschaft gegangen: die Mittel waren haltbarer und ergiebiger als der Zweck, zu dessen Erfüllung sie ursprünglich verwandt wurden; die Methoden, die zunächst für die Gewinnung eines allgemeinen Ergebnisses ausgebildet waren, erwiesen sich allmählich als davon unabhängig und bargen den Keim eines unendlichen Fortschritts, einer nach verschiedenen Richtungen zu verfolgenden Anwendung und Verfeinerung in sich. Das Ziel rückte in die Ferne, aber der Weg zu näheren Stationen war gefunden und konnte zu einer sicheren, festen und vielen Wanderern Raum gewährenden Straße ausgebaut werden.

Den Nachfolgern Fechners gelang es, zu zeigen, daß die Möglichkeit experimenteller Forschung nicht auf die Empfindungen, die unmittelbaren Folgeerscheinungen von Reizen beschränkt war. Auch die Tätigkeiten des Unterscheidens und Erkennens, des Urteilens und Wählens, die Leistungen und Bedingungen des Gedächtnisses, die Gefühle und Affekte wurden in den Kreis der Untersuchung gezogen. Methoden und Hilfsmittel, Gesichtspunkte und Aufgaben wuchsen. Im Jahre 1879 richtete Wilhelm Wundt in Leipzig ein erstes psychologisches Laboratorium ein, in dem bald aus der ganzen zivilisierten Welt die jungen Forscher zusammenströmten, um die neue Arbeitsrichtung sich anzueignen und nachher in ihrer Heimat anzupflanzen. Gegenwärtig sind in Nordamerika etwa 30 psychologische Institute, soviel wie in ganz Europa, tätig, und Deutschland, das Geburtsland der neuen Wissenschaft, ist leider in ihrer Pflege sehr zurückgeblieben. In Chicago, Ithaka, Cambridge bestehen bereits ganze Häuser von 25 — 30 Räumen, die zum Betrieb experimentell-psychologischer Untersuchungen mit allen modernen Einrichtungen und mit einer größeren Zahl von Hilfskräften ausgerüstet sind. Auch in Rußland (Moskau) wird demnächst ein solches Institut eröffnet werden. Dort gilt es als ein nobile officium der Millionäre, die Wissenschaft zu unterstützen. Deutschland dagegen muß sich aus Mangel an Mitteln in der Ausführung seiner Ideen von anderen überflügeln lassen. Und doch handelt es sich hier nicht um graue Theorie allein, was solche Zurückhaltung zu rechtfertigen vermöchte. Es stehen dabei vielmehr sehr praktische Interessen auf dem Spiele. Selbsterkenntnis erschien schon den Alten als eine wichtige Aufgabe des handelnden Menschen, und die Erkenntnis fremden Seelenlebens ist die Voraussetzung einer Wirkung auf die Anderen und einer Verständigung mit ihnen. Welch große praktische Bedeutung die moderne Psychologie hat, ersieht man am besten aus dem Einfluß, den sie auf Unterricht und Erziehung zu üben beginnt. Die jetzt auch schon in die Schulen eingedrungene experimentelle Pädagogik ist hinsichtlich ihrer Methode eine Anwendung der experimentellen Psychologie. Schon aus diesem Grunde wäre es dringend zu wünschen, daß sich die maßgebenden Faktoren mehr als bisher dieser jüngsten und gewiß nicht unwichtigsten Experimentalwissenschaft annähmen und opferwillige und -kräftige Privatleute zur Errichtung und Aus-

ſtattung von psychologischen Inſtituten beitrügen.

Man kann die trotz aller Hemmungen so rasch und glücklich sich vollziehende Ausbildung der modernen Psychologie auch noch unter einen anderen Gesichtspunkt ſtellen. Eine wichtige Regel für die Entwicklung menschlicher Handlungen — Wundt hat sie das Prinzip der Heterogonie der Zwecke genannt — besagt, daß die ursprünglichen Ziele und Gesichtspunkte mit den späteren nicht zusammenzufallen brauchen. Neue, unvorhergesehene Wirkungen, die bei der erſten Ausführung einer Handlung auftreten, lassen neue Motive und Absichten bei der späteren Wiederholung entſtehen. Auch die Geschichte einer Wissenschaft kann, soweit sie von menschlichen Handlungen abhängig gedacht wird, dieser Regel untergeordnet werden. So zeigt uns die Entwicklung der experimentellen Psychologie, daß die von Fechner verfolgte Absicht, ein Grundgesetz für die Beziehung zwischen Leib und Seele zu finden, bei der Anwendung seiner Methoden und bei der Bearbeitung der gleichen Tatsachen durch spätere Forscher einem ganz anders gerichteten selbſtändigen psychologischen Interesse Platz gemacht hat. Nachdem Wundts Grundzüge der physiologischen Psychologie (1874) die Ziele der neuen Wissenschaft erheblich erweitert und eine umfassende Syſtematik für sie versucht hatten, wurde seine Eröffnung eines psychologischen Inſtituts für die Organisation der Forschung auf diesem Gebiete von bahnbrechender Bedeutung. Aber erſt Stumpfs Tonpsychologie (I 1883) und Ebbinghaus' Schrift über das Gedächtnis (1885) haben der experimentellen Arbeit die entscheidende rein psychologische Wendung gegeben.

In dieser letzten Periode unserer Wissenschaft wird das höhere Seelenleben, das Gedächtnis, Gefühl und Wille, die intellektuellen Funktionen und die psychische Aktivität für das Experiment erobert. Die Reize und die durch sie erregten Empfindungen — für Fechner die Hauptsache — sind in den Vorhof der eigentlichen Aufgaben und Probleme gedrängt. Man kann diese Wandlung kaum besser illuſtrieren, als durch die aus dem Ende der achtziger Jahre ſtammende Untersuchung von Müller und Schumann über die Vergleichung gehobener Gewichte. Schon Fechner hatte über diesen Gegenſtand zahlreiche, rund 25 000 Experimente ausgeführt. Aber das einzige Ziel, das er dabei im Auge hatte, war die Beſtätigung des Weberschen Gesetzes, die er zur Grundlage der von ihm gesuchten Beziehung zwischen Leib und Seele brauchte. In der Arbeit von Müller und Schumann dagegen iſt der Schwerpunkt völlig verschoben. Nicht um das Webersche Gesetz handelt es sich mehr, es wird nur auf wenigen Seiten von ihnen berücksichtigt, sondern um den Mechanismus der Vergleichung selbſt, um die motorischen und sensorischen Einſtellungsprozesse, um die Motive, die uns veranlassen, ein Gewicht schwerer als das andere zu finden. Das Urteil über die dargebotenen Reize und die ihm zu Grunde liegenden Faktoren sind zum Mittelpunkt des Interesses geworden.

Durch das Eindringen in die Regionen des Erkennens, der Gemütsbewegungen, des Handelns wird zugleich die Beziehung zu denjenigen Wissenschaften fruchtbar, die sich mit dem menschlichen Verhalten beschäftigen, zu den Geiſteswissenschaften. Linguiſtik und Äſthetik, Ethik und Pädagogik, ja sogar Logik und Erkenntnistheorie beginnen sich der modernen Psychologie zu nähern, und die Anwendungen der letzteren sind so verwegen, in Gerichts



verhandlungen und die Geheimniſſe des künſtleriſchen Schaffens, in das ehrwürdige Problem der Willensfreiheit und in die intimen Vorgänge religiöſer Bekehrung und Hingabe, in die Praxis der Erziehung und des Unterrichts und in die Vorausſetzungen aller Wiſſenſchaft einiges Licht bringen zu wollen.

II.

In dieſe Entwicklungsphaſe der experimentellen Pſychologie fällt auch die Unterſuchung des Denkens, die in Deutſchland namentlich im Würzburger pſychologiſchen Inſtitut gepflegt worden iſt.

Es iſt dem Denken in der früheren Pſychologie meiſt nicht die genügende Beachtung geſchenkt worden. Und die experimentelle Richtung hatte zunächſt ſo viel in dem maſſiveren Hauſe der Empfindungen, Vorſtellungen und Gefühle Ordnung zu ſchaffen, daß ſie ſich erſt ſpät der luftigen Gedanken annehmen konnte. Die robuſten Sinnesinhalte der Drücke und Stiche, der Geſchmäcke und Gerüche, der Töne und Farben fielen zuerſt im Bewußtſein auf, ließen ſich am leichteſten wahrnehmen, nächſt ihnen die Vorſtellungen von ihnen und die Freuden und Leiden. Daß es außerdem noch etwas gab, ohne die anſchauliche Beſchaffenheit dieſer Gebilde, entging dem dafür nicht geſchulten Auge der Forſcher. Von der naturwiſſenſchaftlichen Erfahrung her waren ſie auf Sinnesreize und Empfindungen, auf Nachbilder, Kontraſterſcheinungen und phantaſtiſche Veränderungen der Wirklichkeit eingerichtet. Was ſolchen Charakter nicht an ſich trug, ſchien einfach nicht vorhanden zu ſein. Und ſo haben denn auch die erſten experimentellen Pſychologen, die über Bedeutungen von Worten Verſuche angeſtellt haben, nur dar- angeben können, wenn anſchauliche Repräſentanten oder Begleitphänomene auftraten. In anderen zahlreichen Fällen, namentlich wenn die Worte Abſtraktes oder Allgemeines bezeichneten, hatte man »nichts« gefunden. Daß ein Wort verſtanden werden konnte, ohne Vorſtellungen auszulöſen, daß ein Satz begriffen und beurteilt werden konnte, obwohl nur ſeine Laute im Bewußtſein nachweisbar zu ſein ſchienen, gab dieſen Pſychologen keine Veranlaſſung, unanſchauliche Inhalte neben anſchaulichen anzunehmen und feſtzuſtellen.

Das hier berührte Vorurteil iſt älteren Datums. Schon Ariſtoteles hatte erklärt, daß es keine Gedanken ohne ein Bild gebe, und daran katte man in der Scholaſtik feſtgehalten. Die von Platon wiederholt vollzogene Trennung der Wahrnehmung und des Denkens, der Sinnendinge und der Gedankendinge war pſychologiſch nicht weiter verfolgt worden. Die Neuzeit fand Worte, nichts als Worte, wenn die Anſchauung fehlte, die ihnen vermeintlich erſt Sinn und Verſtand gab. In der Pädagogik eines Peſtalozzi und Herbart wurde die Anſchauung als das ABC aller geiſtigen Entwicklung gewürdigt. Kant nannte die Begriffe ohne Anſchauungen leer, und Schopenhauer wollte auch die ganze Mathematik auf die letzteren gründen und die Beweiſe aus der Geometrie verbannen. Dazu geſellte ſich eine ähnliche Auffaſſung in der Poetik. Die Wortkunſt ſollte nur durch Bilder wirken können: je mehr ſie ſich bemühte, nach der Loſung des Horaz der Malerei zu gleichen, mit dem Pinſel der Anſchauung darzuſtellen, um ſo vollkommener ſchien ſie ihre Miſſion zu erfüllen. Und ſo ſtand Gedankendichtung nicht hoch im äſthetiſchen Kurſe. Als bedenkliche Gattung, nur durch Anwendung von Bildern allenfalls erträglich, iſt ſie von

vielen Dichtern und Äſthetikern beurteilt worden.

Was uns in der Psychologie zu einer anderen Theorie schließlich geführt hat, iſt die syſtematische Anwendung der Selbſtbeobachtung gewesen. Früher war es üblich, nicht nach jedem Versuch über alle Erlebnisse während desselben Bericht erſtatten zu lassen, sondern gelegentliche Aussagen der Versuchspersonen über auffällige oder abnorme Erscheinungen einzuholen und sich etwa erſt nach einer ganzen Reihe zusammenfassende Auskunft über die noch erinnerlichen Hauptsachen zu erbitten. So trat nur das Gröbſte ans Licht. Auch verhinderte der Anschluß an die herkömmlichen Begriffe der Empfindungen, Gefühle und Vorſtellungen ein Bemerken und Benennen dessen, was weder Empfindung noch Gefühl noch Vorſtellung war. Sobald man nun anfing, in der Selbſtbeobachtung geübte Personen über die Erlebnisse eines Versuchs unmittelbar nach dessen Ablauf vollſtändige und unbefangene Mitteilungen machen zu lassen, wurde die Notwendigkeit einer Erweiterung der bisherigen Begriffe und Beſtimmungen offensichtlich. Man entdeckte in sich Vorgänge, Zuſtände, Richtungen, Akte, die sich dem Schema der älteren Psychologie nicht fügten. Die Versuchspersonen begannen in der Sprache des Lebens zu reden und den Vorſtellungen nur eine untergeordnete Bedeutung für ihre Innenwelt beizulegen. Sie wußten und dachten, urteilten und verſtanden, ergriffen den Sinn und deuteten die Zusammenhänge, ohne eine wirkliche Unterſtützung durch gelegentlich auftauchende Versinnlichungen dabei zu erhalten. Nehmen wir ein paar Beispiele. Die Versuchsperson wird gefragt: Verſtehen Sie den Satz: Das Gold, sobald es hat erkannt den Edelſtein, ehrt seinen höhern Glanz und faßt ihn dienſtbar ein? Sie gibt nachher zu Protokoll: Erſt war ich überrascht durch die Hervorhebung des Wortes Gold. Das Verſtändnis war gleich da, geringe Schwierigkeit bereitete nur das Wort »erkannt«. Dann kam mir der Gedanke einer ganz allgemeinen Übertragung auf menschliche Verhältnisse, in der das Wissen von einer Wertordnung lag. Zum Schluß hatte ich noch etwas wie einen Ausblick auf unendliche Möglichkeiten von Anwendungen dieses Bildes. — Hier wird ein Prozeß des Verſtehens beschrieben, der ohne Vorſtellungen, auch ohne ein mehr als fragmentarisches inneres Sprechen vor sich geht. Es wäre auch nicht zu fassen, wie durch sinnliche Bewußtseinsinhalte oder bloße Worte ein Wissen von einer Wertordnung oder ein Ausblick auf unendliche Möglichkeiten sollte zuſtande kommen können. Oder ein anderes Beispiel: Verſtehen Sie den Satz: Das Denken iſt so außerordentlich schwer, daß manche es vorziehen zu urteilen? Das Protokoll lautet: Ich wußte gleich nach Beendigung des Satzes, worauf es ankommt. Doch war der Gedanke noch ganz unklar. Um zur Klarheit zu kommen, wiederholte ich den Satz langsam, und, als ich damit fertig war, war auch der Gedanke klar, den ich jetzt so wiedergeben kann: Urteilen heißt hier gedankenloses Sprechen und Fertigsein mit der Sache im Gegensatz zu dem Selbſtsuchen des Denkens. Außer den gehörten und von mir dann reproduzierten Worten des Satzes war nichts Vorſtellungsmäßiges im Bewußtsein. — Auch hier ein nicht ganz einfacher Prozeß anschauungslosen Denkens. Und bezeichnend iſt, daß beide Versuchspersonen erklärt haben, gerade so ginge das Verſtehen auch sonſt bei schwierigeren Sätzen vor sich. Es iſt

also kein künstliches Produkt des Laboratoriums, sondern das blühende Leben der Wirklichkeit, das diese Versuche offenbart haben. Wir wissen nun eine Fülle von Beispielen aus der alltäglichen Erfahrung anzuführen, die gerade solch ein Denken enthalten hatten. Man lese oder höre: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, denn das allein unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen. Oder: Mein Gedächtnis und mein Stolz kämpfen miteinander. Mein Gedächtnis sagt: Du hast es getan, mein Stolz sagt: Du kannst es nicht getan haben. Endlich gibt das Gedächtnis nach. Oder: Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort. Oder das Wort Hegels: Die Lorbeeren des bloßen Wollens sind trockene Blätter, die niemals gegrünt haben. — Wer erlebt hier Vorstellungen, und wem sind solche Vorstellungen die Grundlagen, die unumgänglichen Bedingungen des Verständnisses? Und wer möchte behaupten, daß die Worte allein genügten, um den Sinn zu repräsentieren? Nein, solche Fälle geben den Nachweis für die Existenz unanschaulicher Bewußtseinsinhalte, speziell der Gedanken.

Gibt es aber Gedanken, die von Vorstellungen der Farben und Töne, der Wälder und Gärten, der Menschen und Tiere verschieden sind, so wird auch in ihrem Verhalten, in ihren Formen, in ihrem Verlauf ein solcher Unterschied bestehen. Wir wissen, welche Gesetzmäßigkeit die Vorstellungen beherrscht. Jedermann spricht von der Assoziation und Reproduktion, von dem Auftauchen einer Vorstellung, von der Anregung durch andere, von der Verbindung mit anderen. Wir erlernen ein Gedicht oder prägen uns Vokabeln ein. Hier genügt nicht das Wissen von dem Inhalt, die Kenntnis der Bedeutung, wir müssen Wort für Wort erlernen, um das Ganze später sinnlich getreu wiedergeben zu können. Wir stiften feste Assoziationen zwischen den aufeinanderfolgenden oder zueinander gehörenden Gliedern des Gedichts bezw. der Vokabelreihe, und wir bedürfen dazu einer längeren Zeit und einer größeren Zahl von Wiederholungen. Sind die Gedanken nichts anderes als Vorstellungen, so müßte dieselbe Mühseligkeit auch bei ihrer Einprägung herrschen. Eine Vergegenwärtigung der Art, wie wir uns den Sinn eines Gedichts aneignen, zeigt alsbald, daß es sich hier ganz anders verhält. Ein aufmerksames Durchlesen genügt vielfach, um den Gedankengehalt wiedergeben zu können. Und so schreiten wir bei rein geistiger Aufnahme zu so umfassenden Leistungen fort, wie zu der Reproduktion dessen, was eine Predigt, ein Vortrag, eine dramatische Aufführung, ein Roman oder ein wissenschaftliches Werk und ein längeres Gespräch an Gedanken enthalten haben. Wie unabhängig wir dabei von dem Wortlaut sind, erfahren wir nicht selten zu unserem Leidwesen. Wir möchten manchmal so gern noch einen treffenden Ausdruck, die prägnante Form eines Satzes, ein hübsches Bild treu reproduzieren können. Aber obwohl uns der Sinn des Gesagten noch ganz geläufig ist, bringen wir seine Fassung nicht mehr zusammen.

Besonders schön haben Bühlers Versuche über Gedankenpaare den Nachweis geliefert, daß deren Assoziation ungleich rascher und dauerhafter gebildet wird, als etwa die von Vokabeln. Wer möchte sich getrauen, nach einmaligem Anhören einer Reihe von 20—30 Vokabeln nachher alle zu wissen, d. h. auf die beliebige Nennung eines Gliedes richtig und prompt mit dem anderen Worte antworten zu können

Wir würden von einem Gedächtniskünstler, einem Phänomen reden, wenn jemand das zustande brächte. Experimente über Gedankenpaare haben gelehrt, daß es hier unter ähnlichen Bedingungen sehr wohl möglich ist, zu diesem Ziel zu gelangen. Eine solche Reihe sei mit folgenden Ausdrücken angedeutet:

1. Selbstbewußtsein und Leistung — die Geistesarmut des Naturalismus.
2. Bevölkerungszunahme der Neuzeit — die Rassenkämpfe der Zukunft.
3. Die moderne Maschine — der Phaetonsflug des menschlichen Geistes.
4. Die adelnde Macht des Gedankens — das Bildnis Kants.
5. Das Wesen der Sprache — Maler und Gemälde.
6. Deutschlands Kolonien — der Dichter bei der Weltverteilung.
7. Napoleon und Königin Luise — der geniale Barbar.
8. Der einzelne und die Gesellschaft — Selbstbeschränkung ist Freiheit.
9. Wissen ist Macht — die Herrschaft über die Natur.
10. Die Grenze des Fernrohrs — die Unendlichkeit des Universums.

Die Aufgabe bei solchen Versuchen besteht darin, eine gedankliche Verbindung zwischen zwei Gliedern dieser Paare herzustellen, während sie langsam vorgelesen werden. Und es ist erstaunlich, wie leicht das gelingt, und wie nachhaltig es wirkt. Noch am andern Tage kann eine solche Reihe fehlerlos reproduziert werden. Von besonderem Interesse ist dabei wieder, daß zuweilen die Worte anders lauten, oder daß der Sinn des anderen Gliedes bekannt ist, aber der Ausdruck dafür nicht gleich gefunden werden kann.

Während wir hier noch mit einem gewissen Recht von Assoziationen sprechen können, weil die zugehörigen Glieder zusammen dargeboten wurden, fehlt diese Bedingung aller Vorstellungsverbindung bei anderen Versuchen. Oft denken wir ja an ganz entfernte Glieder zurück oder voraus, wenn wir ein uns bekanntes Buch lesen oder einen Vortrag hören. Der eine Gedanke weckt den anderen, ohne daß beide vorher zusammen gegeben waren. Auf diese Tatsache haben die jetzt zu besprechenden Experimente gebaut. Sie geben 15 Sätze oder Satzteile und nach einer Erholungspause, die durch ein kurzes Gespräch ausgefüllt wurde, eine zweite Reihe von Sätzen oder Satzteilen, die dem Sinne nach unvollständig sind. Die Versuchsperson wird aufgefordert, die letzteren Glied für Glied durch die zugehörigen Bestandteile der Vorreihe zu ergänzen.

I. 1. Besser auf des Berges Gipfeln mit den wilden Tieren weilen —
2. Wer sich ganz dem Dank entzieht —
3. Des Orpheus Leier hat mehr getan, als des Herkules Keule —
4. Je großartiger und sittlicher ein Charakter ist —
5. Stecke dich nicht zwischen Vettern und Freunde —

II. 4. — Desto einfacher und klarer sind auch seine Situationen, seine Beziehungen zur Welt.
2. — Er wird es in sein Schuldbuch schreiben und dir nicht lange im Debet bleiben.
1. — Als des Paradieses Hallen mit den dummen Menschen teilen.
5. — Sonst klemmst du dich.
3. — Sie machte Unmenschen zu Menschen.

Hier haben wir nur fünf aufeinander angewiesene Gedankenteile vorgeführt.*)

*) Die vorgesetzten Zahlen sollen die Bestimmung der Zugehörigkeit erleichtern.



Die Versuche ergaben eine volle Bestätigung der Erwartung, daß nämlich auch in diesem Falle, wo die zugehörigen Glieder von einander mehr oder weniger weit getrennt sind, eine gedankliche Rückbeziehung auf die Vorreihe möglich war. Das widerspricht dem Assoziationsgesetz, dem für Vorstellungen gültigen Sachverhalt. Und so ergibt sich aus diesen Versuchen nicht nur ein ungewöhnlich leichtes Aufnehmen und Behalten von einzelnen Gedanken, sondern auch eine Verknüpfbarkeit derselben mit einander, die keiner mechanischen Einprägungsregel sich fügen will.

Bühler hat die Versuche dann noch freier gestaltet. Jede besondere Veranlassung, an ein Glied einer Vorreihe zu denken, konnte ja ausgeschaltet werden, wenn keine Aufgabe in dieser Richtung gestellt wurde. Dazu mußte jeder Satz ein Ganzes für sich bilden und nur eine gedankliche Beziehung zu einem späteren Satze tatsächlich haben. Dazwischen wurden sogen. Vexierversuche eingeschoben, d. h. Sätze, die ohne solche Beziehungen waren.*) Die Versuchspersonen sollten selbst auf die früheren Sätze kommen, wenn der spätere Gedanke sie nahelegte. Z. B.

I. 1. Wer von seiner Zeit angefeindet wird, ist nicht weit genug über sie hinaus oder hinter ihr zurück.
2. Gemahlen Korn gibt keine Ernte.
3. Wenn die Herren vom Rathaus kommen, sind sie am klügsten.

II. X. Der wahre Freund der Wahrheit ruft, wenn er widerlegt wird, freudig aus: Gott sei Dank, ich bin einer großen Gefahr entronnen.
2. Eier in der Pfanne geben Kuchen, aber keine Küken.
3. Nachher weiß jeder, wie man hätte ausspielen müssen.
X. Kluger Dieb hält sein Nest rein.
1. Als Schaffender hörst du auf, dein Zeitgenosse zu sein.

*) Sie sind in den unten angegebenen Beispielen durch ein X angedeutet.

In diesen Versuchen drängten sich der Versuchsperson, die gar nicht wußte, welchem Zwecke die Experimente dienten, mit großer Nachdrücklichkeit und Sicherheit die entsprechende, ähnliche oder gleiche Gedanken enthaltenden Sätze der Vorreihe auf. Wiederum wurde der Wortlaut oft ganz frei wiedergegeben, aber der Sinn mit voller Klarheit erfaßt und bezeichnet. Das Zurückgreifen auf die früheren Sätze geschieht mit derselben Unwillkürlichkeit, die wir bei der Lektüre oder in der Unterhaltung zu üben pflegen, wo wir uns nicht selten fragen: in welchem Zusammenhange stand doch der Inhalt dieser Bemerkung mit unseren vorigen Ausführungen, oder: kam nicht schon früher etwas Ähnliches vor?

III.

Es ist bezeichnend, daß eines der ersten Ergebnisse unserer Denkpsychologie negativ war: die von dem bisherigen Begriffsmaterial der experimentellen Psychologie zur Verfügung gestellten Termini der Empfindung, des Gefühls, der Vorstellung und ihrer Verbindungen gestatteten nicht, die intellektuellen Prozesse zu fassen und zu bestimmen. Aber auch der neue, durch die Beobachtung der Tatsachen aufgezwungene, mehr eine Umschreibung als eine Beschreibung ermöglichende Begriff der Bewußtseinslage reichte dafür nicht aus. Schon die Untersuchung primitiver Leistungen des Denkens zeigte alsbald, daß auch Unanschauliches gewußt werden kann, daß die Selbstbeobachtung ungleich der Naturbeobachtung wahrzunehmen, als vorhanden und in bestimmter Beschaffenheit ausgeprägt festzustellen vermag, was weder farbig noch

tönend, was weder bildhaft noch gefühlsmäßig gegeben iſt. Die Bedeutungen abſtrakter und allgemeiner Ausdrücke sind auch dann im Bewußtsein nachweisbar, wenn sich außer den Worten nichts Anschauliches entdecken läßt, und werden ſelbſt ohne Worte oder andere Zeichen erlebt und vergegenwärtigt. Der neue Begriff der Bewußtheit brachte diese Tatsachen zum Ausdruck. So wurde das ſtarre Schema der bisher allein anerkannten Elemente des Seelenlebens in einer wichtigen Richtung erweitert.

Die experimentelle Psychologie iſt damit vor neue Erfahrungen geſtellt, die nach allen Seiten große Perspektiven eröffnen. Zu den unanschaulichen Tatbeſtänden gehören nicht nur gewußte, gemeinte, gedachte Gegenſtände mit ihren Beschaffenheiten und Beziehungen, sondern auch Sachverhalte, die sich in Urteilen ausdrücken lassen, und die mannigfachen Betätigungen, die Akte oder Funktionen, mit denen wir zu den gegebenen Bewußtseinsinhalten Stellung nehmen, sie ordnen und beſtimmen, sie anerkennen oder verwerfen. Konnte man sich auf Grund der Empfindungs- und Vorſtellungslehre eine Mosaikſtruktur des Seelenlebens und eine automatische Gesetzmäßigkeit im Kommen und Gehen der Bewußtseinselemente zurechtlegen, so war jetzt einer solchen Vereinfachung und Anlehnung an chemische Analogien der Boden entzogen. Nur noch als künſtliche Abſtraktionen, als willkürlich herausgelöſte und verselbſtändigte Beſtandteile konnten die anschaulich gegebenen Inhalte gelten. Innerhalb eines vollen Bewußtseins aber wurden auch sie zu Teilerscheinungen, von Auffassungseinflüssen verschiedener Art abhängig und in einen Zusammenhang geiſtiger Prozesse geſtellt, der ihnen erſt Sinn und Wert für das erlebende Subjekt verlieh. So wenig das Wahrnehmen als ein bloßes Haben von Empfindungen charakterisiert werden konnte, so wenig war das Denken als ein assoziativer Ablauf von Vorſtellungen zu begreifen. Die Assoziationspsychologie, wie sie von Hume begründet worden war, hatte ihre Alleinherrschaft eingebüßt.

Die Unabhängigkeit der Gedanken von den Zeichen, in denen wir sie ausdrücken, ebenso wie die eigentümlichen, freien, von den Gesetzen der Vorſtellungsassoziation nicht beeinflußten Beziehungen, die sie mit einander eingehen, haben uns die Selbſtändigkeit der Gedanken als einer besonderen Klasse von Bewußtseinsinhalten dargetan. Damit aber erweitert sich nun auch das Gebiet der Selbſtbeobachtung in beträchtlichem Umfange. Nicht nur das Anschauliche, Sinnfällige und dessen Beschaffenheiten und Färbungen gehören zu unserem Seelenleben, sondern auch das Gedachte, Gewußte, an dem wir keine Farbe oder Geſtalt, keine Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit wahrnehmen können. Wir wissen, wie schon die alltägliche Erfahrung lehrt, daß wir über eine große Spontaneität im Suchen, Aufnehmen und Erfassen von Gegenſtänden, in der Beschäftigung mit ihnen, in der Wirkung auf sie verfügen. Auch von dieser Aktivität der Seele hatte die Psychologie bisher nur wenig Notiz genommen. F. A. Lange hatte das Wort von der wissenschaftlichen Psychologie ohne Seele geprägt, in der die Empfindungen und Vorſtellungen mit ihren Gefühlstönen die alleinigen Bewußtseinsinhalte seien und die Physiologie darüber zu wachen habe, daß sich keine myſtischen Kräfte wie etwa ein Ich in diese psychologische Welt einschlichen. Man dürfte exakter Weise nur noch sagen: es denkt, nicht

aber: ich denke, und das Spiel solchen Denkens bestand in nichts anderem, als in dem durch Assoziationsgesetze geregelten Kommen und Gehen der Vorstellungen. Es gibt noch heute Psychologen, die sich über diesen Standpunkt nicht erhoben haben. Ihnen gilt der Vorwurf, daß ihre Psychologie wirklichkeitsfremd ist, sich in einer abstrakten Region bewegt, den Zugang zu der vollen Erfahrung weder sucht noch findet. Sie sind es, die den Vertretern der Geisteswissenschaft, die allenthalben nach psychologischer Begründung verlangen, Steine statt des Brotes bieten, und die auch der den Anschluß an die Psychologie erstrebenden Biologie nicht zu raten und zu helfen wissen. Wahrlich ein eigentümliches Schauspiel, daß diejenigen, die ex professo ausgehen, das Seelenleben zu erforschen und zu erkennen, an dessen Außenwerken stehen bleiben und sich mit dem Hallerschen Spruche tröften: ins Inn're der Natur dringt kein erschaff'ner Geist.

Durch die Gedanken haben wir uns den Zugang zur eigentlichen Innenwelt erschlossen, und es ist keine Mystik, die uns dahin geführt hat, sondern die Preisgabe eines Vorurteils. Schon Bacon wußte, daß der Weg zur Wahrheit mit Vorurteilen gepflastert sei. Hier stammten sie noch dazu aus der exakten Naturwissenschaft, der in den letzten Jahrzehnten sinnliche Beobachtung alles gegolten hatte und Begriffe nur Hilfsmittel waren, die in der sinnlichen Erfahrung gegebenen Tatsachen in möglichst einfacher Weise darzustellen. Nun aber waren die Gedanken nicht mehr bloß Zeichen für Empfindungen, sondern selbständige Gebilde und Werte, mit Sicherheit feststellbar, wie irgend ein Sinneseindruck, ja viel treuer, dauerhafter und freier als die Bilder, mit denen unser Gedächtnis und unsere Phantasie sonst arbeiten. Aber freilich, sie ließen sich meist nicht so unmittelbar als Gegenstände der Beobachtung betrachten, wie die anschaulichen Dinge. Man machte die Erfahrung, daß sich das Ich nicht trennen ließ. Denken, mit einer gewissen Hingabe und Vertiefung denken und die Gedanken gleichzeitig beobachten — das ließ sich nicht durchführen. Zuerst das eine und dann das andere, so hieß darum die Losung der jungen Denkpsychologie. Und das gelang überraschend gut. Nachdem eine Denkaufgabe gelöst war, wurde der dabei erlebte Prozeß für den rückschauenden Beobachter zum Gegenstande eingehender Feststellung aller seiner Phasen. Durch Vergleich mit verschiedenen Vp.*) und mit verschiedenen Ergebnissen derselben Vp. konnte geprüft werden, ob das Verfahren einwandfrei war. Die große Übereinstimmung unserer denkpsychologischen Arbeiten, die geradezu eine auf der anderen weiterbauen konnten, war eine schöne Bestätigung unserer Ergebnisse. Nun erkannte man abermals, warum die bisher angewandte Beobachtungsweise das Denken und andere Äußerungen unserer Aktivität nicht zu finden wußte. Das Beobachten selbst ist ja ein eigenes Tun, ein mit Hingabe zu übendes Verhalten des Ich. Daneben ist eine andere Betätigung zur gleichen Zeit unausführbar. Unsere psychische Leistungsfähigkeit ist begrenzt, unsere Persönlichkeit ist eine Einheit. Aber nach Ablauf einer Funktion kann jederzeit die Beobachtung einsetzen und sie zum Gegenstande der Selbstwahrnehmung machen. So wurden nun viele Akte wahrgenommen, die für die Psychologie bisher nicht existiert hatten: das Beachten und Erkennen,

*) Abkürzung für Versuchspersonen.



das Wollen und Verwerfen, das Vergleichen und Unterscheiden und vieles andere. Sie alle entbehrten des anschaulichen Charakters der Empfindungen, Vorſtellungen und Gefühle, obwohl sie von solchen begleitet sein konnten. Und es iſt bezeichnend für die Hilflosigkeit der früheren Psychologie, daß sie diese Akte durch solche Begleiterscheinungen definieren zu können glaubte. So betrachtete sie die Aufmerksamkeit als eine Gruppe von Spannungs- oder Muskelempfindungen, weil die sogenannte gespannte Aufmerksamkeit solche Empfindungen auftreten ließ. Ebenso wurde das Wollen in Bewegungsvorſtellungen aufgelöſt, weil diese einer äußeren Willenshandlung vorauszugehen pflegten. Diesen Konſtruktionen, deren Künſtlichkeit sofort einleuchten sollte, war der Boden entzogen, sobald man die Exiſtenz besonderer psychischer Akte eingesehen und damit die Empfindungen und Vorſtellungen ihrer Alleinherrschaft im Bewußtsein beraubt hatte.

Mit der Erkenntnis dieser Akte ſtellte sich bald noch eine wichtige Neuerung ein. Der Schwerpunkt des Seelenlebens mußte sich verschieben. Bisher konnte es heißen: wir sind aufmerksam, weil unsere Augen sich auf einen beſtimmten Punkt des Sehfeldes einſtellen und die sie in dieser Lage haltenden Muskeln ſtark gespannt sind. Jetzt wurde uns klar, daß diese Auffassung die Sachlage ganz verkehrt darlege, und daß es vielmehr heißen müsse: wir ſtellen unsere Augen auf einen gewissen Punkt ein und spannen die Muskeln dabei an, weil wir auf ihn achten wollen. Die Aktivität wurde zur Hauptsache, die Rezeptivität und der Mechanismus der Vorſtellungen zur Nebensache. Die monarchiche Einrichtung unseres Bewußtseins tritt zutage. Das Ich sitzt auf dem Thron und vollzieht Regierungsakte. Es bemerkt, nimmt wahr, konſtatiert, was in sein Reich eintritt, es beschäftigt sich damit und zieht seine erfahrenen Miniſter, die Grundsätze und Normen seines Staatswesens, die erworbenen Kenntnisse und Einsichten, die zufälligen Bedürfnisse der Gegenwart zu Rate, und beschließt dazu Stellung zu nehmen, den Eindringling unberücksichtigt zu lassen oder ihm eine verwendbare Form zu geben oder gegen ihn zu reagieren. Und die Sinneseindrücke und Vorſtellungen haben im allgemeinen volle Veranlassung, die Herrschaft dieses monarchischen Ich als reaktionär und hart und willkürlich zu verurteilen. Dafür halten sie sich im Schlafe schadlos und treiben in den Träumen ihr Unwesen. Sie zeigen dabei allerdings zugleich, was bei solcher Anarchie herauskommt. Aber jedem Ich wohnt unauſtilgbar eine Selbſtherrlichkeit inne, die es in seiner eigenen Sphäre erwirbt und betätigt. Und so begreifen wir, daß es sich nur ungern unterwirft und fremdem Willen fügt.

Die Akte des Ich ſtehen nun jederzeit unter Gesichtspunkten oder Aufgaben und werden durch sie zu ihrer Wirksamkeit veranlaßt. Man kann auch sagen: sie dienen einem Zweck, einem selbſtgegebenen oder von anderen gesetzten. Das Denken des Theoretikers iſt ebenso wenig ziellos wie das des Praktikers. Die Psychologen sind es gewohnt, damit zu rechnen. Die Vp. erhält eine Aufgabe, eine Anweisung, eine Inſtruktion, unter deren Gesichtspunkt sie sich mit dem ihr zugeführten Reiz zu beschäftigen hat. Sie soll etwa 2 Helligkeiten miteinander vergleichen, auf einen Druck oder Ton eine Bewegung ausführen, ein zugerufenes Wort mit dem erſten beſten, das ihr einfällt, rasch beantworten, einen Satz verſtehen, einen Schluß vollziehen und

dergl. m. Alle solche Aufgaben üben, wenn sie willig übernommen und eingeprägt worden sind, ein große beſtimmende Kraft auf das Verhalten der Vp. aus. Man nennt diese Kraft die determinierende Tendenz. Das Ich enthält gewissermaßen eine unbegrenzte Mannigfaltigkeit von Reaktionsmöglichkeiten. Soll eine von diesen unter Ausschluß der anderen zur Geltung kommen, so bedarf es einer Determination, einer Auswahl.

Die ſelbſtändige Bedeutung der Aufgabe und der von ihr ausgehenden determinierenden Tendenz war der Assoziationspsychologie gleichfalls verhängnisvoll geworden. Eine solche Aufgabe iſt nicht ein Reproduktionsmotiv gewöhnlichen Schlages. Sie muß übernommen werden, die Vp. muß sich dafür einsetzen; sie gibt der Aktivität eines Individuums eine beſtimmte Richtung. Aufgaben werden nicht den Empfindungen, Gefühlen und Vorſtellungen geſtellt, sondern einem Subjekt, dessen geiſtiges Wesen in diesen Inhalten nicht aufgeht, dessen Spontaneität allein Inſtruktionen sich anzueignen und durchzuführen vermag. Da nun bei allem Denken solche beſtimmenden Gesichtspunkte eine Rolle spielen, da Abſtraktion und Kombination, Urteilen und Schließen, Vergleichen und Unterscheiden, das Finden und Herſtellen von Beziehungen zu Trägern von determinierenden Tendenzen werden, iſt die Psychologie der Aufgabe zu einem wesentlichen Beſtandteil der modernen Untersuchung des Denkens geworden. Aber auch sie erwies sich alsbald von einer Tragweite, die das engere Gebiet, auf dem sie ausgebildet wurde, erheblich überschritt. Sind doch keine psychologischen Experimente ohne Aufgaben denkbar! Sie müssen demnach als mindeſtens ebenso wichtige Versuchsbedingungen gelten, wie die Apparate und die mit ihrer Hilfe ausgeübten Reize. Eine Variation der Aufgabe iſt deshalb eine mindeſtens ebenso wichtige experimentelle Maßnahme, wie die Veränderung äußerer Versuchsumſtände.

Diese Bedeutung der Aufgabe und ihrer Wirkungen für die Geſtaltung und den Ablauf der psychischen Vorgänge ließ sich nun nicht mit den Hilfsmitteln der Assoziationspsychologie erklären. Vielmehr gelang es Ach zu zeigen, daß selbſt Assoziationen von beträchtlicher Stärke durch eine gegenwirkende Aufgabe überwunden werden können. Die Kraft, mit welcher sich eine determinierende Tendenz durchsetzt, iſt nicht nur größer als die bekannten Reproduktionstendenzen, sie ſtammt auch aus anderer Quelle und iſt bei ihrer Wirksamkeit an assoziative Beziehungen nicht gebunden.

Wir haben den Einfluß der Aufgabe an einfachen Fällen ſtudiert. Die Vp. sollte z. B. zum Teil das Ganze finden oder zum Artbegriff die Gattung angeben. Es iſt nun bei diesen Versuchen durchweg ermittelt worden, daß die Aufgabe von viel größerer Bedeutung für deren Ausfall iſt als die einzelnen dargebotenen Reize. Sie iſt der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Die Worte wechseln von Versuch zu Versuch; die Aufgabe bleibt wenigſtens eine Reihe, eine Versuchsſtunde hindurch dieselbe. Sie iſt es, die der Betätigung eine beſtimmte Richtung anweiſt. Auf das Wort »Chemie« kann an sich in sehr verschiedener Weise reagiert werden: Man kann die Chemie als eine Wissenschaft fassen oder ihre Brauchbarkeit für das Leben hervorheben oder an die Elemente und deren Verbindungen denken, von denen sie handelt, usw. Daß sie als Teil aufgefaßt oder einem Ganzen eingeordnet werden soll, ergibt

sich nur unter dem Zwange der Determination. Diese bringt es mit sich, daß besondere Methoden zur Lösung der gestellten Aufgabe ausgebildet werden. Man kann z. B. ein Ganzes dadurch gewinnen, daß man sich die Umgebung vergegenwärtigt, in der ein Teil vorzukommen pflegt, oder dadurch, daß man einen beliebigen anderen Teil aufsucht und von hier aus zu der zusammenfassenden Gesamtheit vorzudringen strebt. In jedem Falle macht man seine Erfahrungen; die eine Methode ist zweckmäßiger als die andere, führt leichter oder rascher oder sicherer zum Ziele. Danach entscheidet man sich für eine von ihnen, bildet sie aus und wird in ihrer Anwendung geschickt. Wie wenig die Vorstellungsmechanik als solche dabei hilft, kann man oft in geradezu peinlicher Weise beobachten. Es erscheint z. B. das Wort »Brett«. Die Vp. hat die optische Vorstellung eines solchen, kann aber lange Zeit unter großer Spannung kein zugehöriges Ganzes nennen, obwohl sich allerlei Vorstellungen aufdrängen. Endlich sagt sie »Schrank« nach etwas mehr als 4 Sekunden. Die der Aufgabe nicht genügenden Vorstellungen hemmen den Ablauf und Vollzug des eingeleiteten Aktes. Es wird wie eine Befreiung empfunden, wenn schließlich ein passendes Wort sich einstellt. Natürlich kommen gelegentlich auch Fehler vor: man nennt etwa einen anderen Teil oder eine Gattung statt des Ganzen. Aber die Zahl der Fehler ist relativ klein und beweist darum, wie sehr die determinierende Tendenz den Vorstellungsablauf beeinflußt.

Ein objektiver Ausdruck für die Leistung an einer Aufgabe ist die Zeit, die zu ihrer Lösung verwandt wird. Damit berühren wir das Problem der Geschwindigkeit des Denkens. Früheren Zeiten galt sie als sehr groß. Man denke an Lessings Faustfragment. Faust verlangt den schnellsten Geist der Hölle zu seiner Bedienung. Es erscheinen derselben sieben, und in beständiger Steigerung preist jeder von ihnen seine Schnelligkeit an. Der fünfte erklärt, er sei so schnell wie die Gedanken des Menschen, und Faust, dem eben noch die Geschwindigkeit der Lichtstrahlen zu klein war, findet hier, das sei etwas, aber die Gedanken seien nicht immer schnell, sondern träge, wenn Wahrheit und Tugend sie auffordern. Sie sind nur schnell, wenn man schnell sein will. Wir wissen heute, daß die Geschwindigkeit des Denkens überhaupt nicht sehr groß ist und mit einer Tausendstelsekundenuhr, zuweilen auch schon mit einer Fünftelsekundenuhr bestimmt werden kann. Der Berliner Witz hat sich auch bereits des Problems bemächtigt. Er hat die Frage aufgeworfen: was ist schneller als der Gedanke? und darauf die Antwort gefunden: ein Berliner Droschkenpferd. Denn ehe man denkt, es fällt, liegt es schon da. Es bleibt nur ungewiß, ob hier die Schnelligkeit, mit der das Pferd zu Fall kommt, als besonders groß oder die Geschwindigkeit des Gedankens durch den bestialischen Vergleich als recht klein bezeichnet werden soll. Nehmen wir das letztere an, so steht das in gutem Einklang mit den Messungen, die wir angestellt haben. So z. B. verlangte die Lösung der Aufgabe, einen übergeordneten Begriff, also eine Gattung zu finden, eine Durchschnittszeit von $1\frac{1}{5}$ Sekunden, während die umgekehrte Aufgabe $1\frac{1}{2}$ Sekunden ergab, das Finden des Ganzen wurde in $1\frac{2}{5}$ Sekunden absolviert, das Finden des Teils in ungefähr derselben Zeit, am längsten dauerte die Lösung der Aufgabe, einen anderen Teil anzugeben, nämlich $1\frac{7}{10}$ Sekunden. Die

absoluten Werte waren natürlich bei verschiedenen Vp. verschieden. Selbst bei so einfachen Aufgaben zeigt sich, daß einige rascher zum Ziele gelangen als andere. Aber es scheint das innerhalb der Grenzen unserer Versuche weniger von besonders langsamem oder raschem Denken als vielmehr davon abzuhängen, daß die eine Vp. vorsichtiger und zurückhaltender, die andere unbesonnener und gegen fehlerhafte Lösungen weniger empfindlich ist. Wer sich nicht lange aufhalten will, vor allem das Ende erstrebt, rasch fertig werden möchte, ist eher geneigt, 5 einmal gerade sein zu lassen, als derjenige, dem es besonders darum zu tun ist, die Aufgabe richtig zu lösen. An der relativen Zahl der Fehler haben wir einen Ausdruck für dies Verhalten. Die kürzeren Zeiten einzelner Vp. sind, wie man aus den Tabellen sieht, durch verhältnismäßig viel Fehler erkauft.

IV.

Es wären noch mancherlei interessante Tatsachen zu erwähnen, die sich uns aus solchen Untersuchungen ergeben haben. Aber ich möchte lieber noch auf einige Folgerungen eingehen, die sich aus ihnen ziehen lassen. Ich selbst bin durch bestimmte Probleme auf die Beschäftigung mit dem Denken geführt worden. Es fiel mir nämlich auf, daß man Objekte der Außenwelt, wie die Körper, oder metaphysische Gegenstände, wie die Ideen des Platon oder die Monaden des Leibniz, unmittelbar denken könne, ohne Vorstellungen von ihnen bilden zu müssen. Ich schloß daraus, daß das Denken nicht nur eine besondere Betätigungsweise unserer Seele sein müsse, sondern auch, daß es in einem ganz anderen Verhältnis zu seinen Gegenständen stehe, als etwa Empfindungen oder Vorstellungen. Diese erfassen ihre Objekte zweifellos nicht, wie sie an sich sind, sondern in mannigfacher Umbildung. Die Vorstellung eines Orgelklanges ist nicht eine treue Wiedergabe, sondern eine qualitative Umgestaltung des Reizes. Luftschwingungen, schwingende Körper — darin besteht der Reiz. Die Gehörsvorstellung aber eines Klanges ist davon gänzlich verschieden. Das Denken dagegen schien das Eine wie das Andere gleich gut erfassen zu können, ohne seine Gegenstände zu ändern. Der Orgelklang bleibt Orgelklang, auch wenn ich nur an ihn denke, und so könnten die Luftschwingungen wohl auch durch ein auf sie gerichtetes Denken so begriffen werden, wie sie von der Physik geschildert werden. Nun ist der gehörte Klang zwar ein Ausgangspunkt für die naturwissenschaftliche Untersuchung des Schalles, aber nicht der reale, objektive Vorgang selbst. Man könnte somit das Denken als das Werkzeug bestimmen, mit dessen Hilfe eine Setzung und Erkenntnis des Realen allein möglich werde. In allen Erfahrungswissenschaften ist man nun auf das Reale und nicht auf unsere Wahrnehmungen und Vorstellungen von ihm gerichtet. Damit wurde das Denken zu einer psychologischen Voraussetzung für die Arbeit in diesen Wissenschaften. Wenn der Jurist auf Indizien gestützt sich den Vorgang eines Verbrechens konstruiert, wenn der Sprachforscher aus gewissen Wandlungen der Laute Gesetze dieses Prozesses ableitet, wenn der Historiker aus den Mitteilungen seiner Quellen die Zustände und Ereignisse der Vergangenheit erschließt, wenn der Astronom die Entfernungen und Bahnen der Weltkörper berechnet, — in allen diesen Fällen wird gedacht und den Ergebnissen des Denkens ein Realitätswert beigelegt. Hiernach lag es nahe zu vermuten, daß

dem Denken eine viel größere Bedeutung zukomme, als die herkömmliche Psychologie zugeſtehen wollte, und die Resultate unserer Versuche haben diese Vermutung vollauf beſtätigt.

So iſt es für die Erkenntnistheorie namentlich das Problem der Realität, dem die moderne Denkpsychologie entgegenkam. Schon vor der experimentellen Untersuchung des Denkens war besonders von Twardowski, Husserl, Freytag nachdrücklich darauf hingewiesen worden, daß der Inhalt des Denkens und sein Gegenſtand von einander verschieden sind, und daß es nicht auf sich selbſt, sondern auf etwas Transszendentes, außerhalb seiner eigenen Sphäre Liegendes gerichtet iſt. Empfindungen und Vorſtellungen verhalten sich hierin ganz anders. Das Rot iſt zweifellos ein Inhalt der Farbenempfindung, in der ich es erfahre, das Bild eines Hauses iſt ebenso ein Inhalt der Gesichtsvorſtellung, in der es mir gegeben iſt. Aber der Quarzkriſtall, an den ich denke, wenn ich mir einen Fall von hexagonaler Kriſtallbildung vergegenwärtigen will, iſt nicht in gleicher Weise Inhalt des Gedankens, durch den ich ihn mir zum Bewußtsein bringe. Darum liegt in dem Denken von Gegenſtänden, die keine Gedanken sind, gar kein Widerspruch, während in der Empfindung einer Farbe, die nicht der Inhalt dieser Empfindung, in dem Gefühl einer Luſt, die nicht in dem Gefühl selbſt enthalten wäre, allerdings ein Widerspruch läge. Das Denken kann also auf Gegenſtände gerichtet sein, die von ihm selbſt wesentlich verschieden sind und durch das Gedachtwerden nicht zu bloßen Inhalten des Denkens oder bloßen Gedanken werden.

Die experimentelle Forschung hat nicht nur diesen Tatbeſtand sichergeſtellt, sondern zugleich gezeigt, daß die gedachten Gegenſtände von sehr verschiedener Beschaffenheit sein können und darum keine eigentliche Abhängigkeit vom Denken aufweisen. Namentlich kann dieses auf Begriffe und auf Objekte und innerhalb der letzteren auf ideale, reale und wirkliche, d. h. dem Bewußtsein gegebene Objekte gerichtet sein. Darum iſt mit der berührten Transzendenz noch keine eindeutige Beziehung auf Reales, sondern nur eine allgemeinere Möglichkeit der Setzung und Beſtimmung dieser Gegenſtände bezeichnet. Auf alle Fälle aber iſt es hiernach verſtändlich, daß es Objekte für uns geben kann, die mit den Erscheinungen des Bewußtseins nicht zusammenfallen. Und damit iſt die in den Realwissenschaften übliche Setzung und Beſtimmung von Realitäten zu einer psychologisch greifbaren Operation geworden. Die reale Welt des Naturforschers läßt sich denken, und sie läßt sich zugleich nur im Denken erfassen. Dasselbe gilt von den Realitäten des Seelenlebens, der Geiſteswissenschaften und der Metaphysik. Es hat zwar nicht an Versuchen gefehlt, in allen Realwissenschaften unmittelbare Wirklichkeiten des Bewußtseins, einfache Erlebnisse den realen Gegenſtänden zu subſtituieren. Aber die wissenschaftliche Forschung hat sich durch diese erkenntnistheoretischen, von unrichtigen Annahmen über Wesen und Wert des Denkens geleiteten Bemühungen nicht beirren lassen, und sie findet jetzt in der Denkpsychologie eine feſte Stütze für ihr Verfahren der Realisierung.

Aber nicht nur für die Erkenntnistheorie iſt die neue Einsicht von großer Tragweite. Auch der Äſthetik kommt sie zugute. Der bereits in die Vergangenheit versinkende Naturalismus unserer Zeit hat auf der Voraussetzung beruht, daß es nur anschauliche Wirklichkeit gebe, und daß die Kunſt ein

Spiegel derselben sein müsse. So bemühte sich denn die Malerei, das Sichtbare bis in die Einzelheiten seines Bestandes sinnlich getreu wiederzugeben, und die Poesie, den vollen Anschluß an die Tatsachen der Empfindungs- und Vorstellungswelt zu finden. Die Ästhetik der Romantiker, die von Ideen gesprochen hatte, die sich in der sinnlichen Erscheinung offenbarten, wurde zum alten Eisen geworfen. Freilich mußte damit bereits ein Verständnis für das ästhetische Verhalten gegenüber der Natur aufgegeben werden. Die sonnenbeglänzte Wiese mit ihren Frühlingsblumen, der frischgrüne, an ihrem Saum sich hinziehende Wald, die rauchende Hütte auf einer Lichtung, der würzige Duft, der aus den Blüten hervorströmt, all das wird doch nicht bloß gesehen und gerochen, sondern läßt auch Gedanken von Wachstum und Gedeihen, von erhaltender, treibender Kraft und freier Entwicklung durch unsere Seele ziehen. Die ästhetische Stimmung, in die wir angesichts der anschaulichen Wirklichkeit geraten, ist mindestens ebensosehr durch diese Gedanken, wie durch den bloßen Augenschein veranlaßt. Ganz besonders verhängnisvoll aber mußte die Forderung der Anschaulichkeit auf die Ästhetik der Musik und der Dichtkunst einwirken. Dort führte sie zur Verwerfung oder Geringschätzung der Musik ohne Text. Die absolute, auf sich selbst gestellte Musik, die noch einem Schopenhauer als die tiefste aller Künste erschienen war, wurde als tönende Form, als bloßer Klingklang verurteilt. Erst die Oper, das Musikdrama oder die Programmmusik konnten den Tönen den Anschluß an die Anschauung und damit Gehalt vermitteln. Seine größten Triumphe feierte der Naturalismus in der Poesie, deren Material ja förmlich dazu geschaffen schien, Gedanken auszudrücken. Roman, Drama, Schauspielkunst wetteiferten in der Erfüllung der Forderung anschaulicher Treue. Das bloße Sehen und Hören sollte genügen, den vollen Eindruck zu erwecken, Ideen, wenn auch nur in schüchterner Perspektive, waren verpönt.

Gerade für die Poesie kann nun der Nachweis, daß Gedanken in sie eingehen, leicht erbracht werden. Man braucht bloß an die Beobachtung eines Lesenden und Hörenden zu appellieren. Wir wissen nicht selten, was gemeint ist, wir haben ein Verständnis für die dargestellten Situationen, Handlungen und Charaktere, ohne mehr als nur gelegentlich eine anschauliche Ausmalung derselben zu versuchen. Schon im 18. Jahrhundert erkannte man, daß sich die Forderung voller Veranschaulichung nicht erfüllen ließ, daß die bildhaften Vorstellungen, die sich beim Lesen oder Hören poetischer Werke entwickeln, weit entfernt davon sind, einem wirklichen Gemälde zu gleichen. Es ist nun bemerkenswert, daß zur Zeit der Anfänge der neuen Denkpsychologie ein anregendes Buch von Theodor A. Meyer über das Stilgesetz der Poesie erschien, in dem mit jenem horazischen Grundsatz unabhängig von aller experimentellen Psychologie energisch aufgeräumt wurde. Hier wird bereits auf Grund von Beobachtungen gezeigt, daß wir uns bei dem Genuß poetischer Darstellungen vielfach mit einem bloßen Wissen um die bezeichneten Gegenstände begnügen, ohne sie uns anschaulich zu vergegenwärtigen.

Die Diskussion über dieses Problem hat mit Recht hervorgehoben, daß die besonderen Reize anschaulicher Schilderungen nicht übersehen werden dürfen. Sie wird auch noch zu der Hauptfrage Stellung nehmen müssen, inwiefern unanschauliche Gegenstände ästhetische

Wirkungen ausüben können. Aber soviel dürfte jetzt kaum mehr zu bestreiten sein, daß überhaupt poetische Darstellungen Unanschauliches, Gedankliches, Allgemeines enthalten, und daß diese Bestandteile gelegentlich besonders hervortreten und nirgends schlechthin als störende oder unpassende oder gleichgültige Faktoren beurteilt werden dürfen. Die moderne Denkpsychologie lehrt uns diese Tatsache begreifen. Sie zeigt die Möglichkeit solcher Einschlüsse auf, und sie läßt damit die Gedankenpoesie, die Bedeutung der Ideen zu ihrem Rechte kommen. Von hier aus wird es auch bei den anderen, an unsere Sinne unmittelbarer appellierenden Künsten verständlich erscheinen, daß Wissen und Deuten, Tiefsinn und symbolischer Gehalt, eine Fülle von nur unanschaulich erfaßbaren Momenten in das Verhalten zu ihnen eingehen können, ohne die ästhetische Wirkung zu beeinträchtigen. Zweifellos sind vielmehr die kontemplative Stimmung, in die wir angesichts eines Bildes oder einer Landschaft geraten, und der Eindruck des Schönen oder Erhabenen durch die Gedanken, die sie auslösen, mitbestimmt.

Meyer hat mit Recht gesagt, daß die Sprache durch ihren Verzicht auf die Erzeugung einzelner Bilder eine wunderbare Abbreviatur der Wirklichkeit, die sie darstellt, geworden sei. Sie breite vor uns das Buch der Sinnenwelt aus in einer Schrift, die gedrängter sei als die schnellste Schnellschrift. Dadurch werden Vereinfachung und Kräfteersparnis ohnegleichen herbeigeführt. Die Gedanken fassen einen weitschichtigen und detaillierten Stoff zusammen. Mit ihrer Hilfe beherrscht man den dargebotenen Gegenstand, rückt Auseinanderliegendes aneinander, läßt Unwesentliches, Verwirrendes, Ablenkendes fort und vermag das Wichtigste und Wirksamste auszuwählen. Das Verständnis gleitet gewissermaßen von Höhepunkt zu Höhepunkt unaufgehalten dahin und schwebt über dem trägen, schwerfälligen und niemals vollgültigen Anschauungsbilde. Die Wirkung wird nicht nur durch die Vorstellungen der Erinnerung und Phantasie, sondern auch durch die Bedeutung getragen, die wir den gehörten und gelesenen Worten beilegen. Nur so begreift es sich, daß Lektüre in stiller Kammer einen so starken, erschütternden Eindruck hervorzurufen vermag, obwohl die aufgeregte Hast, mit der die Seiten durchflogen werden, für die Anregung und Entwicklung von anschaulichen Vergegenwärtigungen des Inhalts keine genügende Zeit läßt. Und selbst wenn solche Bilder hinzukommen, bedarf es der Deutung, der Ordnung, der gedanklichen Durchdringung, um ihnen Beziehung zum Gelesenen und eine entsprechende Wirkung zu verleihen. Will daher die Poesie den eigentümlichen Vorteil, den ihr Darstellungsmittel bietet, nicht mutwillig preisgeben, so muß sie auf Gedanken rechnen, Ideen prägen, vom Geist zum Geiste reden.

Auch zur Logik hat die moderne Denkpsychologie ein natürliches Verhältnis angebahnt. Das Schema der Empfindungen, Vorstellungen und Gefühle mußte es unmöglich machen, die logischen Gebilde und Operationen zum Bewußtsein in eine verständliche Beziehung zu bringen. Haben wir keine anderen Erlebnisse in uns zu beobachten als diese, so lassen sich weder Begriffe noch Urteile, weder Schlüsse noch Beweise als Bewußtseinsvorgänge aufzeigen. Ein Psychologismus war für die Logik von der früheren Systematik der experimentellen Psychologie darum sicherlich nicht zu befürchten. Die Kluft war, wie Marbes Untersuchungen über

das Urteil dargetan haben, so tief und so unüberbrückbar wie nur möglich. Die weitere Entwickelung der Denkpsychologie aber wies uns den Weg, auf dem die logischen Formen und Verfahrungsweisen erlebt und verwirklicht werden. Auch jetzt bleiben Logik und Psychologie verschiedene Wissenschaften. Das reine, normgemäße Denken, das in jener vorausgesetzt wird, fällt mit dem empirischen, das die Psychologie vorfindet und erforscht, nicht zusammen. Die phänomenologische Methode einer Vergegenwärtigung und einer auf Grund derselben erfolgenden Erkenntnis der logischen Gebilde ist kaum weniger abweichend von der psychologischen Untersuchung der diesen Gebilden entsprechenden Erlebnisse, als die transzendentale Methode einer Analyse der in der Wissenschaft zur Geltung gekommenen logischen Grundsätze und Zusammenhänge. Aber wir können jetzt wenigstens die individuelle Bewußtseinsform angeben, in der die Regeln der Logik befolgt oder die Wahrheit und Richtigkeit von Behauptungen beurteilt werden. Wir können feststellen, daß und wie Begriffe und Aussagen psychisch repräsentiert sind. Wir können die Arbeit des nach logischen Gesichtspunkten darstellenden Forschers psychologisch analysieren und in angemessenen psychologischen Ausdrücken schildern.

Selbstverständlich haben nicht nur die Realwissenschaften, sondern auch alle anderen Disziplinen ihre psychologische Begreiflichkeit zum guten Teile der modernen Denkpsychologie zu verdanken. Denn es gibt keine Wissenschaft, deren Vertreter sich nicht des Denkens in seinen mannigfachen Formen bedienten, um ihre Gegenstände zu bearbeiten. Es beginnt eine reizvolle Aufgabe zu werden, der Verschiedenheit der Denkprozesse innerhalb der verschiedenen Wissenschaften nachzugehen und die individuellen Kunstgriffe von den im Wesen einer wissenschaftlichen Beschäftigung selbst liegenden Methoden zu trennen. Die von uns in dieser Richtung eingeleitete Ausgestaltung der Denkpsychologie verspricht den Zusammenhang aufzuklären, der schon für die alltägliche Erfahrung zwischen der Wahl einer Wissenschaft und einer gewissen Richtung und Betätigungsweise des wählenden Geistes besteht. Sicherlich spielen die hier vorliegenden Begabungsunterschiede für die Bestimmung des Berufs eine weit größere Rolle als die Vorstellungstypen.

Damit haben wir bereits einen Schritt in das Gebiet getan, dessen Beziehung zur modernen Denkpsychologie besonderes Interesse erregt, in die Pädagogik. Diese hat zu Anfang der Neuzeit einen erfolgreichen Kampf gegen den Verbalismus und Traditionalismus des Mittelalters geführt und sich seitdem in ihren hervorragendsten Vertretern auf den Boden des Anschauungsprinzips gestellt. Alle Gegenstände, von denen in der Schule gehandelt wird, sollen hiernach in Sinneswahrnehmungen oder -vorstellungen, d. h. eben in Anschauungen den Lernenden gegenwärtig werden. Das Unanschauliche wird gern mit dem Unbestimmten, Unklaren zusammengeworfen. Auch wo man genötigt ist, abstrakte Bestimmungen zu bringen und einzuprägen, sollen Beispiele, Bilder, Vergleiche anschaulicher Art als Grundlagen benutzt werden. Man scheute dabei nicht vor bedenklichen Konsequenzen zurück. Nach einer Schulordnung von 1642 sollen die praeceptores die Gelegenheit nehmen, wann irgendein Schwein oder sonsten ein Tier geschlachtet wird, daß sie alsdann die Kinder darzu führen.

Wir haben die Wurzeln dieses innerhalb gewisser Grenzen wohlberechtigten und heilsamen Prinzips hier nicht aufzugraben und bloßzulegen. Aber wir müssen vom Standpunkte der Denkpsychologie seinen Übertreibungen entgegentreten. Es übersieht zunächſt, daß auch in der Anschauung ein Denken wirksam wird, eine Beziehung auf Gegenſtände, eine Beſtimmung von Eigenschaften, eine Abſtraktion und Ordnung, eine Kombination und Deutung. Es verkennt ferner, daß das Unanschauliche nicht unbeſtimmt und unklar zu sein braucht, sondern, wie die wohldefinierten Begriffe zeigen, in größter Schärfe und Präzision faßbar iſt. Es läßt die Tatsache sodann außer Acht, daß nicht alle Gegenſtände anschaulich darſtellbar sind. Die Objekte der Natur, die hiſtorischen Ereignisse und Persönlichkeiten, die mathematischen Beziehungen, die Glaubensobjekte der Religion sind ja nur in Annäherung oder symbolisch für die Anschauung vorhanden, ihr eigentliches Wesen läßt sich nur im Denken vergegenwärtigen. Vergleiche, Bilder und Beispiele erschöpfen die gemeinten Gegenſtände in diesen und anderen Fällen niemals und führen leicht ab und in die Irre. Die allgemeine Forderung einer Veranschaulichung droht endlich eine Vernachlässigung der logischen Gesichtspunkte herbeizuführen. An den zahlreichen Schüleraufsätzen, Promotionsschriften, Prüfungsarbeiten, die wir Lehrende zu lesen haben, fällt uns oft mehr eine logische Ungeschicklichkeit in der Begriffsbeſtimmung, in der Disposition des Stoffes, in der Begründung und in der Beurteilung auf, als ein mißglücktes Bild oder ein Mangel an Beispielen. Die logische Ordnung und Durchdringung eines gegebenen Materials, die Konsequenz in der Beweisführung, die Treffsicherheit in der Kritik gedanklicher Zusammenhänge bedürfen auch der Übung. Hat man neulich besondere formale Schulung des Gedächtnisses verlangt, so wird man auch auf die früher vielfach zur Anwendung gekommenen Übungen im Definieren, Einteilen, Schließen usf. zur Ergänzung der Anschauungsbildung empfehlend hinweisen dürfen.

Noch in einer anderen Richtung kann die Denkpsychologie für die Pädagogik fruchtbar werden. Wir hatten oben von den determinierenden Tendenzen gesprochen. Sie bilden, wie kürzlich auch von pädagogischer Seite (Meßmer) bereits betont worden ist, für die Erziehung eine wichtige Tatsache. Alle Willenskraft und Pflichterfüllung ist vornehmlich an die Feſtigkeit und Stärke dieser Tendenzen gebunden. Zur Pflicht wird psychologisch gesprochen jede von uns übernommene Aufgabe. Die Determinationsenergie, mit der sie auf den Ablauf innerer und äußerer Handlungen einzuwirken vermag, beſtimmt deren Pflichtmäßigkeit. Die psychophysischen Leiſtungen können ihr dienſtbar werden, Hemmungen und Widerſtände zufälliger Art, ja selbſt gewohnheitsmäßige Antagoniſten lassen sich durch sie überwinden. Ach hat nun nicht nur individuelle Unterschiede in der Größe dieser Energie feſtſtellen können, sondern auch Übungsfortschritte in ihrer Herrschaft über den Mechanismus des psychophysischen Geschehens beobachtet. Wer daher bei einem Zögling ſtarke sittliche determinierende Tendenzen auszubilden vermag, wird ihn widerſtandsfähig gegen Versuchungen und Ablenkungen, konsequent im Verfolgen seiner Ziele beim Denken und Handeln und in der Selbſtbeherrschung tüchtig machen können. Zuverlässigkeit im Halten von Versprechungen, Vertrauens-

würdigkeit in der Führung des Berufs, Feſtigkeit des Charakters in den Wirrnissen und Anfechtungen des Lebens beruhen auf ſtarken und dauerhaften ethischen Determinationen. Schon Herbart hat die Charakterbildung als das Ziel der Erziehung beſtimmt. Die moderne Psychologie läßt die Prozesse, die dazu führen, genauer erkennen und weiſt damit die Wege, die zur Erreichung dieses Zieles einzuschlagen sind.

Diese Psychologie scheint endlich auch die Bahn für eine Veränderung unserer Weltanschauung zu eröffnen. Die Anerkennung des Intellekts, die Betonung der geiſtigen Selbſtändigkeit unserer Seele hat zu allen Zeiten die Leiſtungen des Denkens beflügelt. Der Höhepunkt der griechischen Philosophie iſt uns nicht die Sokratische Schule der Kyrenaiker, in der die Sinnlichkeit den Maßſtab für Wahrheit und Tugend abgab, auch nicht die ſtoische und epikureische Lehre von der Anschauung als der Grundlage aller Einsicht, sondern Platon mit seiner Ideenlehre, und die Blütezeit der unvergleichlich raschen Kulturentfaltung im alten Griechenland war von der Überlegenheit des Denkens über die Wahrnehmung durchdrungen. Ich brauche ferner nur an die intellektualiſtische Betrachtungsweise in der Kulminationszeit der mittelalterlichen Scholastik und an die Herrschaft der reinen Vernunft in dem Rationalismus der neueren Philosophie zu erinnern. Und wenn nicht alle Zeichen trügen, befinden wir uns auch heute wieder auf dem Wege zu den Ideen. Wir brauchen nicht zu fürchten, daß wir damit den Boden der Wirklichkeit zu schnell verlassen und uns in ein luftiges Gebiet bloßer Gedankendinge verſteigen werden. Wir sind in der Schule der Erfahrung groß geworden und haben den Blick für das Reale geschärft. Die Tatsachen sollen uns nach wie vor Probleme ſtellen und den theoretischen Forscher wie den praktischen Geſtalter beschäftigen. Aber die fernen Ziele, die uns erſt zur Weltpolitik geführt haben, konnten nicht gesehen oder getaſtet werden, und das im Kleinen und im Großen unermeßliche Universum, das wir in einer für alle Nationen vorbildlichen Forschung uns erschließen, läßt sich nur denkend erfassen und beſtimmen.

So richtet sich aus dem psychologischen Laboratorium der Blick auf das Ganze unseres Wissens und Könnens. Jeder größere Fortschritt beim Eindringen in die Werkſtatt des Geiſtes bildet auch eine Errungenschaft für die Philosophie. Er klärt uns an seinem Teil auf über die Seele, aus der all unser Können und Wissen quillt, er gibt uns einen neuen Maßſtab für die Würdigung des Menschen und seines Berufs, seiner Stellung in der Welt, er beleuchtet in besonderer Richtung die Kräfte, die zur Erkenntnis, zum Schaffen und Handeln befähigen. Im Denkvermögen hat alte Ahnung das auszeichnende Merkmal menschlichen Wesens gefunden. Im Denken entdeckte der Kirchenvater Auguſtin und nach ihm Descartes den einzig feſten Grund für das Sein der von Zweifeln umbrandeten Persönlichkeit. Wir aber sagen nicht nur: sofern ich denke, bin ich, sondern auch: die Welt iſt, wie wir sie denkend setzen und beſtimmen.

Mit diesen wenigen Bemerkungen iſt die Bedeutung der experimentellen Psychologie des Denkens nicht sowohl erschöpft, als vielmehr nur illuſtriert und angedeutet. Manches andere, wie die Beziehung zur Psychopathologie und zur Sprachwissenschaft wäre noch zu besprechen, und viele Einzelheiten, wie z. B. die Experimente über die Ab⸗

ſtraktion, und die Urteils= und Schluß=prozesse und das Verhältnis einer Haupt= und einer gleichzeitig beſtehen=den Nebenaufgabe zu einander, wären noch zu würdigen. Auch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß wir vielfach über Anfänge der Untersuchung noch nicht hinausgekommen sind. Überall harren unserer Forschung zahlreiche Probleme, Dunkelheiten und Schwierig=keiten. Aber unsere Betrachtungen dürften doch schon gezeigt haben, daß es sich lohne, auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten, und daß die ex=perimentelle Psychologie durch ihre Untersuchung des Denkens nicht nur ihr eigenes Gebiet um ein großes und fruchtbares Stück Neuland bereichert hat, sondern auch in rege Wechsel=beziehungen mit angrenzenden Ländern getreten iſt.

Vielleicht vermißt man die Berück=sichtigung der ohne experimentelle Hilfs=mittel, ohne syſtematische Einzelbeob=achtungen betriebenen Psychologie des Denkens. Sicherlich hat diese manches antezipiert und vollſtändiger ausgebaut, was in der experimentellen Untersuchung gewonnen und begonnen iſt. Lotzes Begriff eines beziehenden Wissens, Brentanos Theorie der psychischen Funktionen, Wundts Lehre von der Apperzeption und den apperzeptiven Verbindungen, Erdmanns Theorie des Urteils, die einschlägigen Darlegungen von Stout und Dewey und manche andere Ausführung bei zeitgenössischen und älteren Psychologen ließen sich hier hervorheben. Aber die Vorzüge der experimentellen Forschung mit ihrem un=wissentlichen Verfahren, mit ihrer Heran=ziehung mehrerer Versuchspersonen, mit ihrer Herſtellung nachkonſtruierbarer Be=dingungen, mit ihrer spezialisierten Frage=ſtellung, mit ihrer kontrollierten Beob=achtung, mit ihrer größeren Ergiebigkeit an Einzelresultaten und Gesetzmäßig=keiten sind auch auf diesem Gebiet so einleuchtend, daß sie die Isolierung ihrer Arbeit erlauben. Wir werden uns der Übereinſtimmung freuen, wo wir sie antreffen, wir werden den Widerspruch prüfen, auf den wir ſtoßen, und bei der unvermeidlichen Kärrnerarbeit, die wir treiben, uns mit gelegentlichen Aus=blicken auf große Ziele und dem schlichten Bewußtsein tröſten, daß wir solide, wohl verarbeitete und einander ange=paßte Bauſteine unserer Wissenschaft einfügen.

Wilhelm Münch.

Von
Adolf Matthias.

Am 25. März kurz vor Mitternacht iſt Wilhelm Münch geſtorben. Bis halb elf Uhr hatte er noch mit drei Herren beraten über einen im Auguſt dieses Jahres ſtattfindenden Besuch deutsch=amerikanischer Lehrer in Berlin, hatte jedem der Herren, als ob er ahnte, daß es nötig sei, noch diesen und jenen Auftrag gegeben. Dann ging er zur Ruhe, wurde aber von Atembeängſtigungen befallen, die ihm Vorboten des Todes zu sein schienen, und wurde so gleichsam aus vollem Schaffen von der gewaltigen Hand des Todes faſt schmerzlos hin=durchgezogen durch jenen »Dornen=zaun«, den er selbſt einmal in seinen Werken als die Grenze bezeichnet zwischen dem Leben und dem dunklen



Lande, in das wir alle eines Tages hinübermüssen.

Geboren ist Münch am 23. Februar 1843 in dem Dorfe Schwalbach im »Nassauer-Ländchen«, das sich in den Kreis Wetzlar hineinschiebt. Sein Vater war dort Bürgermeister; bevor er dieses Amt bekleidete, hatte er Theologie studiert, wie viele der Vorfahren Münchs. Schon im ersten Lebensjahre wurde Münch nach dem Dorfe Asslar verpflanzt; hier wuchs er auf; sein Heimatshaus schildert er selbst in einem kleinen Erinnerungsbilde »Als ich wiederkam« folgendermaßen: »Rechts von der Landstraße der steil ansteigende, felsige Hügel, auf dessen Höhe die alte, graue Kirche, und vor der Kirche der mächtige Lindenbaum, dem nicht einer seiner Gattung gleichkam, so viele ich deren gesehen, so hoch fast wie der Turm der Kirche; und unten, auf der anderen Seite der Landstraße, fast zweihundert Schritte vor mir, das alte Steinhaus, mit Erkern und Flügeln und vielen Fenstern, und daran sich schließend der weithingedehnte Garten mit den trauten Obstbäumen, und hindurchschimmernd die ersten Häuser des alten Dorfes, zu dem das Steinhaus den Eingang bildete, wie es in vergangenen Zeiten das Herrenhaus gewesen war und eine Art von fester Burg mit Wallgraben und Zugbrücke.«

Hier verbrachte Münch seine ersten Kinderjahre, kam dann auf das Gymnasium zu Wetzlar, studierte auf den Universitäten Bonn und Berlin, vorzugsweise Theologie, da er einer alten Familienüberlieferung folgend Pfarrer werden wollte. Doch nur zu den Anfängen des Pfarrerberufes gelangte er; er gab sich bald sprachlichen, besonders neusprachlichen Studien und dem Unterrichtsberufe hin. Die Stätten, an denen er nacheinander als Lehrer wirkte, waren Schwelm, Cöln, Cleve und Barmen. 34 Jahre alt wurde er Direktor der Realschule erster Ordnung in Ruhrort, 1883 Direktor des Realgymnasiums zu Barmen, 1888 Provinzialschulrat in Koblenz, 1897 trat er — seine Gesundheit versagte wiederholt den Unruhen des Amtes gegenüber — von diesem zurück und siedelte nach Berlin über. Er wurde Honorarprofessor mit einem Lehrauftrage für Pädagogik. In dieser Stellung ist er dann bis zu seinem Tode in Berlin geblieben. Das sind die äußeren Züge seines Lebensganges.

In seiner Tätigkeit im Rheinlande hat er nach zwei Seiten hin hervorragend gewirkt. — Münch gehört zu den Reformern der Methode des neusprachlichen Unterrichts. Als Lehrer, Direktor und Provinzialschulrat hat er mitgewirkt, daß der Unterricht in den neueren Sprachen eine segensreiche Umwandlung erfuhr; und bei dieser Arbeit hat er stets dafür gesorgt, daß Einseitigkeiten und Übertreibungen, die diesem Unterricht leider nicht fern blieben, vermieden wurden. Fein und maßvoll ging er selbst in seinem eigenen Unterricht zu Werke, fein und maßvoll riet er denen, die am Werke waren. Er sah die bildende Kraft der neueren Sprachen stets in der Entwicklung des Sprachgefühls, in der feinen Beobachtung beim Sprechen dieser Sprachen und in der lebendigen Durchdringung einer wertvollen Lektüre und gründlichen Kenntnis des nationalen Lebens Englands und Frankreichs. Wenn heute der französische und der englische Unterricht auf eine beachtenswerte Höhe gerückt ist, wenn er fast gleichwertig neben dem Unterricht in den klassischen Sprachen steht, wenn er an manchen Stellen von frischerem Leben und eindringlicherer Art erfüllt ist als der altsprachliche Unterricht, so gebührt Wilhelm Münch ein großer Teil des Verdienstes.

Neben dieser Tätigkeit übte Münch aber auch auf dem Gesamtgebiete der Methodik einen heilsamen Einfluß aus. Veraltete und verknöcherte Didaktik war ihm zuwider; er hielt überall auf frische und feine Ausübung der Unterrichtskunst. Und war er auch nicht gefürchtet als Revisor, Erregung und Leben brachte er überall in die Schulen, wenn er in die Nähe kam. Besonders unruhig wurde es da, wo der Schlendrian und wo Bequemlichkeit zu Hause waren. Denn Münch war nichts so zuwider wie diese üblen Gewohnheiten. Sein Urteil konnte hier wohl auch einmal recht deutlich werden; aber es bewegte sich doch immer in vornehmen Formen. Und wenn er heimkam, um seine Erlebnisse und Unterrichtserfahrungen in den Akten niederzulegen, dann — als sein Nachfolger kann ich quellenmäßig urteilen — war sein tadelndes schriftliches Urteil immer fein und gerecht. Oft gab nur eine kleine Partikel wieder, was er auszusetzen gefunden hatte, oder eine zweifelnde Frage wies auf das hin, was noch zu bessern war. Bei dieser revidierenden Tätigkeit erweiterte sich sein Gesichtskreis mehr und mehr, und er fühlte sich, um dieser Erweiterung beständig Nahrung zuzuführen, eigentlich erst recht wohl in der Großstadt. In einem seiner kleinen Essays finden wir diese in immer weiteren Kreisen sich bewegende Lebensauffassung bezeichnend wiedergegeben: »Kleinstädter sind rückständige Menschen, das weiß jeder — in der Großstadt. Ja, sie stellen eine minderwertige Spezies von Mensch überhaupt dar, das ist wenigstens das Gefühl der meisten, wiederum in der Großstadt. Sie können nichts dazu, aber sie sind doch einmal engherzig, schwerfällig, sie haben keinen weiten Gesichtskreis, keine elastischen Formen, keinen Zug ins Große, keinen Trieb zum beständigen Kulturfortschritt; sie führen ein Dasein ungefähr wie die Schnecken, nur daß sie viel klatschen, neugierig sind und kleinlich und alles in allem ziemlich lächerlich! Die Deutschen haben allerdings den Typus des Kleinstädters besonders voll ausgebildet und sorglich gehegt; lange Zeit waren sie eigentlich sämtlich Kleinstädter, und erst nach und nach hat man von gewissen Zentren aus über diese Armseligkeit zu triumphieren vermocht. Man muß nur Großstädter sein, um die ganze Kläglichkeit der Kleinstädter zu empfinden. Ich habe nicht die Ehre (und auch nicht das Unglück) als Großstädter geboren zu sein; ich mußte, was mich noch jetzt freut, langsam die Stiege hinaufsteigen: vom Dorf zur kleinen Stadt, dann zur mittleren und zur großen; oder genauer, ich habe nach und nach und ohne rechte Ordnung und Abfolge in einigen Dörfern, in mehreren Kleinstädten, in verschiedenen Mittel- und auch in ein paar regelrechten Großstädten mein Leben geführt, und es ist mir nicht leid; ich habe auch einigermaßen die Seele des Dörflers und die des Kleinstädters usw. in meiner Seele gefühlt, denn etwas Chamäleon ist doch jeder, und man kann darüber ja wohl eine gewisse Unbefangenheit und Billigkeit des Urteils gewinnen. Ich wäre also in meiner Gerechtigkeit auch erbötig, den Großstädtern eine ebensolche Reihe von Grobheiten zu sagen, wie wir sie soeben gewissermaßen aus ihrem Munde gegen die Kleinen drunten gehört haben. Da könnte man von Kaltherzigkeit, Individualitätslosigkeit, von Dreistigkeit, ja auch von einer besonderen Art von Enge ihres Blickes reden, und wer weiß, wie die Bilanz der Aktiva und Passiva am Ende ausfiele!«

Für Münchs Eigenart war schließlich

die Großstadt der richtige Aufenthalt. Sein Hang zur Einsamkeit und Beschaulichkeit, seine empfindsame, leicht verletzbare Feinfühligkeit fanden hier den richtigen Ort vor rauhen Berührungen der Neugierde und Medisance; hier war er nicht beobachtet, nicht vom Klatsch verfolgt, nicht unnötig kritisiert, nicht beständig beobachtet, kurz, nicht gestört, und trotzdem flutete das reiche Leben beständig um ihn herum, so daß er, der die Welt nie von genug Seiten beständig zu beobachten liebte, immer neue Eindrücke empfing; und für ihn, der selbst vom frühen Morgen bis zum späten Abend rastlos zu schaffen pflegte, bot das rastlos schaffende Leben der Großstadt, das ihn umwogte, etwas Kameradschaftliches. Bis zum letzten Augenblicke seines Lebens war er so tätig, und nicht das Nahen des Todes, von dem er in den letzten Tagen wohl sprach, konnte ihn zur Untätigkeit zwingen, wo alles um ihn herum so rastlos tätig war. Die Großstadt war ihm schließlich ein Bedürfnis: durch sie wanderte er, mit philosophischer Ruhe um sich schauend, als melancholischer Philosoph, wenn ihn etwas unsympathisch berührte oder ihm zu schroff entgegentrat, vielleicht auch einmal in der Person des Cholerikers Friedrich Althoff, bei dem er im Kultusministerium viel ein- und ausging; als humorvoller Philosoph, wenn er sich im Aussprechen mit einem guten Freunde geklärt hatte zu ruhevoller Stimmung. Denn er liebte es, weil er zu Hause einsam war, bei guten Freunden einmal für einige Augenblicke vorzusprechen, um Herz, Gemüt und Geist in kluger Weise und schöner Form in behaglichem Gespräch zu erfrischen.

So war Münch in seinem Leben, seinem Amt und seinem Wirken. Ein Gang durch seine Schriften wird den Pädagogen und Schriftsteller und auch den Künstler Münch uns näher führen. Seine schriftstellerische Tätigkeit ging aus von der Schulstube und dem Unterricht. Die beiden Anfangsschriften »über die französische und englische Lektüre in den oberen Realklassen« (1879) und »zur Förderung des französischen Unterrichts« (2. Auflage 1895), denen sich dann (1898) die systematische »Didaktik des Französischen« in Baumeisters Handbuch anschloß, zeigten, wie Münch den neusprachlichen Unterricht als gleichwertig in seinem geistbildenden und erzieherischen Wirkungen mit dem altsprachlichen Unterricht zu bilden bestrebt war. Zeit seines Lebens ist er denn auch immer wieder bemüht gewesen, diese Fundstätte neuer unterrichtlicher und erzieherischer Anregungen für die Schule der Neuzeit fruchtbarer zu machen. —

Daneben haben wir schon aus der Frühzeit auch allgemein pädagogische Betrachtungen aus dem Leben und für das Leben der höheren Schulen. Zuerst die »Vermischten Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst an höheren Schulen«[1]). Wenn er im ersten Aufsatz, der dieses Buch eröffnet, die Vaterlandsliebe als Ziel des erziehenden Unterrichts betrachtet, so haben wir hier schon eine Anregung, die in der Richtung läuft, welche man heute kräftiger als staatsbürgerliche Erziehung bezeichnet. Sonst beschränkt sich Münch in diesem Buche noch auf Fragen, die den Religionsunterricht, das Deutsche und die neueren Sprachen betreffen. Weiter schon zieht er das Gebiet in seinen »Neuen pädagogischen Beiträgen«[2]). »An der Schwelle des

[1]) Berlin, 1888, 2. Auflage 1896. Gaertner, jetzt Weidmannsche Buchhandlung.

[2]) Berlin, 1893. Gaertner, später Weidmannsche Buchhandlung.

Lehramts« erteilt er hier den jungen Lehrern klugen Rat für die Zukunft; in »Soll und Haben der höheren Schulen« nimmt er Stellung zu der sogenannten Reformbewegung d. h. zu der Schulkonferenz von 1890 und zu den Lehrplänen, die eine — wenig erfreuliche — Frucht jener Konferenz bildeten.

Mit den vier folgenden Sammlungen geht Münch nun immer mehr über das engere Gebiet der Schule und der Pädagogik hinaus; es ist interessant, wie diese Sammlungen vermischter Aufsätze paarweise in Titel und Inhalt sich berühren. Das erste Paar bildet: »Über Menschenart und Jugendbildung«[3]) und »Aus Welt und Schule«[4]), das zweite Paar greift weiter aus, wie schon der Titel zeigt: »Kultur und Erziehung«[5]) und »Zum deutschen Kultur- und Bildungsleben«[6]). In den ersten beiden Werken halten sich Schule und Leben etwa noch das Gleichgewicht; aber man rückt, auch wo Schulfragen besprochen werden, schon in die weitere Welt und in allgemeinere Erscheinungen des Menschenlebens. Wenn Münch über »Beredsamkeit und Schule«, »Goethe in der deutschen Schule«, »Shakespeare auf deutschen Schulen« schreibt, so entfernt er sich sofort aus der Enge der Schulstube in eine Weite ästhetischer Auffassung, daß man von Schulstaub auch nicht ein Atom mehr in ihnen findet. Auf eine weitumblickende Höhe der Betrachtung aber rücken Aufsätze wie die »Psychologie der Großstadt«, die »Gebildeten und das Volk«, »Nationen und Personen« und »Seelische Reaktionen«. In dem letzteren Aufsatz glaubt man Menschen (zum Teil hochgestellten) zu begegnen, die tagtäglich vor uns im amtlichen und gesellschaftlichen Leben sich bewegen; sie sind so fein gezeichnet, wie nur Künstlerhand das zu vollbringen vermag.

In den letzten Sammelbänden aus dem Jahre 1909 und dem Sterbejahre Münchs (zu seinem letzten Buche schrieb er die Vorrede am 1. Januar 1912) treten Kulturfragen, die ja im Grunde mit Volkserziehungsfragen sich nahe berühren, immer mehr in den Vordergrund. Man könnte ihnen den Gesamttitel geben »Umgang mit der Welt«; denn überall verfolgen sie Richtlinien für den Umgang mit Menschen, und sie lehren uns beobachten, besonders da beobachten, wo etwas nicht stimmt bei uns und anderen, sie lehren ferner aus den Beobachtungen Folgerungen ziehen für eine harmonische Lebensführung und für ein richtiges Einfügen unserer Stimmungen, Gedanken und Empfindungen in die Welt und die Menschen, die uns umgeben. Münch schwebt gleichsam über den Wassern aber nicht in hochfahrendem Sinne, sondern von dem Wunsche beseelt, alle die Spiegelungen und alle die Reaktionen des Wassers zu sehen und zu beschreiben zur Freude und Erquickung derer, die im Wasser drin sitzen, schwimmen und den Widerstand überwinden müssen, den das Wasser ihnen entgegenstellt. Als Geist, der über dem Wasser schwebt, ist Münch ein Meister im Auffinden von Schwierigkeiten, welche die Schwimmer unter ihm zu lösen haben. Und aus glücklich gelösten Schwierigkeiten erwachsen ihm immer neue Probleme; er kennt deshalb auch keine Gleichgültigkeit und keine fatalistische Ergebung, die sich den

[3]) Berlin, 1900. Gaertner, später Weidmannsche Buchhandlung.

[4]) Berlin, 1904. Weidmannsche Buchhandlung.

[5]) München, 1909. C. H. Beck (Oskar Beck).

[6]) Berlin, 1912. Weidmannsche Buchhandlung.

Dingen fügt; es ist ja Wasser, das da unten wogt und in immer neuen Wellen sich ergeht; und es ist ein beständiges Hin und Wider, kein Stillstand, sondern Bewegung ohne Ende. An dieser Bewegung und an ihrer Beobachtung hat Münch seine Freude, und wenn man manchmal wünschen möchte, daß er zu einer ganz bestimmten Schlußmeinung, zu etwas Kompaktem kommen möchte, so will er uns und müssen wir selber uns sagen, daß Wellen und Wogen, die den Strom der Zeit ausmachen, eben nichts Kompaktes sind. Es müßte denn sein, daß diese Wellen zu Eis erstarren, an welchem eine warmherzige Natur keine Freude mehr haben kann. — In allen diesen Aufsätzen, wie auch in seinen sonstigen Werken, wirkt Münch nirgendwo aufdringlich, nirgendwo langweilig, nirgendwo verstimmend. Und fragt man sich, woher das kommt, daß er uns immer fesselt, so rührt es vor allem wohl daher, daß er, der viel gesehen, viel gelesen, viel gelernt und viel wirklich beobachtet hat, ein liebenswürdiger Skeptiker ist und dem freundlichen »ja« ein ebenso freundliches »aber« anreiht, und daß dieses »aber« eigentlich niemals grämlich klingt, sondern unter Umständen voll leichten Humors sich äußert und auch wohl poetisch angehaucht ist. Und selbst wenn er einmal recht ärgerlich ein pessimistisches »ja leider ist's so« bringt, so sorgt ein optimistisches »aber« dafür, daß wir unsere Contenance bewahren.

Neben seinen Sammelwerken hat Münch einheitliche Bücher geschrieben, unter denen sein »Geist des Lehramts«[7]) den ersten Platz einnimmt. Man kann dieses Buch nicht mit wenigen Worten charakterisieren; es bietet zuviel des Guten, des Besten, ja des Allerbesten, was wir an pädagogischen Weisungen für das Lehramt besitzen. Sein Inhalt ist überreich, seine Form fein und eigenartig. Münch hat selbst empfunden, welchen Ideenreichtum sein Buch enthält. Deshalb hat er über das trockne Inhaltsverzeichnis am Ende des Buches, wo sonst keine Stätte poetischer oder geistreicher Worte zu sein pflegt, Jean Pauls Worte gesetzt: »Über die Erziehung schreiben, heißt beinahe über alles auf einmal schreiben«. So gleicht denn das Buch einem stattlichen Baume, dessen zwei mächtige Stämme »Erziehung« und »Unterricht« darstellen, dessen Äste und Verästelungen aber vielgestaltig weit sich dehnen in Welt und Menschenleben hinaus; und jeder Zweig und jedes Blatt ist lebenskräftig und zeigt seine besonderen Schönheiten, die sorgsamster Prüfung standhalten. Man hat wohl behauptet, ein Buch für Anfänger sei Münchs Geist des Lehramts nicht. Das ist richtig in gewissem Sinne; es ist kein Vademekum für all und jeden Fall, und es will keine Vorschriften geben, die etwa für ein Examen erlernbar oder für den anrückenden revidierenden Provinzialschulrat oder vortragenden Rat verwendbar wären. Münch will eben kein aufdringlicher Führer sein; er will erleuchten, wo etwas dunkel, will klären, wo manches unklar ist, er will erweitern, wo Enge herrscht. Der »Geist des Lehramts« ist kein nüchternes Werktagsbuch, das grobes Handwerkszeug bietet, sondern ein Sonntagsbuch, das man nach der Arbeit des Tages und der Woche zur Hand nimmt, um von den überwundenen Mühen sich zu erholen und an feinsinnigem Rat sich aufzurichten und neue ideale Kräfte für fernere Werktagsarbeit zu sammeln. Und solche Erquickung tut jedem gut: dem jüngsten Jünger im Schulamt, wie dem erfahrenen

[7]) 1903, 2. Aufl. 1905 Berlin, Georg Reimer

Meiſter und ſchließlich auch den Eltern, denen es um pädagogiſche Weisheit zu tun iſt. Aber wie geſagt, nüchterne Entſcheidungen praktiſchſter Art findet man nicht. Dazu iſt der Verfaſſer nicht angetan. Er bindet ſich nicht gern nach irgend einer Seite, weil die Geſtaltungen und Erſcheinungen im Gebiete der Erziehung und des Unterrichts zu mannigfaltig und wechſelnd ſind, ſo daß jedes Einzelereignis beſondere Entſcheidung und beſondere Entſchlußfähigkeit erheiſcht. Auch formuliert Münch nicht gern dogmatiſch, weil er eine grundevangeliſche Natur iſt und zuviel Achtung hat vor jeder Natürlichkeit und der Berechtigung perſönlichen Schaffens. Und kategoriſch grob und rechthaberiſch fährt er erſt recht niemals einher; dazu ſchätzt er geſellſchaftliche Tugenden und gute Manieren im Schulamt und erzieheriſcher Tätigkeit zu hoch ein. Pädagogiſche Sinnigkeit und Innigkeit iſt der Grundzug des Buches, und dazu geſellt ſich eine ſo feine Beobachtungsgabe, ein ſo kräftiges Anſchauungsvermögen und eine ſo glückliche Darſtellungsgabe, daß man immer wieder auf den Gedanken kommt: »Hier müßte der Künſtler der Pädagogik den Zeichenſtift ergreifen und zu ſeinen Ausführungen uns Illuſtrationen bieten«[7]. Alles in allem: Münchs Geiſt des Lehramts iſt das beſte pädagogiſche Buch, das die jüngſte Vergangenheit gezeitigt hat, um der Gegenwart und ſeiner Erziehung zu dienen.

Von zuſammenhängenden Werken Münchs ſind außer dem »Geiſt des Lehramts« die »Zukunftspädagogik«[8]), das Buch »Eltern, Lehrer und Schulen in der Gegenwart«[9]), »Jean Paul, der Verfaſſer der Levana«[10]), und »Gedanken über Fürſtenerziehung«[11]) zu nennen.

Die Zukunftspädagogik führt in ihrer erſten Auflage den Nebentitel »Utopien, Ideale und Möglichkeiten«. Münch hält in ihr Parade ab über die Zukunftspädagogen beiderlei Geſchlechts. Auf dem linken Flügel Ellen Key, auf dem rechten Rudolf Lehmann, dazwiſchen iſt Frankreich, Amerika und Deutſchland vertreten mit Paul Lacombe, Pierre de Coubertin, Édouard Demolins, John Dewey, Paul Güßfeldt, Hugo Göring, Ludwig Gurlitt, Hermann Lietz, Julius Baumann, Fritz Schultze, Paul Natorp, Auguſt Döring, Paul Bergemann und Georg Kerſchenſteiner. Einen jeden dieſer Reformer oder dieſer Stifter ganz neuer Erziehungsſyſteme kritiſiert Münch mit liebenswürdiger Zurückhaltung. Seine Geduld iſt bewundernswert, die er auf Kenntnisnahme ganz nutzloſer Utopien verwendet. Mancher andere würde nicht ſo fein ſäuberlich mit dieſem oder jenem unnützen Projektenmacher verfahren ſein; denn dieſe tun das auch nicht in ihrer ſelbſtgefälligen Arroganz. Nachdem Münch ſo die einzelnen hat Revue paſſieren laſſen, gibt er im zweiten Teile ſeine eigene Meinung; man vermißt hier herzhafte und energiſche Stellungnahme; es werden vielmehr die Möglichkeiten, wie allenfalls geholfen oder auch nicht geholfen werden könnte, abgewogen mit der künſtleriſch organiſierten Feinheit, mit der Münch zu arbeiten pflegt. Aber das Buch iſt reich an wunderſchönen Klängen und Anklängen, an feinen Regungen und Anregungen, an hin und her wogenden »ſeeliſchen Reaktionen.« Den verſöhnenden Schluß überläßt das Buch dem Leſer; es klingt in folgende Worte aus: »Kann eine Pädagogik dargeboten

[8]) 1904, 2. Aufl. 1908 Berlin, Georg Reimer.
[9]) 1906. Berlin, Alexander Duncker.
[10]) 1907. Berlin, Reuther & Reichard.
[11]) 1909. München, C. H. Beck (Oskar Beck)



werden, die die Zukunft sicher ſtellt? Auch die Zukunft wird voll Kampf sein, Kampf mit den sich wider⸗sprechenden Ansprüchen des Lebens und mit all den erschwerenden Elementen in Natur und Kultur. Doch muß die Gegenwart nicht zufrieden in sich selbſt versinken; sie soll nicht plötzlich sich selbſt aufgeben, aber sich selbſt zu prüfen und mit Besonnenheit zu korrigieren, das iſt die Gegenwart der Zukunft schuldig.« Beſtimmt formulierte Vor⸗schläge für die Gegenwart werden aber nicht gegeben. Erſt die zweite Auflage gibt sie. Hier nimmt Münch feſtere Stellung. Der Nebentitel lautet schon beſtimmter: »Betrachtungen und Rat⸗schläge«; am Schlusse wird in 38 Nummern eine »Zusammenfassung des zunächſt Wünschenswerten« gegeben, in denen vieles geboten wird, was nutz⸗bar auch schon in der Gegenwart ge⸗macht werden kann, um eine bessere Zukunft anzubahnen.

Kräftiger in die Gegenwart greift Münch ein mit seinem Buche »Eltern, Lehrer und Schulen in der Gegenwart«; er nimmt Stellung in dem Kampf um die Schule und bietet eine Art Anleitung zur Selbſtbesinnung. Verblendete und mitschuldige Eltern, ungeduldige und verſtiegene Reformer, engherzige Philiſter und Lohnarbeiter unter den Lehrern be⸗kommen allerhand Beherzigenswertes in ihr Stammbuch geschrieben. Es iſt eine Freude, nach der Zukunftspädagogik diese für weite Kreise beſtimmte Gegen⸗wartsdidaktik zu lesen.

Aus der Gegenwart heraus rückt uns Münchs sinniges Buch über Jean Paul, mit dem er uns nicht eine neue Aus⸗gabe der Levana geben will, sondern eine Einführung in das Werk, seinen Gehalt und seine Eigenart, die eben die Eigenart Jean Paul Friedrich Richters iſt, und die mit der Eigenart Münchs manches gemeinsam hat, besonders da, wo der Humor sein köſtliches Spiel be⸗ginnt.

Die »Gedanken über Fürſtenerziehung« geben eine Auswahl, und diese iſt ge⸗leitet von praktisch⸗ethischen Richtlinien. Zunächſt hören wir Stimmen aus dem Altertum: Isokrates, Xenophon, Plato, Ariſtoteles, Plutarch, Marc Aurel und Auguſtin; dann aus dem Mittelalter: Ludwig den Heiligen, Gottfried von Viterbo, Giraldus Cambrensis, Ägidius Colonna, Vincent von Beauvais, Peral⸗dus; aus der Zeit des Humanismus und der Renaissance: Aeneas Silvius Piccolo⸗mini, Jacob Wimpheling, Erasmus von Rotterdam, Melanchthon, R. Lorichius, C. Heresbachius, Guillaume Budé, Jean Bodin, Machiavelli und die Italiener neben und nach ihm, Elisabeth von Braunschweig, Herzog Julius von Braunschweig, Castiglione und Guevara; aus dem siebzehnten Jahrhundert: Jacob von England, Kurfürſt Max von Bayern, die Jesuiten Mariana und Bellarmin, Tomasi v. Knoblochhausen, den Janse⸗niſten Nicole, Fénelon, Ludwig XIV., Leibniz; aus dem achtzehnten Jahrhundert: Defoe, Friedrich den Großen, Wieland, Basedow, Sintenis, Condillac, Mirabeau père, Mirabeau fils und J. J. Engel; seit Beginn des neunzehnten Jahr⸗hunderts: Bischof Sailer, Jean Paul, E. M. Arndt, Oberſt Massenbach, Comte de Vaublanc, General Auspitz. — Münch hat die Darlegungen dieser Männer, in denen sich neben viel Weisheit noch mehr Torheit findet, durchſtudiert und recht freundlich die Spreu vom Weizen ge⸗sondert, eine bewundernswerte Leiſtung, wenn man bedenkt, durch wieviel un⸗nützes Gerede, durch wie unglaublich viel Unkenntnis, Weltfremdes und Unpäda⸗gogisches, durch wie viele engherzige Urteile er sich durchquälen mußte. In der Kunſt, die Münch geübt, mit Ge⸗

rechtigkeit, maßvoller Kritik und feiner Abwägung die Sichtung zu vollziehen, liegt nun der Reiz dieſes Buches und in dem Beſtreben, ein lesbares Buch zu liefern durch feine Stilgebung und durch Ausgeſtaltung einer gewinnenden Form. Wo Münch ſelbſt zu der Frage der Fürſtenerziehung in der Gegenwart Stellung nimmt, werden wir ganz beſonders angezogen, da er der Löſung dieſer ſchwierigen Frage dadurch nahe kommt, daß er die beſte Fürſtenerziehung der Gegenwart in einfacher Menſchenerziehung ſich vollziehen ſieht.

Wir wären nunmehr am Ende des Ganges durch Münchs Schriften angekommen; es iſt keine geringe Zahl; viel Mühe und Arbeit iſt darauf verwandt, die ja nach des Pſalmiſten Worte das Leben erſt köſtlich machen.

Dieſe Arbeit iſt aber noch durchrankt von Blätter⸗ und Blütenſchmuck philoſophiſcher Gedanken und poetiſcher Begabung, denen wir zum Schluß noch einige Worte widmen müſſen.

Einige der Sammelwerke Münchs (die neuen pädagogiſchen Beiträge, Kultur und Erziehung und Zum deutſchen Kultur⸗ und Bildungsleben) enthalten am Schluß eine »Nachleſe« oder »wandernde« Gedanken (Aphoriſtiſches) oder »gelegentliche Bemerkungen«, welche kleine Gedankenzuſammenhänge oft nur von ein paar Reihen bringen über große und kleine Lebensfragen aus Natur⸗ und Seelenleben, Kultur, Geſellſchaft, dem Leben der Stände und Völker und ſonſt allerlei Menſchliches vom Wege, den Münch gewandelt iſt. Dieſe kleinen Perlen zeugen von einem koſtbaren Innenreichtum, von tiefer ernſter Erfahrung, von liebevoller Milde und von erquickendem Humor, der »die Seele über Abgründe hinwegträgt«. Zu dieſen »Nachleſen« hat er uns noch ein wertvolles Buch geboten: »Anmerkungen zum Texte des Lebens«[12]), zum Texte des eigenen und auch zum Texte unſeres Lebens, je nachdem es gehaltvoll und der Anmerkungen bedürftig iſt, die an vielen Stellen uns ſtärken, unſer Leben verſtändlich und lebenswerter machen und uns das Leben der Gegenwart teilnahmsvoll mitleben laſſen.

Neben dieſem philoſophiſchen Rankenwerk haben wir aber auch noch poetiſch Erlebtes und Erdachtes und aus der Erinnerung gezeichnete Bilder, in denen uns der Verfaſſer in ſeinen letzten Lebensjahren perſönlich beſonders nahe trat. Es ſind das die Bücher »Geſtalten vom Wege«[13]), die »Leute von ehedem und was ihnen paſſiert iſt«[14]) und »Seltſame Alltagsmenſchen«[15]).

Lieſt man dieſe novelliſtiſchen Verſuche, ſo kommt man — ſo ſeltſam es klingen mag — auf den Gedanken, daß Münch vielleicht einen ebenſo guten Novelliſten wie Pädagogen abgegeben hätte. Wenn das Weſentliche an der Novelle ein ſympathiſches Intereſſe des Dichters an den handelnden oder leidenden Perſonen und nicht nur eine ſcheinwiſſenſchaftliche Objektivität und ein ſcheinkünſtleriſcher Realismus iſt, ſo iſt Münch der richtige Novelliſt. Er läßt ſich wie die großen Meiſter der Novelle von Goethe bis zur Ebner⸗Eſchenbach den gemütlichen Anteil an ſeinen Figuren nicht rauben, auch nicht die Luſt an reicher Charakterzeichnung, die ja auch im Weſen der echten Novelle liegt. Er weiß fein zu charakteriſieren, und wenn ein Maler oder Zeichner Münchs

---

[12]) 1891 (unter dem Titel »Tagebuchblätter«), 2. Aufl. 1904. Berlin, Weidmannſche Buchhandlung.

[13]) Deutſche Bücherei, Bd. 42. Berlin, Neelmeyer (ohne Jahr).

[14]) 1908, Leipzig, Amelangs Verlag.

[15]) 1910, München, C. H. Beck (Oskar Beck)

Novellen mit Skizzen versähe, so müßte er ein Künſtler sein von der Art Ludwig Richters. Solch einer Natur würden die Leute von ehedem und die seltsamen Alltagsmenschen vorzüglich liegen. — Daß die richtige Novelle nicht schlicht genug sein kann, iſt eine weitere Forderung, die man ſtellen muß. Auch ihr kommt Münch in vollem Maße nach. Die Menschen, die bei ihm handeln oder leiden, gehören dem feineren, besonders dem gelehrten Mittelſtande an; der Schauplatz iſt die Gegend um die Lahn und dann rheinabwärts das Gebiet, wo die reichen Verkehrszentren am Strome sich angliedern; der Geiſt, der diese Novellen durchzieht, die Luft, in der die Menschen eben, iſt erfüllt von dem feinen Hauche der Romantik, die ja im Weſten noch immer daheim iſt, und dann auch von köſtlichem Humor und schalkhafter Satire. Münch endet seine Einleitung in einem dieser Bücher mit den Worten: »'Weils mich freut', überschrieb ein guter Dichter eine Sammlung seiner Lieder. Weil es mir Bedürfnis iſt, erworbene Lebenskenntnis zu entfalten, habe ich das Folgende geschrieben. Und wers nicht mag, der — 'mag's ja wohl nicht mögen'.« — Ich möchte hinzufügen: »Wer's nicht mag, der tut mir leid. Am Einfachen fehlt ihm die Freude«. — Die seltsamen Alltagsmenschen nannte Münch sein »letztes Aufgebot«; doch liegen noch sieben Erzählungen in seinem Nachlaß, die bald als allerletztes Aufgebot erscheinen werden.

Sieht man sich nun das Vollbild Münchs noch einmal an, so muß man sagen: es iſt eine große Lücke gerissen in unsere Pädagogenwelt, ein reichbegnadeter Mann kann uns nicht mehr erfreuen mit seinen schönen Spenden aus dem Schatze seines Wissens und Empfindens und seiner künſtlerischen Begabung. Es iſt aber zu wünschen, daß recht viele Jünger der pädagogischen Kunſt in die Fußſtapfen dieses Meiſters treten zum Beſten unserer Erziehung und unserer Jugend, und daß in den weiteſten Kreisen der Geiſt des Lehramts Leben und Kraft gewinne, den Münch in seinem Hauptwerke und in all seinen anderen Büchern so fein und sinnig predigt.

Der Selbständigkeitsgrad der hebräischen Kultur.

Von

Eduard König.

Unter den Hebeln, durch welche die moderne Wissenschaft auf ihre Höhe emporgebracht worden iſt, war die Anwendung der komparativen Methode zweifellos einer der kräftigſten. In besonders glänzender Weise hat sich dies auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft gezeigt. Wie großartig iſt diese doch [illegible] Entfaltung gelangt, seitdem hauptsächlich Franz Bopp (in Berlin) das [illegible]ende Studium des Sanskrit und damit die komparative Grammatik der indogermanischen Sprachen begründet hat! Ja, wir sind ſtolz auf die vergleichende Methode der Forschung. Aber ebendeshalb kann es auch nicht als unmotiviert angesehen werden, wenn vor einer Gefahr gewarnt wird, die bei der Anwendung dieser Methode leicht entſtehen kann. Denn vielleicht darf gesagt werden, daß der Blick des vergleichenden Forschers, wie es ja frei-



lich nahe liegt, gern vorwiegend auf den übereinſtimmenden Charakterzügen der verglichenen Objekte ruht und leicht es unterläßt, mit demselben vollen Interesse auch ihre Verschiedenheiten zu würdigen. Vielleicht auch gibt es kein zeitgemäßeres Objekt, an dem die Notwendigkeit dieser Bemerkung geprüft werden könnte, als das vergleichende Studium der Kultur des Volkes Israel. Sei es mir also geſtattet, einen Versuch dieser Prüfung zu unternehmen!

Das allein richtige Verfahren wird dabei aber dies sein, zuerſt das tatsächliche Material in bezug auf die Gleichheit von Momenten der hebräischen Kultur mit solchen anderer Kulturen feſtzuſtellen und dann zweitens die allgemeineren Fragen nach der Möglichkeit von Entlehnung, Parallelbildungen oder indirekten genetischen Zusammenhängen in Erwägung zu ziehen.

1. Das Material zur Vergleichung der Kultur Israels mit der anderer Völker des Altertums und speziell seiner Verwandten und Nachbarn iſt ja durch die neueren Ausgrabungen und Forschungen sehr erweitert worden. Wir können daher bei dieser Vergleichung jetzt leichter als früher alle Gebiete der Kultur, das physische, wie das geiſtige, das profane, wie das religiöse, durchwandern. Treten wir also einen raschen Gang durch diese Gebiete an!

a) Fassen wir, wie es das Richtigſte sein dürfte, zuerſt so allgemeine Elemente der Kultur ins Auge, wie es die Mittel des Verkehrs und der gegenseitigen Verſtändigung sind!

Da begegnet uns auch bei den Hebräern die weithin verbreitete Erscheinung, daß Maße, Gewichte und Münzen vielfach internationale Dienſte leiſten. Denn die hebräische Elle iſt wahrscheinlich die babylonische gewesen, welche nach einer schon aus dem dritten Jahrtausend ſtammenden Angabe die Länge von 49,5 cm hatte. Dies iſt deshalb das Wahrscheinlichſte, weil das Maß der zu Ta'annek (in der Ebene Jesreel) ausgegrabenen Ziegelſteine zum Teil gerade 49 cm beträgt.[1]) Sicherer läßt sich über den babylonischen Ursprung des größten Gewichtes der Hebräer urteilen. Denn dieser *kikkar* »Kreis« (oder Talent) wurde, wie bei den Babyloniern, in sechzig Minen zerlegt, die wenigſtens in der älteren Zeit wieder in je sechzig Schekel (»Gewicht«) geteilt wurden, weil in dem anerkannt alten Bundesbuche der gewöhnliche Preis eines Sklaven auf dreißig Schekel normiert wird (Exod. 21, 32), womit doch nach aller Wahrscheinlichkeit eine halbe Mine gemeint iſt. Die Zahl »sechzig« aber weiſt sicher auf Babylonien als ihren Ausgangspunkt. Denn dort rechnete man nach dem Sexagesimalsyſtem. Die Grundpfeiler der Zahlenreihe waren dort die Zahlen 1, 60 und $60 \times 60 = 3600$. Doch hat Babylonien hiermit bei den Hebräern ebenso wenig einen absoluten Sieg davongetragen, wie im Verkehr der Völker überhaupt. Denn der hebräische »Scheffel« (Epha = 36,4 Liter) iſt der zehnte Teil vom Chomer, und auch das Epha wieder wurde in Zehntel zerlegt. Schon die Hebräer haben also Spuren vom Dezimalsyſtem, welches überhaupt über das babylonische Sexagesimalsyſtem im Völkerleben triumphiert hat.

Unter den Mitteln des gegenseitigen Verkehrs nimmt aber nächſt der Sprache gewiß die Schrift die hervorragendſte Stellung ein. In bezug auf sie aber iſt es ganz zweifelhaft, ob die Hebräer jemals zur Niederschrift ihrer eigenen Literaturdenkmäler die babylonische Keilschrift verwendet haben. Allerdings

[1]) Hughes Vincent, Canaan d'après l'exploration récente (1907), p. 32 s.

ist auch wieder neuestens[2]) behauptet worden, daß die Literatur Israels bis zu Salomos Zeit in babylonischer Sprache und Schrift geschrieben worden sei. Aber eine hebräische Literatursprache hat es mindestens schon zur Zeit der Entstehung des Deboraliedes gegeben, das auch nach dem Urteil schärfster Kritiker als eine aus der Richterzeit stammende Dichtung anzusehen ist, und daß die babylonische Schrift noch zu Salomos Zeit bei den Hebräern angewendet worden sei, meint Naville unrichtig daraus schließen zu dürfen, daß der Hohepriester das im Jahre 621 bei der Tempelrenovation gefundene Deuteronomium nicht habe lesen können. Denn dies kann dem Texte in 2 Kön. 22, 8 f. nicht entnommen werden, und gegen die ganze Hypothese spricht laut der Umstand, daß von einem solchen Übergang der hebräischen Literatur aus der babylonischen (Sprache und) Schrift keine Spur in den hebräischen Geschichtsquellen vorliegt, obgleich diese doch so viele Fälle des Wechsels von Namen usw. verzeichnet haben. Die Hebräer schlossen sich aber im Gebrauche der Schrift an die Kanaaniter-Phönizier an, welche, im Unterschied von den Babyloniern, schon eine Buchstabenschrift besaßen und von rechts nach links schrieben. Übrigens sind gerade in der neuesten Zeit Umstände beobachtet worden, nach denen das Alter der phönizischen Schrift höher anzusetzen ist, als man letzthin anzunehmen pflegte[3]).

b) Wie ferner steht es mit der Selbständigkeit der hebräischen Kultur, wenn nun die Fertigkeiten und Künste in Betracht gezogen werden?

In bezug auf dieses weite Gebiet mag zunächst das richtig sein, was vor kurzem betont worden ist[4]), daß die fortgeschrittene Art der Bodenbearbeitung, die »Pflugkultur«, von den Babyloniern in ihrer Tiefebene gefördert worden sei. Aber wer darf in dem ungemessenen Gebiete der praktischen Erfindungen einem einzigen Volke statt vieler oder aller den Ruhm des ersten Probierens zusprechen? Ebendasselbe gilt ja auch, wenn darauf hingewiesen wird, daß die Babylonier ganz gewaltige Mauern aus Tonziegeln aufgeführt und auch schon den Gewölbebau gekannt haben.[5]) Auf jeden Fall sind staunenswerte Leistungen im Mauerbau und in der Herstellung von Tunneln auch bei den Hebräern zu erwähnen. Wie großartig ist die Verwendung von fugenränderigen Quadern, wie sie noch nach Jahrtausenden am Unterbau des Tempels in Jerusalem das Auge des Betrachters fesseln! Wie bemerkenswert ist auch die Durchtunnelung des Tempelberges, durch die der bekannte Siloah-Kanal wahrscheinlich etwas vor dem Jahre 700 hergestellt wurde! Es war doch eine ganz respektable Leistung, einen Berg hundert Ellen unter seiner Oberfläche in einer Strecke von zwölfhundert Ellen so zu durch-

[2]) von Ed. Naville, La découverte de la Loi [illegible] p. 38.

[3]) [illegible]

[illegible] nische Schrift und Sprache und die Originalität des hebr. Schrifttums« Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft [illegible]; R. Kittel, Die Kultur Palästinas in der Zeit vom XVI.—XIII. Jahrh. [illegible]; A. S. Zerbe, The Antiquity of Hebrew Writing [illegible]

[4]) von Ed. Hahn in der Deutschen Literaturzeitung [illegible]

[5]) Fr. Delitzsch in seinen Schriften »Mehr Licht« [illegible]

graben, daß die von beiden Seiten vordringenden Arbeiter ſchließlich zuſammentrafen. Die Genugtuung der Männer, die dieses Werk geplant und hinausgeführt hatten, kam mit Recht darin zum Ausdruck, daß ſie an der Stelle, wo »Hacke auf Hacke traf«, in der Wand die Inſchrift anbrachten, die unter dem Namen »Siloah⸗Inſchrift« ſeit 1880 bekannt iſt.

Im Gebiete der Dichtkunſt zeigt ſich gewiß formelle Ähnlichkeit zwiſchen der hebräiſchen und andern Literaturen. Denn der ſogenannte Parallelismus membrorum, eine Aneinanderreihung von Sätzen, die der Darſtellung teils die Harmonie zuſammenklingender Töne und teils den maleriſchen Effekt von kontraſtierenden Farben verleiht, begegnet auch in babyloniſchen, wie allerdings auch in ägyptiſchen Dichtungen.[6]) Auch Anzeichen des akzentuierenden Rhythmus der althebräiſchen Poeſie hat man in Keilſchrifttexten gefunden. Indes erſtens braucht trotzdem keine mechaniſche Abhängigkeit der hebräiſchen Dichtkunſt von der anderer Nationen vorzuliegen, da es ſich bei den erwähnten Zuſammenſtimmungen gewiß höchſtens um Parallelerſcheinungen handeln kann. Zweitens ragt die hebräiſche Poeſie auch ſchon in formaler Hinſicht über die babyloniſch⸗aſſyriſche hinaus, inſofern in dieſer bis jetzt kein Drama gefunden worden iſt, während die Hebräer in ihrem »Hohenlied«, wenigſtens nach meiner Überzeugung, eine Art von Operette beſitzen. Und wie dürfte in dieſem Zuſammenhang es unterlaſſen werden, auch der Redekunſt zu gedenken, die in der hebräiſchen Literatur entfaltet worden iſt! Nicht ohne guten Grund iſt ja ein Jeſaja ſchon längſt der Demoſthenes der Hebräer genannt worden.[7]) Seine bildlichen Bezeichnungen ſind in der Tat von großartig maleriſcher Pracht. Man denke nur an ſeine Verwendung von Finſternis und Licht als Metaphern für Unheil und Triumph! Seine Antitheſen ſind ſchlagend (Jeſ. 3, 24 usw.), und ſeine Tonmalerei iſt glänzend, wie z. B. in »Ich wartete auf Gerechtigkeit, aber ſiehe da: Schlechtigkeit« (5, 7)! Wo aber ſind in der babyloniſch⸗aſſyriſchen Literatur die Seitenſtücke zu den in Eleganz der Wortwahl und Kraft der Gedankenausprägung hochſtehenden, auch wohldisponierten Reden der israelitiſchen Sprecher? Sie werden umſonſt geſucht. Endlich iſt aber auch die Kunſt der hebräiſchen Geſchichtsſchreibung noch mit einem Worte zu erwähnen. Welche plaſtiſche und von lebendiger Empfindung durchwogte Gemälde weiß vor allem der jahviſtiſche Darſteller im Pentateuch zu entwerfen. Man denke nur z. B. an die Erzählung vom Zuge des Brautwerbers nach Meſopotamien (Gen. 24)! Doch iſt die Selbſtändigkeit und Höhe der hebräiſchen Geſchichtsſchreibung — gegenüber den annaliſtiſchen Aufzeichnungen der Aſſyrer und den märchenhaften Erzählungen der Ägypter — vor kurzem ja auch von einem andern und in ſeltenem Grade kompetenten Beurteiler ſo voll anerkannt worden[8]), daß es keiner weiteren Belege bedarf.

c) Aber wird Israels kulturgeſchichtliche Höhenmarke nicht um ſo mehr herabſinken, wenn wir nach ſeiner Selbſtändigkeit in bezug auf den Betrieb

[6]) Dieſe Erſcheinung wird richtiger »ideelle Eurhythmie« genannt, wie ich in meiner »Stiliſtik, Rhetorik, Poetik« (1900), S. 307—311 ausgeführt habe.

[7]) Von Hieronymus in einer Vorrede zu ſeiner Jeſajaerklärung.

[8]) Ed. Meyer, Geſchichte des Altertums I, 1 (1907), § 131; vgl. die Internationale Wochenſchrift vom 27. Mai 1911.



der Wissenschaft fragen? Indes mancher »Wissenschaft« gegenüber ist auch die ablehnende Haltung ein rühmenswerter Akt der Selbständigkeit.

Oder hat es eine Wissenschaft der Astronomie schon zu der Zeit, wo das Volk der Hebräer zu weltgeschichtlichem Leben emporwuchs, also im zweiten vorchristlichen Jahrtausend, drüben am Euphrat und Tigris gegeben? Das ist ja neuerdings von mancher Seite her behauptet worden. Aber die Sache scheint doch folgendermaßen zu liegen. Gewiß haben sich zu Babylon und Ninive viele Sinne und Gedanken damit beschäftigt, aus der Beobachtung der am Lufthimmel sich zeigenden Phänomene ein Weltbild zu konstruieren und aus den regelmäßigen oder außergewöhnlichen Erscheinungen am gestirnten Firmament den Willen der Götter zu erforschen. Man hat dabei auch das zeitweilige auffallend enge Zusammentreten von Sternen und die Verfinsterungen von Mond und Sonne notiert, wie z. B. die für die Chronologie so wichtig gewordene, für Ninive totale Sonnenfinsternis vom 15. Juni 763. Man hat in Babylonien gewiß ziemlich früh auch einen Ausgleich zwischen Mondmonat und dem ungefähr richtig beobachteten Sonnenjahr durch eine primitive Schaltmethode (öftere Einschaltung eines dreizehnten Monats) herzustellen gewußt.[9]) Auch die zwölf Stationen des Tierkreises hat man unterschieden und diesen in zwölfmal dreißig Grade zerlegt. Aber schon betreffs dieser letzterwähnten Kenntnisse wissen wir nicht, ob sie über das siebente Jahrhundert hinaufreichen. Die Kenntnis von der Präzession des Frühlingsäquinoktium aber, sein Wandern aus dem Tierkreisbild der Zwillinge in das des Stieres und weiter westlich das des Widders, ist den babylonischen Sternbeobachtern neuerdings ohne haltbare Gründe zugesprochen worden. Dies hat namentlich F. X. Kugler sicher nachgewiesen[10]), und seine Gründe sind durch C. Bezold[11]) noch verstärkt worden. Denn die Chaldäer setzten das Frühlingsäquinoktium sogar noch um die Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. um fünf Tage zu spät an, und »gewiß ist, daß vor der Mitte des achten Jahrhunderts von der Verwendung der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche zur Bestimmung des Jahresanfangs noch keine Spur zu entdecken ist« (a. a. O., S. 19).

So sind die Babylonier im zweiten Jahrtausend nach allem, was man weiß, nur in der Astrologie groß gewesen. Sie haben ganze Serien von Tontafeln, also förmliche Bücher mit solchen Sätzen, wie z. B. diesem, bedeckt: »Falls im Monat Ulûlu (ungefähr = September) eine Verfinsterung stattfand und im Norden hervorkam, im Südosten aufhörte, während der ersten Nachtwache begann, während der mittleren endigte: so wird damit dem Könige von Akkad (d. h. Nordbabylonien) eine Entscheidung gegeben«. So sind schon die älteren Babylonier die Begründer des zweifelhaften Rufes geworden, in welchem später die »Chaldäer« bei Cicero und andern Autoren des Altertums gestanden haben. Denn so interessant auch die Astrologie und jede quellenmäßige geschichtliche Aufklärung über dieselbe ist, so hat sie doch keinen Anspruch auf den Namen »Wissenschaft«. Sie ist

---

[9]) Ed. Hahn nach Ed. Mahler in der Deutschen Literaturzeitung 1911, Sp. 2632.

[10]) F. X. Kugler, Im Bannkreis Babels (1910), S. 89–94.

[11]) C. Bezold, Astronomie, Himmelsschau und Astrallehre bei den Babyloniern (1911), S. 17.

keine Erforschung und Anwendung von Gesetzen, die objektiv begründet wären. Ja auch als Praxis hat sie oft kulturhemmend gewirkt. Denn wie häufig wurde durch das Hinblicken auf die Phänomene des Lufthimmels und durch das Horchen auf deren traditionelle Ausdeutung[12]) die vernünftige Erwägung einer geschichtlichen Situation geftört und die Tatkraft gelähmt! Wenn aber infolgedessen das Verfahren derer mit vollem Rechte anerkannt wird, welche, wie z. B. Claudius (im Jahre 52) und Vespasian, die chaldäischen Aftrologen des Landes verwiesen, so möge man doch auch dies nicht gänzlich vergessen, daß die Fahnenträger der hebräischen Kultur längft vorher über die Aftrologie erhaben waren und von den Sternguckern und Himmelsteilern der Babylonier nur mit beißender Ironie sprachen (Jes. 47, 13 usw.).

d) Nun aber muß gleich die religiöse Anschauung der Hebräer als ein Moment ihrer geiftesgeschichtlichen Selbftändigkeit erwähnt werden. Denn wenn sie auch keineswegs vollftändig alle noch übrigen Seiten des israelitischen Kulturdaseins beherrscht, so ift sie doch der tieffte Quellpunkt für dasselbe gewesen. Ja, was nur immer bei einer einzelnen Persönlichkeit das emporhebende Bewußtsein der Zugehörigkeit zu einem erlauchten Abftammungskreise wirken kann, das ift bei der Nation Israel aus der Brunnenftube hervorgequollen, die den Ausgangspunkt seiner speziellen Religion gebildet hat: jene eigenartige Idee, in einer speziellen Beziehung zum wahren Gotte der Welt zu ftehen; der erft prinzipielle oder keimartige und dann immer mehr entfaltete Monotheismus; die grundsätzliche Geiftigkeit der Gotteskultur mit ihrem lauten Proteft gegen die Gottesbilder; die Erhabenheit über Wahrsagerei und Zauberei, über religiöse Proftitution und jede Art orgiaftischer Sinnenbefriedigung beim Gottesdienfte[13]). Als was für eine einsame Größe ftellt sich diese Religion dem vergleichenden Auge bei jedem erneuerten Blick auf die damalige Umwelt dar! Wie leuchtet doch der Gedanke erft an den wahren und dann den einzigen Gott der Welt auf der Folie des Polytheismus, der auch an den Ufern des Nil, wie an denen des Euphrat und Tigris die Herrschaft behielt! Welche Eigentümlichkeit liegt auch z. B. in der völligen Erhabenheit über die sexuelle Differenzierung in der Sphäre des Göttlichen, so daß die hebräische Sprache nicht einmal ein Wort für »Göttin« besitzt! Oder kann wenigftens der Zarathuftrismus mit dem Mosaismus in bezug auf die Idee von der Einheit und Geiftigkeit der Gottesvorftellung rivalisieren? Nein, auch die persische Religion schritt mindestens zum Dualismus zweier Prinzipien fort, und, während in Israel die Bildlosigkeit des Kultus auch sogar bei der Volksmasse später zum anerkannten Prinzip wurde — wer sieht nicht die Tausende vor Petronius flehend auf den Knien liegen, damit er die Aufftellung der Kaligula-Statue verhüte? — sind die Perser im Gegenteil von der Vermeidung von Gottesbildern, wie sie ihnen z. B. von Herodot bezeugt wird, zur bildlichen Darftellung von Göttern fortgeschritten.[14]) Oder, um nur noch eins hervorzuheben, anderwärts hat der Verluft der politischen Selbftändigkeit auch den Untergang des Volkes als eines kulturgeschichtlichen

[12]) Die »ars« oder Theorie bei Cicero, De divinatione I, 18.

[13]) Vgl. meine »Geschichte der alttestl. Religion kritisch dargestellt« (1912), S. 36 ff.

[14]) Die Quellenbelege sind in meiner »Geschichte«, S. 446 f. zu finden.



Organismus nach ſich gezogen; aber bei Israel iſt die Religion das Lebensmark geweſen, das die Exiſtenz des Volkes auch über deſſen politiſche Zertretung hinaus gefriſtet hat.

Soweit nun das Kulturleben der Hebräer von den Strahlen jenes eigenartigen Bewußtſeins, in einer ſpeziellen Beziehung zur wahren Gottheit zu ſtehen, durchleuchtet und durchwärmt worden iſt, beſitzt die betreffende Äußerung des Kulturlebens auch ſelbſt den Charakter der Eigenartigkeit. Aber dieſer Einfluß der Religion iſt in der hebräiſchen Kultur doch nicht ſo alleinherrſchend, wie man leicht denken kann.

Denn zunächſt die mit der Religioſität ja nächſtverwandte Moral war freilich auch bei den Hebräern religiös orientiert (Exod. 20, 2 ff. usw.), aber das iſt ſie auch vielfach anderswo geweſen. Mit dem bloßen Hinweis auf die religiöſe Wurzel der Moral bei den Hebräern kann alſo deren Charakteriſtik keineswegs erſchöpft ſein, und dieſe Moral zeigt auch wirklich abgeſehen davon eine bemerkenswerte Selbſtändigkeit. Schon ein formales Anzeichen davon iſt der Ausſpruch: »So tut man nicht in Israel«, und was ihn beſonders bemerkenswert macht, iſt der Umſtand, daß er aus dem Munde eines jungen Mädchens erſchallt (2. Sam. 13, 12). Alſo gegenüber gewiſſen Arten der Unſittlichkeit bricht das Volksbewußtſein ſich Bahn, daß Israel auf einem höheren Niveau der Zucht und Sitte ſtehe. Ein ebenſolches formales Anzeichen der kulturellen Eigenart dieſes Volkes enthüllt ſich in dem mehrmals begegnenden Satze »Ihr habt eine Torheit in Israel getan« (Gen. 34, 7 usw.). Aber auch an materialen Anzeichen derſelben Eigenart fehlt es keineswegs. Man blicke doch nur z. B. auf die Fremdengeſetzgebung der [illegible]er! Inbezug darauf heißt es ſchon im älteſten Geſetzeskorpus: »Den Fremdling ſollſt du nicht quälen und nicht drücken« (Exod. 22, 20). Oder betreffs der Behandlung der Sklaven gilt ſchon in demſelben älteſten Geſetzbuche (21, 26): »Schlägt einer ſeinen Sklaven ins Auge, daß dieſes verloren geht, ſo ſoll er ihn für ſein Auge freilaſſen«. In dem altbabyloniſchen Geſetzbuche des Hammurapi iſt nur von der Verletzung des Auges eines fremden Sklaven die Rede und wird die Zerſtörung dieſes Auges nur mit Geldſtrafe belegt (§ 199). Außerdem ſpielt in dieſem babyloniſchen Geſetzbuche die Berückſichtigung des Rangunterſchiedes der zu beſtrafenden Perſonen eine ſehr auffallende Rolle (§ 116 usw.). In das moraliſche Gebiet fällt auch z. B. dies, daß in Babylonien die einmalige Preisgebung der Mädchen zu Ehren der Mylitta oder Iſchtar gefordert wurde.[15]) Denn durch dieſe Sitte mußte auch das Schamgefühl, alſo ein wichtiger Hilfsfaktor der Moralität, geſchwächt werden.[16]) Doch genug! Schon nach den hier gegebenen Belegen kann ein gerechter Beurteiler nicht in Abrede ſtellen, daß auch über dem ſittlichen Grundbewußtſein der Hebräer und über manchem ihrer Moralprinzipien ein eigenartiger Glanz ſchwebt.

So iſt aber auch noch der und jener andere Zweig der Kulturbetätigung bei den Hebräern, mag er relativ von ihrer Religion beeinflußt oder davon ganz unabhängig ſein, ein Zeuge ihrer geiſtesgeſchichtlichen Selbſtändigkeit.

Werfen wir zunächſt noch einen Blick auf Staat und Geſellſchaft! Zweifellos wird nach der durchherr-

---

[15]) Herodot 1, 199 beſchreibt dieſe Inſtitution und nennt ſie »das ſchändlichſte Geſetz der Babylonier«.

[16]) Eine vergleichende Einzelbeſprechung der hebräiſchen Moral gibt meine »Geſchichte usw.«, S. 323—227. 320 f. usw.

ſchenden Anſchauung des Schrifttums der Hebräer die Staatsform bei dieſem Volke von dem Grundgedanken belebt, daß die Gottheit ſelbſt die oberſte Regentin des Volkes ſei: der Ewige (Jahve) ſoll König ſein! (Exod. 15, 18 usw.). Iſt nicht ſchon dies ein höheres Prinzip, als die weithin im Altertum verbreitete Idee, daß die Gottesherrſchaft im menſchlichen Könige verkörpert ſei? Aber mit dem leuchtenden Ideal, das den führenden Geiſtern der Hebräer inbezug auf die Staatsverfaſſung vorſchwebte, war auch noch mehr als eine Konſequenz verbunden, durch die das Gemeinweſen Israels über die altorientaliſche Schablone hinausgehoben wurde. Denn welche freie Bahn wurde durch jenen Grundgedanken für den Staatsbürger eröffnet! Jeder ſtand ja direkt dem himmliſchen Herrſcher gegenüber und konnte als Held, als rettender Helfer in der Not des Vaterlandes, das tatkräftige Organ jenes Herrſchers werden. Außerdem welche breite Gaſſe war durch jenes oberſte Prinzip der Staatsverfaſſung auch der Volksfreiheit gebrochen! Das Volk in ſeinen Vertretern beſaß infolgedeſſen von vornherein die entſcheidende Stimme bei größeren öffentlichen Unternehmungen (Richt. 20, 1 usw.).[17] So erweiſt ſich jener oft mit Geringſchätzung betrachtete Grundgedanke bei genauerer Erwägung als ein recht unorientaliſcher Pfeiler der Freiheit der Volksgemeinde.

Als ſelbſtändig innerhalb ſeiner örtlichen und zeitlichen Umgebung erweiſt ſich der Hebräer ſchließlich auch hinſichtlich ſeiner Geſchichtsanſchauung. Denn in den Geſchichtsdarſtellungen der Hebräer ſteht der Menſch durchaus als Perſönlichkeit da, die ſelbſt in letzter Inſtanz ſich die Bahn ihres Handelns wählt. Ja, obgleich der hebräiſche Geſchichtsſchreiber das ganze Gewebe des Geſchichtsverlaufs vom Wiſſen der Gottheit umſpannt ſein läßt, iſt lähmender Fatalismus ihm doch unbekannt. Wie deutlich zeigt ſich dies ſchon an den Kohortativen und Imperativen, von denen die hebräiſche Literatur förmlich widerhallt!

Die hebräiſche Geſchichtsauffaſſung iſt aber fern davon, den Menſchen ſozuſagen nur als eine Zacke in einem Rieſenſchwungrad des Geſchichtsprozeſſes zu betrachten. Dieſe letztere Anſchauung iſt ja neuerdings mehrfach den Babyloniern zugeſchrieben worden, indem man ſagte, daß bei ihnen die Geſtaltung und der Verlauf der irdiſchen Dinge nach der Formel »Himmelsbild = Weltenbild« oder »Makrokosmus = Mikrokosmus« aufgefaßt worden ſei.[18] Aber erſtens meine ich nachweiſen zu können, daß dieſe ſtarr-mechaniſche Betrachtung des Geſchichtsverlaufs nicht einmal bei den Babyloniern geherrſcht hat. Denn in ihren Geſchichtsbüchern lieſt man z. B.: »Die Furcht vor dem Schrecken meines Königtums bedeckte die Fläche des Himmels und der Erde. Deshalb blickten die großen Götter mit ihrem ſtrahlenden Antlitz auf mich.«[19] Alſo die von dem betreffenden altbabyloniſchen Herrſcher Samsu-iluna ausgeübte Königsherrſchaft rief im Verhalten der Götter eine Konſequenz hervor. Demnach iſt nicht davon die Rede, daß das menſchliche

[17]) Nur ähnlich wurde auch bei den Griechen die größere Volksmaſſe verſammelt, wenn auch bloß in ganz außerordentlichen Fällen und wohl nur um zu hören (ἀκοῦσαι); vgl. Hermann, Lehrbuch der griechiſchen Staatsaltertümer, 6. Aufl., S. 61 f.

[18]) So z. B. H. Winckler, Die babyloniſche Geiſteskultur (1907) S. 116.

[19]) Bei Eberh. Schrader, Keilinſchriftliche Bibliothek, Bd. III, 1. S. 32 f.

Tun nur ein unselbſtändiges Nachhinken auf dem vom Himmel her vorgezeichneten Wege sei. Allerdings aber haben die Babylonier eine Theorie von Weltzeitaltern auf den Verlauf der Geschichte angewendet. Denn Berossos hat in seiner Geschichte der Chaldäer die Periode der vorflutlichen Könige mit 120 Saren (je 3600 Jahre) und die Periode von der großen Flut bis zur persischen Eroberung Babyloniens mit zehn Saren (also 36000 Jahren) angesetzt. Diese schablonisierende Abſteckung von Zeiträumen für die Phasen der menschlichen Entwicklung iſt von den Hebräern nicht angenommen worden, wie ja auch bei den Hellenen zwar Stufen der menschlichen Kulturentfaltung unterschieden worden sind[20]), aber äußerliche, zahlenmäßige Eingrenzungen dieser Entwicklungsſtufen ihnen fern lagen.

Folglich hat sich ein sehr unorientalischer Individualismus, welcher in der hebräischen Staats- und Geschichtsauffassung leuchtend hervortritt, als das letzte in der Reihe von Momenten enthüllt, die der hebräischen Kultur das Gepräge großer Selbſtändigkeit aufdrücken.

2. Oder verschwindet diese Eigenart der hebräischen Kultur, wenn zweitens nach dem Ursprung ihrer einzelnen Momente geforscht wird? Bei dieser Untersuchung faßt man naturgemäß zuerſt das ins Auge, was die hebräische Kultur mit der anderer antiken Völker gemeinsam hat, und beurteilt dann das hinsichtlich seiner Herkunft und Tragweite, was ihr eigentümlich iſt.

a) Für die Beſtandteile der hebräischen Kultur, die sie mit der Kultur verwandter Völker gemeinsam hat, liegt nach meinem Urteile keine Art der Herkunft näher, als die Vererbung. Denn warum sollte ein Aſt eines Völkerſtammes nicht denselben Saft und dieselben organisierenden Triebe in sich aufgenommen haben, wie ein anderer Aſt? Also z. B. die oben erwähnte Zusammenſtimmung von hebräischer und babylonischer Poesie in dem sogenannten Parallelismus membrorum und im akzentuierenden Rhythmus wird man am richtigſten als gemeinsames Erbgut der beiden Völker ansehen. Das war sozusagen eine Sache des sich von Generation zu Generation vererbenden Talentes und Temperamentes. Und wenn nun beide Kulturkreise ähnliche Erzählungen über die Urzeit, die Urväter der Menschheit und die große Flut besitzen? Welche Erklärung dieser Übereinſtimmung liegt näher, als daß da Nachklänge von Mythen und Sagen erschallen, welche einſt von den gemeinsamen Stammvätern gebildet und fortgepflanzt worden sind? Für diese gemeinsamen Momente von hebräischer und z. B. babylonischer Kultur zeigt also die Vererbungstheorie den nächſtliegenden und darum natürlichſten Weg der Ableitung.

Für diese übereinſtimmenden Beſtandteile der hebräischen und einer anderen semitischen Geiſteswelt möchte ich erſtens nicht an die Erscheinung der Parallelbildung appellieren, die man von der Sprachgeschichte her kennt, wie denn z. B. die Verarmung des Vokalismus, das Verhallen der Endungen, die Verwendung des Akkusativs als eines neuen Nominativs und die Ersetzung der Kasusendung durch Präpositionen uns in der späteren Geschichte des indogermanischen Sprachſtammes ebenso, wie in der des semitischen, entgegentreten. Denn wenn ein Beſtandteil einer Kultur, wie z. B. der Parallelismus membrorum oder eine Flutsage in den älteren Geschlechtern einer

[20]) Hesiod, Werke und Tage, V. 109 ff.

Völkerfamilie schon vorhanden gewesen sein kann, so existiert kein hinreichend begründeter Anlaß, die betreffenden Kulturbestandteile in einem einzelnen Zweige dieser Familie später wieder neu entstehen zu lassen.

Ebendieselbe Erwägung gilt aber auch zweitens inbezug auf die jetzt weithin herrschende Entlehnungstheorie. Denn Kulturmomente, die, wie z. B. die Flutsage in ihren bei den Hebräern und bei den semitischen Babyloniern zusammenstimmenden Zügen, schon bei den gemeinsamen Stammvätern dieser Menschengruppen existiert haben können, bei der einen Gruppe als Lehngut hinzustellen, das ist eine fernliegende und darum unnatürliche Annahme. Auf diese Entlehnungstheorie ist man nach meiner Ansicht auch nur aus folgenden zwei Anlässen gekommen. Zunächst weil man nicht klar von vorn herein die zusammenstimmenden und die differierenden Züge z. B. in den hebräischen und in den babylonischen Flutberichten auseinandergehalten und sich nicht bestimmt gesagt hat, daß nur die zusammenstimmenden Bestandteile entlehnt sein könnten, diese aber ebensogut und noch leichter aus Vererbung stammen können. Sodann wirkte die Voraussetzung mit, daß die babylonischen Fluterzählungen die Urquelle sein müßten. Und weshalb wurde dieser Gedanke so vielfach gehegt?

Nun zunächst, weil Niederschriften darüber aus älterer Zeit stammten. Aber erstens ist dies fraglich, weil auch bei den Hebräern sehr frühzeitig geschrieben worden sein kann. Zweitens hat es sich immer und immer wieder gezeigt, daß schriftliche Fixierungen, die später gemacht sind, doch eine frühere Phase in der Entwicklung eines literarischen Stoffes darstellen. Denn z. B. hat sich wieder an Manuskripten des syrischen Alten Testaments »das interessante Schauspiel gezeigt, daß ein Kodex des neunten Jahrhunderts in zahlreichen Fällen noch ältere Traditionen bietet, als zwei im sechsten Jahrhundert geschriebene Codices«.[21]) Außerdem ist neuerdings nachgewiesen worden, daß die aus der Bibliothek Assurbanipals (668—626) zu Kujundschik stammenden Texte, zu denen der hauptsächlichste babylonische Flutbericht gehört, die Spuren der späteren Sprachentwicklung an sich tragen.[22])

Sodann ist die babylonische Fluterzählung auch deshalb leicht als die Urquelle angesehen worden, weil sie einen polytheistischen Hintergrund besitzt. Indes in bezug auf die religiösen Vorstellungen der hinsichtlich des äußerlichen Kulturwesens primitiveren Menschheitsstufen mahnen doch gerade die neueren Forschungen zu größter Vorsicht. Denn von verschiedenen Seiten her ist konstatiert worden, daß sogenannte Naturvölker in bezug auf die göttliche Sphäre überraschend hohe und zarte Gedanken besitzen oder besaßen, wie die Südaustralier in ihren Mysterien den Gott Bäjämi als »Vater und Schöpfer« anriefen usw.[23]) Also ist es doch sehr fraglich, ob die babylonischen Fluterzählungen mit ihrem Götterzank und ihrer unzarten Ausdrucksweise über die göttlichen Wesen, wie z. B. daß sie sich zusammenduckten wie Hunde an der Mauer oder um das Opfer sich wie Fliegen sammelten, das Ursprüngliche gewesen sind. Jedenfalls müßte, wenn

---

21) G. Diettrich, Ein Apparatus criticus zur Peschitto zum Propheten Jesaja (1905), S. XXXII.

22) C. Bezold, Verbalsuffixformen als Alterskriterien babylonisch-assyrischer Inschriften (1910 bei Carl Winter in Heidelberg), S. 20ff.

23) Edv. Lehmann in Hinnebergs »Kultur der Gegenwart« I, III, 1 (1906), S. 26.





sie das Original wären, der Geiſt um so mehr bewundert werden, der aus einer solchen Vorlage das so rein monotheiſtische und das Göttliche mit so zarten Farben malende Nachbild hätte schaffen können, das in der hebräischen Literatur vorliegt.

Endlich neigte man zu der Voraussetzung, daß bei den Babyloniern die ursprüngliche Form der Fluterzählung vorliege, auch deshalb leicht, weil man annahm, daß die Flutsage überhaupt im Tieflande des Euphrat-Tigris ihren realen Ausgangspunkt besessen habe. Aber die babylonischen Darſtellungen enthalten selbſt Anzeichen davon, daß dies nicht der Fall iſt. Denn sie lassen das Schiff des Utnapischtim am Berge Nissir landen. Aber bis zu diesem Berge, der nordöſtlich vom oberen Tigris liegt, hätte das Schiff nicht durch eine Überschwemmung getragen werden können, die im Mündungsgebiet des Schatt el-Arab durch einen Zyklon[24]) hervorgerufen worden wäre. Außerdem iſt in der babylonischen Flutgeschichte, wie in der biblischen, betont, daß so eine Flut nicht wieder hereinbrechen solle; denn die Göttin Ischtar will diese Flut »in Ewigkeit nicht vergessen«.[25]) Also iſt da nicht eine Überschwemmung vorausgesetzt, wie sie häufiger durch einen Südſturm vom persischen Golf herein zuwege gebracht wird. Die erwähnten drei Meinungen hätten aber um so weniger zu der Voraussetzung führen sollen, daß die babylonische Fluterzählung das Original für die hebräische darſtelle, als die babylonische Darſtellung positive Anzeichen späterer Abfassung enthält. Denn in ihr iſt von einem wirklichen Schiff, einem Hebeschmaus bei dessen Vollendung, einem Schiffskapitän, der Feier des Neujahrsfeſtes und dem Perlenschmuck der Göttin Ischtar die Rede — doch alles Dinge, welche auf eine spätere Stufe der Kulturentwicklung hinweisen, als sie natürlicherweise bei der Generation anzunehmen iſt, welche von der Flutkataſtrophe betroffen wurde.

Sodann bei solchen Momenten der hebräischen Kultur, die sie mit der fremder Völker gemeinsam hat, kann zum Teil an Parallelentwicklung und zum Teil an Entlehnung gedacht werden. Das letztere iſt entschieden in bezug auf die Schrift und die älteren Monatsnamen anzunehmen, die Israel mit den Phöniziern gemeinsam hatte.

b) Welches aber war der Quellpunkt der Faktoren des hebräischen Geiſteslebens, die diesem eigentümlich waren?

Nun, was auf diese Frage vor allem gesagt werden muß, ist folgendes. Von der Möglichkeit einer zweifellosen Beantwortung dieser Frage hängt die Beſtimmung des Selbſtändigkeitsgrades der hebräischen Kultur keineswegs in letzter Inſtanz ab. Denn die betreffenden Faktoren würden tatsächlich eigenartige bleiben, auch wenn ihr Ursprung nicht voll enthüllt werden könnte. Doch soll die Frage nach diesem Ursprung nicht unaufgeworfen bleiben, weil bei der Beleuchtung neuerer Versuche, die eigenartigen Momente der hebräischen Kultur abzuleiten, deren Besonderheit nur um so klarer hervortreten dürfte.

Was nun zunächſt die weniger bedeutenden Momente der Selbſtändigkeit der hebräischen Kultur, wie die teilweise Bevorzugung des Dezimalsyſtems oder die feinere Ausbildung der Kunſt der Rede und der Geschichtsschreibung, anlangt, so iſt darauf hinzuweisen, daß es individuelle Entwicklung bei Stämmen und Völkern zweifellos ebenso vielfach

[24]) Friedr. Delitzsch, Babel und Bibel (1902), S. 30.

[25]) C. Bezold, Babylonisch-assyrische Texte übersetzt (1911), S. 22; Gen. 8, 22 und Jes. 54, 9.



gibt, wie bei den einzelnen Persönlichkeiten. Oder könnte man, um dies zu veranschaulichen, nicht auf dem sprachlichen Gebiete anfangen und auf manchem andern Gebiete fortfahren, eigenartige Richtungen der Betätigung, Begabung und Neigung bei Stämmen und Völkern aufzuzählen?

Sodann die hervorragenderen Momente der kulturgeschichtlichen Eigenart Israels hat man neuerdings wesentlich auf zwei Quellpunkte zurückführen zu können gemeint.

Erſtens iſt vielfach auf den Zusammenhang dieses Volkes mit dem Semitismus und Beduinentum hingewiesen worden. »Le désert est monothéiste« war ja eine der geiſtreichen Sentenzen von Ernest Renan[26]), und seitdem iſt das »Beduinenideal« mehrmals als der Ausgangspunkt der religiösen und ethischen Besonderheit des Volkes Israel hingeſtellt worden. Aber erſtens war jener Satz Renans mehr frappierend, als wahr. Denn nicht einmal die semitischen Völker, welche ihren hervorragenden Aufenthalt in der arabischen oder der syrischen Wüſte gehabt haben, besaßen eine monotheiſtische Religion[27]), und der Begriff *Allâh* (d. h. *al-ilâhu*, der — wahre und einzige — Gott) iſt in dem vormohammedanischen Arabien durch jüdisch-chriſtlichen Einfluß geboren worden[28]). Es hat darum auch Julius Wellhausen erſt neuerdings wieder freimütig anerkannt, daß man — von seinem Standpunkt aus — schließlich nicht erklären könne, warum z. B. die moabitische Religion nicht dieselbe Stellung in der Religionsgeschichte erlangt habe, wie die israelitische[29]). Zweitens iſt das hebräische Volk nach seinen eigenen Quellen gar nicht von der Wüſte ausgegangen, und nach diesen Quellen war auch das »Beduinenideal« kein Motiv der führenden Geiſter dieses Volkes. Weder äußerlich noch innerlich, weder in bezug auf den Aufenthaltsort noch in bezug auf Verhalten oder Vorschriften finden wir in den Quellen die Kulturscheu als leitendes Prinzip der geiſtigen Heroen Israels. Vielmehr werden Ansiedlung in Städten, Ackerbau und Gewerbfleiß, Ausschmückung der Lebensumgebung, künſtlerische Verzierung der Gotteswohnung und Pflege der Künſte überhaupt in den hebräischen Schriften als selbſtverſtändliche und rühmenswerte Arten der menschlichen Betätigung erwähnt. Ja, es wird sogar ausdrücklich erzählt, daß eine Völkerschaft, welche wirklich das beduinenhafte Dasein (nämlich die Vermeidung von Häuserbau, Ackerbau und Weinbau) als ihr Ideal ansah, eine kulturgeschichtliche Enklave innerhalb des israelitischen Staates bildete. Das waren die Rechabiter (Jer. 35, 2 ff.). Also läßt sich der Selbſtändigkeitsgrad der hebräischen Kultur nicht durch den Hinweis auf ein angebliches Beduinentum als den Vater dieser Kultur herabdrücken.

Zweitens liegt, da der erſte Patriarch ja bekanntlich vom südlichſten Babylonien ausgegangen iſt, die Meinung nahe, daß die kulturgeschichtliche Sonderſtellung der Hebräer durch ihre Vergleichung mit den Babyloniern zu einer bloß relativen gemacht werden könne. Diese zweite neuere Hauptansicht iſt ja im Gegensatz zur sogenannten Wellhausenschen Schule seit 1902 haupt-

[26]) Histoire critique etc. des langues sémitiques, 2. éd., p. 6.

[27]) Betreffs der Einzelbelege für jeden Punkt muß ich auf die Quellenangaben in meiner »Geschichte usw.« (1912), S. 93 ff. verweisen.

[28]) Georg K. Jacob, Altarabische Parallelen zum A. T. (1898), S. 5.

[29]) in Hinnebergs »Kultur der Gegenwart«, I, 4 (1906), S. 15.

sächlich von der panbabylonischen Schule vertreten worden.

Aber vor allem ist es gar kein Moment im historischen Bewußtsein der Hebräer — und diese dürften doch billigerweise auch um ihr Urteil zu befragen sein —, daß die Haupteigentümlichkeit ihres Volkes, dessen Religion, im Verhältnis der Ähnlichkeit und Verwandtschaft zum babylonischen Religionswesen stehe. Vielmehr bezeichnet Trennung vom Glauben der aus Babylonien stammenden Vorfahren Abrahams den Anfang seiner religionsgeschichtlichen Stellung (Jos. 24, 2 aus der ältesten Pentateuchschicht), und ein fortgesetzter Protest der primären Vertreter von Israels Religion gegen den babylonischen Götterglauben bestätigt jenes ausdrückliche Zeugnis der Geschichtsbücher. Zweitens ist es auch den neuesten Darlegungen über die Religion der Babylonier und Assyrer keineswegs gelungen, Monotheismus oder auch nur »monotheistische Strömungen« (A. Jeremias) am Euphrat und Tigris nachzuweisen. Weder solche erleuchtete Herrscher, wie Hammurapi, der in der Einleitung zu seiner bekannten Gesetzgebung innerhalb der drei ersten Zeilen vier Götter erwähnt, noch Dichter, wie z. B. der Autor des Schöpfungsepos[30]), noch auch Priester, wie z. B. der Belspriester Berossos, kennen den von einigen Neueren behaupteten Monotheismus der Babylonier[31]). Die Religionsgeschichte Babyloniens kennt nur Henotheismus, das momentane Hervortreten einer Göttergestalt aus dem Pantheon, und monarchistische Zuspitzung des Polytheismus, wie man sie z. B. von Zeus her kennt. Übrigens besaß die Religion Israels gar nicht von vorn herein ihr unterscheidendes Merkmal im Monotheismus. Denn noch für Moses Zeit und weiterhin läßt sich nur Monolatrie, die Alleinverehrung des Gottes, als dessen Propheten sich Männer wie Mose wußten, aus den Quellen nachweisen. Aber auch das Prinzip der Alleinverehrung des Ewigen (Jahve) ist gegenüber dem babylonischen Religionswesen durchaus ein Novum. Folglich klafft zwischen der hebräischen und der babylonischen Kultur trotz aller neueren Überbrückungsversuche auch auf dem religiösen Gebiete eine unausfüllbare Kluft, wie beide Kulturen sich auch sonst durch eine ganze Reihe anderer Differenzen, wie z. B. inbezug auf Opfermaterial und verbotene Speisen, voneinander unterschieden[32].)

Folglich ist auch beim Suchen nach einer genetischen Verknüpfung der hebräischen Kultur mit der anderer Völker der Grad ihrer Selbständigkeit nicht vermindert worden, geschweige denn, daß sie ganz beseitigt worden wäre. Vielmehr muß dem Geiste des vergleichenden Betrachters sich auch inbezug auf den Quellpunkt der Eigenart der hebräischen Kultur das Urteil aufdrängen, daß auch das hundertfältig, positiv und negativ, in den Quellen ausgeprägte Bewußtsein von einem besonderen Ausgangspunkt des Hauptmomentes dieser Kultur als eine geschichtlich gegebene Tatsache anzuerkennen ist.

Jedenfalls muß der Kulturgeschichtsschreiber, so lange er ein solcher bleiben will, seine Aufgabe dann für erledigt ansehen, wenn er den objektiven Tatbestand der Geschichtsquellen ohne Abzug zur Darstellung gebracht und wenn

[30]) Jetzt 1911 auch von C. Bezold in Lietzmanns »Kleinen Texten« übersetzt.

[31]) Einen detaillierten positiven Gegenbeweis kann man in meiner »Geschichte usw.« (1912), S. 96—99 finden.

[32]) Meine Geschichte usw. S. 143 f. 279—282.



er die komparative Methode zwar befolgt, aber sich dabei doch vor einer Nivellierung der einzelnen Kulturgebiete gehütet hat. Daß die Anwendung dieses rein geschichtlichen und rein komparativen Verfahrens aber in unserer Zeit gerade inbezug auf die hebräische Kultur besonders geboten ist, kann bei dem gegenwärtigen Stande ihrer Erforschung nicht zweifelhaft sein.

Das Reformationszeitalter Deutschlands im Spiegel der bildenden Künste des 16. Jahrhunderts.

Von

Berthold Haendcke.

Auf die geschichtliche Entwicklung der kirchlichen Richtung in Deutschland, die auf den »Protestantismus« hindrängte und durch Martin Luther den am weitesten hinhallenden Ausdruck gefunden hat, hinzuweisen, erübrigt sich hier. Sie darf als bekannt vorausgesetzt werden. Als erstes Widerspiel dieser kirchlichen Bewegung in der Kunst wollen wir, trotz der chronologischen Schwierigkeiten, die kirchliche Baukunst betrachten; obwohl tatsächlich die Reformation hier viel später einwirkte, als auf die Malerei und Bildhauerei. Allerdings hatte Luther schon 1544 die erste »protestantische« Kirche im Schlosse zu Torgau geweiht, aber nennenswerte künstlerische Fragen, die eine Kirchenbauform der neuen Lehre hätten bringen können, waren in dieser Schloßkirche nicht aufgetaucht. Einzig das Motiv des Predigtsaales wurde energisch herausgearbeitet. Es wurde in eben demselben Maße eine betonte Eigenart der protestantischen Gemeindekirche, wie fast gleichzeitig in der katholischen Kirche die Altarkapellen durch das Schema der Jesuitenkirche energischer betont wurden. Es ist aber in Erinnerung zu behalten, daß der Predigtsaal ebenso wenig etwas vollkommen neues war, wie der Protestantismus. Beide sind aus der vorangegangenen Zeit, vornehmlich aus dem späten 15. Jahrhundert emporgewachsen. Überall hatte das Volk schon damals große Predigtkirchen verlangt; insbesondere waren in den durch die Silberfunde schnell entstandenen Städten im Erzgebirge derartige Bauten notwendig geworden. Diese sächsischen Kirchen hatten auch die Emporen, die das spätere Mittelalter durch die Gotik fast gänzlich beseitigt hatte, wieder aufgenommen. Die Predigt selbst war bekanntlich auch immer mehr beliebt geworden, ja als notwendig erkannt worden (Predigermönche). Der Protestantismus konnte also auch in künstlerischen Fragen an die Vergangenheit anknüpfen. Die Entwicklung ging aber, zitiere ich aus meinem Buche »Die deutsche Kultur im Zeitalter des 30jährigen Krieges«, sehr langsam voran. Der Protestantismus war eben tatsächlich genau so arm, wie die Jesuiten vorgaben, es zu sein. Man streckte sich nach der Decke und meisterte nicht die überkommenen gotischen Kirchen, sondern schmiegte sich ihnen an. Auch hemmte der Streit um die äußeren Formen der Bekenntnisse. Allerdings wollen wir den Segen dieses Haders auch nicht vergessen, denn dieser Partikularismus rettete, verbunden mit dem politischen, Deutschland vor dem Reformkatholizismus. Man dachte zudem ständig weiter über das Werk nach, und



das 17. Jahrhundert wurde schließlich die Zeit, in der das proteſtantische Gotteshaus geschaffen wurde. Zuerſt vertraute man in dieser armen Zeit, wie wiederum zweihundert Jahre später, die baukünſtlerischen Gedanken nur dem Papier an; dann baute man aus gereiftem Denken und beschwingt von dem von neuem hervorgebrochenen religiösen Herzensleben. Zwei Namen mögen in dieser Entwicklung an Anfang und Ende geſtellt werden: Leonhard Chr. Sturm (1669—1729) und Georg Baehr (1666—1738). Unbeschadet des berechtigten Vorwurfes, daß L. Chr. Sturm »der wissenschaftliche Vertreter der norddeutschen-proteſtantischen Hochrenaissance vor ihrer Befreiung aus spießbürgerlicher Befangenheit durch Schlüter gewesen iſt«, müssen wir ihm das große Verdienſt zumessen, »wissenschaftlich« das Problem der proteſtantischen Predigt- und Abendmahlskirche theoretisch zwar nicht gelöſt, aber vielseitig und fruchtbringend nach verschiedenen Seiten beleuchtet zu haben. Wie klar sich Sturm über seine Aufgabe war, belegen neben seinen Plänen seine Worte: »Hingegen in den proteſtantischen Kirchen siehet man vornehmlich darauf, daß eine große Menge einen einigen Prieſter wohl sehen und hören könne: daher man die Stelle unmöglich auf der Erde recht gewinnen kann, weil bei gar großen Kirchen, die weit von der Kanzel zu ſtehen kommen, nichts hören können, sondern man muß sie übereinander zu gewinnen suchen. Das andere Stück beſteht in der Adminiſtration der Sakramente, der Taufe, des Abendmahles. Die Lutherischen haben noch besonders die Privatbeichte . . ; der dritte Teil verlangt mehr ‚Reinlichkeit als Pracht', deshalb habe er die wenigſte Luſt prächtige Kirchen zu bauen, weil insgemein, wo solche Gebäude am prächtigſten ſtehen, die Tempel des heiligen Geiſtes am seltenſten oder verwüſtetſten zu sein pflegen.« Ohne Sturms Vorarbeiten hätte Georg Baehr gegen Ende seines Lebens die geniale Lösung, die aus der Fülle der religiösen wie künſtlerischen Empfindung seiner Epoche entsprang, nicht bieten können. Den gewaltigen Dimensionen gleichzeitiger katholischer Kirchen gegenüber iſt die Dresdener Frauenkirche Baehrs nur ein kleiner Bau, aber es lebt in ihm eine innere Harmonie, eine Verbindung von Zweck und Kunſt, der ihn auf eine höchſte Stufe ſtellt. Es bedeutet bis in die lebende Stunde hinein einen Abfall von den künſtlerischen Aufgaben des proteſtantischen Kirchenbauſtils, daß die Architekten nicht immer wieder versuchen, jenes große Kapital, das der hochbegnadete Sachse hinterlassen hat, durch sinngemäße Arbeit zu vergrößern (Gurlitt).

Wir sind zeitlich weit über das 16. Jahrhundert hinausgegangen, aber diese Lizenz mußten wir uns in diesem Fall geſtatten, da das proteſtantische Kirchengebäude, wie es im 17. Jahrhundert fertig daſteht, eine unmittelbare Folge der Reformation war und nur durch die politischen Ereignisse in seinem Voranschreiten gehemmt war.

Auch auf die Profanarchitektur wirkt die Reformation ein, doch werden wir diese Frage erſt nach der Behandlung der Malerei erörtern können. Ohne Widerrede hat die Malerei am ſtärkſten unter der Einführung der neuen Lehre zu leiden gehabt.

Die Kirche brachte, schrieb ich kürzlich in den Monatsheften für Kunſtwissenschaft, im früheren und späteren Mittelalter unleugbar den größten Verdienſt in die Werkſtätten der Maler wie Bildhauer. Ich habe allerdings in einem Aufsatz in der Zeitschrift für bildende Kunſt (Januar 1911) »Die profane Kunſt

im früheren Mittelalter, eine grundsätzliche Erörterung«, mich sehr bestimmt gegen die so verbreitete Annahme gewandt, die Kirche sei in dieser Zeit so ziemlich der einzige ernstlich in Frage kommende Kunstförderer gewesen. Ich bemühte mich darzulegen, daß stets eine Beschäftigung der bildenden Künstler für die Fürsten und Herren, später auch für die Bürger in umfangreichem Maße stattgefunden hat. Die Grundlagen der künstlerischen Arbeit, die seit dem Durchdringen der Reformationszeit einsetzt, sind trotzdem nicht ohne weiteres aus der künstlerischen Beschäftigung für den Alltag in der vorreformatorischen Zeit herzuleiten, sondern aus jenem Bruch mit der alten Kirchenlehre. Dieser hatte, um es mit einem Wort zu sagen, die Schilderung der gesammten überlieferten religiösen Vorstellungswelt überflüssig gemacht, den Christen allein auf den geistigen Gehalt der heiligen Schrift verwiesen. Luther hat sich zwar in einem, wie wir heute sagen würden, freikonservativen Sinne über die Bilder religiösen Inhaltes ausgesprochen, aber der Anthropomorphismus, der die mittelalterliche Religiosität in der Christenheit beherrscht hatte, war beseitigt, und damit der Grund für das Malen und Meißeln der religiösen Legende im engeren und weiteren Sinne, soweit sie der Erbauung dienen sollte. Dies tatsächliche Ergebnis der hier im Wortsinne protestierenden Lehre brachte die Maler und Bildhauer in eine schwere finanzielle Notlage, aus der sie nur eine Erweiterung des Stoffgebietes erretten konnte. Man muß dabei in Erinnerung behalten, daß bis in die vierziger Jahre des 16. Jahrhunderts Deutschland zum weitaus größten Teil von der Nordsee bis an die bairischen Alpen »protestantisch« war. Wenn die Maler jetzt freier und forschender als bisher in das Leben hineinschauten, so brachte ihnen dies im Übermaß neue Stoffe entgegen. Zunächst die kirchliche Bewegung selbst. Sie war bekanntlich einerseits von rein theologischen Erwägungen getragen, aber auch nicht minder von der ganzen geistigen Entwicklung der Zeit überhaupt. Man hatte so viel neues seit der Erfindung der Buchdruckerkunst im ganzen deutschen Volke gelernt, und immer ergiebiger flossen zudem die Quellen, die das Wissen des Altertums wieder offenbarten! Vor allen Deutschen der damaligen Jahrzehnte hat Albrecht Dürer das Sollen seiner Zeit erkannt und geschildert. Seine drei Kupferstiche »Melancholie«, der »Ritter trotz Tod und Teufel« und der »Hieronymus im Gehäus« offenbaren in innerer Verbindung, gleichgültig wie die speziell kunsthistorische Frage nach der Zusammengehörigkeit beantwortet werden mag, das Wesen des Zeitalters der Reformation wie keine andere Überlieferung. Die »Melancholie«, ein Weib von ungewöhnlicher Größe, dessen Schultern Flügel tragen und dessen Haupt das Kraut »Bittersüß« umkränzt, sitzt inmitten der Symbole aller Wissenschaften, das Haupt schwer in die Hand gestützt, mit einem tiefen Blick in die Ferne, wo ein unheilbringender Komet sichtbar wird, »melancholisch« da. Der Zweifel des Forschens frißt ihr am Herzen. Auf dem nächsten Blatt reitet, geradeaus vor sich hinblickend, ein schwer gerüsteter Ritter, der christliche Ritter, unbekümmert um seine Begleiter, Tod und Teufel, dahin. Sein innerer Blick erschaut jene Burg, hell beschienen von der Sonne dort oben auf dem Berge, in dessen Schatten er seines Weges fürbaß zieht. Und drittens treten wir in ein sonnenüberglänztes, stilles, friedliches Arbeitszimmer ein, wo Hieronymus am Lesepult sitzt; ruhig, behaglich schläft der

Löwe. Mensch und Tier finden Friede in der Kraft der Heilslegende. — Wer unter den Künſtlern weniger philoſophisch angelegt war, der ließ lieber den Blick auf den äußerlich zu Tage tretenden Differenzen ruhen. So zeichnet der Realiſt H. Holbein d. j., wie der den Ablaß predigende Mönch »das Geld im Kaſten klingen« läßt, oder er ſtellt den Reichtum der hohen Klerisei dem armen Jesus, dem wahren Licht gegenüber. Andere zeichneten Spottfiguren auf den Papſt, auf Dr. Eck, aber auch auf Luther und seine Anhänger. Hier kommt oft die grob erotische Lebensauffassung dieser Zeiten heraus, indem aus nackten Frauenkörpern in unzüchtigen Haltungen Köpfe der Gegner geformt werden.

Die eigentliche Hiſtorienmalerei wird zunächſt nahezu ganz aufgegeben. Allerdings kann man Holbeinsche Schöpfungen wie seine Basler Tuschzeichnungen zur Passion, seinen Chriſtus, ebenfalls in Basel, aus dem Geiſte dieser Epoche herleiten, aber enger darf man sie doch nicht mit dem Reformationszeitalter verbinden. Im späteren Verlaufe suchten die Maler sich zu entschädigen, indem sie die Hiſtorienmalerei wieder in Angriff nahmen. Man wählte aber von nun an die Stoffe aus den geschichtlichen Partien des Alten Teſtamentes oder illuſtrierte einzelne Abschnitte des Evangeliums; man ging also zu einer Art profan-religiöser Hiſtorienmalerei über.

Eine der traurigſten, aber sich zu einem Teil direkt aus der Kirchenreformation ergebenden Folgen waren die Bauernkriege. Crotus, ein Freund und Beamter Erzbischof Albrechts von Halle-Mainz, teilt uns z. B. mit, daß die zum Predigtamt Berufenen die neue Lehre der rohen Menge in die Ohren gesungen, die sie um so williger aufgenommen habe, da ihr ein gewisser Beigeschmack zur persönlich[illegible] politischen Freiheit eigen war.

Während des 14. und 15. Jahrhunderts hatte sich bereits die Stellung der Bauern mancherorten verschlechtert. Im 15. Jahrhundert wurde die »Gutsherrlichkeit« geboren. Das alte Hintersassenverhältnis hatte sich schon damals oft in Erbuntertänigkeit verwandelt, sobald der Bauer den Hof einer Herrschaft bewohnte. Das bäuerliche Gut befand sich jedoch durchweg noch in erblichem Besitz, der nur nicht ohne weiteres veräußert werden konnte, und die Dienſtpflicht des Bauern umschrieben feſte kontraktliche Beſtimmungen. Durch den Übergang der vollen Gerichtsbarkeit an die Gutsherren, die dem Bauern den Zutritt zum staatlichen Gerichte verwehrte, trat aber eine Beschränkung der persönlichen Freiheit ein. Auch eine subsidiäre Dienſtpflicht der Bauernkinder bildete sich seit dem 15. Jahrhundert hier und da heraus, die der wachsende Landbesitz des Adels und der Kirche verschärfte. Nachdem der Adel dergeſtalt vielfach der Herr des Bauern geworden war, wurde dessen Los oft ein bedauernswertes; anderseits war sein Selbſtbewußtsein auch geſtiegen. Es war ein einfaches Ergebnis der Reden von der Befreiung der Menschen, wie auch der Konfiskationen seitens der Fürſten wie Städte, daß die Bauern ebenfalls ihren Platz an der Sonne verlangten.

Hier bot sich den Künſtlern ein reiches Feld der Beobachtung. Der Bauer wurde ſtändig mehr Gegenſtand eingehender Darſtellung. Sein ganzes Tun und Treiben wird geschildert, als Ackersmann, als Verkäufer seiner Produkte, als fröhlicher Zecher und derber Raufer, als Kämpfer mit Rittern und Herren. Diese Einkehr in das Volk entspricht übrigens dem so sehr ſtark ausgesprochen demokratischen Sinn dieser Zeit, der bekanntlich bis in die höchſten Spitzen der Monarchie reichte, wie die Be-



ſtrebungen Erzbiſchof Bertholds von Mainz, die den Kaiser zum Primus inter pares herabdrücken wollten, erhärten. Die Bauernmalerei iſt allerdings nur ein Zweig der Genremalerei, die jetzt ſtetig wachsend auftritt. Die Maler bemächtigen sich so ziemlich des ganzen weiten Gebietes. Alles was der einzelne, was die Familie erlebte und tat, scheint wichtiger geworden. Es iſt ja auch nicht abzuleugnen, daß besonders die erſten 50 bis 60 Jahre des Reformationszeitalters außerordentlich hohe Anforderungen an jeden einzelnen ſtellten. Das Fundament, auf dem sich auch das Familienleben nicht zum mindeſten aufgebaut hatte, war nicht unwesentlich verändert. Man ſtelle sich nur einmal die Folgen der Aufhebung der Klöſter und der Stiftsſtellen vor, die so mancher Familie ein Refugium geboten hatten. Der Fremde in Weises Erznarren trifft diesen Punkt, wenn er sagt: »ich lobe es bey den Katholischen, da gibt es ſtattliche praebenden«. Dann war aber auch die Entscheidung, ob ein Mann mit seiner Familie der neuen Kirche sich anschließen oder der alten weiter anhängen solle, in jedem einzelnen Falle noch Jahrzehnte lang eine Tat, die eine Persönlichkeit erforderte. In solchem und ähnlichem Zwange, mit der eigenen Person hervortreten zu müssen, liegt auch eine Erklärung für die bis in die breiten Schichten des kleineren Bürgerſtandes unablässig ſtärker eindringende Neigung, Bildnisse bei den Künſtlern, den Malern und den Bildschnitzern — besonders bei den Medaillonschneidern — zu beſtellen. Daß diese Liebe zum Porträt wenigſtens zu einem bedeutenden Teil auf gewisse Imponderabilien der Reformationszeit zurückgeht, erweiſt unter andern die sehr große Anzahl der Bildnisse der Reformatoren und auch der Frau Luthers. Martin Luther selbſt war für die Proteſtanten der Held schlechthin geworden, wie etwa in unsern Tagen Bismarck. Damals wie jetzt wurde ein Bildnis ein Palladium für die Masse des Volkes. Aus dem Reformatorenbildnis entſtand dann das Paſtorenporträt. Auch der einzelne Seelenhirt war ja mit seiner angetrauten Gattin dem kleineren Kreise ein Führer. Noch weiter verallgemeinert mußten Vater und Mutter in solchen Zeitläuften in doppeltem Maße Vorſtände der Familien auf dem Pfade zur neuen Religion werden. Es iſt natürlich bei der Vorliebe für das Bildnis auch der frische, energische Lebenswille, der allerorten zu spüren war, durchaus mit einzurechnen. Diese Lebenskraft und -freudigkeit kommt einseitiger für den katholisch gebliebenen bezw. wiedergewordenen Süden unseres Vaterlandes in Frage. Hier waren weit mehr Anreize allgemeinerer Natur von früher her vorhanden, als in den an großen Kulturzentren noch immer recht armen Ländern des nördlichen Deutschlands; kaum, daß ja damals Erfurt und Leipzig zu höherer Bedeutung emporgewachsen waren. Dem gemalten Bildnisse iſt das gemeißelte und geschnitzte beizufügen. Doch iſt die Situation dieser Porträtgruppen insofern eine wesentlich andere, als es sich hier mit Ausnahme jener bereits erwähnten Rundbilder nur um Grabmäler handelt. Diese aber waren seit langem begehrt und wurden bei geſteigertem Selbſtbewußtsein und erhöhtem Luxusbedürfnisse jetzt nur reicher ausgeſtattet.

Wie das Porträt sich von der bescheidenen Stellung des Donators auf den Heiligenbildern befreit hatte, so die Landschaft von der Aschenbrödelſtelle des »Hintergrundes«. Auch hier war gegen den Schluß des 15. Jahrhunderts manches vorbereitet gewesen,



aber erſt das 16. Jahrhundert schenkte der Landschaft die Exiſtenzberechtigung. Sie durfte sich jetzt ohne irgend eine Heilslegende als Deckadresse zeigen. Das Reformationszeitalter darf auch in diesem Falle einen Anteil an dieser ſtärkeren Liebe zu Gottes schöner, weiter Welt beanspruchen. Jedenfalls erhielten in solchen Darſtellungen die Künſtler einen gewissen Ersatz für die verloren gegangenen Aufgaben aus der religiösen Kunſt. Die reinen Landschaftsbilder haben übrigens einen eigentümlich impressioniſtischen Charakter. Es liegt zweifelsohne zunächſt ein rein malerisches Problem vor, aber es verrät sich andrerseits meines Erachtens die allerorten ſtark vorherrschende Stimmung. Die Gefühlswelt aber trug in erſter Linie die geiſtig-seelische Bewegung im Reformationszeitalter. Der Pinsel wurde allerdings seltener für derartige Motive in Tätigkeit gesetzt, häufiger mußte der Stichel seine Dienſte leiſten. Der Grund dürfte in erſter Linie in finanziellen Erwägungen zu suchen sein; denn ein Kupferſtich iſt schneller und billiger herzuſtellen und weit gewinnbringender zu verwerten. Diese Technik hat überhaupt wohl die »Einkehr ins Volkstum«, die Erschließung neuer Erwerbsquellen befördert; denn sie ähnelt ja in nicht geringem Maße der Studie, und zweifelsohne hatte das Genre wie die Landschaft früher eine Unterkunft in der Studiermappe, als auf dem Tafelbilde gefunden. Wir wissen, daß die Stiche wie die Schnitte in großen Mengen in Deutschland vertrieben wurden. Durch die Erfindung der Ätzkunſt wurde die Verwendung dieses Erwerbsmittels später noch mehr erleichtert. Wie energisch hier die Künſtler eingriffen, davon zeugen am beſten die vielen Nacktbilder, die plötzlich in Deutschland verbreitet wurden.

Der Kupferſtich und der noch verbreitetere Holzschnitt trugen nämlich damals vornehmlich die Kunſtpflege in unserm Vaterlande auf ihren Schultern, sie spielten die Rolle unserer »illuſtrierten Blätter« aller Art. Deshalb war es in jeder Hinsicht von höchſtem Werte, daß die »Kleinmeiſter« in ihren Stichen auch der Nacktkunſt einen breiten Platz einräumten, den sie um so gewichtiger ausfüllten, als sie einfach erzählten. Darin sind eben diese Stiche so echt deutsch, sie sprechen von Kampf und Liebe, von Mutterglück und Kinderspiel, von Chriſtus und Jupiter, ohne daß irgendwelche »Kenntnisse« verlangt wurden. Diese Griffelkunſt packt selbst wider Willen die nachschaffende Phantasie, der Beschauer wird zum Künſtler; das Kunſt-verſtändnis erzogen.

Die Hauptkünſtler unter diesen Kleinmeiſtern sind die Gebrüder Beham, Aldegrever, Pencz, Meiſter J. B. usw. Sie hängen, kurz gesagt, alle mehr oder weniger mit Dürer und der italienischen Kunſt zusammen.

Die Tatsache, daß gerade in den Werken der »Kleinmeiſter« Elemente der italienischen Kunſt bemerkbar sind, iſt kunſthiſtorisch feſtgeſtellt. Diese Einflüsse können uns in diesem Zusammenhange wenig interessieren. Nicht die künſtlerischen Werte der Aufgaben, das Verlangen des Volkes nach Bildern aus dem Leben, das sinnenfroh und sinnenſtark genossen wurde, sind maßgebend gewesen. Von »Humanismus« darf man in Deutschland nicht viel reden. Wie viele verſtanden denn den Kern der humaniſtischen Weltanschauung Italiens? Vielleicht nicht ein Dutzend Männer in ganz Deutschland! Etwa Hutten, wegen seiner emphatisch ausgesprochenen Redewendung »welch' eine Luft zu leben« usw.? Der Mann war beſten Falles ein Freund

der Wiſſenſchaften. Wie wenig dieſe Leute Boden hatten, beweiſt Erasmus und deſſen Wirken. War etwa Dürer ein Humaniſt? Sicher nicht. Das Deutſchland des 16. Jahrhunderts hatte mit Italien nichts anderes gemein, als das lebensſtarke Wollen zur Erkenntnis, baute dies aber auf ganz anderen als »humaniſtiſchen« Tendenzen auf. Kaum irgend einer, darf man ſagen, hatte in Deutſchland mit den Grundſätzen des geiſtigen Lebens Italiens etwas anderes gemein, als ein paar Äußerlichkeiten, welche die Zeit ſelbſt ganz richtig als »modiſche« bezeichnete. Die Kunſt verlangte hier nach keiner Ausnahmeſtellung, ſie nahm, faſt ſtets im Grunde mißverſtandene, Ausdrucksformen an, ſonſt nichts. Auch die »Kleinmeiſter« hatten ein deutſches Habit nur mit italieniſchem Schmuck ausgeziert angelegt.

Es iſt geradezu ſtaunenswert, wie groß der Reichtum der Kleinmeiſter-Stiche an ganz unbekleideten oder halbbekleideten Figuren iſt. Die Hauptwerke lieferte Barthel Beham mit ſeinen drei Blättern »Kampf nackter Männer«. Immer wieder wird ſich jeder Betrachter freuen über den Reichtum an ſicher erfaßten Bewegungsmotiven, an der klaren Definition des Körpers und ſeiner beſtimmenden Teile. Pochendes Leben in mannigfacher Äußerung, ohne irgend eine andere Tendenz, als dieſes in kräftiger nackter Männergeſtalt darzuſtellen iſt Abſicht. (Der weibliche Akt wird weniger gepflegt.)

Die Tatſache, auch die deutſche Kunſt auf dem Arbeitsfelde der Nacktkunſt ſo energiſch tätig zu ſehen, wächſt an innerer Bedeutung, wenn wir uns fragen, zu welcher Stunde dies geſchah.

Entſprachen die Meiſter, die das lebende Wunder der Welt, den ſo wunderſamen Organismus, die ſo überwältigend in ſich geſchloſſene ſchöne Erſcheinung des Menſchen zu erforſchen, darzuſtellen ſich bemühten, nicht einem machtvollen Müſſen ihrer Gegenwart, waren dieſe Künſtler nicht wirklich Dolmetſcher ihres Volkes? — Sie ſchufen aus dem ſie umbrandenden Leben für des Lebens ſchönſte Stunden, in denen der Einzelne ſich auf das Allgemeine an der Hand eines feſten Führers, eines Künſtlers beſinnen, an ihm ſich erheben darf. Allerdings eiferten die zeitgenöſſiſchen Moraliſten heftig dagegen. Sie ſahen einen gefährlichen Verſucher in der antiken Kunſt, gegen die ſie deshalb laut eiferten: »Die nackenden Weibs- oder Mannesgemählen aber der Gottloſen, Heidniſchen, verfluchten Hüriſchen, entblößten Venusgötzen und Bilder, das nackend blind Hurenkind Cupido, der nackenden Pallades, Junones, Fortunas, die nackende Göttin, die ſich waſchen und baden und eine jede beſondere Liebesgebärden zu mehrerer Anzeigung ſchien, die abenſchewriſchen unkeuſchen Satyres der heidniſchen Huren und Ehebrecherin Latonam Ledam, welche von dem Abgott Jove in geſtalt eines Schwanes beſchlaffen« uſw.

So weit dehnte ſich ſchon das Gebiet des Künſtlers in wenigen Jahrzehnten! Und es iſt Reformationszeitalterwerk! Denn gerade die Beham ſind die »gottloſen« Maler, die wegen ihrer neuzeitlichen, allerdings keineswegs klaren ſozialiſtiſch-religiöſen Richtung vor den hohen Rat zu Nürnberg geladen waren und hier jedermann zu wiſſen getan hatten, daß, da die kirchlichen Bilder niemand verlange, die Maler verhungern müßten, wenn ſie ſich nicht anders hülfen.

Aber noch ein anderes großes Arbeitsfeld lag für die Maler (Stecher) bereit, das des Kunſtgewerbes.

Deutschland war im Laufe des 16. Jahrhunderts in immer schwierigere Lagen gekommen. Es ist eine heute nicht mehr bezweifelbare Tatsache, daß in unserm Vaterlande bereits vor dem 30jährigen Krieg die Fürsten, die Stände und die Städte bankrott waren, und die großen Kaufleute nur mühsam gegen den Zusammenbruch ankämpften. Trotzdem ist in Deutschland ein sehr lebhaftes Handelsleben und ein bis dahin unerhörter Luxus im täglichen Leben festzustellen. Das Erstere beruhte aber nicht mehr auf der Anteilnahme an einem großen internationalen Handel, sondern der kaufmännische Verkehr ist wesentlich ein interner, auf der Industrie, die sich außerordentlich gehoben hatte, beruhender Binnenhandel. Die großen Warenkaufleute waren größtenteils zum Geldhandel übergegangen und hatten bedeutende Verluste erlitten. Ganz Deutschland lebte vom Kapital, aber mit einem beneidenswerten Leichtsinn und in einer unglaublichen Sorglosigkeit vor dem unbedingt einmal eintretenden »Krach«. Der 30jährige Krieg hat das Hereinbrechen dieses nur beschleunigt. Eine der Folgen jenes Luxus war die Entwicklung aller Gebiete der Industrie, von den seidenen Strümpfen bis zu den goldenen Trinkbechern. Hier griffen nun die Maler als unumschränkte Künstler ein. Sie brachten die neuen italienischen Modeformen von der Wanderschaft heim und entwarfen eine unendliche Fülle von Zeichnungen für all' und jede »Kleinkunst«. Eine Gefahr bot diese Arbeitsmethode, und sie ist auch keineswegs immer vermieden worden; sie lockerte die Beziehungen des Entwerfers zum Handwerker. Stilistische Fehler, wie wir sie z. B. trotz aller berückenden Schönheiten in der Glasmalerei dieser Zeiten finden, sind eben der Unkenntnis der inneren Bedingungen des Materials seitens der Maler zuzuschreiben.

Die zeichnenden Maler griffen aber auch in ein ihnen ganz fremdes Gebiet der Kunst, in das der Architektur ein. Grundsätzliche Änderungen, also solche in der Grundrißanlage, erfuhr die Baukunst erst im 17. Jahrhudert, als die niedergebrannten Städte neu aufgebaut werden mußten. Die deutsche Renaissancebaukunst ist, wie bekannt, bei der alten Hausanlage, wie sie die Gotik schließlich durchgebildet hatte, stehen geblieben. Sie änderte nur das äußere Bild. Die aus Italien herbeigeschafften ornamentalen Formen traten an die Stelle der gotischen; darin besteht, jedenfalls für die Hausbaukunst, die ganze deutsche »Renaissance«. Die Vermittler für die Architekten und besonders für die Bauherren, also für die Laien, waren die Maler. Deshalb erhält die Baukunst eine außerhalb der Bedingnisse der Architektur stehende Einzelform, wird in recht üblem Sinn »malerisch«, so gefangennehmend auch manche Bauten dieser Zeiten aussehen.

Es mag an diesen Erläuterungen genügen. Sie haben jedenfalls gezeigt, daß die Reformation an sich in ihren Ergebnissen keineswegs kunstzerstörend gewesen ist, sondern sogar in ihren unmittelbaren Folgen sehr bedeutsame positive künstlerische Erfolge gezeitigt hat. Die Schädigungen, welche die traditionelle kirchliche Kunst unleugbar erlitten, sind notwendige Ergebnisse des Kunststrebens der Protestanten. Der Kunsthistoriker, der sich nicht an der Künstlergeschichte begnügen lassen mag, wird bei einer Einzeldurchforschung des skizzierten Stoffes reiche Belehrung über das innere Drängen zu einer zeitgemäßen Kunst in der als kunstfeindlich verschrienen Bewegung der Reformation finden.

Nachrichten und Mitteilungen.

Verband für internationale Verständigung. Der vor einigen Monaten begründete Verband, der bereits eine große Zahl von hervorragenden Männern der Politik, der Wissenschaft, Kunst und Technik sowie des wirtschaftlichen Lebens zu seinen Mitgliedern zählt, stellt sich nach seinen Satzungen die Aufgabe, das Verständnis für die Bedeutung gegenseitig förderlicher Beziehungen zwischen den Völkern auf allen Lebensgebieten, namentlich für die Fragen und Probleme des Völkerrechts, zu verbreiten, um dadurch einer stetigen, von vermeidbaren Zwischenfällen freien Politik zwischen den Staaten, wie sie im Interesse der allgemeinen Kultur liegt, den Boden zu ebnen. Er sucht diesen Zweck zu erreichen, indem er in Wort und Schrift, durch Vorträge, durch Kundgebungen seiner Organe, namentlich seiner Verbandstage, durch Veröffentlichungen in der Presse oder in besonderen Schriften, für die erwähnten Aufgaben wirkt. Als ein besonders wichtiges Mittel zur Lösung seiner Aufgabe betrachtet er die Einwirkung auf die Erziehung der Jugend im Sinne der von ihm angestrebten Ziele, vor allem der gegenseitigen Achtung der Völker und ihrer Eigenart. Zu völkerrechtlichen Fragen der internationalen Politik kann der Verband je nach Bedürfnis und Ermessen seiner zuständigen Organe sich äußern, wobei er bestrebt sein wird, durch objektive Darlegung der Sach- und Rechtslage sowie durch Hinweis auf die Mittel und Wege zur Beilegung von Streitigkeiten klärend und beruhigend auf die öffentliche Meinung zu wirken. — Der Verband beschränkt seine Wirksamkeit auf das Deutsche Reich. Angestrebt wird aber für später eine internationale Organisation, zu der sich die Verbände für internationale Verständigung, die in einzelnen Ländern zum Teil heute schon bestehen, zum Teil noch entstehen werden, zusammenschließen sollen. — Allen parteipolitischen Organisationen und den Fragen der inneren Politik steht er völlig neutral gegenüber.

Der Zentralvorstand wird gebildet durch den Vorsitzenden Geh. Rat Professor Dr. Emanuel Ritter von Ullmann, München, die stellvertretenden Vorsitzenden Professor Dr. Otfried Nippold, Oberursel am Taunus, und Professor Dr. Walter Schücking, Marburg a. L., Professor Dr. Robert Piloty, Würzburg, und den Schatzmeister Bankdirektor Hermann Maier, Frankfurt a. M.

•

Der neue Staatszuschuß für die englischen Hochschulen. Nach langen Verhandlungen und ungezählten Sitzungen hat die Regierungskommission endlich den neuen, vom Parlament bewilligten jährlichen Zuschuß von einer Million Mark auf die einzelnen englischen Universitäten und einige andere Hochschulen, die Universitätsbildung vermitteln, endgültig verteilt. Bisher bezogen die von der Regierung anerkannten englischen Hochschulen einen jährlichen Zuschuß aus Staatsmitteln in der Höhe von zwei Millionen Mark. Diese Summe wurde auf die Universitäten Birmingham, Bristol, Leeds, Liverpool, London, Manchester, Sheffield, und auf die Colleges in Nottingham, Newcastle, Reading und Southampton verteilt. Die Höhe des Betrages, der jeder Anstalt zugewiesen wurde, war abhängig von der Zahl der Studenten und Lehrstühle, aber auch von der Höhe des jährlichen Zuschusses, den jede Anstalt aus örtlichen, besonders städtischen Mitteln erhielt. Die Stadt, welche ihre Hochschule besonders freigebig unterstützte, sicherte sich dadurch ganz von selbst eine erhöhte Beihilfe aus Staatsmitteln. Auf solche Weise wirkten die staatlichen Zuschüsse sehr anregend auf die örtliche Opferwilligkeit.

Bei der Verteilung des neubewilligten Zuschusses von einer Million Mark ist die Regierungskommission von dem bisherigen Grundsatze zum Teil abgewichen, in dem sie den Versuch gemacht hat, mit Hilfe der neuen Geldmittel den Unternehmungsgeist der Hochschulen zu fördern und zu stärken. Die ein zelnen Hochschulen wurden aufgefordert, darüber zu berichten, ob und nach welchen Richtungen hin sie eine Erweiterung ihres bisherigen Arbeitsfeldes für ein dringendes Bedürfnis erachteten, und es wurde ihnen zu verstehen gegeben, daß die Höhe des zu gewährenden Zuschusses teilweise von dem Willen der Hochschule abhänge, neue Lehrstühle zu gründen, neue Laboratorien einzurichten, die Bibliotheken zu erweitern usw.

Die Kommission hatte sich offenbar das Ziel gesetzt, mit den neuen Mitteln mehr



der Sache des Fortschritts, als der Stärkung bestehender Einrichtungen zu dienen. Die Absicht war vortrefflich, aber ihre Ausführung rief den stärksten Widerspruch einiger Hochschulen hervor, und zwar gerade der Hochschulen, die im Laufe der letzten Jahre dem Gedanken des Fortschritts am eifrigsten gedient und ihre Einrichtungen den Forderungen des Tages angepaßt hatten, manchmal ohne Rücksicht auf die vorhandenen Mittel. Sie hatten jetzt natürlich nicht dasselbe dringende Bedürfnis nach weiterer Ausdehnung und sahen sich nun der Gefahr ausgesetzt, für den fortschrittlichen Eifer, den sie bewiesen, mit geringeren Staatszuschüssen bestraft zu werden, und das von einer Kommission, die gerade den Geist des Fortschritts fördern wollte.

Durch den erhobenen Widerspruch wurde die Kommission veranlaßt, auf einer Rundreise alle beteiligten Fachschulen zu besuchen, sich an Ort und Stelle über die Berechtigung der einzelnen Ansprüche Gewißheit zu schaffen, und darnach die einzelnen Anteile zu bemessen, die sich zwischen einer Summe von 26,000 Mark für Sheffield und von 110,000 Mark für Manchester bewegen.

Es ist selbstverständlich nicht die Höhe der Summe, die mich veranlaßt, dem erhöhten Staatszuschuß an die englischen Universitäten ein besonderes Gewicht beizulegen, denn eine Million Mark beträgt weniger als 10 % des gesamten jährlichen Einkommens der betreffenden Hochschulen. Die wirkliche Bedeutung der Tatsache scheint mir in dem Umstande zu liegen, daß die Regierung, die erst im Jahre 1906 ihren Zuschuß von einer Million auf zwei Millionen erhöhte, sich jetzt nach Verlauf von kaum sechs Jahren schon wieder bereit finden ließ, ihren Beitrag zur Förderung akademischer Studien in England um 50 % zu erhöhen. Darin sehe ich ein untrügliches Zeichen nicht nur für die Lebenskraft und rasch fortschreitende Entwicklung dieser jungen Fachschulen, sondern auch für den entschlossenen Willen der Regierung, den Geist zu fördern, der an diesen Stätten der Bildung gepflegt wird. Das ist der Geist der Wissenschaft und Forschung.

Wissenschaft und Forschung — noch nicht in dem abgeklärten und ausschließlichen Sinne, den wir mit dem Begriff der deutschen Universität zu verbinden pflegen, aber doch der entschlossene Wille, wissenschaftlicher Arbeit eine Heimstätte zu schaffen und damit einem Mangel abzuhelfen, der sich auf allen Lebensgebieten des englischen Volkes immer fühlbarer machte. Die alten Universitäten Oxford und Cambridge sahen in der Pflege wissenschaftlichen Geistes weder ihre Hauptaufgabe, noch hätten sie den gesteigerten Bedürfnissen unserer Zeit nach wissenschaftlicher Arbeit jemals Genüge tun können. Denn trotz ihren reichen Mitteln öffnen sie ihre Tore doch nur einer beschränkten Zahl von meistens wohlbemittelten Studenten. Das Bedürfnis nach Teilnahme an wissenschaftlicher Arbeit ist aber heute ein Volksbedürfnis, und die neuen Hochschulen sind auf den Plan getreten, diesem allgemeinen Bedürfnis Befriedigung zu schaffen. Das ist ihr Daseinsgrund und ihre Bedeutung.

Sie liegen ohne Ausnahme an Mittelpunkten des Verkehrs und der nationalen Arbeit, im Herzen der Großstädte Englands. Sie haben sich starke technische und Handelsabteilungen angegliedert mit dem ausgesprochenen Zwecke, die in der betreffenden Gegend vorherrschenden Industrien nach Kräften zu fördern. Gerade in diesen Abteilungen besitzen sie die kräftigsten Werbemittel, wenn es gilt, neue Summen für die Zwecke der Hochschule flüssig zu machen. So hat erst vor wenigen Wochen die Bürgerschaft Birminghams beschlossen, der dortigen Universität einen jährlichen Zuschuß von 300,000 Mark statt der bisherigen 110,000 Mark zu geben.

Aber wie wichtig diese Förderung von Industrie und Handel auch dem auf praktische Ziele schauenden Bürger erscheinen mag, in ihr sehen die neuen Hochschulen weder ihre höchste, noch gar ihre einzige Aufgabe. Ihr letztes und eigentliches Ziel ist, in wissenschaftlicher Arbeit die Grenzen der menschlichen Erkenntnis zu erweitern. Das kommt nicht nur in ihren Gründungsurkunden klar zum Ausdruck, sondern vor allem in der Tatsache, daß sie in wesentlichen Zügen die deutsche Universität zum Vorbild genommen haben, und nicht Oxford und Cambridge, was an sich doch viel näher gelegen hätte.

Ganz nach deutschem Muster sind Senat und Fakultäten eingerichtet, nach deutschem Muster ist der Lehrbetrieb in Vorlesungen und Seminare geteilt und die Doktordissertation eingeführt, nach deutschem Muster wohnen die Studenten über die Stadt zerstreut und nicht in Internaten. Wenn Nachahmung die aufrichtigste Form der Schmeichelei ist, so ist der deutschen Universität selten eine aufrichtigere Schmeichelei erwiesen worden, als durch die Gründung der neuen englischen Universitäten. Sie sind Geist vom Geist der deut-



schen Universität, und nirgend in England hat Deutschland ehrlichere Freunde, als in den Kreisen dieser Hochschullehrer, von denen mancher ein an deutschen Universitäten verlebtes Jahr zu seinen liebsten Erinnerungen zählt.

Aber wenn die moderne englische Hochschule in mancher Hinsicht einen Sieg des deutschen Universitätsgedankens darstellt, so handelt es sich doch keineswegs um sklavische Nachahmung. Ein äußerer Unterschied zeigt sich sofort darin, daß sie in allen Fakultäten die mittelalterlichen Grade des Baccalarius (Bachelor) und Magister (Master) festgehalten und gemeinsame Prüfungen mit gedruckten Fragebögen beibehalten hat. Allerdings gibt es jetzt in vielen Fächern, besonders aber in modernen Fremdsprachen, neben der schriftlichen eine mündliche Prüfung, die durch ihre leichtere Anpassungsfähigkeit oft ein besseres Bild von den Leistungen des Prüflings gibt, als die starre schriftliche Prüfung. Ein innerer Unterschied zwischen der deutschen und der modernen englischen Universität besteht darin, daß diese nicht so ausschließlich unter dem Zeichen wissenschaftlicher Forschung steht, wie ihre deutsche Schwester. Die englische Hochschule sieht ihre zweite Hauptaufgabe darin, eine Art höchster Bildungsstätte zu sein auch für solche Studenten, die aus irgend einem Grunde an wissenschaftlicher Forschung im engeren Sinne weder teilnehmen können noch wollen. Auch diesen Studenten, die bei weitem die Mehrzahl bilden, stehen die Tore und Grade — außer dem Doktorgrad — der Universität offen. Sie finden eine Gelegenheit, mit den letzten Ergebnissen des Wissens unserer Zeit in selbstgewählten Fächern bekannt zu werden, soweit dies ohne eigene methodische Forscherarbeit möglich ist, und die Universität gibt ihnen eine Bestätigung ihrer Kenntnisse durch Verleihung eines Grades, der in diesem Falle ein Paß-Grad heißt, während der Student, der im engeren Sinne wissenschaftlich gearbeitet hat, mit einem Honours-Grad belohnt wird. Dies ist wenigstens die Unterscheidung, die sich an den neuen Universitäten immer deutlicher ausprägt. Früher, und in einigen Fällen selbst heute, bezeichnete der Honours-Grad oft nur ein größeres Maß von Kenntnissen aus zweiter Hand.

Da der englische Student im Durchschnitt jünger ist als der deutsche, etwa um ein Jahr, wenn er die Universität bezieht, und dem Studium oft nur drei Jahre widmen kann, so ist die Universität gezwungen, einen Teil der Arbeit zu leisten, die in Deutschland die höheren Schulen übernehmen, und einen Teil ihrer Kraft für die Vermittlung der sogenannten allgemeinen Bildung einzusetzen. Man ist aber unablässig bemüht, durch Hebung der höheren Schulen und Verschärfung der Eintrittsbedingungen an den Universitäten diesem Übelstande abzuhelfen.

Wer überhaupt die Leistungen dieser neuen englischen Universitäten gerecht würdigen will, darf niemals vergessen, daß es sich um sehr junge Anstalten handelt. Sieht man von der Tatsache ab, daß sie alle zuerst einige Jahrzehnte als Colleges ein beschränktes Dasein führten, und daß die Colleges von Manchester, Liverpool und Leeds eine Zeitlang als Victoria-Universität vereint waren, so ist Birmingham die älteste der neuen Universitäten, und Birmingham wurde im Jahre 1901 gegründet. Dann trat eine Entwicklung ein, wie sie vielleicht nirgend in der Geschichte zu beobachten ist. Von 1901 — 1908 traten nicht nur Manchester, Liverpool, Leeds, Sheffield und Bristol als selbständige Universitäten ins Leben, sondern auch London wandelte sich zu einer Universität im modernen Sinne um, und Nottingham und Reading sind augenblicklich in der Umwandlung begriffen.

Welche Wichtigkeit das englische Volk dieser neuen Bewegung beimißt, dafür spricht nicht nur der Umstand, daß Lord Haldane den Vorsitz bei der Königlichen Kommission für Universitätserziehung in London übernommen hat, sondern mehr vielleicht noch die Tatsache, daß es Sir Francis Trippel gelang, im Monat März im Laufe von 10 Tagen über sieben Millionen Mark an freiwilligen Beiträgen für die Anlage eines neuen Hauptgebäudes der Londoner Universität zu sammeln. Alljährlich fließen den neuen Universitäten große Summen aus Schenkungen und Vermächtnissen zu; die letzten amtlichen Zusammenstellungen geben die Zahlen für das Jahr 1909/10 und ergeben eine Summe von 5,440,000 Mark, abgesehen von vier Millionen Mark, welche im Laufe dieses Jahres dem College zu Reading versprochen wurden unter der Bedingung, daß es vor Ablauf von vier Jahren sich zu einer Universität umgestalte.

Aus allem ergibt sich, daß wir es mit einer starken und lebenskräftigen Bewegung zu tun haben, die für die Entwicklung wissenschaftlicher Arbeit in England von größter



Bedeutung ist. Auf diesen neuen Hochschulen beruht die Zukunft der Wissenschaft in England zum größten Teil. Sie ermöglichen es auch dem Minderbemittelten und Armen, an den Segnungen wissenschaftlicher Arbeit teilzunehmen, und stellen neue und wertvolle Kräfte in den Dienst der Wissenschaft, die bisher brach liegen mußten, da es ihnen an einer Gelegenheit zur Betätigung fehlte. Schon im Jahre 1909/10 — das letzte Jahr, für welches die amtlichen Zahlen vorliegen — zählten sie 22187 Studenten, von denen 8174 vollmatrikuliert waren. Da diese Studenten aus allen Kreisen des Volkes stammen, wird allmählich auch das Verständnis für den Wert wissenschaftlicher Arbeit im ganzen Volke wachsen. Das tut dringend not bei einem Volke, bei dem bisher die Praxis alles galt und die Theorie wenig. Die neuen Hochschulen werden dahin wirken, daß in diesem Punkte im Laufe der nächsten Jahrzehnte ein vollständiger Wandel der Anschauungen eintreten wird, der nur wohltätige Folgen haben kann und gerade von den deutschen Vorkämpfern im Felde der Wissenschaft mit besonderer Freude begrüßt werden wird. Denn gemeinsame Arbeit für die gleichen Ziele der Erkenntnis wird sich als eines der wirksamsten Mittel erweisen, gelegentliche Mißverständnisse aus dem Wege zu räumen und bei beiden stammverwandten Völkern das dauernde Gefühl gegenseitigen Wohlwollens zu begründen.

Birmingham. K. Wichmann.

*

Gedanken einer französischen Mutter über Frauentum, Frauenerziehung und Frauenwirken bringt ein in Nevers erschienenes Bändchen, das nach dem Tode der Verfasserin ihr überlebender Gatte, Professor am dortigen Lyzeum, herausgegeben hat.*) Es vereinigt mehrere kleine, vor wenigen Jahren in den Annales politiques et littéraires erschienene Aufsätze. Sie haben in diesem viel gelesenen Familienwochenblatt verdiente Beachtung und Auszeichnung erfahren. Die hier entwickelten Ansichten halten die verständige Mitte zwischen modernen Bestrebungen und dem Althergebrachten, aus ihnen spricht die erfahrene Hausfrau und Mutter, die die Dinge sieht wie sie sind, und die das Erreichbare will. Auch manche deutsche Frau wird, mit Überraschung vielleicht, in diesen Grundsätzen einer Französin gern ihre eigenen erkennen.

La Dot zunächst fragt etwas wunderlich danach, ob die Mitgift moralisch sei oder nicht, und entscheidet sich dahin, daß die Mitgift der einzelnen Ehe und der Entwickelung der Rasse nützlich sei, daß sie, ohne das Glück zu bringen, eine gewisse Ruhe des Geistes sichere, die zum Glücke helfe, und daß sie schwächere Naturen vor Mißstimmung und Verbitterung schütze (wozu der Mann mehr als die Frau neige); daß sie auch die Würde der Frau, die Existenz der Witwe und der unterdrückten oder getrennten Frau sichere.

Ein zweiter Artikel L'Éducation de la jeune fille moderne und ein späterer Les Déracinées wägen die Vorteile und die Nachteile der modernen freien Erziehung ab. Wenn auch, so wird darin ausgeführt, die geistige und künstlerische Bildung jetzt besser ist als früher und der Sport die körperliche Anmut und die Leichtigkeit im Verkehr der Geschlechter fördert, so werden doch die jungen Mädchen der Familie fremd, deren Seele und Freude sie früher waren; sie werden »entwurzelt«, aus der Quelle des Lebens, der Familie, gerissen. Manche erfahrene Mutter kann davon erzählen! Das Blut ist kein Band mehr, noch das tägliche Brot. Das junge Mädchen von früher lebte im Frieden des Hauses, seine Beschäftigungen waren banal, seine Bildung gering. Aber es hatte Zeit zum Beobachten und Nachdenken und gesunden Verstand, der sich auch in der Wahl des Gatten zeigte. Die moderne Tochter ist aufgeklärt, die zarte Seele ist von der Wirklichkeit gehärtet. Statt der Bescheidenheit und Selbstlosigkeit macht sich ein burschikoses und männisches Wesen breit. Sie läßt sich den Mann nicht aufdrängen, aber ist sie deshalb vor törichter Wahl geschützt? Und die Eheaussichten? In dem leichteren Verkehr der jungen Leute geht der charme des Weibes verloren (die Modernen bestreiten das!), und auch die Illusion, die Begünstigerin der Liebe. Der Mann schätzt in der Ehe noch immer die sanfte, anschmiegende Hausfrau mehr als die glänzende, kultivierte Dame. — Welches Erziehungssystem ist nun zu befolgen? Die Intelligenz werde mit allen modernen Mitteln ausgebildet; nach alter Weise werde aber auch Respekt, Zurückhaltung und Ergebenheit gepflegt. Besser eine geschlossene Persönlichkeit in bescheidener, als ein unausgebildeter Geist in anspruchsvollerer Lebensstellung. Der Tätigkeitsdrang

*) Marie Gerin, Pensées maternelles sur l'éducation. Nevers 1911.

möge sich rühren, bleibe aber unter mütterlicher Aufsicht und übe sich in den häuslichen Arbeiten.

Un Cas de conscience royal antwortet auf die von der oben genannten Zeitschrift mit Beziehung auf das junge Mutterglück der spanischen Königin etwas indiskret aufgeworfene Frage: Soll Tradition und Etikette die Nährpflicht der Mutter unterdrücken? Hier entscheidet ohne Zögern und mit souveräner Verachtung aller Schwierigkeiten die erfahrene Mutter (Mad. Gerin selbst hat fünf Kinder): Wenn ich Königin wäre, müßte Sitte und Herkommen vor dem natürlichen und ewigen Rechte der Mutter sich beugen; ich würde die Sitten vereinfachen und das Zeremoniell für die Zeit der Hoffnung und der Mutterschaft aufheben.

Schließlich wird die Frau zum Kampf gegen Tuberkulose und Alkoholismus aufgefordert, besonders gegen das letztere Übel. Gewaltmaßregeln gegen den bösen Feind, den Alkohol, wie Gefängnisstrafe und Schankverbot, sind leider nicht durchzusetzen; Ratschläge und Vorträge sind nicht wirksam. Es bleibt also nur übrig, die Gesunden und die erblich Belasteten zu schützen. Außer dem Beispiel und der Erziehung zur Energie und Selbstbeherrschung werden einige praktische Maßregeln empfohlen. Hinaus aus der Familie mit dem Heiratskandidaten, der Kneipgewohnheiten (habitudes de café) hat, die Anzeichen von leerem Geist, Müßiggang und vulgärem Geschmack. Geben wir selbst im Hause kein übles Beispiel, nüchtern seien auch die Dienstboten. Weg die fremden Alkoholika! Bleiben wir treu den guten französischen Weinen, vins gais et légers comme le soleil de France! (Man erinnert sich der Revolten der französischen Weinbauern, deren Not zu lindern, die Patrioten zu vermehrtem Weinverbrauch aufforderten.) Man schaffe Gärten für die Arbeiter und ermögliche ihnen das eigene Haus, um das nüchterne Leben lockender zu machen. Der Proletarier hat Familiensinn. Doch die Frau ist oft nicht haushälterisch. Fasten und Verschwenden wechseln ab. Man versuche zu raten und zu leiten, dränge sich aber nicht als Dame auf, sondern helfe als Frau und Mutter, die gleiche Interessen und Sorgen hat.

Mewe (Weichsel). Max Rosbund.

*

Die Fortsetzung der Ausgrabungen von Meroë. In der Internationalen Wochenschrift vom 19. November 1910 habe ich über den Beginn der Ausgrabungen von Meroë ausführlich berichtet. In der ersten Campagne konnte die Lage des Amontempels und einiger wichtiger Gebäude der Stadt bestimmt werden. Der Amontempel wurde soweit ausgegraben, daß man seinen allgemeinen Plan erkennen konnte, und ein bedeutender Sonnentempel in der Wüste ungefähr 1 Kilometer östlich von der Stadt wurde aufgedeckt. Zwischen dem Sonnentempel und der Stadt lag eine ausgedehnte Nekropole, in der drei Perioden zu unterscheiden waren. Inzwischen haben Garstang, Griffith und Sayce die Resultate dieser ersten Campagne in dem Werke »Meroë, die Stadt der Äthiopier« veröffentlicht. Vielleicht etwas zu früh, denn der zweite Vorbericht Garstangs teilt über die Fortsetzung der von der Universität Liverpool unternommenen Ausgrabungen zu Meroë aus der zweiten Campagne archäologisch bedeutendere und geschichtlich hochwichtige Funde mit, u. a. einen Bronzekopf des Augustus und Gefäße mit Goldstaub.

Bei der zweiten Campagne wurde zunächst der große Amontempel ganz freigelegt. — Bei den Arbeiten in dem Sonnentempel wurde die Südseite der Tempelmauer ausgeräumt und dabei eine Anzahl Nebengebäude gänzlich aufgedeckt. — Die Hauptarbeit der Saison war aber die Entdeckung und Untersuchung einer mauerumschlossenen Anlage im Westen des Amontempels. Sie entpuppte sich als eine königliche Burg, welche zwei große Paläste und mehrere andere öffentliche Gebäude einschloß. Ein königlicher Palast und das anstoßende Gebäude, ferner auch ein Privathaus mit einem Bad, mehrere ausgedehnte Töpfereianlagen, verschiedene Schutthügel mit instruktiven Überresten von Handwerkerbuden und anderen Gebäuden wurden in vollständiger Weise, andere palastartige Bauten nur teilweise ausgegraben. Auf der östlichen Seite der Eisenbahn wurden ebenfalls einige Gebäude aufgedeckt.

Was Enzelfunde betrifft, so fand man in dem Amontempel eine prächtige Kamee griechischer Arbeit mit der Darstellung von zwei galloppierenden Pferden, das eine schwarz, das andere weiß aus der Zeit von 300 v. Chr. An gleicher Stelle fand sich eine kleine Steintafel mit Reliefs; auch eine Inschrift von bedeutender Länge in meroitischer Kursivschrift wurde hier gefunden. Eine Anlage zur Opferung von großen Tieren und ein auf mehreren Stufen zu erreichender und mit der

Darstellung von Gefangenen geschmückter großer Steinblock stammen von der gleichen Stätte. — Reiche Reliefarbeiten, meistens Mißhandlungen und Torturen von Gefangenen oder Hinschlachten von Jünglingen und Knaben darstellend, kamen in den Sonnentempel zu Tage. Bei dem vollständig ausgegrabenen königlichen Palast, der aus einer viel späteren Zeit stammt als die der Gründung von Meroë, lagen in einer Grube unzählige Fragmente von Fayencen, Töpfereien und andere kleine Gegenstände. Die Fayencen waren Sistra oder Ankh- (Lebens-) Amulette sowie Ringe und trugen alle Inschriften. Der Inhalt der Gruben gehört zweifellos einer früheren Zeit an als das Gebäude selbst, und zwar in das 8. bis 6. Jahrhundert v. Chr., während das Gebäude in den Beginn der christlichen Zeit zu setzen ist. Im Zentrum des Gebäudes stieß man 4 Meter unter dem Boden auf eine Art Schatzkammer, die aber gänzlich leer war. Ganz in der Nähe, unter den Fundamenten einer Mauer, lag die eine obenerwähnte Vase mit Goldstaub und drei goldene Schmuckstücke in Form einer Pyramide, die nach Inschriften in das 8. bis 7. Jahrhundert v. Chr. zu datieren sind. Eine weiter gefundene Vase mit Goldstaub bietet keinen Anhalt zur Datierung. Zahlreiche Bronzegegenstände wurden in einem anderen anstoßenden palastartigen Gebäude gefunden, die zur Einlage in Holz benützt waren. — In der Nähe eines weiteren palastartigen Gebäudes mit einem von 4 Säulen getragenen Dache stieß man auf ein ganzes Lager von Alabastergegenständen aus der Zeit der 26. Dynastie, ferner auf Bronzebeschläge und -teile, die wohl für einen königlichen Thron bestimmt waren. Ein Zimmer in diesem Palaste war von speziellem Interesse, da seine Innenwände gänzlich mit Stuck bedeckt und in barbarischer Weise mit aufdringlichen Farben bemalt waren. Es fanden sich hier Szenen mit dem König und der Königin von Äthiopien, ihren Beamten, ihren Verbündeten sowie mit Gefangenen fremder Rasse. In einem weiteren Gebäude wurden die Überreste von 3 Statuen von merkwürdigem Charakter, instruktive Beispiele der meroitischen Skulptur gefunden. Sie sind von außerordentlichem Realismus und stellen einen Neger, eine Tänzerin vor, soweit man erkennen kann.

Die historischen Resultate der zweiten Ausgrabungscampagne zu Meroë haben die Erwartungen bei weitem übertroffen, wie Prof. Sayce an der gleichen Stelle berichtet. Ist auch wenig Licht auf die spätere Geschichte des äthiopischen Königreichs durch sie geworfen worden, so ist doch die frühere Geschichte des äthiopischen Reiches in ganz neuer Weise offenbart worden. Die Ausgrabungen haben ergeben, daß im 9. und 8. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung Äthiopien eine wichtige Stellung in der orientalischen Welt einnahm und die ägyptische Geschichte in großem Maßstab beeinflußte. So konnte die Dunkelheit, welche die ägyptische Geschichte zwischen dem Zeitalter des Osorkon II. und der assyrischen Eroberung verhüllte, in einem bedeutenden Maße aufgeklärt werden. Ägypten war damals eine von Äthiopien abhängige Provinz. Memphis und Theben waren die Sitze von Herrschern, welche ihr Amt nach Belieben des Königs von Meroë erhielten, und es waren die Könige von Äthiopien, mit denen die Könige von Juda verbündet waren. Die Negertruppen aus dem Sudan schlugen die assyrischen Einfalltruppen aus Palästina zurück und retteten Jerusalem in den Tagen des Hesekiah.

Die Geschichte des Sudans beginnt mit der neolithischen Zeit; auf diese eingeborene neolithische Bevölkerung wurde die meroïtische Zivilisation von außen herein gebracht. Die Eroberungen der XII. Dynastie brachten ägyptische Kultur in die Distrikte im Süden des 1. und 2. Katarakts. Meroë muß der Sitz einer bedeutenden Eisenindustrie gewesen sein. Sayce nennt es das Birmingham des alten Afrikas. Wie es scheint, haben diese Distrikte überhaupt keine Broncezeit gehabt (s. Sayce in den Proceedings of the Society of Biblical Archaeology 1911).

Die Stadt Meroë hat schon eine Geschichte in der neolithischen Zeit, aber sie wurde erst im 9. Jahrhundert v. Chr. der Sitz einer Zivilisation oder einer Regierung. Die Funde von Meroë nennen einen König Mal-Neqen als König von Ober- und Unterägypten, von dem man annehmen kann, daß er der erste der äthiopischen Könige war, die Ägypten sowohl wie Äthiopien beherrschten. Ob der bereits früher bekannte König Aspalut, der den Sonnentempel erbaute, der direkte oder erst ein späterer Nachfolger des Mal-Neqen war, ist noch nicht zu entscheiden. Man hat bisher immer angenommen, daß Aspalut am Ende des 7. Jahrhunderts v. Chr. lebte; aber er ist nunmehr viel früher zu datieren. Es war die Periode der inneren Verwirrung und einer Anarchie in Ägypten, die um 800 v. Chr. ungefähr begann, als Mal-Neqen und seine



Nachfolger die Kontrolle über das Tal des Nils erlangten. Natürlich schweigen die ägyptischen Annalen in diskreter Weise davon; aber die Ausgrabungen von Meroë haben ergeben, daß die späteren Könige der 22. ägyptischen Dynastie und die Pharaos der 23. und 24. Herrscher von des äthiopischen Königs Gnaden waren, und daß damals Memphis und Theben nur die Hauptstädte von Satrapen des Königs von Meroë gewesen sind. — Die Eroberung von Ägypten brachte die Äthiopier auch an die Grenzen des Reiches Juda. Äthiopien und Juda wurden Verbündete; und so marschierte Taharqa zur Vertheidigung von Juda gegen die Assyrer, und in der Schlacht von Eltekah retteten die sudanesischen Soldaten Jerusalem und den jüdischen Monarchen vor Sanherib. Jesaiah war wohl bekannt mit der Geographie des südlichen Sudans hinter den Strömen Abessiniens. Seine Beschreibung des »Kusch« ist so exakt, daß er davon nur durch einen Augenzeugen erfahren haben konnte. Ja die Bekanntschaft mit dem Königreich von Meroë mag schon in einer früheren Zeit als der des Mal-Neqen begonnen haben. Wenn Zerah der Äthiopier (2. Chronik 14) nicht mit dem ägyptischen Osorkon I. identifiziert wird, so mag das Delta bereits im Jahre 895 v. Chr. unter äthiopischer Kontrolle gestanden haben. — Der griechische Einfluß in Meroë beginnt mit dem durch Diodor bekannten Ergamenes, dem Priesterfeind. Später folgte römischer Einfluß. Nichts Christliches ist an der Stätte von Meroë zu finden, außer allenfalls die spätere »Kenisa« (eine Schuttstätte, wo eine christliche Kirche stand). Meroë ist überwunden und zerstört worden, ehe das Christentum eingeführt worden ist.

M.

*

Herstellung von Wasserstoff-Gas mit Hilfe von flüssiger Luft. Für Lenkballons, die wegen ihrer schweren Motoren den Auftrieb ihres Füllgases auf das Äußerste steigern müssen, ist Leuchtgas viel zu schwer. Denn es besteht nur etwa zur Hälfte aus Wasserstoff, dem leichtesten aller Gase, während sich die zweite Hälfte aus verschiedenen gasförmigen Bestandteilen zusammensetzt, die gar nicht viel leichter sind als gewöhnliche Luft. Für Lenkballons ist reiner Wasserstoff gerade gut genug.

Früher war seine Herstellung ziemlich teuer. Man gewann ihn teils durch Auflösen von Metallen in Schwefelsäure, teils auch durch direkte Zersetzung des Wassers mit Hilfe des elektrischen Stromes. Dann wurde er plötzlich fast wertlos. Er entstand nämlich als Abfall in großen Mengen bei der Herstellung von Chlor und Natronlauge aus Kochsalz auf elektrischem Wege, ein Verfahren, das in den letzten Jahrzehnten einen außerordentlichen Aufschwung nahm und die frühere rein chemische Herstellung dieser beiden wichtigen Stoffe vollständig verdrängte. In Deutschland wird es hauptsächlich von den Elektronwerken in Griesheim angewandt.

Die Bemühungen dieser Werke, für ihren Wasserstoff Absatzgebiete zu finden, führten zu zahlreichen neuen, wichtigen Anwendungen dieses Gases, von denen das Durchschneiden eiserner Blöcke, ja ganzer eiserner Brücken mit Hilfe der außerordentlich heißen Wasserstoff-Sauerstoffgebläseflamme wohl das interessanteste ist.

Die so entstehende vielseitige Verwendung des Wasserstoffes, ließ es auch, abgesehen von dem steigenden Bedürfnis der Luftschiffahrt, als dringend erwünscht erscheinen, ihn auch da billig herstellen zu können, wo infolge großer Entfernung von Griesheim die Transportkosten zu hoch wurden. Denn die Stahlbomben, in denen der Wasserstoff verschickt wird, sind im Vergleich zu der Gasmenge, die sie fassen, recht schwer.

Und wie fast stets, wenn ein dringendes Bedürfnis entsteht, fand auch hier die Technik alsbald Mittel und Wege, es zu befriedigen. Eins der interessantesten Verfahren wurde von den Herren Linde, Frank und Caro ausgearbeitet und wird von der Gesellschaft für Lindes Eismaschinen im Großen ausgebeutet.

Es besteht darin, daß zunächst durch Überleiten von Wasserdampf über glühenden Koks ein leuchtgasähnliches Produkt, das sogenannte Wassergas, erzeugt wird. Der glühende Koks entzieht dem Wasserdampf den Sauerstoff, mit dem er sich zu Kohlenoxyd verbindet, und der Wasserstoff des Wassers wird frei. Demnach besteht Wassergas aus etwa 50 Volumteilen Wasserstoff, 42 Teilen Kohlenoxyd und je 2 bis 5 Teilen Kohlensäure und Stickstoff.

Die Herstellung des Wassergases ist sehr billig. Die Schwierigkeit war bisher die Entfernung der großen Menge Kohlenoxydes.

Diese wird nun nach dem Linde-Frank-Caroschen Verfahren in ebenso einfacher wie geistreicher Weise ausgeführt.

Bekanntlich werden alle Gase bei genügender Abkühlung schließlich zu Flüssig-



keiten. Bei normalem Luftdruck ist für Wasserstoff dazu allerdings die außerordentliche Kälte von 253° Celsius unter Null erforderlich, während Kohlenoxyd, Stickstoff und Luft schon bei etwa 195° unter Null flüssig werden. Komprimiert man die Gase bei der Abkühlung, so genügt schon eine weniger große Kälte zur Verflüssigung.

Diese Verhältnisse macht sich das neue Verfahren zu Nutze. Das Wassergas wird, nachdem die geringen Mengen Kohlensäure, die es enthält, chemisch entfernt sind, unter Druck in Gefäße geleitet, die durch flüssige Luft auf —195° gekühlt werden. Alsbald sammeln sich Kohlenoxyd und Stickstoff als Flüssigkeiten auf dem Boden der Gefäße an, von wo sie abgezapft werden können, während der Wasserstoff gasförmig bleibt und die Behälter oben in nahezu reinem Zustande verläßt. Auf die einfachste Weise, lediglich durch Abkühlung und ohne irgend welche Chemikalien ist die Trennung der Gase erreicht. Der Wasserstoff enthält nur noch 3 Volumprozente Verunreinigungen, besitzt einen Auftrieb von 1175 Gramm pro Kubikmeter und genügt in den meisten Fällen schon für die Zwecke der Luftschiffahrt.

Durch Entfernung des größten Teiles der noch übrigen Verunreinigungen auf chemischem Wege läßt sich seine Reinheit unter geringen Mehrkosten auf über 99% und sein Auftrieb auf 1194 Gramm pro Kubikmeter steigern.

Beide Gassorten haben für die Luftschiffahrt noch den großen Vorteil, daß ihnen die letzten Spuren von den Stoffen entzogen sind, die die Ballonhülle angreifen und Explosionsgefahren hervorrufen.

Auch das flüssig abgezapfte Kohlenoxyd läßt sich weiter verwenden, da es noch einen beträchtlichen Heizwert besitzt. In der Regel wird es zum Betriebe von Gasmaschinen benutzt, die der ganzen Anlage die erforderliche Kraft zuführen.

Ein Kubikmeter des nach diesem Verfahren hergestellten gereinigten Wasserstoffes kostet 15 Pfennig, also nur wenig mehr als gewöhnliches Leuchtgas, so daß die von Zeit zu Zeit nötigen Nachfüllungen der Lenkballons gar nicht mehr so teuer sind. Eine vollständige Neufüllung eines Zeppelinballons von 12 000 cbm Inhalt kostet allerdings immer noch die respektable Summe von 1800 Mark.

G. S.



Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

6. Jahrgang, Nr. 10
Juli 1912

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf. — Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.

Erscheint jeden ersten Sonnabend im Monat. — Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstraße Nr. 36-41.

Hermann Grassmann,
ein Beitrag zur Psychologie des Mathematikers.

Von
Paul Stäckel.

Der Anteil an einzelnen Persönlichkeiten, die aus dem Rahmen des Gewöhnlichen heraustreten, iſt gegenwärtig lebhafter als jemals, und immer höher schwillt die Flut der Denkwürdigkeiten und Lebensbeschreibungen. Viele dieser Schriften fesseln den Leser durch den bunten Wechsel der Geschehnisse; aber auch die Lebensläufe von Männern der Kunſt und der Wissenschaft, deren Tätigkeit sich in der Stille abspielte, finden Beifall und Verſtändnis. Die tiefere Wirkung solcher Veröffentlichungen liegt darin, daß eine Psychologie des genialen Menschen angebahnt wird, zu der bereits bedeutsame Ansätze vorliegen. Wertvolle Anregungen für die Psychologie des Mathematikers ergeben sich aus der kürzlich erschienenen Biographie von Hermann Grassmann, die wir den ausdauernden Bemühungen Friedrich Engels verdanken.*)

Schon die Anfänge Grassmanns sind von besonderer Art. Bei hervorragenden Mathematikern pflegt die eigentümliche Begabung sehr früh in voller Stärke hervorzutreten. Um einige Beispiele auffallender Frühreife zu geben, so hat Pascal mit 12 Jahren selbſtändig eine elementare Geometrie entwickelt und mit 18 Jahren sein berühmtes Werk über Kegelschnitte verfaßt. Clairaut las mit 12 Jahren eine mathematische Abhandlung vor der Pariser Akademie, deren Mitglied er mit 18 Jahren wurde, nachdem er ein bedeutendes Buch über Kurven doppelter Krümmung veröffentlicht hatte. Lagrange iſt auf Grund seiner Abhandlungen zur höheren Analysis mit 19 Jahren Professor an der Artillerieschule zu Turin geworden, und Galois hat in demselben Alter seine bahnbrechenden Entdeckungen in der algebraischen Gruppentheorie gemacht. Diese Erscheinung iſt nicht etwa auf die romanische Rasse beschränkt; sie zeigt sich ebenso deutlich bei dem Engländer Newton, dem Niedersachsen Gauß, dem Norweger Abel, dem Russen Tschebyscheff. Daß in so früher Jugend mathematische Leiſtungen hohen Ranges möglich sind, erklärt sich wohl aus dem Umſtande, daß hier Erfahrung und Studium weniger in Betracht kommen als auf anderen Gebieten; die Tätigkeit des Mathematikers hat in dieser Beziehung eine

*) Leipzig, B. G. Teubner, 1911.

unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Schaffen des Künſtlers.

Sehr selten sind die Fälle, in denen sich das mathematische Talent erſt mit dem Ausgang der zwanziger Jahre oder noch später entfaltet. So hat Vandermonde mit 30 Jahren, veranlaßt durch seine Bekanntschaft mit Fontaine, angefangen, Mathematik zu treiben, und mit 36 Jahren seine erſte Abhandlung veröffentlicht, ein Meiſterwerk, das einen großen Fortschritt in der Lehre von den algebraischen Gleichungen herbeiführte. Sophus Lie hatte auf der Schule in allen Fächern gleichmäßig befriedigende Leiſtungen aufzuweisen. Auf der Universität befand er sich in peinlicher Ungewißheit, welchen Beruf er ergreifen sollte. Erſt als er zufällig, 26 Jahre alt, die Schriften von Poncelet und Plücker in die Hand bekam, erkannte er plötzlich, welche Richtung er seinem Leben geben sollte. Auch Grassmann gehört zu diesen Spätlingen. In Aufzeichnungen über seine Jugend berichtet er, daß er in den erſten Schuljahren durchaus keine Begabung gezeigt habe; er sei geiſtiger Anſtrengungen unfähig gewesen und im Auffassen mit dem Verſtande und mit dem Gedächtnis hinter seinen Mitschülern zurückgeblieben. Im vierzehnten Lebensjahre sei ihm »gleichsam ein Licht über sein Schlummerleben aufgegangen«, und er habe sich entschlossen, alle geiſtigen Kräfte anzuregen und zu wecken; wie weit bei dieser Umwandlung, die Grassmann vor allem dem Konfirmationsunterricht zuschreibt, physiologische oder pathologische Umſtände wirksam gewesen sind, wird sich kaum mehr ermitteln lassen. Jedenfalls hat Grassmann seinen Entschluß mit der eisernen Beharrlichkeit durchgeführt, die für seine ganze Lebensführung bezeichnend iſt; der Kampf muß für ihn um so schwerer gewesen sein, als er für kein Fach des Gymnasialunterrichts eine besondere Vorliebe hatte, auch nicht für Mathematik und Physik, obwohl er in diesen Fächern einen Lehrer von ungewöhnlicher Tüchtigkeit hatte, der noch dazu sein Vater war.

Daß Grassmann im Herbſt 1817 die Universität Berlin bezog, um Theologie zu ſtudieren, erklärt sich jedenfalls daraus, daß schon seine beiden Großväter Pfarrer gewesen waren und auch sein Vater ursprünglich dem geiſtlichen Beruf angehört hatte. Mathematische und physikalische Vorlesungen hat er niemals gehört und erſt am Ende seiner Studienzeit, als er sich auf die Prüfung für das höhere Lehramt vorbereitete, auf eigene Fauſt mathematische und physikalische Bücher vorgenommen, mit dem Erfolge, daß ihm Ende 1831 die Lehrbefähigung in der Mathematik bis zur Sekunda erteilt wurde. Die Beschäftigung mit der Mathematik scheint er auch nach der Prüfung fortgesetzt zu haben, denn in einem Briefe an Saint-Venant vom Jahre 1847 erklärt er ausdrücklich, die erſten grundlegenden Begriffe seiner Ausdehnungslehre und die Anfänge seines geometrischen Kalküls ſtammten aus dem Jahre 1832. Allein er hat diese Gedanken damals nicht weiter verfolgt und sie erſt 1839 bei Gelegenheit seiner Prüfungsarbeit über Ebbe und Flut wieder aufgenommen, die ihm 1840 die volle Lehrbefähigung in Mathematik verschaffte. Erſt jetzt, in seinem dreißigſten Jahre, hat er die ganze Fruchtbarkeit und Tragweite jener Gedanken erkannt und die Darſtellung, Erweiterung und Anwendung seiner neuen Analyse zur Aufgabe seines Lebens gemacht. So iſt in mehrjähriger angeſtrengter Arbeit die lineale Ausdehnungslehre entſtanden, die 1844 erschien, als Grassmann 35 Jahre alt war. Die mathe-

matiſchen Schriften, die er während der nächſten 18 Jahre, bis zur zweiten Ausdehnungslehre (1862), folgen ließ, haben ſeiner erſten Veröffentlichung kaum nachgeſtanden; wie es gekommen iſt, daß er ſich dann von der Mathematik abwendete, darüber wird noch zu berichten ſein.

Was der Fernſtehende ſchlechtweg mathematiſche Begabung nennt, das läßt bei genauerer Betrachtung eine Fülle gröberer und feinerer Unterſchiede erkennen. Man vergleiche etwa den genialen Geometer, vor deſſen geiſtigem Auge die verwickeltſten räumlichen Geſtalten in runder Klarheit ſtehen, mit dem neueren Axiomatiker, bei dem ausſchließlich die logiſche Seite der Mathematik in Wirkſamkeit tritt. An dieſer Stelle kann nur auf einen Einteilungsgrund hingewieſen werden, der für die Beurteilung Grassmanns von entſcheidender Wichtigkeit iſt, auf die Stellung der Mathematiker zur Formel. Auf dem einen Flügel finden wir die Ideologen. Sie betonen, daß der Zweck der mathematiſchen Forſchung keineswegs in der Gewinnung von Formeln beſtehe. Dieſe ſeien vielmehr lediglich ein Mittel zum Zweck, zum Ausdruck der mathematiſchen Gedanken, und das Ziel der Forſchung müſſe darin geſucht werden, die Formeln durch allgemeinere Begriffsbildungen zu erſetzen, aus denen man im einzelnen Bedarfsfalle alles Nötige ohne grundſätzliche Schwierigkeiten entnehmen könne. Den andern Flügel bilden die Algorithmiker, die den Formeln eine ſelbſtändige Bedeutung zuerkennen; es genügt ihnen zum Beiſpiel nicht, daß mathematiſche Abhängigkeiten durch gewiſſe Eigenſchaften eindeutig erklärt werden, ſondern ſie wollen deren formelhafte Darſtellung ſozuſagen mit den Händen greifen. Sie ſind erfüllt von der eigenartigen Schönheit und »Eleganz« dieſer Gebilde, denen ſie eine geheimnisvolle ſchöpferiſche Kraft zuſchreiben, und machen geltend, daß der Übergang von den allgemeinen Begriffsbildungen zur Anwendung auf den beſonderen Fall ſich in der Regel nicht ſo leicht abtun laſſe, ſondern eigene Unterſuchungen verlange, bei denen die Macht der Formel zu ihrem Rechte komme.

Grassmann gehört zu den Mathematikern von durchaus ideologiſcher Artung. Seine ausgeſprochene Abſicht war, ſo äußern ſich Engel und Study in ihrer Ausgabe der erſten Ausdehnungslehre, alle ſeine Begriffe womöglich ſogleich in der allgemeinſten Form darzuſtellen, deren ſie fähig ſind; er ſuchte überall das Gemeinſame zuſammenzufaſſen, die einfachen Gedanken hervorleuchten zu laſſen, das Nebenſächliche und Wechſelnde in den Hintergrund zu drängen. Endlich ſollte das ganze Gebäude von Analyſis und Geometrie unabhängig ſein; nur zur Erläuterung und Veranſchaulichung erlaubte er ſich die Geometrie heranzuziehen.

Dieſelbe Vorliebe für »begriffliche Beweisführungen« — der Ausdruck iſt von Grassmann erdacht worden — findet ſich auch bei Sophus Lie, deſſen Genie ſich auf dieſen Gipfeln der Abſtraktion am wohlſten fühlt und hier ſeine ganze Kraft entfaltet. Man wird nicht irren, wenn man vermutet, daß dieſer beiden Forſchern gemeinſame Zug mit ihrer ſpäten Reife zuſammenhängt; die Jugend reizt das einzelne Problem, das dem Sturmangriff des zu ſeiner Löſung Berufenen erliegt, die großen Syntheſen werden durch lange vorbereitende Arbeit erobert, wenn auch das Endergebnis häufig wie eine Erleuchtung ins Bewußtſein tritt.

Die ideologiſche Faſſung der linealen Ausdehnungslehre, in der Grassmann die gegenſeitigen Beziehungen abſtrakter



Gebilde in abſtrakten Gebieten mit Hilfe abſtrakter Verknüpfungsgesetze untersucht, hat es hauptsächlich verschuldet, daß dem tiefen und inhaltreichen Werke lange Zeit hindurch die gebührende Anerkennung vorenthalten wurde. Als aber auch seine späteren Arbeiten, die dem Verſtändnis der Zeitgenossen näher lagen, unbeachtet blieben und ihm die akademische Professur nicht zuteil wurde, die er in der Vorrede zur erſten Ausdehnungslehre als das Ziel seiner Wünsche und Beſtrebungen bezeichnet hatte, da hat Grassmann schweren Herzens auf die mathematische Forschung verzichtet und iſt im reifen Mannesalter, ein angehender Fünfziger, auf ein anderes Gebiet wissenschaftlicher Tätigkeit übergegangen, auf die indogermanische Sprachforschung. Wie Engel ausführt, war die vergleichende Sprachwissenschaft damals noch verhältnismäßig jung. Ihre Vertreter waren noch dabei, die Fülle des neu erschlossenen und immer wachsenden Sprachgutes durchzuarbeiten, und jeder Mitarbeiter war willkommen, der mit Ernſt und Scharfsinn versuchte, die verwirrende Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu ordnen und die vielen Dunkelheiten zu erhellen. Deshalb wurden Grassmanns sprachwissenschaftliche Arbeiten gelesen und — das konnte nicht ausbleiben — geschätzt.

Grassmanns Doppelbegabung iſt ungewöhnlich; es fehlt jedoch nicht an Seitenſtücken. Gauß, der erſt mit elf Jahren auf das Braunschweiger Gymnasium kam, lernte die alten Sprachen so rasch, daß er nach zwei Jahren in die Prima versetzt wurde. In Göttingen ſtudierte er zunächſt Philologie und Mathematik; erſt im März 1796, nachdem ihm der große Wurf in der Lehre von der Kreisteilung geglückt war, entschied er sich für die Urania. Später hat er jedoch neben seinen großen mathematischen, aſtronomischen, geodätischen, physikalischen Arbeiten Zeit gefunden, sich faſt alle neueren europäischen Sprachen anzueignen. In seinem 62. Lebensjahre glaubte er, wie Sartorius v. Waltershausen erzählt, auf ein Mittel Bedacht nehmen zu müssen, um seinen Geiſt frisch zu erhalten, und wählte dazu die Beschäftigung mit der russischen Sprache, die er ohne jede Hilfe in zwei Jahren so in die Gewalt bekam, daß er alle Bücher in Prosa und Poesie mit Geläufigkeit lesen und sogar seinen Briefwechsel mit St. Petersburg mitunter in russischer Sprache besorgen konnte. Andere Beispiele sind Jacobi, der Schüler Böckhs, und Schläfli, ein vortrefflicher Kenner der semitischen Sprachen. An der Spitze ſteht ohne Zweifel Grassmann. Sein Wörterbuch zum Rigveda und die anschließende Übersetzung (1873—1877) waren für seine Zeit eine hervorragende Leiſtung, und mit seinem Aspiratengesetz (veröffentlicht 1863) hat er sich für alle Zeiten ein Denkmal in der Geschichte der Sprachwissenschaft gesetzt.

Beſteht ein innerer Zusammenhang zwischen den beiden scheinbar so verschiedenen Begabungen für Sprachen und Mathematik? Man könnte dagegen einwenden, daß es nicht wenige ausgezeichnete Vertreter einer der beiden Richtungen gibt, denen der Sinn für die andere völlig abgeht. Zur Erklärung scheint jedoch in den allermeiſten Fällen das Gesetz auszureichen, wonach Organe, die nicht geübt werden, verkümmern. Für eine gewisse Verwandtschaft spricht jedenfalls der Umſtand, daß bei dem mathematischen Schaffen der Phantasie und dem Unbewußten eine viel größere Bedeutung zukommt, als man früher anzunehmen geneigt war. Eine lesenswerte Studie von Toulouse über den



Mathematiker Henri Poincaré, über die kürzlich Seillière in dieser Zeitschrift berichtet hat, zeigt aufs deutlichste, daß rein logisches Denken zwar zum Beweise, aber nicht zur Entdeckung mathematischer Wahrheiten zu führen pflegt. Kronecker hat diese Überzeugung, die er mit Sylvester teilte, in dem Distichon ausgesprochen:

Nonne mathematici veri natique poetae?
Sunt; sed quod fingunt hosce probare decet.

Die Mathematik steht der Kunst nahe, und von den Künsten steht ihr die Musik am nächsten. Das kommt schon zum Ausdruck in der Vorliebe, mit der die Mathematiker Vergleichungen aus der Musik benutzen. Es möge genügen, aus Boltzmanns Gedächtnisrede auf Kirchhoff eine bezeichnende Stelle herzusetzen. »Wie der Musiker bei den ersten Takten Mozart, Beethoven, Schubert erkennt, so würde der Mathematiker nach wenigen Seiten einen Cauchy, Gauß, Jacobi, Helmholtz unterscheiden. Höchste äußere Eleganz, mitunter ein etwas schwaches Knochengerüst der Schlüsse charakterisiert die Franzosen, die größte dramatische Wucht die Engländer, vor allem Maxwell. Wer kennt nicht seine dynamische Gastheorie? Zuerst entwickeln sich majestätisch die Variationen der Geschwindigkeiten, dann setzen von der einen Seite die Zustandsgleichungen, von der anderen die Gleichungen der Zentralbewegung ein. Immer höher wogt das Chaos der Formeln. Plötzlich ertönen vier Worte: put $n = 5$. Der böse Dämon V verschwindet, wie in der Musik eine wilde, bisher alles unterwühlende Figur der Bässe plötzlich verstummt; mit einem Zauberschlage ordnet sich, was früher unbezwingbar erschien.«

Häufig sind die Mathematiker auch ausübende und theoretische Musiker. Nachdem Chamberlain in seinen Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts dargelegt hat, warum er Euklids Elemente der Geometrie für ein Kunstwerk ersten Ranges hält, fährt er fort: »Jedenfalls darf ich es als keinen Zufall erachten, wenn der unvergleichliche Geometer zugleich ein begeisterter Tonkünstler war, dessen Elemente der Musik, wenn wir sie in der ursprünglichen Gestalt besäßen, vielleicht ein würdiges Gegenstück zu seinen Elementen der Geometrie bilden würden.« Von neueren Mathematikern seien nur Euler und Vandermonde angeführt, die beide Schriften über Harmonielehre verfaßt haben. Grassmann schließt sich ihnen an. Sehr selten verging, wie Engel berichtet, ein Abend, ohne daß in seinem Hause musiziert wurde. Grassmann selbst besaß einen schönen Tenor, und auch seine Kinder waren durchweg stimmbegabt; gar oft erklangen die Quartette von Reichardt, Oelschläger, Löwe, Mendelssohn und anderen. Auch hatte er 1861 bis 1872 pommersche Volkslieder mit den Melodien gesammelt und für den Gebrauch der Familie dreistimmig gesetzt. Außerdem spielte er Klavier, besonders die Kompositionen von Bach und Beethoven; zu seiner Erholung erging er sich auch in reinen Phantasien auf dem Klavier. Ein Beweis für die ungewöhnliche Feinheit seines Gehörs sind seine Untersuchungen über die Bildung der Vokale aus Grundtönen und deren Obertönen.

»Er ist ein Mathematiker, und also hartnäckig«, sagt Goethe in den Wanderjahren, um den Freund Makariens zu beschreiben. Er dachte dabei wohl an den Jenenser Pedanten, der ihm die Mathematik verleidet hatte. Auf Grassmann wird man das Wort anwenden können, das Goethe in seinem Epilog zur Glocke von Schiller sagt:

»Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.«



Antikes Leben aus griechischen Papyri.

Von
W. Schubart.

Im Laufe der letzten Jahrzehnte sind durch die syſtematische Arbeit europäischer Forscher viele Tausende von Briefen, Urkunden und Büchern auf Papyrus dem ägyptischen Boden, der sie bewahrt und wohl erhalten hatte, abgewonnen worden; unter günſtigen Bedingungen haben die Papyrusblätter, die im Altertum aus dem in Streifen geschnittenen Stengel der Papyruspflanze fabrikmäßig hergeſtellt wurden, den Jahrhunderten und Jahrtausenden Stand gehalten. Wenn auch die Aufzeichnungen auf Papyrusblättern vom dritten Jahrtausend v. Chr. bis gegen das Ende des erſten Jahrtausends n. Chr. sich erſtrecken, so gehören doch bei weitem die meiſten derjenigen Periode an, die etwa von Alexander dem Großen bis auf Mohammed reicht und rund ein Jahrtausend umfaßt, ein Jahrtausend, das von ganz besonderer Bedeutung iſt, weil in ihm die heimische Kultur Ägyptens mit der griechischen Weltkultur sich aufs innigſte verbunden hat. Aber nicht nur von dieser Kulturverschmelzung gewinnen wir aus den Papyrusdokumenten ein reiches Bild, sondern vor allem vom Kulturleben der antiken Welt überhaupt, denn weit über Ägypten hinaus dehnt sich die neue Erkenntnis, die wir schöpfen, auf die gesamte griechisch-römische Welt aus. Tausende von unmittelbaren, durch keine Tendenz beeinflußten Zeugnissen aus dem täglichen Leben des Bürgers, des Bauern, des Arbeiters lassen uns in wirtschaftliche und soziale Verhältnisse, in Gedankenkreise und Stimmungen hinein[...]n, von denen die früher bekannten [...]nseres Wissens, die griechischen und römischen Schriftſteller, nur allzu wenig mitgeteilt haben, weil ihnen selbſt diese Zuſtände selbſtverſtändlich waren. Und zugleich tritt uns in diesen griechisch geschriebenen Briefen und Dokumenten die gesprochene Sprache lebendig entgegen und offenbart uns ihren Unterschied von der gepflegten Literatursprache der Klassiker, ihre beſtändige Wandlung, ihre Abſtufung nach der Bildung des Schreibenden gegenüber dem feſten Stile der Kunſtsprache.

Kaum gibt es ein zweites Beispiel, das so geeignet wäre, nach verschiedenen Richtungen hin Licht zu verbreiten, das so lebensfrisch uns mitten in die Welt des Altertums versetzte, wie der schon viel behandelte Brief des Apion an seinen Vater, den ein Papyrusblatt der Berliner Museumssammlung enthält.

Der junge Apion entſtammt einer griechischen Familie, die in dem mittelägyptischen Dorfe Philadelphia ansässig iſt. Zu seiner Zeit, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr., war Ägypten eine Provinz des römischen Reiches, das auch die höheren Schichten der nichtrömischen Provinzialen zum Kriegsdienſte heranzog, bei den Hilfstruppen wie bei der Flotte. So wird auch Apion eingezogen und als Flottensoldat zu der wichtigſten Station der Kriegsmarine, Misenum am Golfe von Neapel, kommandiert. Sogleich nach seiner Ankunft schreibt er an seinen Vater den folgenden Brief, der im Original auf uns gekommen iſt.

»Apion seinem Vater und Herrn Epimachos herzlichen Gruß. Vor allem wünsche ich dir Gesundheit und alles Glück bei vollem Wohlbefinden, samt



meiner Schwester, ihrer Tochter und meinem Bruder. Ich danke dem Sarapis, dem Herrn, daß er mich sogleich errettet hat, als ich auf dem Meere in Gefahr geriet. Als ich in Misenum ankam, empfing ich vom Kaiser ein Handgeld von drei Goldstücken, und es geht mir gut. Ich bitte dich, mein Herr Vater, schreib mir ein Briefchen, erstens über dein Wohlbefinden, zweitens über das meiner Geschwister, drittens, damit ich deine Hand küssen möge, denn du hast mich gut erzogen, und daraufhin hoffe ich schnell vorwärts zu kommen, wenn die Götter wollen. Grüße vielmals den Kapiton, meine Geschwister, die Serenilla und meine Freunde. Ich hab' dir mein Bildchen durch Euktemon geschickt. Übrigens heiße ich Antonius Maximus. Ich wünsche dir Gesundheit. Schiff Athenonike.«

Als römischer Soldat empfängt der junge Grieche aus Ägypten ein Handgeld von drei Goldstücken, wird dem Kriegsschiffe Athenonike zugewiesen und bekommt nach römischer Heeresordnung einen lateinischen Namen: Apion verwandelt sich in Antonius Maximus. Sein Brief an den Vater wird, wie die Adresse erkennen läßt, durch die Militärpost in das ägyptische Heimatdorf befördert. In diesen Zügen tritt uns der gewaltige Staat, der damals alle um das Mittelmeer gelagerten Länder beherrschte, greifbar deutlich entgegen, das römische Kaiserreich, das gerade zu dieser Zeit auf der Höhe seiner Macht stand und seine stärkste Stütze in der alle Provinzen umfassenden Heeresorganisation besaß. Die Herrscherkunst des römischen Staates und die eisernen Arme des römischen Heeres griffen von dem kaiserlichen Rom aus nach allen Richtungen über das Meer und hielten die Provinzen in einer ebenso dauerhaften wie lebhaften Verbindung mit dem Reichsmittelpunkte. Aber fast noch reger als die amtlichen und militärischen Beziehungen war der geschäftliche und wirtschaftliche Verkehr, dem das Meer zur Vermittlung diente, besonders zwischen Rom und Ägypten: hing doch damals Roms Leben zum großen Teile vom ägyptischen Getreide ab, das mehrmals im Jahre von großen Getreideflotten übers Meer nach Italien befördert wurde. Wir besitzen noch auf einem Papyrusblatte den Brief, den ein ägyptischer Getreidelieferant von Rom aus nach Hause geschrieben hat. Diese Bedeutung für Rom konnte Ägypten nur durch seine außerordentlich intensive Bodenkultur gewinnen und behaupten. Aus Hunderten von Papyrusdokumenten, öffentlichen Verordnungen und privaten Verträgen, haben wir gerade die Landwirtschaft Ägyptens so genau kennen gelernt, daß wir von ihrem Betriebe uns eine umfassende und zutreffende Vorstellung bilden können.

Kaum geringer als die Getreideausfuhr war der sonstige Handelsverkehr, der ständig über Alexandreia, Ägyptens Hauptstadt und zugleich die größte Handelsstadt der damaligen Welt, nach Rom und allen Mittelmeerländern flutete. Die Waren Arabiens und Indiens gelangten auf den Schiffen alexandrinischer Kaufherren in die Hände der Römer, der Gallier und Spanier; aber auch Ägypten selbst lieferte Waren, die seine blühende Industrie hervorbrachte. Sie war, wie wir mehrfach aus Papyrusdokumenten lernen können, zum Teile schon zum Großbetriebe gelangt, der nicht mit Sklavenherden, sondern mit freien Arbeitern geführt wurde. Welch' entwickelte Verhältnisse schon damals bestanden, beweist mehr als alle anderen Zeugnisse eine Papyrusurkunde, die uns verrät, daß in der Nähe Alexandreias



die Unternehmer sich bereits zu einem Schutzverbande zusammentaten, um den immer ſteigenden Lohnforderungen der Arbeiter zu begegnen. Angesichts solcher Tatsachen iſt es auch nicht wunderbar, wenn wir den Geldverkehr voll entfaltet und das Bankwesen auf einer Höhe finden, die weder im Florenz noch im Flandern des 15. Jahrhunderts, sondern erſt in unseren Tagen wieder erreicht worden iſt. Jeder, der über einige Mittel verfügte, hatte sein Konto bei der Bank und bezahlte Rechnungen, Wohnungsmiete und Steuern durch Überweisung.

Diese hohe Blüte des wirtschaftlichen und geschäftlichen Lebens mußte freilich dem Staate in Geſtalt von öffentlichen Laſten und Steuern harte Dienſte leiſten; gerade auf diesem Gebiete sind wir durch zahllose große und kleine Urkunden aller Art, Steuergesetze und Steuerliſten, Steuererklärungen und Steuerquittungen so genau unterrichtet, daß wir uns ein Urteil bilden können. Da tritt denn greifbar die Tatsache uns entgegen, daß es kaum irgend eine Art des Besitzes, kaum irgend eine Art menschlicher Beschäftigung gab, die nicht von irgend einer Steuer erfaßt wurde. Man fragt sich, wie bei einer solchen Heranziehung Handel und Wandel gedeihen konnten, und kann zur Erklärung wohl darauf hinweisen, daß immerhin gewisse privilegierte Klassen unter günſtigeren Bedingungen arbeiteten, daß die durch Roms ſtarke Hand gesicherten Friedenszeiten fördernd wirkten, und daß es wohl im einzelnen manchen Weg gegeben haben mag, sich dem Steuerdrucke zu entziehen, zumal in einem orientalischen Lande und Volke.

Der Staat vermochte die Bevölkerung nur dadurch so anzuspannen, daß er die genaueſte Kontrolle über die persönlichen Verhältnisse des einzelnen durch Einwohnerliſten, durch die Forderung der Steuererklärungen sowie der Anzeige von Geburt und Tod ausübte. Überdies hielt er sich über Besitz und Rechtsverhältnis der Provinzialen ſtändig auf dem Laufenden, indem er für alle Urkunden, die Rechtskraft erlangen sollten, den Weg über das Staatsnotariat vorschrieb, so daß seine Hand in jeden Kauf und jede Pacht, jede Eheschließung und jedes Teſtament hineinreichte. Viele Hunderte von Privaturkunden zeugen davon aufs allerdeutlichſte.

Der Brief des jungen Apion zeigt nicht nur eine geläufige und gefällige Handschrift, sondern läßt auch im griechischen Ausdruck eine gute Schulbildung erkennen. In den Schulen, die von den griechischen Knaben Ägyptens besucht wurden, begann man die Übungen auf der geweißten Holztafel, die etwa unserer Schiefertafel entspricht, und auf den sogenannten Wachstafeln, Holzbrettchen, deren eine Fläche etwas vertieft und mit Wachs ausgeſtrichen wurde; mit dem Metallgriffel ritzte man die Buchſtaben in die weiche Masse, die bei leichter Erwärmung wieder geglättet und zu neuem Gebrauche vorbereitet werden konnte. Zwei oder mehrere solcher Wachstafeln fügte man zu einer Art von Schulheft zusammen; mit den Wachstafeln in der einen Hand, mit dem Griffel in der andern ging der Knabe zur Schule. Für das Schreiben auf Papyrus, der wegen seines höheren Preises dem Schüler erſt später vorgelegt wurde, bediente man sich in älteſter Zeit der wie ein Pinsel aufgefaserten Binse, später der zugespitzten Rohrfeder, des Kalamus, der noch heute im Orient gang und gäbe iſt. Die schwarze, sehr dauerhafte Rußtinte und neben ihr die viel gebrauchte rote Tinte bewahrte man im zierlichen zweiteiligen Tintenfaß aus Bronze.

Im Mittelpunkte des Unterrichtes ſtanden die homerischen Gedichte, die der griechische Knabe nicht nur las, sondern zum großen Teile auswendig lernte; das Muſter des Prosaſtiles waren die attischen Redner, vor allem Demoſthenes, und auf dem Felde der dramatischen Poesie bevorzugte die Schule wie die Zeitbildung überhaupt die Werke des Euripides. So erklärt es sich, daß unter den zahlreichen Funden von Papyrusblättern literarischen Inhalts die Schriftſteller der Schule Homer, Demoſthenes und Euripides, ſtark überwiegen. Aber der Bücherfreund, der Literaturkenner und der Gelehrte besaßen in ihren Bibliotheken noch viele andere Werke der griechischen Literatur, und das Glück hat es gefügt, daß uns auf diese Weise eine ganze Reihe von Schriften griechischer Dichter und Denker wieder zugänglich geworden iſt, die bis auf die Papyrusfunde der letzten Jahrzehnte kaum dem Namen nach bekannt waren. So lesen wir jetzt in einer Papyrusrolle ein ganzes Buch des Lyrikers Bakchylides, haben neue Lieder der Sappho kennen gelernt und von den Dichtungen der Böoterin Korinna aus einer jetzt in Berlin aufbewahrten Papyrushandschrift zum erſten Male einen Eindruck gewonnen; in eine eigentümliche Gattung der Poesie hat uns das dithyrambische Gedicht des Dichterkomponiſten Timotheos von Milet eingeführt, das zugleich die älteſte griechische Papyrushandschrift darſtellt, auch dies einer der Schätze des Berliner Museums. Vielleicht die wertvollſte Bereicherung erfuhr die Wissenschaft von griechischer Dichtung, ja die Weltliteratur selbſt, als vor wenigen Jahren mehrere Luſtspiele des Menander zu Tage kamen, von dem wir zuvor trotz seines gefeierten Namens nur eine unklare Vorſtellung hatten. Leicht ließe sich diese Reihe verzehnfachen; man darf heute schon mit Beſtimmtheit aussprechen, daß die Papyrusfunde uns nicht allein viele Werke der griechischen Literatur neu geschenkt, sondern auch unsere gesamte Anschauung von dieser Literatur auf neue Grundlagen geſtellt haben.

Was den heutigen Leser an dem Briefe des jungen Apion am meiſten fesselt, iſt die Denkweise und das Gefühlsleben, die uns in seinen Zeilen so klar entgegentreten. Sein lebendiges religiöses Gefühl treibt ihn, dem großen Sarapis, dem Schutzherrn der ägyptischen Hauptſtadt Alexandreia, für die Rettung aus Seenot zu danken, durchaus in Übereinſtimmung mit zahlreichen andern Briefen, die so oft die religiöse Stimmung des Zeitalters durchblicken lassen. Dies Zeitalter aber iſt das Jugendalter des Chriſtentums, das gerade damals sich kräftig auszubreiten beginnt, und damit werden diese schlichten Papyrusbriefe Stimmen von tiefer Bedeutung, die uns verſtändlich machen, wie sehr die Menschen jener Zeit religiösen Gedanken zugänglich waren. Aus etwas späterer Zeit besitzen wir auch unmittelbare Zeugnisse auf Papyrusblättern für das Wachstum des Chriſtentums, Briefe aus chriſtlichen Kreisen und Dokumente aus der Verfolgung, die etwa hundert Jahre nach unserm Apion über die Chriſten in Ägypten hereinbrach. Ja sogar Werke der chriſtlichen Literatur sind uns neu geschenkt worden, vornehmlich die Reſte einer Sammlung von Aussprüchen Jesu.

Aus Apions Briefe wie aus vielen anderen spricht ein inniges Familiengefühl und eine herzliche Anhänglichkeit. Lebhafte Dankbarkeit empfindet der junge Apion gegen seinen Vater, der ihm durch eine gute Erziehung den Weg zu raschem Fortkommen gebahnt

hat; da er in der Ferne des Vaters Hand nicht küssen kann, möchte er wenigstens seine Handschrift sehen und küssen. Um ihn zu erfreuen, hat er sich sogleich als Soldat malen lassen und schickt ihm durch einen zuverlässigen Freund sein Bildchen. Auch den Geschwistern und Freunden bewahrt er ein treues Gedenken, das die Zeit überdauert: wir besitzen noch einen späteren Brief des Antonius Maximus, wie er sich nun nennt, der ihn uns in treuer Verbindung mit Familie und Heimat zeigt. Daß die Mutter mit keinem Worte erwähnt wird, darf man nicht etwa auf eine geringe Stellung der Frau zurückführen, denn die griechisch-ägyptische Frau befand sich keineswegs in unterdrückter Lage und genoß eine ganz andere Achtung als heute die Orientalin; aus vielen Briefen spricht das herzlichste Verhältnis zwischen Mutter und Sohn. Vielmehr ist es gewiß, daß Apions Mutter damals schon tot war.

Viel Neues und Wertvolles haben wir aus den bisherigen Papyrusfunden gelernt; aber noch viele Möglichkeiten neuer Entdeckungen stehen uns offen, noch viele Papyrus bergende Stätten harren der Erforschung. Man findet die Papyrusblätter zum größeren Teile in und bei den Ruinen antiker Ortschaften, namentlich solcher, die nicht im eigentlichen Niltale, sondern etwas höher hinauf am Wüstenrande liegen, so daß die Überschwemmung sie nicht erreicht. Einst bewohnbar infolge einer vorzüglichen Kanalisation sind diese Ortschaften vielfach schon im vierten bis sechsten Jahrhundert n. Chr. verlassen worden, weil der Verfall der Kanäle ihnen die Lebensader unterband. Beim Aufbruche ließen die Bewohner nur wertlose Habe zurück, vor allem alte Bücher, Urkunden und Briefe; der Wüstensand deckte bald alles zu und bewahrte es bis auf unsre Tage. Diese Plätze, ihre Häuserruinen sowohl wie die antiken Schutthügel neben den Ansiedlungen, versprechen dem Forscher Erfolg, wenn er sie vom darüber gelagerten Sande befreit, der nicht selten so hoch geschichtet ist, daß man die Stätte einer antiken Ortschaft kaum zu erkennen vermag. Außer den Wohnorten selbst kommen die Begräbnisplätze in Betracht. Da die Alten ihren Toten gern einen Gegenstand ins Grab legten, der dem Verstorbenen wert war, finden wir bisweilen auch in wohlerhaltenen Gräbern ein Papyrusbuch neben der Leiche. Häufiger aber gewinnen wir Papyrusblätter aus den Särgen selbst, die in einer bestimmten Periode gern aus einer dicken Pappe gefertigt wurden; alte Bücher, Akten und Briefe, kurz, Makulatur jeder Art bildeten das Rohmaterial für den Sargfabrikanten. Schon viele wertvolle Texte haben wir durch Auflösung dieser Pappsärge gefunden.

Da nun die heutigen Fellachen Ägyptens gut genug wissen, daß Papyrusblätter einen Wert haben, graben sie selbst eifrig danach und bringen sie in den Handel. Infolgedessen müssen die europäischen Forscher sich in beständiger Fühlung mit den arabischen Händlern halten und sie von Zeit zu Zeit aufsuchen, um ihnen ihre Schätze abzukaufen. Zugleich aber suchen wir selbst zu den Quellen zu dringen und an geeigneten Plätzen Ausgrabungen zu veranstalten. Diese Gelegenheiten müssen um so mehr wahrgenommen werden, als mehr und mehr jene Ruinenstätten am Rande der Wüste durch die gegenwärtige englische Verwaltung Ägyptens wieder der Kultur zurückgewonnen werden, damit aber der wissenschaftlichen Ausbeutung verloren gehen. In



dem Wettbewerbe der europäischen Nationen auf diesem Gebiete iſt auch Deutschland nicht zurückgeblieben; insbesondere hat die Papyrussammlung der Berliner Kgl. Museen sich allmählich nach Zahl und Wert der Stücke zum zweiten Platze, hinter den englischen Sammlungen, hinaufarbeiten können.

Der Tod des Hirsches.

Von

Gabriele D'Annunzio.

Im Versmaß des Originals übertragen von Oscar Hecker.

Der Abend sank. Mein Herz beschlich Verdruß.
Schon allzu lange, ſtill ins Ried gekauert,
Hatt' ich dem Hirsch am Serchio aufgelauert.
Da plötzlich schwamm ein Mensch im tiefſten Fluß!

Ein Mensch, doch wie bei Tieresdunſt erſtarrte
Im Schauder mir die Haut vor kaltem Graus.
Sein Haar war rötlich, wie der Bart, und kraus;
Von Zotten dicht die Achselgrube ſtarrte.

Und seltsam glattes, tierisch grobes Haar,
Ungleich dem Lockenwuchs an Haupt und Wangen,
Schien bei den Lenden üppig anzufangen.
Wie eines Ungetüms war offenbar

Sein Unterkörper, den die Flut verdeckte,
Die ſtrudelnd Schenkel, Bein und Fuß umquoll
Und vor dem Schwimmer steil zur Woge schwoll,
Obgleich er Arm' und Bruſt dem Schaum entreckte.

Ein Mensch! Sein Lachen hell die Luft durchklang,
Da aufgescheucht die Enten flatternd flohen;
Doch jäh der Flut am Uferhang, dem hohen,
Auf Tiereshufen der Kentaur entsprang!

In Ängſten schlotternd duckt' ich mich zu Boden,
Als ich der Wolke Zwitterſprößling sah;
Mensch bis zum Nabel, ſtand er trutzig da,
Ein Riesenhengſt mit geil geschwellten Hoden!

Rotbraun wie Mohrenkorn erschien sein Fell
Mit Stichelhaar an Kreuz und Schweif den Blicken.
Im Schwunge bog sich Roß- und Menschenrücken;
Die weißen Vorderfesseln blinkten hell.

Nun senkt' er tief das runde Haupt, umflossen
So dicht und schwer von ringelndem Gelock,
Wie Traub' an Traub' umschwillt den Rebenſtock,
Und knuspernd zog er Reiser, kaum ersprossen,

Und junge Ranken durch den breiten Mund,
Gewohnt der Knochen blutge Speis zu mahlen,
Und gierig Feuerwein aus mächt'gen Schalen
Zu schlürfen in der Zecher wüſtem Rund.

Doch als er lüſtern nach dem Trieb der Pappel
Den Menschenarm im Spiel der Muskeln hob,
Da ſtutzt' er jählings, stürmte fort und ſtob
Quer durch den Hain mit dumpfem Hufgetrappel.

Im grünen Schlupfe, der mich barg zur Birsch,
Schlug wild mein Herz, und Nerv für Nerv erbebte;
Doch durch die Seele heiß berauschend webte
Urkraft der Väter ... Und nun schrie der Hirsch!

Er brüllt' in Schmerz und Wut und brüllte wieder,
Als grübe ihm der Leu den grimmen Zahn
Tief in den Hals. Da löſte sich der Bann,
Mit dem das Grausen lähmte meine Glieder.

Auf sprang ich aus dem Rohr, und wie im Traum,
Dem Windspiel gleich, auf flücht'gen Sammetsohlen,
Huscht' ich davon mit ſtummer Haſt, verſtohlen,
Im Flug der Stimme nach durch Busch und Baum ...

O Derbe,*) könnt' ich doch in ew'gen Bildern,
Wie sie Korinth erschuf so hehr und ſtolz
Aus ſtarrem Erz, das Feuerlohe schmolz,
All was mein trunknes Auge trank, dir schildern!

Ich sah den Wolkensproß in Kampfesglut
Rücklings den Hirsch bei seinen Hörnern packen,
Dem Menschen gleich, der unverhofft im Nacken
Den Feind am Schopfe packt, voll grauser Wut

Ihn niederzerrt und dann, mit trutz'gen Füßen
Sein Kreuz zertrümmernd, in den Staub ihn zwingt.
Wie voller Gier der geile Hengſt bespringt
Die Stute, sein Gelüſt an ihr zu büßen,

So hielt im Hader mit dem Hörner-schmuck
Das Hufenungetüm des Hirsches Flanken
Hochaufgebäumt umklammert ohne Wanken
Mit seines Riesenleibs gewaltgem Druck.

Wild krümmte sich der Hirsch in wütgem Bocken,
Den braunen Hals von Zorngebrüll geschwellt,
Die Lichter ſtier, verzerrt und angſt-entſtellt,
Das Maul im Kampf umsprüht von Geiferflocken.

Dem Büffel glich sein Leib an Wuchs und Wucht.
Je zwanzig Zacken spreizt' empor das rechte
Und linke Horn. Er war vom Ur-geschlechte,
Das einſt der Flöte Zauber hielt in Zucht.

*) Freund des Dichters.



Bevor das Menschenroß im Dämmerreiche
Des Hains erschien, den er als Herr bewohnt,
Sah aufgespießt so manch Septembermond
Die Nebenbuhler all am Stamm der Eiche!

Mit Sturmesrütteln rang der Hirsch sich los;
Ließ einen Zacken in der Fauſt dem Zwitter.
Dumpf brauste sein Gebrüll wie Ungewitter.
Er floh ein Stück, dann kehrt' er sich zum Stoß,

Die Stirn ihm weisend. Wut und Rache schnoben
Gebläht die Nüſtern mit des Atems Dampf.
Fort warf der Feind den Splitter, feſt zum Kampf
Geſtemmt den Huf, das Menschenhaupt erhoben.

Der Bruſt entlang ein Rinnsel blutig lief.
Vom Schweiße troff sein Fell aus allen Haaren.
Die Kruppe glomm im Licht, dem goldig klaren,
Wie Kupfer leuchtend auf, bald hell, bald tief,

Wenn jetzt der Abend durch Gezweig von Sträuchen
Nur zaudernd glitt und jetzt mit schrägem Strahl
Von Baum zu Baum ins Kampfgefild sich ſtahl.
Des Waldes Dickicht schlief. Das grimme Keuchen

Der Ungetüme fauchte durch die Luft.
Im Feuerglanz die Piniennadeln glühten.
Dem widren Dunſt von Mann und Tier im Wüten
Vermählt' ein Hauch des Harzes Würzeduft.

Die Sehnen all geſtrafft zum blutgen Tanze,
Im Boden wurzelnd, senkte wie ein Stier
Der Hirsch die Wehr. Es schlug das Menschentier,
Die Winde peitschend, dreimal mit dem Schwanze.

Da schnellt' im Blitz mit wildem Schauerschrei
Mordgierig vor die fahle Zackenkrone . . .
In Graus und Mitleid mit Ixions Sohne
Sprang mir das Herz, o Derbe, faſt entzwei!

Vom Roß, dem hochgeſtiegnen, war gedrungen
Wie Schmerzgeſtöhn' des Menschen an mein Ohr.
Doch, unbesiegbar, hatte wie zuvor
Des Zwitters Eisenfauſt den Hirsch bezwungen.

Vorn an der Wurzel, nicht am Hörnerſproß
Hatt' er gepackt und ſteil zurückgebogen
Des Gegners Kopf, und keuchend, schaumumflogen,
Aufbäumend kämpften Hirsch und Menschenroß

Im Spiel der Lichter unter ſtummem Himmel,
Von Strahlengarben purpurn, loh durchzückt.
Ob Tieresleibern, wirr zum Knäul verſtrickt,
Ob Fell⸗ und Schweif⸗ und Horn⸗ und Hufgewimmel,



Und ob der Hoden geil geschwelltem Paar
Sah ich voll Graun das Menschenhaupt sich heben
Und auf dem Bruderscheitel wirbelnd beben
Im Kampfes-Sturm der Locken wüste Schaar.

Aufs neu' erbangte schaudernd mein Gewissen;
Den Bogen spannt' ich schon im Hinterhalt . . .
Da hat dem Hirsch der Fäuste Urgewalt
Die Zackenwehr entwurzelt ausgerissen!

Der Knochen knirschte, ächzte, barst, zerspellt
Bis auf den Kiefer. Sprudelnd rot entquollen
Dem Schädelklaff, dem ries'gen, grausenvollen,
Gen Himmel dampfend, Hirn und Blut gesellt.

Jäh stürzte schwer mit dumpfem Donnerkrachen
Der aufgebäumte Leib in Todesnacht.
Stumm lag er, regungslos, und tränkte sacht
Den durstgen Nadelgrund aus heißem Rachen.

Da lachte der Kentaur wie bei dem Schwarm,
Den er am Serchio flüchtig sah enteilen;
Im Tann ein Hüne, reckt' er hoch den steilen,
Gehörnten Siegespreis mit trutzgem Arm.

Zum Abschied schnob er witternd durch die Nüster
Und brach sich Pinienreiser, zapfenschwer.
Von zwei'n umwunden, ward des Hirsches Wehr
Zum Thyrsos-Doppelstab, gezackt und düster.

Das dritte flocht er wie ein heilig Band
Sich um die Schläfe, wo es kühlend preßte
Der Adern dunkle, kampfgeschwollne Äste,
Von schwarzem Blut durchbraust im Feuerbrand.

Umkränzt, die Faust bewehrt mit nächtig braunen,
Erhabnen Thyrsen, hob zum Atemzug
Den Mund er auf. Vom fernen Meere schlug
Der Woge dumpfes Lied in Waldesraunen.

Ein Wölkchen nur im hohen Äther schwamm,
Gleich einer Göttin, hingeschmiegt. Der wilde
Begrüßt' ehrfürchtig scheu das Luftgebilde,
Aus dessen Schoß erwuchs der Zwitter Stamm.

Ein Schönheitswunder, heiß und ohn' Ermatten
Durchzuckt von Leben, dünkt' er meinem Sinn . . .
Jäh bäumt' er auf und schwand im Dämmer hin.
Er glitt, ein Schemen, in das Reich der Schatten.

* * *



Zu D'Annunzios „Morte del Cervo".

Von
K. Vossler.

»Der Tod des Hirsches«, la morte del cervo, ist, soviel ich weiß, etwa vor zehn Jahren entstanden und ist im zweiten Band der Laudi (Mailand 1903) veröffentlicht worden. Die bekanntesten Romane D'Annunzios und seine glänzendsten lyrischen Dichtungen waren erschienen. Seine dramatische Produktion hatte begonnen (Città morta 1898, Gioconda 1899, Francesca da Rimini 1901) und erreichte bald nachher mit der Figlia di Jorio 1904 ihren Höhepunkt. Unser Gedicht ist eine Frucht der späten und vollsten künstlerischen Reife.

Alle literarischen Moden, alle »Ismen« schon hatte der Poet durchlaufen. Er hatte dem Verismus, dem Naturalismus und Sozialismus der achtziger Jahre, der Gedankenwelt Tolstois, Dostoiewskis und Nietzsches, dem Symbolismus und schließlich dem Imperialismus seine Motive und Schlagworte entnommen; — etwa gerade so, wie er heute sie wieder von dem Chauvinismus seiner Landsleute sich liefern läßt.

Gerade so, das heißt mit derselben Geschäftsmäßigkeit literarischer Mache und mit derselben inneren Gleichgültigkeit.

Was D'Annunzio von seinen Anfängen bis auf den heutigen Tag dem Leser an Ethos geboten hat, ist Phrase; sein Anspruch, ein »Erzieher« zu sein, der hohlste und leerste, der jemals erhoben wurde. Als Gegenschlag konnte denn auch der Vorwurf, D'Annunzio sei ein Verführer der Jugend, nicht ausbleiben. Auch damit, glaube ich, tut man ihm zu viel Ehre, also ein Unrecht an. Denn, wer im Guten wie im Bösen den ethischen Dingen unzugänglich bleibt, kann eine bewußte Kunst der Verführung nicht ausüben und bewegt sich in einer Art animalischer Unschuld diesseits oder unterhalb von Gut und Böse. Ein sittliches Ärgernis könnte er höchstens durch die Tatsache seines Vorhandenseins, aber nicht durch sein Tun und Lassen erregen.

Kurzum, man muß, um den Dichtungen D'Annunzios gerecht zu werden, alles ethische Empfinden zurückstellen; man muß sich, solange man bei dem Dichter verweilt, des persönlichen Sympathisierens oder Antipathisierens mit ihm entschlagen.

Dieses rein ästhetische Verhalten, kraft dessen sich der menschliche Geist sozusagen ganz auf ein Leben im Auge, in den Sinnen, in der Anschauung zusammenzieht, wird denjenigen Kunstwerken gegenüber am leichtesten und natürlichsten gelingen, die ihrerseits nichts anderes sind und nichts anderes geben wollen als sinnenhafte Formen, reine Figürlichkeiten und Arabesken.

In dieser Kunst der Dekoration als Selbstzweck, in dieser vom Leben abgeschnittenen Schönheit, die sinnlich und abstrakt, wollüstig und gemütlos, leidenschaftlich und kalt zugleich ist, gibt es keinen echteren und gewaltigeren Meister als D'Annunzio. Und das vorliegende Stück ist eines der vollendetsten und reinsten seiner Stilart. Hier ist alles Schauspiel und eine Weide für den Sinn der Linien, der Farben, der Töne, der Gerüche. Von keiner Furcht und keiner Hoffnung, von keinem Haß und keiner Liebe wird hier die einzige Leidenschaft, die noch bleibt, die der Betrachtung, gestört. Durch die Er-



regung des Zuschauers, der im Busche verſteckt iſt und innerlich am Kampfe teilnimmt, ihm nacheilt, Partei ergreift und schon den Bogen spannt, um dem menschlichen Ungeheuer gegen das tierische zu helfen, durch das Herzklopfen dieses Jägers werden uns, den Lesern, die Regungen des Herzens abgenommen und wird uns diejenige Ruhe gesichert, die nötig iſt, um ganz nur in der Pracht und Schönheit des Schauspiels zu schwelgen. Der mythische Sinn dieses Ringkampfes zwischen menschlicher Geiſtesgegenwart und tierischer Wut, zwischen der Wildheit des Herrscherwillens und der des Inſtinkts iſt aus seinen ethischen und hiſtorischen Höhen heruntergeholt und ganz in das Schauspiel selbſt hereingenommen und in ihm aufgelöſt worden. Das Drama hat sich zu einem Bilde, in dem die Bewegung nur als harmonisch geschwungene Linie noch vorhanden iſt, beruhigt. Aus dem Drama iſt ein epischer Gesang geworden und aus dem Mythos ein Abenteuer.

Ja, die Ablösung und Entfernung vom Leben und die Herausarbeitung des Stoffes in die reine Kunſt geht noch weiter. Denn auch ein episches Abenteuer, etwa im Sinne der Nibelungen oder, um etwas Näherliegendes zu nehmen, im Sinn des Orlando furioso hat man hier nicht mehr. Der Dichter des Orlando erhält wenigſtens durch einen gewissen Humorismus und durch Ironie das Bewußtsein wach, daß seine dichterische Welt nicht die Welt der Wirklichkeit iſt. Die Beziehung, die Arioſt als Künſtler zum Leben noch hat, kommt in seinem Lächeln über die eigene Dichtung zum Ausdruck. D'Annunzio hat selbſt diese Beziehung nicht mehr. Der Humor des Arioſt liegt ihm gerade so fern wie die Tragik des Nibelungenliedes. Sein »Tod des Hirsches« iſt weder in dem einen noch in dem andern Sinne eine Aventiure.

> Bellissimo m'apparve. In ogni muscolo
> gli fremeva una vita inimitabile.

Una vita inimitabile, eine Schönheit und ein Leben, die dem wirklichen Leben zu erreichen nicht gelingt, »ein Schönheitswunder«, wie Hecker treffend übersetzt hat, das iſt es! Eine Seltenheit, ein Schauſtück, eine Köſtlichkeit, ein Prunkſtück, eine Dichtung, die schöner sein will und im gewissen Sinne auch tatsächlich schöner iſt als das Leben. Darum iſt sie auch mehr und — von einer anderen Seite gesehen — freilich wieder weniger als dichterisch und poetisch im schlichten Sinne des Wortes. Sie iſt virtuos.

Der Übersetzer, der ein solches Werk von einer Sprache in die andere tragen will, muß virtuos in beiden sein. Ich glaube aber nicht zu hoch zu greifen, wenn ich Heckers Übersetzung als eine ſtaunenswerte Leiſtung bezeichne.

Vergleicht man den deutschen Text mit dem Original, so zeigt sich ein durchgehender, faſt Vers für Vers zu beobachtender Unterschied. Diese Unſtimmigkeit iſt in der Natur des italienischen Gedichtes einerseits und in der der deutschen Sprache andererseits begründet, fällt also dem Übersetzer nicht etwa zur Laſt, sondern muß eher als ein Beweis seiner künſtlerischen Treue und Neutralität geschätzt werden. Es zeigt sich nämlich, daß die Schönheitstrunkenheit, die das Ganze durchflutet, d. h. die äſthetische, nicht die ethische Erregung, mit der die Vorgänge geschaut und wiedergegeben werden, bei dem Italiener eine weniger heftige iſt als bei dem Deutschen. Die italienische Sprache trägt den ganzen Schatz der antiken Worte in ihrem Schoß; sie iſt gesättigt mit Sinnlichkeit. Sie braucht darum, wo es um den Ausdruck von Sinnlichem

sich handelt, weniger Anftrengung, weniger Aufregung und weniger gefteigerte Stimmmittel. Sie braucht nur auf das Alte und Gewohnte zurückzugreifen und darf sich einer Gelassenheit erfreuen, die der deutschen Sprache einem ähnlichen Gegenftand gegenüber nicht gegeben ift. Daher mußte der deutsche Ausdruck, wenn er die italienische Kurve nachzeichnen sollte, bald ein wenig höher, bald ein wenig niederer gegriffen werden, mußte bald erhabener, bald gemeiner und eben darum in seinem gesamten Verlauf um ein kleines weniger ausgeglichen erscheinen.*) Die Melodie blieb dieselbe; die Stimme aber bekam jene erregte und tremulierende Klangfarbe, die dem virtuosen Charakter eines so fremdartigen Meifterwerkes in deutscher Auffassung gewiß nicht unangemessen ift.

*) So wird z. B. die Frage an Derbe zu einem Ausruf, quel che i lucidi occhi videro zu: was mein trunknes Auge trank. Man vergleiche ferner:

L'erto corpo piombò nel gran riposo
con urto sordo.
Jäh' ftürzte schwer mit dumpfem Donnerkrachen
Der aufgebäumte Leib in Todesnacht.
oder: S'udia remoto il Mare
seguir col rombo il murmure dei boschi.
Vom fernen Meere schlug
Der Woge dumpfes Lied in Waldesraunen.
oder: Stallone ... dalla grossa coglia.
Ein Riesenhengft mit geil geschwellten Hoden!

Überall hat das Deutsche einen ftärker hervortretenden, nicht etwa falschen, aber lauteren, bewegteren, auch innigeren Gefühlston.

Die Ausbildung der Juristen.

Von

V. Börngen.

In den meiften Bundesftaaten werden die Juriften im engern Sinne (Richter und Anwälte) mit den Verwaltungsbeamten gemeinsam ausgebildet, erft aus der Zahl der Ausgebildeten werden dann die Verwaltungsbeamten ausgewählt. Anders in Preußen. Aber auch da ruht die Ausbildung der Juriften und Verwaltungsbeamten auf einem gemeinsamen Unterbau. Gemeinsam ftudieren beide auf der Universität, gemeinsam leiften beide Gerichtsdienft. Der Verwaltungsbeamte früher einen solchen von zwei Jahren. Vor einigen Jahren hat man ihn auf ein Jahr herabgesetzt und die Möglichkeit geschaffen, ihn weiter auf neun Monate abzumindern. Aber schon erheben sich Klagen, hierunter leide die Ausbildung, der Gerichtsdienft müsse verlängert werden, es fehle jetzt dem Verwaltungsbeamten die erforderliche juriftische Schulung, er werde zu einer verhängnisvollen Oberflächlichkeit erzogen. Dies hat jüngft in vortrefflicher Weise ein höherer preußischer Verwaltungsbeamter in dem Märzheft der Preußischen Jahrbücher ausgeführt. Nicht unwahrscheinlich ift mir, daß man den Gerichtsdienft der Verwaltungsbeamten in Preußen wieder verlängert; und je moderner der gerichtliche Vorbereitungsdienft wird, defto unbedenklicher wird es, die Verwaltungsbeamten auf Koften der Sonderausbildung länger daran teilnehmen zu lassen.

Vortrag, gehalten am 1. Juni 1912 im ftaats- und rechtswissenschaftlichen Fortbildungskurs in Jena.



Im Vordergrund unſerer Betrachtung ſteht die Ausbildung der Juriſten, dabei Ausblicke auf die Verwaltungsbeamten zu tun, iſt wohl angängig.

Was bezweckt die Ausbildung? Sie hat das Ziel, den einzelnen ſo zu entwickeln, daß er den Aufgaben ſeines Berufs gerecht werden kann. Es leuchtet ein: ändern ſich die Berufsaufgaben erheblich, dann wird ſich auch die Ausbildung ändern müſſen.

Haben ſich nun die Aufgaben des Berufs beim Juriſten geändert? Ich will nicht zurückgehen auf Jahrhunderte und mich beſchränken auf die Zeit, die unſer Auge umfaßt. Das iſt für mich nicht das reichliche Menſchenalter, in dem ich ſelbſt im Juriſtenberufe ſtehe. Mein Auge reicht noch ein weiteres Menſchenalter zurück. In der Jugend, zumal aber zu Beginn unſerer Laufbahn haben wir gelebt und gearbeitet mit einer früheren Generation und durch dieſe eine frühere Zeit gewiſſermaßen mit den eigenen Augen ſelbſt geſchaut. In dieſer Zeit von 60, 70 Jahren haben ſich alle Lebensverhältniſſe gewaltig verändert. Man merkt nur den Wandel der Zeit nicht, wenn man in ihr lebt, wie wir es nicht merken, daß wir mit unſerer Erde in der Sekunde gegen 30 km im Weltraum fortgeſchleudert werden.

Was war Deutſchland vor zwei Menſchenaltern? Nichts als ein geographiſcher Begriff; verhältnismäßig ſchwach bevölkert, ohne Induſtrie, arm. Es galt nichts zu Lande und galt noch weniger zur See. Patriarchaliſch ſaß der Deutſche auf ſeiner Scholle innerhalb ſeiner Grenzpfähle, deren unſer Vaterland genug, übergenug hatte. Das Tempo des Verkehrs war das der langſam dahin rumpelnden Poſtkutſche. Der damalige Juriſt war erfahren im römiſchen Recht; bonus pandectiſta, bonus juriſta, das war das erſte Wort, das ich als Student zu hören bekam. Er wußte Beſcheid im deutſchen Privatrecht und im Prozeß- und Strafrecht; auch ſtaats- und kirchenrechtliche Kenntniſſe fehlten ihm nicht. In dem Geſetze ſah man noch eine geſchloſſene, lückenloſe Regelung aller Dinge; aus ſeinen Satzungen wurde im Wege der Logik, Grammatik die Entſcheidung des einzelnen Falles abgeleitet. Der geſunde Menſchenverſtand galt nichts, auf ihn, das Volk und ſein Rechtsempfinden, ward beim Finden des Rechts keine Rückſicht genommen, das Verfahren war geheim, auf die Stimme des Volks ward im Staat überhaupt noch nicht gehört. Der Richter ſonnte ſich damals Zeit ſeines Lebens an ſeiner klaſſiſchen Bildung, Homer und Horaz waren ihm die treuen Begleiter durchs Leben; der Gegenwart, die herzlich wenig und nichts Erfreuliches bot, beſondere Beachtung zu ſchenken, hatte er nicht gelernt.

Wie anders iſt das alles jetzt geworden. Durch die großen Kriege zu Beginn der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts iſt Deutſchland die gewaltigſte Kontinentalmacht geworden, unverſehens, ohne es ſelbſt recht zu merken und zu wollen, hat es ſich zur Weltmacht entwickelt. Jetzt iſt es ſtark bevölkert, hat eine Technik, eine Induſtrie, einen Handel, die ihm die Welt neidet. Sein Reichtum iſt gewaltig gewachſen. Die entwickelte Technik hat neue Rechtsgebiete geſchaffen, ich erinnere an das des geiſtigen Eigentums. Die alten patriarchaliſchen Verhältniſſe ſind geſchwunden, dafür iſt ein neues ſoziales Recht erwachſen, ich gedenke der Verſicherungsgeſetzgebung. Der Verkehr ſpielt ſich ab im Tempo des Automobils, er umfaßt die ganze Welt. Jetzt haben wir für das römiſche Recht ein nationales, deutſches Recht gewonnen. Täglich

stoßen wir im Rechtsleben auf fremdes Recht; das internationale Recht spielt jetzt eine Rolle, die noch vor kurzer Zeit nicht zu ahnen war. Jetzt muß sich auch der Jurist auf Volkswirtschaft, auf Weltwirtschaft verstehen. Nicht mehr lückenlos ist das Gesetz, man hat erkannt, es hat Lücken und muß sie haben, jetzt stellt der Gesetzgeber absichtlich vieles in das richterliche Ermessen und gewährt so dem Richter eine Freiheit, die man ihm früher ängstlich versagen zu müssen glaubte. Jetzt ist alles öffentlich, und das sich seiner Kraft bewußte Volk verlangt stürmisch, daß die Richtersprüche, die über sein Wohl und Wehe entscheiden, seinem Rechtsempfinden entsprechen. So schön es ist, wenn man auch jetzt noch bei der Wanderung durch manche Dürre des Lebens den Horaz und Homer in der Tasche hat, als Wegweiser durchs Leben reichen sie nicht mehr aus, jetzt muß der Jurist Verständnis haben für die Gegenwart und ihre großen Errungenschaften und Aufgaben.

Wahrlich, das sind Fortschritte von einer Bedeutung, daß man ohne viel Besinnen sagen darf, eine Ausbildung, die früher genügte, kann jetzt nicht mehr ausreichen. Sehr wichtig ist es aber, daß die Ausbildung mit der Zeit Schritt hält, wichtig gerade bei den Juristen.

England hat nur wenige Richter; schon die Zahl der Richter in Deutschland beläuft sich auf viele Tausende. Eine gewaltige Menge junger Leute fordern bei uns Jahr für Jahr Justiz und Verwaltung. Man hat nicht zu Unrecht von einer Massenfabrikation von Juristen durch die Universitäten gesprochen. Bei jeder Fabrikation ist aber erste Regel, daß die Einrichtungen, die der Herstellung der Ware dienen, vortrefflich sind, und daß sie tadellos arbeiten, sonst erhält man ein mangelhaftes Produkt.

Nun hat auf die Ausbildung des Menschen zunächst seine Familie, seine Umgebung Einfluß. Davon sehe ich hier ab und fasse nur die öffentlichen Einrichtungen ins Auge, die der Ausbildung des Juristen dienen.

Der erste Blick fällt auf die Volksschule oder, mit Rücksicht auf die sich anschließende höhere Schule, auf die Vorschule. Wir Deutschen sind gewöhnt, unsere Volksschule nur im hellstem Lichte zu sehen. Daß der deutsche Schulmeister bei Königgrätz gesiegt hat, des rühmen wir uns voll Stolz heute noch. Dabei haben wir übersehen, daß wir in der Wehr unserer Jugend fürs Leben eine Lücke lassen.

Als ein König sagen konnte: »L'état c'est moi«, hatte er nur Untertanen um sich. Diesen genügte der beschränkte Untertanenverstand. Anders ward es, als aus diesen Untertanen Staatsbürger erwuchsen, ihnen war not eine staatsbürgerliche Erziehung. So ist es kein Zufall, daß vor über hundert Jahren als Stein und Hardenberg die Grundlage zu preußischer Bürgerfreiheit legten, weitsehende Männer das Verlangen nach einer Erziehung der Jugend zu Staatsbürgern erhoben. Ich nenne Fichte und Jahn. Aber die Zeit verstand diese Männer noch nicht. Man zog es noch vor, den Deutschen zum Weltbürger, nicht zum Staatsbürger heranzubilden.

Nun gab in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das neu erstandene Reich jedem Deutschen den Wahlzettel und damit der Gesamtheit der Bürger das Schicksal des Vaterlandes in die Hand. Auch jetzt noch verschloß man sich der Erkenntnis, daß es nun dringend geboten sei, die Jugend über die damit übernommenen Pflichten gegen das Vaterland zu belehren und sie an das Vaterland dauernd zu fesseln. So kam es, daß andere Staaten in Volkserziehung

und Jugendpflege uns überflügelten. Ich nenne Dänemark, Holland, die Schweiz. Die Schweiz kann uns als Vorbild dienen. Die Schule erzieht die Jugend zu Staatsbürgern, die Rekrutenprüfung sorgt dafür, daß das in der Schule Gewonnene bis zum Eintritt in den Waffendienft nicht wieder verloren gehe, ihr tritt helfend zur Seite der militärische Vorunterricht.

Endlich, endlich ift auch bei uns als Parole ausgegeben: Erziehung der Jugend zu Staatsbürgern, Jugendpflege! Ich kann auf diese Frage nicht näher eingehen, sie hat die größte nationale und politische Bedeutung.

Wir Juriften haben aber daran noch ein besonderes Interesse. Einmal ift es erwünscht, daß schon in früher Jugend der zukünftige Jurift so erzogen wird, daß der späteren Berufsausbildung die Wege geebnet werden, und dann müssen wir verlangen, daß der Rechtsfremdheit des Volkes entgegengearbeitet wird. Sie hat dem deutschen Volke mehr geschadet und schadet ihm jetzt noch mehr als die »Weltfremdheit der Juriften«. Jeder Kundige weiß, nur die bedauerliche Rechtsfremdheit des Volkes ift schuld, daß es seinem Juriftenftande den Vorwurf der Weltfremdheit in einem Umfange macht, der eine schwere Ungerechtigkeit ift.

Auf die Volks- oder Vorschule folgt die höhere Schule. Als höhere Schule kam für die Erziehung der juriftischen Jugend früher das Gymnasium allein in Betracht. Seit 1902 — es ift dies ein Verdienft von Adickes — sind neben das humaniftische Gymnasium mit Lateinisch und Griechisch das Realgymnasium mit Latein und die Oberrealschule ohne Latein getreten. Damit ift den Realanftalten die Konkurrenz mit dem Gymnasium eröffnet. Aber sie ift ungleich, weitaus der größte Teil aller Juriften geht jetzt noch aus dem Gymnasium hervor. Jetzt will eine mächtige Strömung das Gymnasium mit seiner Bildung an der Antike, mit seinem Griechisch und Latein beseitigen. Ich glaube nicht, daß wir von der antiken Kultur als Bildungsmittel absehen können, und jedenfalls können wir Juriften auf lange Zeit hinaus noch nicht das Latein entbehren. Aber damit ift nicht gesagt, daß die antike Kultur als Bildungsmittel die moderne Kultur zurückdrängen darf, und daß unsere Jugend neben dem Latein auch noch eine zweite tote Sprache lernen müßte. Auch wenn wir der modernen Einheitsschule zufteuern sollten, es lehrt die Geschichte, eine gesunde Entwicklung erfolgt nicht sprunghaft, sondern allmählich. Man sollte deshalb zunächft nicht Beseitigung der Bildung an der antiken Kultur anftreben, wohl aber Beseitigung des Griechischen. Ich habe damit — nicht leichten Herzens — etwas gesagt, was bei vielen eine schmerzliche Empfindung, bei manchem Unwillen erregt. Aber wir müssen lernen, auch diese Frage ohne Sentimentalität und Leidenschaft zu erörtern. Hat man einmal erkannt, daß unsere höhere Jugend nützlicheres tun kann, als Griechisch, noch dazu recht mangelhaft, zu lernen, so läßt man sich nicht mehr schrecken durch Worte, wie sie Hillebrandt vor kurzem in dem preußischen Herrenhause gesprochen hat. Er redet von Dekadenz, wenn die Ärzte das Griechisch beseitigen wollen, und sagt, in dem Maße, in dem es abnehme, wachse das Banausentum. Ich erkenne an, alte Sprachen sind ein vortreffliches Bildungsmittel, aber genügt nicht eine? Das Griechische ift nicht Selbftzweck, es wird gelehrt als Mittel zum Zweck, um zur Erkenntnis der griechischen Kultur zu gelangen. Nun hat aber schon vor einem Jahrhundert kein Ge-

ringerer als Goethe geſagt, man könne die griechiſche Antike verſtehen, auch ohne die griechiſche Sprache zu lernen.

Wir müſſen uns klar werden, welche Aufgabe die Schule hat. Ihre Aufgabe iſt, die Kultur der Zeit auf den Nachwuchs zu übertragen und ihn ſo zu befähigen, ſie ſelbſt weiter zu ſteigern. Die Kultur unſerer Zeit beruht auf der antiken, iſt aber auch eine moderne. Früher hatte nur die erſte Bedeutung, jetzt iſt gleichberechtigt neben ſie die moderne getreten. Sie iſt an keine Landesgrenze gebunden. Der Gebildete von heute muß die ganze Welt überſchauen. Auf der ganzen Welt wird aber Engliſch geſprochen. Und beſonders dem Juriſten iſt in der heutigen Zeit die Kenntnis der Wirtſchaftsverhältniſſe, der Rechtsverhältniſſe von den Teilen der Erde, wo Engliſch geſprochen wird, von der allergrößten Bedeutung. So lernt doch, kann man ſagen, neben dem Griechiſchen Engliſch! Aber jeder erfahrene Schulmann wird einwenden: Das iſt rein unmöglich, es geht nicht an, daß wir auf der höheren Schule neben unſerer Mutterſprache zwei alte und zwei moderne Sprachen treiben. Und wer den Rat gibt, es ſpäter nachzulernen, bedenkt nicht, daß für die große Maſſe gilt: Was Hänſchen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Zweifellos iſt: Wird der Unterricht im Griechiſchen beſeitigt, ſo tritt die Antike in dem Unterrichtsbetrieb etwas zurück. Es ſchadet aber auch nichts, wenn die Gegenwart hier vorrückt. Gmelin hat ganz Recht, wenn er in der Zeitſchrift »Recht und Wirtſchaft« ausführt, auf die Dauer können wir uns den Luxus einer einſeitig übertriebenen Geiſtesbildung nicht mehr leiſten. Nötig iſt, daß vor allen Dingen die Gegenwart ſtrahlend hell beleuchtet wird, ſelbſt wenn auf die Vergangenheit ein leichter Schatten fällt. Es kommt dann das Bargeld der plaſtiſchen Anſchauung, das in den Münzſtätten der Gegenwart geprägt wird, mehr in Verkehr, und außer Kurs kommt das Papiergeld der Bücherdefinitionen, das die übertriebene Beſchäftigung mit dem Altertum geſchaffen hat.

Freilich finden ſich unter den Juriſten noch lebhafte Verteidiger des Griechiſchen, ſo jüngſt Kipp und Heymann. Aber ihre Ausführungen können mich nicht überzeugen. Eine hiſtoriſche Vorbildung der Juriſten iſt möglich, auch wenn ſie nicht Griechiſch können. Und das corpus juris kann man mit Erfolg ſtudieren, auch ohne Griechiſch zu verſtehen, das haben ſchon die alten Gloſſatoren bewieſen, von ihnen ſtammt das Wort: Graeca non leguntur. Nicht durchſchlagend iſt endlich der Hinweis auf die Papyrusforſchungen. Sie haben ſich in den letzten dreißig Jahren mächtig entwickelt. Die Papyrusfunde haben die römiſche Rechtsgeſchichte ſtark bereichert und werden ſie vorausſichtlich noch weiter bereichern. Aber folgt daraus, daß das große Heer der Praktiker, für das die Papyri doch recht wenig Wert haben, Griechiſch lernen muß? Auch wenn Griechiſch nicht mehr obligatoriſch gelehrt werden ſollte, wird ein Volk wie das deutſche genug Forſcher hervorbringen, die die altersgrauen Fundſtellen im Gebiete des alten römiſchen Rechts nicht brach liegen laſſen.

Aber darüber wollen wir uns nicht täuſchen: das Gymnaſium wird für den Vorunterricht der Juriſten noch lange eine ſtarke Poſition haben. Deshalb iſt es am Platze, unſere Forderungen bei ihm anzumelden.

Zuerſt möchte ich den Gymnaſiaſten zurufen: Lernt Engliſch! Magnus hat auf dem Anwaltstag in Würzburg im vorigen Jahre richtig geſagt, eine zu-

künftige Generation werde es nicht verſtehen, daß die Juriſten unserer Tage nicht Englisch gelernt haben. Und den Gymnasiallehrern möchten wir sagen: Lehrt die Jugend ein ordentliches Deutsch schreiben! Es iſt mir kein Zweifel, das Lateinisch und Griechisch wird zu unrecht bevorzugt vor dem Deutsch, auch jetzt noch. Denn sonſt habe ich keine Erklärung dafür, daß noch jetzt ein so großer Teil der Jugend in den juriſtischen Prüfungen ein Deutsch schreibt, das nicht den Namen eines Deutsch verdient, sondern ein lateinisch-deutsches Kauderwelsch iſt und wie eine schlechte Übersetzung aus dem Lateinischen klingt. Verſtöße gegen die lateinische und griechische Grammatik und Syntax wurden und werden noch jetzt auf den Gymnasien als Sünden wider den heiligen Geiſt geahndet, beim deutschen Aufsatz scheint man milder zu verfahren. Man lese fortgesetzt neben den lateinischen gründlich die glanzvollen deutschen Prosaiker, Goethe, Lessing! Das können wir nicht laut genug fordern. Die Gymnasien wollen die Jugend in die alte, auch in die römische Kultur einführen. Das Volk der Römer war aber doch vor allem das klassische Volk des Rechts; die Rechtskultur der Römer iſt doch ein wesentlicher Teil ihrer gesamten Kultur. Warum wird dann neben dem seichten Cicero nicht auch ein juriſtischer Klassiker gelesen, warum erfährt der Jüngling auf dem Gymnasium vom römischen Rechte so gut wie gar nichts? Und weiter müssen wir eine ſtärkere Beachtung der neuen Kultur fordern; neben der Volkswirtschaft des Altertums muß unterrichtet werden in der Volkswirtschaft der Gegenwart, Verkehrs- und Handels-Geographie muß man treiben. Neben die alte Geschichte muß mehr noch die neue treten, und an den Ergebnissen der Naturwissenschaften darf man nicht achtlos vorübergehen. Dann wird man nicht weltfremde Denker erziehen, die sich nur im Himmel der Antike zurechtfinden, sondern moderne Menschen, die sich auf der Erde sicher bewegen, da alles beobachten und richtig handeln können.

Noch eins: die mittleren Schulen bilden den Damm gegen das Überfluten der höheren Berufe mit Elementen, die nicht dahin gehören. Dieser Damm darf nicht durchlässig sein. Das iſt er jetzt leider noch. Wie oft müssen wir Leute in späteren Lebensjahren zurückweisen, weil sie einfach nicht imſtande sind, das zu leiſten, was wir von ihnen fordern müssen. Diese Elemente muß schon die Schule ausscheiden, späteſtens bei der Abgangsprüfung, noch besser schon früher. Der tüchtige Lehrer kann und muß bald herausfinden, wo Unfähigkeit vorliegt oder nur Leichtfertigkeit und mangelnder Fleiß. Gegen die unfähigen Elemente sei er unerbittlich. Je rücksichtsloser er einschreitet, umsomehr macht er sich auch um den Schüler verdient. Allerdings iſt es schmerzlich, aus der Bahn gewiesen zu werden, aber grausam geradezu wird es, wenn das noch später geschehen muß.

Und endlich noch eins: die höheren Berufe dürfen sich nicht nur aus den Kreisen ergänzen, die die Mittel zur höheren Ausbildung selbſt aufbringen können. Es muß Zuzug aus den weniger begüterten Schichten und aus den unbemittelten Klassen kommen. Hier quillt der Jungbrunnen, aus dem ein gesundes Volk immer wieder schöpfen muß. Nun haben wir in Deutschland Mittel, um Wenigbegüterten das Studium zu ermöglichen. Diese Mittel sind aber durchaus unwirtschaftlich zersplittert. So kommt es, daß auch viele Unterſtützung finden, die besser den höheren Schulen

fern geblieben wären. Mit schmalen Stipendien hungern sie sich durch, um dann doch nicht das zu finden, was sie erwartet haben; auch bleiben viele zeitlebens Hungerleider. Man ſtrebe an, die vielen Stipendien zu wenigen größeren zu vereinigen, und gebe diese dann nur Zöglingen, die wirklich Hervorragendes zu leiſten versprechen. Dann wird man sich auch nicht, wie jetzt, auf den Mittelſtand beschränken, sondern aus den untern Klassen Zuzug gewinnen. Und wieviel Kapital an geiſtiger Intelligenz gerade in den unteren Klassen brachliegt, wird jeder wissen, der sich die Mühe gibt, in Fühlung mit ihnen zu ſtehen.

Bisher, auf der Schule, ward die Jugend für alle Fakultäten gemeinsam ausgebildet. Nun beginnt die Sonderausbildung der Juriſten. Sie zerfällt in eine wissenschaftliche und in eine praktische. Nicht die Universität bewirkt die Ausbildung allein, auch nicht die Praxis allein. Das letztere geschieht in Amerika und anderwärts. Aber noch kürzlich hat Hachenburg darauf hingewiesen, daß man nur die fremden und deutschen Rechtsgutachten aneinanderzuhalten brauche, um zu sehen, daß die Ausbildung des Juriſten nicht allein durch die Praxis erfolgen dürfe. Aber ebensowenig darf sie das durch die Universität allein; der Vorschlag, der jüngſt gemacht wurde, hat, soviel ich sehe, überall Ablehnung gefunden.

Die Ausbildung der Juriſten durch Wissenschaft und Praxis beruht auf reichsgesetzlicher Grundlage (§ 2 GVG.), bei den Verwaltungsbeamten auf Landesrecht. Den § 2 des GVG., der mindeſtens dreijähriges Studium und mindeſtens dreijährigen praktischen Vorbereitungsdienſt vorschreibt, hätte das Reich ausbauen sollen. Es iſt nicht geschehen, obwohl man es verlangt hat schon bei Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches. Jetzt haben der Anwaltsvertretertag im März und der Reichstag im April 1912 dieses Verlangen wiederholt. Hoffentlich kommt man ihm jetzt nach. Immerhin iſt die des Ausbaues bedürftige reichsrechtliche Grundlage von großem Wert. Sie bringt zum Ausdruck, daß die Erziehung durch die Universität und durch die Praxis eine Einheit darſtellt, daß beide demselben Ziele zuſtreben. Es war notwendig, zu betonen, daß Universitätsſtudium und praktischer Vorbereitungsdienſt demselben Ziele zuſtreben. Diese Erkenntnis war verloren gegangen und iſt so recht erſt wieder zum Bewußtsein gekommen seit der Einführung des BGB.

Bis dahin lehrten die Universitäten im wesentlichen hiſtorisches, nicht geltendes Recht, jetzt erſt kommt bei der Universität wieder das geltende Recht zu voller Geltung. So gingen Theorie und Praxis ihre eigenen Wege. Sie verſtanden sich nicht. Hochmütig blickte aus seinem Begriffshimmel der Theoretiker auf den Praktiker hinab, und geringschätzig dachte der Praktiker von den Männern, die eine Wissenschaft pflegten, die seine Wege nicht kreuzte. Jetzt lernen beide wieder an einem Strang ziehen. Die Folge iſt, der Theoretiker wird praktischer, und der Praktiker sucht Fühlung mit der Theorie. Je feſter sich Theorie und Praxis die Hand reichen, deſto leichter wird die Frage, ob man die Ausbildungszeit auf der Universität verlängern und dafür die in der Praxis verkürzen soll. Je praktischer der Universitätsunterricht geſtaltet wird, je mehr er auf die Bedürfnisse der Praxis Rücksicht nimmt, deſto kürzer kann die Ausbildung in der Praxis werden. Wir Praktiker haben also gar kein Bedenken dagegen, daß man auf Koſten des praktischen Vorbereitungsdienſtes das Universitäts-



ftudium verlängert, vorausgesetzt, daß es richtig betrieben wird. Dann, wenn man das Studium verlängert, aber auch erft dann, gewinnt die Frage der Zwischenprüfung Bedeutung. Wird eine solche eingeführt, dann muß dafür gesorgt werden, daß sie die ftudentische Freizügigkeit nicht aufhebt. Die ftudentische Freizügigkeit birgt in sich ein nationales Bildungselement, auf das wir nicht verzichten dürfen. Eine Zwischenprüfung führe man aber überhaupt nur ein, wenn sie sich als nötig erweift. Wir haben in Deutschland wahrlich genug Prüfungen. Sie soll dem Unfleiß der Studenten entgegenwirken. Den versuche man zunächft in anderer Weise zu bekämpfen. Das befte Mittel ift, will mir scheinen, daß man den Unterricht interessanter, anziehender geftaltet.

Von Anfang an, schon auf der Univerfität, ift scharf ins Auge zu fassen, daß man Praktiker zu erziehen hat. Auch die, die später nicht in die Praxis treten, sondern sich der Gelehrtenlaufbahn zuwenden wollen, müssen als Praktiker erzogen werden. Denn die Rechtswissenschaft ift nun einmal keine reine Geifteswissenschaft, sie ift eine praktische, sie soll die Kunft der praktischen Rechtsanwendung vermitteln.

Wie sieht nun der Praktiker, zu dem man erziehen soll, aus? Ich meine, diese Frage muß man schon bei Beginn des Unterrichts ftellen. Aber mit solchen Fragen befaßte sich früher die Wissenschaft nicht, man hatte genug und übergenug damit zu tun, in den Antiquitäten des alten Roms und der deutschen Vergangenheit herumzuwühlen. Den Unterschied zwischen der Korreal- und der Solidar-Obligation zum hundertften und tausendften Mal zu erörtern, war viel wichtiger. Erft in neuerer Zeit hat der Oberlandesgerichtsrat Zacharias das Bild des Praktikers, den wir brauchen, gezeigt. Er zeichnet das Bild des Richters, gibt aber damit auch die Konturen des Verwaltungsbeamten. Zacharias findet das Ideal nicht deduktiv, er verfährt induktiv, er sieht sich auf der Erde um und vergleicht die Typen, die er vorfindet, um so zu dem vorbildlichen Richter zu gelangen.

Sein Blick fällt auf den fleißigen, bescheidenen, in engen Interessenkreisen herangewachsenen bureaukratischen Beamten. Das ift nicht der Beamte, wie er jetzt sein soll. Er kennt nur seine Familie, seine Akten, er kennt nicht die Welt, kann sich darin nicht frei bewegen, es fehlt ihm infolgedessen die rechte, reife Lebenserfahrung.

Ein anderes Bild: der feinsinnige, gründliche, ehrwürdige Gelehrte auf dem Richterftuhle. Auch er ift nicht der rechte, ihm fehlt das wahre Verftändnis für die rauhe Wirklichkeit, auch kann er die Autorität des Staats nicht unter allen Umftänden wahren. Er wird eine untadelhafte rechtsphilosophische Abhandlung schreiben können, als Richter haften ihm Mängel an.

Nun, die Autorität des Staates kann gehörig wahren der schneidige Richter, wenigftens meinen das viele. Es ift richtig, Schneid haben muß der Richter. Er muß sich, wenn es nötig ift, rasch fassen, unter Umftänden muß er sich mit aller Energie durchsetzen können. Aber den Schneid soll er nicht zur Schau tragen. Das nützt ihm nichts, das schadet nur ihm und seinem Amte. Schneidigkeit mag am Platze sein vor Untergebenen, die blind zu gehorchen haben, auf dem Exerzierplatz, im Kugelregen. Aber der Richter hat nicht Untergebene vor sich, sondern Rechtsuchende, sie kommen meift mit großem Zagen in den Gerichtssaal. Er muß beftrebt sein, ihr Vertrauen zu gewinnen, nur so kann er in ihr Wesen,



in ihre Verhältnisse eindringen, über die er doch richten muß. Ein schneidiger Richter schreckt ab, gewinnt nicht das Vertrauen der Parteien; ohne das kann er nichts ausrichten.

Wie muß der rechte Richter aussehen? Selbſtverſtändlich muß er ein Mann von feſtem Charakter und gutem Fachwissen sein. Er darf nicht kleinlich sein, etwas Großzügiges soll ihn kennzeichnen. Er muß Verſtändnis für das Leben haben, eine reiche Lebenserfahrung besitzen, eine wohlwollende Gesinnung muß ihn beseelen, er muß getragen werden durch eine ſtolze innere Freiheit.

Jetzt betrachten wir zunächſt den Unterricht auf der Universität. Er bietet kein erfreuliches Bild. Geklagt wird seit Jahrzehnten über den Unfleiß der Studenten. Schon 1886 verlangten Dernburg und Liszt eine gründliche Reform, wenn nicht großer Schaden entſtehen solle. Zunächſt meinte wohl mancher, die Universitäten lehren ja im wesentlichen hiſtorisches, nicht geltendes Recht, es werde schon besser werden, wenn das neue bürgerliche Recht in Kraft trete. Iſt es aber besser geworden seitdem? Die Zahl der Studenten iſt gewachsen, nicht so die der Lehrer. Also dürfte man doch nun volle Hörsäle verlangen. Aber auch jetzt wird, wenn auch nicht von allen Lehrern, so doch an allen Hochschulen, über leere Hörsäle geklagt und weiter darüber, daß die Jugend, ſtatt an der Hochschule zu ſtudieren, sich durch Privatrechtslehrer auf die Prüfungen vorbereiten läßt. Da drängt sich mit einer gewissen Kraft die Überzeugung auf: es iſt doch wohl eine veraltete Lehrmethode, die die Hörsäle leert. Zwar iſt richtig, es sind im Unterrichtsbetrieb manche Fortschritte zu verzeichnen. Den alten Professor gibt es nicht mehr, der sich verwundert darüber äußerte, daß der Besuch seiner Vorlesungen nachlasse, er lese ja noch dasselbe Heft wie vor 25 Jahren. Auch iſt es richtig: einzelne Lehrer leiſten Hervorragendes, und es iſt kein unberechtigter Lokalpatriotismus, wenn ich das auch von Jena sage. Aber die Gesamtleiſtungen, darüber iſt man sich klar, befriedigen nicht. Der alte Lehrplan, der schon so lange gilt, iſt nur wenig geändert. Beim Nahen des BGB. erwartete das Volk, daß das Reich eingreifen werde. Es geschah nichts. Da traten die deutschen Hochschullehrer zur Eisenacher Konferenz zusammen. Ihr Beschluß vom 23. März 1896 ging dahin, trotz des BGB. seien sechs Semeſter Studium beizubehalten, zu Beginn sei eine kurze Einführung in das geltende Recht und zugleich Geschichte und Syſtem des römischen und Syſtem des deutschen Rechts zu geben; dann solle das geltende Recht gebracht werden und die übrigen Lehrfächer folgen.

(Schluß folgt.)

Monumentalkunst und illustrative Malerei der Biedermeierzeit.

Von

Richard Hamann.

Monumentalität und Biedermeierzeit sind Gegensätze, die sich ausschließen. Wenn es eine Monumentalkunſt in dieser Zeit gibt, so beſteht sie nur darin, daß gewisse Aufgaben, wie der architektonischen Wandmalerei, von Kirchen



und Königen in Auftrag gegeben wurden, daß das Format eine monumentale Behandlung verlangte, aber Auffassung und künſtlerische Form waren von jeder Monumentalität weit entfernt. Die Gesinnung war auf alles Kleine und Kindliche gerichtet, der Blick eng und befangen, eine Kleinſtädterei des Denkens beherrschte nicht nur die Politik, sondern auch die Kunſt. Der Nachtwächter iſt eine der Lieblings- und typischen Figuren dieser Zeit. So wurden jetzt die erhabenſten Ideen des religiösen Bewußtseins, denen die Nazarener eine alles Moderne überſteigende mittelalterliche Größe und Personalität wieder verschaffen wollten, diesem kleinbürgerlichen Bewußtsein wieder gerecht gemacht. Das Wunderbare des Glaubens wurde zum poetischen Zauber des Märchens, das Unfaßbare des Überirdischen zum geiſterhaften, phantaſtischen Naturwesen. Für eine kindliche Phantasie und ein kindliches Gemüt wird alles zurechtgerückt. Die religiösen Stoffe selber werden märchenhaft dargeſtellt. Führich, Steinle, Schwind sind die malenden Märchenpoeten der Zeit. Eines der bekannteſten Bilder Führichs ſtellt den Gang Mariens über das Gebirge dar, also eine Szene, die für die eigentliche biblische Handlung, die Heimsuchung, belanglos iſt, einen Zwischenakt mit Waldesſtimmung und Naturfreude. Engel umschweben und geleiten die Jungfrau und werfen Rosen auf sie, deren sie in schüchterner Bescheidenheit nicht achtet, wie eine Märchenprinzessin, die von einer Fee geleitet wird. Engel sitzen am Weg und singen im Chorus, es iſt alles poetisch und lieblich, nicht religiös. Das Gebirge, durch das sie schreitet, iſt deutscher Wald mit seiner Märchenſtimmung. Oder wie eine Märchenerscheinung sitzt Maria mit dem Kinde, vom Glanz des Heiligenscheines umflossen, zwischen mächtigen Tannen und Eichen, und vor dieser lieblichen Erscheinung kniet schwärmerisch ein junger Ritter, zwei alte Germanenkrieger, auf ihren Schild gelehnt, ſtaunen sinnend das holde Wunder an. Weiterhin rührt eine Frau für ihre Kinder die Suppe an, und zur Rechten spricht ein Mönch eifrig zu begierig horchenden Kindern. Auf dem Wildbach aber treibt ein Schild mit einem nackten Knäblein den Strom hinab, und wird von einem Mönch aufgefangen. Wie iſt das alles Märchenlokal, Märchenerzählung, und das Märchen selber. Das Bild aber nennt sich die Einführung des Chriſtentums in den deutschen Wäldern.

So wird das Märchen das Wunderbare, das nicht ernſt genommen zu werden brauchte, nur poetisch unterhaltend wirkte. Es zeigt, wie die Zeit im Grunde irreligiös empfand, dieselbe Zeit, in der David Friedrich Strauß im Leben Jesu die Wundertaten Chriſti für Mythen erklärte. Zugleich erlaubte das Märchen, den erhabenen Inhalt der Religion zu verniedlichen und das Unnatürliche so realiſtisch und handgreiflich, in einer Art von primitivem Naturalismus darzuſtellen, wie sich das Kind das Wunderbare denkt, einfach und deshalb für erfahrene Naturauffassung ungesetzlich, aber nicht phantaſtisch, unnatürlich, aber nicht übernatürlich.

War es von je die Aufgabe der Monumentalkunſt gewesen, repräsentative Geſtalten zur Verkörperung eines Prinzipes hinzuſtellen, und war das Bemühen des Klassizismus wie der Nazarener daran gescheitert, daß diese idealen Geſtalten nicht mehr in der Tradition fortlebten, und für die Repräsentation keine ursprüngliche, plaſtische Lebenshaltung mehr gegeben war, so verläß



man jetzt diese Repräsentation ganz und ersetzt sie durch Geschichten, die etwas erzählen und das Gemüt beschäftigen, ſtatt erhaben und vorbildlich zu wirken. Märchen und Legende sind die Themen der religiösen Malerei, Geschichten und Geschichte die der politisch monumentalen. Und wenn sich Cornelius mühte, die mangelnde Tradition personaler Vorſtellungen in der religiösen Kunſt zu ersetzen durch Ideen, deren Deutung sich aus dem erhabenen Geschehen von selbſt ergeben sollte, so werden jetzt die Ideen durch Beispiele aus der Geschichte mit erläuternden Unterschriften ersetzt. Stilke hatte in Schloß Stolzenfels Ideen wie Gerechtigkeit, Tapferkeit, Treue usw. zu malen, das Lieblingsgebiet der Personifikation plaſtischer Monumentalkunſt. Stilke aber ſtellt die Treue dar durch die Geschichte der Aufopferung Hermanns von Siebeneichen für Kaiser Friedrich Barbarossa. Die Tapferkeit wird illuſtriert durch die Szene, wie der blinde König Johann von Böhmen sein Pferd mit denen von zwei anderen Rittern zusammenbinden läßt, um sich in die Schlacht zu ſtürzen, wo er den Heldentod findet. Und Schwind symbolisiert die Lebensſtationen in der Symphonie durch Schilderung zeitgenössischer Begebenheiten aus seinem Freundeskreise mit porträthafter Charakterisierung der einzelnen Figuren. So gab es immer etwas zu sehen, aber man brauchte sich nicht imponieren zu lassen.

Das Gefühl, mit dem diese Geschichten vorgetragen werden, iſt eine ausgesprochene Rührseligkeit, kein sittliches Pathos, wie bei den Empiremalern. Nicht Achtung, nicht Ehrfurcht verlangen diese gemalten Propheten und Heiligen, sondern Mitgefühl, mit denen man sich ihnen auf gut bürgerlich gleichſtellen konnte. Recht menschlich und zur Teilnahme einladend wird alles dargeſtellt. Chriſtus, der mit seinen Jüngern wie eine Schar von Naturschwärmern unter einem üppigen Baum lagert am Rande des Kornfeldes und die Worte spricht: »Sehet hin auf die Vögel des Himmels!«, Josef und Maria von Haus zu Haus wandernd und Herberge suchend, das sind Themen, die Führich gern und ausdrucksvoll behandelt. Am berühmteſten aber sind doch die trauernden Juden, »An den Wassern Babylons saßen sie und weinten«, und der trauernde Jeremias Bendemanns geworden. Diese Düsseldorfer Künſtler sollen selbſt ihre Bilder nur unter Tränen gemalt haben. Und da von altteſtamentlicher Größe diesen trauernden Patriarchen kaum mehr innewohnte, als gewissen Charaktertypen dieser Rasse überhaupt, so unterscheiden sich diese religiösen Bilder kaum sehr vom gewöhnlichen Genrebild der Pfändungen und Wildschützen und sonſtigen gemalten Unglücksfälle. So leicht wie die Tränen kamen, ebenso leicht wurde der Spott auf diese Tränenseligkeit, und zu den trauernden Juden gesellten sich Schrödters trauernde Lohgerber, die am Bache sitzen und weinen, weil ihnen die Felle weggeschwommen. Bewegte sich das Gefühl nach der positiven Seite, dann gerieten die Künſtler leicht ins Süßliche. Eine weibliche Empfindsamkeit bemächtigt sich der männlichſten Stoffe, und so iſt es kein Wunder, daß die Hauptgeſtalten dieser Kunſt Jungfrauen und Kinder werden. Die Monumentalkunſt wird eine Blüte des weiblichen Genres. Chriſtian Köhler (1809—1861), der als Vertreter des »heroischen« Genres galt, entlädt seinen Heroismus in der Schilderung bacchantisch mit Harfen, Schellen und Tambourin rasender Frauen. Wer wollte sie alle aufzählen, die Mignon und Semiramis, die Judith, Julia und Cornelia, Goethes und Bürgers Leonoren,



die Genoveva und die heilige Eliſabeth, die Märchenjungfrauen und Madonnen, die niedlich und ſchwärmend, verzückt oder mitleiderregend die Ausſtellungen füllten. Die beiden Leonoren von C. F. Sohn können als Vertreterinnen des ganzen Geſchlechts dienen, Frauengeſtalten, die leicht als monumentale, würdevolle Figuren hätten gebildet werden können, denn die Betonung des Figürlichen, eine gewiſſe repräſentative Anordnung knüpft an monumentale Bildkompoſitionen an. Aber aus der Repräſentation wird eine gefühlvolle Anekdote, die betrübte und die heitere tröſtende Freundin, und die Gedanken des Beſchauers werden ſofort nach dem Grunde der Betrübnis fragen, der in ſolchen Fällen meiſt nicht ſehr fern liegt. Die Figuren ſelbſt aber haben ſo wenig Fürſtliches, in bunter reicher Tracht erinnern ſie an kultivierte Dorfſchönen, und im Ausdruck des Geſichtes erheben ſie ſich kaum über die verſüßte Lieblichkeit des Dorfgenres dieſer Zeit. Ein Schmachten herrſcht im Ausdruck in jeder Linie und Farbe, die den Geſchmack der 30er Jahre repräſentiert.

Und ebenſo reich iſt in der Monumental-, dekorativen und illuſtrativen Kunſt das kindliche Genre vertreten, ja vielleicht iſt dieſe Zeit darin am glücklichſten. Von einem Maler wie Steinbrück (1803—1882) lebt nur die Darſtellung »badender Kinder« in der Kunſtgeſchichte fort. Kinderfrieſe ſind ein beliebtes Dekorationsmotiv, deſſen ſich u. a. Mintrop, Schwind, v. Kaulbach bedienten, um Welt- und Menſchenleben zu verniedlichen, indem man es in Kinderſzenen ſymboliſierte. Der Maler, deſſen biedere Zufriedenheit im engſten Kreiſe, deſſen liebenswürdiges Philiſtertum ihn zu einem der echteſten Vertreter dieſer Zeit gemacht haben, Ludwig Richter, iſt überhaupt nur genießbar in den Darſtellungen des Lebens der Kinder und hat in ſolchen Dingen Unvergängliches geſchaffen, und da er ſich, wie kein anderer, zu beſcheiden wußte, auch in ſeiner Art Vollkommenes. Kinder ſind es, die in ſeinem bekannten Bilde, dem Hochzeitszug, vorausziehen, Kinder ſind ſelbſt noch das Brautpaar, und Kinder ſitzen am Weg und ſchreien Hurra. Und alles ſpielt ſich wieder ab im deutſchen Walde und ſo lieblich und ſonnig und ohne alle Umſtände, wie nur im Kindermärchen. Kinderſzenen ſind es ferner, mit denen das rührſelige Pathos eines F. Th. Hildebrandt am liebſten arbeitet. Wie heute im Kinematographen das naive Publikum mit den Geſchichten unſchuldig leidender Kinder am leichteſten gerührt wird, ſo dieſe naive Zeit durch die Gegenüberſtellung unſchuldiger Kinder und ihrer Henker. Wie ergreifend, wenn die lieblichen Knaben Eduards IV. brüderlich zärtlich aneinander geſchmiegt auf dem Bett liegen und bei dem Anblick ſelbſt die gedungenen Mörder ſchwankend werden. Oder wie effektvoll, wenn ein ſchnauzbärtiger Krieger in rauher Kampfesrüſtung — bei Leſſing iſt es ein Räuber — mit ſeinem Knäblein ſcherzt, für den die Waffen des Kriegers harmloſes Spielzeug ſind. Wie gefunden aber waren für dieſe Künſtler Themen, in denen ſich weibliche Zärtlichkeit mit kindlicher Niedlichkeit vereinigen ließen, wie die Auffindung Moſis, oder Hagar und Iſmael, Genoveva, in welchem Falle das altteſtamentliche Thema auch nicht anders wie das des Volksmärchens behandelt wurde, d. h. anekdotiſch legendär.

Drängte ſo alles in dieſer Zeit auf eine Behandlung monumentaler Aufgaben in einem unmonumentalen Sinne, von Ideen zu Anekdoten, vom Reprä-

sentativen zum poetisch Unterhaltenden, vom pathetisch Imponierenden zum Rührenden, vom Erhabenen zum Familiären, so liegt dem eine Gesinnung zugrunde, die dem Proteſtantismus näher ſteht als dem Katholizismus. Und so iſt es kein Wunder, daß nun auch bewußt Front gemacht wird gegen jene Ideale der dem Mittelalter und dem Katholizismus zugewandten Romantik der Nazarener. In Düsseldorf, wo Schadow, der Genosse Veits und Overbecks in Rom und wie jene katholisch geworden, die nazarenischen Traditionen der kirchlichen Kunſt fortsetzte, malte Lessing seine Hußbilder, die ihn in Konflikt mit Schadow brachten und Veit veranlaßten, als eines der Bilder für das Städelsche Inſtitut erworben wurde, seinen Abschied zu nehmen. Wenn diese Bilder, Huß vor dem Konzil predigend, Huß auf dem Scheiterhaufen, so wenig, ja gar nichts Agitatorisches haben, so beweiſt es nur wieder, wie zahm die Zeit war, der auch der Proteſt zur Anekdote oder zur ergötzlichen Unterhaltung wurde. Die Aufregung Schadows und Veits beweisen aber doch, wie sehr hier ein Gegensatz gegen die vorige Generation sich erhob. Die Vorliebe für den Heroismus und den Adel der Gesinnung mittelalterlicher Ritter, kurz der wieder auflebende Feudalismus der Ritter, die jetzt ja nur noch als Märchenprinzen weiterlebten, fand seine naturgemäße Verspottung in der Person des fahrenden Ritters Don Quichote, den Schrödter sich für seine Spezialität humoriſtischer Genrebilder zum Helden nahm. Aber auch da werden wir bei dem berühmteſten der Don-Quichote-Bilder, Don Quichote im Studierzimmer, jede Schärfe der Satire vermissen und nur einen harmlosen Spintiseur und Sammler alter Schmöker inmitten einer amüsanten Unordnung zu sehen glauben, ja bei dem malerischen Reichtum des Bildes möchten wir faſt wünschen, daß mit noch weniger Witz und mehr Behagen hier ein reines Interieurſtück im holländischen Sinne geschaffen wäre. Die markanteſte Satire auf die Monumentalmalerei hat sich Kaulbach in den Fresken geleiſtet, die er im Auftrage König Ludwigs I. von Bayern an der Außenwand der neuen Pinakothek ausführte. Wie da Cornelius, Overbeck und Veit im Frack zu dreien auf dem Flügelroß gegen die Chimäre des Zopfes mit Schwert und Banner andringen, wird das ganze Nazarenertum als ungeheure Don Quichoterie verspottet. Man hat Kaulbach den Totengräber der Romantik genannt. Aber die Romantik, die er begraben hatte, die der Nazarener, war längſt tot, ehe er sie begraben half.

So ganz fehlt auch die Einsicht in die Beschränktheit der eigenen Zeit und des bürgerlichen Philiſteriums nicht. Einer Satire nach oben hin entsprach die nach unten. Hasenclever (1810—1853) iſt es, der in Bildern wie dem »Lesekabinett«, der »Weinprobe« eine Gesellschaft kleinſtädtischer Philiſter zusammenführt und seine Ironie darauf beschränkt, mit leiser Übertreibung ihrer Wichtigtuerei in kleinen Dingen möglichſt individuelle Typen porträtmäßig glatt und genau zu geben. Aber es iſt doch mehr Humor als Ironie, die Gemütlichkeit in ihrer Komik vermag nur ein vergnügliches Behagen auszulösen. In Hasenclevers berühmteſtem Bilde, Jobs im Examen, sollte die Pedanterie des Examens und der Examinatoren aufs Korn genommen werden. Aber auch hier kommt der Künſtler nicht weiter als zu einer reichen Auswahl sehr origineller, aber selber mehr beluſtigter als beluſtigender Charakter-



typen. Der Witz wird erſt dem ſich erſchließen, der ſich die entſprechenden Verſe der Jobſiade vor dem Bilde rezitiert. Denn maleriſch iſt das Bild ein ſehr diskretes Stück in ſeiner feinen grauen Tönung, ein ſchönes Beiſpiel für die tonige Haltung der Bilder der 40er Jahre. Der Trotz gegen Pedanterie und Philiſtertum verſteigt ſich nicht weiter als zum vergnügten Pokulieren. So hat Haſenclever ſich ſelbſt gemalt, im weichen Hemd mit fallendem Kragen neben dem Weinfaß, das als Tiſch dient, beſetzt mit Flaſchen und Gläſern, den Römer ſchwenkt er hoch in der Rechten. Tod den Philiſtern! hieß es bei Brentano. Jetzt: Na, Proſt!

Der Stil dieſer Monumentalkunſt der Biedermeierzeit iſt abhängig von dem Naturalismus der Zeit, d. h. jener Tendenz, bei allen Darſtellungen der Natur immer den Gedanken an ein be⸗ſtimmtes Vorbild nahe zu legen, immer zu porträtieren und die Züge dieſes Vorbildes möglichſt getreu und im ein⸗zelnen Zug für Zug abzuſchreiben. Was für die Sinnenkünſtler Naturvor⸗bild iſt, das iſt für dieſe Gedanken⸗künſtler die wörtliche Vorlage eines Dichtwerkes oder ſonſt eines literariſchen Produktes. Die Klaſſiziſten hatten ſich bemüht, allgemeine menſchliche Ideen, Tag und Nacht, zu perſonifizieren, die Nazarener, den überlieferten Geſtalten des Glaubens zu neuer Glorifikation zu verhelfen, jetzt tritt an Stelle der Perſonifikation die Illuſtration, Verbal⸗illuſtration, die wörtliche Ueberſetzung eines geſchriebenen Textes. Dichtungen ſind die meiſten Themen der Bilder entnommen, und der Illuſtration von Dichtungen haben ſich alle Künſtler der Zeit einmal gewidmet, mit jenem Ver⸗ſuch, das Geleſene wörtlich ins Bild zu überſetzen, der uns heute nicht nur überflüſſige Wiederholung, ſondern auch unmögliches, barbariſches Bemühen er⸗ſcheint, weil der Duft und die Stimmung des Dichterwortes durch zu große Deutlichkeit zerſtört wird. Das Fresko⸗bild an der Außenwand des Schloſſes Stolzenfels ſtellte dar: »Kurfürſt Werner von Trier empfängt am 30. Auguſt 1400 den neugewählten Deutſchen Kaiſer Ruprecht von der Pfalz und ſeinen Neffen, den Grafen von Hohenzollern, am Fuße der Burg Stolzenfels als Gäſte«, und wer vermöchte den Inhalt des Bildes zu entziffern, der nicht dieſen Text zu leſen bekommt.

Das iſt ja auch das Weſen des Anekdotenbildes dieſer Zeit, daß es nicht bloß wie das echte Genre menſch⸗liche, zur Teilnahme lockende Situationen vorführt, ſondern etwas erzählt, deſſen Vorausſetzung man kennen, deſſen Aus⸗gang man wiſſen möchte. Brennend gern möchte man bei »Middys Predigt« von Ritter erfahren, was der kleine ſelbſt⸗bewußte Kadett den drei vergnügten Matroſen vor ihm zu predigen hat, oder bei Jordans Heiratsantrag auf Helgo⸗land, ob ſie wohl ja ſagt, und bei all den Schiffen in Nöten und Rettungs⸗boten, ob nicht doch noch ein glück⸗liches Ende eintreten wird.

Auch war man durchaus bemüht, in Farbe und Zeichnung natürlich zu ſein, Zeit⸗ und Lokalkolorit in die Dar⸗ſtellungen hineinzubringen. Wie be⸗zeichnend iſt es, daß Ph. Veit die Auf⸗findung Moſis jetzt in ägyptiſchen Koſtümen darſtellt. Aber ganz im naturaliſtiſchen Geiſte der Zeit hält man ſich auch da an gegebene Vorbilder und ſchreibt ſie wörtlich ab, und gibt ſo den dichteriſchen Vorgängen eine modellmäßige Wahrheit ſtatt der dich⸗teriſchen. Hildebrandt hat zu ſeinem »Krieger und ſein Kind« der Ulanen⸗rittmeiſter von Sydow geſeſſen, und damit der Kettenpanzer möglichſt natur⸗

getreu ausfiele, benutzte der Maler eine Kettenbörse aus Stahl, wie sie in jener Zeit Mode war, als Vorbild. Zu den Räubern und Rittern wurden die Modelle von der Straße benutzt. Anständige Leute und Spießbürger in historisches Kostüm gesteckt, mußten für die wildesten historischen Vorgänge posieren, so daß die Kunst etwas Theatermäßiges bekam, wenn schon nichts Theatralisches. Als Hildebrandt Lear und Cordelia trauernd malte, benutzte er das Porträt des Schauspielers Devrient. Goethes Leonoren wollte Sohn darstellen, und da die Geschichte an einem italienischen Hofe spielte, glaubte er durch eine zeitgenössische italienische Volkstracht das Charakteristische der Figuren recht zu treffen. Wenn deshalb Riedel Genrebilder aus Italien, Ritter Typen von der Wasserkante, Bürkel aus dem bayrischen Gebirge malt, so bekommt die Kunst immer einen ethnographischen Beigeschmack. Und es resultiert jener Eindruck von Unwahrheit in der Wahrheit, von Modellrealismus innerhalb dichterischer Unglaubwürdigkeit, die Immermann im Sinne hat, als er von den Düsseldorfern schrieb: »Sie sehen die Dinge zu natürlich zugleich und zu unwahr, die rechte Mitte ist hier noch nicht entdeckt.«

Ist im allgemeinen diese Zeit gegenüber der Kartonkunst der Nazarener reicher in der Palette, farbiger und naturalistischer, so daß das, was uns heute noch gedanklich, koloriert und zeichnerisch vorkommt, einem Cornelius damals als Sinnenkunst und weltliche Entartung erschien, und er zu Riedels italienischen, sonnig bunten Bildern äußerte: »Sie haben alles das erreicht, was zu vermeiden ich mich mein Lebelang bemüht habe«, so hat diese Generation dort, wo sie an den zeichnerischen Stil anknüpft, doch besondere Vorliebe für die Linie, den Umriß. Die feste Körperlichkeit, das Überplastische des Empirestils sagte diesem sentimentalen, süßlichen Geschmack nicht zu, dem kam die Linie, das sanft Geschwungene, das Dünne und Zarte mehr entgegen, so daß — ein logischer Widersinn — Genelli das Leben eines Wüstlings in Umrißzeichnungen zu schildern sucht, in denen die Linie eine vom Inhalt unabhängige Leichtigkeit und Anmut hat. Und in Linien haben M. v. Schwind, Führich, Steinle ihre süßesten Melodien geäußert. Und da ja im Grunde die ganze Monumental- und Anekdotenkunst der Zeit Buchillustration war, voraussetzte, daß man nur schaute, wenn man gleichzeitig las, so ist es kein Wunder, daß jetzt auch in Verbindung mit der Linienkunst der Holzschnitt seine Auferstehung feiert, und die echtesten und dauerndsten Werke der Zeit Buchillustration sind. In diesen hat die illustrative Kunst der Zeit ihren eigentlichen Stil gefunden, hier ist sie echt und wahr. Kaulbachs Holzschnitte zum Reineke Fuchs, Schwinds Zeichnungen für die Fliegenden Blätter mit der zum Weihnachtsmann des deutschen Volkes gewordenen Gestalt des Herrn Winter, Ludwig Richters Holzschnitte mit den Kinderszenen und das Bedeutendste, Rethels Totentanz und Tod als Freund, erheben sich über die Zeit, weil sie dem Geiste der Zeit am meisten entsprechen. Das Format, die volkstümliche Technik des Holzschnittes, der gemütliche derbe Strich, die Einfachheit der Umrißzeichnung, alles trug zu dem Gelingen bei, während sich diese Kunst nie mehr blamierte, als wenn sie versuchte, sich von der Buchseite sogar auf die Außenwände großer Architekturen zu versteigen. Kaulbachs Satiren auf die Monumentalkunst sind nur als Zeichnungen im Witzblatt denkbar, als Fresken eines öffentlichen Gebäudes



eine Blasphemie, und von Schwinds Märchenillustrationen hat man mit Recht behauptet, daß, je größer das Format, um so unbefriedigender das Bild ist, und daß die Schwarz-Weiß-Reproduktion besser wirkt als das Original.

Immerhin ist diese Zeit auch im rein dekorativen Sinne eines bürgerlichen, unplastischen Schmuckes einen Schritt weitergekommen als der Klassizismus, durch das Flächige der Umrißzeichnung, das Ornamentale des Linienschwunges. Veits Triumph der Künste aus den 40er Jahren ist dekorativ außerordentlich wirksam durch das Flächige, Gehaltene der Figurenkomposition, und Bendemanns trauernde Juden sind ähnlich flächig und dekorativ symmetrisch angeordnet. Aber das Anekdotische und Geschichtliche der Darstellung, das erst recht zur Konzentration auf den Inhalt der Geschichte zwingt, widerspricht noch mehr als die repräsentativen Gestalten der Nazarener dem Sinn des Dekorativen, von ferne auf uns zu wirken und uns zu stimmen. Allein aus Möbeln und Zimmern der Biedermeierzeit wissen wir, wie geschmackvoll die Linien- und Flächenkunst dort zu dekorieren vermochte, wo die Aufgabe von vornherein ornamental gestellt war. Die eigentliche Domäne der Zeichnung in dieser Zeit bleibt doch die Buchkunst, und auch da nicht so sehr die Buchdekoration als die Buchillustration.

Die illustrative Tendenz, das Haften am gegebenen dichterischen Stoff ist der ganzen Ideenkunst der Zeit eigen. Aber eine Entwicklung vom Sehen im einzelnen zu tonigerer Gesamthaltung und impressionistischer Stimmung läßt sich auch in der illustrativen Malerei verfolgen, der Stil wird in den 40er und 50er Jahren größer und freier. Die Anmut und Kindlichkeit der christlichen Märchen Führichs (1800—1876) steigert sich bei dem 1810 geborenen Eduard von Steinle zu größerer Auffassung. Das Märchen wird zur Sage. Loreley, die auf schwindelndem Fels mit flatternden Haaren und wilden Bewegungen den Schiffern unten zuwinkt, ist von einer ganz anderen, heroischeren Stimmung als die niedlichen Märchenbilder Führichs. Und es ist auch nicht nur die Auffassung der Figur, sondern die geschickte Ausnutzung der Bildkomposition im Sinne grandioser Stimmung, die die Wirkung bedingt, die knappe Einstellung der Figur im Rahmen, die schroffen Gegensätze von Nah und Fern, von schwindelnder Höhe und bodenloser Tiefe. Durch solches Arrangement bekommen auch lyrische Stimmungsfiguren wie der Türmer, der Violinspieler eine dichterisch-erhabene Größe. Als Steinle im Großpönitentiar das katholische Heiligenbild in eine anekdotische Situation umformte, da ist es wieder die Größe in der Auffassung der Gestalt, die Einfachheit der Linien und die Ausnutzung des Bildformates für die Erhabenheit der Gestalt, die der Anekdote einen grandiosen Zug mitteilt.

Typisch für die 50er Jahre sind dann Hennebergs illustrative Bilder, wie der wilde Jäger, wo die Einzelgestalt untergeht in einer wilden Jagdgesellschaft, die wie ein Sturmwind über die Felder braust. Die Sage wird zur Naturstimmung impressionistisch-bewegtester Art, wo das Düstere und Schaurige in branstigroten und dunklen Tönen vorherrscht. Der trüben Stimmung der Zeit gemäß sind es Ideen von Tod und Gefahren, in die die Jagd nach dem Glück den Menschen hineinreiten läßt, die er in diesem bewegten und flackernden Stile ausspricht.

Die größere Leistung der Zeit aber, weil die größeren Aufgaben stellend und in dem realistischen Geiste der Zeit

auch eher eine Löſung findend, liegt auf dem Gebiete der Hiſtorienmalerei. Auch da wirkte die Entwicklung von den 30er zu den 40er und 50er Jahren erſt befreiend. Wo ein großes Format eine monumentale Behandlung verlangte, da kommen in den 30er Jahren diese Künſtler in der Form nicht los von der architektonisch-zeremoniellen Kompoſition des nazarenischen Heiligenbildes, im Inhalt aber zerſpalten sie das Bild in Einzelmotive anekdotischer Art, und zwar meiſt bürgerlich familiären Genres. Beweis dafür sind die berühmten Fresken in Schloß Heltorf, das Hauptwerk der Düſſeldorfer Schule. Die Unterwerfung der Mailänder von H. K. A. Mücke (1806—1891) iſt in der Form die Darſtellung eines thronenden Heiligen und aſſiſtierender und verehrender Nebenfiguren. In dieses ſtarre Schema iſt der geschichtliche Vorgang einer sich demütigend vor dem thronenden Kaiser vorbeidefilierenden Menge hineingezwungen, die selber in Motivchen, wie ein bürgerliches, sich innig aneinanderschmiegendes Ehepaar, eine händeringende Jungfrau, eine schreitende Mutter mit zwei Kindern, eins auf dem Arm, das andere sich an den Rock hängend, zerfällt. Plüddemanns Auffindung der Leiche Barbarossas ähnelt in der Form verzweifelt einer Beweinung Chriſti; im Inhalt iſt Gelegenheit zu rührseligen Genremotiven. Diese Verzettelung in Einzelmotive miſcht sich auch in die Werke des bedeutendſten dieser Düſſeldorfer Hiſtorienmaler, C. F. Lessings, ſtörend ein. Sein Huß vor dem Konzil (1842), das zuſammengefaßter und dramatiſcher wirkt als Werke der 30er Jahre, enthält in den Kirchenfürſten zu viel ſtudierte rhetorische Posen, wenn auch im einzelnen sehr viel menschliche Wahrheit. In Huß auf dem Scheiterhaufen (1850), das als realiſtische Schilderung eines packenden, immer noch mehr anekdotische als weltgeschichtliche Bedeutung beanspruchenden Vorganges sehr frei komponiert iſt, drängt sich als hiſtorische Koſtümfigur zu sehr der Reiter in blauer Uniform, der Pfalzgraf Ludwig von Bayern, vor, und ein knieendes Paar vor dem Hügel mit dem Scheiterhaufen wirkt zu süßlich. Einheitlicher in der Darſtellung einer hiſtorischen Aktion iſt Leutze (1816—1868), dessen Übergang Washingtons über den Delaware mit glaubhaftem Realismus doch eine überlegte hiſtorische Kompoſition vorführt, eine Bewegung, die in der hochaufgerichteten Geſtalt Washingtons gipfelt, und doch noch weiter auf ein Ziel weiſt, dessen Erreichen in diesem Moment zur Gewißheit geworden scheint. Die Werke der 50er Jahre von Piloty (1826—1886) bringen dann in einer den Franzosen und Belgiern abgelauschten Malweise, einem in sich überzeugenden Kolorismus, lebendige, intimere hiſtorische Momente, deren Bedeutung mehr in einer psychologischen Vertiefung als in der Schilderung tranſitorischer Vorgänge liegt.

Lessing iſt ebenso bekannt als Landschafter wie als Hiſtorienmaler, wobei das Eigentümliche iſt, daß er auch als Landschafter hiſtorisch denkt. Das Wesen der Ideallandschaft dieser Periode iſt es, daß sie nicht mehr architektonisch-dekorativ, heroisch oder idyllisch aufgefaßt wird, sondern als Ort geschichtlicher Vorgänge, deshalb ſtärker individualisiertes Lokalkolorit oder ethnographischen Charakter trägt. Was Lessings Landschaften auszeichnet, iſt ein hoher Ernſt der weiten Gelände und schweren Formen, die Großräumigkeit, die sie zum Schauplatz großer Ereignisse geschaffen sein läßt, das Charakteriſtische einer beſtimmten Land-



schaft, von der Eifel, oder sonſt woher, so daß eine hiſtorische Bezeichnung eine beſtimmte Örtlichkeit treffen würde, und die Bevorzugung wilder, unwirtlicher Gegenden, das Urwäldliche alter 1000jähriger Bäume, das Rauhe menschenverlassener Halden, so daß wir Gegenwartsmenschen dieser Natur nicht nahe kommen, vielmehr an Vergangenheit und kriegerische Ereignisse dabei denken. Kriegsleute, Burgen, Wachttürme sind die naturgemäße Staffage für diese Landschaften. Lessing iſt der Maler der Schlachtfelder. Bewußt hiſtorische Örtlichkeiten nahm Rottmann zum Ziel seiner Landschaftskunſt, wie in seiner berühmten Landschaft von Marathon. Die chriſtlichen Legenden versieht Schirmer mit ethnographisch aufgefaßten Landschaften des heiligen Landes, deren realiſtischer Charakter durch sorgfältig ſtudierte und gemalte Einzelheiten, für die er sich die Kenntnisse auf Reisen erworben hatte, betont wird. Früher war für die religiösen Themata die klassiziſtische Ideallandschaft der heilige Hintergrund, jetzt wird die realiſtisch aufgefaßte Landschaft heilig, weil in ihr die heilige Geschichte spielte. Am ſtärkſten hält Preller an den Traditionen der heroisch-dekorativen Landschaft fest, ein Schüler des alten Koch. Aber auch bei ihm wird sie zur Illuſtration von Geschichten und bleibt deshalb klassisch, weil die Geschichten selbſt, die Irrfahrten des Odysseus, auf klassischem Boden spielen und in dieser idealen Landschaft ihren natürlichen heimatlichen Boden zu haben scheinen. Das Ideale, Charakterlose schien in diesem Fall das Charakteriſtische. So wie er die antiken Posen in lebendige charakteriſtische Vorgänge umzusetzen verſteht, so weiß er auch durch Häufung von Einzelheiten und Ausmalung realiſtischer Details wie ...lichen Vegetation, den Charakter der Ideallandschaft zu einem reichen und interessanten Schauplatz antiker Geschichten auszugeſtalten. Die Bilder wirken ganz lebendig, freilich nicht als Bilder, auch nicht als Dekoration, sondern als Illuſtration.

Unter den Monumentalmalern aber, deren Themen die Geschichte war, ragen drei Persönlichkeiten hervor, in denen sich die Entwicklung der 30er, 40er, 50er Jahre am reinſten und energischſten kund gibt, Kaulbach, Rethel, Menzel.

Gelangt bei Cornelius wie bei Hegel alle Geschichte bei reinſter Konſtruktion an, aus deren Starrheit nur die Gedankensymbolik hinausführte, so wird bei Kaulbach alles Konſtruktive und Symbolische zur Geschichte. Glänzend begabt für die rein darſtellende Seite seiner Kunſt, ganz anders frei und leicht schaffend, mit jener Ungezwungenheit, die wir an Heines Lyrik bewundern, verſteht er es, Cornelius' ſtarres hieratisches Kompositionsschema umzuwandeln in eine leichte freie Gruppierung rhythmischer Art, in der die Linien sich verschlingen und verweben zu einem schmucken Kranze bewegter Leiber und wehender Gewänder. Das Motiv der alten Monumentalkunſt, eine Rangordnung repräsentativer Geſtalten durch einen Stufenbau höherer und niederer Sphären auszudrücken, von denen die oberſte am meiſten Gewicht und Würde hat, weiß er geschickt umzudeuten in eine Wanddekoration, in der das Schwere mauerhaft in der unteren Zone gegründet iſt, das Leichte luftig nach oben wie Blicke durchs Fenſter sich verflüchtigt. So kehrt in immer neuer Variation das Schema der beiden Etagen in seinen großen Fresken wieder. Es iſt die Fortsetzung der Beſtrebungen Runges in seinen Jahreszeiten und Tischbeins in den Idyllen, und auch nur mit einem idyllischen, nichtssagenden Inhalt zu



dekorativer Geltung zu bringen. Aber jedes dieser Fresken sollte ein Symbol der Entwicklung des menschlichen Geiſtes sein, das war im Geiſte des Cornelius, und eine Episode der Weltgeschichte, das war im Geiſte der Zeit. So verbinden sich eigentümliche Ideale, religiöse Gedanken wie Michel Angelos Weltschöpfungsdramatik mit der hiſtorisch-realiſtischen Charakteriſtik einzelner Personen und Typen, nicht immer ohne inneren Widerspruch, aber meiſt mit einem hervorragenden Talent seitens des Künſtlers, das scheinbar Unverträgliche zu vereinen. Kleinlich im Geiſte der 30er Jahre wird diese Kunſt erſt dadurch, daß die hiſtorischen Aktionen sich in einzelne anekdotische Momente zerlegen, in denen das rührselige Genre der Zeit, Kinder- und Jungfrauenszenen, eine allzu große Rolle spielen. Was sollen in der Hunnenschlacht die sylphenhaften Mädchengeſtalten, die über den Boden schweben wie auf Schwinds Märchenbildern die Nixen an nebligen Seeufern. Ob es ein glücklicher Gedanke war, auf der Zerſtörung Jerusalems eine chriſtliche Familie in der Art einer Flucht nach Ägypten von Engeln geleitet aus der gottverdammten Stadt in Frieden ziehen zu lassen?

In demselben Bilde, das an anekdotischen Einzelmotiven am reichſten iſt, wie dem von Dämonen gepeitschten fliehenden Ahasver, der Gruppe trauernder Juden, dem sich tötenden Hohenprieſter, finden sich auch wieder Gruppen dreier sich umschlingender Mädchen, denen der Sturm die Kleider wehen macht, oder eine Mutter, die ihr totes Kind vor sich hinhält und in Verwünschungen ausbricht. Vor allem auf dem Bilde »Homer und die Griechen« darf Homer wie Lohengrin erscheinen, begleitet von Nymphen, das reinſte zeitgemäße Märchenbild. So wird es einem bald klar, daß diesen Bildern das sittliche Pathos fehlt, daß alle Monumentalität nur eine scheinbare iſt, ein oberflächliches Arrangement, und daß ſtatt der erzieherischen idealen Absicht nur Unterhaltung übrig bleibt. Man merkt, daß es dem Künſtler nicht ernſt iſt mit den Ideen. So wenig wie diese Zeit ein Monumentaldrama von schillerischem Pathos hervorzubringen vermochte, so iſt auch diese Malerei im Grunde feuilletoniſtisch, nicht monumental. Denn gerade die Ideen, mit denen in der Geschichte der Kunſt diese heroisch monumentalen Bildgedanken erwachsen waren, von thronenden Göttern und Heiligen und dienender Menschheit, von Sünde und Weltgericht, waren in dieser Zeit am ſtärkſten bekämpft. Es iſt kein Zufall, daß der Freskenzyklus mit der Verherrlichung der Reformation endigt, einer Versammlung von Männern, die die Überzeugung von der Freiheit der Lehre und der Forschung zusammengeführt hat, und bei der auch das ideelle Bildschema architektonischer Art an einem mühsam disponierten Gruppenporträt zerbricht. Die ſtrenge architektonische Komposition einer Schule von Athen wird im Zusammenhang mit der leichten Gesinnung dieser feuilletoniſtischen Hiſtorie zu einer Feſtversammlung, deren oberſte Galerie eine Schar von Zuschauern aufgenommen hat. Und wie die intime Kunſt der Zeit von romantischer Myſtik sich wieder der naturaliſtischen Auffassung der Materie zuwandte, so hat auch diese Ideenkunſt ihr materialiſtisches Programm: es hieß Emanzipation des Fleisches; ein Liberalismus der Gesinnung, der nicht weiter als bis zur individuellen Libertinage der Lebensführung gelangte. Daher bei Kaulbach die Vorliebe für weibliche Figuren, für leichte Dekollettierungen, für das erotische



mythologiſche Genre, wie die zudringlichen Schwäne bei den Nymphen, die Homer begleiten. In die ganze Kleinlichkeit der Biedermeierzeit werden wir hineingeführt, wenn ſich diese Erotik dann hinter unſchuldigen Mienen verſteckt und dadurch einen abſtoßenden Zug ſchüchterner Lüſternheit bekommt. Die Frau, die neben dem Hohenprieſter auf ihre Bruſt mit dem Finger zeigt und um den Todesſtoß bittet, hat bei Kaulbach einen Nebenſinn. Eine bacchantiſch am Boden liegende halb entblößte Frauenfigur ſtellt bei Kaulbach eine Erſchlagene dar, die das Grauenhafte der Hunnenmetzeleien demonſtrieren ſoll. Nach Cornelius' trocken ſehniger Körperzeichnung fällt das Blühende und Sinnliche des Fleiſches auch ſeiner männlichen Akte auf. Das Kolorit iſt ſüßlich ſinnlich, und wie in der Dichtung der Zeit ſich Harmloſigkeit und Erotik mit ſentimentaler Süßlichkeit einſchmeichelnder Verſe vereint, ſo auch dieſe Fleiſchlichkeit mit weichlich ſentimentaler Linienführung, eine Verquickung von Poeſie und Realismus, die uns heute zurückſtößt.

Was bei Kaulbach noch Geſchichten ſind, wird bei Rethel zur Geſchichte. Er überwindet allen Zwang architektoniſcher Dekoration und alle Konſtruktion repräſentativer Anordnung. Ein heroiſch markiger Geſchehensſtil erfüllt die Wände. Seine größte Kunſt iſt es, alle Figuren im Bilde an einem Geſamtvorgang zu beteiligen, indem er ſie um einen Führer ſchart, der gewaltig an Haupt und Gliedern nicht mehr paradiert, wie auf barocken Staatsaktionen, ſondern die Maſſen anführt und ſammelt zu einer einheitlichen Geſamtaktion und dieſer Richtung und Ziel beſtimmt. Indem er die Bewegungen nicht mehr wie Cornelius aus plaſtiſcher [illegible] entwickelt, ſondern dem ſachlichen Zweck dienſtbar macht und doch ſo klar und eindrücklich vorführt, daß die hiſtoriſche Aktion wirklich anſchaulich wird gelingt ihm vor allem eins: die Statiſten in Bewegung zu ſetzen. Durch immer neue individualiſierte Motive erweckt er den Anſchein hiſtoriſcher Realität und ordnet doch jedes Motiv dem Zug des ganzen Geſchehens ein und unter. Dieſes Verſtändnis für die Arbeit des gemeinen Mannes, dieſes Aufräumen mit allen Papprüſtungen und Ritterſpielen der Nazarenerzeit macht ſeine Bilder ſo wuchtig und kernig. Es offenbart ſich darin ein demokratiſcher Zug der Zeit, ein Gefühl für das Bodenſtändige und Urwüchſige, der an Echtheit der Empfindung über das liberale Räſonnement des Jungen Deutſchland weit hinausgreift und am eheſten in Immermanns Oberhof ein Gegenſtück hat. Seine ganze Entwicklung geht immer mehr vom Repräſentativen zum Aktuellen, von der Einzelfigur zur Maſſenaktion, vom Zentriſch-Architektoniſchen zum Zykliſch-Hiſtoriſchen. Vor allem aber, was keinem in dieſer Zeit gelungen iſt, hat er bewältigt, das kleinlich Naturaliſtiſche der Zeit umumzubilden in eine hiſtoriſche Realität. Von einem Wald, einer Gruft, einer Parkmauer, einer Alpenlandſchaft gibt er nie mehr als gerade zur Charakteriſtik der hiſtoriſchen Örtlichkeit nötig iſt, in den Koſtümen mehr eine allgemeine hiſtoriſche Wahrheit, als archäologiſche Treue oder detaillierte naturaliſtiſche Modellſchilderung. Die Menſchen aber, die er darſtellt, haben etwas ſo Urwüchſiges, eine heldenhafte ungebrochene Kraft, daß wir ſie unmittelbar als Vorfahren, als Menſchen der Vergangenheit anſehen, ohne uns klar zu machen, daß es eigentlich nur der Lapidarſtil geſchichtlicher Überlieferung iſt, der das Vergangene uns als einfacher und

kräftiger als die Gegenwart empfinden läßt. Es ist nicht mehr die Ehrfurcht vor den dargestellten Gestalten, die uns ergreift, sondern vor der Überlieferung. Das ist die Monumentalität Rethels. Sein Stil aber ist ein durchaus männlicher.

Auf Rethel folgt Menzel, der ältere, aber länger lebende Künstler. Er führt die Geschichte in den impressionistischen Stil der 50er Jahre hinein, nicht um sie zu verflüchtigen, sondern um mit Hilfe impressionistischer Kunst der Farben, Lichter, Atmosphäre sie mit der Stimmung zu umgeben, die sie unmittelbar lebendig macht. Er hat nicht mehr nötig, das historische Ereignis zur kleinlichen Anekdote herabzumindern, Fürsten und Könige sentimental spießbürgerlich aufzufassen, um sie uns nahe zu bringen, das besorgt jetzt die Lebendigkeit der Malerei. Bei Rethel wirkte die Wahrheit des gegenwärtigen Bildes als echte Vergangenheit, bei Menzel wird die Vergangenheit unmittelbarste Gegenwart. Kein Wunder, daß es Szenen aus dem Privatleben eines Königs sind, die er am liebsten schildert, dort, wo der Herrscher sich am menschlichsten gibt, und den König, der in seinem aufgeklärten Despotismus dem Bürgertum und Geist und Freiheit mehr zugestanden, als die, die nach ihm kamen. Die großen historischen Leistungen der Malerei der 50er Jahre sind Menzels Bilder aus dem Leben Friedrichs des Großen.

Die ganz ungeheure Lebendigkeit, mit der diese Szenen vor uns hintreten, der weiche Glanz, der doch nie prunkt, sondern stets der Sache dient, der Fleiß, mit dem hier Delikatesse und feinste Verhältnisse aufgefaßt sind, beweist, wie segensreich die Handwerklichkeit in den 30er Jahren war. Das Jahrhundert der Technik fing an Früchte zu tragen. Das Eisenwalzwerk aber weist darauf hin, wie sich das Jahrhundert der Technik zum Jahrhundert der Industrie entwickelt, einer Lebensverfassung, die in sich Kräfte genug entwickelt, die niedersten Stufen des Lebens zum Gegenstand der Monumentalkunst zu machen.

Das Fazit aber dieser Entwicklung der Monumentalmalerei in dieser Periode, der historisch erzählenden, liegt klar zutage. Obwohl in der malerischen Darstellung und Menschlichkeit der Auffassung diese Bilder leichter zugänglich sind, als die Ideen und Repräsentationen der Monumentalmalerei früherer Zeiten, sind sie doch weniger unmittelbar wirksam, weniger populär, weil ihnen im Inhalt das fehlt, was zu jeder Monumentalmalerei gehört, die Tradition, der überzeugende, nicht im Einzelnen, sondern im Bewußtsein des Volkes lebende Gehalt, der schon in dieser Phantasie des Volkes Form und Gestalt gewonnen hatte. Das, was man jetzt illustrierte, war ein Inhalt, der auf Bildung rechnete und dem Zufall oder der Mode angehörte, es war Privatsache. Auch setzte es mehr ein Wissen voraus, als das Gefühl der Verehrung. Deshalb fehlt auch den historischen Themen die Notwendigkeit, die zur Vergegenwärtigung im Bilde drängt. Das Wort genügte schon vollständig zur Schilderung dessen, was das Bild illustrierte. Deshalb ist das, was in diesen Bildern wirksam ist, nicht die Monumentalität, sondern, was auch an einem allgemeinverständlichen Gehalt rein als Malerei, als Darstellung, unterhaltend und augenerfreuend gewirkt hätte, als Genre, tatkräftiges Geschehen und psychologisch vertieftes Leben. Was aber illustrativ an diesen Bildern war, ein Wissen voraussetzend, präsentierte sich am besten in unmittelbarer Verbindung mit dem Text, als Buchschmuck, denn der allgemeine Inhalt war verloren gegangen, eine Unterschrift mußte ihn ersetzen. So war die





Monumentalkunst in Form und Inhalt um einen Schritt weiter dem Verfall entgegengeführt. Was von ihr noch lebte, waren rein äußerlich das Format, gewisse dekorative wandschmückende Formen und die illustrative Tendenz. Gerade letztere aber bewies am stärksten die Unmöglichkeit einer Monumentalkunst in einer Zeit, der die Tradition nichts, der Fortschritt alles wurde. Stärker als die vorangegangene Epoche krankt diese an dem Widerspruch, technisch bereits alle Mittel für eine Malerei um der Malerei willen in der Hand zu haben, sie aber im Dienst herkömmlicher, unmalerischer Aufgaben verwenden zu müssen.

Die Eroberung der Islamwelt.

Eine französische Beleuchtung der angelsächsischen und germanischen protestantischen Missionen.

Von

Martin Hartmann.

Die christliche Mission hat in den letzten Jahrzehnten ihr Arbeitsfeld erweitert, ihre Methoden vertieft. Der Hauptanteil entfällt hierbei auf die protestantische Mission. Man wird vielleicht sagen dürfen, die katholische Mission sei im wesentlichen stabil geblieben. Jenes Anwachsen der protestantischen Betätigung findet seine Erklärung in einem wirtschaftlichen Moment: die Geschäftswelt Europas und Amerikas erkannte den hohen Wert, den die Mission für ihre Beziehungen zu fernen Ländern hat, und unterstützte sie mit beträchtlichen Summen. Erst in zweiter Linie steht eine Steigerung des Interesses an Unternehmungen religiösen Charakters, das übrigens, wenigstens in Deutschland, nur auf kleine Kreise beschränkt ist. Es mag nicht unbedenklich scheinen, daß die protestantische Mission durchaus im Banne der starrsten Orthodoxie steht, und man wird die Augen offen halten müssen, damit nicht diese Richtung nach dem Erfolge unter den »Heiden« nun etwa Angriffe auf unser heimisches Geistesleben wagt. Für Deutschland können wir bei dem gesunden Sinne unseres Volkes unbesorgt sein. Und so muß auch fernerhin von zwei Seiten her eine Einwirkung auf die Entwicklung geübt werden: 1. Es muß der Arbeit der Mission sorgfältig nachgegangen, es müssen namentlich ihre Theorie und Technik, wie sie in neuster Zeit gefördert worden sind, geprüft werden, unter mittätiger Ausbildung der nichtreligiösen Momente; 2. der Staat muß, wenigstens so weit Kolonien in Betracht kommen, eine scharfe Aufsicht üben und darüber wachen, daß das, was allein für ihn an den Missionsbestrebungen von Interesse ist, die Werke sozialer Fürsorge, in gehöriger Weise Vertretung findet, sowie daß nicht in irgend einer Weise Gewissenszwang geübt wird.

Das Studium des neuen protestantischen Missions-Kurses ist nun in geradezu mustergültiger Weise vorgenommen von Alfred Le Chatelier in *La Conquête du Monde Musulman* (Novemberheft 1911 der von ihm herausgegebenen Revue du Monde Musulman), 327 Seiten, einer Arbeit die in ihren Einzelheiten von dem ihm zur Seite stehenden Stabe vorzüglicher Mitarbeiter ausgeführt ist. Der spiritus rector ist er, und von ihm

sind die allgemeinen Teile des Werkes geschrieben: die Einleitung und die »Conclusions«.

Der hochverdiente Gelehrte, der in besonderer Weise dazu beigetragen hat, der Soziologie den ihr gebührenden Platz in dem akademischen Unterrichte Frankreichs zu schaffen (er hat den Lehrstuhl für Geschichte und Soziographie der mohammedanischen Länder am Collège de France inne, vgl. mein »Islam und Reform« in den »Beiträgen zur Kenntnis des Orients« VIII), ist völlig parteilos. Echter Gesellschaftwissenschaftler, sieht er in den Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens die Evolution von Kräften, die sich nach Gesetzen vollzieht, Gesetzen, die eben die Soziologie zu finden und zu begründen berufen ist. Aber der Gelehrte gehört selbst auch Gesellschaftgruppen an. Sucht er Wirkungen und Gegenwirkungen in dem sozialen Leben zu erkennen, so begibt er sich damit nicht des Rechts, sich als Glied der Gesellungen zu fühlen und nach dem, was ihn die Vernunft als das richtige erkennen läßt, mit einem Einschlage von Sympathien und Antipathien, Stellung zu nehmen. Le Chatelier ist Franzose von starkem völkischen Empfinden, er befindet sich wirtschaftlich in einer günstigen Lage und gehört in seinem Vorstellungsleben keiner Kirchengemeinschaft an, sondern ist eine nach Erkenntnis durstende und ringende Seele. Politisch ist er völlig frei und nimmt keinen Anstand, den hetzenden Parteien Frankreichs, namentlich der sich nationalistisch gebärdenden, in Wirklichkeit rein kapitalistische Interessen verfolgenden Gründer- und Spekulantengruppe unentwegt den Spiegel vorzuhalten.

Die Behandlung der protestantischen Missionen knüpft sich für Le Chatelier an das Problem der »Politique Musulmane«, dem er in seiner Zeitschrift das Heft Oktober 1910 gewidmet hat. Er legte dort die Ansichten dar, die er sich gebildet hatte über die Zukunft des Islam und die Art, wie die politischen Möglichkeiten von seiten der Kulturwelt zu betrachten und vielleicht zu leiten seien.*) In dieser Arbeit urteilt er von einem sehr hohen Standpunkt aus. Er ist frei von Feindseligkeit gegen den Islam als Religion, er ist frei von unfreundlichen Gefühlen gegen einzelne islamische Völker, er ist auch frei von Engherzigkeit in dem Urteile über die Teilnahme der Kulturwelt an der Weiterbildung der Islamwelt. Als französischer Patriot wünscht er seinem Lande, seinem Volke einen besonders großen Anteil an der Kulturarbeit, die da zu tun ist. Auch das ist echt patriotisch, daß er Frankreich für besonders berufen hält, eine heilsame Aktion zu üben (S. 5). Der springende Punkt in seinen beiden Arbeiten ist, wie er sich die Aktion Frankreichs denkt. Le Chatelier will die »Uni-

*) Eine knappe Darstellung der von Le Chatelier in dieser hochbedeutenden Arbeit vertretenen Ideen nach der älteren kürzeren Fassung in La Position Économique de l'Islam (Rev. Écon. Intern., Juli 1910; die »Politique« lag mir noch nicht vor) mit eigener Stellungnahme dazu gab ich in dem schon oben erwähnten Aufsatz »Islam und Reform«. Ich konnte der Auffassung einer gewaltigen islamischen Wirtschaftentwicklung nicht beistimmen, weil solche Entwicklung sich unabhängig von der religiösen Gesellung vollzieht. Wenn sich »islamische« Handelsgesellschaften. Banken, Hotelunternehmungen und dergl. bilden, so erweist sich sehr schnell diese Spekulation für einen wirklich großen Betrieb als unfruchtbar. Es ist ebenso wie mit »christlichen Missionshospizen«, wie mit jüdischen Banken u. ä. Man hält sich eine Weile, man hat sogar vielleicht einen kleinen Profit. Aber wirtschaftliche Betriebe großen Stils, die in das ganze Gesellschaftsleben eingreifen, lassen sich auf diesem Grunde nicht aufbauen, und die Islamwelt wird eine innere Stärkung nicht erfahren, wenn es auch noch so viele islamische Handelshäuser, Aktiengesellschaften usw. gibt.

versité«, d. h. die französischen Hochschulen für das große Werk der Zivilisierung des Orients mobil machen. Ich gebe die beiden Abschnitte, in denen er seine Gedanken entwickelt, in Übersetzung wieder. Man wird seine Worte, in denen sich ein nicht unberechtigter Schmerz kundgibt über das Zurückstehen Frankreichs in der großen Bewegung, nicht ohne Sympathie lesen. Zugleich wird man Bedenken äußern dürfen, ob der von ihm angeratene Weg Erfolg verspricht, ja ob er vom Standpunkte des Kulturfreundes aus zu billigen ist. Auf diese Fragen soll in einem Schlußworte hier Antwort gesucht werden. Hören wir ihn zunächst selbst.*)

(Einleitung) (5) »In der Abhandlung von 1910 über das Problem einer islamischen Politik sagten wir: ‚Die Arbeit Frankreichs im Orient muß zunächst erziehlich und intellektuell sein, um in weiterem und sichererem Maße heilsam werden zu können.' Zur Lösung dieser Aufgabe dürfen wir nicht auf die Privatunternehmungen aus kirchlichen oder Laienkreisen rechnen. In unserer Gesellschaft, wo alles auf das Staatsbudget zugeschnitten, und die der Entwicklung von Unternehmungen der Privatinitiative nicht günstig ist, sind sie ohnmächtig; außerdem haben sie besonders gerichtete Ziele. Ihre Anstrengungen würden ohne Bedeutung bleiben für die allgemeine Unpersönlichkeit eines gemeinschaftlichen Vorgehens, wie es heute nötig ist. Einzig die Hochschulen, mit ihren Hilfsmitteln, ihrer Blütenfülle von Intelligenzen, Kenntnissen und gutem Willen könnten den Bedingungen genügen. Möge es ihnen vergönnt sein, voranzugehen und ihre Hochschuleinrichtungen überallhin in die Islamwelt ausschwärmen zu lassen.

*) Die eingefügten Ziffern sind die Seiten des Novemberheftes 1911 seiner Revue.

(6) Eine starke Stütze für diese Betrachtungsweise wird man in den hier folgenden urkundlichen Mitteilungen über die angelsächsischen und germanischen evangelischen Missionen finden, die in der Islamwelt an der Arbeit sind. Es kommen ihnen soziale Kräfte zugut, die von den für unser Volk charakteristischen verschieden sind; durch sie haben sie eine Bedeutung gewonnen, die weit über das hinausgeht, was man sich in Frankreich gewöhnlich vorstellt.

Seit langem hatten wir vor, einen eingehenden Bericht über die Tätigkeit dieser Missionen zu geben, die sowohl durch den Reichtum ihrer materiellen Hilfsmittel im Kampfe gegen den Islam wie durch ihre Methoden Beachtung verdienen.

Das in Frankreich alleinstehende Beispiel der katholischen Mission in Beirut regt zu mancherlei Erwägungen an. Der mannigfaltige Unterricht, der in der Universität des Heiligen Josef erteilt wird, hat zwar keinen direkten Einfluß auf das Vorstellungsleben in der islamisch-arabischen Welt, aber er hat nichtsdestoweniger zur Entwicklung der französischen Kultur in Syrien und Ägypten in intensiver Weise beigetragen. Ziele und Methoden der Erziehung waren andere als im französischen Lyceum in Galata. Aber die Ergebnisse lassen sich vergleichen, soweit die Ausbreitung der Kenntnisse und Gedanken, die von der französischen Sprache getragen werden, in Betracht kommt.

Dieser Fall zeigt, daß religiöse Missionen, die über ein erhebliches Budget verfügen und intelligent und methodisch geleitet werden, selbst in Islamländern für die Durchdringung mit den europäischen Kulturen viel leisten können.

Der Ehrgeiz der Missionen liegt in einer anderen Richtung. Rev. Samuel M. Zwemer, der Begründer und Direktor von The Moslem World, hat die Güte gehabt, aus Bahrein unter dem 2. Auguſt 1911 einen Brief an uns zu richten. (7) Dieses Schreiben zeigt Hoffnungen für die evangelischen Missionen, die vielleicht zu weit gehen. Man urteile nach folgender Stelle: ‚Die Ergebnisse der Missionsarbeit in islamischen Ländern haben einen doppelten Charakter: sie sind aufbauend und zerſtörend, oder, wenn Sie wollen, zersetzend und wiederaufbauend. Es iſt nicht der geringſte Zweifel, daß man den Missionen viel mehr als der weltlichen Zivilisation die Tatsache verdankt, daß zum Beispiel in der Türkei der Islam auf dem Wege iſt, seine Dogmen und seine Moral zu modifizieren. Ebenso ſteht es in Ägypten und überall sonſt. Die Zahl der zum Chriſtentum Bekehrten darf nicht nach den Taufſtatiſtiken geschätzt werden. Wir, die wir an Ort und Stelle sind, wissen, daß es buchſtäblich Hunderte von Muslimen gibt, die heimlich an die chriſtliche Religion glauben und den Islam im Herzen aufgegeben haben.‘

Kein Zweifel, daß die proteſtantischen und katholischen Missionen zur Erschütterung des islamischen Dogmas beitragen. Die Ursache iſt aber weniger der Gegensatz eines anderen Dogmas als das Auftreten der Gedanken, die die europäischen Sprachen begleiten. Diese Gedanken bringen dnrch das Englische, das Deutsche, das Holländische wie durch das Französische den Islam in Berührung mit der europäischen Presse und erleichtern so den materiellen Fortschritt der Islamwelt. Sie treffen und zersetzen den religiösen Gedanken, der seine Kraft nur aus der Vereinzelung schöpfte.

Darf man wirklich mit unserm hervorragenden Korrespondenten schließen, daß Hunderte von innerlich Bekehrten in dem Schreine ihres Gewissens den Augenblick erwarten, wo sie sich als Chriſten bekennen können? In den Gruppen, die in ethnischem Sinne iranisch und Hindus sind, und wo die Veränderlichkeit der Glaubensvorſtellungen geradezu einen sozialen Charakterzug ausmacht, hätten vereinzelte Bekehrungen nichts Überraschendes. Ebenso bei Semiten des hebräischen Zweiges. Weniger aber darf man auf Übertritte rechnen bei den Saijids, Pathanen und (8) Scheichen Indiens, bei ihren afghanischen Nachbarn, bei allen Türken und Turkmenen und bei den wirklichen Arabern und Persern. Bei der großen Mehrheit der islamischen Völker darf man das Aufgeben der sozialen Einrichtungen des Islam zugunſten eines anderen Kultus nicht erwarten. Die fortschreitende Schwächung des islamischen Gedankens und die entsprechende »Untergrabung« vollziehen sich überall. Aber der religiöse Geiſt erfährt nur eine Zersetzung, nicht einen Wiederaufbau.

Das Problem gehört übrigens zu der Gruppe von Problemen, deren Erörterung nur ein platonisches Interesse hat. Wir möchten nur darauf hinweisen, daß der Satz von einer mehr oder minder schleunigen Evolution des Islam durch die Zersetzung und Untergrabung seiner religiösen Vorſtellungen uns durchaus annehmbar und natürlich erscheint. Dagegen scheint uns eine sich daran schließende Bekehrung des Muslims zum Chriſtentum außerhalb der Wahrscheinlichkeit zu liegen. Wie Chriſt und Jude wird auch der Muslim durch die Lehren des modernen Lebens nicht eben zu religiösen Glaubensvorſtellungen hingezogen. Er wird vielmehr davon abgelenkt.





Wie man auch immer über die Ergebnisse denken mag, die das Missionswerk im zweiten Teile seines Programmes zu erwarten hat, das ist sicher, daß die Erziehungsbemühungen des Christentums von einer Entislamisierung begleitet werden. Die politische Aufteilung des Islam wird diesen Prozeß besonders scharf hervortreten lassen, denn sie erleichtert alle zivilisatorischen Betätigungen Europas. Tatsächlich verschwindet der Islam politisch. Er wird bald nur noch als eine Zivilisation eigener Art bestehen, die in den westlichen Herrschaftsgebieten untergebracht ist.

Unsere Freunde aus der Islamwelt werden vielleicht finden, (9) daß man etwas frei über ihre Zukunft verfügt. Aber ist sie jetzt nicht allen Folgen des Irrtums der Jungtürken ausgesetzt, die als Erben des Hamidismus an seinen politischen Verirrungen festhielten, nachdem sie ihn gestürzt hatten? Sie konnten das Osmanische Reich und das Kalifat nur durch eine Verfassung von »Vereinigten Staaten des Islam« retten. Im andern Falle war die Aufteilung des Reiches unvermeidlich. Nicht aus einer Vorliebe · für bildliche Rede, sondern im wahren Sinne des Wortes haben wir, sechs Monate vor der Besetzung von Tripolis, den islamischen Lesern dieser Zeitschrift die Zukunft vorausgesagt, die Konstantinopel zwischen Deutschland und Rußland bevorsteht.

Die zivilisatorische Arbeit der angelsächsischen evangelischen Missionen schöpft aus der neuen Lage der Islamwelt eine Bedeutung, die mit reißender Schnelligkeit zu wachsen berufen ist.

Unter diesem Gesichtspunkt halten wir es für wichtig, den deutschen Missionen neben den englischen und amerikanischen einen Platz anzuweisen. Waren sie doch früher miteinander verbunden wie in Jerusalem, wo das protestantische Bistum zuerst abwechselnd englische und deutsche Verweser hatte. Nun sind auch die Missionen beider Sprachen bei den Weltkongressen 1906 und 1911 zusammengegangen.

Es ist ganz natürlich, daß wir bei der Achtung, die wir diesen Arbeiten nach Verdienst zollen, in besonderer Weise einen Wettbewerb hervorheben, von dem in naher Zukunft die Beherrschung eines der großen Märkte der Menschheit abhängen wird.

Gern hätten wir dem Mechanismus dieses Wettbewerbes eine ausführliche Darstellung gewidmet, sofern dieses Problem zu denen gehört, denen die französischen Staatsmänner ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden nicht zaudern dürfen. Es war uns aber nicht möglich, und so müssen wir uns darauf beschränken, eine Zusammenstellung von Analysen zu geben. Die Lehre, die sich daraus ziehen läßt, wird immerhin deutlich genug sein.

(10) Statt die Tatsachen synthetisch zu gruppieren, begnügen wir uns, sie ohne Kommentar vorzulegen. Unsere Quelle sind Werke und Artikel, über die hier Bericht erstattet wird in dem Sinne urkundlicher Beweiskraft. Das Problem, das uns beschäftigt, wird nun gewiß für wache und denkende Geister keine dunklen Punkte mehr haben nach Prüfung der Akten, die wir den Lesern dieser Zeitschrift vorlegen.

Wir hoffen, daß die Mitglieder der fremden protestantischen Missionen uns nicht böse sein werden, wenn wir uns auf den Standpunkt stellen, der naturgemäß der Standpunkt dieser Zeitschrift bleiben muß. Sie kannten bereits unsere Gefühle für ihr Werk. Wir konnten dessen Bedeutung nicht besser charakterisieren, als indem wir für die nationale Politik Frankreichs die

Notwendigkeit betonten, sich bei dem Wettbewerb um die intellektuelle Expansion an die Hochschulen zu wenden als die tätige Verpersönlichung unseres Landes.«

*

Das sind die einleitenden Worte Le Chateliers, die in so würdiger und sympathischer Weise Bestrebungen gerecht werden, die — das ist nun einmal nicht zu leugnen — den französischen Einfluß schwer bedrohen. Die »säkularen Rechte Frankreichs« wird die französische Presse nicht müde zu betonen, ohne zu bedenken, daß es in Dingen des Besitzes ewige Monopole nicht gibt, und daß Individuen wie Gruppen unter dem Worte stehen: »Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.« Hören wir nun die »Conclusions«:

(255) »Am Tage nach der Osmanischen Revolution konnte man für den Islam eine Ära sozialer Wiedergeburt erwarten. Aber die Häupter der liberalen Partei vergaßen ihr Programm, als sie zur Herrschaft kamen.

Die europäische Diplomatie begriff nicht, ein wie großes Interesse sie hatte, das konstitutionelle Regiment in der Türkei und in Persien zu schützen. Es wurde bald klar, daß die Fehler, die man in Konstantinopel und in Salonik, in Teheran und in Täbris beging, für die Islamwelt das Ende ihres politischen Lebens bedeuteten.

Diese Menschenmasse, die über Asien und Afrika vom Chinesischen Meere bis zum Atlantischen Ozean verteilt ist, sollte durch das demnächstige Verschwinden des Kalifats und der letzten unabhängigen Staaten ihr hergebrachtes Gleichgewicht verlieren. Was sollte dann aus der islamischen Zivilisation werden, sofern man sie als eine Anhäufung menschlicher Gesellschaften ansieht? Wie sollte ihre Evolution orientiert sein?

Die fabelhafte Entwickluug der islamischen Presse, der Fortschritt der Verkehrsmittel, die Ausdehnung der internationalen Beziehungen vervielfältigen die Berührungen der Islamvölker. Man muß also darauf gefaßt sein, daß die wirtschaftliche Rolle des Islam unter der europäischen Herrschaft bedeutend anwächst, dank der Vorteile (256), die ihm die verhältnismäßige Gleichförmigkeit seiner sozialen Einrichtungen und der gemeinschaftliche Gebrauch einer Sprache der Literatur und der Religion gewähren. Daraus erklärt sich die wachsende Bedeutung einer Islampolitik erziehlichen Charakters für die europäischen Völker. Ihre Beziehungen zu den 200 Millionen Menschen, die die Islamländer bewohnen, sind von dem Einfluß der intellektuellen Kultur abhängig.

Ich habe dieses Problem zuerst in der Revue Économique Internationale behandelt, ausführlicher dann hier unter unter dem Titel »Politique musulmane«. Dem Parlamente wurde eine Reihe von Entwürfen vorgelegt, ohne daß es deren Ursprung kannte. Vor seinem Auge lebten sie wieder auf, die alten Bilderchen »Panislamismus«, »islamische Gefahr«, »geheime Einflüsse des Islam«, all das zum Zeugnis für »bewundernswerte Ergebenheit«. Das Resultat war, daß unser Vaterland sich wenigstens auf dem Papier beschenkt sah mit einer Kommission für Islampolitik, die aus drei Ministern, neun höheren Beamten und zwei Sekretären bestand.

Im Hinblick auf dieses Endergebnis beklagte ein großes, skeptisch angehauchtes Preßorgan, daß Frankreich keine Zeitschrift besäße, die der Islamwelt gewidmet sei. Das hieß ziemlich in die Ferne schweifen. Die Revue du Monde





Musulman wird im Dezember das Generalverzeichnis zu ihren ersten fünfzehn Bänden erscheinen lassen.

Anderswo brach sich der Gedanke einer systematischen Islampolitik Bahn. Rußland folgte als erstes Land dem Beispiele der Revue du monde Musulman mit einer in Paris publizierten Zeitschrift, dem ‚Musulmanin'. Später erschien in Deutschland ‚Der Islam', in England ‚The Moslem World'.

Alle Leser der Revue du Monde Musulmane kennen dieses englische Organ, eine tüchtige Vierteljahrszeitschrift, in der man, abgesehen von dem, was zum Gebiete der religiösen und (257) missionarischen Ziele gehört, ein reiches und klares soziographisches Belegmaterial findet. Allgemeine Achtung genießt auch das deutsche Organ, dessen maßgebende Bedeutung gestützt wird durch Namen wie den Beckers, seines gelehrten Herausgebers, und den Martin Hartmanns, unseres Mitarbeiters. »Der Islam« macht der deutschen Gelehrsamkeit durch zahlreiche Arbeiten von hohem Werte Ehre.

Die russische Zeitschrift, die seit einigen Monaten nicht mehr erscheint, war weniger bekannt, obwohl sie von 1908 datierte. Sie hatte zwei Eigenheiten: die eine ist, daß sie, obwohl in Frankreich erscheinend, unser Land, besonders seine Schulen, reichlich beschimpfte, die zweite, daß sie während einer Unterbrechung der Abonnenten die militärfachlichen Publikationen des Vereins der Offiziere in Warschau lieferte. Ihr Standpunkt war also ein besonderer und schwankender. Übrigens sprach sie über islamische Dinge in kompetenter Weise.

‚Der Islam' und ‚The Moslem World' haben über unsere französische Zeitschrift Mitteilungen gebracht. Indem wir unseren Dank dafür aussprechen, können wir die Tatsache feststellen, daß über die allgemeine Evolution des Islam in den Spezialzeitschriften in vier verschiedenen Sprachen eine gewisse Meinungseinheit herrscht. Diese Urteile, die in der Einzelbewertung auseinandergehen, aber als allgemeine Vorstellung zusammenfallen, haben in Lucknow in der Eröffnungsrede des Missions-Weltkongresses eine präzise Synthese erfahren. Wir boten unseren Lesern zwei Inhaltsangaben dieser Rede. Sie werden sich dabei der entsprechenden Ansichten erinnert haben, die wir früher in dieser Zeitschrift entwickelt haben. Es konnte nicht entgehen, daß der Präsident des Kongresses einer erzieherischen Islampolitik die überwiegende Rolle zuwies. Die Ziele sind andere, aber die Kenntnis der Verhältnisse führt zu denselben Mitteln.

Diese Sachlage, die so kennzeichnend ist, erklärt, daß für die Revue du Monde Musulman in besonderem Maße die Schwierigkeiten empfindlich sind, die sie bei den Versuchen erfährt, ihre Lehren in ihrem natürlichen Wirkungskreise zur Geltung zu bringen. Diese Lehren finden einen Widerstand in den naivsten Träumereien. Da ist z. B. die lustige Erfindung, daß der Kedive von Ägypten für das Kalifat kandidiert; da sind außerordentliche Schönfärbereien, wie jene Definition, die die Steuern, die in den besetzten marokkanischen Gebieten erhoben werden, in ‚koranische Steuern' verwandelt! Das ist ebenso, als ob man dem Gesetze, das von der algerischen Eroberung geschaffen ist, Korantugenden zuschreiben wollte, als ob man erklären wollte, wir hätten, als wir den Armenzehnten unter Mißachtung des islamischen Gesetzes zur Staatssteuer gemacht, diese Steuer koranisiert. Das wäre ferner ebenso, als ob man die



Auswanderungen aus Tlemcen und Setif als eine Sache des Fanatismus erklären wollte, während doch die Eingeborenen nur deshalb fortgehen, weil sie nicht die Wohltaten des französischen Gesetzes erlangen können.

Diese Beispiele rechtfertigen den Entschluß, der uns durch das Schauspiel der angelsächsischen und germanischen Missionstätigkeit eingegeben ist. Die ungeheuren wohlorganisierten Anstrengungen dieser Missionen zielen immer systematischer auf die Erziehung. Diese Vorstellung ist den Kreisen, die in Deutschland, England und Rußland von den unserer Revue entsprechenden Organen vertreten werden, ganz vertraut. Wir handelten also ganz richtig, indem wir mit der Einführung dieser Anschauung vorangingen. Leider ist es uns nicht gelungen, ihr dort Eingang zu verschaffen, wo sie zu allererst hätte sich durchsetzen sollen.

Dürfen wir zulassen, daß eine Beweisführung, auf Grund von Erfahrung, die in ihrer Intensität packend ist, unbeachtet bleibt? So entscheidend auch die Ergebnisse der hier vorgelegten Untersuchung sind, wir laufen doch Gefahr, daß man sich über die Lehre, die sie geben, täuscht. Wie sollen wir es machen, um ihnen die ganze Tragweite zu geben, die wünschenswert ist?

Wir möchten nicht weiter auf die Gründe eingehen, die uns bestimmt haben, die denkende Auslese der Nation direkt mit der Frage zu befassen. Konnten wir etwas Besseres tun, als uns an alle Mitglieder des Hochschulunterrichts zu wenden? Alle haben das folgende Schreiben erhalten.«

Ich gebe von diesem Schreiben, das vom 30. November 1911 datiert ist, nur den zweiten Teil wieder, da der erste nur die Aufmerksamkeit auf einige besonders markante Punkte der protestantischen Missionsbetätigung lenkt (die beiden Missionskongresse in Kairo und Lucknow; einige Hauptziffern über Zahl und Bedeutung von Schulanstalten, Druckereien, Hospitälern; die enormen Kapitalien, über die die größten Gesellschaften verfügen).

»Überall hat man den Eindruck einer ungeheuren Anstrengung, die in tätigem Vormarsch ist und die die Tendenz zur Vereinheitlichung und Organisation hat. Wie ist nun der Stand der Verteidigungsmaßregeln der französischen Kultur gegenüber diesem stark wirkenden Gedanken, den der Kongreß von Edinburg als die imposante Masse der angelsächsischen und germanischen evangelischen Missionen beherrschend erwiesen hat?

Gewiß, die Erziehungsresultate der katholischen Universität in Beirut und der anderen französischen Missionen in China oder Afrika, der Lehranstalten der Laienmission und der Schulen der Alliance Israélite sind sehr bedeutend. Aber ihre Summe läßt sich auch nicht entfernt messen mit den Fortschritten der Missionsarbeit seitens der konkurrierenden Sprachsphären. Diese gewinnen mit rasender Schnelligkeit neues Terrain, und die Organisation ihrer Arbeit führt sie zu immer ferneren Zielen. Unsere Missionsarbeit bleibt kaum stationär.

Die französischen katholischen Missionen entwickeln sich nicht. An mehr als einem Punkte haben sie italienischen Missionen Platz gemacht, und ihre Einkünfte nehmen ab. Die Tätigkeit der Laienmission ist durch die Beschränktheit der Mittel begrenzt. Die französische Sprache mußte in mehr als einer jüdischen Schule der deutschen Sprache Platz machen. Wie es mit der Staatshilfe steht, zeigt die Gesamtunterstützung, die Frankreich für seine Schulen im Orient hat: 1 000 000 im Jahre 1911,



mit vielleicht 100 000 Francs mehr im Jahre 1912.

Alle diese Erwägungen legen einen Gedanken nahe. Ist nicht der Augenblick gekommen, daß eine starke Macht von allgemein anerkannter Vorherrschaft in Aktion tritt: die Hochschulen Frankreichs? Ist es nicht ein Gebot der Notwendigkeit, daß eine organisierte Tätigkeit der Hochschulen sich in der ganzen orientalischen Welt geltend macht, um in wirksamer Weise das bedrohte Frankreich in der Verteidigung und Ausdehnung seiner Kultur zu verpersönlichen? Einzig den organisierten Hochschulkräften kann es zukommen, Mittelpunkt bildend und in führender Rolle zu wirken gegenüber den Missionen jeder Art, den Anstalten und Schulen fremden Charakters, die eine steigende Flut bilden. Diese fremden Gründungen zeigen sich als einheitliche Gruppen, um der Islamwelt, wie den Hindus, Malaien, Chinesen und Negern bei ihrem Eintritt in das Leben der Kulturmenschheit den materiellen und moralischen Stempel von Zivilisationen aufzudrücken, die die unsrige beiseite schieben.

Gestatten Sie mir, durch diesen Brief, der an alle Mitglieder des höheren Unterrichts gerichtet ist, Ihre Aufmerksamkeit auf die wichtige Frage der äußeren Politik zu richten, die sich aus diesen Ausführungen ergibt.«

Indem ich mir vorbehalte, auf diese Äußerungen des Herrn Le Chatelier noch näher einzugehen, gebe ich zunächst eine Übersicht über die einzelnen Abschnitte seiner Arbeit. Leider läßt die Anordnung zu wünschen, und man muß sich das Zusammengehörige zusammensuchen. Daß die einzelnen Abschnitte ineinander übergreifen, war nicht wohl zu verhindern, denn es handelt sich fast ausschließlich um Referate über Werke der Missionsliteratur. Diese Berichte und die selbständigen Arbeiten sind in eine Anzahl Abschnitte gebracht, die je mit einem kurzen Einleitungswort versehen sind: 1. Geschichte der Missionen Seite 11 ff.; 2. Kongreß in Kairo S. 31 ff.; 3. Kongreß in Edinburg S. 63 ff.; 4. Kongreß in Lucknow S. 85 ff.; 5. Materielle Organisation der Missionen S. 123 ff.; 6. Zukunftspläne S. 167 ff.; 7. Literatur S. 193 ff.

Man sieht sogleich, daß sich diese Abschnitte in zwei Gruppen bringen lassen: Missionsgeschichte mit 1—4 und Systematik der Mission 5 und 6. Die »Literatur« steht allein: ihre Unterabschnitte »Die geistlichen Kreuzzüge gegen die Muslime von dem Heiligen Franziscus von Assisi bis auf Raimund Lull«, S. 196—208, »Henry Martyn« 209—218 und Kamil Abdul Messiah El Ajetany S. 248—250 sind rein historisch ebenso ist anzusehen die Berichterstattung in dem Abschnitt »Die wissenschaftliche Tätigkeit der protestantischen Missionare« S. 219—227. Buchreferate sind »Der Islam in China« (über Broomhall) S. 228—236, »Vorträge von E. M. Wherry über Indien und China« S. 237—240, »Arabien, die Wiege des Islam« (über Zwemer) S. 241—247 und »Zwei Ansichten über den Islam« (über Brès und Bonet-Maury) S. 251—254.

Die ältere Missionsgeschichte ist vortrefflich vertreten durch den Artikel »Die geistlichen Kreuzzüge«. Es war ein glücklicher Gedanke, die Studie von Antoine Cabaton über den Heiligen von Assisi und jenen originellen Catalanen aufzunehmen, dessen Lektüre heute besonders in protestantischen Missionskreisen Mode ist (Broomhall setzt mehreren seiner Kapitel ein Motto aus Lull vor). Der Verfasser des geistlichen

Romans »Blaquerne« ist in der Tat eine außerordentliche Erscheinung: dieser tiefe Kenner des Islam, besonders seiner Mystik und selbst Mystiker, hat etwas von protestantischem Wesen an sich, das ihn freilich Rom immer verdächtig gemacht hat. Henry Martyn hat in Indien und Persien Außerordentliches gewirkt, und seine Biographie von George Smith (London 1892), über die hier berichtet wird, ist nicht unwichtig für das Studium des persischen Geisteslebens am Ende des 18. Jahrhunderts. Die Bekehrungsgeschichte des Ajetany, die nach einem Traktat erzählt wird, ist ein Zeugnis für den Einbruch der Missionstätigkeit in das Familienleben, genau wie der aufkommende Islam Eltern und Kinder, Bruder und Schwester, Gatten und Gattin trennte, zugleich ein Zeugnis für die geschickte Energie des Hauptagenten für das Christentum unter den Muslimen, Samuel Zwemer. Ajetany starb nicht lange, nachdem er sich mit seinem tiefbetrübten Vater vollkommen zerworfen, ganz plötzlich, wahrscheinlich als Apostat gerichtet unter Beistand der türkischen Behörden. Es sei hierzu bemerkt, daß die Bestrafung des Religionswechsels mit dem Tode durchaus im Sinne der gegenwärtigen osmanischen Regierung ist, die hierdurch wie durch viele andere Betätigungen ihre Unfähigkeit zur Durchführung des Kulturwerkes in der Türkei beweist. Den neuesten Vorgängen in der Missionsbewegung ist die Missionsgeschichte S. 11—122 gewidmet. Finden sich hier fast nur Auszüge aus englischen und deutschen Berichten, so wird diese Übersicht, die mit geschickter Hervorhebung des Wesentlichen gearbeitet ist, jedem willkommen sein. Zuweilen nimmt der Berichterstatter das Wort zu einer kritischen Bemerkung. Fein ist die Geißelung der Züge von religiösem Dünkel, die sich gelegentlich bei den Protestanten finden. An die nicht eben geschmackvolle Behauptung von M. Bliss, der in seinem »Missionary enterprise« die katholische Mission auf 15 Seiten abmacht, die Muslime betrachteten die Zeremonien des katholischen Kultus »mit einem unaussprechlichen Abscheu«, knüpft der Referent folgende Bemerkung (S. 14 f.): »Das ist die schwache Seite aller Missionsarbeiten. Für die Negerländer ist der Übelstand nur relativ. Wenn die Katholiken und die Protestanten eine Ahnung hätten, wie ihre Spaltung in allen Ländern, wo die beiden Missionen nebeneinander arbeiten, dem Islam eine Sicherheit gewährt, so würden sie sich wahrscheinlich verständigen oder wenigstens ein gewisses Einverständnis simulieren. Aber dann würde es eben weder Katholiken noch Protestanten geben, und da liegt die Schwierigkeit. Es ist das eine der tiefen Ursachen des Phänomens, daß der Islam aus den Missionen so große Fortschritte in der Zivilisation schöpfen kann, ohne bei ihnen in dem religiösen Gedankenleben positive Anleihen zu machen. In Ägypten und Syrien ignoriert die protestantische Mission die hervorragende Arbeit der Beiruter Jesuiten, wie man das in dem Werke von Bliss sieht; die katholische Mission ignoriert die fruchtbare Arbeit des amerikanischen College, und die Laienmission ignoriert die beiden andern, während sie selbst von ihnen verabscheut wird — da muß doch der erste Gedanke der intelligenten Muslime beider Länder sein: wenn die europäische Zivilisation auch gute Dienste leistet, so fehlt den europäischen Religionen das Gleichgewicht.«

Auf der Grenze des Historischen und des Systematischen stehen die Berichte über die beiden Bücher mit Zukunfts-




plänen: Zwemers »The inoccupied Missionfields of Africa and Asia« (London 1911, S. 168 ff.) und Gerdeners »Studies in the evangelisation of South Africa« (New York 1911, S. 173 ff.). In beiden Werken finden sich neben dem, was und wie es gemacht werden soll, allerlei Einzelnotizen über abliegende Islamgegenden. Prüfung im einzelnen wird sehr notwendig sein, aber die Inangriffnahme des Problems: wie sieht es in Wirklichkeit mit der Islambevölkerung der abgelegenen Gebiete aus? ist erfreulich und wirkt belebend auch auf die Forschung, die hier phantastischen Vorstellungen und Übertreibungen ein Halt zu gebieten hat. Daß die beiden Himmelstürmer sich einer effekthascherischen Sprache bedienen, ist eine unerfreuliche Beigabe. Leider ist es aber nun einmal so, daß große Bewegungen auf andere Weise das Interesse der Massen nicht gewinnen können. Wenn Zwemer dem Weckruf zur Tätigkeit auf unbelegtem Felde den Titel gibt: »The glory of the imposible«, und wenn Gerdeners Buch ein Sturmruf und eine Kriegserklärung ist, so ist das ein Stück Yankeetum, wie es sich in nicht unbedenklicher Weise in der Mission breit zu machen beginnt. In Gerdeners Buch scheint nach dem Bericht eines der besten Stücke zu sein die systematische Darstellung der äthiopischen Bewegung. Wenn gesagt wird, diese Bewegung sei nur ein Schmarotzer und ein Zerrbild der südafrikanischen Missionen, so ist damit doch die Existenz einer Kraft zur Initiative bewiesen, die etwas für die Zukunft verspricht.

Von besonderem Interesse sind die Mitteilungen in dem Abschnitt »Organisation matérielle des Missions« (S. 123—166). Den Hauptteil bildet die Geschichte der Church Missionary Society. Packend ist der Bericht über den American Board of Commissioners for Foreign Missions, an den sich eine kurze Mitteilung über die deutsche Orient-Mission schließt. Amerika wurde erst durch England und Deutschland zum Missionswerk angeregt. Hier hat das öffentliche Leben ohne den Schutz von Bürokraten und ohne das Gnadenlächeln fürstlicher Personen außerordentliche Erfolge errungen. Freilich mischt sich nicht selten darein das schon oben gestreifte Yankeetum, das uns so unsympathisch ist. Da ist eben das Christenmachen auch ein business, das mit der ganzen Energie des Geldmachers à tout prix betrieben wird. Der Gipfel dieses Betriebes ist die Ausgestaltung der »Laienmission«, unter der man sich freilich bei Leibe nicht das vorstellen darf, was in Frankreich als »Mission laïque« neuerdings aufgekommen ist. Denn diese amerikanische Laienmission steht freiwillig ganz und gar im Banne der starrsten protestantischen Orthodoxie, der sie überreiche Mittel zur Verfügung stellt dafür, daß die Mission ihre Geschäfte besorgt. Wenn die Darstellung dieser Bewegung nach einem Artikel des Dr. Julius Richter in der »Allgemeinen Missionszeitschrift« von Oktober 1910 (Anhang) gegeben ist, so bemerke ich dazu, daß der Afrikaforscher Carl Meinhof schon 1909 eine Mitteilung über diese amerikanische Bewegung gemacht hat, und daß er etwas Ähnliches in Deutschland zu schaffen versucht hat. Ich kann hier meine schweren Bedenken gegen solche Verbindung von wirtschaftlichen und kirchlichen Momenten nicht unterdrücken. Es ist keine Frage, daß die Missionen, die heute den Betrieb im wesentlichen in der Hand haben, Vertreter des dogmatisch festgelegten starren protestantischen Kirchentums sind und sich in einem vollkommenen Irrtum

über die Wege zu einer geiſtigen und moraliſchen Erneuerung der Islamwelt befinden. Die Vorſtellung, von der dieſe Kreiſe beherrſcht ſind, ſpricht ſich aus in dem S. 171 aus Kap. IV von Zwemers »The inoccupied Mission Fields of Africa and Asia« zitierten Satz: »Man hat nichts zu erwarten von dem falſchen und gefährlichen Programm, das zuerſt die Ziviliſation und erſt ſpäter das Chriſtentum will. Ziviliſation ohne Evangeliſation bringt mehr Übel in die nichtchriſtliche Welt als vorher drin war.« Das iſt ein Streit mit Worten, der entweder nicht fair iſt oder eine bedenkliche Unlogik verrät. Die Ziviliſation kann überhaupt gar kein Unheil in die Welt bringen, nirgends und nie. Was Zwemer meint, iſt die äußerliche Anpaſſung an gewiſſe Formen der ziviliſierten Welt, die naturgemäß ſehr häufig zu Schaden führt. Das wollen aber die Bekenner zur Ziviliſation nicht, denn ſie ſehen in ihr nicht den Beſitz von Formen und Formeln, ſondern den Beſitz des Geiſtes, der die Individuen und die Gruppen auf allen Gebieten der Vollkommenheit zuſtreben heißt. Wenn Zwemer unter »Chriſtentum« das Gleiche verſteht, ſo iſt es gut. Dann fallen aber Ziviliſation und Chriſtentum zuſammen, und es iſt nicht von einem Vor und Nach zu ſprechen. Verſteht er unter Chriſtentum die formulierten Lehren einer Kirche, die Summe von Dogmen, ſo iſt der ſchärfſte Widerſpruch gegen den Wahn u erheben, die Einführung ſolcher ogmen an ſich habe irgendwelchen utzen oder habe ihn je gehabt. Es ' in der Tat völlig gleichgültig, ob n Individuum ſagt: »Ich bezeuge, daß ' keinen Gott giebt außer dem Gott, h bezeuge, daß Mohammed der Bote ottes iſt«, oder ob es die Worte richt: »Ich glaube an Gott den Vater, an Gott den Sohn und an Gott den heiligen Geiſt.« Die zweite Formel iſt inſofern weniger berechtigt, als ihre Ableitung aus den gewöhnlich als Urkunden des Chriſtentums angeſehenen Büchern durchaus zweifelhaft iſt.

Es iſt das ja überhaupt ein ſcheinbarer Nachteil des »Chriſtentums« gegen den »Islam«, daß ſowohl über die Glaubenslehre als über die Pflichtenlehre bald nach Gründung der erſten chriſtlichen Gemeinden heftiger Zwieſpalt ausbrach. Das Verhältnis zwiſchen Gott und Jeſus wie zwiſchen Vater und Sohn iſt ein Myſterium, herübergenommen aus dem Heidentum, das ſich, wie jedes Myſterium, der Formulierung d. h. Dogmatiſierung entzieht. Preßt man es, ſo rächt es ſich, wie jede Preſſung myſtiſcher Momente ſich rächt: das heißt, der Geiſt verfliegt, und es bleibt ein ſchales Wortgebilde zurück, das von Nichtswürdigen zur Ausbeutung der Maſſen verwandt wird. Der ſcheinbare Nachteil des Chriſtentums gegenüber dem Islam, deſſen Lehre ſich einfach darſtellt und ſich vortrefflich zur Banauſierung eignet, wird dadurch ein Vorzug, daß das Myſterium immer wieder zum Widerſpruch herausfordert, daß immer von neuem die Überwindung des Konfliktes zwiſchen Glauben und Denken geſucht wird, und daß von dieſer Seite das Vorſtellungsleben ſowohl in ſeinen verſtandesmäßigen wie in ſeinen künſtleriſchen Äußerungen die wirkſamſten Anregungen erfährt. Das iſt aber eine Nebenerſcheinung. In der Hauptſache bleibt es dabei, daß die ſtarre proteſtantiſche Orthodoxie für unſer geſamtes Volks- und Geiſtesleben nicht ungefährlich iſt, wenn ſie eine ſtarke Gruppe bildet, die ſich die Herrſchaft über die Geiſter anmaßt und aneignet. Nur hat dieſe Gefahr ein Heilmittel in dem Weſen des Proteſtantismus

selbſt, der eine für die Ewigkeit organiſierte Kirche mit einem absolutiſtischen, in Wirklichkeit durch eine kleine Gruppe von Fanatikern beherrschten Leiter (Papſt) nicht anerkennt, sondern das Schöpfen der inneren Befriedigung aus dem Worte Gottes dem Individuum und der kleinſten Gruppe, der Gemeinde, grundsätzlich anheimſtellt.

In diesem Sinne darf auch eingetreten werden für die Beteiligung der »Laien«, d. h. der nicht im Kirchendienſt oder Missionsdienſt als Beamtete Stehenden, in die allgemeine Missionsbewegung. Durch die Teilnahme dieser Elemente wird eine Kontrolle geübt, daß nicht einseitige Richtungen die materiellen Mittel sich zunutze machen, und etwa gar die proteſtantische Mission eine Stütze wird für gewisse unheilvolle Richtungen des heimischen kirchlichen Lebens, wohlbemerkt, wenn die Laien sich nicht um ihr selbſtändiges Urteil bringen lassen. Gering iſt bei uns die Gefahr, daß in dem mittätigen Laienelement wirtschaftliche Interessen eine überwiegende Bedeutung erlangen und durch die wirtschaftliche Macht die freie Geiſtesbetätigung hindern könnten. Veſtigia terrent: jeder weiß, mit welcher tiefen Unsittlichkeit brutale Milliardäre als Stifter von wissenschaftlichen Lehranſtalten in Amerika vorgehen, indem sie die Besetzung »ihrer« Professuren von dem Sicheinschwören auf gewisse Doktrinen abhängig machen.

In der katholischen Kirche iſt von einer wirksamen Mittätigkeit des Laienelementes überhaupt nicht die Rede: wo dieses zur Hilfsaktion zugelassen wird, wird es sogleich in eine Bruderschaft oder Schweſternschaft mit einem wohlklingenden Namen, etwa »Zum heiligen Herzen Jesu«, organisiert, und solcher Verband hat jedem Winke des Hochwürdigſten Herrn Bischofs gehorsamſt zu folgen.

Wie kann nun dennoch in katholischen Ländern von wirksamen Laien-Missionen die Rede sein? Es muß hier eben eine andere Auffassung von »Laien« Platz greifen, und solche andere Auffassung hat ihren Ausdruck bereits gefunden: es gibt eine Laienmission, die etwas ganz anderes iſt als die, für die seit etwa vier Jahren in Amerika, und jüngſtens auch in Deutschland Propaganda gemacht wird. Le Chatelier erwähnt diese Gruppe nur einmal mit dem richtigen Vermerk, daß sie sowohl den katholischen wie den proteſtantischen Missionen ein Greuel sei (vgl. Sp. 1278). Wenn Le Chatelier nicht besonders auf sie eingegangen iſt, weil für ihn ein dringender Anlaß nicht vorlag, so möchte ich hier ein Wort über diese Bildungen sagen. Feſtzuſtellen iſt zunächſt, daß diese Bewegung akatholisch und aproteſtantisch iſt. Sie iſt völlig frei, sowohl in der religiösen Stellung ihrer Anhänger als in der Beſtimmung ihrer Ziele. Es iſt auch nicht abzusehen, warum Juden und dezidierte Nichtchriſten, wie Goethe einer war, an der Hilfsarbeit für die Islamwelt sich nicht sollen beteiligen dürfen. Gegen das Prinzip iſt nicht das geringſte einzuwenden, und die Bekämpfung einer ernſten, auf Hebung der Islamwelt gerichteten Tätigkeit einzig aus dem Grunde, weil sie sich nicht im Rahmen des Traditionellen bewegt, d. h. weil sie sich nicht den Normen einer der beiden großen beſtehenden Kirchengemeinschaften unterwirft, iſt aufs schärfſte zurückzuweisen. Es wird auch kein Einwand daraus erhoben werden können, daß bisher die Tätigkeit der französischen Laienmission nicht besonders erfolgreich gewesen zu sein scheint. Die kurze Zeit des Beſtehens und die bisherige Beschränkung auf ein Land geben kein Recht, auf einen ungenügenden

Erfolg (seine Schätzung wird übrigens immer etwas Subjektives haben) die Verwerfung des leitenden Gedankens aufzubauen.

Ich möchte hier, nicht etwa aus einer unfreundlichen Gesinnung gegen diese Bestrebungen heraus, im Gegenteil, um sie erst recht fruchtbar zu machen, Einwendungen erheben gegen den Weg, den man bisher eingeschlagen hat. Die Geistesweckung, sei es, daß man sie als geistige, sei es, daß man sie als geistliche Wirkung auffasse, kann erfolgreich nur von begeisterten Dienern des Geistes betrieben werden. Die, die in Frankreich die Laienmission ins Leben gerufen haben, waren aber kaum von etwas anderem bewegt als von nationalen oder politischen Gedanken. Das genügt nicht. Die Verquickung mit dem politischen Interesse ist auch die Ursache, daß die katholische Mission bisher gescheitert ist und scheitern muß, solange die katholische Kirche das bleibt, was sie bisher gewesen ist und immer sein wird, wenn sie nicht einen völligen Wandel in Wesenspunkten der Lehre erfahren soll. Wenn sie auch protestiert, sie wolle nicht eine politische Macht sein, so lehrt die Geschichte auf jeder Seite das Gegenteil. Abgesehen von dem zugestandenermaßen einen Staat darstellenden Patrimonium Petri, um das sie unentwegt kämpft — und das ist im höchsten Sinne eine politische Angelegenheit — geht sie immerwährend mit derjenigen Macht im staatlichen Leben, bei deren Herrschaft sie am besten zu fahren erwartet, namentlich zu materiellen Mitteln zu kommen hofft. Dabei verschlägt es nichts, daß der organisierte Klerus verschiedenen sozialen Richtungen angehört, wie denn der niedere Klerus demokratisch ist, während der höhere mit dem Geburtsadel einschließlich der absoluten Monarchie geht. Noch weniger als national oder politisch orientierte Gruppen kommen wirtschaftliche in Betracht. Denn unter diesen wäre doch nur mit der kapitalistischen zu rechnen, und diese ist durchaus zivilisationsfeindlich. Man kann ihr alles Gute nachsagen (und man wird es gern recht lebhaft tun, weil sie unverdient geschmäht wird), aber mit Zivilisation hat diese ganz einseitige, lediglich mit Vermögenswerten rechnende Betätigung nichts zu tun. Am allerwenigsten ist natürlich an die Sippenwirtschaft zu denken. Es muß eben eine Idee da sein, eine Gruppe mit einem Ideal. Diejenige Betätigung des Vorstellungslebens, die, nicht an Einzelerscheinungen der Umwelt anknüpfend, die Probleme des Weltganzen künstlerisch zu lösen sucht, die Religion, wurde als eine wichtige Quelle für missionarische Tätigkeit und für Schaffung von Zivilisation anerkannt, indem dabei die Gefahren erwogen wurden, die die Organisierung des religiösen Lebens in den Kirchen mit sich bringt. Nun gibt es aber eine andere Art der Betätigung des Vorstellungslebens: die verstandesmäßige Beobachtung der Einzelerscheinungen und die Anwendung des Intellekts zum Ziehen von Schlüssen aus der Kombination von Tatsachen. Wir befinden uns hier auf dem Gebiete der Wissenschaft. Ihm gehört der Gedanke an, von dem Le Chatelier geleitet wird bei der Behandlung der Frage: Wer soll der Islamwelt die moderne Zivilisation übermitteln? Seine Antwort ist: die Zivilisationsarbeit ist der »Université« Frankreichs zu übertragen. Hier ist ein neuer Weg gezeigt, und es ist ein Gedanke ausgesprochen, dessen Fruchtbarkeit nicht geleugnet werden kann. Das oben mitgeteilte Schreiben, in welchem Le Chatelier seine Kollegen von allen französischen Hoch-



schulen zur Mitarbeit an dem großen Werke aufruft, zeigt freilich zwei Momente, die, nach meinen Ausführungen über die dem Werke ungünstigen Kräfte, in seinen Aufruf Fremdartiges hineintragen: das Nationale und das Politische. Es wird der Einfluß der *französischen* Sprache und Kultur als bedroht hingestellt, und diese *Bedrohung* soll eine wichtige Frage der äußeren Politik sein. Es wird gut sein, diese Verquickung eines reinen Kulturwerks mit Gruppenegoismus, sollte sie sich in entsprechenden Aktionen äußern, der Islamwelt in gehöriger Weise bekanntzumachen. Diese hat nicht das geringste Interesse, irgendeiner nationalen oder politischen Gruppe der Frankenwelt Vorspanndienste zu leisten. Gerade Frankreich hat in seiner orientalischen Politik gezeigt, daß seine Beglückung islamischer Länder nur zu oft darauf hinauslief, die einheimische Bevölkerung darniederzuhalten und der Bedrängung durch den französischen Privatkapitalismus preiszugeben. Es sollen hier den Franzosen nicht alle Sünden der Verwaltung Algeriens seit 1830 vorgehalten werden (*Le Chatelier* selbst hat darüber ein feines, freilich nicht sehr sanftes Kapitel geschrieben in den Begleitworten zu Band XV der »*Archives Marocaines*«.)

Es soll anerkannt werden, daß, namentlich in der letzten Zeit, eine gute Anzahl von französischen Beamten und Privaten für die geistige Förderung der Bevölkerung aufrichtig eingetreten sind. Aber nur zu stark ist der Eindruck, daß die Einführung der französischen Sprache nicht den Zweck habe, französisch denkende Menschen heranzuziehen, sondern französisch schwätzende Affen französischer Art, die sich bequem regieren lassen, und die man der Aussaugung durch das besonders habgierige französische Kapital, einschließlich der algerischen Judenschaft preisgibt, ja sogar aus dem altererbten rechtmäßigen Landbesitze vertreiben läßt. Jedenfalls ist dieses Vorgehen nicht geeignet, in der Islamwelt Sympathien zu wecken.

Es ist aber auch zu fragen: wie werden sich die Adressaten zu dem Schreiben des Herrn *Le Chatelier* mit seinen Anregungen verhalten? Man ginge fehl, wollte man die an den französischen Hochschulen wirkenden Männer als besonders weitschauend, als besonders begeistert für hohe Ziele ansehen. Frankreich tut sich etwas darauf zugute, das Land der »Synthese« zu sein, d. h. der allgemeinen Anschauung, die sich auf den einzelnen wissenschaftlichen Tatsachen aufbaut. Nun hat Frankreich das Glück, immer wieder von neuem Männer hervorzubringen, die durch geniale Intuition voranstehen, d. h. durch die Gewinnung von Erkenntnissen aus einer ungeheuren Menge von Einzeltatsachen, die, richtig kombiniert, ein Gesetz erkennen lassen. Gerade in Frankreich aber sind auch die Personen besonders zahlreich, die Synthesen auf ungenügenden Einzelkenntnissen in leichfertiger Weise aufbauen. Die überwiegende Masse stellen die Notizenkrämer, die über ihr enges Gebiet nicht hinaussehen und nicht hinaussehen wollen. Das entspricht dem Andrange zu dem in Frankreich besonders blühenden geistlosen Bürokratismus.

Bei allen drei Kategorien wird *Le Chatelier* mit seinem Rufe ungehört bleiben. Stellen wir uns vor, daß ein deutscher Professor seine Kollegen in einem feierlichen Schreiben zu gewinnen sucht für die Beschäftigung mit einer »wichtigen Frage der äußeren Politik«. Er wird von allen Seiten die Antwort erhalten: »die Wissenschaft hat nichts mit Politik zu tun.« Und man würde jenen, die so sprechen, nicht unrecht

geben können. Dazu kommt, daß Herr Le Chatelier in der französischen Gelehrtenwelt nicht besondere Sympathien genießt, eben deshalb, weil er eigene neue Wege geht. Noch sind auch in Frankreich die »Gelehrten« zahlreich, die die Soziologie als Schwindel verschreien.

Frankreich hatte im islamischen Orient eine große Mission, so lange sein König der geliebte Sohn der Kirche war. Unter dem Zeichen dieses Bündnisses wurde von den geistlichen Orden eine Tätigkeit geübt, die einen Teil jenes Protektorates bildete, das heute als aufgehoben angesehen werden muß. Deutschland verdankt seinen Einfluß im Schulwesen nicht dem scheinbar kostenlosen, in Wirklichkeit sehr kostspieligen Eintreten von Kirchenleuten. Unsere Schulen in Aleppo, Bagdad und Teheran sind reine Gründungen des gesamten deutschen Volkes, das durch seine berufenen Vertreter der Reichsregierung die Mittel dafür zur Verfügung gestellt hat. Das Vorgehen hat sich vortrefflich bewährt, und wir können nichts Besseres tun, als es systematisch auszugestalten.*) Sobald die bestehenden Schulen einen gewissen Stand erreicht haben, und sobald andere an andern wichtigen Punkten Vorderasiens errichtet sind, mag dazu geschritten werden, einen Oberbau zu schaffen, den man besser tun wird nicht gleich eine Universität zu nennen. Eine solche Hochschule, die weit im Osten des Osmanischen Reiches anzulegen wäre (als ein zentraler Punkt, zu dem von allen vier Himmelsrichtungen mannigfaltige Elemente zusammenströmen, käme, scheint mir, in erster Linie Mossul in Betracht), wäre zunächst nur mit einer oder zwei Fakultäten auszustatten, die auf wissenschaftlicher Grundlage praktische Ausbildung betreiben (medizinische und naturwissenschaftliche Fakultät; daneben Kurse in den technischen Wissenschaften). Bedingung der erfolgreichen Durchführung dieses Programms ist vollkommene Freiheit von allen missionarischen Gruppen ohne Ausnahme. Diese Forderung wird von den Missionaren vielleicht als eine Unfreundlichkeit empfunden werden. Sie werden die Empfindung haben, als würden sie beiseite geschoben, nachdem sie eine bedeutende Arbeit geleistet. Aber soweit Vorderasien in Betracht kommt, ist doch diese Arbeitsleistung nicht allzu bedeutend. Ich habe in meinem Referat über Julius Richters »Mission und Evangelisation im Orient« (Koloniale Rundschau 1912, S. 87) darauf hingewiesen, daß jede Expansion des Christentums den ungeheuren Unterschied zu beachten hat zwischen Asien, einschließlich Ägypten und Nordafrika (Völker alter Kultur) und Afrika (»Kulturlose«). Es ist nachgewiesen, daß die Mission an den Muslimen Asiens, soweit sie deren Bekehrung zu einem dogmatisch formulierten Christentum betreibt, aussichtslos ist und auch Sympathien bei der fränkischen Intelligenz nicht in Anspruch nehmen kann. Diese hat kein Interesse daran, daß an die Stelle von Mysterien, wie auch die islamische Glaubenslehre sie als Bekenntnisinhalt aufweist, die Mysterien treten, die unsere Kirchen als einen wesentlichen Bestandteil des Christentums betrachten. Wir dürfen aber nicht zu weit gehen. Der Soziologe wird, auch wenn er die schweren Schäden der Vorstellungsgesellung, die sich Kirche nennt, erkennt und mit besonderem Eifer ihnen nachgeht und sie brandmarkt, doch zugeben,

*) Ich habe in »Islam«, Band I, S. 72 ff. ein Programm aufgestellt, das ich auch heute noch als fruchtbar bezeichnen möchte.



daß in der Betätigung kirchlicher Gesinnung, die sich äußere Mission nennt, eine bedeutende »soziale Arbeit selbstverleugnender Liebe« stecken kann. Es kann namentlich nicht zugegeben werden, daß alle Personen, die im Dienste der äußeren Mission arbeiten, nur von wirtschaftlichen Vorteilen geleitet sind.*) Das materielle Entgelt für die zum Teil höchst anstrengende und nur mit einer immerwährenden Selbstüberwindung zu leistende Arbeit, die überdies häufig mit Gefahren für das Leben verbunden ist, ist keineswegs verlockend.**) Also mit der materialistischen Weltanschauung ist hier nichts zu machen. Eher kann man nicht selten von einem so hochgesteigerten Betätigungsgefühl reden, daß es bis nahe an religiösen Wahn grenzt: Fanatismus und Dünkel sind nur allzu häufig anzutreffen. Aber wie die Bürokratie bei den Behörden, die es mit der auswärtigen Politik, einschließlich Kolonialpolitik, zu tun haben, meist nicht so bösartige Formen annimmt, wie im innern Dienst, so darf auch der Geist, der in der Organisation und in dem Betriebe der äußeren Mission herrscht, als weit überlegen bezeichnet werden jenem engherzigen und banausischen Sinne, der das innere Kirchenregiment beherrscht.

Mit alledem soll nicht gesagt sein, daß die Mission in ihrer vorderasiatischen Tätigkeit kaltgestellt werden soll, um die staatlichen Anstalten allein wirken zu lassen. Das Arbeitsfeld ist unermeßlich groß, nicht bloß, daß es gilt, die größeren Ortschaften mit Anstalten zu versehen, die in irgend einer Richtung ein Werk der Liebe systematisch treiben, auch die Betätigungfelder sind höchst mannigfaltig, da es fast an allem fehlt, namentlich für den handwerklichen Unterricht seitens der orientalischen Regierungen nicht das Geringste getan wird (eine wahre Musteranstalt scheint das Waisenhaus von Urfa zu sein, das mit einer Handwerkerschule verbunden ist, über deren ausgezeichnete Leistungen Rohrbach mehrfach in der Zeitschrift der Potsdamer Mohammedaner-Mission berichtet hat).

Die Entwicklung, die hier kurz skizziert ist, und welche durchaus nicht als das Erzeugnis eines träumerischen Optimismus bezeichnet werden darf (es handelt sich nur darum, die schönen Anfänge zielbewußt zu verfolgen), ist dem scharfen Blicke des Herrn Le Chatelier sicherlich nicht entgangen. Gerade diese seine Arbeit, über die hier berichtet wurde, zeigt fast auf jeder Seite, wie der ausgezeichnete Mann in seinem Vaterlande die Herzen erwärmen möchte für den Gedanken: die französische Kultur muß, wenn sie sich das alte Ansehen in der Islamwelt erhalten will, ganz anders arbeiten, als sie es gegenwärtig tut; die nichtfranzösischen Anstalten sind rastlos tätig, den zahlreichen Völkerschaften, die in das Kulturleben eintreten wollen, den moralischen und materiellen Stempel von Zivilisationen aufzudrücken, die die französische bei

*) Besonders energisch hat gegen diese Meinung die Missionare in Schutz genommen C. Meinhof in den zahlreichen Schriftchen, in denen er mit warmem Herzen und einer aufrichtigen Begeisterung für die Sache der Mission eintritt. Mit Recht hebt er auch hervor, welch gewaltige Tätigkeit von den Deutschen auf dem Gebiete der Theorie und Technik der Mission geleistet worden ist (z. B. in »Warum haben unsere Gebildeten so wenig Verständnis für die Mission?« S. 7). Aber auch die sozialistische Presse hat, der Wahrheit die Ehre gebend, die Mission als ein wichtiges Ferment im Orient anerkannt (Sozialistische Monatshefte 1910 Nr. 21).

**) Natürlich gibt es auch unter den Missionaren Faulpelze, die, wenn sie einmal auf einem Posten sich eingelebt haben, mechanisch ihr Pensum abmachen und, wenn sie keinen Erfolg haben, sich eben mit den Verhältnissen entschuldigen.

seite schieben. Le Chatelier hat eine ungeheure Arbeit im Dienste dieser Idee geleistet, und wenn er trotz seiner aufopferungsvollen Tätigkeit bisher nicht in erheblichem Maße Gehör gefunden zu haben scheint, so empfinden wir eine aufrichtige Teilnahme an dem Mißverhältnis des Erfolges zu seinen Anstrengungen. Die Wertschätzung seiner Arbeit kann der Gedanke nicht mindern, daß sie in erster Linie dem Ruhme Frankreichs dienen soll. Wenn die Franzosen nicht selbst ihre Früchte genießen wollen, so werden wir uns nicht abhalten lassen, das erstaunliche Material, das in den fünfzehn starken Bänden der Revue du Monde Musulman 1907—1911 vorliegt, zu verwenden im Dienste der Wissenschaft und zum Nutzen unseres Vaterlandes.

Die Entwicklung der Bildtelegraphie.

Von

Br. Glatzel.

In den letzten Wochen sind auf dem Gebiet der Bildtelegraphie wiederum einige neue wichtige Erfolge erzielt worden, welche es mir gerade jetzt angebracht erscheinen lassen, einen kurzen Überblick über die bisherige Entwicklung zu geben.

Der Gedanke, Bilder auf elektrischem Wege zu übertragen, tauchte kurz nach Erfindung des Telephons auf und führte dann auch bald zu praktischen Versuchen, insbesondere in England und Frankreich mit z. T. recht sinnreichen Apparaten.

Man kann in der Bildtelegraphie zwei Hauptgruppen von Übertragungsmethoden unterscheiden, welche unter den Namen »Phototelegraphie« und »Telautographie« zusammengefaßt werden. Die Phototelegraphie umschließt alle diejenigen Übertragungsmethoden, bei denen es sich um die Wiedergabe getönter Bilder, d. h. Photographien, handelt, während die Telautographie sich lediglich auf die telegraphische Übermittlung von Schwarz-Weiß-Bildern, z. B. Zeichnungen, beschränkt.

Da in beiden Fällen die eigentliche Fernübertragung mit Hilfe des elektrischen Stromes ausgeführt wird, so sind hierdurch auch bereits prinzipiell die Aufgaben festgelegt, welche die Gebe- und die Empfangsstation von Bildtelegraphen zu erfüllen haben.

Betrachten wir zunächst die phototelegraphischen Methoden, so haben wir hier auf der Gebestation getönte Bilder, Photographien mit zahlreichen Helligkeitsabstufungen. Um diese übertragen zu können, müssen die verschiedenen Tönungen der Photographie in entsprechende elektrische Ströme umgewandelt werden, etwa in der Weise, daß einer helleren Stelle im Bilde ein stärkerer Strom entspricht als einer dunkleren. Auf der Emgfangsstation dagegen haben wir die umgekehrte Aufgabe zu lösen, nämlich dafür zu sorgen, daß die ankommenden verschieden starken Ströme in entsprechende Lichtintensitäten zurückverwandelt werden, welche wir dann dazu benutzen können, einen photographischen Film Punkt für Punkt zu belichten und so auf ihm die verschiedenen Tönungen des Geberbildes durch mehr oder weniger starke Schwärzungen wiederzugeben. Die Hauptschwierigkeiten bei



derartig arbeitenden Phototelegraphen liegen dabei in der Geberſtation, während die Aufgabe der Empfangsſtation mit verhältnismäßig einfacheren Mitteln zu lösen iſt. Wir müssen uns nämlich für den Geber eine Vorrichtung schaffen, welche automatisch die Umwandlung der verschiedenen Tönungen eines Bildes in entsprechende Stromſtärken ausführt und zwar mit genügender Geschwindigkeit, um keine allzu großen Übertragungszeiten zu erhalten. Es gibt nun in der Natur eine Anzahl von Körpern, welche unter dem Einfluß des Lichtes ihre elektrischen Eigenschaften ändern, also prinzipiell für unsern Zweck Verwendung finden können. Aber leider kommt der größte Teil von ihnen für die Phototelegraphie nicht in Frage, weil die Lichtwirkungen zu gering und dementsprechend auch die erzeugten elektrischen Ströme zu schwach sind, um eine Übertragung über längere Fernleitungen zu ermöglichen. Lediglich das Selen, ein dem Schwefel verwandter Körper, besitzt eine Lichtempfindlichkeit, welche ausreichende Stromſtärken auszulösen geſtattet. Man ſtellt aus diesem Material besondere Präparate her, welche man als »Selenzellen« bezeichnet, bei denen durch geeignete chemische Prozesse eine besonders hohe Lichtempfindlichkeit erzeugt wird (Sensibilation). Schaltet man eine derartige Selenzelle in den Stromkreis einer elektrischen Batterie ein, so beobachtet man, daß ihr Widerſtand im Dunkeln sehr hoch iſt und nur einem ganz schwachen Strom den Durchgang geſtattet. Sobald aber Licht auf die Oberfläche der Zelle fällt, wird ihr Widerſtand beträchtlich herabgesetzt, und man erhält in der Leitung Ströme, welche 20 bis 50 mal so stark sind wie der die Zelle bei Dunkelheit durchfließende Strom.

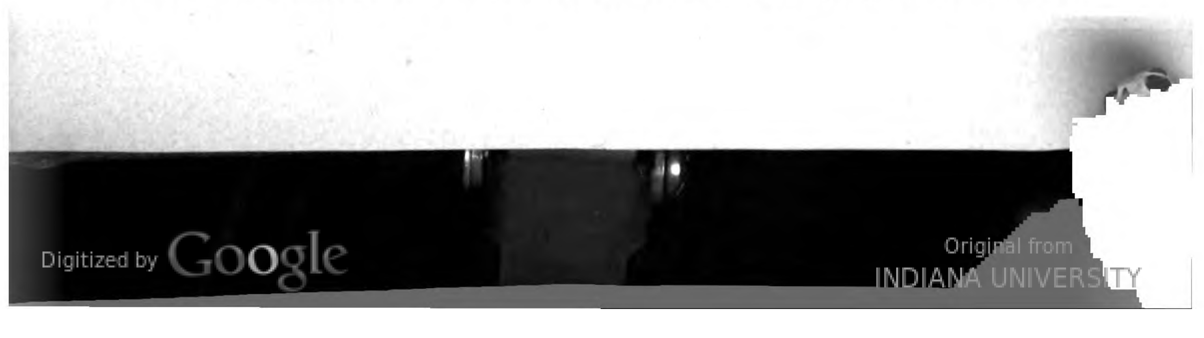
Der Erſte, welcher diese Eigenschaften des Selens für die Zwecke der Bildtelegraphie nutzbar zu machen suchte, war der Engländer Bidwell, und es gelang ihm auch, ganz einfache Figuren über eine ganz kurze Laboratoriumsleitung zu übertragen, Versuche, welche er gelegentlich der internationalen Elektrizitätsausſtellung zu Paris im Jahre 1881 der dortigen Akademie vorführte. Wenn nun auch diese Versuche die Möglichkeit einer Bildübertragung unter Verwendung des Selens gezeigt hatten, so waren doch die Bidwellschen Anordnungen so primitiv, daß einſtweilen an eine praktische Verwertung nicht gedacht werden konnte. Das Haupthindernis für eine Verbesserung der Resultate lag jedoch weniger in technischen Unvollkommenheiten der damals benutzten Apparate als vielmehr in einer besonderen Eigenschaft der Selenzellen, ihrer sogenannten »Trägheit«. Wenn man nämlich irgend eine Helligkeit mittels einer Selenzelle in einen entsprechenden elektrischen Strom umsetzen will, so findet man, daß dieser Umwandlungsprozeß in der Zelle sich keineswegs momentan abspielt, sondern daß die Selenzelle ſtets eine gewisse Zeit braucht, um sich von ihrem Dunkelwiderſtand auf den betreffenden Hellwiderſtand einzuſtellen. Das Gleiche gilt für Änderungen des Lichtes von Hell nach Dunkel. Diese »Trägheitszeit« iſt je nach der Herſtellung der Zellen verschieden und kann mehrere Sekunden, ja Minuten betragen. Für die Praxis der Bildübermittlung hat diese Eigenschaft der Selenzelle zur Folge, daß man die verschiedenen Tönungen einer Photographie nur sehr langsam nach einander übertragen darf, wenn man nicht befürchten will, daß die einzelnen Helligkeitswerte des Bildes unrichtig wiedergegeben bzw. mit einander verwischt werden. Bereits für ein ein-



faches Portrait mit nicht allzu feinen Einzelheiten würden dann aber Übertragungszeiten herauskommen, welche praktisch unmöglich sind, da die Fernleitungen kaum länger als etwa 30 Minuten zur Verfügung stehen werden, ganz abgesehen von den erheblich höheren Kosten, welche eine länger dauernde Übertragung erfordert. Solange es also nicht möglich war, diese Trägheit der Selenzelle wesentlich herabzusetzen, so lange konnten auch die Bildübertragungssysteme, welche mit Selenzellen arbeiteten, keine Erfolge erzielen. Leider ist diese Tatsache von den Nachfolgern Bidwells nie in genügender Weise berücksichtigt worden, so daß recht viel Arbeit gänzlich vergeblich geleistet worden ist. Erst im Jahre 1906 gelang es dem Münchener Professor Korn, eine Methode aufzufinden, welche, wenn sie auch keine völlige Beseitigung der Trägheit herbeiführte, so doch gestattete, die Trägheit so weit herabzusetzen, daß ihre störenden Wirkungen sich nur noch wenig bemerkbar machten. Korn erreichte dies dadurch, daß er außer der Hauptzelle (Fühlerzelle) eine zweite Zelle in geeigneter Weise einschaltete, welche die Aufgabe hatte, die Trägheitswirkungen der Fühlerzelle herabzumindern (Kompensationszelle). Durch diese Kompensationsmethode gelang es ihm, die schädliche Wirkung der Trägheit auf etwa den zehnten Teil herabzusetzen, so daß bei Verwendung geeignet hergestellter guter Zellen nur eine verhältnismäßig geringe Restträgheit übrig blieb, welche bei den zunächst in Aussicht genommenen Bildübertragungen, Porträten und einfachen Gruppen nicht mehr störend war.

Das Jahr 1906 stellt mithin den Ausgangspunkt für die Entwicklung der modernen Bildtelegraphie dar, welche nunmehr in den folgenden Jahren schnelle, wichtige Erfolge erzielen konnte. Bevor ich jedoch näher auf die im Laufe der letzten Jahre erreichten Resultate eingehe, möchte ich zunächst kurz die Anordnung des Kornschen Phototelegraphen schildern.

Von dem zu übertragenden Bild wird ein Diapositivfilm hergestellt, welcher auf eine im Geberapparat befindliche Glastrommel aufgelegt wird. Letztere ist in einen lichtdichten Kasten eingeschlossen, der an einer Seite eine Öffnung hat. Durch diese fällt ein feines Lichtbündel, welches mittels passender Linsenkombinationen von einer Nernstlampe eszeugt wird, in das Innere. Dabei durchleuchtet das Lichtbündel diejenige Stelle des Films, welche sich gerade vor der Öffnung befindet. Je nach der Durchlässigkeit des Bildes an dieser Stelle wird dann das Licht mehr oder weniger geschwächt. Wird nun durch einen Elektromotor unter Zwischenschaltung eines Schneckengetriebes die Glastrommel, bezw. die zu übertragende Photographie unter dauernder Umdrehung langsam an der Lichtöffnung des Geberkastens vorbeigeführt, so erhält man im Innern der Trommel Lichtschwankungen, welche genau den verschiedenen Tönungen des Bildes entsprechen. Diese Lichtschwankungen läßt man auf die kompensierte Selenzellenanordnung wirken und erhält auf diese Weise in der Fernleitung die gewünschten Stromschwankungen, welche das Bild zur Empfangsstation übermitteln. Auf dieser soll nun die Rückverwandlung der ankommenden verschieden starken elektrischen Ströme in entsprechende Lichtstärken vorgenommen werden. Zu dem Zweck wird in einem lichtdichten Kasten, dem Empfangskasten, ein photographischer Film auf eine Trommel aufgelegt, welche wieder-



um durch einen Elektromotor in Bewegung gesetzt werden kann. An der Vorderseite des Kaſtens befindet sich das Aufnahmeobjektiv, welches von einer Nernſtlampe einen feinen Lichtpunkt auf der Oberfläche des Films entwirft. Wird nun der Film, bzw. die Trommel in derselben Weise wie die Gebertrommel an diesem Objektiv vorbeiführt, so beschreibt der Empfangslichtpunkt dieselbe spiralförmige Bahn wie der Geberlichtpunkt und setzt dementsprechend das Bild in derselben Weise zusammen, wie es auf der Geberſtation zerlegt wurde. Es iſt nun aber noch erforderlich, die Helligkeit des Empfangslichtpunktes entsprechend der Stärke der ankommenden Bildſtröme zu verändern. Dies erreichte Korn mit Hilfe seines Lichtrelais und zwar in folgender Weise: In den Strahlengang zwischen Nernſtlampe und Aufnahmeobjektiv wird ein innerhalb der Pole eines Elektromagneten aufgehängtes Doppelfadensyſtem gebracht, welches in der Mitte ein kleines undurchsichtiges Aluminiumblättchen trägt. Das Bild dieses Blättchens wird durch eine Linse auf der Vorderfläche des Aufnahmeobjektivs als Schatten entworfen und zwar in solcher Größe, daß die volle Öffnung des Objektivs von ihm bedeckt wird. Die Folge davon iſt, daß bei dieser Stellung des Schattens kein Licht in das Aufnahmeobjektiv gelangen kann und somit der von diesem erzeugte Lichtpunkt dunkel iſt. Man leitet nun die ankommenden Bildſtröme durch das oben erwähnte Doppelfadensyſtem und erreicht dann, daß je nach der Stärke der Ströme das Schattenbild des Blättchens mehr oder weniger nach unten abgelenkt wird, und so je nach der Größe der freigegebenen Objektivöffnung einer größeren oder geringeren Lichtmenge den Eintritt in den Empfangskaſten geſtattet. Dabei wird die Empfindlichkeit des Doppelfadensyſtems so einreguliert, daß bei dem ſtärkſten ankommenden Strom die Öffnung des Aufnahmeobjektivs gerade voll freigegeben wird, der von diesem erzeugte Lichtpunkt also seine maximale Helligkeit erreicht entsprechend dem in diesem Augenblick auf der Geberſtation gerade zur Übertragung gelangten hellſten Punkte des Geberbildes. Diese Anordnung des Lichtrelais, welche im Prinzip nichts anderes als einen durch die Bildſtröme betätigten Objektivverschluß darſtellt, hat den großen Vorzug, daß keine mechanisch bewegten Teile vorhanden sind, und daß infolgedessen ein derartiger Objektivverschluß sehr schnell zu arbeiten vermag, eine Bedingung, welche besonders mit Rücksicht auf die schnellwirkende kompensierte Selenzelle unbedingt erfüllt sein muß, sollen nicht im Empfangsapparat Fehler in der genauen Wiedergabe des Bildes entſtehen.

Das Kornsche Lichtrelais in der beschriebenen Anordnung iſt imſtande, etwa 150--200 Zeichen pro Sekunde mit Sicherheit zu regiſtrieren. Auf diese Weise kann man Übertragungen von Bildern im Visitformat (9×12 cm) in etwa 12 Minuten ausführen. Werden die Übertragungen zwischen zwei räumlich getrennten Stationen, wie es die Regel iſt, vorgenommen, so müssen beide Stationen noch mit besonderen Einrichtungen ausgerüſtet sein, welche dafür sorgen, daß die Gebertrommel sich »synchron« mit der Empfangstrommel bewegt. Auf diese Synchronismusvorrichtungen, welche in ähnlicher Weise auch an Telegraphenapparaten verwendet werden, soll hier jedoch nicht näher eingegangen werden. Nachdem nunmehr durch eine langwierige Laboratoriumsarbeit die Kornsche Bildübertragungsmethode in allen Einzelheiten

durchgearbeitet war, konnte man an die eigentlichen Fernversuche herantreten. Die ersten Versuche wurden über eine Telephonschleife München-Nürnberg-München ausgeführt und Anfang 1907 in Frankreich auf Einladung der französischen Zeischrift L'Illustration auf der Telephonschleife Paris-Lyon-Paris wiederholt. Da die erzielten Erfolge recht gut waren, wurden nunmehr von verschiedenen großen Zeitungsunternehmen des In- und Auslandes phototelegraphische Stationen eingerichtet und zwar in Berlin und München von dem »Berliner Lokal-Anzeiger«, in Paris von der »Illustration«, in London und Manchester vom »Daily Mirror«, in Kopenhagen von »Politiken« und in Stockholm vom »Dagens Nyheter«. Auch in Amerika, in New York und Washington, wurden zwei Stationen eingerichtet, welche jedoch nur kurze Zeit in Betrieb waren. Zwischen den übrigen Stationen entwickelte sich im Laufe der Zeit ein recht reger Verkehr, insbesondere zwischen Paris und London, bei welchem z. T. recht schöne Resultate erzielt wurden. Gleichzeitig stellte sich aber während dieser Versuche heraus, daß die Selenmethode doch nicht in jeder Hinsicht den Ansprüchen genügen konnte, welche von den Zeitungen bezüglich der Bildmotive gestellt wurden. Man verlangte mehr und mehr Bilder von aktuellen Ereignissen, Gruppenaufnahmen usw. mit so vielen Einzelheiten, wie sie die Selenmethode nicht mit genügender Schärfe wiedergeben konnte, da die immerhin noch vorhandene, wenn auch geringe Restträgheit des Selens die Wiedergabe zu feiner Details nicht gestattete, wenigstens nicht innerhalb praktisch zulässiger Übertragungszeiten. Es war daher erforderlich, mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Presse die fernphotographischen Stationen außer mit Phototelegraphen auch mit Telautographen, welche in mancher Hinsicht diesen Zwecken besser entsprechen, auszurüsten. Diese Apparate arbeiten nach einem Geberprinzip, welches zuerst von Bakewell im Jahre 1847 angegeben wurde, aber im Gegensatz zu dem phototelegraphischen Prinzip nur gestattet, Schwarz-Weißbilder zu telegraphieren. Dieses Prinzip, welches später auch von Caselli u. A. angewendet wurde, besteht im Folgenden:

Das zu übertragende Bild, etwa eine Zeichnung, wird mit nicht leitender Tinte auf eine Metallfolie gebracht und diese dann auf die Geberwalze, ähnlich wie bei dem Phototelegraphen, aufgelegt. Anstelle des Lichtpunktes läßt man aber einen feinen Metallstift in Spirallinien allmählich über das Bild fortlaufen. Durch diesen Stift fließt der Strom einer elektrischen Batterie hinüber zur Metallfolie. Befindet sich nun der Stift gerade auf einer den Strom nichtleitenden Stelle des Bildes, so wird auch in der an den Geber angeschlossenen Fernleitung der Strom unterbrochen. Bei fortlaufender Bewegung des Stiftes wird auf diese Weise das gesamte Bild in Stromschließungen und Öffnungen zerlegt. Es ist ohne weiteres ersichtlich, daß nach dieser Methode nur Schwarz-Weißbilder übertragen werden können, aber gleichzeitig erkennt man auch, daß bei diesem Geberprinzip keine Trägheit vorhanden ist und man dementsprechend beliebig viel Einzelheiten übertragen kann, soweit es die Feinheit des Stiftes und die störenden Wirkungen langer Fernleitungen zulassen. Mithin bietet das Geberprinzip eines Telautographen, abgesehen von den konstruktiven Anforderungen, verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten. Diese treten erst auf, wenn es sich darum handelt, die große Zahl von Zeichen, bis zu 2000 pro Se-

kunde, in einwandfreier Weiſe auf der Empfangswalze zu regiſtrieren. Hier genügte ſelbſt das ſchnell arbeitende Kornſche Lichtrelais nicht mehr, und es erwies ſich als erforderlich, dieſes unter Beibehaltung des an ſich ausgezeichneten Prinzips ſo umzukonſtruieren, daß es auch für telautographiſche Empfänger Verwendung finden konnte. Erleichtert wurde dieſe Aufgabe dadurch, daß es nur erforderlich war, das Empfangsobjektiv entweder ganz zu öffnen oder ganz zu ſchließen, je nachdem Strom ankam oder nicht, da ja Halbtöne wie bei dem Phototelegraphen nicht vorhanden waren. Dementſprechend wurde das Lichtrelais in der Weiſe umkonſtruiert, daß anſtelle des Doppelfadenſyſtems ein einziger Faden geſetzt wurde, welcher eine weſentlich geringere Maſſe beſaß und daher auch imſtande war, ſich erheblich ſchneller zu bewegen. Dieſer Faden wurde überdies noch ſtärker geſpannt als die Fäden des phototelegraphiſchen Lichtrelais, und es gelang ſo, nach langwierigen Verſuchen ein Einfadenlichtrelais zu bauen, welches mit Sicherheit 2000 Zeichen zu regiſtrieren in der Lage iſt. Allerdings iſt die Empfindlichkeit dieſes Lichtrelais geringer als die des phototelegraphiſchen, jedoch iſt dies belanglos, da bei dem telautographiſchen Geber keine Beſchränkung hinſichtlich der Stärke des Stromes vorhanden iſt wie bei den in der Phototelegraphie verwendeten Selenzellen. Gleichwohl gelang es, die Empfindlichkeit mit Rückſicht auf den ſtörungsfreien Betrieb auf Fernleitungen auch bei der großen oben angegebenen Zeichenzahl ſo einzuſtellen, daß man mit Strömen von 5—10 Milliampère noch gut regiſtrieren konnte. Im übrigen entſprach der konſtruktive Aufbau eines Telautographen im Großen und Ganzen dem eines Phototelegraphen. Erſt in den letzten zwei Jahren wurde dazu übergegangen, die Dimenſionen der Apparate zu vergrößern, ſo daß es jetzt möglich iſt, Bilder von der Größe 13 × 18 cm in etwa 15 Minuten zu übertragen, wobei jedoch zu beachten iſt, daß dieſe Bilder außerordentlich viel mehr Details enthalten als phototelegraphiſch übertragene.

Die Verwendung etwas größerer Stromſtärken in der Telautographie gegenüber der Phototelegraphie bringt nun noch einige Vorteile mit ſich, welche für die Weiterentwicklung der Bildtelegraphie von nicht zu unterſchätzendem Werte ſind, und auf die daher etwas näher eingegangen werden ſoll. Da man auf Fernleitungen ſtets mit nicht unbeträchtlichen Verluſten zu rechnen hat, ſo gelangt man bei den geringen Stromſtärken der phototelegraphiſchen Übertragungen ſehr bald an eine Entfernungsgrenze, welche etwa durch die Strecke Berlin—Paris dargeſtellt iſt. Darüber hinauszugehen, wird mit den derzeitigen Hilfsmitteln kaum mit Ausſicht auf Erfolg möglich ſein. Bei Anwendung der Telautographie dagegen gelang es z. B. ohne weſentliche Schwierigkeiten, eine bildtelegraphiſche Verbindung zwiſchen der Berliner und der Anfang 1912 in Monte Carlo eingerichteten Station herzuſtellen. Die erſte zwiſchen dieſen beiden Stationen gelungene Übertragung ſtellt eine bisher unerreichte Rekordleiſtung auf dem Gebiet der Bildtelegraphie dar, da die hierbei überbrückte Entfernung mehr als 2000 km betrug. Das Bild (Porträt des Fürſten von Monaco), zu deſſen Beförderung die Poſt mindeſtens 2 Tage benötigt haben würde, gelangte auf dieſe Weiſe in zirka 15 Minuten nach Monte Carlo und wurde dort noch an demſelben Abend, ſofort nach dem Eintreffen, im Atrium des Kaſinos ausgeſtellt. Bevor dieſe erſte Ver-

bindung zwischen Monte Carlo und Berlin hergestellt wurde, hatte die erstgenannte Station schon mehrere Monate hindurch einen regelmäßigen Verkehr mit Paris unterhalten, bei welchem aktuelle Ereignisse bald in der einen, bald in der anderen Richtung telegraphiert und dann sofort in der Presse veröffentlicht wurden. Auch zwischen der Pariser und der Londoner Station waren bereits im Laufe des vorhergehenden Jahres ausgezeichnete Erfolge erzielt worden. So wurden z. B. Szenen aus dem Steinheilprozeß noch am gleichen Nachmittage nach London telegraphiert und erschienen dann in der nächsten Morgennummer des Daily Mirror. Die Originale für diese Übertragungen waren z. T. Strichzeichnungen, z. T. Photographien. Da nun aber der Telautograph nur gestattet, Schwarz oder Weiß zu übertragen, so war es erforderlich, die Photographien zunächst in Schwarz-Weiß-Bilder umzuwandeln. Es geschah dies ähnlich wie bei dem Kupferdruck durch eine sogenannte Rasterreproduktion, bei welcher die verschiedenen Tonabstufungen im Bilde durch eine engere oder weitere Anordnung schwarzer Punkte bzw. Linien wiedergegeben werden. Für die Bildtelegraphie bieten derartige Rasterbilder insofern etwas größere Schwierigkeiten als einfache Strichzeichnungen, weil sich bei der regelmäßigen Unterteilung des Bildes durch den Raster und der dadurch bedingten Periodizität in der Aufeinanderfolge der Stromstöße die störenden Einflüsse der Leitungen, insbesondere ihre Kapazitätswirkung wesentlich stärker bemerkbar machen. Gleichwohl ist es aber gelungen, durch besondere Anordnungen diese Störungen soweit herabzudrücken, daß auch Halbtonbilder telautographisch recht gut gelingen, wie besonders die letzten Übertragungen zwischen Monte Carlo und Paris gezeigt haben. Aber gerade auf diesem Gebiete werden noch zahlreiche Versuche erforderlich sein, um auch die kleinen jetzt noch vorhandenen Fehler zu beseitigen.

Jedenfalls ist die Bildtelegraphie schon jetzt imstande, recht hohen Anforderungen an ihre Leistungsfähigkeit zu genügen.

Nachrichten und Mitteilungen.

Zum Tode Giovanni Pascolis (6. April 1912). Einer nach dem andern verlassen uns die Dichter, denen die neue italienische Lyrik ihre Größe verdankt — nach Carducci geht jetzt Pascoli, dem Dichter der Geschichte und des nationalen Lebens, der das Vaterland bei dem langsamen Aufstieg zum Kapitol begleitet hatte, mit seinem Gesange unablässig spornend, scheltend, preisend, folgt der gute, sanfte Poet, der den Bürgern der jungen italienischen Einheit das Wort des Friedens und der Liebe zugerufen und sie hingewiesen über die Grenzen des eigenen Staates hinaus auf ein größeres Vaterland: die Welt.

Giovanni Pascoli wurde in S. Mauro in der Romagna am 31. Dezember 1855 geboren; er war von schlichter Herkunft, so schlicht wie sein ganzes Leben. Seine Kindheit verbrachte er in seinem Heimatsflecken und auf den stillen Feldern, die er frühzeitig liebgewann. Frühzeitig aber ward ihm auch der Schmerz vertraut. Kaum zwölf Jahre alt verlor er seinen Vater, von unbekannter Hand ermordet, als er auf seinem Wagen zu Markte fuhr, und als Leiche von dem treuen Pferdchen ins Haus zurückgebracht. So waren die Natur und der Schmerz schon damals Pascolis Genossen. Sie verließen ihn seitdem nie mehr; sie sind immer seine Musen geblieben.

Er studierte in Bologna, unter Carducci, der ihn sehr liebgewann. Und als Carducci im Jahre 1905 gestorben war, wurde Pascoli zu seinem Nachfolger in der Professur für italienische



Literatur berufen, nachdem er schon Professor der griechischen und lateinischen Grammatik an den Universitäten von Bologna, Messina und Pisa gewesen war.

Sehr rührig und arbeitsam hinterließ er vielerlei in Vers und Prosa. Sein dauernder Ruhm aber ruht einzig auf seiner Poesie, in der er sehr fruchtbar war, obgleich er als Dichter erſt spät in die Öffentlichkeit trat. Sein erſter Gedichtband erschien 1891 — Pascoli war schon 36 Jahre alt — unter dem Titel: Myricae. Mit ihm ſtieg er rasch unter die beſten Dichter seiner Zeit hinauf, neben Carducci und D'Annunzio, und wahrte und befeſtigte sich diesen Platz noch mit den folgenden Bänden: Kleine Gedichte. Erſte Reihe (Primi Poemetti) 1897, Lieder von Caſtelvecchio (Canti di Castelvecchio) 1903, Tischlieder (Poemi conviviali) 1904, Kleine Gedichte. Neue Folge (Nuovi Poemetti) 1909, Oden und Hymnen 1908, König Enzos Kanzonen 1908, Hymnus auf Rom 1911, Hymnus auf Turin 1911.

Er war ein idyllischer Dichter, der in seinem guten, schmerzbewegten Herzen unersättlich nach Liebe und heiterer Ruhe verlangte. Von den Stürmen des öffentlichen Lebens wandte er sich ab in die Stille der Felder und fand hier Frieden und Schönheit. Und hier entspann er seine Zwiegespräche mit Gras und Pflanzen und Vögeln (von denen ihm kein einziger unbekannt war); hier begleitete er den Bauer bei seiner fruchtbaren Arbeit; jede aufspringende Knospe freute ihn, jede sich entfaltende Blüte, jeder im Winde rauschende Zweig. Ohne jede Rhetorik, ein wirklicher Dichter, tief und eigenartig in Anschauung und Gefühl. Er liebte die Natur, denn die Natur iſt gut: sie iſt eine liebevolle Mutter, welche die blutenden Wunden des Menschen heilt, den Müden erfrischt; und die Welt iſt so voller Schmerz und Kampf.

Etwas vom Geiſte des guten Hesiod lebte in Pascoli wieder auf; ihm und mehr noch Homer wandte er ein liebevolles Studium zu. Er war ein tiefer Kenner der antiken Literaturen; zugleich ein gelehrter Humaniſt und ein anmutiger Dichter, verfaßte er auch selber lateinische Gedichte und ging aus dem jährlichen Wettbewerb in Amſterdam zu wiederholten Malen als Sieger hervor. Viel übersetzte er aus Homer, und er beabsichtigte die Ilias und Odyssee vollſtändig zu übertragen. Er erfüllte sich so mit dem Geiſte des alten Sängers, daß man übertreibend gesagt hat, in seinen »Tischliedern« ertöne von neuem die Stimme Homers. Der Inhalt und die sprachlichen Wendungen dieser Lieder sind allerdings meiſt homerisch; ihre Personen aber sind von einem neuen Geiſte erfüllt. Sie reden nicht mehr von Krieg, sondern von Frieden; nicht mehr am Blutbad der Schlachten berauschen sie sich; das Gute, die Frömmigkeit, Liebe und Poesie sind die Gegenſtände ihrer Gespräche; ihr Leben iſt ganz ein innerliches geworden. Und die Heiterkeit des Dichters iſt nicht die homerische; man empfindet, daß hinter ihr die bittere Erfahrung des Schmerzes liegt. Pascolis unbefangene und schlichte Haltung iſt nicht der natürliche Ausdruck eines jugendlichen Geiſtes, sondern eine gewollte und bewußte Unbefangenheit, die seinem tiefen Ruhebedürfnis entspringt.

Diese Gedichte, in denen der Dichter in inniger Verbindung mit dem humaniſtischen Gelehrten erscheint, galten darum manchen für Pascolis beſtes Werk. Andere ſtellten die Myricae höher, weil das idyllische Empfinden in ihnen noch ganz frisch und spontan iſt, und die Erregung über schweres Unglück, das ihn und die Seinen getroffen, noch ſtärker zu fühlen. Ohne Frage sind beide echt poetische Werke, obgleich auch sie den Fehler zeigen, dem in seinen anderen Werken der Dichter noch williger nachgibt: das Bedürfnis alles auszusprechen, was ihm seine Phantasie darbietet, ein beharrliches Zurückkommen auf dieselbe Vorſtellung, nie mit dem erſten unmittelbarſten und beſten Ausdruck zufrieden; ein zu weitgehendes Behagen an einer raffinierten Überempfindsamkeit, wodurch bisweilen der Eindruck des Gesuchten, des Literarischen entſteht, und ein Mangel an Harmonie, der die schöne Gesamtwirkung seiner Lieder in ihrer Einheit ſtört und oft zerſtört.

Auch noch andere Werke verschiedentlichen Inhalts hat er hinterlassen, so Danteſtudien (Minerva oscura 1898, Sotto il velame 1900), von denen er sich vorzüglich eine dauernde Anerkennung erwartete. Sie waren im Gegenteil bald vergessen; und in der Tat war Pascoli kein eigentlich kritischer Geiſt. Auch seine anderen Prosaschriften werden ihn nicht lange zu überleben vermögen, denn auch eine kräftige Prosa schrieb er nicht.

Dafür aber wird uns allen der Dichter von feiner und zarter Gefühlsfähigkeit teuer bleiben und in uns weiter leben, der Dichter häuslicher Freuden und Leiden, des schlichten guten Lebens, der allem was gering und bescheiden iſt in der Natur eine Stimme gegeben hat.

Turin. G. A. Alfero.



Dem scheidenden deutschen Botschafter Grafen Wolff-Metternich wurde am 18. Juni von der Rechtsfakultät der Universität Cambridge der Grad eines Doctor of Law honoris causa verliehen. Der Public Orator der Universität Sir John Sandys leitete die feierliche Handlung mit der folgenden Ansprache ein: Hic est ille dies, Wellingtonii et Bluecheri memoriae in perpetuum consecratus, quorum ductu, abhinc annos prope centum, Britanniae et Borussiae exercitus Europae toti libertatem reddiderunt. Etiam ante pugnam illam hoc ipso die inter Belgas commissam, Borussiae ducem illum belli in artibus illustrem in hoc ipso loco Universitas nostra iuris doctorem honoris causa nominavit [1]). Hodie vero titulo eodem decoramus non iam belli, sed pacis ministrum eximium, Germaniae legatum insignem, qui per annos plus quam decem tanta cum fide, tanta cum dignitate, inter Britannos imperii maximi quasi personam gessit. Fluminis Rheni in ripa genere nobili oriundus, non modo in Austria, ubi nomen idem olim claruerat, sed etiam inter Francogallos, inter Belgas, inter Britannos, fluminis Nili in margine, fluminis Albis denique in aestuario, per longam annorum seriem multa legationum experientia erat spectatus. Postea, et terrae et maris inter itinera, Regi suo, Imperatori Germano (quem honoris causa nomino), sese approbavit; qua de re, ad ipsum conversus, verba a Cassiodoro, regum ministro fidelissimo, amicis suis olim attributa, usurpaverim: — »Regum gloriosa colloquia pro magna diei parte in bonum publicum« te occupasse novimus [2]). Nuper in Senatu quidem Britannico quanti plausus illo die exceperunt rerum exterarum ministrum nostrum optimum, quo Germaniae legatum munus suum propediem relicturum non sine omnium illorum desiderio prosecutus est, quicumque cum eo aut negotiorum publicorum in commercio aut amicitiarum privatarum in consuetudine per tot annos fuerant coniuncti. Hodie vero in Senatu nostro, quanto plausu dignus idem est, qui non modo Britannis fuit acceptissimus, sed etiam Germanis suis fidelissimus, qui non sibi sed aliis vixit, qui patriae praesertim pacem ante omnia exoptavit, qui velut alter Cato, sed Catone multo humanior, multo iucundior, vitam totam alto illi propositio destinavit: »servare fidem, finemque tenere, Naturamque sequi, patriaeque impendere vitam; Nec sibi, sed toti genitum se credere mundo.« [3]).

Duco ad vos Ordinis Victoriani equitem, pacis et concordiae ministrum insignem. Comitem Paulum Wolff-Metternich.

[1]) 4. Juli 1814. [2]) Cassiodorus, Variarum Praefatio, § 8. [3]) Lucan, II, 381—3.

*

Schutz der Gas- und Wasserröhren gegen vagabundierende Ströme. Der Wasser, Gas und Elektrizität benutzende und genießende Großstädter ahnt wohl nur selten, welche grimmen Kämpfe diese freundlichen Gewalten gelegentlich unter sich ausfechten. Nicht nur oberirdisch streiten sich Gas und Elektrizität um die Beleuchtung, nein, auch unterirdisch herrschte bis vor kurzem erbitterte Fehde, bei der jedoch die Elektrizität ganz Angreifer und die beiden anderen die Leidenden waren. Langsam aber sicher verzehrten insbesondere die von den Straßenbahnen gebrauchten elektrischen Ströme die Röhren, in denen Gas und Wasser fließt. Nachdem die Ströme durch die häßliche Oberleitung den Straßenbahnen zugeführt sind, und dort ihre Arbeit getan haben, werden sie mit dem Anheimstellen entlassen, sich auf dem bequemsten Wege zur elektrischen Zentrale zurückzubegeben. Dieser bequemste Weg sollten die Schienen sein, sind es aber vielfach nicht, teils weil sie nicht groß genug sind, um alle die einzelnen Ströme der vielen Wagen aufzunehmen, teils weil die »Schienenstöße« gelegentlich einen lästigen Widerstand bieten. Die Folge war, daß die Elektrizitätsteilchen sich in die Erde begaben und dort sich auf die großen gutleitenden eisernen Gas- oder Wasserleitungsröhren stürzten, um sie als bequemen Weg bis in die nächste Nähe der Zentrale zu benutzen. Dort angekommen verließen sie die Röhren wieder und zwar fast alle an derselben Stelle, um von der Zentrale aus ihren Kreislauf aufs neue zu beginnen.

Wenn sie aber die eisernen Röhren verlassen, nehmen je 2 oder 3 Elektrizitätsteilchen ein für alle Male ein Eisenatom mit. Und das Rohr mag so viele Atome haben, wie es will, es kommt der Tag, an dem sie dahin sind, und an dem aus dem entstandenen Loche je nachdem entweder ein sehr energischer Wasserstrahl hervorsprudelt, die Erdschichten durchbricht und die Straße in einen See verwandelt, oder Gas heimtückisch langsam hervorsickert, um sich in stillen Kellern und ungelüfteten Räumen anzusammeln und schwere Explosionen oder tödliche Vergiftungen hervorzurufen.

Nun ist allerdings schon seit langer Zeit ein radikales Hilfsmittel bekannt, das diese unterirdische Wühlarbeit der Elektrizität voll-



ständig unterdrückt, nämlich die Verwendung von Wechselstrom anstelle von Gleichstrom. Dann schwingen die Elektrizitätsteilchen nur hin und her, und, nachdem sie eben das Rohr mit ihrem Eisenatom verlassen haben, müssen sie im nächsten Augenblicke zurückkehren und es wieder abgeben. Aber der Wechselstrom ist gerade für den Betrieb von Straßenbahnwagen, die jeden Augenblick anhalten und wieder anfahren müssen, recht unbequem. Außerdem belästigt er die Telephonleitungen sehr.

Infolgedessen suchte man die Übelstände durch Vorschriften zu beseitigen. Die großen beteiligten Vereine traten zusammen und bildeten die sogenannte Erdstromkommission, die wichtige Vorschriften ausarbeitete und später mit ausführlichen Erläuterungen versah, die für alle Bahnanlagen und größeren Erweiterungen gelten, die nach dem 1. Juli 1910 projektiert worden sind. Der Kern dieser Vorschriften besteht darin, daß den Strömen der Straßenbahnen, sei es durch die Schienen selbst, sei es durch besondere Kabel, wenn die Schienen nicht ausreichen, ein so bequemer Rückweg zur Zentrale geboten werden soll, daß nur ein geringer Bruchteil von ihnen in die Erde und die Gas- und Wasserröhren übergeht. Mit besonderer Sorgfalt sollen außerdem die Schienenstöße durch gutleitende Kabel überbrückt werden. Die Entfernung zwischen den Gleisen und den an die Straßenoberfläche emporgeführten Rohrteilen soll mindestens 1 m betragen. Keinenfalls dürfen sie irgendwo die Schienen direkt berühren. Endlich soll die Leitfähigkeit des gesamten Schienensystems dauernd überwacht und durch regelmäßige Messungen direkt ermittelt werden, ob in den Rohrleitungen Ströme von gefährlicher Stärke fließen. Von den Vorschriften frei bleiben alle Bahnen, die auf freien Holzschwellen verlegt sind und außerdem alle Gleise, die weiter als 200 m von den nächsten Röhren entfernt sind. Auf eine vollständige Beseitigung der Schäden, die die »vagabundierenden« Ströme anrichten, hat man von vornherein wegen der unverhältnismäßigen Kosten verzichtet, zumal da die Vorschriften lediglich die Bahnen und garnicht die Rohrnetze belasten.

Infolgedessen sollen die Vorschriften die Erdströme nur so weit einschränken, daß die Lebensdauer der Röhren durch sie nur noch unwesentlich verkürzt wird.

Und dieses Ziel scheint, soweit bis jetzt Erfahrungen vorliegen, tatsächlich erreicht zu sein. G. S.

Kongreß deutscher und österreichischer Industrieller und Gewerbetreibender in München. Die aus Anlaß der Bayerischen Gewerbeschau vom 21. bis 25. Mai stattgehabte Zusammenkunft von Interressenten an den Zielen der bedeutsamen derzeitigen Münchner Ausstellung vereinigte die stattliche Teilnehmerzahl von rund 700 Personen, unter denen sich ungefähr 100 Damen befanden. Den Hauptpunkt des überreichen Programms bildete die Festversammlung im prächtigen Saale des alten Rathauses am 22. vormittags. Der Führer der Österreicher, Ehrenpräsident des niederösterreichischen Gewerbevereins Exzellenz Dr. W. Exner wies in längerer Rede die Zusammenhänge zwischen Deutschland und Österreich auf allen Gebieten des geistigen Lebens nach; nur für die wirtschaftliche Produktion bestehe noch für unabsehbare Zeit eine wirkliche Grenze in Form der hochschutzzöllnerischen industriell-agrarischen Grundsätze zwecks des Ausgleichs der Produktionskosten. Da aber hochqualifizierte Ware nur eines geringeren Zollschutzes bedürfe, so seien die Ziele der Bayerischen Gewerbeschau sinngemäß auch die der deutschen und österreichischen Industrien und Gewerbe zugleich. Die sich hieran schließenden Ausführungen Dr. F. Kuhlos, des Syndikus des Bayerischen Industriellenverbands, beschäftigten sich mit der »Gewerbeförderung in Bayern und der Organisation der Industrie in Deutschland«. Er wies die nationale Bedeutung der Gewerbeförderung als Kulturbewegung nach, worauf noch Architekt W. Riemerschmid als künstlerischer Leiter der Gewerbeschau über die so nötige Wechselwirkung zwischen Kunst und Gewerbe sich verbreitete. Die übrigen Tage des Kongresses waren mit der Besichtigung der Gewerbeschau, des Deutschen Museums, des Nationalmuseums und anderer Sehenswürdigkeiten Münchens ausgefüllt. Für das Vergnügen war durch solenne Festbankette, ferner durch eine glänzende Festvorstellung (»Tristan und Isolde«) im Prinzregententheater, endlich durch den Besuch des Künstlertheaters und des Paul Braunschen Marionettentheaters in der Ausstellung gesorgt. Die schönen Tage dieser Zusammenkunft, welche die wichtigste unter den derartigen Veranstaltungen der Bayerischen Gewerbeschau sein dürfte, werden den Teilnehmern stets eine angenehme Erinnerung bilden.

K. Fuchs.



Internationale Monatsschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

6. Jahrgang, Nr. 11
August 1912

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf. — Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.
Erscheint jeden ersten Sonnabend im Monat. — Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstraße Nr. 36-41.

Die Freilegung der Kaiserfora in Rom.

Von

Ch. Huelsen.

Die bauliche Entwicklung der Stadt Rom hat in fünfundzwanzig Jahrhunderten einen merkwürdigen Kreislauf vollzogen: Ausgehend von dem kleinen, burgartig den Fluß beherrschenden palatinischen Hügel hat sie zunächſt die Höhen im Oſten (Esquilin Quirinal Capitol) und Süden (Caelius und Aventin) sich einverleibt. Die Siebenhügelſtadt hat dann, seit dem letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, auf die nördlich vorgelagerte Ebene des Marsfeldes übergegriffen, welche im Laufe der Kaiserzeit mit Prachtbauten bedeckt wurde, und seit Aurelian (270 n. Chr.) durch einen Mauerring mit den alten Stadtteilen zu einer fortifikatorischen Einheit verbunden war. Im Mittelalter verödeten weite Strecken innerhalb der Aureliansmauer, und während des Avignoneser Exils beschränkte sich der ſtädtische Anbau auf dem linken Tiberufer hauptsächlich auf den schmalen Streifen zwischen Tiber, Engelsbrücke und Capitol. Von diesem Reſte der antiken Stadt iſt dann die Wiedergewinnung des alten Gebietes den umgekehrten Weg gegangen: Nach der Rückkehr der Päpſte aus Avignon wurde zunächſt, in den letzten Dezennien des fünfzehnten und den erſten des sechzehnten Jahrhunderts, das Marsfeld in seinem südlichen Teile bebaut; Gregor XIII (1572—1585) und namentlich Sixtus V (1585—1590) haben die Anlage neuer Stadtviertel auf den öſtlichen Hügeln geplant und den Quirinal samt Teilen des Esquilins wieder zur bewohnten Stadt gezogen. Die Epoche nach 1870 hat die Wiedergewinnung der Hügel im Oſten vollendet, das zwanzigſte Jahrhundert die der südlichen Hügel Caelius und Aventin energisch in Angriff genommen. Wird auch diese in vielleicht nicht zu ferner Zeit vollendet sein, so bleibt der Bebauung entzogen einzig der Urkern der ewigen Stadt, der Palatin mit seinen Reſten uralter Heiligtümer und großartiger Kaiserpaläſte, der ein unantaſtbares Monument inmitten der modernen Stadt bilden soll.

Es kann bei diesem Gange der Dinge nicht befremden, daß sich manchmal der baulichen Entwicklung in unseren Tagen dieselben Probleme ſtellen wie vor Hunderten von Jahren. Ein besonders schwieriges Problem iſt ſtets die Verbindung der Stadtteile auf den Hügeln im Süden und Südoſten mit





der ebenen Stadt im Marsfelde gewesen. Als sich im Altertume auf dem Esquilin, dem Viminal und dem Quirinal große und ſtark bewohnte Quartiere gebildet hatten, führten die hauptsächlichſten Verbindungsſtraßen (Argiletum, Subura, Vicus Patricius) von dort nach dem Forum Romanum. Dieses aber war vom Marsfelde getrennt durch den schmalen und ſteilen kapitolinischen Hügel. Zwischen Kapitol und Quirinal öffnete sich nur eine enge, leicht verteidigungsfähige, aber für den Verkehr höchſt unbequeme Scharte. In der »servianischen« Befestigung wurde sie gesperrt durch die Porta Fontinalis, von welcher seit 220 v. Chr. eine große nach Norden führende Landſtraße auslief, die Via Flaminia, deren Lauf der Corso noch heute bewahrt hat.

Als zu Ciceros Zeiten der ſtädtische Anbau beträchtlich ins südliche Marsfeld übergegriffen hatte, und dort am Anfange der Via Flaminia die großen für Wahlversammlungen dienenden Plätze (Saepta) eingerichtet waren, empfand man diese Trennung als sehr ſtörend. Auf Erweiterung des Forums nach Norden nahm der Diktator Caesar schon Bedacht, während er seine Kriege in Gallien führte. Nachdem er die Herrschaft errungen, ließ er an der Nordseite des Forum Romanum unterhalb des Kapitols das Forum Julium mit dem Tempel der Venus Genetrix erbauen, dem im Laufe der nächſten hundert Jahre noch drei ähnliche Anlagen zur Seite traten: das Forum des Auguſtus mit dem Mars-Ultor-Tempel, das Forum des Vespasian mit dem Friedenstempel, das Forum des Nerva mit dem Minervatempel. Durch diese Prachtanlagen verschwand das alte Quartier des Argiletum mit seinen engen Gassen, vier offene von Marmorhallen umgebene Plätze, die alle miteinander direkt kommunizierten, boten für den Verkehr, für Versammlungen und Gerichtssitzungen reichlichen Raum. Aber nach Norden ſtellte sich der Verbindung mit dem Marsfelde immer noch das gleiche Hindernis entgegen, die enge durch eine einzige Straße faſt ausgefüllte Scharte zwischen Kapitol und Quirinal. Trajan und sein großer Baumeiſter Apollodor von Damaskus wagten es, der Natur hier den Bauplatz für ein neues Prachtforum abzuringen, das an Ausdehnung und Glanz alle älteren übertreffen sollte. Zu diesem Zwecke wurde die südliche Kuppe des Quirinals zum großen Teile abgetragen; hundert Fuß über dem Marmorpflaſter des Forums lag der höchſte Punkt des Berges, der weichen mußte. Das so geschaffene Areal aber, welches vom Forum des Caesar und Auguſtus bis zum Anfange der Via Flaminia im Marsfelde reichte, wurde mit drei großartigen Anlagen überbaut. An das hallenumgebene Forum schlossen sich die Basilika Ulpia und die beiden Bibliotheken, in deren Mitte, gleichsam als größter Foliant, die »illuſtrierte Geschichte der Kriege Trajans an der Donau«, die reliefgeschmückte Säule sich erhob. Die Inschrift an ihrer Basis (deren klaren Sinn man neuerdings durch ganz überflüssige Klügeleien zu verdunkeln gesucht hat) verkündet noch heute, daß sie errichtet sei »um zu zeigen, wie hoch der Berg war, der abgetragen werden mußte, um für solche Prachtbauten Raum zu schaffen«.

Wir können uns den Eindruck, welchen diese Prachtanlagen in der Blütezeit des alten Roms machten, kaum imposant genug vorſtellen; zu dem Glanze der mit zahllosen Kunſtwerken geschmückten Bauten kam der großartige Verkehr, der sich kaum an einem Punkte der Weltſtadt so konzentrierte, wie hier. Noch in einer Zeit, die wir gewöhnt

sind schon als Dekadenz zu betrachten, ſtaunte der aus Germanien gebürtige Kaiser Conſtantius bei seinem erſten Besuche in Rom (357) über das Forum des Trajan »das unter dem ganzen Himmel nicht seinesgleichen hat, und wohl auch von den Göttern als wunder-voll anerkannt werden würde«. Und noch mehrere Jahrhunderte später, als Verfall und Zerſtörung schon begonnen hatten, läßt die Legende Papſt Gregor den Großen beim Anblick des Trajans-forums so von Bewunderung erfüllt werden, daß er Fürbitte einlegt für das Seelenheil des großen und gütigen Monarchen, der diese Wunderwerke geschaffen.

In den Jahrhunderten, die auf Gregor folgten, fielen die Tempel und Hallen der Kaiserfora durch Vernachlässigung und absichtliche Zerſtörung in Trümmer; noch Ende des 15. Jahrhunders hatten sich in den Ruinen außer kümmerlichen Privathäusern nur einzelne Kirchen und Klöſter eingeniſtet, während das weite Trümmerfeld den Materialräubern und Kalkbrennern ein willkommenes Aus-beutungsobjekt war. Als dann seit Ende des 16. Jahrhunderts Gregor XIII. und Sixtus V. die Bebauung der Gegend öſtlich vom Kapitol tatkräftig förderten, entſtand hier ein ſtark bewohntes, aber ziemlich plebejisches Stadtviertel mit engen schmutzigen Gassen und Straßen und nur wenigen bemerkenswerten Palaſtbauten. Die Hauptverkehrsadern bildeten in nordsüdlicher Richtung die Via Alessandrina, in oſtweſtlicher die Via Bonella. Seine Physiognomie hat dieser Stadtteil im Laufe der letzten 250 Jahre wenig geändert, nur um die Trajanssäule herum ward zur Zeit der französischen Herrschaft (1811—1814) ein freier Platz geschaffen, die »Piazza del Foro Trajano«, welche freilich faſt nichts vom eigentlichen Forum, sondern nur einen Teil der Basilica Ulpia zu-tage gefördert hat.

Seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begannen sich einschnei-dende Veränderungen in diesem Zu-ſtande vorzubereiten. Die Schienen-ſtränge, welche Rom mit Neapel, mit dem Meer und mit Toskana verbinden, münden in die Stadt auf dem höchſten Punkte der Esquilien, da wo in alter Zeit zwei wichtige Landſtraßen (Labicana und Praeneſtina) und faſt alle großen Wasserleitungen in die Stadt eintraten. Eine Verbindung des neuen Bahnhofes in Villa Negroni mit der alten Stadt wurde als Bedürfnis empfunden, die Via San Vitale von Piazza Venezia nach den Diokletianstermen 1869 traciert, und im Anschluß an sie ein neues Quartier auf dem Esquilin und Viminal. Die erneuerte Aqua Pia-Marcia, die zum großen Teile den Spuren der alten Aquaeducte folgte, sollte den geplanten Stadtteilen das Wasser zuführen; ihre Einweihung am 11. September 1870 war die letzte große öffentliche Zeremonie des päpſtlichen Roms.

Als eine Woche darauf die italienischen Truppen in Rom eingerückt waren, wurde die Via San Vitale zur Via Nazionale; doch auch die neue Re-gierung förderte mit großer Energie die Besiedelung der Hügel, wo sich von Porta Maggiore bis Porta Pia bald ein ausgedehnter neuer Stadtteil erhob. Der nördliche Teil desselben, Quirinal und Viminal, wurde mit der alten Stadt verbunden durch die Via Nazionale, welche in ihrer letzten Strecke sehr ſteil abſteigend, bei der Piazza Venezia mit dem Corso zusammentrifft. Für die südlichen Teile des Esquilins war diese Verbin-dung nicht genügend; dafür wurde seit Mitte der achtziger Jahre die Via Cavour angelegt, welche vom Bahnhof aus-gehend, bei S. Maria Maggiore vorbei



das Gewirr der Gassen und Straßen des Rione Monti in gerader Linie durchschneidend schließlich auch auf der Piazza Venezia enden sollte. Bis in die Gegend des Forum Romanum iſt die Straße seit Jahren durchgeführt; die Anlegung des letzten Stückes, wo es darauf ankam, unter möglichſter Schonung der wichtigen Denkmäler und mit nicht übermäßigen Koſten eine den Anforderungen des modernen Verkehrs genügende Straße zu schaffen, hat bisher auf sich warten lassen. Projekte sind genug gezeichnet, aber die Ausführung iſt seit Jahren keinen Schritt vorwärts gerückt, und die Via Cavour bietet das wenig erbauliche Schauspiel einer groß angelegten Hauptſtraße, die sich einſtweilen gegen einen Bretterzaun totläuft.

Nun aber genügt dem in den letzten Dezennien gewaltig geſtiegenen Verkehr die Via Nazionale zur Verbindung der oberen Teile mit dem Marsfelde längſt nicht mehr, und dasselbe Problem, das die Ingenieure Caesars und Trajans vor 2000 Jahren zu bewältigen hatten, erhebt sich, wenn auch in veränderter Form, aufs Neue. Nicht nur, wie zu Martials Zeiten und noch unter Papa Sisto Quinto der Fußgänger, der Reiter und der Carrettiere, sondern auch Straßenbahn und Auto verlangen ihr Recht. Seit Jahren ist der Tramverkehr von den ebenen Stadtteilen nach den Hügeln großenteils durch die Gassen in der Umgebung der Piazza del Foro Traiano in die Via Cavour geleitet worden, aber daß jene im 16. Jhdt. angelegten Gassen jetzt in keiner Weise genügen, wird jedem Besucher Roms täglich ad oculos demonstriert.

Dazu kommt seit allerneuster Zeit ein Motiv aus ästhetischen Rücksichten. Die Anlage des Victor-Emanuel-Denkmals hat zu einer völligen Umgestaltung der Gegend am Fuße des Kapitols geführt. An Stelle der alten malerischen Piazza di Venezia dehnt sich ein fast viermal so großer Platz aus, der ohne Gliederung in die Piazza del Foro Trajano übergeht. Die engen Gassen zwischen Foro Trajano und der Höhe von Araceli sind zum Teil demoliert, was davon noch übrig ist, wirkt häßlicher und schmutziger als je. Die Regulierung dieser Gegend mittelſt Verlängerung der Via Cavour iſt mehr als je eine brennende Frage.

Auf dem Piano Regolatore von 1909 wird dies Problem mit einem einfachen Striche des allmächtigen Lineals gelöſt. Die letzte Querſtraße der Via Cavour, die Via Cremona, soll von 5 auf 30 Meter verbreitert und in gerader Linie bis zur Oſtseite des Victor-Emanuel-Denkmals durchgeführt werden: damit wäre eine direkte Verbindung zwischen Via Cavour und Piazza Venezia geschaffen. Die Via Alessandrina und ihre Nebenſtraßen bleiben bei diesem Projekt ganz unberührt, und doch ließe sich hier ein monumentales Straßenbild schaffen, wie es eben in der Vereinigung von Antike, Mittelalter und Modernem nur Rom bieten kann. Einen sehr beachtenswerten Vorschlag hierzu macht der hochverdiente Generaldirektor der Altertümer und schönen Künste, Corrado Ricci, in einem vor kurzen erschienenen Aufsatze.*)

Ricci geht mit Recht davon aus, daß eine vollſtändige Freilegung aller Kaiserfora bis auf das antike Niveau, wie sie gelegentlich gefordert worden ist, nicht verwirklicht werden kann. Abgesehen von den enormen Koſten würde die Schaffung einer so ausgedehnten mit dem Forum Romanum in Zusammen-

*) Per l'isolamento degli avanzi dei Fori Imperiali (Bollettino d'Arte del Ministero della Pubblica Istruzione. Anno V, 1911, fasc. 12, p. 445—455, mit 41 Abb. und 2 Tafeln).

hang gesetzten monumentalen Zone ein Hindernis für den Verkehr bedeuten, welches mit den Interessen des modernen städtischen Lebens unvereinbar wäre. Sein Vorschlag geht vielmehr darauf aus, »mit einem Minimum von Demolierungen ein möglichst großes Resultat für archäologische und monumentale Wirkung zu erreichen«. So will er z. B. das Areal des Forum Julium ganz unberührt lassen, und schlägt nur eine leichte Variante zum Piano Regolatore vor, durch welche die Überreste der Westseite des Forums, imposante, jetzt in Schmutz verkommende Reste vollkommensten römischen Quaderbaues zu monumentaler Wirkung kommen sollen. Im Übrigen beschäftigt sich Ricci's Projekt hauptsächlich mit der Gegend des Augustus-, Nerva- und Trajansforums, von denen bedeutende Reste teils schon jetzt freigelegt, teils in nicht allzugroßer Tiefe unter den modernen Häusern und Straßen sicher zu finden sind.

Seit fast hundert Jahren zur Hälfte ausgegraben ist die nördliche Exedra des Forum Trajanum, ein zweistöckiger Hallenbau, welcher das Forum gegen den quirinalischen Hügel abschloß. Aber die bis zum antiken Niveau untersuchte Hälfte war nur durch einen tiefen schmalen Einschnitt freigelegt, und von dem imposanten Eindrucke des Ganzen konnte sich der Beschauer, der die Ruine durch eine enge und schmutzige Gasse durchgefunden hatte, kaum eine Vorstellung machen. Nach Ricci's Projekt soll das ganze Halbrund der Exedra freigelegt werden, was, da ein Teil des Terrains sich bereits im Besitz der Regierung befindet, ein anderer mit Gärten und kleinen Häusern besetzt ist, nicht besonders hohe Kosten machen wird. Die Exedra, eines der vollkommsten Beispiele altrömischen Ziegelbaus und von den Architekten der Renaissance häufig für Palastfassaden studiert, würde ein Monument von bedeutender Wirkung sein.

Auf dem Gebiete des Forum Augusti, welches sich fast unmittelbar an die Exedra des Forum Trajani anschliesst, sind nur zwei Privathäuser zu erwerben. Der grösste Teil gehört dem Nonnenkloster der Annunziata ai Pantani, dessen Expropriierung und Verlegung in andere Lokalitäten sich voraussichtlich ermöglichen lassen wird. In und unter den Klostergebäuden sind sehr bedeutende Reste von der Umfassungsmauer des Forum Augusti und vom Tempel des Mars Ultor verborgen, oft, wie die zahlreichen von Ricci aufgenommenen Photographien zeigen, in sehr prosaischer und und unwürdiger Umgebung. Daß bei der Freilegung der südlichen Exedra des Forums Funde von historischem Interesse nicht fehlen werden, läßt sich nach den in der nördlichen i. J. 1888 gemachten, voraussetzen: beide Exedren dienten bekanntlich zur Aufstellung der Statuen berühmter Feldherren und Triumphatoren, deren Taten durch die auf Befehl des Kaisers in Marmor eingehauenen «Elogi» verkündet wurden.

Wenn die unbedeutenden, aus dem 16.—18. Jhdt. stammenden Baulichkeiten des Nonnenklosters ohne Schaden fallen könnten, so ist dagegen zu erhalten ein jetzt gleichfalls in das Kloster inkorporierter Bau, nämlich der Palast, welchen Kardinal Barbò um 1470 auf der Höhe der östlichen Umfassungsmauer des Forums für die Rhodiser Ritter erbaute. Von diesem Palaste sind noch beträchtliche Reste mit einer eigentümlich zwischen Gotik und Renaissance schwankenden Dekoration erhalten; die im obersten Stockwerk gelegene Loggia wird, wenn ihre graziösen Säulen und Bögen von den entstellenden Zwischenbauten befreit sind, einen höchst malerischen





Blick über die Fora und das Kapitol gewähren.

Durch Niederlegung der Klostergebäude werden die neuen Ausgrabungen in Zusammenhang kommen mit der seit 1888 freigelegten südlichen Hälfte des Forums, deren beide durch die Via Bonella getrennten Teile bisher zu keiner monumentalen Wirkung kamen. Welch imposanten Anblick die schönen Säulen des Mars-Ultor-Tempels, die Reste der Cellamauern und die Umfassungsmauern des Forums bilden werden, veranschaulicht die dem Aufsatze Ricci's beigefügte Perspektivansicht der sämtlichen Kaiserfora.

Die Reste des Nervaforums, welche in unmittelbarem Kontakt mit der Südnische des Augustusforums liegen, werden vielleicht keine so bedeutenden Resultate ergeben, wie die Fora des Trajan und Augustus, besonders da der Tempel der Minerva unter Paul V. 1606 bis auf die Fundamente zerstört worden ist. Dessen ungeachtet werden die schönen Reste der Umfassungsmauer mit den vorgelegten Säulen (bei den sog. »Colonnacce« in Via della Croce bianca) bis zum antiken Niveau vom Schutte befreit ein höchst anziehendes Bild geben. Jenseits der Via della Croce Bianca ist dann die Via Cavour erreicht, über welche hinaus die Freilegung sich nicht erstrecken soll.

Die Ricci's Aufsatz beigefügten Ansichten und Pläne zeigen, wie einerseits durch die vorgeschlagene Regulierung ein großartiges Gesamtbild geschaffen werden kann, andrerseits den Anforderungen des modernen Verkehrs Rechnung getragen werden kann. Die Via Alessandrina, welche die monumentale Zone in ihrer ganzen Länge begleitet, soll an ihrer Südseite unverändert bleiben, nach Norden zu kann sie verbreitert werden, namentlich wenn man den Steig für Fußgänger, der den besten Überblick über die Reste der Fora bilden wird, durch eine Bogenstellung tragen ließe. Der Tramverkehr soll in die stark verbreiterte Via Cremona geleitet werden, welche die Piazza Venezia und die Via Cavour in gerader Linie verbindet.

Während die bisher beschriebenen Arbeiten noch ganz im Stadium des Projektes sind, ist in unmittelbarer Nähe des Trajansforums eine bedeutsame Isolierung bereits begonnen. Auf der Höhe des Quirinals erhebt sich, malerisch das Trajansforum überragend, die kolossale Torre delle Milizie oder Torre di Nerone, eine der bedeutendsten mittelalterlichen Bauten in Rom. Bisher zu einem an seinem Fuße liegenden Nonnenkloster gehörig, war der Turm völlig unzugänglich, und nur wenigen Besuchern Roms ist es vergönnt gewesen, den herrlichen Rundblick über Stadt und Campagna zu genießen, den seine Plattform bietet. Jetzt ist es gelungen, die Gebäude des Klosters zu erwerben; ihre Demolierung, ebenso die der benachbarten Kaserne Goffredo Mameli, hat beseits begonnen. So wird binnen kurzem eines der imposantesten Denkmäler des römischen Mittelalters von entstellenden Anbauten befreit sein, während die kleine an seine Ostseite sich anlehnende Barockkirche von Santa Caterina di Siena geschont bleibt: sie wird den malerischen Reiz der Gruppe vermehren und gleichzeitig einen Maßstab für die Dimensionen des Turmes abgeben. Innerhalb der zu demolierenden Gebäude werden ausgedehnte, schon mit dem Forum des Trajan in Verbindung stehende Reste, namentlich große Hallen aus Backstein von sehr interessanter Konstruktion frei gelegt werden. Zugleich bietet sich die Möglichkeit, für den modernen Verkehr eine wichtige neue Verbindung zu schaffen, nämlich eine Straße, die von Via

ich
es
in
ön-
en,
er-
des
gen
ift.
len
ine
oß-
en.

ren

nur
nd
eo-
en-
te,
us-
in-
nd
en,
en.
nd
ns-
für
ehr

der
der
ult
on,
ur-
len
tie-

1

Bl
ge

bä
in
18
Fc
Be
me
im
de
Ce
de
die
spe

in
Sü
we
Re
Trä
Te
160
wo
die
mit
sog
bia
Sch
Bil
Cre
erre
leg
I
sich
dur
ein
wer
run
getr
Ale
Zor
soll
n



Nazionale bei Monte Magnanapoli zur Via Cavour bei Piazza delle Carrette führte. Diese Straße wird zwei bisher so gut wie ganz getrennte Quartiere verbinden, und gleichzeitig einen Teil des Verkehrs von Piazza Venezia ab-leiten. Das Projekt ist im Auftrage der Associazione Artistica fra i Cultori di Architettura bearbeitet von dem Archi-tekten Caravacci; einen ausführlichen Bericht bringt das Annuario 1911 der genannten Gesellschaft (S. 43—60, 3 Taf.).

Nachdem in den letzten Jahrzehnten das Stadtbild von Rom so häufig auch ohne Not entstellt worden ist, wirkt es um so erfreulicher, daß doch noch in weiten Kreisen der Sinn für die Schön-heiten der alten Stadt, und das Bestreben, ihre malerischen Reize auch da zu er-halten, wo den Anforderungen des modernen Lebens Rechnung getragen werden muß, lebendig geblieben ist. Möge es Corrado Ricci und den Männern, die mit ihm in einem Sinne arbeiten, beschieden sein, ihre groß-artigen Projekte verwirklicht zu sehen.

Eine neue Religionsbildung.
Der moderne Schintoismus in Japan.

Von
Edv. Lehmann.

Bekanntlich ist Japan, wie in vielen anderen Beziehungen, so auch in der religiösen, ein sehr modernes Land, in dem der Staat den Einwohnern völlig freie Religionsübung gewährt. Diese Liberalität ist um so auffallender, als der Mikado eigentlich ein Priesterkönig ist, der Hohepriester der alten Schinto-religion, die mit ihm durch die Revolution im Jahre 1867 über den Buddhismus der früheren Adelsherrschaft siegte. Es wurde dementsprechend auch sofort nach der Revolution ein Versuch gemacht, den Schintoismus als Staatsreligion dem Lande aufzuzwingen; der Versuch scheiterte aber, und die Regierung fand in der völligen Religionsfreiheit einen besseren Ausweg aus der verworrenen religiösen Lage. Die japanische Verfassung vom 11. Februar 1889 sagt im § 28 einfach: »Japanische Untertanen haben Freiheit ihres religiösen Glaubens unter der Bedingung, daß diese nicht störend einwirkt auf Frieden und Ordnung und sich nicht in Gegensatz stellt zu ihren Untertanenpflichten.«

In dieser freien Luft kam nicht nur der Buddhismus wieder zu Kräften und konnte sich auch innerlich und theo-retisch erneuern, ebenso wie das Christen-tum natürlich die Gelegenheit benutzte, sein Missionsgebiet auf Japan aus-zudehnen, — sondern auch der Schin-toismus selbst mußte sich erneuern und sich, um konkurrenzfähig zu werden, den Ansprüchen der Zeit anpassen. Eine Umgestaltung dieser Religion fand statt, die geradezu als eine Religions-bildung zu betrachten ist, und die für den Geist des modernen Japans sehr charakteristisch ist.

Shin-to, der »Götter-Weg« oder »Geister-Weg«, war ursprünglich der primitive Geisterglaube und Ahnenkult der altheidnischen Japaner, eine Religion, die mit Naturmythologie und Natur-verehrung versetzt, allmählich auch den ästhetischen Sinn des Japaners befrie-



digen konnte und ihm gewisse — wenn auch sehr phantastische — Vorstellungen vom Weltall und dessen Entwicklung bot. Nur fehlte es dieser Religion, wie den meisten primitiv-animistischen Religionen, an einer eigentlichen Moral; sie hatte vielmehr ihre moralisch bedenkliche Seite in der Art, wie die Jugend die großen Naturfeste beging, und in dem Schutz, den die Tempelbezirke den zahlreichen Geishas boten. In die Lücke trat aber die konfuzianische Moral, die sich mit der chinesischen Kultur schon früh über Japan hin verbreitet hatte, und die tieferen religiösen Bedürfnisse, die die schale Schinto-Religion ebensowenig befriedigen konnte, wurden vom Buddhismus gesättigt, der sich bald mit dem Schintoismus zu einer Doppelreligion, Ryōbo-Schinto, vereinte.

Der heutige, modernisierte Schintoismus, dem einerseits der ursprüngliche Animismus als Inhalt nicht genügte, dem andererseits aber die Verquickung mit konfuzianischen und buddhistischen Elementen unlieb war, hat sich, um sich zu erhalten, zu einer völligen Umgestaltung, d. h. zu einer neuen Deutung der alten und überlebten Grundvorstellungen genötigt gesehen. Der Schinto wurde zu einem Nationalkult gemacht, d. h. zu einem Kult des Nationalen, einer Verehrung der Idee Japans, und besonders der persönlichen Verwirklichung dieser Idee, des Mikado. Die dürftigen Embleme des schintoistischen Kultus, vornehmlich das Schwert und der Spiegel, wurden zu diesem Zwecke umgedeutet. »Verachten Sie diese einfachen Dinge nicht«, sagte ein Japaner einem französischen Diplomaten, »mit diesem Schwerte wehren wir unser Land, und wenn der Japaner sich in diesem Spiegel betrachtet, findet er sich selbst wirklich ganz hübsch.«

Die nationale Selbstverteidigung und Selbstbespiegelung, die sich durch den neuen Schintoismus Ausdruck gab, ist aber mit der großen Erhebung Japans zu etwas mehr als einer sinnigen Umdeutung alter Kulte und Embleme geworden. Die selbstlose Hingabe, die im japanischen Patriotismus so unvermittelt zum Ausdruck kommt, ist an sich etwas Religiöses, und die wahre Neubelebung des Schinto als Nationalreligion ist somit aus der Gesinnung und den patriotischen Idealen des Volkes selbst entstanden.

Für diesen Idealismus haben die Japaner neuerdings — in der Tat erst in den letzten 20 Jahren — einen besonderen Ausdruck: Būshido gebildet. Mit diesem Worte wird eine ritterliche Moral, ein patriotischer Ehrbegriff bezeichnet, der besonders in den letzten, siegreichen Kriegen eine hohe Bestätigung erhielt und jetzt, mit der Verehrung der kaiserlichen Macht des Mikado vereinigt, den neuen Schinto konsolidiert und zu einem bedeutenden Faktor im Lande gemacht hat.

In der europäischen Presse, besonders in der englischen, ist dieser Schinto mit samt dem Būshido in den letzten Jahren hin und wieder diskutiert und verschieden beurteilt worden. Neuerdings hat Professor B. H. Chamberlain in »Literary Guide and Rationalist Review« darüber einen längeren Artikel geschrieben, der natürlich sofort in die japanische Presse gelangte (»Japan Chronicle« 14. 12. 1911), aber auch hier bekannt zu werden verdient.

»Die neue japanische Religion«, sagt Chamberlain, »besteht in ihrer jetzigen, ersten Erscheinungsform aus einer Verehrung der sakrosankten Person des Kaisers und seiner göttlichen Vorfahren, und aus blindem Gehorsam gegen ihn als Haupt der Armee (eine Stellung des Kaisers, die übrigens allen früheren Vorstellungen der Japaner widerspricht, in-

dem der Hof vorher gerade als zivile Institution galt). Dem entspricht der Glaube, daß Japan so hoch über dem Gesindel der übrigen Nationen stehe wie der Mikado kraft seiner göttlichen Würde über den übrigen Königen und Kaisern. Bringen nicht die alten Geschichtsbücher selbst die Kunde, daß Japan zuerst geschaffen wurde, während die anderen Länder erst nachher entstanden, und zwar aus den Tropfen, die von dem Speere des Schöpfers träufelten, nachdem er sein Hauptwerk verrichtet hatte? Und bestätigen es nicht die letzten Annalen, daß sich wahre ritterliche Kraft nur bei den Japanern findet, während das Ausland — China wie Europa — in einen unwürdigen Kommerzialismus versunken ist? Allerdings erweisen die Söhne des »Götterlandes« mitunter diesen übrigen Geschöpfen die Ehre, einige von ihren mechanischen Kleinigkeiten zu adoptieren, was aber auch ein Zeichen ihrer Noblesse ist.«

Baron Oura, der Minister für Landwirtschaft und Handel, gibt diesem Selbstgefühl in einem offiziellen Schreiben charakteristischen Ausdruck:

»Daß die Majestät unseres Kaiserlichen Hauses über alles auf der Welt so hoch emporragt und so dauerhaft ist wie Himmel und Erde, ist zu wohlbekannt, um hier wieder erwähnt zu werden. Wenn man deshalb meint, daß unser Vaterland einen neuen Glauben braucht, so laß diesen zu einer Religion des Imperialismus, mit einem Wort: zum Kaiserkult werden!«

So spricht der japanische Minister; aber selbst in den Worten eines evangelischen Geistlichen, der in Japan tätig ist, findet man den Nachhall dieser offiziellen Stimmung: »obgleich es kein wesentliches Glied(!) der christlichen Lehre sein kann, den Ahnenkult zu empfehlen, hat das Christentum nichts gegen die Ansicht einzuwenden, daß die Gründer des japanischen Reiches ursprünglich mit dem großen Geiste, der das Universum beherrscht, in unmittelbarer Beziehung standen. Die Christen können somit, ohne ihren Glauben zu beeinträchtigen, den göttlichen Ursprung der japanischen Nation anerkennen. Nur wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die kaiserlichen Ahnen mit Gott (oder den Göttern) nahe verbunden waren, können wir verstehen, wie heilig das Land ist, in dem wir leben.« Der gute Pastor — Dr. Ebine ist sein Name — empfiehlt zuletzt das kaiserliche Reskript über Erziehung als Text für christliche Predigten.

»Wenn sogenannte Christen«, fügt Chamberlain hinzu, »sich in der Weise äußern können, kann man sich denken, in welchem Grade die nicht-christliche Mehrheit der Japaner dem Kaiserkult und Japankult ergeben sein muß. Zu ihr gehört ohne Zweifel der vorwärtsstrebende Teil der Nation: die Studenten, das Heer, die Flotte, die Ansiedler in Japans neuen Provinzen, alle die eifrigen Geister.«

Vor allem sind die Schulen die Herdstellen der neuen Propaganda. Die Geschichte wird so gelehrt, daß alles in ihr sich nur auf den Imperialismus bezieht, und daß der Unterschied zwischen Gegenwart und Vergangenheit möglichst verschwindet. Die Ursprünge des japanischen Königtums werden in eine ferne Vergangenheit (660 v. Chr.) verschoben, obgleich jeder Historiker weiß, daß der Anfang der Geschichte Japans erst im 5. Jahrhundert nach Chr. aus dem Dunkel hervordämmert. Fürst Ito's »Kommentar zur japanischen Konstitution« stellt so gut wie die Schulbücher diese falschen Angaben als Tatsachen hin, und wehe dem Lehrer, der das im Unterricht berichtigen wollte. Ebenso wird der Einfluß der chinesischen Kultur

und Moral in Japan verschwiegen; was das Land dem Konfutse oder Mengtse verdankt, wird ohne weiteres auf die kaiserlichen Ahnen zurückgeführt.

Wer sollte aber auch gegen Theorien opponieren, die keinen schädigen und nur zur Förderung des Reiches dienen? Die Liebe zur Wahrheit nur um der Wahrheit willen und das geduldige Suchen nach Wahrheit ist gewöhnlich nicht die Sache dieser Menschen. Warum sollte man nicht einem System Glauben schenken, das so glänzende praktische Resultate hervorgebracht hat, das alle zerstörenden Elemente der nationalen Gefühle in einem Brennpunkt sammelt und ein so mächtiges Werkzeug für die Erreichung nationaler Zwecke geschaffen hat? Und unterdessen wächst eine Generation empor, der keine Ahnung verrät, daß ihr religiöser und historischer Glaube eine Erfindung von gestern ist.«

Dem Religionshistoriker ist diese neue Religion eine interessante, aber keine befremdende Erscheinung. Sie gehört für ihn zu denen, die man »die Religionsbildungen der neuen Reiche« nennen könnte. Wo eine starke Zentralisation der Staatsmacht stattgefunden hat — gewöhnlich durch Überwindung und Beseitigung feudaler Zustände — stellt sich häufig ein Kultus des Staatsoberhauptes und der nationalen Idee ein, ohne den der Prozeß der Verschmelzung und Organisation offenbar nicht gelingen will. So war es im alten Persien, so in den Anfängen der römischen Kaiserzeit und des französischen Absolutismus. Ist der Brand aber gelungen, dann kühlt der Ofen langsam ab. Der Patriotismus kann allmählich den religiösen Stimulus entbehren und verwendet alle seine Wärme auf die reale Arbeit für Land und Volk.

So wird es wohl auch mit der Zeit im »Lande der Morgenröte« geschehen, wenn erst die Sonne am Himmel höher gestiegen ist.

Zur Psychologie der Reifezeit.

Von

Karl Groos.

In dieser Abhandlung habe ich mir die Aufgabe gestellt, die Übergangsperiode, die zwischen der Kindheit und dem Leben der Erwachsenen vermittelt, von bestimmten Gesichtspunkten aus zu schildern. Meine Betrachtungen sollen sich in der Hauptsache innerhalb der Grenzen einer rein theoretischen Analyse halten, wie sie die Psychologie verlangt. Dennoch sind sie nicht ohne praktische Beziehungen gedacht. Denn die psychologische Untersuchung der Jugendperiode bildet den wissenschaftlichen Unterbau für ein Gebiet praktischer Betätigung, dessen außergewöhnliche Bedeutung den Pädagogen, Psychiatern und Juristen gegenwärtig immer deutlicher zum Bewußtsein kommt: ich meine das Gebiet der Jugendfürsorge. Der größere Teil der folgenden Ausführungen ist als ein theoretischer Beitrag zum Verständnis der Probleme anzusehen, die der Fürsorgeerziehung gestellt sind.

Nun bezieht sich der Begriff der Jugendfürsorge überwiegend auf abnorme Erscheinungen, sei es, daß es sich dabei um schädliche Einflüsse der Umgebung, sei es, daß es sich um eine ererbte Veranlagung handelt. Da es



aber in dem so schwer zu erforschenden Gebiet der seelischen Phänomene sehr förderlich ist, das Abnorme und das Normale in Beziehung zu bringen — eines wirft Licht auf das andere —, so glaube ich meinen Zweck nicht zu verfehlen, wenn ich fast durchweg das psychische Verhalten der normalen Jugend zum Ausgangspunkt nehme. Vielleicht kann ich gerade hierdurch dazu beitragen, das Verständnis der pathologischen Erscheinungen zu erleichtern, mit denen sich die Fürsorgeerziehung beschäftigt.

Ich schicke die zwei Hauptfragen voraus, auf deren möglichst kurzgefaßte Beantwortung es mir ankommt. Die erste lautet: welche Mächte geben der Periode des Heranreifens ihren besonderen Charakter? Die zweite: wie äußern sich diese Mächte?

Es sind dunkle, rätselvolle Gewalten, die am Abschluß der Kindheit aus den Tiefen des Unbewußten emporstreben und die große seelische Umwälzung hervorrufen, die mit den körperlichen Veränderungen dieser Periode verbunden ist. Wir nennen sie die Instinkte. Ohne die Kenntnis der Instinkte und ihres Einflusses auf die Seele der Jugend ist diese Zeit nicht theoretisch verständlich, und ohne das theoretische Verständnis bleibt anch die Erziehung, vor allem die Fürsorgeerziehung im Dunkeln.

Drei Faktoren bestimmen unser Verhalten: das zielbewußte Wollen, die Gewohnheit und der Instinkt. Die Instinkte sind uns am besten aus der Beobachtung der Tiere bekannt; wer von ihnen reden hört, dem werden die Erzählungen von den Bauten der Ameisen und Bienen, von den Wanderungen des Salms, von den Bewerbungskünsten der Vögel u. dgl. einfallen. Aber auch dem Menschen fehlen die Instinkte nicht, ja er besitzt deren nach der Ansicht von W. James sogar mehr als die Tiere, nur daß sie sich bei ihm gewöhnlich hinter dem zielbewußten Handeln und den erworbenen Gewohnheiten verborgen halten. Sie stellen sich als ererbte Dispositionen dar, die das Verhalten des Lebewesens unabhängig von dem Zwecke und Mittel erwägenden Wollen regeln. Das Gegenstück des Instinktes ist die im individuellen Leben erworbene Gewohnheit. Sie entsteht in vielen Fällen unter der Leitung des Vernunftwillens, wird aber durch die Wiederholung so stark mechanisiert, daß sie in ihrem automatischen Verlauf den ererbten Reaktionen ähnelt — man denke an die mannigfaltigen Bewegungen beim Schreiben, von denen sich z. B. das Eintauchen der Feder ganz unabhängig vom Bewußtsein vollziehen kann. Eine weitere Analogie interessiert uns jedoch mehr. Unter den Gesetzen der Gewohnheit befindet sich nämlich auch das folgende. Wenn wir zu einer bestimmten Stunde einen Spaziergang zu machen, einen geselligen Kreis aufzusuchen, eine Tasse Kaffee zu trinken oder eine Zigarre zu rauchen pflegen, so entsteht in uns, sobald die Zeit herannaht, eine eigentümliche Unruhe, ein Drängen und Treiben, das sich von selbst einstellt, ohne daß wir an jene Beschäftigungen vorher gedacht hätten. Es ist, wie das Lipps in feiner sprachlicher Unterscheidung ausgedrückt hat, nicht eigentlich »unser Streben«, sondern »ein Streben in uns«. Eine solche Unruhe, ein solches Drängen und Treiben erfüllt aber die Seele auch dann, wenn sich angeborene Instinkte zu regen beginnen und nach Entladung verlangen.

So hat, um ein Beispiel zu nennen, das sich auf die erste Kindheit bezieht, die so interessante und wichtige Entwicklung, die von dem ersten Aufrichten





des Oberkörpers über das Sitzen, Stehen, und Kriechen zu dem aufrechten Gang des Menschen führt, inſtinktive Grundlagen. Ohne daß sich das Kind des ſtolzen Zieles bewußt iſt, wird es durch angeborene Mächte im dunklen Drang auf dem rechten Wege weitergeführt, und dieses Drängen läßt ihm keine Ruhe, bis es die Kunſt des Gehens beherrscht.

Je älter nun das Kind wird, deſtomehr ergreift das vernünftige Wollen und die ihm entspringende Gewohnheit die Herrschaft über sein Verhalten, wie sich das für den homo sapiens gebührt. Durch bewußte Zielsetzungen, die dem Kinde zu einem beträchtlichen Teil von der Erziehung her übermittelt sind, werden die ererbten Dispositionen immer mehr überarbeitet, in neue Bahnen gelenkt, ergänzt und verändert, und wenn man einen zehnjährigen Knaben betrachtet, so könnte man auf den Gedanken kommen, dieser Prozeß werde in gleichmäßiger, ungeſtörter Entwicklung bis zu dem seelischen Habitus des Erwachsenen weiterführen, bei dem nur ein geschärftes Auge die immer noch vorhandene Unterſtrömung der Inſtinkte unter dem Walten der Vernunfthandlungen und Gewohnheitsreaktionen bemerkt.

Aber da geschieht etwas Merkwürdiges. Mit einem Male drängen die dem Geschlechtsleben geltenden Instinkte, die bisher schlummerten oder doch nur leise und selten an die Pforten des Bewußtseins klopften, mit unaufhaltsamer Macht hervor, überfluten die Seele mit neuen Trieben und Strebungen und entreißen dem hellen Zielbewußtsein die Zügel — die Zeit der Reife setzt ein.

Ich habe im Plural gesprochen: die dem Geschlechtsleben geltenden Inſtinkte. In der Tat iſt es nicht e i n eindeutig beſtimmter Trieb, der sich nun zu regen beginnt, sondern es iſt eine Mehrzahl von Trieben, die ihre Macht entfalten. Im Zentrum ſtehen natürlich die ererbten Dispositionen, die sich unmittelbar auf die Erhaltung der Art beziehen. Aber sie sind begleitet, ja mehr als das: sie sind unter normalen Verhältnissen verhüllt von anderen Trieben, die sich gleichzeitig regen und den eigentlichen Herd der Revolution umgeben, wie die Blätter der Blume den verborgenen Grund umſtehen, aus dem sich die Frucht entwickelt. Besonders für das Bewußtsein des reifenden Menschen selbſt treten diese Begleiterscheinungen des neuen Lebens viel deutlicher zutage als jene Grundſtrömung, die doch den biologischen Hauptzweck der Entwicklung in sich birgt.

Suchen wir uns über dieses für den Verſtand schwer zu durchdringende Treiben Klarheit zu verschaffen, so wird das dadurch erleichtert, daß uns neben den Beobachtungen am Menschen auch tierpsychologische Erfahrungen zur Seite stehen. So sicher die Tierpsychologie an und für sich wertvoll iſt, so sicher liegt doch ein wesentlicher Teil ihrer Bedeutung darin, daß sie uns das Wesen des Menschen in einem neuen Lichte zeigt. Das gilt im besonderen Maße von der hier zu besprechenden Lebensperiode. Auf Grund einer solchen vergleichenden Untersuchung werden wir wohl folgendes feſtſtellen können.

Ich nenne an erſter Stelle noch einmal den sexuellen Inſtinkt im engeren Sinne, der auf die Erhaltung der Art abzweckt. Er setzt mit einem Bedürfnis nach A n n ä h e r u n g ein, das an die «Tropismen» niederer Lebewesen erinnert hat. Wie schon angeführt wurde, iſt das Ziel dieses zentralen Inſtinktes der normalen Jugend nicht deutlich bewußt. Es iſt bekanntlich eine Hauptfrage der Jugenderziehung, ob und wie weit hier »sexuelle Aufklärung« ſtattzufinden habe. Eine allgemeingültige

Beantwortung dieser Frage scheint mir nicht möglich zu sein. Man wird sich nach den besonderen Verhältnissen und Umständen richten müssen. Jedenfalls gibt es Jünglinge, die mit nachtwandlerischer Sicherheit an den Gefahren der Reifeperiode vorübergehen, so daß eine unmerkliche Überwachung ihres Umgangs und eine vorsichtige Unterstützung ihrer angeborenen Scheu zweckmäßiger erscheint als der Versuch, in das Dunkel des Trieblebens mit dem Verstandeswissen hineinzuleuchten.

Gerade diese Scheu ist es, von der ich an zweiter Stelle zu sprechen habe. Bei dem weiblichen Geschlecht steht in der Tierwelt dem eben erwähnten Annäherungsbedürfnis häufig ein entgegengesetzter Trieb gegenüber, den man als eine instinktive »Sprödigkeit« bezeichnet. Sie ist manchmal mehr der Furcht, manchmal aber auch dem Zorn verwandt, oder aus beiden gemischt. Dieselbe Scheu zeigt sich in der Menschenwelt, und zwar in der Regel auch bei dem männlichen Geschlecht: die Schüchternheit des Jünglings, zu der sich eine fast feindselige Geringschätzung gesellen kann, entspricht der sanften Scheu und der herben Sprödigkeit junger Mädchen. Wo diese »sexufugalen« Kräfte in Folge der Einflüsse aus der Umgebung oder auf Grund individueller Veranlagung ausgeschaltet sind, da haben wir abnorme Zustände vor uns, wie sie die Jugendfürsorge beschäftigen. Zu den schädlichen Einflüssen aus der Umgebung gehört natürlich auch die Aufklärung durch Unberufene, der die Unterweisung durch die Eltern, Erzieher und Ärzte zuvorkommen oder entgegenarbeiten soll. Es wird sich aber, wie ich schon angedeutet habe, in manchen Fällen fragen, ob dieses Mittel zweckmäßig ist.

Haben wir damit ein Gegengewicht gegen das Bedürfnis der Annäherung berührt, so korrespondiert ihm wieder der für die Jugendperiode ebenfalls charakteristische Drang, dem anderen Geschlecht gegenüber aufzufallen, sein Interesse, seine Gefühle, besonders das Gefühl der Bewunderung zu erregen. Dem entsprechen in der Tierwelt die mannigfaltigen »Bewerbungskünste«, die bei den Vögeln eine so erstaunliche Ausbildung erreicht haben. Wir können hierfür den Ausdruck »Selbstdarstellung« (selfexhibition) verwenden. Eine pathologische Form dieses Triebes ist der sogenannte Exhibitionismus.

Endlich ein vierter Punkt. Wir beobachten in der Tierwelt, daß sich die männlichen Tiere auch innerhalb solcher Arten, die sonst friedlich leben und dem fremden Feind gegenüber ihr Heil in der Flucht suchen, in Verbindung mit den Regungen des sexuellen Instinktes sehr kampflustig zeigen, und zwar besonders gegenüber den anderen männlichen Tieren der eigenen Art. Die Kämpfe gegen Mitbewerber, die manchmal mit dem Tode des schwächeren Rivalen enden, beruhen auf einer starken Miterregung der Kampftriebe während der Bewerbungszeit. Auch die menschliche Jugendzeit ist durch dieses stärkere Hervortreten der Kampfinstinkte bei dem männlichen Geschlechte charakterisiert. Wo die erregte Kampflust nicht in genügender Weise durch soziale Tendenzen (den Geist der Kameradschaft, die Achtung vor dem Gesetz) gebändigt wird, da treten abermals Erscheinungen hervor, mit denen sich die Jugendfürsorge zu beschäftigen hat.

Damit habe ich die instinktiven Strebungen angegeben, die für das psychologische Wesen der Jugendperiode in erster Linie bestimmend sind: der Sexualtrieb im engeren Sinne, der mit dem Annäherungsbedürfnis einsetzt, die

ihm entgegenwirkende Scheu und Sprödigkeit, das Bedürfnis nach Selbstdarstellung und die stärkere Erregung des Kampfinstinktes, der sich ohne ein deutliches Bewußtsein des Zweckes gegen die Rivalen bei der Bewerbung richtet.

* * *

Nun stehen wir vor der zweiten Hälfte unserer Aufgabe: vor der Frage, in welcher Weise diese Mächte sich äußern. Ich werde, um in den Grenzen eines kurzen Überblickes zu bleiben, wohl am besten so vorgehen, daß ich meine Darstellung in drei Hauptabschnitte teile. Ich bespreche erstens die Wirkungen, die sich aus dem Zusammentreffen des eigentlichen Sexualtriebes mit der ihm entgegenstehenden Scheu oder Schüchternheit ergeben (nehme also die beiden ersten Prinzipien gleich zusammen), zweitens die Wirkungen der Selbstdarstellung und drittens die des Kampfinstinktes.

Es wurde schon betont, daß sich der eigentliche Sexualtrieb da, wo keine berufene oder unberufene Aufklärung erfolgt ist, in viel dunklerer, verhüllterer Weise äußert, als die anderen mit ihm verbundenen Regungen. Der junge Mensch ist von einem unbestimmten Sehnen erfüllt und »weiß nicht wie ihm geschieht«. Aber auch dann, wenn eine Aufklärung eingetreten ist, bleibt doch die normale Scheu vor den neuen Lebensinhalten nicht ohne Einfluß. Hieraus ergibt sich das für die Reifezeit bezeichnende Verhalten. Wir setzen zunächst den Fall, daß die Scheu sehr mächtig wirkt. Dann kommt es zu dem merkwürdigen Ergebnis, daß die Entwicklung, die auf die innigste Form der Gemeinschaft abzielt, das Individuum in die tiefste Einsamkeit versetzt. Es regen sich unklare Ge-[illegible]le und Strebungen, über die der Jüngling mit niemand zu sprechen wagt. Die gewohnte Lebensweise erscheint ihm leer und unbefriedigend. Er hat das Bedürfnis, sich abzuschließen. Melancholische Stimmungen wechseln mit einer quälenden Unruhe ab. Und nun bricht sich der Lebensstrom gleichsam nach innen Bahn. Die Erregung, die nach einer Entladung drängt, ergreift, da sie infolge der Scheu keinen Ausweg findet, die Phantasie. Der Jüngling wird zum Träumer. Ich möchte in diesem Zusammenhang an den antiken Begriff der Katharsis erinnern. Die erleichternde Entladung der Emotionen, von der Aristoteles redet, ist nicht nur für den Genuß der Tragödie von Wichtigkeit, sondern erhält hier eine weit umfassendere Bedeutung. Ich werde darauf zurückkommen. An dieser Stelle möge der Hinweis genügen, daß auch das Spiel der Phantasie in den »Wachträumen« des Jünglings und der Jungfrau eine solche Katharsis darstellt, in der sich die dunklen Wogen der Erregung einen Ausweg suchen. — Diese Erscheinung ist von höchster Bedeutung für das ganze menschliche Leben. Denn hier erschließt sich der Zusammenhang zwischen dem auf die Arterhaltung abzielenden Instinkt und den Idealen der Menschheit, auf den zuerst Plato in seiner Lehre vom Eros hingewiesen hat. Von der Realität noch zurückscheuend sucht sich der mächtige Trieb in dem Gebiet der Ideale Bahn. Die Jugend ist die Zeit des Idealismus. Dabei führt die Sehnsucht nach einem anderen, vollkommeneren Sein, das nur im Traum der Phantasie festzuhalten ist, gern zur künstlerischen besonders zur poetischen Produktion hinüber; und der Drang, sich mit ganzer Seele an ein Geliebtes »hinzugeben«, erzeugt in der Jugendzeit jene inbrünstigen religiösen Gefühle, die wie die

künstlerischen Regungen bei genialer Veranlagung gewaltige Kulturwerte schaffen, aber unter Umständen auch zu krankhaften Erscheinungen führen können. Man hat in solchen Stimmungen und Tätigkeiten gleichsam »Umsetzungen« des sexuellen Instinktes sehen wollen. Der Ausdruck könnte vielleicht zu Mißverständnissen führen; aber der von Plato entdeckte psychologische Zusammenhang besteht ohne Zweifel.

Hierbei möchte ich noch auf einen, wie mir scheint, sehr wichtigen Punkt hinweisen — wichtig nicht für die Psychologie als Gesetzeswissenschaft, wohl aber für die auf Menschenkenntnis abzielende Seelenkunde, die man als »Psychognosis« bezeichnet. Es gibt Menschen, welche die besondere geistige Haltung der Reifezeit nicht in demselben Maße wieder abstreifen, wie es in der Regel der Fall ist. Ein Sprichwort nennt das Kind den Vater des Mannes. Damit soll, wenn ich es recht verstehe, gesagt sein, daß die Reifezeit mit ihren Umwälzungen nur eine Übergangsperiode bedeutet, und daß nach ihrem Ablauf die psychische Konstellation wieder hergestellt wird, die vor diesen Erschütterungen bestanden hat. Wenn das richtig ist, so muß zur Ergänzung hinzugefügt werden, daß es doch große individuelle Unterschiede gibt. Viele auffallende Züge in der Lebensführung der Erwachsenen hängen gerade damit zusammen, daß manche Menschen die Stimmungen und Strebungen der Pubertätszeit mehr als andere bewahren. So verhält es sich in unserem Falle mit dem »alten Enthusiasten«, so mit denen, die aus Scheu vor der rauhen Wirklichkeit ihr ganzes Leben hindurch einsame Träumer bleiben — den geborenen Einsiedlernaturen. So verhält es sich aber auch mit denen, die jene leidenschaftliche Religiosität, welche den meisten bald wieder verloren geht, auch in das spätere Leben hinübernehmen, die tiefen Erregungen, auf die Goethe seinen Faust als auf etwas Verlorenes wehmutsvoll zurückschauen läßt —: da der Kuss der Himmelsliebe auf den erschütterten Jüngling herabstürzte und das Gebet ein brünstiges Genießen war.

Gehen wir nun weiter. Das Annäherungsbedürfnis wird zu mächtig, um durch die Scheu ganz von seinen Zielen abgelenkt zu werden. Nun genügt der bloße Traum der Phantasie nicht mehr. Es entstehen jene schwärmerischen Zuneigungen zu anderen Personen, die sich der Realität zuwenden und doch noch so viel vom Traume bewahren. Es entwickelt sich die »Anbetung aus der Ferne«, die zu genau bekannt ist, als daß ich sie hier zu schildern brauchte. Dabei scheint die Schwärmerei für dasselbe Geschlecht und zwar besonders bei jungen Mädchen, etwas durchaus Normales zu sein. Fehlt aber die Scheu, so können sich daraus allerdings leicht Verhältnisse ergeben, die für die Jugenderziehung ein schwieriges Problem bilden. — Auch hier können wir wieder sagen: wenn ein Individuum diese Art von Neigungen, sei es in der Form eines harmlosen Kultus von Freunden und Freundinnen, sei es in bedenklicheren Formen über die Reifezeit hinaus bewahrt oder gar steigert, so sehen wir wieder jene Entwicklungsstörung vor uns, von der ich soeben gesprochen habe. Ich weiß nicht, ob dieser Gedanke in der kriminalistischen Literatur schon genügend gewürdigt worden ist. Mir scheint es, daß die Psychologie des Verbrechers, oder genauer: der zum Verbrechen disponierenden Veranlagung (die ja nicht zum wirklichen Verbrechen führen muß) in zahlreichen Fällen an-

Stelle der von den meisten aufgegebenen atavistischen Theorie zunächst einmal die abnorme Ausbildung und Weiterbildung von Tendenzen, die sich in der Pubertätszeit vordrängen, berücksichtigen muß, das Vorherrschen und Anwachsen dessen, was in der normalen Entwicklung abgestreift oder doch in den Hintergrund gedrängt wird. Jedenfalls liegt hier für die Seelenkunde ein fruchtbarer Gedanke vor. Daß er sich durchaus nicht nur auf das kriminelle oder pathologische Gebiet beschränkt, sondern eine viel allgemeinere Bedeutung beanspruchen darf, konnte man schon aus den bisher angeführten Beispielen ersehen und wird im folgenden noch deutlicher gezeigt werden.

Nun gelangen wir zu der zweiten Hauptgruppe von Erscheinungen, bei der es sich um die Wirkung des Triebes zur Selbstdarstellung handelt. Dieser Trieb ist an und für sich nicht ausschließlich mit den sexuellen Regungen verknüpft, sondern er gehört bei gesellig lebenden Wesen (und zwar schon in der Tierwelt) dem weiteren Kreise der sozialen Instinkte an. Seine eigentümlichsten und auffallendsten Äusserungen sind aber doch an das Erwachen des Sexuallebens gebunden.

Ich spreche zuerst von der körperlichen Selbstdarstellung. Dabei handelt es sich vor allem darum, das Interesse des anderen Geschlechts durch die äußere Erscheinung auf sich zu lenken. Diese Beziehung auf das andere Geschlecht kann für das Bewußtsein des jungen Menschen ganz verborgen bleiben; und doch kommt für den normalen Jüngling mit einem Male die Zeit, da er seine bisher vernachlässigten Fingernägel zu pflegen anfängt, da er seinem Haupthaar das tiefe Interesse widmet, das später der keimende Bart beansprucht, da er nur Hemden mit »angewachsenen« Manschetten tragen will und die sonst ungelenken Finger mit zäher Geduld zur vorgeschriebenen Knüpfung des Selbstbinders erzieht. Bei dem weiblichen Geschlecht tritt der Drang, sich bemerkbar zu machen, das Interesse, die Bewunderung zu erregen, gewöhnlich auch wieder mit unserem zweiten Prinzip, der Schüchternheit oder Sprödigkeit in Konflikt und ruft so jenes (auch bei den Tieren beobachtete) Suchen und Meiden, Anlocken und Zurückstoßen hervor, das man als »Kokettieren« bezeichnet. — Hierbei werden wir darauf hinweisen können, daß von dem vorhin entwickelten Gedanken aus das Gebahren der »alten Kokette« ebenso wie das des »alten Gecken« im Lichte einer Entwicklungs-Anomalie erscheint.

Wenn sich die weibliche Selbstdarstellung vor allem in dem Bedürfnis, schön zu erscheinen, äußert — daß freilich auch das bloße »Auffallen« genügen kann, beweisen die Häßlichkeiten der Mode und manche kosmetischen Erfindungen der Kulturvölker zur Genüge — so kommt es bei der männlichen Jugend außerdem auf das Zeigen der Kraft und Tapferkeit an, das häufig recht täppische Formen annimmt. Ein reizend naives Beispiel dafür bietet der Ausspruch des schwäbischen Tanzstundenschülers, der seine Dame auf einen eisernen Haken in der Wand aufmerksam machte und sagte: »Gnädiges Fräulein, glaube Sie, daß ich den Klobe da rausreiße kann?«

Das führt uns schon zu den Erscheinungen einer geistigen Selbstdarstellung hinüber. Denn in dieser Hinsicht ist in erster Linie das Prahlen und Renommieren der männlichen Jugend anzuführen. Schon das Kind liebt es zu prahlen, weil eben die Selbstdarstellung auch ein soziales Phänomen



iſt. Aber in der Reifezeit erfährt diese Neigung doch meiſtens eine Verſtärkung und trägt dann einen wesentlichen Zug zu dem Bilde der »Flegeljahre« bei. Auch diese Neigung wird bekanntlich nicht von allen Erwachsenen gleichmäßig abgeſtreift oder zurückgedrängt: es gibt sehr intelligente Männer, deren Verſtand ihnen sagen muß, daß das Prahlen dem reifen Menschen schlecht anſteht, und die dennoch der eingewurzelten Gewohnheit immer aufs neue verfallen. Den jungen Mädchen konnte ein Hang zum Renommieren früher kaum zugeschrieben werden, da in ihrer Seele das bewußte Ideal weiblicher Bescheidenheit der inſtinktiven Schüchternheit unterſtützend zu Hilfe kam; es könnte aber die Frage entſtehen, ob nicht die veränderten Ziele der modernen Bildung die Jungfrau auch in dieser Hinsicht dem Jüngling mehr als bisher an die Seite ſtellen.

Ferner gehört hierher die geiſtige Selbſtdarſtellung durch B e k e n n t n i s s e im weiteſten Sinne des Wortes. Das Freundschaftsbedürfnis der Jugendzeit schöpft einen großen Teil seiner Kraft aus dem Drange, die innerſten Erlebnisse, die man sonſt scheu verbirgt, einer andern Seele anvertrauen zu können. Der junge S c h i l l e r hat dieses Bedürfnis ſtark empfunden. Ich glaube, daß sich hieraus eine psychologisch merkwürdige Tatsache erklären läßt, nämlich die erſtaunlich sichere Charakterzeichnung des Königs Philipp im Don Carlos: der alternde Tyrann hat in seiner furchtbaren Einsamkeit, aus der die Sehnsucht nach einer einzigen Seele, der er sich anvertrauen könnte, wie eine Flamme hervorschlägt, eine gewisse Ähnlichkeit mit den Stimmungen des Jünglings.

Wo dieser Bekenntnisdrang sich auch im späteren Leben so mächtig erhält, daß er die normale Zurückhaltung gewaltsam durchbricht, da haben wir es mit jenen ausgesprochenen K o n f e s s i o n s naturen zu tun, die für die poetische und religiöse Literatur von so großer Bedeutung sind. An Stelle des Freundes tritt dann die breite Öffentlichkeit; aber man wird annehmen dürfen, daß dabei doch das Idealbild eines verſtändnis- und liebevollen Lesers vor der Seele der Schreibenden schwebt. Bei R o u s s e a u ſteigert sich die rückhaltlose Konfession zu einer Art von geiſtigem Exhibitionismus.

Diese Zusammenhänge verlocken zu einem flüchtigen Ausblick auf das Wesen der künſtlerischen Produktion. Nicht alle bedeutenden Künſtler sind Konfessionsnaturen; man denke etwa an Menzel oder Leibl, deren Werke wohl keinem Betrachter den Eindruck einer Beichte nahelegen werden. Aber bei vielen unter den Größten liegt das tiefſte Wesen ihrer Produktion in einem solchen Drang nach geiſtiger Selbſtdarſtellung. Sogar ein so objektiv erscheinender Dichter wie K o n r a d F e r d i n a n d M e y e r hat einmal gesagt, in allen Figuren seines Pescara, sogar in dem »vilain Morone« ſtecke etwas von seiner eigenen Natur. Nur iſt bei dem wahren Künſtler mit dem Prinzip der Selbſtdarſtellung die Fähigkeit verbunden, die dargeſtellten Erregungen in schönen Geſtaltungen zu objektivieren und damit zu verhüllen. Michelangelo's »Nacht« und »Morgen« sind gute Beispiele dafür. Der Bekenntnis-Künſtler offenbart sich, indem er sich hinter schönen Masken verſteckt; er befreit sich, indem er das Eigenſte und Innerſte in selbſtändige Formen gießt und so von sich ablöſt. Damit hängt auch das Symbolische in der Kunſt zusammen; es iſt nicht nur ein Mittel, das Übersinnliche im Sinnlichen erscheinen zu lassen, sondern zugleich die Hülle,

hinter der sich die Seele des Schaffenden verbirgt.

Nun gelangen wir zu der dritten und letzten Gruppe von Erscheinungen, die mit den Äusserungen des Kampfinstinktes zusammenhängt. Die Kampflust, die mit dem Beginn der Pubertätszeit bei dem männlichen Geschlecht eine so merkliche Steigerung erfährt, wendet sich gegen die Rivalen bei der Bewerbung, ohne daß diese Beziehung in den Anfängen bewußt wäre. Ihre erfolgreiche Betätigung kann dabei, wie man sofort erkennt, zugleich ein Mittel der männlichen Selbstdarstellung werden. Denn der Sieger erregt Bewunderung; Venus ist die Geliebte des Mars. Bei Revolten sind die Männer am gefährlichsten, wenn sie von Frauen begleitet werden. — Wir wollen auch hier zuerst die körperlichen, dann die geistigen Äusserungen des erregten Triebes ins Auge fassen.

Da ist zunächst die Rauflust anzuführen, die mit dem Eintritt in die »Flegeljahre« allgemeiner auftritt und einen ernsteren Charakter annimmt. Das ist die Zeit, in der sich so häufig bei abnorm Veranlagten der nicht mehr zu überwindende Hang zur verbrecherischen Gewalttat entwickelt. Die sozialen Mächte suchen diese für die Gesellschaft gefährlichen Regungen durch geschriebene oder ungeschriebene Gesetze zu bändigen, und der normal Veranlagte pflegt sich diesem Zwang zu unterwerfen. So entstehen z. B. die mannigfachen Formen des geordneten Zweikampfes. Noch weiter geht die soziale Bändigung des zerstörenden Instinktes in den harmlosen Ableitungen des Triebes, die wir unter primitiven wie unter hochentwickelten Kulturverhältnissen überall verbreitet finden, nämlich in den körperlichen Kampfspielen der männlichen Jugend. Die Spiele der Kindheit dienen vor allem dem biolo[illegible] Zwecke der Einübung. Nun, in der Reifezeit tritt mehr als früher der uns schon bekannte Zweck der Katharsis hinzu: das körperliche Kampfspiel dient der harmlosen Entladung von Trieben, die sonst zu gefährlichen Ausbrüchen führen würden, es ist ein Sicherheitsventil, das die Maschine vor einem gefährlichen Überdruck bewahrt, ohne ihr die Leistungsfähigkeit zu nehmen. Ich habe diese Erweiterung des aristotelischen Gedankens nach dem Vorgang von Carr und Claparède in einem Aufsatz über »das Spiel als Katharsis« (Zsch. f. päd. Psychol. 1911) durchzuführen gesucht.

Die körperlichen Kampfspiele der Jugend sind ferner nicht nur »direkte« Kämpfe, bei denen es sich um die unmittelbare Überwindung eines Gegners handelt, sondern sie bestehen auch in »Wettkämpfen«, in denen man bemüht ist, es Mitbewerbern in der Erreichung eines Zieles zuvorzutun. Daß hierdurch die Gewähr einer harmlosen Entladung vergrößert wird, liegt auf der Hand. Zugleich kann bei den Wettkämpfen, in denen man als Sieger über viele Rivalen hervorzutreten hofft, das Bedürfnis nach Selbstdarstellung in hohem Maße befriedigt werden. Es wird notwendig sein, daß man im Gebiete der Jugenderziehung die Kampfspiele in der hier geschilderten Bedeutung erkennt und dabei auf den harmloseren Charakter der Wettkämpfe achtet, bei denen auch der Schein eines unmittelbaren Angriffes fehlt, weil die Bemühungen der Kämpfer nicht gegeneinander, sondern paralell laufend auf ein gemeinsames Ziel gerichtet sind. Für Individuen, die zur rohen Gewalttat neigen, aber doch beeinflußbar sind, gibt es vielleicht keine bessere Erziehung als die Einführung in Wettkampfspiele, bei denen die Einhaltung dessen, was zum Geiste der guten Kameradschaft gehört, als Ehrenpunkt gilt.

Aber nicht nur in körperlichen Kämpfen äußert sich der Inſtinkt. Mit der Zeit der Reife setzt häufig zugleich eine *geiſtige* Kampfſtimmung ein. Neben der früher besprochenen Begeiſterung für Ideale, in der sich der Eros regt, wirkt sich der Kampftrieb in der *Oppositionsluſt*, dem *Radikalismus* und dem vor nichts zurückschreckenden *Zweifel* aus. Die Jugendperiode vereinigt beides, die glühende Hingabe an ein Ideal und die negierende Skepsis, weil entgegengesetzte Inſtinkte in ihr wirken. Die normale Entwicklung pflegt über den jugendlichen Radikalismus und seine Paradoxien hinauszuführen. Aber auch hier könnte man die Vermutung hegen, daß diejenigen Menschen, die auf Grund ihres Naturells im späteren Leben allen Vermittelungen abhold bleiben, um gegen das Beſtehende, an Stelle organischer Weiterbildung, einen Zerſtörungskampf zu führen, eine abnorme Erhaltung und Entwicklung der in der Reifezeit erworbenen Tendenzen darſtellen. Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß es keine Zeiten gebe, in denen solche Menschen von höchſtem Werte sein können.

Die letzte Äusserung des Kampfinſtinktes auf geiſtigem Gebiete führt uns wieder auf die *Wachträume* zurück, die wir schon von einem anderen Gesichtspunkte aus erwähnt haben. Wie sich die Liebessehnsucht der Phantasie bedient, so bemächtigen sich ihrer in der Reifezeit auch der Trieb zur Selbſtdarſtellung und der Kampfinſtinkt, um hier ihre (nicht immer harmlose) ideelle Entladung zu finden. Der Jüngling träumt von großen, Aufsehen erregenden Taten, von Kämpfen und Abenteuern. Dabei scheint es mir eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit zu sein, daß der erregte junge Mensch in diesen Träumen, die durch eine leidenschaftlich betriebene Lektüre unterſtützt werden, so häufig »jenseits von gut und böse« ſteht. Auch das Verbrechen erglänzt ihm in lockendem Lichte, wenn es nur kühn und Aufsehen erregend erscheint, also dem Bedürfnis nach Selbstdarſtellung entspricht. Dieser heroſtratische Zug der Jugend, der in einer gefährlichen Umgebung für das ganze Leben entscheidend werden kann, zeigt sich sehr deutlich in der Freude des jungen *Schiller* an »Kolossen und Extremitäten« wie er sie in der hinreissenden Rede Karl Moors enthüllt. Auch der Übermensch *Nietzsches* trägt trotz der bedeutsamen ethischen Vertiefung, die er ohne Zweifel erfahren hat, noch etwas von dem jugendlichen Ideal des genialen Verbrechers an sich; so gewiß man jene Vertiefung mit Recht betont, so gewiß sollte man doch diese Herkunft aus dem Trieb nach Kampf und Selbſtdarſtellung nicht ignorieren. Im Übrigen könnte Nietzsche auch für das vorhin Gesagte zur Illuſtration dienen. Denn in ihm hat sich der Wechsel zwischen glühender Hingabe und schneidender Negation, den wir in den erregten Stimmungen der Reifezeit fanden, immer aufs Neue wiederholt und zwar in gleicher Weise gegenüber anderen Personen, wie gegenüber den eigenen Gedankengängen. Er selbſt hat sich mit dem Doppelwesen der Flamme verglichen, die das Ergriffene aufglühen macht, um es dann als Kohle zurückzulassen.

Hiermit glaube ich in der Form eines kurzen Überblickes gezeigt zu haben, daß wir in den Inſtinkten, welche die Reifezeit beherrschen, einen Wegweiser besitzen, der uns nicht nur in die rätselvollen Lebenstiefen dieser Periode hineinzuführen vermag, sondern zugleich eine Hilfe bedeutet, wenn wir uns das so verschiedenartige Verhalten der Erwachsenen verſtändlich machen wollen. Wir

ersehen daraus, welche Bedeutung die Reifezeit auch für das spätere Leben besitzt. Die Jugendfürsorge bildet daher eine der wichtigften, erzieherischen Aufgaben, die der Kulturmenschheit geftellt sind.

Die Ausbildung der Juristen.

Von
V. Börngen.

(Schluß).

Dem Konferenzbeschlusse entsprechen die Anleitungen zum Studium der Rechtswissenschaft, die von den Hochschulen ausgehen und noch heute in Geltung sind. Sie binden tatsächlich auch die Stelle, die über die Zulassung zur erften Prüfung entscheidet, denn sie beftimmen, was ein methodisch eingerichtetes, ordnungsmäßiges Studium ift, das man zu fordern habe.

Die geringfügigen Änderungen im Studium, die die Eisenacher Konferenz einführte, reichten nicht entfernt aus, das Studium modern zu geftalten. Das erkannte man alsbald. 1896 schon forderte der Anwaltstag in Berlin eine Neuregelung vom Reich. Ähnliches verlangte der Juriftentag in Bamberg 1900. Das Reich verblieb aber in Untätigkeit. Und nun machten sich einzelne Staaten an die Arbeit. Bayern führte 1899 die Zwischenprüfung ein und schloß damit bedauerlicherweise seine Landeskinder vom andern Deutschland ab. 1902 kam Preußen mit einem Gesetzentwurf, der das Studium auf sieben Semefter erweitern und eine Art Zwischenprüfung einführen wollte. Er blieb in der Kommission ftecken. Seitdem ward es auch auf dem Felde der Landesgesetzgebung ftill. Die allgemeine Überzeugung war, es muß etwas geschehen, aber es geschah nichts. Die Bewegung versumpfte, das Übel wuchs. Da brachte Zitelmann 1909 die Sache wieder in Fluß. Mutvoll schilderte er den Zuftand wie er ift:

»Das ift doch ein seltsames Bild: auf der einen Seite mit großem Geldaufwand erhaltene und mit Lehrmonopol ausgeftattete ftaatliche Lehranftalten, die nicht benutzt werden, auf der anderen Seite nicht anerkannte, außerhalb der Universität ftehende Vorbereitungskurse, in denen die jungen Juriften ihre Bildung suchen. Sieht man diese Tatsache mit entschlossenem Willen zur Klarheit an, so muß man zu der Alternative kommen: entweder geht es auch auf diese Weise — dann sind die juriftischen Fakultäten als Lehranftalten entbehrlich, der Geldaufwand für sie läßt sich sparen, und sie sollten als Lehranftalten sobald wie möglich aufgehoben werden; oder die theoretische Vorbereitung unserer Juriften ift mangelhaft — dann müssen Mittel und Wege gefunden werden, sie zu bessern.«

Und mutvoll bekennt er: Die Schuld trägt der mangelhafte Unterricht, nicht der Unfleiß der Jugend, die jungen Leute sind doch früher leidlich fleißige Schüler gewesen und werden später pflichteifrige Beamte. Schuld an dem Unfleiß der Jugend ift die falsche Lehrmethode, die ihr die Freude am Studium nimmt. Falsch ift zunächft, daß wir mit dem Unterricht beginnen, ohne eine ausreichende Übersicht über das Ganze vorauszuschicken. Die jetzige



Einleitungsvorlesung ist nicht genügend. Dann bringen wir die Geschichte von etwas, was der junge Mann nicht kennt. Daran reihen wir an das schwer verständliche bürgerliche Recht. Alles tragen wir abstrakt vor. So hört der junge Mann einzelne Melodien, nicht aber die Harmonie. Die Harmonie kann ihm nur die Kenntnis der Praxis bringen.

Deshalb schlägt Zitelmann als Mittel zur Besserung vor: Nach einem einführenden Vorstudium von drei Semestern zwei Jahre Praxis, dann zweieinhalb Jahre intensives Studium, hierauf ein weiteres Jahr Praxis und schließlich das Assessorexamen.

Da haben wir die Zitelmannsche Vor- oder Zwischenpraxis, die übrigens schon Dernburg und Adickes empfohlen hatten.

Den Einwand, für die Ausbildung in dieser Vorpraxis hätten wir keine geeigneten Praktiker, lasse ich nicht gelten. Sie sind vorhanden und würden sich unschwer finden lassen.

Trotzdem macht mich gegen die Vorpraxis vieles bedenklich, im wesentlichen folgendes. Jede Praxis hängt von Zufälligkeiten ab. Auch in einer Praxis von zwei Jahren kann gerade das im späteren Studium Wichtigste nicht hervortreten. Und dann: eine derartige Praxis würde subaltern, oberflächlich bleiben und deshalb nichts Rechtes nützen. Es ist etwas anderes, ob ich zu meiner Ausbildung an einem Bau, in einem Bergwerk oder in einem Walde arbeite, als wenn ich durch Mitarbeit in einem Prozeß mich belehren soll. Beim Bau, im Bergwerk, im Walde ist alles, was vorgeht, sichtbar und verständlich. Anders im Prozeß, nur der wirklich juristisch Geschulte sieht den inneren Kern der Sache, nicht nur das äußere Bild, das ihn oft verhüllt.

Mir scheint eine zielbewußte Einleitung durch Lehre besser zu sein, als eine geringwertige Praxis mit ihren Zufälligkeiten.

Zitelmanns Worte erregten das größte Aufsehen. Schon im Mai 1910 trat im preußischen Justizministerium eine Kommission von Sachverständigen zusammen, die über seine Vorschläge beriet. Über ihre Ergebnisse drang zunächst nichts Bestimmtes in die Öffentlichkeit. Erst jetzt, im Februar 1912, haben wir erfahren, wie sich die Justizverwaltung zu den Reformvorschlägen stellt, der preußische Justizminister hat sich im Landtag darüber geäußert. Er sagt: Es bleibt bei dreijährigem Studium und bei vierjährigem Vorbereitungsdienst. Also keine Verlängerung des Studiums, keine Vorpraxis und keine Zwischenprüfung. Weiter erklärt er: Die Universität soll und kann nicht reglementiert werden, aber wir sprechen Wünsche aus und hoffen, sie werden erfüllt werden. An den Anfang des Unterrichts wünschen wir eine große Einleitungsvorlesung, die orientiert, weshalb das viele Gebotene notwendiger und nützlicher Lehrstoff ist. Dann wünschen wir, daß man etwas weniger tief in die Historie hineingehe, dafür stärkeren Betrieb der Nationalökonomie, der Sozialwissenschaften, der Psychologie usw. Weiter wünschen wir Beschränkung der rein rezeptiven Art des Unterrichts, wir wollen, daß der Studierende zu Mitarbeit erzogen werde, und wünschen weiter Ausbau der Übungen. Hauptsächlich für diese stellen wir den Hochschullehrern junge Juristen als Assistenten zur Verfügung. Endlich sagt der Minister: Ein Gegengewicht gegen die Lehr- und Lernfreiheit auf der Universität muß bilden ein streng gehandhabtes Examen.

Mit seinen Ausführungen hat der Justizminister den Beifall des Parlaments



gefunden. Auch außerhalb des Parlaments ſtimmt man ihm zu, ich erinnere an die Beſchlüsse des Anwaltsvertretertags in Eisenach vom März 1912, der im wesentlichen das billigt, was der Juſtizminiſter sagt.

Auch ich möchte mich für den Weg entscheiden, den die preußische Juſtizverwaltung vorgezeichnet hat. Es wird vielleicht der eine oder der andere der Meinung sein, es sei dies nicht die durchgreifende Reform, deren wir bedürfen. Aber nach meiner Ansicht iſt es die Reform, die jetzt einzig und allein am Platze iſt. Ihr erſter Vorzug iſt, sie taſtet die Freiheit der Universitäten nicht an. An der wollen wir feſthalten, auf sie sind wir, nicht nur die Universitäten selbſt, ſtolz. Wir dürfen auch zu unsern Universitäten das Vertrauen haben, daß sie das freiwillig tun werden, was man von ihnen verlangt und verlangen muß. Und dann iſt es ein Vorzug, daß der Juſtizminiſter zunächſt die Klinke der Gesetzgebung nicht in die Hand nehmen will, jetzt, wo noch alles in Fluß iſt. Die Verordnungen über die Zulassung zum Examen braucht der Juſtizminiſter kaum zu ändern, es iſt nur nötig, daß die Universitäten ihre Vorlesungen anders einrichten und eine abgeänderte Anweisung für das Studium erlassen.

Nun zur Sache im Einzelnen.

Die jetzige Einführungsvorlesung iſt zu kurz, auch wird sie nicht überall regelmäßig, z. B. in Jena jedes Jahr nur einmal, gelesen. Das genügt nicht, der junge Mann kann sich durch sie nicht ausreichend orientieren über das, was er auf der Universität soll. Anders ſteht es beim Theologen, Mediziner, Philologen. Sie wissen, wenn sie zur Hochschule kommen, was sie dort erwartet. Nicht so der Juriſt. Er hat die Rechtswissenschaft zu ſtudieren, um so die Kunſt der Rechtsanwendung zu lernen. Vom Verhältnisse der Rechtswissenschaft zur Rechtskunſt erfährt er garnichts. Er soll eine komplizierte Maschine beherrschen, mit ihr arbeiten lernen. Wie unzweckmäßig iſt es da, ihm zunächſt einen einzelnen Teil der Maschine zu zeigen, noch dazu in der Geſtalt, wie er vor Jahrtausenden beschaffen war! Der Rechtsjünger muß zunächſt von oben die Maschine in der Arbeit sehen. Es muß ihm gezeigt werden, wie die Kräfte herüber und hinüber spielen. In großen Linien muß man ihm die Ideale des Berufs zeigen. Nicht philosophische, hiſtorische Darlegungen sind am Platze, sondern eine Orientierung aus der Vogelschau über das ganze Bereich, auf dem er später tätig werden soll. Man nenne das nicht hochmütig Elementarunterricht für Anfänger, er braucht nicht subaltern geſtaltet zu sein. Die beſten Lehrer mögen sich dieser Vorlesung widmen. Es gilt, dem Jüngling Luſt zu erwecken zum Studium und Berufe und zugleich den Unfähigen alsbald zur Erkenntnis zu bringen: hier iſt deines Bleibens nicht.

An zweiter Stelle redet der Juſtizminiſter einer Beschränkung der Hiſtorie das Wort. Ganz einverſtanden, was das älteſte Recht angeht. Ich kenne einen jüngeren Kollegen, der jetzt noch in Aufregung gerät, wenn er daran erinnert wird, daß er in der erſten juriſtischen Prüfung zu einer Zeit, wo das BGB. schon unmittelbar vor der Tür ſtand, noch eingehend in allen Details des römischen Eherechts geprüft worden iſt. Es iſt kein Zweifel, die Hiſtorie iſt wichtig. Aber die alte Hiſtorie nimmt einen zu breiten Raum auf dem Unterrichtsfeld ein. Das iſt leicht zu erklären. Früher lehrten ja die Universitäten nicht geltendes Recht, sondern nur ein altes hiſtorisches Recht. Erſt allmählich wurde

geltendes Recht mit gebracht, aber mehr nebensächlich, mehr im Beiwagen, die Hauptladung blieb doch das historische Recht. Nun, jetzt ist kein Zweifel mehr, die Hauptladung soll das geltende Recht sein. Und nun meine ich: die Hauptladung muß zuerst kommen, der Beiwagen folgt nach. Es ist das ein äußerst wichtiger Punkt, hier sitzt die Wurzel des Übels. Der preußische Justizminister hat ihn nicht betont. Ich will deshalb hier einen Augenblick verweilen.

Der Unfleiß der Studenten wird hauptsächlich dadurch großgezogen, daß der junge Mann auf der Universität nicht das findet, was er sucht. Man wird doch Jurist, um das soziale und politische Leben in seinen Gesetzen zu studieren. Und was findet man auf der Hochschule? Zunächst Antiquitäten aus dem alten Rom und aus dem alten fränkischen Reich. Ich habe, wenn ich von mir selbst reden darf, in den ersten Semestern immer das Gefühl gehabt, man bekommt statt Brot Steine. Und daran hat die fortgesetzte Versicherung meines alten braven Lehrers nichts geändert, wir kämen heute zu dem allerinteressantesten Kapitel der römischen Rechtsgeschichte. Nur mit äußerster Anstrengung habe ich ausgehalten und erst, als das geltende Recht kam, wirkliche Freude am Studium gefunden. Und wie es mir, so ist es wohl den meisten gegangen. Vor einiger Zeit erst hat mir einer der hervorragendsten deutschen Staatsmänner gesagt: für eine der wichtigsten Aufgaben des Vereins »Recht und Wirtschaft« halte er, daß er darauf dringe, daß aus den Vorhallen des Rechtsstudiums die römischen und deutschen Antiquitäten als Steine des Anstoßes entfernt würden.

Haben es denn etwa die alten Römer, die uns überall vorbildlich sein können, so gemacht, haben sie den Rechtsunterricht begonnen mit dem Unterricht in dem Recht, aus dem das römische emporgewachsen war? Verfahren wir denn im sonstigen Leben so? Wer nach Island gehen will, studiert doch das gegenwärttge Island, lernt die Sprache, die jetzt dort gesprochen wird. Für das, wie es früher in Island war, wie man früher da gesprochen hat, interessiert er sich doch wohl erst, wenn er die Gegenwart kennt.

Nun sagt man, man könne das gegenwärtige Recht nicht ohne das römische Recht lehren. Das ist unrichtig, und, wäre es richtig, dann wäre ein systematisches Studium der römischen Rechtsgeschichte zu Beginn des Unterrichts doch nicht nötig, es genügte, das alte Recht heranzuziehen, zu streifen, soweit es zum Verständnis der Gegenwart notwendig wäre.

Der Anfänger hat eben kein Verständnis für die Geschichte des Rechts und kann es nicht haben. Dieses erwächst erst mit der Kenntnis des geltenden Rechts. Ihm wird auch nur ein seichter Aufguß der Rechtsgeschichte geboten. Bekanntlich weigert sich ein bedeutender Romanist, römische Rechtsgeschichte für Anfänger zu lesen, es sei ihm zu schade für diese Verflachung. Gewiß ist Rechtsgeschichte notwendig. Ich schätze ihren Wert sehr hoch. In meiner Prüfungspraxis, die sich nun schon fast auf zwei Jahrzehnte erstreckt, gehe ich immer auf die geschichtliche Entwicklung der Rechtsinstitute zurück. Denn, was eine geschichtliche Entwicklung durchgemacht hat, kann nur vollständig verstanden werden, wenn man diese kennt. Aber die Rechtsgeschichte gehört nicht an den Anfang des Studiums. Sie gehört in spätere, reifere Semester, hinter das geltende Recht. Und sie darf sich nicht nach dem Grundsatze: je altertümlicher, desto wissenschaftlicher! nur





auf das alte römische und auf die mittelalterlichen Rechte richten. Zu einer wirklichen juristischen Bildung gehört Kenntnis des neueren historischen Rechts und Kenntnis des neuesten Rechts anderer Völker. Mit Recht hat man das Buch Hedemanns »Fortschritte des Zivilrechts im 19. Jahrhundert« als eine wahrhaft moderne Rechtsgechichte bezeichnet.

Wir sagten: Die Rechtsgeschichte gehört nicht an den Anfang des Studiums. Womit sollen wir denn beginnen? Man beachte nur: es handelt sich um den Unterricht von Anfängern, also im gewissen Sinn um Elementarunterricht. Anerkannter Grundsatz der Pädagogik ist, an das Nächstliegende, Verständliche, Anschauliche anzuknüpfen. Viel näher als Rechtsgeschichte und Privatrecht liegen dem jungen Mann, der zur Universität kommt, Volkswirtschaft, öffentliches Recht. Damit beginne man! Und wenn man dann zum schwierigen Privatrecht übergeht, so verlege man den allgemeinen Teil als den schwierigsten an den Schluß!

Durch Beschränkung der alten Rechtsgeschichte und durch Verkürzung der systematischen Vorlesungen wird man Raum für Anderes gewinnen. Mit Recht weist der Justizminister auf Volkswirtschaft, Sozialwissenschaften und Psychologie hin. In dem Zeitalter des Verkehrs seien auch die Handelswissenschaften nicht vergessen. Neben das BGB. hat das andere Privatrecht (Patentrecht usw.) zu treten. Daneben fordert einen ausreichenden Raum das öffentliche Recht, namentlich das Verwaltungsrecht. Endlich kommen die Hilfswissenschaften, ich nenne: Kriminalistik, gerichtliche Medizin, Polizeiwissenschaft, Technologisches usw. Auch der philosophischen, der allgemeinen Bildung kann der Jurist nicht entraten.

Aber, sagt man, das führt zu Zersplitterung, zu Vielwisserei, die nichts Ordentliches leistet. Richtig ist, das Alles kann wohl in sechs Semestern nicht ordentlich studiert werden. Dann verlängere man die Studienzeit, aber erst, nachdem man geprüft hat, was von dem Unterrichtsstoff etwa auf die Referendarzeit und auf das Nachstudium abgewälzt werden kann, das nach der Absicht der preußischen Justizverwaltung einzuführen ist.

Bisher haben wir besprochen: was und in welcher Reihenfolge ist zu lehren? Jetzt ein Wort darüber: wie ist zu lehren? Eine wissenschaftliche Ausbildung kann die systematische Vorlesung nicht entbehren. Aber zu reformieren ist sie, sie kann kürzer werden. Es ist nicht notwendig, daß aller Wissensstoff mitgeteilt oder gar diktiert wird. Auf ein Lehrbuch, auf Druckbogen usw. zu verweisen, ist zulässig. Manche nicht schwierige Partien können auf diese Weise rasch abgemacht werden. Welcher Lehrer wird z. B. bei Behandlung der kurzen Verjährung die einzelnen Ziffern des § 196 BGB. diktieren oder auch nur ausführlich besprechen? Das Ziel der systematischen Vorlesungen ist, die spezifisch juristische Betrachtungsweise zu wecken. Dabei beachte man: Das Recht schwebt nicht im luftleeren Raum, es gehört auf die Erde, und Recht und Wirtschaft hängen untrennbar zusammen. Der Nationalökonom hat denselben Gegenstand wie der Jurist, nur von anderen Gesichtspunkten aus zu behandeln. Er betrachtet die Wirtschaft und kann sich dem nicht entschlagen, dabei auch die rechtlichen Gesichtspunkte zu beachten. Ähnlich der Jurist. Er betrachtet die Wirtschaft von der rechtlichen Seite, darf aber auch sein Auge der wirtschaftlichen nicht verschließen.



Es ist ein Unding, wenn das Wechselrecht gelehrt wird und nicht dabei zur Sprache kommt, welche wirtschaftlichen Funktionen der Wechsel hat, ein Unding, wenn man von Aufrechnung, von Zession redet und ihre wirtschaftliche Bedeutung nicht auseinandersetzt. Es geht nicht an, die Rechtsnormen über die Handelsgesellschaften darzulegen und nicht zugleich den Blick auf die Rolle zu lenken, die sie im Leben spielen. Welche Vorstellung vom Gesetzgeber muß der junge Mann bekommen, wenn ihm die Rechtssätze der Eigentümerhypothek klargelegt werden und er nicht dabei erfährt, welchen Interessen sie dient! Das hat jüngst Heinsheimer in einem vortrefflichen Aufsatz in der Zeitschrift »Recht und Wirtschaft« auseinander gesetzt. Er sagt dabei auch: Es muß im Rechtsunterricht dafür gesorgt sein, daß die Sache anschaulich wird. Gewiß! Den Rechtsunterricht zu veranschaulichen, ist man Gottlob gegenwärtig lebhaft bemüht, verweise ich auf das Kriminalinstitut von Groß und auf das Zivilrechtsinstitut von Sperl. Von Nutzen wird auch die »Nebenpraxis« sein, der Besuch von Gerichtsverhandlungen, Polizeiämtern, Gefängnisanstalten usw.

Die systematische Vorlesung hat zur Folge eine reine rezeptive Tätigkeit des Studierenden. Dadurch geht die Verbindung zwischen Schüler und Lehrer leicht verloren. Sie muß wieder hergestellt werden. Sie kann es durch dialogischen und konversatorischen Unterricht. So schließt ein bekannter Lehrer der Berliner Hochschule an seine große systematische Vorlesung eine konversatorische, dialogische, und zwar eine Stunde in der Woche, an. Hier kann er mit Leichtigkeit feststellen, was haben meine Schüler verstanden, was nicht verstanden, was muß ich nachholen, wie muß ich meinen weiteren Vortrag einrichten.

Neben die deduktive Methode muß auch die induktive treten. Derselbe Professor, von dem ich eben sprach, behandelt in einer Stunde wöchentlich nur Beispiele, die der Materie seiner systematischen Vorlesung entlehnt sind. Und die induktive Methode findet ihre besondere Pflegestätte in den Übungen.

Die Wichtigkeit der Übungen ist jetzt allgemein anerkannt. In der Tat ist es die wichtigste Brücke, die von der Universität zur Praxis führt. Man befestige, man verbreitere sie. Man beschränke die Übungen nicht auf gewisse Gebiete; die Möglichkeit zu üben muß in allen Unterrichtszweigen gegeben sein. In den Übungen werden Fälle besprochen, Klausuren geschrieben, Aufgaben schriftlich zu Hause bearbeitet; nur wähle man dafür die richtigen Themata. Nicht jedem ist die große Heerstraße des Verkehrs vertraut, nicht selten sucht der Scharfsinn des Lehrers Fälle an der Grenze. Ich gedenke der Perle, die ein Glücklicher vor einigen Jahren in einer Auster gefunden hatte. Mit Feuereifer stürzte man sich auf diese Perle. Ich bin dabei ein Gefühl des Mißbehagens nicht los geworden. Es wird, wenn ein solcher Fall breitgetreten wird, der Gedanke zu nahe gebracht, die ganze Juristerei sei nur dazu da, scharfsinnigen Juristen die Zeit mehr oder weniger angenehm zu vertreiben.

Man nehme die Fälle nicht von der Grenze, man suche sie auf der Mitte der Straße des Verkehrs. Es seien keine Lampenscheinsfälle, sondern Fälle aus der Praxis. Wie leuchten die Augen der jungen Leute, wenn sie mir auf meine Frage sagen, in ihren Übungen hätten sie schon Oberlandesgerichtsfälle behandelt! Auf diese Weise



macht man dem Studenten frühzeitig Luft und Liebe zu seinem Beruf.

Auch gebe man die Fälle so, wie sie die Praxis geboren hat, nicht nur ein rechtliches Knochengerüfte, sondern den wirklichen Fall mit Fleisch und Blut, in der Kleidung, in der er vor das Gericht kommt. Dann lernt der junge Mann, zunächft die Kleidung zu entfernen, das Irrelevante auszuscheiden, dann merkt er von vornherein: Ich habe mit Fleisch und Blut zu tun. Nicht der abftrakte Aulus Agerius, der abftrakte Numerius Negidius schweben hier im Begriffshimmel, ich habe lebendige Menschen vor mir, die sich in einer für den Fall wichtigen Tatsachenwelt bewegen. Und wenn man zum Knochengerüft kommt, so nagele man es nicht feft an die Wand des Rechtssyftems, sondern zeige: es hängen die einzelnen Teile nicht unverrückbar zusammen, dazwischen finden sich bewegliche Bänder. So lernt der Jurift: bei der Rechtsanwendung spielt nicht nur der Verftand eine Rolle, es muß auch gewertet werden. Und werten kann nur die Persönlichkeit, der Charakter.

Bei solchem Betriebe des Unterrichts wird dann wohl bald die Zeit kommen, wo auch der junge Jurift von Anfang an wirklich ftudiert. Er kann es, ohne deshalb den akademischen Freuden entsagen zu müssen.

Dieser Betrieb ftellt, das ift klar, die höchften Anforderungen an den Lehrer. Der Universitätsprofessor muß sich darüber klar sein, er ift nicht nur Forscher, er ift zugleich auch Lehrer. Sein Lehramt ift nicht das Nebensächliche, etwas Untergeordnetes, er muß zu diesem Lehramt Luft und Liebe haben und dazu gehörig ausgerüftet sein.

Der Hochschullehrer kann der Hochschulpädagogik nicht entbehren.

Er ift aber Lehrer von Praktikern. Ich habe schon gesagt: auch die späteren Gelehrten müssen als Praktiker ausgebildet werden. Deshalb muß der Lehrer durch die Praxis gegangen sein und später auch noch als Lehrer enge Fühlung mit der Praxis halten. Denn die Praxis von heute ift nicht mehr die von vor zehn, zwanzig Jahren. Am beften sind wir in dieser Beziehung wohl in Jena daran. Dort sitzen immer einige ordentliche Professoren der Rechtswissenschaft als Räte im Oberlandesgericht. Diese vermitteln für die ganze Fakultät die notwendige Verbindung mit der Praxis. Aber auch Praktiker müssen zur Lehre herangezogen werden. Namentlich wird es sich empfehlen bei den sog. Hilfswissenschaften. Ich habe vor vielen Jahren einen Bericht einer juriftischen Fakultät gelesen, in dem auseinandergesetzt wurde, es dürften Praktiker keinesfalls nebenamtlich als Lehrer tätig werden. Soviel Sätze dieser Bericht hatte, soviel Rückftändigkeiten enthielt er.

Erfüllen denn nun alle Hochschullehrer diese Anforderungen? Ich lasse für mich einen andern reden. Wach hat die Frage vor kurzem in einem Vortrage, den er vor Richtern in Dresden gehalten hat, behandelt. Er sagt: Es fehlt den Hochschullehrern die nötige Verbindung mit der Praxis. Bei Vielen folgt der Lernzeit unmittelbar durch das Sprungbrett der Habilitation die Lehrzeit, und so kommt der Lehrer auf das Katheder, ohne auch nur das Geringfte von der Praxis gesehen zu haben. Das ift ganz richtig. Ich möchte dem noch hinzufügen: die Sache wird um so bedenklicher, wenn das Sprungbrett auf dem Gebiete des grauen Altertums fteht.

Ich muß hier etwas zur Sprache bringen, was weite Kreise, nicht nur von

Praktikern, ernstlich besorgt macht. Einzelne können das Altertum studieren und lehren und werden dabei noch der Gegenwart voll gerecht. Aber beim Durchschnitt — und mit dem müssen wir auch hier rechnen — geht doch der Gegenwart das verloren, was der Vergangenheit geschenkt wird. In diesem Sinn betrachten Viele namentlich das wachsende Interesse der Theoretiker für die Papyrologie mit gemischten Gefühlen. Wir Praktiker müssen jedenfalls verlangen, daß uns die Hochschulen in der jetzigen Zeit, wo wir um das Recht der Gegenwart ringen, kräftig zur Seite stehen. Ich bin überzeugt, sie werden es tun, sie haben, wie ich schon betonte, noch nie versagt; sie werden es tun schon im eigenen Interesse. Ich berufe mich auf die herzerfrischende »Generalbeichte eines deutschen Professors«, die im April 1912 der Professor Dr. v. Calker im Reichstag abgelegt hat. Sie beweist, daß man sich in den Universitätskreisen des Ernstes der Situation bewußt ist. Die Universitäten haben das Lehrmonopol. Dieses wird bedroht. Es arbeiten daneben unzünftige Privatrechtslehrer. Die Studierenden laufen ihnen in hellen Haufen zu. Schon wollen sich diese Privatrechtslehrer außerhalb der Universität rechtlich fest organisieren und damit das Band, das sie noch notdürftig mit dem offiziellen Studienbetrieb verbindet, völlig lösen. Die Bedeutung dieser Erscheinung schwächt man nicht ab dadurch, daß man die Privatrechtslehrer geringschätzig Einpauker nennt. Nur so kann geholfen werden, daß der Rechtsunterricht auf der Universität wieder das bietet, was sie überflüssig macht.

Wodurch ist dieser Privatunterricht so gewachsen? Ich will zunächst nicht von der Schuld der Examinatoren reden, die das Einpaukerwesen erst ermöglicht hat, der Privatunterricht hat vor dem öffentlichen Unterricht eins voraus, die enge Fühlung zwischen Lehrer und Schüler. Es ist nicht Schuld der Universitätslehrer, wenigstens nicht ihre alleinige Schuld, daß diese Fühlung vielfach verloren gegangen ist. Die Zahl der Studierenden ist gewaltig gewachsen, nicht so die Zahl der Lehrer. Um ein Beispiel zu nennen: Halle hatte vor etwa 30 Jahren 10 juristische Dozenten und 83 Hörer. Jüngst hatte es 14 Dozenten und 515 Hörer. Die Zahl der Dozenten kann nicht der Zahl der Zuhörer entsprechend ohne weiteres vermehrt werden. Aber die Fühlung zwischen Lehrer und Schüler kann und muß auch an größeren Universitäten wieder hergestellt werden dadurch, daß man Assistenten zur Hilfe heranzieht. Der preußische Justizminister stellt sie zur Verfügung. Die Berliner Universität ist bereits dabei, das Institut der Assistenten auszubauen. Nicht nur sollen sie die Vorkorrekturen für die Übungen besorgen und so den Lehrer entlasten, sie sollen auch Anfängerkurse neben den systematischen Vorlesungen halten und Wiederholungskurse neben den Übungen leiten und so das Band wieder schlingen, das den Lehrer mit dem Schüler verbinden muß. Gelingt das, dann werden die Repetitoren wieder das werden, was sie ursprünglich waren, sie werden das auf der Universität Gelernte nur wiederholen. Dann wird die Universität wieder die alma mater auch für die gesamte juristische Jugend sein.

Wir sehen, die Zustände an der Universität sind nicht durchweg befriedigend. Die Schuld daran trifft nicht ausschließlich die Universität, schuldig ist ebenso sehr der Staat. Mir hat jüngst ein Mitglied der Konferenz im preußischen Justizministerium vom Mai 1910 erzählt,





man habe in der Konferenz die Reform des Studiums zur Debatte gestellt, und immer wieder hätten die Konferenzmitglieder über die Reform des Examens geredet. Die Herren hatten eben begriffen, das Examen hat den größten Einfluß auf das Studium; wie das Examen, so das Studium. Der Staat mag dafür sorgen, daß nicht mehr zuviel Details von der Geschichte geprüft werden, daß auf entlegene Gebiete kein großer Wert gelegt werde, er mag dafür sorgen, daß Nationalökonomie, Sozialwissenschaft ernsthaft geprüft werde. Voraussetzung ist hier, daß Vertreter der Nationalökonomie als Prüfer in der Prüfung mitwirken. Die Nationalökonomen dürfen nicht länger in der philosophischen Fakultät bleiben. Es wird gestritten, ob man sie zu einer fünften, sozial- und wirtschaftwissenschaftlichen Fakultät vereinigen, wie für Frankfurt a. M. in Aussicht genommen ist, oder, wie in Süddeutschland, mit der juristischen Fakultät zu einer staats- und rechtswissenschaftlichen Fakultät zusammenschließen soll. Jedenfalls gehören sie in die juristischen Prüfungskommissionen. Der Staat mag auch weiter dafür sorgen, daß neben dem Privatrecht mehr öffentliches Recht geprüft werde. Er mag dafür sorgen, daß das Verständnis des Rechts das Maßgebende wird, und daß nicht eingepaukte Kenntnisse zum Bestehen des Examens ausreichen.

Dafür will er jetzt sorgen, der Justizminister hat es gesagt. Er kann auch durchführen, was er will. Er bestimmt den Vorsitzenden der Prüfung. Das muß ein Praktiker sein. Dieser möge darauf sehn, daß das Examen den Bedürfnissen der Praxis entspricht. Die Beisitzer sind Praktiker und Theoretiker. Nicht jeder Praktiker ist ein geeigneter Prüfer. Aber auch nicht jeder Theoretiker. Es gibt gute Theoretiker, die mäßige Lehrer und schlechte Prüfer sind. Zum Examinator gehört eine besondere Befähigung, fast möchte ich sagen, der rechte Examinator wird geboren. Man suche die geeigneten aus. Zunächst muß man verlangen, daß der Examinator ein modern gerichteter Mann ist. Dann muß er das Gebiet beherrschen, worauf er prüft. Er muß beweglichen Geistes sein und den oft merkwürdig verschlungenen Gedankengängen des Prüflings folgen können. Er muß Menschenkenntnis haben und ernstlich bestrebt sein, ein positives Ergebnis zu erzielen, d. h. nicht festzustellen, was der Prüfling nicht weiß, sondern festzustellen, ob er überhaupt etwas weiß und was er, wenn es auch wenig ist, weiß. Und endlich muß er ein wohlwollender Mann sein und bei aller Festigkeit Verständnis für die schwierige Lage haben, in der sich jeder, der in einer Prüfung steht, befindet.

Über die Einrichtung der Prüfung im Einzelnen: An der Spitze steht eine sogenannte wissenschaftliche Arbeit. Über ihre Notwendigkeit wird gestritten. Mancher bezweifelt sie, aber nur, weil er sich nicht recht klar macht, was sie soll. Es wird nicht verlangt, daß der Prüfling etwas Neues für die Wissenschaft leistet. Das kann der Durchschnitt gar nicht, und mit dem müssen wir doch rechnen, die meisten können garnichts Selbständiges für die Wissenschaft produzieren. Verlangt wird nur, daß sich der Kandidat in fest umgrenzter, verhältnismäßig kurzer Zeit auf einem Spezialgebiet gehörig umsehe, Literatur und Praxis durcharbeite und dann eine Meinung, die sich hören läßt, in eigener selbständiger Darstellung entwickle. Das muß von jedem verlangt werden, der später einmal eine höhere Stellung im

Staat einnehmen will, das muß jeder leiſten können, auch der Durchschnittsjuriſt.

Wichtig iſt, daß die Themata richtig gewählt werden. Das geschieht nicht immer. Das Thema muß entnommen sein einem eng begrenzten Stoffgebiet. Themata mit weitem, großem Stoffgebiet mögen sich für Doktordissertationen eignen, wo der Prüfling zeitlich nicht beschränkt wird, für wissenschaftliche Arbeiten in der erſten juriſtiſchen Prüfung sind sie nicht am Platze. Hier beſteht die Gefahr, daß der vorhandene Stoff den Arbeiter erdrückt, und die Gefahr, daß der weniger Gewissenhafte offen oder verſteckt einfach abschreibt.

Nach der wissenschaftlichen Arbeit die Klausuren. Hier lautete in Thüringen die Parole in den letzten Jahren nach dem Vorgang Preußens: Rin in die Kartoffeln, raus aus den Kartoffeln! Jetzt sind wir in den Kartoffeln, hoffentlich bleibt es dabei. Die Klausuren sind notwendig. Im späteren Berufsleben befindet man sich oft im Zuſtand der Klausur, ohne besondere Hilfsmittel, ohne besondere Muße muß man sich entschließen, muß man handeln. Selbſtverſtändlich müssen die Themata für die Klausuren richtig geſtellt werden, es iſt durchaus zweckwidrig, in den Klausuren nach Gedächtniskram zu fragen.

Endlich die mündliche Prüfung. Sie muß sich auf das Privatrecht erſtrecken, aber auch auf das öffentliche Recht und auf die Volkswirtschaft. Die Menge des Stoffs legt den Gedanken an eine Zerlegung der mündlichen Prüfung nahe. Die Prüfung soll die Kenntnisse des Prüflings erforschen. Ohne Kenntnisse iſt eine wissenschaftliche Bildung undenkbar. Aber sie soll sich auch, und zwar in erſter Linie, darauf richten, ob der Prüfling die erforderliche Einsicht in das Wesen der Rechtsverhältnisse gewonnen und die nötige allgemeine ſtaats- und rechtswissenschaftliche Bildung erworben habe. Besonders möchte ich die allgemeine Bildung betonen. Der Juriſt neigt dazu, sie gering einzuschätzen. In der mündlichen Prüfung besonders iſt feſtzuſtellen, hat der Prüfling Judiz, Problemgefühl, Denkschärfe, hat er die Fähigkeit, die Lebensverhältnisse richtig zu erfassen.

An das Referendarexamen schließt sich der praktische Vorbereitungsdienſt an. Er beträgt in Thüringen $3^1/_2$ bis 4 Jahre. Er iſt, das iſt zu betonen, eine praktische Erziehung. Es iſt also völlig unzulässig, wenn man den jungen Mann nicht erzieht, sondern ihn nebenher laufen läßt, und ihn, sobald er einiges aufgeschnappt hat, dazu benutzt, Arbeit auf ihn abzuwälzen. Der junge Mann soll sich nicht selbſt überlassen werden, er soll erzogen werden. Die Erziehung liegt allen Mitgliedern der Behörde ob, bei der sie erfolgt. Sie wird aber für jeden Zögling einem einzelnen Mitglied übertragen, dem Ausbildungsrichter.

Die Erziehung des Nachwuchses iſt ein Teil der Berufspflichten der Behörde. Das hat man nicht immer ſtreng feſtgehalten. Als ich die Zügel hier etwas ſtraffer anzog, bekam ich mitunter recht merkwürdige Einwendungen zu hören. Man habe keine Zeit, sich den Referendaren eingehender zu widmen. Nun, diese Zeit muß unter allen Umſtänden gefunden werden. Als ich darauf hinwies, daß die Unterweisung der Referendare sich auch auf die modernen Beſtrebungen im Rechtsleben erſtrecken müsse, wendete man ein, man habe keine Bibliothek. Nun, diese läßt sich bekanntlich beschaffen. Und als ich bei einem Landgericht hervorhob, daß bei der Erziehung der Referendare und namentlich in den Referendar-

übungen auch die theoretische Seite nicht vernachlässigt werden dürfe, wendete man mir ein: wir sind doch keine Professoren. Gewiß führen wir Praktiker nicht den Titel Professor, aber Bekenner und Lehrer des Rechts sind wir trotzdem. Und unser Beruf verpflichtet uns zu einer Lehrtätigkeit, um die uns mancher Professor beneidet. Man lese nur das nach, was Zitelmann sagt, wie es ihn gehoben und gefördert habe, als er reifere Juriſten unterrichten konnte. Jedenfalls kann nicht oft genug betont werden: die Erziehung des Juriſtennachwuchses iſt eine überaus wichtige Berufspflicht, viel wichtiger als manches andere, was der Beruf ſonſt von uns fordert.

Die Ordnung des Vorbereitungsdienſtes iſt in Thüringen etwa die: $1^1/_2$ Jahr im ganzen iſt der Referendar beim Amtsgericht (die Beschäftigung beim Amtsgericht zerfällt in zwei Teile, einmal in einen längeren Zeitraum zu Beginn des Vorbereitungsdienſtes und dann in einen kürzeren gegen das Ende. Diese Trennung iſt beizubehalten, auf die Gründe will ich nicht eingehen.) Nach dem Amtsgericht kommt das Landgericht mit 6 bis 9 Monaten, dann 3 Monate Staatsanwaltschaft, 6 Monate beim Anwalt, 3 Monate bei einer Verwaltungsbehörde oder in einem gewerblichen Betrieb und 3—6 Monate Oberlandesgericht.

Wir sehen, das Schwergewicht der Ausbildung liegt bei dem Amtsgericht. Zweckmäßig erfolgt sie zunächſt bei einem kleineren Gericht. Hier kann man am beſten eine Übersicht über das Ganze gewinnen und den erſten Schritt im Rechtsleben wagen.

Wichtig iſt, daß der richtige Ausbildungsrichter gewählt wird. Nicht jeder, der ein guter Richter iſt, iſt ein guter Erzieher. Luſt, Liebe und Geschick zu diesem Berufe muß der Richter haben, dem Referendare überwiesen werden. Er muß sich eignen zum Mentor, zum väterlichen Freunde seines jungen Kollegen.

Der Amtsgerichtsdienſt iſt übrigens zur Ausbildung der Referendare besonders geeignet, denn er fesselt den Richter mehr als der Dienſt des Kollegialrichters an die Gerichtsſtätte, wo auch der Referendar arbeitet.

Wie hat man nun bei der Erziehung des Referendars vorzugehen? Darüber habe ich mich schon am 5. Mai 1910 in einer Rundverfügung an die Landesgerichtspräsidenten ausgesprochen. (Thüringer Blätter Bd. 57 S. 188 ff.) Ich kann darauf verweisen und will nur Einiges hervorheben.

Der ungebundene Student muß zum gewissenhaften Beamten, zu einen modernen Beamten erzogen werden.

Er muß zunächſt lernen, eine leserliche Handschrift schreiben, wenn er es noch nicht kann.

Dann sollte jeder Referendar die Kurzschrift lernen.

Unbedingt muß darauf gesehen werden, daß der junge Mann ein vernünftiges Deutsch schreibt, der Widerwille gegen das abscheuliche Juriſtendeutsch muß ihm schon in der erſten Stunde seiner Berufstätigkeit beigebracht werden.

Man denke nicht, das sind Kleinigkeiten, es handelt sich nicht um Kleinigkeiten, sondern um außerordentlich wichtige Dinge.

Der Unterricht muß sich von unten aufbauen. Zunächſt Beschäftigung in der Gerichtsschreiberei. Dabei muß der Referendar das Protokollieren erlernen. Im Anschluß daran muß er in der Referier- und Dekretierkunſt unterrichtet werden. Hier erinnere ich ganz besonders daran, was ich in meiner Verfügung vom 5. Mai 1910 gesagt habe.

Das alles betrifft mehr die äußere Technik, nicht den Kern der Sache. Nunmehr zu diesem, zum gründlichen Unterricht in der Kunst der Rechtsanwendung. Es muß dem Referendar jetzt ganz klar werden der Unterschied zwischen der Rechtswissenschaft und der Rechtskunst. Die Rechtskenntnisse hatte ihm die Rechtswissenschaft auf der Universität zu geben, die Übungen hatten die Wirkung der Rechtssätze zu veranschaulichen. Jetzt handelt es sich um die Rechtsanwendung, sie ist eine Kunst, die in der Praxis zu erlernen ist. Rechtswissenschaft und Rechtskunst dürfen sich natürlich nicht gegeneinander abschließen, die Rechtswissenschaft muß arbeiten unter Hinblick auf die Praxis, und die Rechtskunst muß sich aufbauen auf der Rechtswissenschaft. Jetzt ist die Stellung des Rechtsjüngers eine andere geworden. Jetzt sitzt er nicht mehr als Lernender im Hörsale, jetzt hört er nicht mehr die Worte des Lehrers und beobachtet nicht mehr die Demonstrationen am Phantom, jetzt steht er in der Klinik und sieht und lernt die Behandlung des einzelnen Krankheitsfalls am Krankenbett. Da wird ihm die Erkenntnis aufgehen: Der Jurist, wie der Arzt, muß nicht nur kennen, er muß auch können. Er muß nicht nur wissen, sondern er muß auch handeln. Die Rechtsanwendung ist eine Schaffenstat. Es handelt sich nicht, auch nicht vorzugsweise um logische Gedankenoperationen, es handelt sich vornehmlich um Werten, Wägen. Die wertende Tätigkeit macht den Richter, das kann nicht oft genug gesagt werden. Was nützt es dem Richter, wenn er alle Rechtssätze kennt und anzuwenden versteht, aber nicht richtig und gerecht zu werten und abzuschätzen gelernt hat! Zum richtigen Werten gehört Charakterbildung, Persönlichkeit. Es gehört aber noch mehr dazu. Jurisprudentia est ars boni et aequi, schrieben die feinsinnigen Römer. Was bonum et aequum ist, sagt aber nicht sowohl die Wissenschaft, das ergibt sich aus der Kenntnis des Menschen und der Lebensverhältnisse. Recht und Wirtschaft gehören zusammen. Für den Menschen und die Lebensverhältnisse sind Augen und Ohren des Rechtsjüngers in der Praxis zu schärfen.

Auf der Universität hat der junge Mann die Psychologie des Menschen getrieben. Jetzt muß er die Psychologie des Einzelnen ergründen, jeden Einzelnen, der vor ihn tritt, psychologisch zu erforschen lernen, die psychiatrischen Gesichtspunkte sind, wo sie hervortreten, gehörig zu beachten.

Auf der Universität studierte der Rechtsjünger die Wirtschaft des Volkes. Jetzt studiere er die Wirtschaft der Einzelnen, er dringe ein in die Arbeitsstätte des Handwerkers, in den Hof des Landwirts, in die Schreibstube des Kaufmanns, in den Fabriksaal der Industrie, in das Arbeitszimmer des Arztes. Für das alles muß er Interesse haben und dieses betätigen, nicht nur in den Fällen, die ihm der Beruf entgegenbringt. Fortgesetzt bemühe er sich, Kenntnisse in wirtschaftlichen Dingen zu erlangen. Im Privatverkehr, durch Privatbesichtigung von gewerblichen Betriebsstätten kann man sich ungemein fördern. Jeder, der Privatbesichtigungen und gemeinsame Besichtigungen kennt, wird wissen, welchen Vorzug gerade Privatbesichtigungen vor gemeinsamen Besichtigungen haben können. Damit soll der Wert von gemeinsamen Besichtigungen durch die Referendare keineswegs herabgesetzt werden. Der preußische Justizminister hat sie für Preußen im Juli 1910 besonders angeordnet. Seitdem werden sie, ich bin überzeugt mit großem

Nutzen, allerorts, auch in Thüringen vorgenommen. Eine Verständigung darüber, wie sie zu handhaben sind, hat noch nicht stattgefunden. Darüber aber ist man sich klar, ein einführender Vortrag ist nicht zu entbehren. Auch der Hamburger Senat hat ständige Besichtigungen technischer Anlagen und Betriebe für Referendare eingeführt. Beachtenswert ist: sie stehen dort unter Leitung nicht von Juristen, sondern von Technikern, und sie werden eingeleitet durch einen Vortrag, der immer einige Tage vor jeder Besichtigung gehalten wird,

Nun hat man mürrisch gesagt, auf diese Weise züchte man Halbwisser, die dann den Sachverständigen beiseite zu schieben trachten. Das ist durchaus unrichtig. Wer bildete sich ein, nach der Besichtigung einer Fabrik eine solche gründen oder leiten zu können? Aber einen Einblick in die Tätigkeit der Erwerbskreise und ein Verständnis dafür wollen wir gewinnen, darauf kommt es uns an. Nicht Halbwisser werden auf diese Weise gezüchtet, sondern so werden die Juristen herabgeholt aus dem Begriffshimmel, wo sie Ihering an der Haarspaltemaschine so eifrig arbeiten sah, und heruntergeführt unter die Volksgenossen.

Wir reden so viel vom Forum und bezeichnen damit den Ort, wo der Rechtsuchende uns finden soll. Aber sind wir da immer zu finden gewesen? Wir denken so wenig daran, was Forum heißt. Es ist der Markt, der Mittelpunkt des Verkehrs. Dahin gehören wir. Wir wollen wieder dauernd auf dem Markte Platz nehmen und nicht mehr in den juristischen Begriffshimmel streben, wohin uns früher nur an dem Seile der Beweisaufnahme ein Zeuge, ein Sachverständiger Kunde brachte von der Welt unter uns, für die wir kein Interesse und kein rechtes Verständnis hatten. Wir müssen unter unsern Volksgenossen sitzen und Tag für Tag aus nächster Nähe mit eigenen Augen den Rechtsverkehr sehen. Dann werden wir nicht mehr nur Sinn für die Rechtsfragen haben, sondern werden das Tatsächliche jedes Rechtsfalls besonders ins Auge fassen und ihm besondere Beachtung schenken. Wir werden, allerdings auch oft ohne Berechtigung, weltfremd genannt. Wenn aber der Vorwurf einmal nicht unberechtigt ist, so ist der Grund fast immer der, daß wir das Tatsächliche des Rechtsfalles nicht genügend beachtet haben.

Wie kommt es, daß gegen den so gewissenhaften deutschen Richter ein solcher Vorwurf überhaupt erhoben werden kann? Nicht die Universität trifft die Schuld in erster Linie. Sache der Universität ist es ja, uns den Rechtsstoff zu übermitteln. Mindestens ebenso schuldig ist der Gesetzgeber. Wer unsere früheren Gesetze, z. B. die Reichsjustizgesetze liest, kann leicht auf den Gedanken kommen, die Rechtsfrage spiele im Rechtsleben eine viel größere Rolle als die Tatfrage, — so haben wir den Tatrichter in die Banden der Revisionsfurcht gelegt —, und die Beschäftigung mit der Rechtsfrage sei etwas so Vornehmes, daß man sich dabei durch keine Berührung mit dem Tatsächlichen stören lassen dürfe. Nun ist aber in den Strafsachen doch ganz zweifellos die Tatfrage in den weitaus meisten Fällen viel wichtiger, als die Rechtsfragc. Gegen die Strafkammerurteile gibt es aber nur die Revision. Wie oft befindet sich der Revisionsrichter in der peinlichsten Lage, wenn er dem Angeklagten sagen muß: du hast von uns erhofft, daß wir die Tatsachenfrage nachprüfen, aber das dürfen wir gar nicht tun. Schon spottet man über die

Hilflosigkeit des vornehm auf die Nachprüfung der Rechtsfrage beschränkten Richters. Der Revisionsrichter muß es bei der Todesstrafe des unschuldig verurteilten Mörders belassen, wenn im Verfahren und bei der Anwendung des materiellen Rechts Rechtsverstöße nicht vorgekommen sind, selbst dann, wenn der wahre Mörder sich gemeldet hat. Man hat sich darüber lustig gemacht, sagte ich. Und doch ist die Sache nicht zum Lachen. Viel vernünftiger sind da doch die modernen Gesetze; die österreichische Gesetzgebung und unsere Reichsversicherungsordnung, die dem Revisionsrichter die Überprüfung der Tatfrage in gewissen Grenzen (bei Verstößen gegen den klaren Inhalt der Akten) gestattet.

Nicht nur der Gesetzgeber ist schuld, auch wir Praktiker machen uns mitschuldig, durch die Publikation unserer Entscheidungen. Ich bitte, die Unzahl der Bände gerichtlicher Entscheidungen durchzusehen. Was für Fälle werden veröffentlicht? Etwa Fälle, die nur in tatsächlicher Beziehung interessant sind? Nein, alles, was veröffentlicht wird, muß Interesse in der Rechtsfrage bieten.

Auf diese Weise haben wir unser Arbeitsgebiet aus dem Tatsachenhause heraus in die Begriffswelt verlegt. So sind wir geneigt gewesen, Begriffe für die Sache selbst zu nehmen, so sind wir zu einer falschen Begriffsjurisprudenz gekommen. Und damit haben wir die Präjudizienjägerei großgezogen. Gegen dieses Waidwerk müssen wir mit Entschlossenheit vorgehen. Der Präjudizienjäger hat immer sofort einen Rechtssatz, eine Entscheidung parat, sobald ihm ein Rechtsfall in Sicht kommt. Auf diesen Satz schnallt er hurtig wie auf das Prokrustesbett, den Fall, sobald er ihn ergreifen kann. Er fragt nicht ordentlich, wie der Sachhergang gewesen ist, er läßt das und jenes dahingestellt, konstruiert gewagt und baut so eine Entscheidung zusammen, die den Neid seiner Jagdgenossen erweckt. Sieht man sich die Sache aber darauf an, was ist denn nun festgestellt, über welchen Sachverhalt ist denn entschieden?, so findet man oft, daß fast alles dahingestellt geblieben ist. Und der, der den Sachverhalt selbst kennt, sagt oft häufig, die Sache ist nicht so festgestellt, wie sie wirklich gewesen ist.

Gegenüber der falschen Begriffsjurisprudenz betonen wir die Tatsachenjurisprudenz. Zu ihr wollen wir unsere Jugend erziehen! Der Mensch ist uns im Rechtsleben von ganz besonderem Interesse. Und den tatsächlichen Vorgang des Rechtsfalles genau festzustellen, ist uns eine besonders wichtige und vornehme Aufgabe, ebenso wichtig und vornehm, wie eine Rechtsfrage mit Scharfsinn zu entscheiden. Darum hören wir vor allem die Parteien genau, fragen wir die Zeugen gehörig und gründlich. Und haben wir festgestellt, was vorgegangen ist, dann treten wir an die Frage heran, was haben die Parteien damit bezweckt? Hier kommt die Auslegung, ein Gebiet, auf dem Erich Danz uns Bahnbrecher gewesen ist. Wir wissen, nicht nur die Gesetze sind lückenhaft, auch die Rechtsgeschäfte haben Lücken. Und diese füllen wir nicht aus mit Werkzeugen die uns der juristische Begriffshimmel liefert, sondern mit Werkzeugen, die wir auf dem Markt finden. Nicht mit einem inneren Willen, der garnicht da ist, nicht mit stillschweigenden Vereinbarungen, die garnicht getroffen sind, darf operiert werden, die Lücken sind so auszufüllen, wie es vernünftige und einsichtige Männer tun, wenn sie darauf stoßen.

Und haben wir so festgestellt, was geschehen ist und was die Parteien



damit bezweckt haben, dann erst treten wir an die Frage heran; können wir die Interessen der Parteien schützen? Hier erst kommt das Recht zur Anwendung.

Im Zeitalter der Kodifikationen spielt die wichtigste Rolle das Gesetz, gegen das Gesetz tritt das Gewohnheitsrecht ganz zurück. Dürfen wir nun bei der Anwendung des Gesetzes den gesunden Menschenverstand berücksichtigen? Uns wurde gelehrt, das Gesetz ist lückenlos und, wo eine scheinbare Lücke vorhanden ist, ist sie durch den Geist des Gesetzgebers auszufüllen. Da ist natürlich kein Raum für den gesunden Menschenverstand. Das römische Recht hat mit dem gesunden Menschenverstand garnichts zu tun, diesen Ausspruch hat in meiner Jugend noch ein Rechtsanwalt vor einem Gerichtshof gewagt, bei dem ich als Referendar beschäftigt war.

Ein unheilvoller Irrtum, der uns gelehrt wurde! Das Gesetz ist eine menschliche Satzung, menschliche Satzungen sind aber nicht lückenlos und können und wollen es nicht sein. Auch das alte römische Recht wollte nicht lückenlos sein, der Praetor, später der respondierende Jurist füllte seine Lücken aus. Selbst der Kaiser Justinian in seiner Überhebung vermaß sich nicht, ein für die Zukunft lückenloses Gesetz geschaffen zu haben. Er behielt sich nur vor, wenn Lücken sich zeigen würden, sie selbst auszufüllen. Natürlich mußte nach seinem Tode sein Nachfolger an seine Stelle treten. Aber als die Scholasten an die Arbeit gingen, gab es einen römischen Kaiser nicht mehr. Sie haben uns die Lehre der Lückenlosigkeit des römischen Rechts dadurch beschert, daß sie die vorhandenen Lücken mit dem Geiste des Gesetzgebers, also mit dem toten Justinian ausfüllten.

Es erscheint fast unglaublich, daß die rrlehre von der Lückenlosigkeit des Gesetzes so lange Gläubige fand. Wie ist das zu erklären? Nur damit, daß man das römische Recht als etwas fast Überirdisches verehrte, und daß es mit seinen mosaikartigen Sätzen recht undurchsichtig war.

Jetzt ist die Irrlehre als solche erkannt. Wie sollte man auch ihr bei den modernen Gesetzen noch anhängen. Sie sind durchsichtig, und den modernen Gesetzgeber, wenn man von einem solchen reden darf, kennen wir. Er kann und will gar nicht alle Rechtsverhältnisse regeln, und er kann unmöglich Rechtsverhältnisse regeln, die zur Zeit der Regelung noch gar nicht existierten. Ist es nicht ein Unding, anzunehmen, das Luftschiffahrtsrecht habe man zu einer Zeit geregelt, wo die Luftschiffahrt noch gar nicht existierte?

Nur um die Lehre von der Lückenlosigkeit des Gesetzes zu retten, erfand man den toten Gesetzgeber. Wer soll nun die Lücken ausfüllen? Doch nur ein Lebender. So wollte es doch wohl auch Justinian. Wer das Lebendige ist, das die Lücken des Gesetzes auszufüllen hat, wird klar, wenn man sich das Gesetz selbst ansieht. Es wird geboren aus dem Rechtsgefühl des Volkes, es ist der Niederschlag der im Volke herrschenden Rechtsanschauungen, des gesunden Verkehrs, gewissermaßen der kristallisierte gesunde Menschenverstand. Oft bildet erst der Verkehr die Normen, die das Gesetz dann zusammenfaßt. Beweis das Verlagsrecht, auch das Recht der Agenten.

Wenn nun das Gesetz eine Lücke hat, wer füllt sie aus? Die Antwort ist leicht. Der gesunde Verkehr, das Rechtsgefühl des Volkes, sein gesunder Menschenverstand. Das ist es, was auch die Freirechtler wollen.

Die Hauptforderung der Freirechtsschule ist doch die, mit der sogenannten



gelehrten Auslegung der Gesetze zu brechen und die Lücken des Gesetzes vernünftig auszufüllen. Sie vertritt die teleologische, Zweckmethode bei Auslegung des Rechts. Wenn einige weiter gegangen sind, so verschlägt das nichts, für Exzesse Einzelner darf die Gesamtheit nicht verantwortlich gemacht werden. Diese Hauptforderung iſt begründet. Nur die Gefahr beſteht, daß man leichtfertig Lücken schafft, da wo in Wahrheit keine vorhanden sind. Dem müssen wir natürlich scharf entgegen treten. Selbſtverſtändlich iſt es, Zweckmäßigkeitserwägungen dürfen nur da angeſtellt werden, wo das Gesetz ihnen Raum läßt.

Schon kurze Zeit hat genügt, dem Freirecht seine Schrecken zu nehmen. Wie sollten wir es auch noch fürchten, seit das schweizerische Zivilgesetzbuch in Artikel 1 die teleologische Auslegung des Gesetzes bei Lücken anordnet. Und viele werden die Scheu vor dem Freirecht ablegen, wenn sie erfahren, was wir aus den Publikationen zum hundert jährigen Jubiläum des öſterreichischen B. G. B. wissen, daß schon vor hundert Jahren das öſterreichische B. G. B. mit andern Worten in §7 dasselbe verordnete.

Die Wahrheit iſt also wirklich im Anmarsch. Das sieht man auch daraus, daß sich die Stimmen mehren, die sagen: was Ihr wollt, iſt ja gar nicht neu; das haben wir ja auch schon getan. Aber, sagen wir, es genügt nicht, daß einzelne es tun, daß sie es gelegentlich, daß sie es halb verſteckt machen, es müssen es alle tun, immer und offen tun. Es genügt nicht, sagt Heinrich Lehmann sehr richtig, daß gelegentlich neben philologischen, logischen und geschichtlichen auch teleologische Erwägungen Platz greifen, sondern es muß grundsätzlich jeder Anwendung einer Norm vorangehen eine Wertung der Einzel- und Gesamtinteressen. Er sagt weiter zutreffend: Das gilt nicht nur für das materielle Recht, es gilt auch für das Prozeßrecht. Hier verweise ich auf das Merkblatt, das das Präsidium des Oberlandesgerichts zu Jena im Januar 1911 über den Prozeßbetrieb erlassen hat. Darin bringt es zum Ausdruck: Der Prozeß iſt nicht Selbſtzweck, sondern Mittel zum Zweck, er soll zum Ziel führen, und das Ziel iſt eine gerechte Entscheidung des einzelnen Streitfalles.

So müssen wir unsere Jünglinge erziehen. Dann werden sie Richter werden, die das Volk verſtehen und sein Vertrauen besitzen. Dann werden auch die schönen Kosenamen für den Juriſten, wie Paragraphenschuſter, Jongleur im Zirkus Juſtinians, schwinden. Dann wird sich der Riß schließen zwischen Volk und Recht.

So muß schon der Amtsrichter den jungen Juriſten bilden. Das Amtsgericht kann natürlich das Werk nur beginnen, nicht aber es vollenden. Was das Amtsgericht angefangen hat, müssen die Kollegialgerichte fortsetzen. Auch die Ausbildung bei den Kollegialgerichten iſt nötig, unsere Prozeßgesetze verweisen ja die wichtigeren Rechtsfälle vor das Kollegialgericht, und der Anwaltszwang vor dem Kollegialgericht in Zivilsachen gibt dem Prozeßbetrieb vor diesem ein besonderes juriſtisches Gepräge.

Das Landgericht iſt also zur Ausbildung der Referendare notwendig, ebenso nötig aber iſt auch das Oberlandesgericht.

Man hat gelegentlich die Notwendigkeit der Oberlandesgerichtsſtation in Zweifel gezogen. Für Thüringen iſt sie jedenfalls ganz unentbehrlich. Thüringen iſt ſtaatlich ſtark zerrissen und es beſteht die Gefahr, daß der Einzelne zeitlebens



aus den Grenzpfählen seiner engen Heimat nicht herauskommt. Ihm bietet gerade im Anfang seiner Laufbahn das Oberlandesgericht ein freieres, weiteres Gesichtsfeld. Für Thüringen sind die gemeinschaftlichen Schwurgerichte eine gewisse Notwendigkeit, nicht minder iſt es eine gemeinschaftliche Erziehung der Referendare beim Oberlandesgericht.

Kommt eine größere Anzahl Referendare an einem Ort zusammen, — das kann bei größeren Amtsgerichten sein, wird aber vornehmlich an den Sitzen von Kollegialgerichten ſtattfinden, — dann sind gemeinschaftliche Referendarübungen geboten.

Sie sollen nicht den Einzelunterricht des Ausbildungsrichters überflüssig machen oder diesen entlaſten. Sie gehen neben der Einzelausbildung her. Einmal wird so doch Manches vereinfacht, — dieselbe Arbeit wird zu gleicher Zeit an allen gemacht —, dann ermöglichen die gemeinsamen Übungen eine besonders methodische Schulung, auch sind sie berufen, etwaige Mängel in der Einzelausbildung auszugleichen — die ausbildenden Richter sind in ihrer Befähigung zur Ausbildung des Nachwuchses selbſtverſtändlich nicht gleich. — Und namentlich bei Kollegialgerichten tritt noch etwas besonderes hinzu; die in den Rechtsfällen enthaltenen Bildungselemente können nicht immer in der Sitzung genügend herausgeholt und ausreichend pädagogisch verwertet werden. Das kann man dann in der Übung bequem nachholen.

Notwendig iſt, daß man sich darüber klar iſt, was die Übungen sollen. Es iſt nicht ausgeschlossen, daß sie mitunter auch dazu benutzt werden, Lücken in den Rechtskenntnissen Einzelner auszufüllen. Aber das iſt nicht ihre Hauptaufgabe, es sind keine Repetitorien. Vielmehr sollen sie Anleitung geben in der Kunſt der Rechtsanwendung im Anschluß an wirkliche Rechtsfälle. Sie sollen dem jungen Manne zeigen, was er sich für den zukünftigen Beruf neben der Kenntnis abſtrakter Lehrsätze anzueignen hat.

So etwa bezeichnet richtig Sachsen das Ziel der Übungen. Sachsen hat sie seit 1904, Preußen und Bayern hatten sie schon früher. Wir in Thüringen sind nachgefolgt 1910.

Mag man auch die Referendarübungen zunächſt mit Eifer aufnehmen, es beſteht bei ihnen nur die Gefahr, daß sie wieder einschlafen. Dem muß eine scharfe Kontrolle entgegenwirken. In Thüringen beſteht eine solche. Über jede Übung iſt ein Protokoll aufzunehmen, das die Namen des Übungsleiters, der Referendare, die Dauer und den Gang der Übung enthält. Dies Protokoll iſt sofort dem Landgerichtspräsidenten vorzulegen, am Vierteljahrsschluß hat sie der Landgerichtspräsident dem Oberlandesgerichts-Präsidenten einzusenden. So unterſtehen die Übungen der dauernden Aufsicht des Landgerichtspräsidenten und des Oberlandesgerichtspräsidenten. Beide werden einschreiten, wenn der Eifer nachlassen sollte, und der Oberlandesgerichtspräsident kann darauf hinwirken, daß in allen Bezirken gleichmäßig und zweckmäßig geübt wird.

Solche Übungen beſtehen auch beim Oberlandesgericht in Jena selbſt. Ich glaube, sie können manchem Gericht als Vorbild hingeſtellt werden und so erzieherisch wirken. Die Leitung der Übungen braucht nicht ausschließlich Richtern obzuliegen, es können andere zur Beihilfe herangezogen werden, Professoren, Anwälte, Ärzte, Techniker, Induſtrielle. Hier haben wir einen Anfang gemacht, der fortgeführt werden soll und Nachfolge finden möge. Wir

haben unsere Referendare mit dem kriminalistischen Seminar unseres Kollegen des Professors Gerland zur Besichtigung des Polizeiamts nach Leipzig und zur Besichtigung von Strafanstalten nach Berlin — allerdings auf ihre Kosten — reisen lassen, sie haben auf Staatskosten von einem Sachverständigen Unterricht in der einfachen und doppelten Buchführung erhalten, sie werden vorübergehend in der Jenenser Rechtsauskunftsstelle beschäftigt.

Es ist klar, die Richter, die die Übungen leiten, müssen in den sonstigen Dienstgeschäften entlastet werden. Aber auch eine besondere Entlohnung sollten sie für ihre besonderen Dienste erhalten. Das geschieht in Bayern, Sachsen und Sachsen-Altenburg. Die andern mögen auf bessere Zeiten hoffen und sich sagen: Wer dem Staat einen wichtigen Dienst leistet, damit sich und andere fördert und auf den Dank der Geförderten rechnen kann, ist für seine Mühe auch so belohnt.

Soviel von der Ausbildung bei den Gerichten.

Nun zur Ausbildung bei der Staatsanwaltschaft. Sie ist notwendig, nicht nur, weil viele später in Strafsachen, sei es als Staatsanwalt, sei es als Richter tätig werden. Bei der Staatsanwaltschaft lernt man vor allem etwas, was uns sehr not tut, den Wert der Zeit richtig zu schätzen. Der Kaufmann sagt: »Zeit ist Geld«, der Staatsanwalt kann sagen: »Zeit ist Erfolg«. Man lernt bei ihm begreifen, daß man schnell arbeiten muß. Eine Amtshandlung, die er heute noch mit Erfolg vornehmen kann, ist unter Umständen schon morgen unmöglich geworden. Weiter sieht man beim Staatsanwalt den Strafprozeß sich von Anfang an entwickeln, und auch nach der Verurteilung verfolgt man den Straffall noch weiter bis zum Ende der Vollstreckung. An einer Sache, die man selbst wachsen und sich ausleben sieht, hat man aber ein größeres Interesse, als an einer Sache, mit der man uns in der Hauptverhandlung eine mehr flüchtige Bekanntschaft macht. Wer beim Staatsanwalt etwas gelernt hat, wird, um nur eins hervorzuheben, später als Richter nicht zu leichten Herzens ein »non liquet« aussprechen, wird vielmehr in geeigneter Weise selbst mit zur vollen Aufklärung des Sachverhalts beitragen. Bei der Staatsanwaltschaft kommt der Referendar auch in enge Berührung mit der Polizei und Strafanstalt. Er benutze die Gelegenheit, sie sich genau anzusehen.

Ist die Beschäftigung beim Staatsanwalt wichtig, noch viel wichtiger ist sie beim Rechtsanwalt. Sie ist jetzt auf sechs Monate bemessen. Die Anwälte verlangen, daß sie auf mindestens neun Monate ausgedehnt werde. Ich wünsche dem Bestreben vollen Erfolg.

Pudor hat recht, wenn er in der Zeitschrift »Recht und Wirtschaft« die Rechtsanwaltsstation als die fruchtbarste und segensreichste in der ganzen Ausbildung bezeichnet. Man hat ja gefordert, jeder Richter solle Anwalt gewesen sein. Das wird ein frommer Wunsch bleiben. Aber daran ist festzuhalten, jeder Referendar muß beim Anwalt ausgebildet werden.

Sorgfältige Auswahl des Anwalts ist notwendig. Nicht nötig ist, daß er gerade im Gerichtsbezirk wohnt. Ich habe es immer gern gesehen, wenn Thüringer Referendare sich in Berlin, Dresden und Hamburg haben beschäftigen lassen. Der Anwalt, dem der Referendar zugewiesen ist, muß darauf sehen, daß dieser bei ihm auch wirklich arbeitet. Ob er ihn entlohnt oder nicht, ist m. E. gleichgiltig. Anwälte, die ihre Referendare nicht beschäftigen und ihnen die Zeit zur Vorbereitung für das Examen

oder für ihre Liebhabereien freigeben, sind scharf zu tadeln. Beim Anwalt lernt der junge Mann mit dem Volk verkehren, das sich ihm hier ganz anders gibt, als vor der Richterbank. Hier wird der Referendar einsehen. daß der schneidige Richter seinen Beruf verfehlt, und daß, wenn man etwas aus dem Rechtssuchenden herausbringen will, man ihm freundlich und in einer Weise entgegentreten muß, die Vertrauen erweckt. Hier lernt aber der Referendar auch Verständnis gewinnen für die Bedeutung und die Schwierigkeit des Anwaltsberufs. Er wird dann später den Anwalt nicht ansehen als einen Mann, der hohe Gebühren bekommt und im Grunde überflüssig ist. Und er wird nicht gleich ungeduldig werden, wenn der Anwalt mitunter den Wünschen des Gerichts nicht alsbald nachkommt. Nur ein in diesem Sinn erzogener Richter erfüllt die Bedingungen, die ein friedlich harmonisches Zusammenwirken von Gericht und Anwalt verbürgen. Dieses ist aber für das Gedeihen der Rechtspflege durchaus nötig.

In den meisten Thüringischen Staaten wird der Referendar auch einer Verwaltungsbehörde zugewiesen. Leider nur drei Monate; das ist sehr wenig, wenig ist aber besser, als nichts. Verwaltung und Justiz verstehen sich nicht immer. Und doch stehen sie sich so nahe. Beide haben, auf verschiedenen Wegen dieselbe Aufgabe zu erfüllen. Auch ist die freiwillige Gerichtsbarkeit eine Verwaltungstätigkeit und die Verwaltungsgerichtsbarkeit eine Gerichtsbarkeit. Deshalb müssen beide als friedliche Brüder nebeneinander und miteinander arbeiten. Der frühere Minister v. Rheinbaben hat das jüngst bei der Einweihung des Kölner Oberlandesgerichtsgebäudes gesagt. Man lese seine trefflichen Worte in der Zeitschrift »Recht und Wirtschaft« nach. Und gleich darauf folgt der Aufsatz des Professors von Hoffmann, der auseinandersetzt, daß beide, Richter und Verwaltungsbeamter, von einander lernen können und müssen.

Notwendig ist auch eine Beschäftigung der jungen Leute in einem gewerblichen Betrieb. Nicht sowohl zu dem Zwecke, daß sie technische Kenntnisse erlangen, — diese können doch nur oberflächlich sein und werden sich auf ein kleines Gebiet beschränken, — vielmehr sollte der Jurist Verständnis für die Anschauungen der Erwerbskreise gewinnen, und diese wieder sollen dem Rechtsleben näher gebracht werden. Dies kann nur erreicht werden, wenn die Beschäftigung nicht von zu kurzer Dauer ist, und wenn der junge Mann nicht als Volontär, sondern als Mitarbeiter mit allen Rechten und Pflichten der Mitarbeiterschaft eintritt. Über die Periode, in der der Jurist im Erwerbsleben zu arbeiten hat, ist man nicht einig. Mittermaier möchte diese Station in die Zeit vor die erste Prüfung legen, in Weimar wird der Referendar während der praktischen Ausbildungszeit drei Monate einem Erwerbsgeschäft zugewiesen. Das hat Bedenken. Es besteht die Gefahr, daß die Zeit nicht zu eifriger Arbeit im Betriebe, sondern zur Vorbereitung für das drohende zweite Examen verwendet wird. Deshalb haben die Anwaltsvertreter jüngst gefordert, daß die Beschäftigung im gewerblichen Betrieb nicht unmittelbar vor dem Examen liege. Der Juristentag dieses Jahres wird sich wohl mit der Frage befassen. Deshalb gehe ich auf die Sache nicht weiter ein, ich beschränke mich auf die Bemerkung: mir scheint es richtiger, die Beschäftigung hinter das zweite Examen zu legen; hier kann sie wirklich segensreich ge-

staltet werden. Ich komme darauf nochmals zu sprechen.

Nun die Assessorenprüfung. Sie wird vor Prüfern abgelegt, die sämtlich Praktiker sind, Im übrigen zeigt sie manche Ähnlichkeit mit der ersten Prüfung.

Gefordert wird eine wissenschaftliche Arbeit. Ich bin dafür, die wissenschaftliche Arbeit in der juristischen Prüfung beizubehalten. Warum aber der junge Jurist zwei wissenschaftliche Arbeiten, eine in der Referendar- und eine in der Assessor-Prüfung schreiben soll, das weiß ich nicht. Glaubt man auf einer zweiten großen schriftlichen Arbeit neben der schriftlichen Relation bestehen zu müssen, wäre es dann nicht richtiger, eine strafrechtliche oder eine öffentlich-rechtliche Relation neben die zivilrechtliche zu stellen?

Die große schriftliche Relation betrifft wohl meist einen Zivilrechtsfall. Sie enthält einen Bericht, ein ausführliches Gutachten und einen Urteilsentwurf. Diese Arbeit ist unbedingt notwendig. Durch sie muß der junge Mann beweisen, daß er das Ziel der Vorbereitung erlangt hat und in der Lage ist, selbständig als Richter zu amtieren.

Nach dieser schriftlichen Relation kommen die Klausuren. Hier marschieren wir Preußen voran, Preußen hat sie noch nicht. Ich hoffe, es wird sie einführen. Selbstverständlich müssen auch hier die Themata richtig gewählt sein.

Den Schluß bildet die mündliche Prüfung. Sie wird eingeleitet durch einen freien Vortrag aus Akten, die dem Referendar drei Tage vor dem Prüfungstermin ausgehändigt werden. Der Wert dieses freien Vortrages kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Hier zeigt der Prüfling, ob er in der Referier- und Dekretierkunst ordentlich ausgebildet ist. Er zeigt aber auch, wes Geistes Kind er ist. Voraussetzung ist dabei immer, daß das Aktenstück richtig ausgewählt ist und dann, daß nach dem Vortrag und Vorschlag des Referendars an ihn Fragen aus dem Gebiet, in das der Fall gehört, und aus benachbarten Gebieten gestellt werden. So kann man dem Prüfling mit Leichtigkeit ganz gehörig auf den Zahn fühlen. Wie oft sind wir, wenn wir die Vorträge gehört hatten, schon darüber klar gewesen, wie der einzelne Prüfling zu beurteilen sei!

Der Stoff für die zweite Prüfung ist in den letzten Jahrzehnten gewaltig angeschwollen; sie umfaßt das ganze Reichs- und Partikularrecht, Privatrecht wie öffentliches Recht. Hier drängt sich geradezu mit Notwendigkeit der Gedanke auf: soll dieser Teil der Prüfung nicht in Stationen erledigt werden?

Auch bei der zweiten Prüfung ist natürlich nicht Gedächtniskram zu prüfen, sondern zu ergründen, was die jungen Leute wirklich können, ihr Judiz, ihr Problemgefühl, ihre Fähigkeit, Tatbestände von den rechtlichen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus richtig zu beurteilen. Mit der zweiten Prüfung schließt die Ausbildung der Juristen.

Ein angenehmes Gefühl, den Prüfungssaal mit dem Bewußtsein zu verlassen, das war die letzte Prüfung! Dies angenehme Gefühl wollen wir der Jugend nicht mißgönnen. Nur verleite es nicht dazu, zu meinen, man habe nun nichts mehr für seine Ausbildung zu tun. Früher war das allgemeine Ansicht, der Staat sanktionierte sie gewissermaßen dadurch, daß er nichts für die weitere Ausbildung der Juristen tat. Wie ganz anders ist das schon lange bei den Ärzten, den Lehrern, den Technikern, den Offizieren!




Jetzt hat auch der Juriſter erkannt, man muß mit der fortſchreitenden Zeit fortſchreiten, raſtet man, ſo roſtet man, jetzt will ſich auch der Juriſt fortbilden.

Ich möchte hier unterſcheiden zwiſchen weiterer Ausbildung und Fortbildung. Die erſte ſchließt ſich unmittelbar an das zweite Examen an, die letzte erfolgt im ſpäteren Leben.

Es iſt ſeit langem ſchon ein ſchwerer Mißſtand, daß der Aſſeſſor erſt nach jahrelangem Warten im Staate Anſtellung findet. Während dieſer langen Wartezeit kann ihn der Staat nicht ausreichend beſchäftigen, oft die Woche nur einige Stunden. So liegt er auf der Bärenhaut und vergeudet einen guten Teil der ſchönſten Jahre ſeines Lebens. Jetzt geht man ernſtlich daran, dieſe Zeit der weiteren Ausbildung, einer theoretiſchen und praktiſchen, dienſtbar zu machen. Ich rede von dem Nachſtudium und der Nachpraxis, wie es Preußen im Auge hat.

Der Aſſeſſor ſoll alſo nachſtudieren. Eine Luſt für ihn, nach Vollendung der Vorbereitung als fertiger Mann nochmals, nun erſt mit rechtem Verſtändnis zu ſtudieren, eine Freude für den Lehrer, ein derartiges Schülermaterial zu unterrichten! Wie im einzelnen die Sache geregelt werden wird, weiß man noch nicht. Soll das Nachſtudium obligatoriſch, ſoll es fakultativ ſein, — würde es obligatoriſch, ſo müßte es nicht nur den zukünftigen Beamten, ſondern auch dem zukünftigen Anwalt vorgeſchrieben werden, das fordern die Anwälte mit Recht, — wie lange ſoll es währen, ſechs Monate, ein ganzes Jahr, wo ſoll es ſtattfinden, auf den Univerſitäten, auf einzelnen von ihnen, auf beſonderen rechts- und ſtaatswiſſenſchaftlichen Akademien oder etwa auf den Handelshochſchulen? Dieſe Fragen müſſen gründlich geprüft werden. Bei ihrer Entſcheidung möchte ich dringend raten, Rückſicht auf die beſtehenden Fortbildungskurſe zu nehmen und dieſe nicht unnötig zu ſchädigen.

Zum Nachſtudium ſoll eine wohl fakultative Nachpraxis kommen. Sie ward bisher in Preußen erſchwert durch die Urlaubsfrage. Das Miniſterium gewährte zu einer Nachpraxis keinen Urlaub oder rechnete wenigſtens den Urlaub nicht auf die Dienſtzeit an. Jetzt iſt hier ein vollſtändiger Wandel eingetreten. Der preußiſche Juſtizminiſter hat im Februar 1912 im Landtag erklärt, er wolle die Aſſeſſoren, die zu ihrer Fortbildung, namentlich zu ihrer wirtſchaftlichen Fortbildung Urlaub begehren, ein Jahr und gern etwas länger beurlauben, ſo daß ſie ſich die Stellen ſelbſt ſuchen könnten, wo ſie ſich ihren Wünſchen entſprechend weiter bilden wollten. Aus dieſer Erklärung ſpricht der moderne Geiſt der preußiſchen Juſtizverwaltung. Damit iſt die Bahn für eine gedeihliche Nachpraxis freigegeben. Nun kann der junge Mann, wenn er finanziell dazu in der Lage iſt, oder wenn er ſtaatliche Unterſtützung findet, ins Ausland reiſen. Auslandreiſen von Juriſten ſind noch ſehr ſelten und doch ſehr erwünſcht, ſie machen ſich voll bezahlt, wenn der Reiſende von ihr auch nur die Erkenntnis mitbringt, daß es auch ohne den deutſchen Formalismus geht. Er kann aber auch bei einem Anwalt als Hilfsarbeiter eintreten und da für ſeinen ſpäteren Beruf viel gewinnen. Er kann ſich zur Unterſtützung von Magiſtraten verwenden laſſen und ſo die nützlichſten Kenntniſſe ſammeln. Er kann aber vor allen Dingen in Erwerbsgeſchäfte eintreten, eintreten nicht als Volontär, ſondern als Mitarbeiter mit allen Rechten und Pflichten. Jetzt kann er ſich ohne Furcht vor

einem bevorſtehenden Examen der Sache vollkommen widmen. Auf die Beſchäftigung von Aſſeſſoren in Erwerbsgeſchäften lege ich großen Wert. Soll ſie ſtattfinden, ſo müſſen natürlich die Erwerbskreiſe der Juſtizverwaltung entgegenkommen. Das iſt ihre Pflicht, haben doch gerade ſie über Juſtiz und Verwaltung am lauteſten geklagt. In der Tat haben ſie begriffen, daß ſie ihre Beihilfe nicht verſagen dürfen, ſchon jetzt haben ſie ſich in großer Zahl bereit finden laſſen, die juriſtiſche Jugend als Mitarbeiter aufzunehmen. Selbſtverſtändlich iſt die Sache nicht einfach und nicht leicht gemacht. Das geht nur allmählich vorwärts, aber es liegt ein verheißungsvoller Anfang vor. Notwendig iſt für eine gedeihliche Entwicklung der Sache ein Vermittler zwiſchen der Regierung und den Erwerbskreiſen, der zugleich Vertrauensmann der Aſſeſſoren iſt. Offenbar iſt hier ein Weg eröffnet, auf dem das gelockerte Band zwiſchen Recht und Volk wieder feſt geſchlungen werden kann.

Auch wenn der Aſſeſſor in einem Geſchäft ein Jahr und darüber ſich als Mitarbeiter kräftig gerührt hat, wird er in dem Geſchäfte nicht voll ausgebildet ſein. Viel weniger noch darf er meinen, er ſei nun überhaupt im Erwerbsleben überall bewandert. Das iſt auch gar nicht nötig. Ich ſagte ſchon: Nicht ſowohl um techniſche Kenntniſſe heimzubringen, begibt er ſich in die Erwerbskreiſe, der Zweck iſt, Verſtändnis für die Kreiſe zu gewinnen und zugleich die Erwerbskreiſe dem Juriſtenſtande näher zu bringen. Juſtiz und Volk kennen ſich zu wenig, daher oft die gegenſeitige Geringſchätzung. Charakteriſtiſch ſind die Erlebniſſe, die wir im letzten Jahre bei einigen Fabrikbeſichtigungen gemacht haben. Bei einer Beſichtigung hielt uns der Fabrikleiter einen ausgezeichneten Vortrag, wir verließen die Fabrik mit der Überzeugung, keiner von uns hätte es beſſer machen können. Und als wir uns nach einer andern Fabrikbeſichtigung vom Beſitzer verabſchiedeten, ſagte dieſer ſcherzend: Die Juriſten ſind wirklich nicht ſo ſchlimm, wie ich ſie mir vorgeſtellt habe.

Das von der weiteren Ausbildung.

Nun kommt die eigentliche Fortbildung.

Schließlich erlangt, freilich nach langem Warten, der ausgebildete Juriſt eine Stellung als Richter. Nun hängt es ganz von ſeiner eigenen Entſchließung ab, ob er ſtehen bleiben oder ſich weiter fortbilden will. Selbſt iſt der Mann, heißt es da. Aber der Einzelne, der ſich fortbildet, bedarf der Hilfe der Allgemeinheit, muß von außen Anregungen empfangen und in ſeinem Streben, ſich fortzubilden, unterſtützt werden. Hier ſind die Juriſten beſſer geſtellt, die in den Zentren leben, ſeien es Verkehrszentren, ſeien es Intelligenzzentren.

Den Juriſten Berlins, Dresdens werden ſchon ſeit Jahren andauernd meiſt zur Winterszeit fortbildende Vorträge gehalten. In Jena haben wir in der ſtaatswiſſenſchaftlichen Geſellſchaft ſchon ſeit vielen Jahren Fortbildung und Anregung genoſſen.

Jetzt macht ſich das Fortbildungsſtreben aller Orten geltend. Ich ſchweife nicht in der Ferne, ſondern verweiſe nur auf Naumburg. Da hat man mit finanzieller Hilfe des preuß. Juſtizminiſters im vorigen Winter eine ganze Reihe vortrefflicher Vorträge aus dem Gebiet von Recht und Wirtſchaft gehalten. Der Oberlandesgerichtspräſident von Naumburg hat ſich durch dieſe Veranſtaltung um ſeine Provinz verdient gemacht. Er hat auch das Jenaer Oberlandesgericht zu dieſen Vorträgen eingeladen und ſich ſo ein großes Verdienſt um das benachbarte Thüringen erworben.

Aber auch die, die nicht in Zentren leben und so nicht in der Lage sind, sich neben ihrer Berufsarbeit gemeinschaftlich fortzubilden, wollen sich fortbilden, und auch die in den Zentren Lebenden wollen sich einmal unter Befreiung von ihrer Berufsarbeit und nicht nebenbei, sondern ausschließlich der Fortbildung widmen. Ihnen ftehen die großen Kurse zur Verfügung, die im letzten Jahrzehnt entftanden sind. Es sind die in Berlin, Köln, Frankfurt a. M., Posen. Den Wert dieser Kurse brauche ich nicht zu betonen. Sie sind wohl allesamt darüber unterrichtet und wissen auch, welche Fülle von Fortbildung und Anregung die daran angeschlossenen Studienreisen bieten. Die Zeitungsberichte über die letzte Reise des Berliner Kurses nach Süddeutschland haben wir wohl alle noch in Erinnerung, jetzt befindet er sich auf einer großartig angelegten Studienreise nach Rußland.

Aber diese Kurse dauern viele Wochen, ja Monate. Sie zu besuchen, ift sehr koftspielig. Nur wenige mit irdischen Gütern Gesegnete und nur wenige vom Staat Unterftützte können daran teilnehmen. Heute heißt aber die Losung, immer weiteren Kreisen die Teilnahme an der Fortbildung zu ermöglichen. Deshalb müssen mehr Fortbildungsftätten geschaffen werden, damit der einzelne sie leichter erreichen kann, und sie müssen kürzer sein.

Können nun Fortbildungskurse von der Dauer von etwa einer Woche von Nutzen sein? Wir waren von allem Anfang an nicht im Zweifel, daß die Frage zu bejahen sei. Aber auch die Autoritäten auf diesem Gebiet, mit denen wir Rücksprache nahmen, haben uns gesagt, die Zeit von einer Woche reicht vollftändig aus, um viel Samen auszuftreuen, der eine gute Ernte verspricht. Deshalb haben wir auf Anregung des Vereins »Recht und Wirtsahaft« hier in Jena Fortbildungskurse veranftaltet. Unser Plan hat eine freundliche Aufnahme in der Presse gefunden, auch bei den leitenden Staatsmännern in Thüringen. Namentlich aber bei Ihnen, Juriften und Nichtjuriften, die in einer Zahl hier erschienen sind, die wir nicht zu erhoffen gewagt hatten.

In wenig Tagen trennen wir uns. Wir wissen, wenn Sie Ihre Heimat wieder aufsuchen, Sie werden sich sagen, wir haben schöne Tage in Jena verlebt, denn das alte närrische Neft verfteht es auch heute noch, in sauern Wochen frohe Fefte zu feiern.

Werden Sie aber auch sagen, die Tage von Jena haben uns Nutzen gebracht, wir haben hier gefunden, was wir gesucht haben: Anregung, Fortbildung?

Wenn Sie diese Frage bejahen, dann haben wir nicht umsonft gearbeitet, dann können wir uns rühmen, die erhabenen Ziele von »Recht und Wirtschaft« gefördert und dazu beigetragen zu haben, Volk und Recht einander näher zu bringen.

Leben, Erleben und Dichten.

Von
Oskar Walzel.

Langsam, ganz langsam beginnt in Deutschland wieder ein allgemeines Interesse für gesprochene Lyrik zu erwachen. Man fängt an zu begreifen, daß dem lyrischen Gedichte sein eigentümlichster und geheimster Formreiz geraubt wird, wenn es nur in vertonter Gestalt erscheint. Die große Mehrzahl der Durchschnittsgebildeten unserer Tage tut freilich nach wie vor nur selten einen Blick in eine Sammlung lyrischer Gedichte und kommt mit dem lyrischen Dichter lediglich im Konzertsaal zu näherer Berührung. Viele behalten wohl gar nur den Namen des Vertoners im Gedächtnis und kümmern sich gar nicht um den Künstler, der dem Musiker die Worte leiht.

Das ist nicht bloß vom Standpunkt der Kunst sondern auch vom Standpunkt der Kultur sehr zu beklagen. Denn der reiche und wertvolle Schatz deutscher Lyrik, der seit etwa anderthalb Jahrhunderten in Deutschland sich angesammelt hat, sollte in seiner Urgestalt ausgeschöpft werden und nicht in einer Verkleidung, die ihm wohl zuweilen einen höheren Glanz leiht, dennoch aber fast immer die stärkere Wirkung für sich in Anspruch nimmt und weit eher verhüllt, als in helleres Licht setzt. Wohl gab es auch in Deutschland eine Zeit, da ein lyrisches Gedicht zusammen mit seiner Vertonung entstand, da ein und derselbe Künstler Wort und Ton zu einem einzigen Kunstwerk verband. Der deutsche Minnesang ist von vornherein als eine Verknüpfung von Poesie und Musik gedacht, ganz wie Wagners Gesamtkunstwerk. Bloß gelesen und bloß gesprochen, kommt er so wenig zu voller künstlerischer Erfassung wie irgend einer der Texte Wagners. Und gleich dem Minnesang entsteht das deutsche Volkslied ganz wie das Volkslied anderer Länder in sangbarer Gestalt. Allerdings führte im Mittelalter bei solchem Bunde mit der Poesie die Musik eine weniger laute Sprache als heute. Sie schmiegte sich der Schwesterkunst gefügig an, überließ ihr die Führung und übertönte sie nicht mit reicheren und kräftigeren Mitteln. Auch im Volkslied wurde und wird noch heute ein ähnliches Verhältnis der beiden Künste gewahrt. Nicht aber wird, wie es heute die Vertonung — und zwar auch in Wagners Gesamtkunstwerk — zu tun pflegt, ja wie sie es meist für ihr selbstverständliches Recht ansieht, die Sprache der Poesie durch die Sprache der Musik ersetzt. Heute erliegt in vertonter Dichtung die Sprachmelodie fast durchaus der weit kräftigeren und eindrucksvolleren Melodie der Musik. Die Worte werden nur wie ein notwendiges Übel mitgenommen. Kann doch die Musik sogar den seelischen Gehalt des Gedichtes weit eindringlicher zur Wirkung gelangen lassen.

Wer, überwältigt von der berauschenden Macht der Musik, die Fühlung mit der Wortlyrik ganz verliert, beraubt sich überdies der Möglichkeit, Dichtung in ihrer reinsten Erscheinungsart zu genießen. Denn Lyrik, und zwar vor allem die deutsche Lyrik der jüngsten anderthalb Jahrhunderte, ist in ihren besten Leistungen die unstofflichste Dichtungsform. Stoff ist hier in seinem niedrigsten Sinn gedacht, bloß als äußerlicher Vor-





gang, als »Fabel«, wie das 18. Jahrhundert es nannte. An die Lyrik kann am allerwenigsten mit den leidigen Philisterfragen herangegangen werden: was geschieht? nimmt es ein gutes oder ein schlechtes Ende? kriegen sie sich oder kriegen sie sich nicht?

Da Lyrik solche Ansprüche, die allen künstlerischen Genuß und alles künstlerische Verständnis zerstören, am energischesten ausschließt, ist sie die beste Grundlage, das eigentlich Künstlerische der Poesie zu ergründen. Dem Drama und dem Epos ist es weit weniger möglich, das reine Öl der Poesie von allen entwertenden Zusätzen zu befreien. Am allerwenigsten dem Roman.

Allein da Lyrik so wenig Stoffliches enthält, ist ihr Wesen nicht leicht zu fassen. Diese reinste und echteste Dichtungsform bietet dem Betrachter wenig Handhaben. Der Geschmack des klarsten und unvermischtesten Wassers ist am wenigsten in Worten auszudrücken. Selbst ein großer Dichter, dem es gegeben war, das Wesen der Künste, wie er es scharf ergriffen hatte, in Worten zu verdeutlichen, selbst Hebbel hatte das Gefühl, der Lyrik ihre innersten Geheimnisse nicht abfragen zu können. »Es ist,« sagt er einmal,*) »kaum schwerer über Musik zu schreiben, wie über lyrische Poesie, wenn man wirklich etwas feststellen und nicht in etymologischem Becherspiel ein Unbestimmbares mit dem andern müßig und resultatlos vergleichen will.« Natürlich sei nicht jeder Gedanke ein Gedicht, und auch nicht jedes Juchhe und jedes Oweh, das im Wechsel der Gefühle aus dem so oder so bewegten Herzen aufsteige. Neben solcher humoristischer Abwehr hatte Hebbel jedoch nur einen bedeutsamen Gedanken in die Wagschale künstlerischer Wertung eines lyrischen Gedichtes zu werfen: es müsse auf einem schöpferischen Akt der Phantasie ruhen, »der den allgemeinen Gedanken individualisiert und umgekehrt das subjektive Gefühl generalisiert«. Daß ein echtes lyrisches Kunstwerk zwischen dem Persönlichen und dem Allgemeinen schwebe, wird auch den folgenden Erwägungen stets bewußt bleiben. Zugleich aber möchten sie an die ebenso feinen wie scharfen Scheidungen anknüpfen, die Wilhelm Dilthey vermöge seiner unvergleichlichen Fähigkeit künstlerischen Nachempfindens uns kurz vor seinem Hingang gespendet hat.*) Ich denke nur weiter, was er in mir anregt, wenn ich dem Rätsel lyrischen Schaffens beizukommen trachte, indem ich mich der Frage auf dem ansteigenden Wege vom Leben zum Erleben und von da zum Dichten nähere.

Wie in diesem Dreiklang von Begriffen die beiden ersten, Leben und Erleben, sich zueinander verhalten, weiß jeder, der auch nur flüchtig mit der Dichtung Hugo von Hofmannsthals in Berührung gekommen ist. Bildet das Begriffspaar doch den Punkt, um den sich Hoffmannsthals Dichtung immer wieder bewegt. Besonders in seinen Erstlingswürfen kann er von dem Gedanken nicht loskommen. Schon der Dialog »Der Tor und der Tod« von 1893 ist völlig auf dem Gegensatz von Leben und Erleben aufgebaut: hier ein gedankenloses Hinschlendern durch das Dasein, dort ein beglückendes Erfassen des Bedeutsamen, das im Nacheinander der Alltagsbegebnisse dem Menschen

*) Sämtliche Werke besorgt von R. M. Werner, Bd. XII, S 70.

*) »Das Erlebnis und die Dichtung«, 3. Aufl., Leipzig 1910, besonders S. 349 ff. »Die Kultur der Gegenwart« T. 1, Abt. 6, 2. Aufl. S. 37 ff.

sich offenbart und ihm wie ein reiches Geschenk in den Schoß fällt. Claudio, der Held des kurzen Dialogdramas, hat sein Erdendasein nur gelebt, nicht erlebt. Leer und schal scheint ihm darum, was er mitangesehen hat. Und vorwurfsvoll hält ihm der Tod entgegen, daß nur eigene Versäumnis ihm ein so armes Dasein eingebracht habe:

»Was allen, ward auch dir gegeben,
Ein Erdenleben, irdisch es zu leben,
Im Innern quillt euch allen treu ein Geist,
Der diesem Chaos toter Sachen
Beziehung einzuhauchen heißt,
Und euren Garten draus zu machen
Für Wirksamkeit, Beglückung und Verdruß
Weh dir, wenn ich dir das erst sagen muß!«

Was Claudio noch nie erlangt hatte, geht ihm angesichts des Todes auf: die Fähigkeit, die Bedeutung seines Lebens zu erfühlen. Im Sterben schießt ihm sein Leben zu einem großen Erlebnis zusammen. Bittere Vorwürfe erhebt er gegen sich selbst. Ohne Kraft und Wert ist er über diese Lebensbühne hingegangen wie ein schlechter Komödiant, der aufs Stichwort kommt, sein Teil redet und geht, gleichgültig gegen alles andere, stumpf, ungerührt vom Klange der eigenen Stimme, und unfähig, mit seinen hohlen Tönen andere zu rühren. Doch wie sein Leben tot gewesen war, wird ihm jetzt der Tod zum Leben. Und dankbar begrüßt er den Tod, der ihm endlich ein starkes Erleben in dem Rückblick auf das versäumte Leben geschenkt hat:

»In eine Stunde kannst du Leben pressen,
Mehr als das ganze Leben konnte halten,
Das schattenhafte will ich ganz vergessen
Und weih' mich deinen Wundern und Gewalten . . .
Erst da ich sterbe, spür' ich, daß ich bin.
Wenn einer träumt, so kann ein Uebermaß
Geträumten Fühlens ihn erwachen machen,
So wach' ich jetzt im Fühlensübermaß
Vom Lebenstraum wohl auf im Todeswachen.«

Andere Menschen in Hofmannsthals Dichtungen sind sich der Fähigkeit, erleben zu können, weit früher schon bewußt. Zuweilen gewinnt dieses stolze Bewußtsein einen Stich ins Selbstgerechte. Im Vollgefühl, andere tief unter sich zu wissen, vergleicht in dem Fragment »Der Tod des Tizian« Desiderio sein eigenes vertieftes und verfeintes Seelenleben mit dem ekelhaften und trüben und schalen Lebensinhalt der Menschen, »die die Schönheit nicht erkennen und ihre Welt mit unsern Worten nennen«:

»Denn unsre Wonne oder unsre Pein
Hat mit der ihren nur das Wort gemein ..
Und liegen wir in tiefem Schlaf befangen,
So gleicht der unsre ihrem Schlafe nicht:
Da schlafen Purpurblüten, goldne Schlangen,
Da schläft ein Berg, in dem Titanen hämmern —
Sie aber schlafen, wie die Austern dämmern.«

Wie die Austern dämmern die Menschen, die nur leben und nicht erleben. Im gleichen Strome rauscht, ewig gleichgültig, ihr Leben an ihnen vorbei. Nie löst sich aus der Fülle der Geschehnisse ihnen ein einzelnes wie etwas Besonderes und Außerordentliches heraus. Keiner ihrer Lebenseindrücke ist mächtig genug, um für sie eine besondere und tiefere Bedeutung zu gewinnen. Von Erleben kann aber nur dann gesprochen werden, wenn der Mensch sich der Bedeutsamkeit besinnt, die eine einzelne Erfahrnis für sein Ich und dessen Innenleben besitzt.

Echter Dichter ist nur, wer in diesem hohen Sinn zu erleben vermag. Aber noch lange nicht jeder, der zum Erleben befähigt ist, darf als Dichter angesprochen werden. Vielmehr kann, wer so zu erleben weiß, den Erlebnisstoff als Künstler im weitesten Sinn des Wortes formen. Ferner wachsen aus der Welt des Erlebens die Philosophen ebenso wie die Religiösen empor. Sie alle, die Künstler, die Philosophen und die Religiösen, halten die Augenblicke, in denen ihnen ein Erlebnis aufgegangen ist, in der Erinnerung fest und erheben deren Gehalt

zum Bewußtsein. Sie bergen die Ernte ihrer Erlebnisse in der Scheuer ihres Gedächtnisses und spenden Erlebenshungrigen die ersehnte Seelennahrung. Sie suchen aus ihren Erfahrungen sich und andern den Sinn des Lebens zu deuten. Ihre Deutung vermag den vielen, die mit verzweifelt fragenden Augen das Rätsel unseres Erdendaseins anſtarren, die Qual zu bannen. Vom Künſtler, vom Philosophen und vom Religiösen gilt in gleicher Weise, daß, wenn der Mensch in seiner Qual verſtummt, ein Gott ihnen, den Glücklicheren, gegeben hat zu sagen, was sie leiden.

Jeder von ihnen sagt es in seiner Sprache. Und jeder Künſtler äußert sich in der besonderen Sprache seiner Kunſt. Anders redet, wer mit der Phantasie des Auges begabt iſt, anders, wer eine Phantasie des Ohres, anders, wer eine Phantasie der nachfühlenden und nachtaſtenden Hand besitzt.

Wie ein Zwang liegt es auf dem Jünger einer Kunſt. Die Eigenheit seiner Phantasie treibt ihn, das Leben in ganz beſtimmter Weise zu erleben. Er kann nur so erleben, wie seine Phantasiebegabung es verlangt. Und nur so kann er formen. Ihm drängt sich das Erleben als vorgeformter Stoff auf. Der Maler sieht Farben, Licht und Schatten, Flächen und Umrisse, und all das von einem einzigen Blickpunkt aus und wie auf eine Ebene gebreitet. Dem Bildhauer geht sein Erlebnis ganz anders auf. Er erblickt es von allen Seiten, und auch nicht in dem kräftigen, vielfach abgeſtuften Kolorit, das dem Malerauge sich darbietet. Beinah farblos oder nur in der Tönung des Marmors, beſtenfalls in den etwas reicheren Farbenabschattungen der Bronze, also in der gedämpften Koloritwirkung der plaſtischen Schöpfung, die aus seinen Händen hervorgehen soll, tritt das Erlebnis vor sein inneres Auge. Um so deutlicher weiſt sich ihm, was die formende Hand an vor- oder zurücktretenden Kanten und Ecken und Rundungen, an kräftig betonten Umrissen und energisch gespannten Flächen dem Stein oder dem Metall einzuprägen hat. Mitanzusehen, wie grundverschieden Maler und Bildhauer künſtlerisch erleben, iſt ungemein reizvoll. Man erblickt ein schönes Gesicht und möchte es in Marmor verewigt wissen. Allein dem Bildhauer wird es nicht zum Erlebnis und kann es nicht zum Erlebnis werden, je echter im Sinne seiner plaſtischen Phantasie er erlebt. Denn was dem Antlitz seinen Zauber leiht, iſt in der Sprache der Bildhauerei nicht wiederzugeben, die den blühenden Farben nicht gerecht zu werden vermag. Weit lieber sind ihr die scharfen, von Lebenskampf und Lebensleid gefurchten Züge des Alters. Das Blühende, Schwellende und Weiche feſtzuhalten, überläßt sie gern der Malerei. Glückt es der Plaſtik ein- oder das anderemal, diese Schwierigkeit zu überwinden, so bleibt es meiſt bei einem Augenblickserfolg, der in spätere Zeiten sich nicht hinüberrettet.

Wieder einer völlig verschiedenen Welt gehören die Erlebnisse der Musiker und Dichter an. Beide erleben in Tönen und Rhythmen. Daß auch dem Dichter eine Melodie sich aus dem Erlebnis loslöſt, daß er musikalisch erlebt und nur dann zum Worte fortschreitet, iſt heute wohl schon ein Gemeinplatz. Unnötig iſt's daher an dieser Stelle auf oftangeführte Bekenntnisse Schillers*) hinzuweisen: daß das Musikalische eines Gedichts ihm weit

*) Schiller an Körner, 25. Mai 1792; an Goethe 18. März 1796. Otto Ludwigs »Gesammelte Schriften« Leipzig 1891, Bd. VI, S. 215.

öfter vor der Seele schwebe, wenn er sich hinsetze, es zu machen, als der klare Begriff vom Inhalt, über den er oft gar nicht mit sich einig sei. Oder daß die Empfindung bei ihm anfangs ohne beſtimmten und klaren Gegenſtand sei; dieser bilde sich erſt später. Eine gewisse musikalische Gemütsſtimmung gehe vorher, und auf diese folge bei ihm erſt die poetische Idee. Das musikalische Ursrlebnis iſt selbſtverſtändlich noch in dem abgeschlossenen Kunſtwerk bei Schiller zu verspüren. Daß seine Verse so klangvoll rauschen, so machtvoll brausen, entſtammt der musikalischen Form, in der er sie zuerſt vernimmt. Doch vielleicht möchte manchem Schiller eben wegen der Tongewalt seiner Dichtung als Ausnahmefall erscheinen. Indes auch Dichter, deren Sprache minder melodisch sich vernehmen läßt, und die anderseits weit plaſtischer erleben als Schiller, Dichter, die, wenn das Kunſtwerk ihnen aufdämmert, schon die bewegte Geſtalt so vor sich erblicken, wie sie später auf der Bühne sich darſtellen soll: auch sie erleben zuerſt in Tönen. Otto Ludwig, dem seine Bühnenfiguren sehr früh in plaſtischer Rundung vor das innere Auge sich ſtellen, sagt dennoch ausdrücklich, daß diesen Visionen eine musikalische Stimmung vorausgehe.

Daß der Dichter sein Kunſtwerk aus einem musikalischen Erlebnis erſtehen sieht, iſt im Wesen der Wortkunſt begründet. Denn das Wort iſt Klang. Aber das Wort iſt ebenso etwas Sinnerfülltes. Darum darf der Dichter sich nicht gleich dem Musiker begnügen, das melodische Urerlebnis nach den Gesetzen einer reinen Tonkunſt auszugeſtalten. Sein Material, das Wort, ſtellt noch andere Forderungen an ihn, ganz wie das Material des Malers oder des Bildhauers an den Künſtler mit seinen besonderen Wünschen herantritt. Nur soweit in der Wortkunſt der Poesie Rhythmisches und Melodisches zur Geltung kommt, geht sie die Wege der Musik. Sie trennt sich von der Musik, sobald es gilt, dem Sinn zu sprachlich geformtem Ausdruck zu verhelfen.

Das iſt in der Dichtung ein ewiges Ringen und Kämpfen zwischen Rhythmus und Melodie einerseits und Sinn anderseits. Je musikalischer die Poesie iſt, je rhythmischer und melodischer sie sich gibt, deſto weniger wird sie dem Sinn gerecht. Und umgekehrt: je mehr sie alles auf den Sinn abſtellt, deſto weniger kann sie musikalische Wirkungen auslösen. Das Übergewicht des Musikalischen verspürt man sofort, wenn — wie der Metriker es nennt — der Versakzent den Wortakzent überwindet, wenn der ſtarke rhythmische Takt eine sinngemäße Betonung unmöglich macht.*) Ernſt Moritz Arndts flammende Vaterlandssänge rauschen zuweilen wie Musik, weil der machtvoll einherſtürmende Rhythmus den Wortakzent geradezu wegschwemmt. Zur Probe lese man mit ſtarker Betonung der Hebungen, also in der Art wie bei vielſtimmigem Gesang diese Verse erklingen, Arndts Lied »Wer soll der Hüter sein? Sprich, Vater Rhein!« besonders die Strophe:

»Wohl dir des Hüters dein!
Er hat vom Rhein,
Er hat vom deutschen Land,
Er hat vom wälschen Tand
Mächtig geklungen,
Daß Ehre auferſtand,
Wo er gesungen.
Bei dir, wonach er rang,
Sang er den Schwanensang:
Hier sollt' er Zeichen sein,
Hier sollt' er Hüter sein.«

*) Vgl. J. Minor, »Neuhochdeutsche Metrik« 9. Aufl., S. 18f. 114.

In dem Verse »Daß Ehre auferſtand« iſt sinngemäße Betonung, iſt der Wortakzent so wenig durchzuführen wie ein andermal, wenn es heißt: »Solches schirmt nie genug, Gegen den wälschen Trug.« Doch mag hier der Sinn auch zuweilen zu kurz kommen, ihrem Zwecke dienen solche übergewaltig einherrauschende Verse ausgezeichnet. Ein ſtarkes Gemeinschaftsgefühl wird von ihrem mitreißenden Schwung ausgewirkt. Wie der Rhythmus da das ganze Gedicht trägt und beſtimmt, so trägt er den Menschen, der es singt, und beſtimmt dessen Willen.

Solch rauschender Sang iſt an seiner Stelle, wo es zu berauschen gilt. Allein er bewegt sich nah an einer Grenze, deren Überschreitung aus dem Gebiet der Kunſt hinausführt. Ein paar Schritte weiter, und wir sind bei den Auszählversen der Kinder angelangt; da kommt es nur noch auf den einzelnen ſtarken Taktschlag an und gar nicht auf den Inhalt der Worte und auf deren Sinn:

»Bauer, baue Kessel!
Morgen wird es besser.
Übermorgen tragen wir Wasser ein,
Fällt der ganze Kessel ein.«

Von Dichtung und Kunſt sollte man bei so kindlichem Spiel nicht weiter reden. Und noch ein Schritt führt endlich zu Versen, deren komische Wirkung auf dem gewollten Widerspruch von Rhythmus und Sinn ruht. Ich denke an Wilhelm Busch oder an den »Struwwelpeter«: »Ob der Philipp heute ſtill Wohl bei Tische sitzen will?« Oder: »Und vor allem, Konrad, hör! Lutsche nicht am Daumen mehr!« Besonders wenn man diese Struwwelpeterverse mit nur zwei ſtarken Akzenten lieſt, auf der erſten und fünften Silbe, kommt der kindische Singsang heraus, der den wahren und vollſtändigen Sieg des Musikalischen über den Sinn darſtellt.

Nicht aber seien diese flüchtigen Hinweise so mißverſtanden, als ob sie die große Bedeutung des Rhythmus und der Melodie für die Wortkunſt leugnen wollten! Einfachſte Versuche, die jeder leicht an sich anſtellen kann, belehren sofort, welche Bedeutung, vor allem im lyrischen Kunſtwerk, diesen wesentlichen Zügen der äußeren Form eignet, diesen sinnfälligen Wirkungen der Sprachkunſt. Auf der Schule haben wir alle erlebt, wie der Lehrer ein Gedicht in Prosa verwandeln ließ. Goethes Verse »Der du von dem Himmel biſt« werden bei solchem Unterfangen zu der trockenen Wortfolge: Komm, himmlischer Friede, der du alles Leid und alle Schmerzen ſtillen kannſt und den, der sich doppelt elend fühlt, doppelt erquickſt; denn ich bin müde, den Wechsel von Schmerz und Luſt weiter zu durchleben. Oder wenn auch noch die Gebetform verschwinden soll: Da ich müde bin, den Wechsel von Schmerz und Luſt weiter zu durchleben, sehne ich mich nach dem himmlischen Frieden, der alles Leid und alle Schmerzen zu ſtillen vermag und um so mehr erquickt, je elender man sich fühlt.

Wie schal, wie nichtig erscheint eines der koſtbarſten Meiſterwerke deutscher Lyrik, wenn seine äußere Form, wenn das eigentlich künſtlerische Gewand ihm genommen wird! Das iſt weit schlimmer als die photographische Wiedergabe eines Gemäldes oder einer Statue! Und doch verzichtet die Photographie nur auf die Farbe des Gemäldes und auf Tönung und nachtaſtbare plaſtische Form der Statue, also auf die gleichen sinnfälligen Züge, die bei der Umwandlung eines Gedichtes in Prosa verschwinden. Da zeigt sich, wie sehr Goethe recht hat, wenn er der Poesie nachsagt, daß sie so viel verheißt und nur verleiht, was golden

gleißt. Mindeſtens dem, der emsig nur nach ihrem Inhalt greift. »Des hat er wirklich schlechten Lohn; Die Gabe flattert ihm davon. Es löſt sich auf das Perlenband, Ihm krabbeln Käfer in der Hand; Er wirft sie weg, der arme Tropf, Und sie umsummen ihm den Kopf. Die andern ſtatt solider Dinge Erhaschen frevle Schmetterlinge.«

»Wandrers Nachtlied« in Prosa umwandeln heißt wirklich ein Perlenband auflösen. Wirklich bleibt von dem Kunſtwerk nichts übrig als Käfer, die in der Hand krabbeln. Denn diese Verse sind nur ein lyrischer Hauch, ein melodischer Klang, der einen tiefen Sinn magisch vorzaubert. Die Tatsache tritt in hellſtes Licht, wenn von dem prosaischen Überbleibsel der Umwandlung der Blick zu dem Gedichte selbſt zurückschweift und bewundernd die hohe Bedeutung der Geſtalt ermißt, die Goethes Wortkunſt den Versen geschenkt hat. Nur dieser Rückblick kann rechtfertigen, daß mit frevler Hand das Gedicht seines künſtlerischen Gewandes entkleidet worden iſt.

Noch ein Versuch bezeuge die Bedeutung der akuſtischen Wirkungsform eines Gedichtes. Diesmal sei mit feineren Mitteln und mit weniger weitgespannten Gegensätzen gearbeitet. Ganz leidlich überträgt Paul Baillière*) den Anfang von Goethes »Fischer«:

»Le ruisseau se gonfle et murmure,
Le pêcheur est au bord de l'eau,
Son cœur est froid, son âme est pure,
Il tend sa ligne de roseau.
Et pendant qu'assis sur la grève
Il promène un regard distrait,
Voici que l'onde se soulève,
Et qu'un corps de femme apparait.«

Spricht man sich daneben Goethes eigene Worte vor, so ſtört natürlich zuerſt die mehr oder minder ſtarke Veränderung des Inhalts, die wegen des engeren Anschlusses an die metrische Form des Originals, also wegen der Nachbildung der gekreuzten Reime eingetreten iſt. Dem feinfühligen Ohr aber macht sich überdies eine völlige Veränderung des prächtig klangvollen Tones der Strophe vernehmlich. Goethe inſtrumentiert mit ſtarken Klängen das wunderbare, das ungeheure Ereignis, das in die kühle Seelenruhe des Fischers zerſtörend hineintritt. Sein Übersetzer trifft die ergreifende und erschütternde Melodie des Urbilds nicht; er findet Töne, die beſtenfalls ein kurioses Geschehnis andeuten. Das klingt ungefähr wie der Eingang zu Schillers »Kampf mit dem Drachen«: »Und hinter ihm, welch Abenteuer! Bringt man geschleppt ein Ungeheuer . . . «

Goethes Formkunſt spricht aber eine so vernehmliche Sprache, daß es des Vergleiches mit Minderwertigem, sei es nun prosaische Inhaltsangabe oder Übersetzung in ein Idiom, das gleiche Wirkung nicht hergibt, garnicht bedarf, um ihren Reiz auszukoſten. Zumal wenn ein Gedicht in Betracht kommt, das in ganz ungewöhnlicher Meiſterschaft reichen Wechsel von Stimmung und von formaler Geſtaltung aufweiſt und obendrein den Wechsel der Form aufs engſte dem Wechsel des seelischen Gehalts anpaßt. Die abſtrakte Forderung der Äſthetik, Form und Gehalt zu einem organischen Ganzen harmonisch zu verschmelzen, iſt bis ins Kleinſte erfüllt in den Versen »Auf dem See«. In drei deutlich gesonderten Stufen baut sich der geiſtige Inhalt und in den gleichen drei Stufen auch die äußere Formgeſtaltung auf. Frisch und luſtig setzt es ein. Dann bringt die Erinnerung an einſtiges und verlorenes Glück einen ſtarken Umschlag der Stimmung, aus dem eine

*) »Poètes allemands et poètes anglais«, Paris 1907, S. 25 f.



willenskräftige Selbstüberwindung zu beruhigendem und beseligendem Ausgleich der gegensätzlichen Stimmungen weiterleitet.

In lebendigen, zu munterem Lebensgenuß lockenden, volksliedartigen Tönen beginnt Goethe:

»Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt.
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.«

Der Rhythmus, der bisher kräftig emporstrebte, beginnt zu fallen, nachdenkliche Schwere tritt an die Stelle leichtbeschwingter Töne, sobald das Erinnerungsbild ins Bewußtsein gelangt. Doch weiche Melancholie härtet sich sogleich zu energischen Klängen tatkräftiger Selbstüberwindung und hoffnungsfroher Lebensbejahung:

»Aug, mein Aug, was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum, so gold du bist:
Hier auch Lieb und Leben ist«

Zu dem Jüngling, der mutig weichliche Wehmut überwunden hat, spricht Natur eine tiefer ergreifende, ihren geheimsten Zauber enthüllende und zugleich mit leichten Flügelschlägen zum Himmel hinauftragende Sprache:

»Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne,
Weiche Nebel trinken
Rings die türmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.«

Vom Standpunkt der Metrik gesehen, zeigen sich in den Versen des dritten Abschnitts dem Erforscher der technischen Kunstgriffe Goethes drei Hebungen statt der vier des zweiten und statt des Wechsels von vier und drei Hebungen des ersten Absatzes. Ferner setzt Goethe an einigen Stellen doppelte für einfache Senkung. Endlich paart er nur im mittleren Absatz die Reime und läßt sie sonst durchaus sich kreuzen. So wenig genügt, den reichen Stimmungswechsel des Gedichts in der äußeren Form, in der sinnfälligen Wirkung zu voller Ausprägung zu bringen. Schärfere Beobachter entdecken freilich bald, daß auch die Auswahl des eigentlich tönenden Sprachstoffes, der Vokale, den Gesamteindruck mitbestimmt: sie vor allem leihen dem Eingang derbere Frische, leiten dann ins dumpf Wehmütige und von da ins Kräftige und Entschlossene hinüber und schenken dem Schluß seinen bezaubernden, ins Lauterhelle emportragenden Glanz.

Vielfach wird die hohe Bedeutung des tönenden Sprachstoffes unterschätzt. Ganz gewiß wählt Heine nicht ohne Grund die Vokale und läßt auf fünf fast unmittelbar hintereinander gestellte a-Laute zwei dumpfe u folgen, wenn er seine Klage über Byrons Tod beginnt:

»Eine starke, schwarze Barke
Segelt trauervoll dahin.
Die vermummten und verstummten
Leichenhüter sitzen drin.«

Gottfried Keller, dem niemand spielerige Künstelei nachsagen dürfte, stimmt einmal ein Gedicht, »Geübtes Herz«, völlig auf den i-Ton. Und wer wollte leugnen, daß diese Tonwirkung dem Gedicht seinen eigentümlichsten Beigeschmack schenkt?

»Weise nicht von dir mein schlichtes Herz,
Weil es schon so viel geliebet!
Einer Geige gleicht es, die geübet
Lang' ein Meister unter Lust und Schmerz.

Und je länger er darauf gespielt,
Stieg ihr Wert zum höchsten Preise:
Denn sie tönt mit sichrer Kraft die Weise,
Die ein Kundiger ihren Saiten stiehlt.



Also spielte manche Meisterin
In mein Herz die rechte Seele,
Nun ist's wert, daß man es dir empfehle,
Lasse nicht den köstlichen Gewinn!«

Im Ohr des Schweizers klingen die i-Töne des Gedichts noch weit stärker; denn der Schweizer nähert sich in der Aussprache des Diphthongs ei, den die Mehrzahl der Deutschen wie ae spricht und vernimmt, weit mehr dem i.

Wesentliche Bedeutung, fast möchte man sagen: sorgfältige Auswahl fällt den Vokalen in den Schöpfungen Stefan Georges und seiner Schule zu. Zwei beliebig herausgegriffene Strophen mögen als Beispiel die allbekannte Tatsache bezeugen. Sie entstammen dem »Jahr der Seele« Georges:

»Wie ein Erwachen war zu andrem Werden,
Als wir Vergangenheit in uns gebändigt,
Und als das Leben lächelnd uns gehändigt,
Was lang uns einzig Ziel erschien auf Erden.

Auf einmal alle Stunden so nur galten:
Ein mühevolles Werben um die hohe,
Die uns vereinte, die in ihrer Lohe
Gestalten um uns tilgte und Gewalten.«

Wer verkennt da eine bewußte Wahl im Wechsel der a, i und o? Das ist eine mindestens im Prinzip wohlberechnete Formgebung, eine zielsichere Verwertung des Klangstoffes unserer Sprache!

Poesie als Wortkunst — schon wurde hier dieser Doppelwirkung gedacht — spricht durch ihr musikalisches Element zu unseren Sinnen und durch den Sinngehalt des Wortes zu unserem Geist. In Gegensatz zu allen anderen Künsten verfügt Poesie über ein Mittel, sich unmittelbar an unseren Geist zu wenden, während der Maler, der Bildhauer, der Musiker und die übrigen Kunstgenossen lediglich auf dem Umweg über die reine Sinnenwirkung mit unserem Geist in Fühlung kommen können. Selbstverständlich aber wollen sie alle, nicht bloß die Poesie, zu unserem Geiste sprechen. Keine Kunst begnügt sich mit dem Ergebnis, nur die Sinne, den Gesichtssinn oder das Gehör oder ein anderes Sinnesorgan, mit Empfindungen zu erfüllen und durch diese Empfindungen Lust- und Unlustgefühle wachzurufen. Aus den Tönen der Musik, aus den Farben der Malerei, aus dem geformten Stein oder Metall der Plastik spricht etwas Geistiges zu uns. Aber während das Wort alles Geistige mit höchstmöglicher Klarheit und Deutlichkeit zum Ausdruck bringt, kann die von Farben und Flächen und Klängen allein erweckte Empfindung das Geistige nur ahnen lassen. Umgekehrt ist indes auch die Sprache nur ein unzulängliches Mittel, den ganzen Reichtum der Seele des Menschen auszuschöpfen. Darum ist es etwa der Musik gewährt, Saiten unseres Innenlebens zum Schwingen zu bringen, die das Wort, soweit es nur Träger eines geistigen Inhaltes ist, nie berühren kann. Ähnlich, wenn auch nicht gleich machtvoll wie die Musik rufen Werke der Malerei, der Plastik, der Architektur, aber auch der Tanz in dem Menschen geistige Zustände wach, die in Worte sich nicht fassen lassen. Schon die bekannte Erfahrung, daß kein Kunstwerk sich ganz durch Worte verdeutlichen und in seinem Wesen restlos umschreiben läßt, eröffnet einen tiefen Einblick in die Macht der Künste, über allen Wortinhalt hinaus unserem Geiste sich vernehmbar zu machen.

Kein Kunstwerk! Auch nicht das Werk der Sprach- und Wortkunst: die Dichtung! Denn Poesie wirkt ja nicht bloß durch den Wortinhalt auf uns, sondern auch durch die sinnfällige Wortform, durch die Töne, die sich rhythmisch zu Melodien ordnen. Sind Malerei, Plastik, Musik und alle anderen



Künste einzig und allein auf solche Formwirkung eingeschränkt, so ist der Poesie neben anderem auch die Formwirkung gegeben. Wie die übrigen Künste hat auch die Dichtung ihre reine Formensprache. Diese Formensprache aber gestattet ihr, im menschlichen Geiste weit mehr anzuregen, als das Wort gedanklich auszudrücken vermag.

Fast alle anderen Künste haben ihre Formensprache längst sorgsam beachtet und wissen, mit welchen Mitteln dieser Formensprache sie die eine, mit welchen Mitteln sie die andere geistige Wirkung auslösen können. Der Musiker weiß ganz genau, durch welche Tonfolgen er den Geist in fröhliche, durch welche er ihn in düstere Stimmung versetzt. Was leidenschaftlich aufwühlt, ist von der Theorie der Musik ebenso festgelegt wie das Beruhigende und Besänftigende. In der Dichtung bleibt all das nach wie vor dem Augenblick und seiner günstigen Eingebung überlassen. Mindestens verrät nur äußerst selten ein Kenner diese Kunstgeheimnisse. Die Frühromantiker hat man verspottet, weil sie, wie auch sonst, auf dem Gebiete der Klangwirkung vom unbewußten Gefühl zur bewußten gedanklichen Erfassung weiterschreiten wollten.

In neuerer Zeit versuchte vor allem ein Künstler, aus klarbewußter Berechnung zu einer Formensprache zu gelangen, die allgemein verständlich wäre: Richard Wagner. Seine Leitmotive dienen im Gesamtkunstwerk der Aufgabe, Dinge zu verkünden, die von der Wortsprache des Textes nicht ausgedrückt werden. Ein Leitmotiv erklingt und ruft in dem Zuhörer Vorstellungsreihen wach, deren der Worttext nicht gedenkt, die aber mit ihm in engem geistigen Zusammenhang stehen. Weite Ausblicke eröffnen sich dank dem Ertönen des Leitmotivs, scheinbar Entlegenes wird mit einem Schlage herangeholt, über die augenblickliche Situation ergießt sich hellstes Licht! Im ersten Aufzug des »Siegfried« fragt der Wanderer: »Wer wird aus den starken Stücken Nothung, das Schwert, wohl schweißen?« Mime weiß keine Antwort, der Wanderer spricht den Namen Siegfrieds nicht aus; aber das Siegfriedmotiv ertönt und kündet, was die Sprache im Augenblick nicht ausdrücken darf. Oder Siegfried empfängt aus Brünnhildens Hand den Ring, er selbst weiß nichts von dessen trüber Vorgeschichte; dem Zuhörer aber wird sie alsbald gegenwärtig und zugleich enthüllt sich ihm die weithinreichende Bedeutung des Moments, wenn die Musik das Rheintöchtermotiv erklingen läßt.

Eine ähnlich bewußte Formensprache herrscht in Stefan Georges Poesie. Sie verzichtet selbstverständlich auf die Mittel einer Schwesterkunst und benutzt nicht wie Wagner die Töne der Musik, wohl aber das musikalische Tonelement der Sprache. Das ist Georges Formsymbolik! Natürlich haben andere Dichter längst gleiche Kunst geübt, keiner indes mit gleich bewußter Folgerichtigkeit. Im großen und ganzen beschränkt sich sonst die Formsymbolik der Poesie auf anschauliche Bildlichkeit, auf Vergleichungen, Gleichnisse und Metaphern. Ihre Bildkraft wendet sich an das innere Auge. Georges Verse hingegen erwecken durch die künstlerische Gestaltung der hörbaren Elemente die Stimmung, die sie suchen, sie sprechen zum Geiste des Menschen durch die sinnfälligen Eigenheiten der Wortklänge.

Man rühmt George nach, daß er durch die sorgfältige Wahl der Vokale noch mehr erreiche, als akustische Wirkungen und deren geistige Auslösungen. Auch dem inneren Auge ergäben sich anschau-



liche Bilder, und zwar ausschließlich durch die Wahl der Vokale. Gedacht iſt dabei an das ſogenannte Farbenhören, an die audition colorée. Die deutſche Romantik, voran Tieck, bewegte ſich auf verwandten Bahnen. Ein geiſtreicher Anwalt*) der Dichtungen Georges und ſeiner Gruppe führt Verſe aus »Algabal« an:

»Daneben war der Raum der blaſſen Helle,
Der weißes Licht und weißen Glanz vereint,
Das Dach iſt Glas, die Streu gebleichter Felle
Am Boden Schnee und oben Wolke ſcheint.«

Und er berichtet, eine unbefangene Leſerin habe den Eindruck mit den Worten wiedergegeben: Wie iſt da alles weiß! Ob jedoch George ſeinem Deuter auch zuſtimmte, wenn er des weiteren darlegt, daß ein einziges reines u mit ſeinem dunklen Klang die ganze Helle verdürbe, die durch die hellen Vokale, vor allem durch die kunſtvoll verteilten a hervorgerufen wird? An der höchſten Stelle ſteigere ſich der Klang zu dem grellen, weil bis dahin aufgeſparten i in »Licht«, am Schluss gehe das weiße Gemach mit dem o von »Boden«, »oben« und »Wolke« in eine weniger reine Färbung über . . . Ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ſolche gedankliche Ausdeutung einer Form, die in letzter Linie vom Dichter nur erfühlt iſt und die auch nur das Gefühl des Leſers in ihren Einzelheiten zu erfaſſen vermag, immer etwas Gefährliches in ſich birgt. Denn wenn auch die Formenſprache an den Geiſt des Menſchen ſich wendet, ſo iſt doch das Gefühl der Vermittler dieſer Wirkung. Dem Gefühl jedoch muß ein Spielraum übrig bleiben, innerhalb deſſen es ſeine individuelle Auffaſſung walten laſſen kann; ganz beſonders auf dem ſchlüpfrigen Boden der audition colorée, auf dem eine Übereinſtimmung der wachgerufenen Gefühle und inneren Anſchauungen ſchwerlich jemals zu erzielen iſt.

Wie hoch Stefan George die Bedeutung des einzelnen Klanges im Verſe bewertet, bezeugen ſeine Überſetzungen. An der oben vorgelegten franzöſiſchen Übertragung einer Strophe Goethes ſtörte der grundverſchiedene Klang der Verſe, der in dem Gegenſatz der verwerteten Vokale begründet iſt. George möchte gleiche Mißgriffe meiden. Mit faſt peinlicher Genauigkeit teilt er jedem Verſe die Vokale zu, die in dem entſprechenden Verſe des Originals erſcheinen. Die hoffnungsloſe Traurigkeit der acht Verspaare von Verlaines »Colloque sentimental« mit ſeinem ſteten Wechſel von a und o, den ab und zu ein i unterbricht, bleibt in Georges Überſetzung wohl vor allem darum unverändert beſtehen, weil er faſt genau die gleiche Tonabfolge durchführt. Auch Leo Greiner achtet in ſeiner Verdeutſchung des »Colloque sentimental« auf das Nacheinander der Vokale.*) Selbſt im Reim glückt beiden, den Eigenklang der Urdichtung zu bewahren. Der Reim bedeutet auch in dieſem Zuſammenhang die wichtigſte, ja die entſcheidende Stelle. Dabei benutzt George ein vierhebiges, Greiner ein fünfhebiges Versmaß. Und — merkwürdigerweiſe — macht ſich dem Original gegenüber der an ſich ſo ſtarke Unterſchied der beiden Maße kaum fühlbar. Der franzöſiſche Vers Verlaines verträgt dank ſeinen völlig verſchiedenen, deutſcher Metrik fremden rhythmiſchen Eigenheiten die eine wie die andere

*) Richard M. Meyer, »Ein neuer Dichterkreis«. Sonderabdruck a. d. Preußiſchen Jahrbüchern, April 1897, S. 9.

*) Paul Verlaine, »Choix de poésies«, Paris 1907, S. 93. »Zeitgenöſſiſche Dichter, übertragen von Stefan George«, Berlin 1905, Bd. II S. 14. »Gedichte von Paul Verlaine. Eine Anthologie der beſten Uebertragungen herausgegeben von Stefan Zweig«, 2. Aufl., Berlin und Leipzig 1907, S. 37.

Übertragung. Sicher spielt der Gegensatz der Maße fast gar keine Rolle neben der glücklich durchgeführten genauen Wiedergabe der tönenden Laute des Originals.

Wahrscheinlich erblickt mancher in allem, was hier von Georges Wortkunst gesagt wurde, nur eitel Künstelei. Wir Deutsche sträuben uns gegen solche sorgsam durchgeführte Gestaltung der Form, nehmen sie bestenfalls hin, wenn sie den Eindruck zufälligen Gelingens erweckt, überlassen jedoch alle Mühe und alle Sorgfallt rein formaler Ausgestaltung gern anderen Völkern, vor allem den Romanen, und gönnen ihnen von Herzen, was uns nur Spiel oder gar Spielerei scheint. In die Tiefen des Gemüts, heißt es dann, soll uns der Dichter führen und keine Mätzchen auf diesem Pfade sich leisten. Dem Deutschen ist ungeformtes Gefühl noch immer wertvoller als die reinste Form. Nicht umsonst hat ja unsere deutsche Kultur das Erbe der deutschen Mystik des Mittelalters und des deutschen Pietismus des 17. Jahrhunderts angetreten. Dem Deutschen erscheint jeder Versuch, dieses namenlose unauschöpfbare Gefühl in Formsprache umzusetzen, wie eine Entheiligung. Scheue Scham packt ihn, wenn er, um sein Inneres zu offenbaren, an Kunstgriffe der Gestaltung denken soll. Und er vergißt dabei, wieviel bedachte Kunst große deutsche Dichter, die zugleich wie Goethe und Schiller große Formkünstler waren, an ihre Schöpfungen gewandt haben. Oder er macht vollends diese Formkunst auch noch den Größten zum Vorwurf und verlangt von ihnen, daß sie ihr Lebtag nur in anspruchslosester Hülle die Schätze ihres Innenlebens hätten darbieten sollen. Dennoch trinkt auch der Deutsche nicht gern kostbaren Wein aus der hohlen Hand oder aus einem derbungefügen Topf, sondern lieber aus einem feingeschliffenen, kristallklaren Becher. Warum soll der Edelwein der Poesie nicht auch aus einem kunstreichen edeln Glas geschlürft werden?

Doch ein Edelwein muß im Becher sich finden! Nur der Form zu dienen, ist der Poet nicht berufen. Was immer hier von dichterischer Form, von der Tonwirkung der Poesie, von ihren melodischen und rhythmischen Zaubermitteln gesagt ward, es sollte nur dem Einwand begegnen, daß Dichtung nicht einzig aus dem Erleben erstehe, sollte zugleich andeuten, daß der Dichter schon ein im Sinn seiner Kunst vorgeformtes Erlebnis hat, wenn er ans Werk geht, ganz wie jeder Jünger einer anderen Kunst. Wer mit dem Dreiklang der Begriffe Leben, Erleben, Dichten einsetzt, hat den Vorwurf zu gewärtigen, daß er der Formung des Erlebnisses nicht gerecht werde. Darum war das Problem der dichterischen Form hier ausführlicher zu erwägen. Fortan sei vom Becher nicht weiter die Rede, nur von dem kostbaren Trank, der in ihm schäumt!

In keinem Kunstwerk ruht ein so köstlicher, reiner und edler wie im lyrischen Gedicht. Denn in keinem spielt das Erlebnis eine gleich bedeutsame Rolle und kommt in gleich unversehrter Weise zur Erscheinung. Der lyrische Dichter ist unter allen, die vom Leben zum Erleben emporzusteigen verstehen, der echteste und stärkste Erleber.

Ich begnüge mich, zunächst an Wilhelm Diltheys Worte anzuknüpfen, ihm also vorläufig die Weiterführung dieser Gedankenreihen zu überlassen.

Dilthey*) rühmt den Lyrikern nach, daß sie den stillen Ablauf innerer Zustände, der sonst vom Getriebe der

*) »Das Erlebnis und die Dichtung« S. 440.



äußeren Zwecke gestört und vom Lärm des Tages übertönt wird, deutlicher als andere in sich vernehmen, festhalten und zum Bewußtsein erheben. Darum sind sie imstande, in uns selbst einen Zusammenhang des inneren Lebens wiederzuerwecken, der auch in uns einmal da war, aber nicht so stark, nicht so eigen, in so ungestörtem Ablauf und mit gleich hellem Bewußtsein aufgenommen wurde. Dadurch wird ihre Kunst ein Mittel, uns selbst im Persönlichsten unseres Wesens besser zu verstehen, zugleich aber unseren Gesichtskreis über die eigenen Gemütserlebnisse hinaus zu erweitern, da wir verwandte bei anderen entdecken. »Die Genies des Gemüts«, so nennt Dilthey die Lyriker, »offenbaren einem jeden von uns seine eigene innere Welt, und sie lassen in eine fremde, die uns doch auch verwandt ist, hineinblicken. In der Fülle dieser dichterischen Individualitäten erfassen wir den Reichtum der menschlichen Innerlichkeit.«

Wer Dilthey zum Führer nimmt, braucht nicht zu befürchten, daß der Wesenskern lyrischen Schaffens in die äußere Form verlegt werde; das beweist der Satz, mit dem Dilthey seine Charakteristik des Lyrikers zu einem Ganzen abrundet: »Wir verstehen einen lyrischen Dichter und erkennen seine Bedeutung, indem wir das Neue auffassen, das ihm von Zügen menschlicher Innerlichkeit und künstlerischen Ausdrucksmitteln für sie aufgegangen ist.«

Von den künstlerischen Ausdrucksmitteln war genügend die Rede. Jetzt sei im Anschluß an Dilthey noch über die Züge menschlicher Innerlichkeit etwas gesagt, die im lyrischen Gedicht sich zeigen.

Ein zwiefacher, fast widerspruchsvoller Weg muß vom Lyriker zurückgelegt werden. Er muß ins Individuellste hinabtauchen und zugleich ins Allgemeinste sich zu verbreiten verstehen. Das ergibt sich aus Diltheys Worten ganz sowie aus der kurzen, am Eingang dieser Betrachtung angeführten Äußerung Hebbels. Margarete Susmann deutet auf Gleiches, wenn sie in ihrem interessanten, nur unnötig schwerverständlichen Büchlein über »Das Wesen der modernen deutschen Lyrik«*) das »lyrische Ich« zu dem subjektiven Ich in Gegensatz stellt und jenem die Fähigkeit zuspricht, vom allgemeinsten Ich, vom Vertreter und Mund einer allgemeinen Weise zu fühlen, bis zum Ausdruck des kompliziertesten einmaligen Individuums unserer Zeit gelangen zu können, ohne seinen künstlerisch objektiven Charakter im mindesten einzubüßen.

Alle diese Fingerzeige weisen auf ein und dasselbe Ziel hin: das lyrische Gedicht darf nicht so persönlich sein, daß es nicht nachgefühlt werden kann, es darf aber auch nicht so ins Allgemeine schweifen, daß es trivial wird. In einfachsten und schlichtesten Worten ist da eine fast selbstverständliche Wahrheit ausgedrückt; in ihr ruht alles, was — sieht man von der Form ab — als Bedingung lyrischen Schaffens aufzustellen ist. So selbstverständlich diese Wahrheit zu sein scheint, so schwer ist es, ihr nachzuleben, so selten ist das lyrische Gedicht, das ihr völlig entspricht. Hunderte von sogenannten lyrischen Sängen werden vor den strengen Forderungen, die in dieser Wahrheit enthalten sind, zunichte.

Eine ganz anspruchslose Erwägung erhärtet rasch die Richtigkeit meiner Behauptung. Ich beschränke mich dabei auf das Feld der Gemütslyrik, der

*) Stuttgart 1910, S. 18. Vortrefflich analysiert wurde das Büchlein in der Zeitschrift »Die Frau«, März 1912, S. 356 ff., durch Anna Brunnemann.



die überwiegende Menge lyrischer Dichtungen angehört und die vielleicht auch als eigentliche Lyrik, als echteste, mindestens vom Standpunkte des Erlebnisses, bezeichnet werden darf.

Umfangreich ist das Feld der Gemütslyrik nicht. Heute wird von den verschiedenen Möglichkeiten, die sich auf diesem Feld ergeben, fast ausschließlich die Liebeslyrik gepflegt, wie ja überhaupt die Poesie unserer Tage mit auffallender Einseitigkeit das Verhältnis der Geschlechter zur stofflichen Grundlage wählt. Von Liebe ward ja zu allen Zeiten viel gesagt und gesungen, doch kaum hat sich jemals die Poesie gleich ausschließlich um Mann und Weib, um Weib und Mann herum bewegt. Für den Lyriker bedeutet diese Ausschließlichkeit eine starke Einengung. Seine Kunst gestattet ihm nicht, in bunter Verschlingung unerhörte Vorfälle zu einer neuen Handlung zu verknüpfen. Ihm bleiben nur die ewig wiederkehrenden Züge der glücklichen und unglücklichen Liebe, der erwiederten und nichterwiederten, dann Treue und Untreue, Trennung und Wiedersehen, Eifersucht und Haß, Werden und Vergehen, diese uralten Motive, die seit Jahrtausenden im Mittelpunkt des Liebesgesangs stehen, von Meistern der Kunst wie vom Volksgemüt verklärt, dem Gebildetsten ebenso geläufig wie der großen Menge. Innerhalb dieser Stimmungsreihe, die jeder durchleben und die edem zum Erlebnis werden kann, soll der Lyriker ein neues Gefühlserlebnis finden oder wenigstens einen neuen Ausdruck für Längstbekanntes. Eine schwere Aufgabe! Nur ein Genie des Gemüts vermag da neue Offenbarungen zu verkünden. Ihm ist es gegeben, das Altbekannte wie etwas ganz neues zu erleben und für seine künstlerische Darstellung neue und erlösende Worte zu finden. Was ihm selbst in Freude und Leid aufgegangen ist, trägt es in die Welt hinaus; es stillt fremdes Leid und es steigert fremdes Glück; was in der Brust anderer trübe gährt, führt es zu Klarheit; den Menschen, die in ihrer Qual verstummen, gibt es zu sagen, was sie leiden. Und wie es ihnen Besänftigung und Ruhe spendet, so schenkt es dem Herzen, das vom Glücksgefühl überwältigt ist, den befreienden Jubelruf. Da wie dort leitet das Genie des Gemüts den Menschen heraus aus der bangen Vereinzelung und Vereinsamung seines Daseins, weist ihm Genossen des Schmerzes und der Lust: der Lyriker ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe, wo es in herrlichen Akkorden schlägt.

Auch dem Epiker und dem Dramatiker ist ähnliche Wirkung gewiß nicht versagt. Sie schleppen aber weit mehr äusserlichen Stoff mit, haben auch noch andere bedeutsame Forderungen der von ihnen gewählten Form zu beachten. Die Lyrik kann den Gemütsgehalt des Erlebnisstoffes darum reiner herausgestalten. Sie redet unmittelbarer zum Herzen. Der Lyriker ist der wahre Herzenskündiger.

Und solche Herzenskündiger sind gerade den Deutschen geschenkt worden, den Deutschen, denen Heine zwar nicht die besten Dramen und die besten Romane zugestehen kann, deren Liederdichtern er aber die Palme reichen möchte. »Kein Volk besitzt so schöne Lieder wie die Deutschen«, sagt er. Freilich sprechen von den zahlreichen lyrischen Schöpfungen Heines verhältnismäßig nur wenige das erlösende Wort aus. Heine bleibt, hält man ihn neben die eigentlichen Herzenzkündiger deutscher Zunge, doch zunächst der vielgestaltige Formkünstler; in seinen Meisterwerken einer treffsicheren Formgestaltung spielt auch der Witz eine

herrschende Rolle. Genie des Gemüts ist in viel höherem Sinn Goethe, aber auch Hölderlin oder Mörike oder Storm und Keller und Greif.

Mit ganz schlichten Mitteln arbeitet Storm. Ohne Schmuck stellt er das Erlebnis hin. Meist ist die Situation von einer fast alltäglichen Einfachheit. Und doch, ein Meister kunstvoll geläuterter Totenklage, spricht er das Weh des Überlebenden in den Versen »Das aber kann ich nicht ertragen, Daß so wie sonst die Sonne lacht« ... oder »Begrabe nur dein Liebstes« ... aus, wie keiner es vorher ausgesprochen hat. Und, ein Dichter des Scheidens und Meidens, verkündet er ebenso entschwundenes Glück in den schmerzvoll verzichtenden Worten »Die Zeit ist hin; du löst dich unbewußt Und leise mehr und mehr von meiner Brust« ...

Anspruchsvolle wenden vielleicht ein, daß Storm nicht genug Eigenpersönliches bringe und dem Wunsche leichten Nacherlebens zu weit entgegenkomme. Man halte aber nur Storms Gemütsbekenntnisse neben die ganz subjektiven Gesichte neuerer impressionistischer Lyrik! Arno Holz dichtet im »Phantasus«:

»Schönes, grünes, weiches Gras.
Drin liege ich.
Mitten unter Butterblumen!

Über mir
warm,
der Himmel;
ein weites, zitterndes Weiß,
das mir die Augen langsam, ganz langsam
schließt.

Wehende Luft ... ein zartes Summen.

Nun bin ich fern
von jeder Welt,
ein sanftes Rot erfüllt mich ganz,
und deutlich spüre ich, wie die Sonne mir
durchs Blut rinnt —
minutenlang.

Versunken alles. Nur noch ich.

Selig!«

Noch kann da von einem nacherlebbaren Erlebnis gesprochen werden. Aber ist, was Holz zu sagen hat, wirklich so neu, wie die anspruchsvolle Inszenierung es erscheinen lassen möchte? Haben die schwäbischen Gelbveigleindichter nicht längst ähnliche Stimmungen mit weniger hohen Ansprüchen verkündigt? Viel Lob haben sie drum nicht geerntet! Diese Gemütsoffenbarung von Holz hat des Erlösenden zu wenig in sich. Ganz ins Ausgeklügelte, kaum noch Nachfühlbare gerät ein anderes Gedicht des »Phantasus«:

»Rote Rosen
winden sich um meine düstre Lanze.

Durch weiße Lilienwälder
schnaubt mein Hengst.

Aus grünen Seeen,
Schilf im Haar,
tauchen schlanke, schleierlose Jungfraun.

Ich reite wie aus Erz.

Immer
dicht vor mir,
fliegt der Vogel Phönix
und singt.«

Nur Eins haben diese Versuche vor Storms Gedichten, denen sie sonst in jeder Hinsicht an lyrischer Kunst nachstehen, voraus: die Anschauung! Da arbeitet, was in manchen Liedern Storms so gut wie ganz fehlt, Augenkunst mit. Schon das erste der Phantasusgedichte wäre ganz unerträglich, wenn das karge Erlebnis sich nicht in einem Naturbild spiegelte.

Seit ihren Anfängen liebt die Lyrik das Erlebnis zur Natur in Beziehung zu bringen. Sie stellt es in den Raum hinein, in dem es sich abspielt. Ist doch die Stimmung des Erlebnisses auch durch die Natur bedingt. Das Naturbild, das im lyrischen Gedicht das Erlebnis umrahmt, gewährt der nachschaffenden Phantasie gewünschte Hilfe: es erleichtert die Einfühlung.



Daß Storm häufig auf das alte Kunstmittel verzichtet, fällt auf. Ist sein Dichten doch sonst dem Volkslied nah verwandt, das den »Natureingang« liebt. Storm verwertet ihn nur selten, auch in Liedern, die dem Volkssang ganz nah stehen. Wie das deutsche Volkslied so läßt auch der Minnesang des deutschen Mittelalters den Natureingang sich nicht entgehen. In einem Lied des Herrn Dietmar von Eist mahnt die Frau den Untreuen an einstige Liebe. Im Sommer war's anders; jetzt aber ist der Sommer dahin und mit ihm die Treue des Geliebten:

»So wê dir, summerwunne!
daz vogelsanc ist geswunden:
als ist der linden ir loup . . .«

Oder — bei demselben Sänger — ist der Liebende der „amie“ treu geblieben, obwohl aus Sommer Herbst geworden ist:

»Sich hât verwandelôt diu zît.
daz verstên ich an den dingen:
geswigen sint die nahtegal,
si hânt gelân ir süezez singen,
und valwet obenân der walt.«

Umgekehrt heißt es im Volkslied:

»Entlaubet ist der Walde
gen diesem Winter kalt:
beraubet werd ich balde
meins Liebs, das macht mich alt.« . . .

Unmöglich wäre es, alle deutschen Sänger hier anzuführen, in deren Liedern die Natur antönt. Goethe — um nur den Dichter als Zeugen aufzuführen, dessen Lyrik von Natur völlig durchwoben und durchzogen ist — vergißt schon in jungen Jahren, wenn er jugendlich stürmischen Ritt zur Geliebten in Worte bringt, nicht, die nächtliche Stimmung in reicher Naturverlebendigung zu vergegenwärtigen: wie der Abend die Erde wiegt und an den [illegible]en die Nacht hängt, wie der Mond von einem Wolkenhügel kläglich aus dem Duft hervorsieht und die Winde leise Flügel schwingen. Früh schon läßt er, in dem Lied »Über allen Wipfeln ist Ruh«, auf volle sechs Verse, die das Naturbild malen, nur zwei folgen, in denen die Beziehung zum erlebenden Ich hergestellt wird. »Schäfers Klagelied« entwickelt die ganze Stimmung an der Natur: »Da droben auf jenem Berge« setzt es ein, wir erblicken »von schönen Blumen die ganze Wiese so voll«, machen »Regen und Sturm und Gewitter« mit und den Regenbogen. »Meeresstille« und »Glückliche Fahrt« aber rücken die Naturerscheinung völlig in den Vordergrund und lassen den Menschen nur als Staffage zu.

Auch wo die Natur eine weniger bedeutsame Stelle innehat, leiht sie dem lyrischen Gedicht reiche Anschauung und verbildlicht das Gemütserlebnis. Selbstverständlich drängt sich das Naturbild in einer Poesie vor, die wie die impressionistische bewußt mit der Malerei wetteifert und wie impressionistische Malkunst gern Farbenfleck neben Farbenfleck setzt. Der Dichtung Liliencrons wurde solche Technik vielfach verdacht. Sogar ein feinfühliger Kenner alter und neuer Literatur sagte in der wenig freundlichen Weise, in der noch vor kurzem unsere jüngsten Poeten behandelt wurden, Liliencron nach: »Weil er viel Farbe hat, will er viel Farbe bringen, setzt ein Klümpchen unmittelbar neben das andere und erreicht damit nur, daß das Ganze sich wie ein unzusammenhängender Klecks darstellt.« Nur wenig freundlicher urteilt ein jüngerer Dichtgenosse: »Wenn Storm einen Teich schildert, so malt er das Ufer mit seinen schwankenden Gräsern und dem Schilf, das die Libellen umfliegen. Liliencron aber malt noch den zerrissenen Stiefel dazu, den irgendein Vagabund dort zurück-

ließ.«*) Dennoch steht etwa in den Versen »Einsames Haus am Außendeich« die Fülle des Kolorits der organischen Entfaltung des Erlebnisses durchaus nicht im Wege. Ja, das Erlebnis erhält durch das eigentümliche Kolorit seinen intimsten Reiz: das kleine Fischerhaus, das schlanke blonde Kind, das madonnenhaft im Winterabendschein dasteht, die zwei Jahrmarktspudel, die vom Kleiderspind zuschauen, Glas weinen und so hübsch und fein sind, die Purpursonne, die den Westerwind mit letzten Grüßen sendet, die braune, kalte, böse Nordseewelle, die die ganze Nacht an den Deich klatscht und endlich früh mit gewohnter Schnelle, der Ebbe weichend, nach England sich aufmacht — alles rundet sich zu einem lieblichen Gesamtbild voll frischer, herber Nordseeluft. Und doch schwebt darüber auch ein anheimelndes Gefühl stillen Geborgenseins: sicher, behütet ist die Schwelle, und unbekümmert zieht des Mondes Pracht den Silberkranz um das Stranderlebnis.

Weniger glücklich abgewogen ist breite Naturschilderung und Erlebnisstoff in Richard Dehmels »Stromüber«. Das Erlebnis ist nicht gleich notwendig mit seinem Naturrahmen verknüpft. »Stromüber« verkörpert das alte Motiv des Mannes zwischen zwei Frauen: die eine, deren Atem der Dichter wehen und deren Augen er nach ihm schreien fühlt, und die andere, die im Geiste vor ihm steht und heiß aufschluchzt: Ich bin dein! All das ist in ein düsteres Licht getaucht, das ringsum von der Natur ausströmt: der dunkelschwere Abend, der schwer durchs Dunkel schneidende Kahn, der stumme und fahle Strom, schwankendes Licht, am Ufer fließend, die starren und kahlen Weiden. Das Ganze klingt aus:

»Das Licht erglänzte nah und mild;
Im grauen Wasser, schwarz, verschwand
Der starren Weiden zitternd Bild.
Und knirschend stieß der Kahn ans Land.«

Der Eigenwert des Erlebnisses liegt in der scharf erfaßten und erfühlten Naturstimmung, die dem Erleber das Düstere und tieftraurig Schwermütige des eigenen Schicksals entgegenbringt. Mir aber — das mag ja ganz subjektive Neigung sein — scheint größer, wer mit wenigen sicheren Strichen der Natur die Stimmung leiht, die der Gemütslage des Erlebnisaugenblicks entspricht. Ein Meister der knappen und doch erlebnisschweren und darum tieferregenden Form war Otto Erich Hartleben. Vielen, die sein Bestes nicht kennen, gilt er nur als flotter Sänger burschikos frischer Lieder: »O Lore! Kind! — Es rauschen die Pandekten — und du in deiner Sophaecke lachst?« Jüngst noch wollte man auch in ihm nur kühnen, derben Naturalismus und ehrliches Wollen entdecken! Ich aber kenne überhaupt wenige neuere Lyriker, die mit gleich treffsicherer Kunst in ebenso scharfgeschliffener Form Erlebnis und Anschauung zu einer neuen Stimmungsabschattung verknüpfen. Von breitem Impressionismus ist nichts zu spüren. Das Naturbild lastet nicht überschwer auf dem Erlebnisstoff. Es leiht nur, was zur Versinnlichung unentbehrlich ist. Wiederum ist's nur das alte, unzählig oft benutzte Motiv des entschwundenen Glücks; und doch reden diese Verse eine selten vernommene Sprache:

»Die Apfelbäume winken blütenschwer,
Und Mädchensang tönt von den Wiesen her;

Die dunklen Berge krönt der Abendschein,
Im Abendstrahle blinkt der junge Wein;

Ich starre stumpf und trocken wie der Tor —
Ich bin so müde, seit ich dich verlor.«

*) Anton E. Schönbach, »Über Lesen und Bildung« 7. Aufl., S. 280. Carl Busse, »Neuere deutsche Lyrik«, S. 81.



Das ist die Stimmung, in der dumpfes Leid so eng in den eiskalten Panzer der Verzweiflung schnürt, daß alle lockenden, sonst so beglückenden Töne der schönen Welt nur wie ein ferner, kaum vernehmbarer Klang ans Ohr tönen. Nicht Trost, nur Selbstvergessen bringt solcher Stimmung die Natur, wenn es heißt:

»Ich gehe hin, wo still und einsam
ich deiner nur gedenken kann,
bis deiner Augen, deiner Worte,
bis ich mich deiner ganz entsann.

Mein Blick hängt an den fernen Bergen
und wandert mit der Wolken Heer,
bis ich vergesse dieses Leben,
vergesse, daß es öd und leer.«

Daß ein deutscher Dichter im Jahr 1886 diese Gedichte geschaffen hat, wird einst zum Maßstab der schöpferischen Kraft des Zeitalters dienen können.

In Gedichten, die so nahe wie die Hartlebens die Seele berühren, ist die Natur mehr als bloßer Rahmen des Erlebnisses, mehr als der Raum, in dem das Erlebnis sich abspielt. Sie bietet dem Lyriker ein Mittel, den Menschen in ein Verhältnis zum Kosmos zu versetzen. Wollte ich paradox sein, so könnte ich sagen: die Natur ist heute in der Poesie der letzte metaphysische Rest, der einem antimetaphysischen Zeitalter übriggeblieben ist.

Niemand fürchte, daß Dichtung hier ins Gebiet grauer Spekulation hinübergedrängt werden soll! Nicht ein abstrakter Aesthetiker, sondern ein Dichter sei als Anwalt aufgerufen! Maeterlinck*) erkennt ein Hauptelement der höheren Dichtung in der »das ganze Werk umschließenden und ihm seinen eigenen Dunstkreis verleihenden Gesamtvorstellung des Dichters von dem Unbekannten, worin die Dinge und Wesen, die er beschwört, sich bewegen, und von dem Mysterium, das sie überragt und richtet und ihre Geschicke lenkt«.

Schon im 18. Jahrhundert erweckte das Vordringen mechanischer Weltanschauung in den Künstlern heiße Sehnsucht nach einer Naturmythologie, die dem Bedürfnis nach Symbolisierung des Übersinnlichen entgegenkäme. Diese Naturmythologie erstand in der Dichtung Goethes, ebenso wie in romantischer Poesie und Malerei. Seitdem hat sich abermals eine starke Verschiebung der Weltanschauung vollzogen. Maeterlinck spricht an der angeführten Stelle von einer beispiellosen Wandlung in der Art, wie wir das Unendliche sehen. Eine Verdiesseitigung ist eingetreten, von der das 18. Jahrhundert nichts ahnen konnte. Gern weist man heute auf romantische Züge der Gegenwart hin und redet von wiedererwachter Romantik. Nur sollte dabei nicht übersehen werden, wieviel Unromantisches auch da waltet, wo die Neuromantik unserer Tage am Werk ist. Die Romantik von 1800 war noch erfüllt von Jenseitshoffnungen. Auch soweit sie sich nicht in ein konfessionelles Gewand hüllte, war sie überzeugt, der Mensch müsse aus diesem Erdendasein in ein höheres übergehen. Novalis' »Hymnen an die Nacht« verherrlichen den Tod, weil er die Pforte öffnet, durch die der Mensch in eine höhere Welt eingeht. Hundert Jahre später ist für Hofmannsthal der Tod wohl auch ein glückspendender Offenbarer. Doch der Tod hat dem sterbenden Toren nur das Glück zu enthüllen, das, eingeschlossen in die engen Mauern des Erdendaseins, hinter ihm liegt. Wo immer bei Hofmannsthal von einem Weiterleben des Toten die Rede ist, bleibt Unsterblichkeit der Seele uner-

*) »Théâtre« Bd. I, S. X ff.

wähnt. Gedacht wird nur an die geiftigen Nachwirkungen. Oder höchftens an ein Aufgehen im All, wie die Naturwissenschaft es möglich erscheinen läßt. So zag ift heute selbft der Künftler geworden! Und so bleibt ihm nur die sichtbare Natur übrig, wenn er das Individuum über die Grenzen der Menschheit hinausführen will.

Wir sind durch ein materialiftisch-naturwissenschaftliches Zeitalter hindurchgegangen. Die Ideen Gott und Unfterblichkeit entschwanden in dieser Zeit auch den Dichtern. Das Metaphysische verlor sich aus der Poesie. Religiöse Lyrik trat ganz in den Hintergrund. Daher leidet auch der Lyriker heute unter der peinvollen inneren Vereinsamung des Menschen der Gegenwart. Allein fteht er im Weltall. Wie der Gegenwartsmensch überhaupt, sehnt er sich nach einer Macht, die ihn aus seiner Vereinzelung erlöse. Dem Sinn des Daseins nachzugehen, ift dem Lyriker zugewiesen. Die entgötterte Diesseitswelt des naturwissenschaftlichen Positivismus beantwortet ihm die Frage nach dem Sinn des Daseins kaum. In Hofmannsthals Schöpfungen begegnet uns auf Schritt und Tritt die bange Zweifelsfrage nach der letzten Bedeutung des eigenen Selbft und der Dinge, die es umgeben. Nach drüben ift die Aussicht ihm verrannt. Darum geht er an alles heran und sucht ihm abzufragen, was es bedeute. In der »Ballade des äußeren Lebens« hat Hofmannsthal das Grundthema seiner Poesie früh erfaßt und ihr für immer den Weg gewiesen. Die ganze Erscheinungswelt durchläuft er mit seinem angespannten Blick und möchte ihr ablauschen, was sie bezwecke. Kinder und süße Früchte und den wehenden Wind und uns selber, die wir Worte vernehmen und sprechen, Luft und Müdigkeit der Glieder spüren, alle bedrängt er mit seinen Fragen, ebenso wie Straßen und Orte:

»Wozu sind diese aufgebaut? und gleichen
Einander nie? und sind unzählig viele?
Was wechselt Lachen, Weinen und Erbleichen?

Was frommt das alles uns und diese Spiele,
Die wir doch groß und ewig einsam sind
Und wandernd nimmer suchen irgend Ziele?«

Damit diesem Sucher und Nichtfinder nicht alles zum Spiel werde, verwandelt er sich in alles, was er ergreift. Keiner soll von seiner Tür gehen, der nicht Verftändnis wenigftens empfangen. Und deshalb verwebt er sich mit allem Lebendigen so eng, daß er darüber sein eigenes Ich aufgibt. Margarete Susmann schildert feinfühlig das Sichselbftaufgeben Hofmannsthals, das doch wieder den ftärkften Anreiz seiner Dichtung ausmacht.*) Diesem Dichter des Nicht-Ich ftellt sie als seinen Gegenpol Stefan George gegenüber mit dessen voller Selbftsicherheit der in sich gefeftigten Persönlichkeit. George, meint sie, führt das losgelöfte, freie Individuum derart auf seinen Gipfel, daß es die Welt nicht nur aufzehrt, sondern selbft Richtung, Prinzip, Gesetz und Subftanz wird. Sei Hofmannsthal so in die Natur verftrickt, daß er nur halb das Haupt aus ihr erhebe, so gehorche die Natur George wie einer gewaltigen beschwörenden Stimme. »George ruft die Natur auf, der er sich frei gegenübergeftellt hat — Hofmannsthal löft sich nur halb aus ihr und redet aus ihrem Traum.«

Vielleicht indes läßt solche naturbezwingende Sicherheit George nicht immer das erlösende Wort entdecken, nach dem wir uns sehnen. Wer Starkes duldend erlebt hat und das Genie des Gemüts aufsuchen möchte, das ihm zu

*) A. a. O. S. 115 ff.





sagen gebe, was er leidet, wird seine eigene tiefbewegte Stimmung in den abgeklärten Rhythmen Georges kaum antreffen. Denn George blickt von der ſtillen Insel, die er sich erobert hat, nur noch betrachtend zurück auf die schlimmen Tage, die einſt in seinem Leben rannen, auf die Töne, die da rauh und schrill hallten. Umſtürzende Erschütterung iſt für immer vorbei:

»Wenn auch noch oft an freudelosem Ufer
Die Seele bis zum Schluchzen sich vergißt —
Sie hört sogleich am Ankerplatz den Rufer:
Zu schönerm Strand die Segel aufgehißt!«

Auch Margarete Susmann, die George sehr hoch ſtellt, kennt noch einen Weg, der über ihn hinausführt. Den Dichter, der heute schon George überholt hat, weil er zugleich den Inhalt Hofmannsthals in sich aufgenommen und dabei doch eine selbſtändige Persönlichkeit iſt, entdeckt sie in Rainer Maria Rilke. Er iſt der Lyriker, den der Augenblick benötigt: Ein machtvoller geiſtiger Bezwinger der Welt, bewußt der metaphysischen und religiösen Anliegen, die der Menschheit eigen sind. Der Verfasser der »Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge« kennt auch als Lyriker die bangen Zweifelfragen nach dem Sinn des Daseins und iſt doch auch wieder das ſtarke Individuum, das sich frei der Natur gegenüberſtellt. Darum packt er auch feſter zu als Hofmannsthal, wo es gilt, das größte Rätsel zu lösen, das Wunder der menschlichen Persönlichkeit.

Welcher Mensch iſt schwerer zu deuten, ja auch schwerer in Worte umzusetzen als der geniale Schauspieler? Wer proteusartig sich immer verwandelt, iſt weder als Mensch noch als Künſtler, weder in seiner eigenen Persönlichkeit noch in der von ihm verlebendigten Geſtalt einer Dichtung leicht zu treffen. Als Kainz dahinging, konnte Hofmannsthal dem Künſtler, der ihm selbſt seine Dichterträume in Fleisch und Blut umgeschaffen hatte, nur in Fragen ein Denkmal errichten. Aber auch Ernſt Hardt kam, wo es galt, Kainz und sein Wesen der Nachwelt im dichterischen Bild zu erhalten, über Fragen nicht hinaus.

Rilke aber iſt imſtande, das Dolorosaantlitz Eleonora Duses zu Worten und Versen werden zu lassen. Seine in die tiefſten Falten der Seele hineinleuchtende Wiedergabe einer rätselvollen dämonischen Persönlichkeit iſt eine Offenbarung für jeden, dem die Duse selbſt von der Bühne herab zum Erlebnis geworden iſt. Darum ſtehe das Gedicht in seinem vollen Umfang hier, mit all seinen Schönheiten, aber auch mit den seltsamen Formschnörkeln, die in faſt allen Schöpfungen Rilkes auf den erſten Blick befremden und die vielleicht nur einer späteren Zeit ganz verſtändlich sein werden; auch uns aber iſt es schon ein Meiſterwerk kunſtvoll ſtraffer Bindung einer Fülle von erlebten Eindrücken, die sich jedem Kenner von Eleonora Duses Persönlichkeit ergeben haben, die keiner indes mit gleicher Kraft zu einem Ganzen hat vereinigen können:

»Daß von dem verzichtenden Gesichte
keiner ihrer großen Schmerzen fiele,
trägt sie langsam durch die Trauerspiele
ihrer Züge schönen welken Strauß,
wild gebunden und schon beinah lose;
manchmal fällt, wie eine Tuberose,
ein verlornes Lächeln müd heraus.

Und sie geht gelassen drüber hin,
müde, mit den schönen blinden Händen,
welche wissen, daß sie es nicht fänden,

und sie sagt Erdichtetes, darin
Schicksal schwankt, gewolltes, irgendeines,
und sie gibt ihm ihrer Seele Sinn,
daß es ausbricht wie ein Ungemeines:
wie das Schreien eines Steines —



und sie läßt mit hochgehobnem Kinn
alle diese Worte wieder fallen,
ohne bleibend; denn nicht eins von allen
ist der wehen Wirklichkeit gemäß,
ihrem einzigen Eigentum,
das sie wie ein fußloses Gefäß
halten muß, hoch über ihrem Ruhm
und den Gang der Abende hinaus.«

Auf mich wirken die Worte wie die düsterschweren und doch prunkvoll in tiefdunklem Glanze strahlenden Rubingläser von Rilkes böhmischer Heimat. Gold gibt der Mischung ihre saftvolle Farbe und reicher Goldschmuck steigert den Eindruck wuchtig lastender Pracht . . .

Rilkes böhmische Heimat! Von ihr verspürt man nur wenig sonst in seiner Dichtung. Auch ihm, der auf heiß umstrittenem, einst deutschem Boden geboren ist, bleibt wie fast allen neueren Lyrikern, die hier genannt wurden, Vaterlandspoesie ein unberührtes Gebiet.

Es ist als ob unseren Dichtern die zwischen dem Individuum und der Natur oder dem Weltall liegenden Menschheitsgruppen und -stufen gleichgültig geworden wären. Zu Anfang der sogenannten Literaturrevolution der Achtziger- und Neunzigerjahre des verflossenen Jahrhunderts war für kurze Zeit der Gesichtswinkel der jungen Poeten nicht bloß auf das Individuum eingestellt. Die gesellschaftlichen Bindungen und ihre Beziehungen waren ihnen wichtig geworden. Sie ließen sich von dem sozialen Zug der Zeit mittragen. Allein bald kam es zu enttäuschender Ernüchterung. Und dann zogen sie sich ganz in die Erlebnisse des Einzelmenschen zurück. Von Vaterlandspoesie war natürlich auch in der vorbereitenden Übergangszeit keine Rede.

Wenn die Lyrik vom Vaterland nichts zu sagen hat, so kann nur eins Ursache sein: das Vaterland wird den Dichtern nicht zum Erlebnis. Dass Erleben meist Leid bedeutet, eigenes Leid oder Miterleben fremden Leides, dürfte auf diesen Seiten klar genug geworden sein. Nur schweres Leid erzieht das Genie des Gemüts. Nur Not lehrt beten.

Dem Deutschen ist das Vaterland, dessen Boden seit fast einem Jahrhundert kein ausländischer Feind betreten hat, heute ein viel zu sicherer Besitz, als daß es ihm zum schmerzvollen Erlebnis werden könnte. Ja auch in der deutschen Schweiz, die von allen Ländern deutscher Zunge aus guten Gründen heute noch das empfindlichste und darum auch lebendigste Vaterlandsgefühl besitzt, erklingt seit Gottfried Kellers Hingang nur selten ein neuer vaterländischer Sang. Schon Conrad Ferdinand Meyer huldigte nur in gedämpften Lauten dem großen stillen Leuchten der Heimat.

Soll die Not wieder beten lehren, wie sie vor hundert Jahren aus verträumten romantischen Sehern mit einem Schlage ein Geschlecht von markigen Vaterlandssängern erzogen hat? Vor vierzig Jahren löste der Siegesjubel, der sich befreiend aus Kriegesnöten emporschwang, zwei deutschen Dichtern die Zunge: Liliencron und Wildenbruch. Warum sollte jetzt, wenn der Augenblick ruft, nicht Gleiches geschehen?

Stefan Georges »Blätter für die Kunst« gaben das Wort aus: »Daß der Deutsche einmal eine Geste: die deutsche Geste bekomme — ist ihm wichtiger als zehn eroberte Provinzen.«*) Ganz so dachte auch Goethe. Noch zur Zeit, da Napoleons Scharen siegreich deutschen Grund beschritten, war ihm deutsche

*) »Blätter für die Kunst« Auslese 1904, S. 15.

Kultur allein wichtig. Als dann aber aus schwerer Not der Sieg geboren war, da gings auch ihm auf, daß die Deutschen, «das edelfte Geschlecht«, nur dadurch wieder groß geworden, daß sie sich ringsherum von fremden Banden losgerissen hatten. Vaterlandsgefühl und Kulturgedanke schmolz ihm zu einem einzigen großen Erlebnis zusammen. Und er ftimmte ein in den Jubelruf seines Volks:

»Und Fürft und Volk und Volk und Fürft
Sind alle frisch und neu!
Wie du dich nun empfinden wirft
Nach eignem Sinne frei!
Wer dann das Innere begehrt,
Der ift schon groß und reich;
Zusammen haltet euren Wert,
Und euch ift niemand gleich.«

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenzen aus Paris.

I.

Bulletin littéraire.

Point d'hiver à Paris sans grandes conférences, point de printemps sans ballets russes; ainsi l'ordonne depuis quelques années le régime de nos saisons. Je ne prétends pas, d'ailleurs, comparer des manifestations aussi dissemblables. Mais, de même qu'on aurait tort de ne pas prendre au sérieux ces efforts de la science pour gagner à elle un public élégant, de même il serait injuste de ne voir dans les ballets russes qu'un divertissement frivole. Ils n'ont pas éveillé seulement ce genre de curiosité qui accueillait sous Louis XIV une ambassade siamoise. Ils ont agi profondément sur nos conceptions artistiques, sur nos modes, sur nos mœurs. Bon nombre d'esprits, qui n'accordaient à la danse vis-à-vis des autres arts qu'un rang inférieur, ont eu là une révélation et ont découvert à la danse un intérêt, une noblesse, qu'ils lui déniaient la veille. L'ancien ballet classique, abrité sous la coupole du Grand Opéra comme dans une citadelle imprenable, s'en est trouvé ébranlé et compromis; un maître, venu de Pétersbourg, s'est chargé de le former à l'esprit nouveau. En même temps nos musiciens, prenaient possession d'un domaine, jusqu'alors délaissé, et on a pu récemment donner dans la même soirée quatre ballets écrits par Vincent d'Indy, Paul Dukas, Florent Schmitt et Maurice Ravel, qui sont parmi les plus grands noms de la musique française moderne. Des assemblages de couleur, naguère réputés choquants, ont été, après les ballets russes, osés par les couturiers et adoptés par le public. Il n'est pas jusqu'à ce maintien à la fois souple et las, à cette allure molle, onduleuse et comme féline que la mode du jour impose à la silhouette féminine où ne se révèle encore l'admiration suscitée par les étoiles de la chorégraphie russe. Quand on écrira l'histoire de l'actuelle société française, il faudra bien consacrer un chapitre à l'apparition des ballets russes à Paris; notre histoire offre déjà plus d'un exemple d'une importante victoire gagnée avec les jambes.

De l'Opéra à l'Académie Française, il y a moins loin qu'on ne pense. N'a-t-on pas parlé de restituer à l'Académie de Danse son ancienne splendeur et d'en faire l'égale des autres Académies? — L'Académie Française avait à décerner le mois dernier le Grand Prix de Littérature (10000 Frs.) qu'elle a fondé il y a deux ans. On n'avait pas bien compris pourquoi, l'année précédente, elle n'avait pas voulu donner ce prix tout entier à Charles Péguy et s'était contenté de lui allouer 8000 Frs., réservant le reste pour Louis de Robert, auteur d'un livre de médiocre intérêt — le Roman du Malade. Cette fois encore le Grand Prix a été décerné d'une manière quelque peu déconcertante. L'Académie a couronné «L'élève Gilles», roman d'un écrivain jusqu'alors inconnu, André Lafon. Certes, «L'élève Gilles» n'est pas sans mérite. Le récit d'une enfance est toujours attrayant et ce récit d'une vie de petit écolier docile, modeste et mélancolique, écrit dans une langue tout-à-fait simple et purement classique, nous émeut par sa naïveté délicate et son art discret. Qu'il y ait dans ce livre cette «inspiration élevée» que l'Académie exige du lauréat de son Grand Prix, cela ne parait pas non plus douteux. Et cependant on ne saurait dire que «L'élève Gilles» soit une œuvre vraiment intéressante, ni qu'elle révèle un maître, dont on soit en droit d'attendre d'autres ouvrages de talent;



on y verrait plutôt, au contraire, une nature lente, timide, parcimonieuse et qui répugne à se communiquer. Et puis, à faire le simple tableau d'une âme simple, on court toujours, en littérature, un risque, celui d'ennuyer. Au reste «L'élève Gilles» apparait bien comme un parent de cette »Marie-Claire«, couronné l'an dernier par l'Académie Goncourt et qui fit tant parler d'elle. Et ce n'est pas le moins piquant de l'affaire que de voir les deux Académies rivales s'accorder ainsi dans leurs goûts et encourager des œuvres similaires. Est-ce à dire que soit proche l'avènement d'une nouvelle période de sentimentalité et d'idéalisme, où l'on ne prisera rien plus que l'innocence du cœur? A la vérité, l'opinion publique ne semble pas encore nettement résolue à s'engager sur cette nouvelle voie. «Marie-Claire» l'avait laissée incertaine; «L'élève Gilles» ne lui a pas plu, et, d'autre part, elle n'a pas encore consacré des écrivains depuis longtemps chers aux lettrés, comme ce Francis Jammes, auquel l'Académie Française vient de donner aussi, avec plus de raison cette fois, une récompense de 3000 Frs. pour son poème «Les Géorgiques chrétiennes». Les cinq chants de ce poème, écrit tout en distiques, sont imprégnés d'une foi si candide et pénétrés d'un amour de la vie rustique si profond et si rustique lui-même qu'en dépit de nombreuses platitues l'oeuvre a, dans son ensemble, la grandeur d'une fresque de Puvis de Chavannes.

Plus connu, plus généralement estimé que Francis Jammes est le poète Emile Verhaeren, et il ne serait pas étonnant que, dans ce singulier referendum organisé par quelques revues pour savoir à qui doit revenir le titre de Prince des Poètes, porté par Mallarmé et par Verlaine, et laissé vacant par la mort récente de Léon Dierx, le dernier des Parnassiens, il ne serait pas étonnant que Verhaeren ralliât le plus grand nombre de voix. Pourtant sa tragédie lyrique «Hélène de Sparte», que l'on attendait avec une vive curiosité et qui a été représenté au Théâtre du Châtelet le 4 mai dernier, a éte une déception générale.

Il est certain que Verhaeren a eu de son sujet une conception vraiment tragique; Hélène, après la ruine de Troie, rentre avec Ménélas à Sparte; fatiguée des malheurs qu'elle a déchainés, sans le vouloir, autour d'elle, elle aspire au repos, à l'oubli, à l'apaisement de la vie familiale et de l'affection domestique; mais à peine a-t-elle paru que déjà son sourire engendre de nouveaux crimes; son frère Castor et Electre brûlent pour elle d'un amour illicite; Castor tue Ménélas et succombe à son tour sous le poignard d'Electre, tandis qu'Hélène courbe le front sous la malédiction de sa propre beauté et implore Zeus, pour qu'il l'arrache à un monde dont l'amour est la loi implacable. Mais ce sujet, propre à fournir une vigoureuse action dramatique, le poète a voulu le traiter d'une manière tout élégiaque; il semble avoir songé à la Bérénice de Racine, sans prendre garde que la matière de sa tragédie n'avait rien de comparable à celle de la tragédie racinienne. Entraîné par ce souci néo-classique, il a donné très souvent à son vers la forme la plus classique de l'alexandrin, la plus inutilement classique, et comme, par ailleurs, il use du vers libre et de la prosodie moins exigeante des modernes, son œuvre, malgré de beaux passages, garde des contours indécis et fuyants; elle n'est ni forte, ni touchante, et il semble qu'elle soit constamment demeurée au-dessous de l'idée qu'elle voulait traduire.

Il faut, en revanche, saluer comme une grande et belle œuvre le nouveau roman d'Anatole France «Les Dieux ont soif», qui avait été publié cet hiver dans la Revue de Paris et qui paraît maintenant en librairie. Anatole France a surmonté définitivement le cauchemar de l'affaire Dreyfus; mais il serait peut-être inexact de dire qu'il s'est retrouvé lui-même. »Les Dieux ont soif« révèlent un sens de l'objectivité et une largeur épique qu'il n'avait pas encore atteints. Je ne crois pas qu'il existe un tableau plus habile, plus délicat, plus vivant et plus vrai de la société française et de l'état des âmes sous la Révolution. L'ironie même et l'amertume qui dominent tout l'ouvrage et s'expriment à son fronton par un titre, que l'éditeur aurait eu grand tort de modifier, ont pris une ampleur nouvelle. Moins accusées, elles n'en ont que plus de force. On les sent plus inhérentes aux choses et moins propres á l'écrivain. L'art le plus fin, le goût le plus sûr règnent, sans une défaillance, d'un bout à l'autre du livre. Pour ces raisons, que je ne peux qu'indiquer ici très sommairement, je crois que le roman «Les Dieux ont soif» viellira moins vite et vivra plus longtemps que les autres romans d'Anatole France, et je ne suis pas éloigné de penser qu'on y verra un jour son chef d'œuvre.

Il me faut enfin signaler un évènement littéraire récent, qui pour les amis de notre romantisme n'a pas moins d'importance que la découverte de l'Ur-Meister pour les ad-



mirateurs de Goethe, à savoir la publication d'une œuvre inédite d'Alfred de Vigny, «Daphné». On savait que les papiers d'Alfred de Vigny, détenus par son exécuteur testamentaire Louis Ratisbonne, renfermaient bien des fragments inconnus. On savait que le «Journal d'un poète», extrait de ces papiers et composé par Ratisbonne, n'en révélait qu'une partie. On souhaitait le reste. On se demandait, en particulier, ce qu'était cette »Daphné« à laquelle Vigny fait allusion plusieurs fois dans son journal et pour laquelle il avait réuni de nombreuses notes. On sait aujourd'hui à quoi s'en tenir. Le gendre et l'héritier de Louis Ratisbonne a permis au poète Fernand Gregh d'examiner les manuscrits et copies de manuscrits en sa possession, et celui-ci a retrouvé les feuillets de «Daphné», qui devait être dans l'esprit de Vigny une suite de Stello, la deuxième consultation du Docteur Noir. La Revue de Paris en a commencé la publication dans son deuxième numéro de juin, et »Daphné«, écrit sans doute vers 1835, apparaît comme une œuvre remarquable où s'affirment les plus hautes qualités d'Alfred de Vigny; c'est une richesse nouvelle dont se trouve augmenté le patrimoine de la littérature française.

François-Poncet.

II.

Jacques Duclaux' Untersuchung der physikalischen Konstitution des Wassers. — Henri Poincaré's Vortrag über die Quanten-Theorie. — Vito Volterras Vorlesungen über mathematische Physik. — Die Sonnenfinsternis vom 17. April. — Cohendys Untersuchungen über das Leben ohne Mikroorganismen. — Während zahlreiche Forscher ihre Arbeit einer Vervollkommnung der Theorie der Lösungen zuwandten, machte sich Jacques Duclaux an das Problem der physikalischen Konstitution des Wassers. Der Gegenstand war zwar nicht neu, und mehrere Gelehrte hatten sich schon seit Röntgen damit beschäftigt. Das Wasser weist bekanntlich gewisse Eigenartigkeiten auf, über die man sich klar zu werden gesucht hat, indem man es ansah als eine Lösung von »Eis« in einer Flüssigkeit, dem »Hydrol«, wobei diesen beiden Bestandteilen verschiedene Eigenschaften zugeschrieben wurden. Der junge Gelehrte beschäftigte sich zuerst mit der Veränderlichkeit des Kompressionskoeffizienten des Wassers und kam zu folgendem Schlusse: Ein Liter flüssigen Wassers bei 0° würde etwa 200 g Eis in Lösung enthalten; diese Menge nimmt annähernd um 4 g pro 1° bei der Temperatur nicht weit von 0° entfernt ab. Die Polymerisation des Eismolekuls wäre sehr stark und entspräche $(H_2O)_9$ oder $(H_2O)_{12}$; die spezifische Wärme des aufgelösten Eises wäre 0,62, die des nicht polymerisierten Wassers 0,99. Man findet demnach einen beträchtlichen Unterschied in den Eigenschaften des Wassers. Spring hatte schon 1883 verkündet, daß das Wasser bei einer großen Dichtigkeit eine schwache blaue Farbe habe. Duclaux hat sich die Frage vorgelegt, welchen der Bestandteile des Wassers diese Färbung zuzuschreiben sei. Bei der Prüfung einer 6 m hohen Wassersäule, durch die ein Strahlenbündel hindurchgelassen wurde, konnte er jedesmal die gleiche Färbung herstellen, wenn er dasselbe Strahlenbündel hintereinander durch zwei Kufen parallelwandiger Gläser mit entsprechenden Lösungen von Kupfersulfat und Kaliumbichromat gehen ließ. Er veränderte die betreffenden Verhältnisse von Eis und Hydrol entweder durch Zufügung von farblosen Salzen oder durch Wechsel der Temperatur, diese letzte Veränderung konnte auch umgekehrt werden.

Unter diesen Bedingungen sieht man die Farbe des Wassers vom Blau zum Hellgrün übergehen in dem Maße wie das Eis in der Flüssigkeit die Polymerisation verliert. Das polymerisierte Wasser würde eine blaue oder sogar veilchenblaue Farbe, das Hydrol die hellgrüne Färbung der Ferrosalze haben. —

Die »Société française de Physique« hat in diesem Jahre außer ihren zweimonatlichen Vereinigungen eine Reihe von Vorträgen über die Materie und die Energie veranstaltet, die von lebhaftem Erfolg begleitet waren. In einer der Ostersitzungen, die die Mitglieder aus der Provinz und dem Auslande in Paris vereinigen, hat Henri Poincaré versucht, den Gesamteindruck dieser Vorträge zusammenzufassen und uns in die Quantentheorie einzuführen, mit der er sich nach Planck beschäftigt hat. Die Übereinstimmung der numerischen Ergebnisse von Messungen, die auf den verschiedensten Gebieten mit den verschiedensten Methoden angestellt wurden, führt uns zu einer Eigenschaft der Materie, die nur durch die Existenz der Atome erklärt werden kann. In der Erkenntnis der Natur des Atomes selbst sind wir weniger vorge-



schritten. Nach der Materie erscheint uns die Elektrizität als unſtetig mit den Elektronen, die alle die gleiche Ladung besitzen; dann kommt der Magnetismus an die Reihe mit den Magnetonen, deren Eroberung ganz neu iſt. Darauf erscheint uns die Energie in der Quantentheorie selbſt als unſtetig. Plancks Theorie läßt sich nach Poincaré so formulieren: »Ein physikalisches Syſtem iſt nur zu deuten aus einer endlichen Zahl getrennter Zuſtände, es springt von einem dieser Zuſtände zu dem andern, ohne durch eine zusammenhängende Reihe von Zwischenzuſtänden hindurchzugehen.« Diese Fassung muß auf ein isoliertes Syſtem und sogar auf das ganze Weltall anwendbar sein und zieht von selbſt die unſtetige Veränderung der Zeit nach sich — soll die Unſtetigkeit also über die Welt herrschen, oder wird uns eine genauere mathematische Analyse zeigen, daß diese Unſtetigkeit nur scheinbar iſt? Der Verfasser von »Wissenschaft und Hypothese« schien eine gewisse Abneigung zu haben, die Unſtetigkeit zuzugeben. Er hat die Arbeiten seiner berühmten Vorgänger wieder aufgenommen, auf andern Wegen iſt er wieder zu den Ergebnissen Plancks gekommen, aber indem er die mathematischen Grundlagen dieser Theorie erörtert, glaubt er den Grund der Notwendigkeit des Quantums der Energie eben in der Form der dynamischen Gleichungen und in den Eigenschaften der Hamiltonschen Gleichungen zu finden. Das löſt die Frage nicht, aber führt sie vielleicht auf das Gebiet der Funktionentheorie hinüber.

Es iſt ein neues Kapitel der Funktionentheorie, das Vito Volterra aus Rom an der Sorbonne in der Stiftung Albert Kahn vorgetragen hat, indem er uns über die erbliche mathematische Physik unterhielt. Wenn man in der klassischen Mechanik, z. B. in der Elektrodynamik, in einem gegebenen Augenblick den Zuſtand eines Syſtems kennt, so iſt damit im Grunde seine ganze Zukunft beſtimmt. Wenn man die organische Welt bei Seite läßt, so sind die wohlbekannten Erscheinungen der Hyſteresis ein Beispiel dafür, daß die Naturerscheinungen diese Einfachheit nicht haben, und daß sehr oft der gegenwärtige Zuſtand eines Körpers durch seine ganze frühere Geschichte bedingt iſt. Da die Entwicklung eines Syſtems von inneren Ursachen und der ganzen Geschichte der durchlaufenen Zuſtände bedingt iſt, wird man sagen können, daß es eine ererbte Entwicklung iſt. Um mathematisch Erscheinungen zu ſtudieren und die Tatsachen darzuſtellen, reichen die gewöhnlichen Differentialgleichungen der mathematischen Physik nicht mehr aus. Man hat andere analytische Hilfsmittel nötig, die diesem Zweck angepaßt sind; indem Volterra den Funktionsbegriff verallgemeinert, gelangt er zu den integro-differentialen Gleichungen, welche er im Verlaufe seiner Vorlesungen durchnimmt. —

Diese Vorlesungen mit Ausnahme einiger mit mehr philosophischem Charakter, waren wohl nur einem ziemlich beschränkten Kreis verſtändlich. Die Sonnenfinſternis vom 17. April in Paris und ihre Erwartung hatte Ströme von Tinte fließen lassen, denn es beſtanden sehr viele Unsicherheiten, die nur durch die Erscheinung selbſt behoben worden sind. Unsere Aſtronomen waren nicht einig darüber, ob die Finſternis total oder nur ringförmig sein würde; der schwache Unterschied der durch die verschiedenen Berechnungen angenommenen Monddurchmesser genügte, einen Zweifel hervorzurufen. Außerdem ſtimmten die Zentralitätslinien, die von der Pariser Sternwarte und von den englischen Aſtronomen gegeben worden waren, nicht überein. Andererseits geſtattete die kurze Dauer der totalen oder ringförmigen Finſternis nicht, große Aufschlüsse aus ihr zu ziehen, indes mußte man möglichſt viel aus ihr zu lernen suchen. Die Nähe der Zentralitätszone für Paris hat in dieser Hinsicht zahlreiche Beobachtungen ermöglicht, die nicht alle ohne Interesse sein konnten.

Die Finſternis war nicht total, sondern ringförmig, kam aber der Totalität sehr nahe, man konnte sehr genau die Bailysche Perlschnur erkennen, die durch die Mondgebirge veranlaßt wird, und man hat berechnen können, daß die Differenzen zwischen dem Sonnendurchmesser und den Monddurchmessern (dem inneren und dem äußeren) — 1"2 und + 0"8 wenigſtens in erſter Annäherung betrugen. Die Zentralitätslinie, die zugleich auf der Erde und im Lenkballon beobachtet worden iſt, lag zwischen den beiden berechneten Linien.

Bei den die Aktinometrie, die Luftelektrizität usw. betreffenden Beobachtungen, die bei dieser Gelegenheit angeſtellt worden sind, scheint man sich ziemlich merkwürdigen Assymetrien gegenüber zu befinden. Jouauſt und de la Gorce haben beobachtet, daß die Helligkeit schneller zugenommen als abgenommen habe. Violle hat beobachtet, daß

kurz bevor der Mond die Sonne erreichte, die Sonnenstrahlung eine Steigerung erfuhr, die sich einige Zeit fortsetzte, ehe sie regelmäßig abzunehmen begann. Gäbe es also eine Randwirkung? Und wem wäre sie in dem Falle zuzuschreiben? Für die Elektrizität hat Chauveau in Meudon in der Nähe des Maximums der Finsternis eine Zunahme negativer und eine Abnahme positiver Entladung festgestellt, eine bemerkenswerte Tatsache, wenn es sich wirklich so verhält. In betreff der drahtlosen Telegraphie sind die Ergebnisse noch nicht sehr klar, es scheint indes, daß die Finsternis die Intensität der Wellen beeinflußt hat. Doch kann diese Behauptung nur mit großer Vorsicht aufgenommen werden. Ein anderes Ergebnis, das man der kinematographischen Aufnahme der Finsternis verdankt, ist eine leichte Abplattung des Mondes zwischen $^1/_{600}$—$^1/_{1800}$.

Man sieht, daß die Finsternis vom 17. April trotz ihrer kurzen Dauer Veranlassung zu sehr interessanten Beobachtungen gegeben hat, die eine Fortsetzung bei günstigeren Bedingungen verdienen. —

Von den Untersuchungen, die, wenn ihre Folgerungen nicht in der Zukunft erschüttert werden, vom naturphilosophischen Gesichtspunkt aus ein großes Interesse bieten, betreffen die von Cohendy das Leben ohne Mikroorganismen. Pasteur hatte schon 1885 das Problem aufgestellt. Er sprach den Gedanken aus, daß kein Tier Mikroorganismen in seinem Körper entbehren könne; er regte die Idee an (die auszuführen er nicht Zeit hatte), ein junges Tier von seiner Geburt an, z. B. ein Hühnchen nach dem Auskriechen aus dem Ei, mit keimfreien Nährstoffen zu ernähren. Es wäre möglich — und die Erfahrung allein würde diesen Punkt entscheiden — daß die Eingeweideflora eine Rolle spielt als Ernährung und Schutz. Die entgegengesetzte Meinung wird durch Metschnikow vertreten. Das Problem ist schon im letzten Sinne für gewisse Insekten von mehreren Gelehrten gelöst worden, aber für die Wirbeltiere schien es im umgekehrten Sinn gelöst. Cohendy behauptet jetzt, bis zum Alter von 6 Wochen wenigstens aseptische Hühnchen aufgezogen zu haben. Für ein Wirbeltier, wie das Hühnchen, das normalerweise eine reiche Bakterienflora besitzt, wäre also ein Leben ohne Mikroorganismen möglich, ohne irgend einen Verfall des Organismus nach sich zu ziehen. Wenn indessen das keimfreie Hühnchen zum normalen Leben übergeht, scheint es nicht für die Wirkung der Mikroorganismen übermäßig empfindlich zu sein; indessen macht Cohendy darauf aufmerksam, daß eine für das normale nichtaseptische Tier unschädliche Bakterie ein Krankheitserreger für das aseptische Tier werden kann. Das ließe sich an sich sehr gut erklären, aber neue, genauere und ausgedehntere Versuche scheinen uns nötig, um unsere Überzeugung zu bekräftigen.

L. Margaillan.



ARTHUR VON AUWERS

Beilage zur „Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik“
Verlag von August Scherl. Berlin SW 68



Internationale Monatsschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Max Cornicelius, Berlin, Zimmerstr. 36

Bezugspreis bei sämtlichen Postanstalten in Deutschland vierteljährlich 3 Mark; bei direktem Bezuge durch Streifband in den Ländern des Weltpostverkehrs 4 Mark. Einzelnummern kosten 1 Mark.

6. Jahrgang, Nr. 12
September 1912

Insertionspreis für die zweigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf. — Inseraten-Annahme bei den Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. in Berlin und den größeren Städten Deutschlands u. der Schweiz

Für die Redaktion verantwortlich: Wilhelm Paszkowski, Berlin.

Erscheint jeden ersten Sonnabend im Monat. — Verlag von August Scherl in Berlin SW. 68, Zimmerstraße Nr. 36-41.

Arthur v. Auwers.

Von

Hermann Kobold.

Am 25. Juni konnte einer der gefeiertsten Verkörperer der Ideale deutscher Wissenschaft, dessen Wirken für eine durch intensive, planmäßige Arbeiten ausgezeichnete Periode der astronomischen Forschung bestimmend war, das goldene Jubelfest der Promotion feiern. Arthur v. Auwers' Wiege stand auf einem für die Astronomie, der er sich später widmete, geweihten Boden. In Göttingen, wo Gauß' Genius die wichtigsten Fäden der exakten Forschung in seiner Hand hielt, erblickte er am 12. September 1838 das Licht der Welt, und an Gauß' Arbeitsstätte auf der Göttinger Sternwarte leistete er auch in seiner Studienzeit als Beobachter der Astronomie die ersten Dienste durch Beobachtungen gerade stattfindender Himmelserscheinungen sowie Positionsbestimmungen kleiner Planeten und Kometen. Die damals besonders durch Argelanders Forschungen in den Vordergrund des Interesses gerückten veränderlichen Sterne bildeten schon seit 1853 einen besonders lebhaft gepflegten Teil des Beobachtungsprogramms des jungen Gelehrten, und die im Januar 1859 veröffentlichte Bearbeitung der bis dahin gewonnenen Resultate ergibt für mehrere Veränderliche einen höchst wertvollen Beitrag zur Kenntnis ihres Lichtwechsels, läßt zugleich aber auch erkennen, daß der Verfasser mit den Beobachtungs- und Reduktionsmethoden der praktischen Astronomie schon völlig vertraut und zur tätigen Teilnahme an der Erforschung der der Lösung harrenden Fragen berufen ist. Auch auf dem Gebiete der theoretischen Astronomie betätigte sich Auwers schon während seiner Studienzeit durch Berechnung von Bahnen neuentdeckter kleiner Planeten und Kometen, auch hier schon die sichere Beherrschung der einzuschlagenden Wege dartuend.

Eine zweite Wirksamkeitsstätte eröffnete sich Auwers dann in Königsberg, wohin er im Jahre 1859 als Assistent der Sternwarte übersiedelte. Hier auf dem klassischen Boden der durch Bessels schöpferische Arbeiten auf eine ungeahnte Höhe gehobenen praktischen Astronomie fand er die günstigsten Bedingungen für die Erreichung hoher Ziele. Das Heliometer ist wohl unbestritten dasjenige Instrument, durch dessen Theorie und Nutz-

barmachung für die feinsten, die denkbar größte Genauigkeit fordernden Beobachtungen Bessels Scharfsinn sich für immer das glänzendste Denkmal gesetzt hat. Es gab ihm die Möglichkeit, durch eine unanfechtbare Bestimmung der Entfernung des 61. Sternes im Schwane aus der Abspiegelung der Bewegung der Erde in seinem Orte am Himmel den Jahrhunderte lang geforderten Nachweis der Folgerichtigkeit der kopernikanischen Lehre zu erbringen. Diesem feinsten astronomischen Meßwerkzeuge wandte sich Auwers sofort zu und erntete in den 3 Jahren seiner Wirksamkeit in Königsberg reiche Früchte durch Positionsbestimmungen von Planeten, Kometen, Nebelflecken, durch Beobachtung von Doppelsternen und vor allem durch die Bestimmung der Parallaxe mehrerer Sterne.

Eine der überraschendsten Entdeckungen, die wir Bessel verdanken, ist die der Veränderlichkeit der Eigenbewegung d. h. der teils scheinbaren, aus einer Bewegung des Sonnensystems im Raume hervorgehenden, teils wirklichen Bewegung im Raume, für Sirius und für Procyon. Bessels kühne Erklärung dieser Erscheinung durch die Wirkung großer, dunkler oder doch nur schwach leuchtender, den Hauptstern störender Begleiter fand zunächst viele Gegner; sie triumphierte aber dennoch, als 15 Jahre nach ihres großen Urhebers Tode Clark einen sehr schwachen Begleiter des Sirius fand, dessen Lage gegen den Hauptstern der Richtung nach mit der von Peters auf Grundlage der Besselschen Daten entwickelten Theorie übereinstimmte. Der theoretischen Seite der Frage hatte schon vorher auch Auwers sich zugewandt und in seiner Dissertation eine Bahnbestimmung des Procyonbegleiters, sich stützend auf eine kritische Untersuchung der Bewegung des Hauptsternes verglichen mit einer Reihe anderer heller Sterne ausgeführt. Die Lösung der Aufgabe war beim Procyon noch erheblich schwieriger als beim Sirius, weil bei dem wesentlich geringeren Betrage der Unregelmäßigkeiten, die auf eine kleinere relative Masse des Begleiters schließen ließen, die unvermeidlichen Beobachtungsfehler sich in um so höherem Grade bemerkbar machten. In der Tat mußte Auwers sich bei erschöpfender strengster Ausnutzung des vorhandenen Materials mit dem Nachweis begnügen, daß zur Erklärung der Unregelmäßigkeiten die Annahme genüge, Procyon durchlaufe in einem Zeitraume von 40 Jahren eine kreisförmige, mit einem Halbmesser von 1″ um den gemeinsamen Schwerpunkt des Systems, das er mit dem unsichtbaren Begleiter bildete, beschriebene Bahn. Erst 50 Jahre, nachdem die Existenz dieses Procyonbegleiters dem geistigen Auge Bessels sich verraten, und fast 4 Jahrzehnte, nachdem Auwers ihm seine Bahn vorgezeichnet hatte, gelang es Schaeberle mit dem lichtstärksten existierenden Fernrohre durch die Auffindung des Begleiters von neuem die Tragweite dieser aus geringfügigen Abweichungen gezogenen weittragenden Folgerungen in helles Licht zu setzen und die Genauigkeit astronomischer Beobachtungen, die zwingende Notwendigkeit des Gravitationsgesetzes zum endgültigen Siege zu führen. Auwers bearbeitete in gleicher Weise wie das Procyonsystem, sich nur auf die Ortsbestimmungen des hellen Sternes stützend, auch das Siriussystem. 27 Jahre später, als die Messungen des von Clark gefundenen Begleiters sich auf etwa ein Viertel der Bahn erstreckten und Mitberücksichtigung verlangen konnten, nahm er die Aufgabe wieder in die Hand und führte den Beweis, daß beide Reihen von Beobachtungen

sich in vollſtändiger Übereinſtimmung befanden.

Mit diesen von Besselschem Geiſte durchdrungenen Arbeiten, die in Königsberg teils ganz, teils im wesentlichen entstanden sind, wandte sich Auwers jenem Arbeitsgebiete zu, auf dem sein Wirken von der größten Bedeutung geworden ist. Die durch die außerordentlichen Fortschritte der Technik bedingte, durch die verfeinerte Theorie der Instrumente möglich gemachte gesteigerte Genauigkeit der astronomischen Beobachtungen forderte eine erneute Sicherung der von Bessel in seinen »Fundamenta Aſtronomiae« gelegten Grundlagen der Aſtronomie. Es handelte sich darum, auf Bessels Arbeiten fußend, eine zweite Näherung auszuführen, die das gewaltig angewachsene Material mit dem jedem einzelnen Teile zukommenden richtigen Stimmgewicht zu einem Ganzen vereinigte. Auwers übernahm die Führung bei diesem Unternehmen und bewältigte selbſt die wichtigſten Teile der Arbeit. Das Vorhandensein persönlicher Fehler in allen durch unsere Organe erlangten Beobachtungen und die Abweichungen unserer Inſtrumente von der mathematischen Genauigkeit bedingen kleine Unterschiede syſtematischen Charakters zwischen den einzelnen Beobachtungsreihen, und die mehr oder minder vollſtändige Fortschaffung oder Berücksichtigung dieser Fehler beſtimmt die Grenze der erreichten Genauigkeit. Von einschneidender Bedeutung werden diese Fehler aber natürlich, wenn es sich um eine Verschmelzung eines von vielen Seiten zusammengetragenen Materials handelt. Da für die Beobachtungen am Himmel absolute Normen nicht exiſtieren, so kann nur auf dem Wege der Vergleichung und allmählicher Näherung ein fehlerfreies Resultat erſtrebt werden. Bessel hatte die unter James Bradleys Leitung in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Greenwich angeſtellten Beobachtungen der helleren Sterne zum Ausgangspunkte gewählt und dieses mit nach unseren heutigen Begriffen durchaus minderwertigen Hilfsmitteln erlangte Material zum Eckſtein des feſtgefügten Lehrgebäudes der praktischen Aſtronomie gemacht. Mit unvergänglichen Lettern geschrieben ſteht seitdem Bradleys Name im Buche der Geschichte der Wissenschaft verzeichnet. Doch als ein Jahrhundert seit Bradleys Wirken verflossen war und ein weiterer Schritt vorwärts getan werden mußte, war nur durch ein nochmaliges Zurückgehen auf die Quellen selbst, durch eine vollständige Neubearbeitung der Bradleyschen Beobachtungen mit den so sehr vervollkommneten Hilfsmitteln und unter Zugrundelegung der seitdem erlangten, von den wahren kaum noch merkbar abweichenden Werten der zur Befreiung von den ſtörenden Einflüssen dienenden Konſtanten ein Erfolg denkbar. Zur Ausführung dieser Arbeiten, die den Ausgangspunkt einer neuen Epoche für die Erforschung des Fixſternsyſtems bilden sollten, ward Auwers berufen, und er gab der Aſtronomie dieses neue Fundament unsrer Kenntnis des Ortes und der Bewegungen der Fixſterne in dem dreibändigen Werke »Neue Reduktion der Bradleyschen Beobachtungen«. Das für die weitere Entwicklung notwendigſte und wichtigſte Ergebnis dieser großen Arbeit waren die Eigenbewegungen der mehr als 3000 Sterne, die aus der Vergleichung von etwa ein Jahrhundert auseinanderliegenden Örtern erschlossen waren. Sie fanden dann auch sofort Verwendung bei der Aufſtellung eines fundamentalen Fixſternkatalogs, in dem die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit



den vorzüglichſten Hilfsmitteln an einer Reihe von Sternwarten angeſtellten Ortsbeſtimmungen von 539 hellen Sternen des Nordhimmels nach sorgfältiger Ermittlung ihrer gegenseitigen Beziehungen zu Mittelwerten, denen eine hohe Genauigkeit innewohnen mußte, vereinigt wurden. Dieser Katalog bildete die Grundlage des unter Leitung der Aſtronomischen Gesellschaft zur Ausführung gebrachten großen Unternehmens der Herſtellung eines genauen Ortsverzeichnisses der zu den erſten neun Größenklassen gehörigen, d. h. der in den Fernrohren mittlerer Größe noch sicher zu beobachtenden Sterne, das eine Verwirklichung eines Planes vorſtellte, dessen Notwendigkeit schon von Bessel betont war, und dessen Ausführung er durch seine Zonenbeobachtungen vorbereitet hatte. Doch die Kräfte eines einzelnen reichten bei Weitem nicht aus zur Bewältigung der Arbeit, da es sich, wenn die Arbeit auch nur die nördlich vom Äquator liegende Himmelshälfte umfassen sollte, schon um beinahe 150000 Sterne handelte, deren Position zu beſtimmen war, und erſt als auf Bruhns' Antrag und unter Argelanders Führung die Aſtronomische Gesellschaft sich in den Dienſt des Unternehmens ſtellte, gewann es greifbare Geſtalt. Daß seine Durchführung aber möglich gewesen iſt, und daß sie in einer so vollendeten Form erreicht wurde, iſt unſtreitig Auwers' Verdienſt, der nach Argelanders Tode den maßgebenden Einfluß in der die Ausführung leitenden Kommission innehatte. Das Unternehmen wurde später durch die Hinzunahme des südlich vom Äquator liegenden in mittleren nördlichen Breiten noch hinreichend sicher zu beobachtenden Teiles des Himmels bis 23 Grad südlich vom Äquator erweitert und ſteht jetzt unmittelbar vor der Vollendung. Für die Erforschung der Gesetze, die die Bewegungen im Fixſternsyſtem beherrschen, iſt durch diesen »Katalog der Aſtronomischen Gesellschaft« ein Hilfsmittel von unvergleichlich hoher Wichtigkeit geschaffen, da er uns ein in verhältnismäßig kurzer Zeit nach gleichen Prinzipien gezeichnetes und von jeder Willkür befreites Bild eines beſtimmt begrenzten Teiles des uns umgebenden Raumes darbietet. Aber auch in dem engeren Rahmen unseres Sonnensyſtems iſt durch die Bequemlichkeit, die Sicherheit und vor allem die Gleichförmigkeit der Poſitionsbeſtimmung der kleinen Planeten und Kometen, die durch den Katalog herbeigeführt worden iſt, ein großer Fortschritt erreicht, der für den weiteren Ausbau der Theorie von wesentlicher Bedeutung sein wird.

Die Früchte der durch Auwers organiſierten Tätigkeit kamen aber nicht allein im Neugeschaffenen zum Vorschein, sie gewannen auch Bedeutung durch eine Steigerung des Wertes älterer Beobachtungsreihen von Fixſternörtern. Die Kenntnis der Bewegungen der möglichſt gleichförmig über den Himmel verteilten Hauptſterne gab überall Anhaltspunkte, mit deren Hülfe die Ermittelung der Beziehungen jeder einzelnen Beobachtungsreihe zu dem durch die Verbindung der Bradleyschen und der ausgewählten neueren Beobachtungen entſtandenen Syſteme erfolgen konnte. Versuche, solche Reduktionen der Sternverzeichnisse auf ein einheitliches Syſtem aufzuſtellen, waren von anderer Seite schon gemacht, und auch Auwers hatte sich mit der Aufgabe schon beschäftigt. Mit vollem Erfolge konnte sie aber erſt gelöſt werden, als durch die vorhin erwähnten Arbeiten eine feſte Richtschnur, an die man sich sicher halten konnte, gezogen war. Durch die Beschaffung

der definitiven Reduktionstafeln zur Beziehung beliebiger Sternpositionen auf das Syſtem des Auwersschen Fundamentalkatalogs leiſtete Auwers der Aſtronomie einen weiteren Dienſt von größter Bedeutung, dessen Tragweite noch dadurch wesentlich gehoben wurde, daß Auwers auch die Gewichte ermittelte, die den einzelnen Reihen beigelegt werden müssen, damit jede zu ihrem Rechte komme.

Der wahre Wert dieser großen Arbeiten, die auf sicherer Grundlage ein sich überall feſt ineinanderfügendes harmonisches Gebäude bilden, kann erſt voll erkannt werden, wenn die Früchte reifen werden, zu denen sie den Keim gelegt haben, wenn es zukünftigen Forschern gelingen wird, die ſtrenge, gesetzmäßige Ordnung in den Erscheinungen der Fixſternwelt aufzudecken, von deren Vorhandensein wir überzeugt sind, obwohl bislang höchſtens Spuren derselben sich uns enthüllt haben.

Auwers gab seinem Fundamentalkataloge seine definitive Form dadurch, daß er alle für die einzelnen Sterne seit Bradleys Zeit angeſtellten Beobachtungen, soweit sie auf Berücksichtigung Anspruch erheben durften, für die Beſtimmung des Ortes und der Eigenbewegung in gebührender Weise mitsprechen ließ. Durch die Hinzunahme von 83 Sternen des Südhimmels war die Anzahl der Sterne des Katalogs auf 622 geſtiegen, für die je vier Größen, die beiden Koordinaten und ihre jährlichen Änderungen zu beſtimmen waren. Diese Ausgleichung des ganzen zwischen 1750 und 1900 gesammelten Materials wurde zweimal, das erſtemal mit genäherten, das zweitemal mit den definitiven Gewichten der einzelnen Kataloge ausgeführt, und die zweite Ausgleichung, die 1903 zum Abschluß kam, iſt als das wahrscheinlichſte Ergebnis der auf anderthalb Jahrhunderte verteilten Beobachtungen dieser Sterne zu betrachten, indem durch die Ausgleichung die Bewegungen befreit wurden von den ihnen in der erſten Annäherung durch den Fehler der Bradleyschen Ausgangswerte noch anhaftenden Ungenauigkeiten.

Mit der Erreichung dieses Zieles war der Zeitpunkt gekommen, in dem man ein noch größeres ins Auge fassen durfte. Der Natur ihrer Entſtehung nach waren die Quellen, aus denen man die Kenntnis des Ortes eines beliebigen Sternes schöpfen konnte, in den verschiedenſten Publikationen aufzusuchen, und eine lückenlose Information zu erlangen, war, wenn überhaupt, so nur mit großer Mühe möglich. Hier ordnend und zusammentragend einzugreifen, war als notwendig schon längſt erkannt. Versuche waren auch schon gemacht, aber immer wieder aufgegeben worden oder nur in beschränktem Maße zur Ausführung gelangt, teils weil Arbeitskraft und Hilfsmittel nicht ausreichten, teils weil die Unfruchtbarkeit des Unternehmens, solange es nicht auf unanfechtbaren Grundlagen ruhte, erkannt wurde. Mit der Hinausschiebung der Inangriffnahme wuchs aber ſtetig auch die Ausdehnung und die Schwierigkeit der Aufgabe, und die Gefahr, daß eine neue Zeit schonungslos das ihr in unreifem Zuſtande überlieferte Material völlig preisgeben werde. Das Bedürfnis, hier Wandel zu schaffen, machte sich in beſtändig wachsendem Grade geltend mit der Zunahme der Zahl der Stätten, die der praktischen Aſtronomie sich zuwandten, und mit den Zielen der Aſtronomie selbſt, die Einheitlichkeit der Grundlagen immer dringender forderten. Ein von Riſtenpart Auwers zur Begutachtung vorgelegter Vorschlag der Anlegung eines, einem Inſtitut in Verwahrung zu gebenden, Zettelkatalogs, der für jeden einzelnen

Stern einen Quellennachweis geben sollte, gab den Anlaß, daß Auwers mit seiner vollen Autorität für das Unternehmen in einer erweiterten, den Bedürfnissen in wirklich ausreichender Weise gerecht werdenden Form eintrat und die Berliner Akademie veranlaßte, zunächst mit ihren Mitteln einzutreten und später die Ausführung der »Geschichte des Fixsternhimmels« zu einer akademischen Angelegenheit zu machen. In der definitiven Form, in der die Arbeit nun schon 15 Jahre lang fortgeführt wird, will sie für jeden einzelnen Stern alle zwischen 1750 und 1900 erlangten Meridianbeobachtungen sammeln, will diese sämtlichen Beobachtungen in einheitlicher Weise auf die Epoche 1875.0 reduzieren und in dieser Reduktion auch durch den Druck zugänglich machen und will drittens dann für jeden Stern die vorliegenden Ortsbestimmungen mit dem jeder einzelnen zukommenden Stimmrechte zu einem Endresultat für Ort und jährliche Bewegung zusammenfassen und alle so erhaltenen definitiven Positionen zu einem Generalkataloge vereinigen. Bei der Ausführung der Arbeiten hat zehn Jahre lang noch Ristenpart mitgewirkt, jetzt steht sie in dem zweiten unstreitig wichtigsten Abschnitte der Verarbeitung des rohen Materials zu einem jederzeit sofort gebrauchsfertigen Ganzen von unvergänglichem, sich stets gleichbleibendem Werte. Ungeheuer groß erscheint die Arbeit, mehr als eine Million einzelner Bestimmungen von reichlich einer viertel Million Sternen aus etwa 300 Quellen zusammenzutragen und zu verarbeiten, aber unermeßlich wird auch der Nutzen sein, den das vollendete Werk für das erhabenste Problem der Astronomie, die Erforschung der Anordnung und der Gesetze des Fixsternsystems, haben wird.

Selten dürfte es einem einzelnen Forscher möglich gewesen sein, vielleicht niemals wieder einem Einzelnen möglich werden, für ein so ausgedehntes Gebiet, wie es die Fixsternkunde durch den rastlosen Eifer der Beobachter, besonders der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geworden ist, das zu leisten, was die Astronomie Auwers verdankt. Nachgeeifert, ähnliches zu schaffen versucht haben auch andere, aber eine in gleich vollständiger, systematischer und konsequenter Weise durchgeführte Bearbeitung zu geben, war niemandem sonst vergönnt.

Wenn auch unstreitig das Schwergewicht von Auwers' Wirksamkeit auf dem Arbeitsgebiete liegt, auf dem wir ihn soeben in dem skizzenhaften Überblicke verfolgt haben, so ist sie dadurch doch bei weitem nicht erschöpft. Durch seine Stellung als Astronom und später ständiger Sekretar der preußischen Akademie der Wissenschaften schon 1866 berufen, von einem höheren Standpunkte aus seiner Wissenschaft zu dienen, hat er, neben der eigenen Forscherarbeit, fast überall, wo gemeinsames Handeln zur Erreichung großer Ziele geboten war, eingegriffen.

Eine der wichtigsten Aufgaben für die Mechanik des Sonnensystems besteht in der Ermittlung der Dimensionen der Erdbahn, und als das vorzüglichste Mittel, diese Aufgabe zu lösen, war, bis die Erforschung des Planetoidenringes besseres an die Stelle setzte, die Erscheinung der Venusdurchgänge zu betrachten. 1874 und 1882 war die seltene Gelegenheit zur Anwendung dieser Methode gegeben, und sie wurde auch von den deutschen Astronomen nach Möglichkeit ausgenutzt, indem jedesmals 4 Expeditionen, 1874 nach Ostasien und Inseln des Indischen Oceans, 1882 nach dem amerikanischen



Kontinente ausgesandt wurden. Auwers selbſt ging 1874 im Auftrage der Berliner Akademie nach Luxor in Ägypten zur Beobachtung der letzten Berührung und nahm 1882 direkten Anteil an den Arbeiten einer der 4 Expeditionen, nämlich derjenigen nach Punta Arenas an der Magalhaensſtraße. Die zur Vorbereitung des Unternehmens eingesetzte Kommission war unter Auwers' und Winneckes Einflusse zu der Ansicht gelangt, daß die heliometrische Beſtimmung der gegenseitigen Lage der Venus gegen den Mittelpunkt der Sonnenscheibe das geeignetſte Mittel sei, um ein hinreichend sicheres Resultat zu erlangen, und diesen Beobachtungen wurde denn auch bei beiden Durchgängen das Hauptaugenmerk zugewandt, wenn auch neben ihnen beidemale noch die Beobachtung der Ränderberührungen ausgeführt und 1874 auch photographische Aufnahmen angeſtellt wurden. Die unter Auwers' und Winneckes Leitung aufs sorgfältigſte eingeübten Beobachter haben dann auch, besonders 1882 infolge günſtigerer Beobachtungsbedingungen, ein außerordentlich reichhaltiges Material zusammengetragen, dessen Bearbeitung und Verwertung in Auwers' Hände gelegt und in den wesentlichen Teilen von ihm selbſt ausgeführt wurde. Wenn auch bei den ungeahnt schnellen Fortschritten, die, dank außerordentlicher günſtiger Umſtände, unsere Kenntnisse auch inbezug auf die Sonnenentfernung in den letzten paar Jahrzehnten machten, das erzielte Resultat nicht der aufgewendeten Arbeitskraft entsprach, so schmälert das doch nicht das Verdienſt, das Auwers als die Seele des ganzen Unternehmens sich erworben, und das Ganze wird in der Ausführung und in der Bearbeitung ſtets als ein Muſter deutscher Gründlichkeit vorbildlich daſtehen.

Auwers' hier in großen Zügen gezeichnete, nur durch ihre Hauptmomente charakterisierte Wirksamkeit legt beredtes Zeugnis ab von dem großen Einflusse, der von ihm auf die aſtronomische Forschung des letzten halben Jahrhunderts ausgeübt wurde. Die Merkſteine wegdenken, an denen sein Forscherweg vorüberführte, würde das Bild, in dem uns das Wissensgebiet der Aſtronomie heute entgegentritt, von Grund aus ändern. Der Vollendung einer weiteren Arbeit, die die zukünftige Forschung in ihren Lebensbedingungen berührt, die die Arbeit eines Jahrhunderts vor dem Vergessen retten soll, blicken wir entgegen. In dem Wunsche, daß noch weitere koſtbare Früchte durch seine Hand zur Reife gebracht werden möchten, daß er sich des Aufgehens der reichen Saat, die er geſtreut hat, noch lange erfreuen möchte, vereinigen sich die weiteſten Kreise der Wissenschaft, deren hohe Wertschätzung seines Wirkens in mannigfacher Weise zum Ausdruck gekommen iſt. Die Akademien der Wissenschaften zu Berlin, Petersburg, London, Washington, Paris und Wien nahmen ihn in die Reihe ihrer Mitglieder auf, die Royal Aſtronomical Society verlieh ihm die goldene Medaille, als Kanzler des Ordens pour le Mérite für Künſte und Wissenschaften ſteht er in Deutschland an erſter Stelle.

„Den Kaiser macht das Heer".

Von

Franz Kampers.

Werden und Wesen der mittelalterlichen Kaiseridee hat gerade die Forschung der letzten Jahre zu ergründen versucht. Eine Reihe durchweg wertvoller Monographien und Aufsätze war bestrebt, die Bedeutung dieses zentralen Völkergedankens immer klarer herauszuarbeiten. Im Umkreise dieser Untersuchungen ist neuerdings mehrfach ein Wort des hl. Hieronymus, nach dem das Heer den Kaiser macht, kritisch beleuchtet worden.

Hermann Meyer hat in seiner Studie über »Lupold von Bebenburg« (Freiburg i. B. 1909) — soweit ich sehe — zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß jener Rechtssatz in der publizistischen Literatur des späteren Mittelalters eine Rolle spielte. Er zeigt, wie er in den Schriften seines scharfen Juristen und glühenden Patrioten als wuchtiges Argument für dessen Auffassung des souveränen römischen Volkes verwandt wird. Diesen auch im Corpus iuris canonici verwerteten Satz exercitus facit imperatorem erklärt der Bamberger Publizist dahin: »das römische Heer oder das römische Volk habe in jener Zeit das ganze Reichsvolk repräsentiert und eben deshalb die Fähigkeit gehabt, den Kaiser zu wählen«. Also nach Lupolds Auffassung verlieh einst das römische Volk, repräsentiert durch das Volk der Stadt Rom, dem Kaiser die Herrschaft über die Welt; heute aber, so deduziert er weiter, sind die Kurfürsten die Repräsentanten dieses Volkes.

Inzwischen hat nun Edmund E. Stengel jenes Wort des Hieronymus zum Titel einer fleißigen und scharfsinnigen Studie (Weimar 1910) gewählt. Seine zahlreichen Nachweise von Stellen, in denen dieser lapidare Satz als Argument verwandt wurde, machen es von vornherein gewiß, daß dieser in der Geschichte der politischen Gedanken des Mittelalters von einer bislang nicht erkannten Bedeutung gewesen sein muß. Stengel macht aus dem wiederholten Gebrauch dieses Rechtssatzes Rückschlüsse auf eine zu verschiedenen Zeiten des Mittelalters herrschende Auffassung, welche sich bemüht, »die Unabhängigkeit des Kaisers von Papst und Römern zu erweisen, indem sie, zum Teil mit bewußter Anknüpfung an das Militärkaisertum der römischen Cäsaren, militärische Übermacht und politische Vorherrschaft als die eigentliche Quelle und Voraussetzung des Kaisertums bezeichnet«. Er sucht also nachzuweisen, daß im »Mittelalter der Gedanke niemals erloschen ist, daß nicht der Papst oder das römische Volk, sondern daß nur die eiserne Macht den Kaiser mache, daß das Reich nicht verliehen, sondern erstritten werde«. Weiter sucht er zu zeigen, daß jenes Wort des hl. Hieronymus von den Literaten des ausgehenden Mittelalters als juristisches Argument dafür verwandt wurde, daß »das aus der Souveränität des römischen Volkes abgeleitete Wahlrecht der deutschen Kurfürsten die Grundlage der Kaisergewalt sei«.

Von den Tatsachen, die unser Autor für seine These beizubringen weiß, verdienen vier besonders herausgehoben zu werden: Seinen Bericht über die Schlacht auf dem Lechfelde vom 10. August 955 schließt Widukind von Korvey mit den Worten, daß das Heer seinen König jubelnd als »Vater des



Vaterlandes« und als »Kaiser« begrüßt habe. Übereinstimmend nennt eine bald darauf ausgestellte Trierer Urkunde Otto, den Besieger der Ungarn, »Kaiser«. Sodann sagt Otto von Freising ausdrücklich, daß die Macht der Franken dem großen Kaiser die Krone verschafft habe. Weiter hat von den Publizisten namentlich Wilhelm von Occam den genannten Rechtssatz als Beleg dafür angeführt, daß der Kaiser nicht vom Papste gemacht werde, und daß das Wahlrecht der deutschen Fürsten nicht vom Papsttume abhängig sei. Schließlich hat der märkische Ritter Johann von Buch in der ältesten Glosse zum Landrechte des Sachsenspiegels das Wort geprägt: »Hir merke, wei der konink erwirvet dat rike. Dat koninkrike erwirvet hei mit deme kore, dat keiserrike irwirvet hei mit stride unde den keiser namen erwirvet hei mit des pawestes wyunge.«

Die interessante These Stengels von den »leisen Versuchen des Mittelalters, auf das eiserne Gesetz der Macht staatliches Recht zu gründen«, scheint mir noch nicht gegen alle möglichen Einwände geschützt zu sein; aber ich glaube, daß er recht hat. Ist das wirklich der Fall, so stehen wir vor der Frage: Zeugt das Fortleben und Fortwirken des antiken Rechtssatzes exercitus facit imperatorem mehr für den nationalen oder mehr für den römisch-imperialistischen Gehalt der mittelalterlichen Kaiseridee?

Auch Stengel geht dieser Frage nicht aus dem Wege. Nach seiner Meinung war es die Absicht Widukinds, bei der Erwähnung der Kaiserproklamation durch das Heer »der deutschen und namentlich der sächsischen Partei die nun einmal geschehene und nicht wieder zu beseitigende Verbindung des deutschen Regnums mit dem römischen Imperium erträglich zu machen und für sich selbst einen Ausgleich zu finden zwischen seinem nationalsächsischen und seinem dynastischen Empfinden, die sich in dieser Frage widersprachen. Darum verschwieg er wohl den päpstlichen Krönungsakt und ließ im Anschluß an den Vorgang einer wirklichen oder angeblichen imperatorischen Akklamation das Kaisertum Ottos des Großen seinen Lesern als eine Schöpfung des deutschen Heerbannes erscheinen. Der Versuch des Widukind, dem neuen Imperium seinen hierarchischen Charakter zu nehmen, ist sowohl ein Versuch, es zu nationalisieren als einer, es zu militarisieren«. Stengel verweist dafür noch auf die bekannte Tatsache, daß das Wort Imperator für Widukind nicht den römischen Kaiser, sondern »den Herrscher bezeichnet, der eine besonders weitreichende Gewalt, insbesondere einen solchen, der neben dem Regiment im eigenen Lande auch noch über fremde Völker eine Hegemonie besitzt«. »So wollte Widukind zweifellos auch das Imperium Ottos I. aufgefaßt wissen: die auf der deutschen Machtstellung beruhende europäische, ja universale Vorherrschaft Ottos des Großen kommt in ihm zum Ausdruck*); von einem römischen Reiche, das außerhalb des deutschen Regnums und über ihm in Rom und in der päpstlichen Krönung wurzelt, braucht darum keine Rede zu sein.« Eine ähnliche Interpretation läßt auch der zitierte Satz des Johannes von Buch zu.

So könnte man annehmen, daß in der Anwendung des Wortes exercitus

*) Schon Hauck (Kirchengeschichte Deutschlands III 3 und 4 S. 313) weist darauf hin, wie Widukind es fertig bringt, »die jugendfrisch emporstrebende sächsische Macht und Rom auf dem Gipfel seiner Weltherrschaft unter Augustus zu vergleichen: er charakterisiert die eine nach der andern: beinahe reiche Europa nicht mehr für das Sachsenreich aus, es leide unter seiner eigenen Größe«.



facit imperatorem zu verschiedenen Zeiten des Mittelalters das mehr oder minder bewußte Streben zum Ausdruck gelangt, das Imperium Roms im deutschen Regnum aufgehen zu lassen. Nun muß man auf der anderen Seite aber wohl beachten, daß Widukind die erwähnte Schilderung der Kaisererhebung Ottos »auf Reminiszenzen an alte Autoren aufgebaut hat, wobei er noch das Versehen beging, beide Titel (imperator und pater patriae) vom Heere erteilen zu lassen, während der erste von diesen im alten Rom doch nur vom Senate vergeben werden konnte.« Auch das will beachtet sein, daß die mittelalterlichen Publizisten und Glossatoren sich durchaus bewußt sind, daß dieser Hieronymus-Satz aus dem vermeintlichen römischen Kaiserrechte entnommen wurde. So könnte man also auch umgekehrt behaupten, daß Widukinds Versuch, das ottonische Kaisertum zu nationalisieren, schließlich doch nur dessen antiken Gehalt verstärkte. Vielleicht werden wir, wenn wir diese Frage von der universalgeschichtlichen Warte aus prüfen, zu einer zufriedenstellenden Beurteilung der Auffassung des ottonischen Imperiums durch Widukind gelangen.

In der reichen Literatur zur Geschichte der deutschen Kaiseridee, die in der letzten Zeit entstand, spielt diese Frage nach dem Verhältnis zwischen dem deutschen Regnum und dem römischen Imperium in den verschiedenen Epochen des Mittelalters überhaupt eine bemerkenswerte Rolle. So hat Mario Krammer in seiner Studie »Der Reichsgedanke des staufischen Kaiserhauses« (Breslau 1908) die Umwandlung des durch das deutsche Königtum charakterisierten Staatsbegriffes in den römisch-kaiserlichen zu erweisen versucht. …mer führt aus: »Die Idee des Kaisertums ist zu allen Zeiten des Mittelalters in Deutschland gefeiert worden, dennoch war, wenigstens in der früheren Zeit bis zu den Staufern, das Bewußtsein dafür durchaus lebendig, daß das Reich trotz dieser Einkleidung seinem Ursprung nach ein deutsches war und die tatsächliche Macht des Gebieters, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Italien und den anderen Nebenlanden, keineswegs auf dem römischen Kaisertum, sondern auf dem deutschen Königtum, seinen Rechtstiteln und Machtmitteln beruhte. Die Vogtei der Kirche freilich und den Anspruch auf das dominium mundi hatte der Herrscher nur als Kaiser. Demgemäß fand die Ehre des deutschen Königtums wie die des Kaisertums ihre Vertreter. Aber auch ein Mann wie Otto von Freising, der wiederum mit ganzer Seele an der Idee des Imperiums hängt und dessen Kontinuität energisch betont, weiß doch sehr wohl, daß das Reich nicht aus dem römischen, sondern aus dem fränkischen Staate hervorging und dann als Deutsches Reich bestand, bis sich seine Herrscher auch das Kaisertum hinzuerwarben. Solange die Idee des Kaisertums nicht einen realeren Charakter erhielt, konnte sie die kräftig entwickelte des Deutschen Reiches nicht ernstlich gefährden. Seit der Mitte etwa des zwölften Jahrhunderts begannen aber die Könige sich von dieser Idee abzuwenden und sich nur noch als römische Imperatoren zu fühlen.«

Schon Karl Hampe hat in seiner mustergültigen »Deutschen Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer« (Leipzig 1909) gemeint, daß Krammer, dessen Arbeit er die verdiente Anerkennung zu Teil werden läßt, »den Gegensatz zwischen den beiden Auffassungen allzu scharf zugespitzt« und »das Vorbild, das auch in

dieser Hinsicht Karl der Große und Otto I. mit ihren Nachfolgern boten, zu sehr außer acht gelassen« habe.

Dieser Auffassung Krammers ist neuerdings Hermann Bloch, dessen feinsinnige Forschungen über »Die staufischen Kaiserwahlen und die Entstehung des Kurfürstentums« (Leipzig 1911) im Umkreise dieses Studiengebietes ebenso wie mehrere Arbeiten des vielversprechenden jüngeren Münchener Gelehrten, Max Buchner, besonders auffallen, mit großer Schärfe entgegengetreten. Bloch meint umgekehrt, daß die Geschichte Friedrichs I. und die Ereignisse des 13. Jahrhunderts die Tendenz zeigen, »das Imperium aufgehen zu lassen in einer kaiserliches Recht in sich schließenden deutschen Königsherrschaft.«

Es will mich bei einem Überblick über diese und verwandte Arbeiten bedünken, daß das Schwergewicht der Tradition, dem im frühen Mittelalter noch nicht in dem Maße die Kräfte des Gegenwartslebens entgegenwirkten, wie später, doch noch mehr berücksichtigt werden will. Gewiß muß dankbar anerkannt werden, daß durch die angeführten Untersuchungen, deren Gegenstand zumeist das Wahlrecht der deutschen Fürsten ist,*) viel Licht auf den mittelalterlichen Gedanken vom Universalkaiser geworfen worden ist. Auch die scharfsinnigen Analysen der Schriften mittelalterlicher Publizisten durch Hermann Grauert, Hermann Meyer, Mario Krammer u. a. haben entschieden zur weiteren Aufhellung dieses Problems von zentraler Bedeutung beigetragen. Schließlich aber interessiert es uns im letzten Grunde doch weniger, zu wissen, wie die philosophierenden und mit den Vorstellungen eines nicht bodenständigen Rechtes arbeitenden Köpfe sich ihr Kaiserrecht zu konstruieren suchten, sondern wir möchten gern die lebendigen Gedanken und die Art ihres Fortwirkens kennen, welche die Kaiseridee gestalteten und wandelten, und welche in und mit ihr eine reale Macht im Mittelalter waren.

Die Frage nach dem Verhältnis zwischen imperium und regnum ist im letzten Grunde eine Frage nach dem Verhältnis zwischen den beiden Grundfaktoren des mittelalterlichen Lebens: des altchristlich-lateinischen Kulturfaktors und des germanischen Naturfaktors, auf welche, wie Albert Ehrhard in seinem Buche »Das Mittelalter und seine kirchliche Entwicklung« (Mainz 1908) nicht ohne Geist dargelegt hat, »die ganze unerschöpfliche und unübersehbare Fülle von Einzeltatsachen zurückgeführt werden muß, die wir unter dem Ausdruck ‚Mittelalter' zusammenfassen.« Wenn ich auch nicht im ganzen Umfange das unterschreibe, was Ehrhard von dem harmonischen und dem disharmonischen Zusammen- und Gegeneinanderwirken

*) Bloch und Buchner haben entschieden die Forschung über die Entstehung des Kurfürstenkollegiums mächtig gefördert. Aber auch hier kann ich mich von der, wie ich zugebe, vielleicht voreingenommenen Ansicht nicht freimachen, daß bei der Bildung dieses Kollegiums auch alte Traditionen mitwirkten. Vielleicht muß der Siebenzahl doch eine größere Bedeutung zugemessen werden. Diese spielt häufiger eine eigenartige Rolle. In den Jahren, wo das deutsche Kurfürstenkollegium sich konsolidierte, fixierte der angebliche Notar des Königs Bela die Sage von der Königswahl durch die sieben Stämme der Ungarn. Auch das sei erwähnt, daß sich später am ungarischen Hofe die allerdings juristische Septemviraltafel unter dem Palatinus findet. In dem fingierten Briefe des Priesterkönigs Johann sitzen sieben Fürsten vor König Nimrod. Vielleicht gibt es noch andere ähnliche, nichts beweisende, aber doch interessante Parallelen.



dieser beiden Faktoren ausführt, so billige ich doch durchaus, wenn er sagt: »Für die charakteristische Eigenart dieses Zeitraumes mußte . . . das Verhältnis maßgebend sein, in dem die soeben erkannten Grundfaktoren der neuen Entwicklung am Anfange zu einander standen. Nun genügt es aber, beider Inhalt mit einander zu vergleichen, um gleich zu erkennen, daß der altchristlich-lateinische dem national-germanischen in jeder Beziehung innerlich überlegen war, nicht bloß in seiner Eigenschaft als Vermittler eines höheren religiösen Lebens, sondern weil er zugleich übermächtige Kulturkräfte in sich barg, denen der national-germanische nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen hatte, die er vielmehr allen Vorteil hatte auf sich wirken zu lassen und in Wirklichkeit mit Heißhunger in sich aufnahm.« Nach solchen Ausführungen liest man mit einigem Erstaunen an einer anderen Stelle dieses Buches: »Die drei Jahrhunderte von dem Beginn des Karolingischen Zeitalters bis zum Auftreten Gregors VII. gegen die Laienherrschaft über die Kirche schließen sich ungezwungen zu einer einheitlichen Periode zusammen, sobald man sie als die Zeit der Vorherrschaft des Kaisertums als des Trägers des germanischen Grundfaktors über den altchristlich-lateinischen erkannt hat.« Ehrhard scheint also anzunehmen, daß das imperium von vornherein gänzlich in dem Träger des germanischen Naturfaktors, im regnum, aufging. Und doch ist das Umgekehrte der Fall: jener von ihm umschriebene Kulturfaktor war in der größeren Hälfte des Mittelalters überlegen, weil neben dem Papsttum das Kaisertum sein wichtigster Träger war. In religiöser, geistiger und politischer Beziehung hat das römische [Kai]sertum jene Überlegenheit durch die Jahrhunderte aufrecht erhalten helfen.

Die universale Herrschaftsidee ist nicht das geringste Stück des alten Kulturerbes, das die Kirche in das Mittelalter hinüberrettete. Ich habe wiederholt darauf hingewiesen, daß man ihre Bedeutung nur dann richtig einzuschätzen vermag, wenn man sich vergegenwärtigt, daß ihre Wurzeln in den theokratischen Auffassungen der Weltmächte des Ostens liegen, daß sie sich aus geistlichen und weltlichen Elementen — beide universaler Natur — entwickelte. Dieser eigenartige, vielfach mystische Dualismus hat ihr im Altertum und im Mittelalter die Gemüter der Menschen gewonnen; an diesem auf die Dauer unmöglichen Dualismus ist sie schließlich zugrunde gegangen.

Geistliches und Weltliches verquickten sich schon in den babylonischen und persischen Vorstellungen vom Gottkönigtum. Wesentlicher aber für die mittelalterliche Geschichte war die Tatsache, daß diese universale Idee in Israel ausreifen und mit der Weltheilandsidee sich vermählen sollte. Die Stellung des Königtums in der Theokratie des jüdischen Volkes ist in den verschiedenen Epochen nicht die gleiche. Neben einer starken Strömung, die grundsätzlich das Königtum für Israel ausschließt, geht eine andere einher, die im Königtum geradezu eine göttliche Einrichtung erkennt.*) In dem berühmten Gleichnis von den Bäumen, die einen König haben wollten, kommt jene Verwerfung des Königtums u. a. zu einem schroffen Ausdruck. Und daneben heißt es z. B.: »Mächtiger als Agag ist sein König und erhaben sein Königtum« (4. Mos. 24,7). Dieselbe

*) Vgl. C. H. Cornill, Das Alte Testament und das Königtum. Festrede abgedr. in der Schles. Zeitung. 1910. Nr. 73 u. 76.

Auffassung, welche das altisraelitische Königtum« verdammt, welche Gott als einzigen König Israels anerkennt, hat seinem Königtum geiſtliche Züge verliehen. »Das Königtum Gottes iſt in der Hand Davids und seiner Nachkommen« (2. Chron. 13,8). Der König wird zu einer geheiligten Persönlichkeit. Aus dem König der Vergangenheit wird der Messias der Zukunft. Diesem theokratischen Aufſtieg des Königtums wirkte lange Zeit das Hoheprieſtertum entgegen. Dieses machte sich in der nachexilischen Zeit auch zum weltlichen Vertreter des Volkes. Schon bei Ezechiel iſt die Emancipation der Kirche vom Staate bemerkbar. Ezechiel behält das Königtum bei als Konzentration der politischen Macht; aber er ſtellt es in ein untergeordnetes Verhältnis zum Kultus. Der weltliche Arm erscheint nur dazu beſtimmt, dem geiſtlichen zu dienen. (Budde).

Hier, meine ich, liegen die Keime der ganzen kommenden Entwicklung. Der Weltherrscher Roms, der von den Dichtern als apollinischer Erretter gefeierte, durch den Kaiserkult erhöhte Imperator hatte die Weltaufgabe, den Erdkreis zu verbürgerlichen und zu befrieden. Er ist der *οἰκιστής* und der *Σωτὴρ καὶ Ἐλευθέριος*. Die gleiche Verquickung zwischen der Weltherrschafts- und der Weltheilandsidee gibt auch der Kaiseridee des Mittelalters ihren Gehalt. In jener mittelalterlichen Epoche aber will, ganz wie in Israel, beachtet sein, daß dieser irdische Repräsentant des himmlischen *Σωτήρ* nicht nur durch den weltlichen, sondern auch durch den geiſtlichen Caesar dargestellt wird. Die Traditionen des römischen Weltreiches lebten also in einer zwiefachen Organisation fort.

Der Gedanke des Imperium mundi Roms wird frühzeitig ins Kirchliche übersetzt. Das heidnische Rom hatte Beziehungen konſtruiert zwischen dem himmlischen Repräsentanten der Römermacht und seinem Stellvertreter auf Erden, dem Kaiser. Der Imperator umgibt sich mit dem Weltenmantel des Juppiter Capitolinus. Er erhält die Atribute des Gottes. Im jungen chriſtlichen Rom fließen nun jüdische und heidnische Vorſtellungen ineinander. Die Auffassung, daß Jehovah Israels König iſt, eint sich mit der altrömischen, nach der Juppiter imperator zugleich das Staatsoberhaupt iſt. An die Stelle des himmlischen Repräsentanten der Macht des heidnischen Rom tritt der heilige Petrus als der überirdische Vertreter des chriſtlichen Herrschaftsgedankens, an die Stelle der Beziehungen zwischen Juppiter und Imperator treten die zwischen dem Apoſtel und seinen Nachfolgern. Der Weltenmantel, der sich unter den Prunkgewändern einiger Päpſte findet, erinnert noch an den ursprünglichen Charakter dieses myſtischen Verhältnisses. Von Leo I. erzählt die Legende, daß er die Statue des kapitolinischen Juppiter habe einschmelzen und daraus das eherne Bild des hl. Petrus, des Protagoniſten der Päpſte, habe gießen lassen. Es iſt das der nämliche Leo, der zum erſten Male den kaiserlichen Titel »Pontifex maximus« gebraucht haben soll, jener Leo, der seinen Römern in einem Sermon zuruft: »Gens sancta, populus electus, civitas sacerdotalis et regia«, jener Leo, der in einem anderen Sermon das Wort sprach: »Beatissimus Petrus, princeps apoſtolici ordinis, ad arcem Romani destinatur imperii: ut lux veritatis quae in omnium gentium revelabatur salutem, efficacius se ab ipso capite per totum mundi corpus effunderet«. Aus der res publica Juppiters wird die res publica S. Petri.

Die ganze auf sich selbſt angewiesene



Entwicklung Italiens drängte dahin, daß der Regent der Kirche, je weniger sich der byzantinische Kaiser um die andere Reichshälfte kümmerte, sich als politisches Haupt des Westens fühlte. Es entsteht zunächst in der näheren Umgebung Roms eine enge Verbindung von Kirche und Staat. Die ungeheure Stoßkraft des christlichen Geistes im frühen Mittelalter gibt dieser Verbindung alsbald einen expansiven und theokratischen Charakter. Es ist das naturgemäße Resultat des Verhältnisses der beiden genannten Faktoren des mittelalterlichen Lebens zueinander, daß der Papst eine geistliche Monarchie zu errichten strebt. Schon Tertullian muß derartiges haben geißeln wollen, als er den Papst höhnend »Pontifex maximus« anredet. Dieses Tadelwort fiel zu einer Zeit, wo die römischen Kaiser auf diesen Ehrentitel noch Anspruch erhoben.

Genug! Die Substituierung des hl. Petrus an die Stelle des Juppiter Capitolinus läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, wie man im letzten Ziele die neue res publica sich dachte. In der christlichen Republik, die sich nach den Gesetzen der römischen Zentralisation ausdehnen soll über die gesamte *οἰκουμένη*, soll das römische Reich entsprechend der Weissagung des Thessalonicherbriefes fortbestehen bis an das Ende der Tage. Dieses christliche römische Reich will ein unendlich vergrößertes Abbild der jüdischen Synagoge sein.

Der rasche Aufstieg dieses theokratischen Gedankens wurde gehemmt durch den Zusammenbruch des römischen Reiches. Dem römischen Kulturfaktor, getragen von der Kirche, tritt das Naturprinzip des zügellosen Individualismus der Rasse gegenüber. Noch freilich erwies sich das römische Element auch in der Folge als weit überlegen. Zu[e]rst im Umkreis des germanischen Königtums der Karolinger auf altrömischem Kulturboden schafft der römische Faktor eine Einheit von Staat und Kirche. Das nationale Königtum der Franken wird aber dadurch nicht gewandelt; die germanische Staatsauffassung äußert sich nach wie vor in den vom Königtume beanspruchten Herrschaftsrechten in der Landeskirche. Aber dennoch ist ein folgenschwerer Wechsel der Auffassungen eingetreten. Die Franken nennen sich als Vorkämpfer gegen den Islam das auserwählte Volk Gottes: der fränkische Nationalkönig wird der Gottesheld. Wie in Rom so knüpft man auch im fränkischen Reiche an das alttestamentliche Vorbild an. Der Papst selbst charakterisiert Pippin als neuen Moses und David.

Das geistliche Element bemächtigt sich also des nationalen fränkischen Königtums und erzeugt die freilich verblaßte Idee eines fränkischen Königpriestertums. An äußeren Machtmitteln ist dieser Gedanke dem älteren von der Weltregierung durch den Hohenpriester Roms zunächst weit überlegen.

Das Papsttum, von allen Seiten bedroht, drängt nach Befreiung aus den kleinen, es erdrückenden Verhältnissen. Da der Kaiser vesagte, war diese Befreiung nur möglich mit Hilfe des christlichen Volkes der Franken. Die weltgeschichtliche Verbindung zwischen Papsttum und fränkischem Königtum vollzog sich unter Formen, die nur das Zeitalter der gesteigerten Religiosität erklären kann: nirgendwo eine staatsrechtlich völlig geklärte Lage; alles verliert sich ins Mystische. Der hl. Petrus selbst, so lehrte man, hat den Frankenkönig zu seinem Dienst ausersehen.*) Diese Er-

*) Vgl. hierzu die, wie mir scheint, etwas unterschätzte Studie von Heinr. Lilienfein: Die Anschauungen von Staat und Kirche im



wählung wurde ihm durch die Gnade der Salbung kund getan. Dafür mußte sich der König erkenntlich zeigen, indem er der Kirche seinen Schutz zusicherte. Zu diesem Zweck trat der König in ein Treuverhältnis zum Apostel. Eine derartige Vorstellung einer Gefolgschaft Gottes lag ja dem germanischen Vorstellungskreise sehr nahe. In dem bekannten Ludwigsliede, das Ludwigs Sieg über die Normannen vom Jahre 881 feiert, erscheint der König geradezu als »persönlich beauftragter Vorfechter von Gottes auserwähltem Volk« (Vogt). Christus ist im Heliand der Volkskönig, und seine Jünger sind die Gefolgsleute.

So war das fränkische Königtum wenigstens einbezogen in die mystischen Gedankenkreise der Kurie. Der Macht gehorchend und mit künftigen Entwicklungsmöglichkeiten rechnend engt das Papsttum den vieldeutigen Begriff res publica Romanorum vorübergehend ein. Im Dukate von Rom, im Exarchate von Ravenna oder in der ehemaligen byzantinischen provincia in Italien sucht es sich eine weltliche Herrschaft zu begründen. Das war, da Pippin über Rom gebot, zunächst nur in der Art möglich, daß der Papst sich nach den Rechtsregeln des fränkischen Königsschutzes und der Immunität dem Könige mit seinem römischen Volke kommendierte. *)

Reich der Karolinger, Heidelberg 1902, und Gundlachs Arbeit: Die Entstehung des Kirchenstaates und der kuriale Begriff res publica Romanorum, Breslau 1899.

*) Auch J. Haller hat in seinem Vortrag auf dem Braunschweiger Historikertage diese Dinge behandelt. Er nimmt ein erbliches Protektorat der fränkischen Könige über die Römer an und begründet mit neuen scharfsinnigen Argumenten die Tatsache, daß die Karolinger Gefolgsmannen des hl. Petrus wurden.

Ein solcher Versuch, unhistorische Verhältnisse staatsrechtlich zu fixieren, konnte auf die Dauer nicht befriedigen. Der alte theokratische Herrschaftsgedanke in Rom hielt sich ja nur in weiser Mäßigung zurück; unterdrückt war er nicht. Wie ein Dogma lebte dort in den Gemütern der Gedanke vom Weltberufe der ewigen Roma, von der Umwandlung des irdischen imperium Romanum in den grenzenlosen Gottesstaat des heiligen Augustinus, dem nach der kurialen Auffassung nur der Papst vorstehen konnte. Nun war dieser äußerlich durch die Verbindung mit Pippin mehr und mehr in den Rang eines fränkischen Metropolitanbischofs herabgedrückt. Der Gedanke des universalen Imperiums Roms, der ihm in den Augen der Zeit allein das würdige Relief geben konnte, trat zurück hinter die Idee des neuen David, des allwaltenden Priesterkönigs, des nationalen Gefolgsmannes Petri. In dieser kritischen Zeit entstand die vielgeschmähte Fälschung der Konstantinischen Schenkung. Sie will den Rechtsboden schaffen für die tatsächlich bereits vorhandene, wenn auch durch Pippin eingeschränkte souveräne Stellung des Papstes im römischen Dukate. Das verschleierte Ziel ist aber weiter gesteckt: die Souveränität des Papstes über das ehemalige römische Italien, ja, über alle ehemaligen Provinzen des Westreichs. Dem Gefolgsmann Petri will der Fälscher vor Augen führen, wie der erste christliche Kaiser seine Kirche bedachte, wem eigentlich die Herrschaftsrechte allein zukämen. Noch fehlte dem Papsttume die Macht, solche Prätensionen in die Tat umzusetzen. Es bedurfte des Helfers, der allein durch seine reale Macht »das Chaos der germanischen Völker in einen staatlichen und kirchlichen Kosmos umwandeln«

konnte. Der theokratiſche Herrſchaftsgedanke, der durch die Jahrhunderte geweckt und genährt wurde von der Vorſtellung des im ganzen Mittelalter fortlebenden altnationalen Römertumes, von der unabänderlichen Geſetzmäßigkeit der Weltregierung Roms treibt jetzt Realpolitik, wenn er im eigenen Intereſſe in der abendländiſchen Menſchheit den niemals ganz erloſchenen Gedanken von der Weltaufgabe des nicht an Raum und Zeit gebundenen römiſchen Imperiums wieder zu beleben ſtrebt. Papſt Leos Politik, die zur Kaiſerkrönung des mächtigſten abendländiſchen Fürſten hindrängte, iſt nicht ſelbſtlos, aber ſie iſt doch als Weltpolitik anzuſprechen. Sie will den kirchlichen Romanismus ſtärken, indem ſie der Königin am Tiber, der Reſidenz der Päpſte, durch den großen Namen eines römiſchen Imperatoren die faſt verlorene zentrale Stellung in der nunmehrigen chriſtlichen und fränkiſchen Republik Europa zurückzugeben ſucht.

Ich kann kaum glauben, daß Albert Hauck, der ſonſt ſo weite Perſpektiven mit durchdringendem Blicke überſchaut, ernſtlich, wie es nach der ſoeben erſchienenen neuen Auflage des 2. Bandes ſeiner monumentalen Kirchengeſchichte Deutſchlands den Anſchein haben könnte, die Kaiſerkrönung des Jahres 800 nur auf kleinliche egoiſtiſche Motive des Papſtes zurückzuführen gedenkt. Der wundervolle Kreislauf, in dem ſich die Idee des univerſalen Imperiums in die Idee des chriſtlichen Gottesſtaates und dann wieder zurück in die Idee des mittelalterlichen Kaiſertums mit ſeinen gottesſtaatlichen Strebungen wandelt, will aus ſich ſelbſt heraus erklärt und verſtanden ſein. Gewiß iſt dieſer Papſt Leo ein kleinlicher Egoiſt; aber auch [illegible] durchdrungen von dem Gefühle [illegible]rſalen Zuſammenhanges, und weil er das iſt, krönt er im Intereſſe ſeiner eigenen univerſalen Stellung den fränkiſchen Großkönig. Ich widerſtehe der Verſuchung, dem Anreize jener Ausführungen Haucks folgend, das alte Problem der Kaiſerkrönung Karls erneut ganz aufzurollen. Doch unter dem Geſichtswinkel des Kaiſerſpruches: »Den Kaiſer macht das Heer« möchte ich es flüchtig beleuchten.

Ob man in den Tagen Karls dieſen Rechtsſatz kannte, weiß ich nicht; es iſt auch von keinem großen Belang. Der Gedanke, der dieſem Rechtsſatze zugrunde liegt, war nämlich vor der Kaiſerkrönung Karls ebenſo wirkſam wie vor der des großen Otto. Karl hatte Italien und das kaiſerliche Rom erobert. Die Freude über dieſe Waffentat kommt diesſeits der Alpen wiederholt zum Ausdruck, namentlich bei Catuulf und Paulus diaconus. Auch Karls Enkel Nithard iſt durchaus von der Überzeugung durchdrungen, daß ſein großer Ahn das Imperium den Franken erkämpfte. So entſteht im Frankenreiche die Auffaſſung, daß Karl durch die Tatſache ſeiner Eroberung eine kaiſerliche Herrſchaft ausübe. Werden dabei auch die Worte »imperium« und »imperialis« nicht in ihrem urſprünglichen Sinne gebraucht, bezeichnen ſie oft nur eine beſondere Vormachtſtellung des fränkiſchen Königs über andere Herrſcher, ſo ſind ſie doch, wie Stengel richtig bemerkt, der Idee des Imperium Romanum entlehnt und werden erſt gebraucht, als Pippin und Karl die Stadt der römiſchen Caeſaren faktiſch beherrſchten. Dieſer fränkiſchen Auffaſſung beugte ſich auch der Papſt Leo, als er dem Kaiſer das vexillum der Stadt Rom überſandte. Mit dem vexillum übergab der Papſt dem Frankenkönige die weltliche Oberherrſchaft über den werdenden Kirchenſtaat, zugleich aber

erkannte er damit auch die Tatsache an, daß Karl durch die Macht seiner Waffen der Inhaber des Imperiums geworden war. Jene Übergabe des Banners an Karl durch den heiligen Petrus ließ der Papst bekanntlich auf einem Mosaik darstellen. Ein Seitenstück dazu, auf dem Christus dem Kaiser Konstantin das Banner anvertraut, ließ keinen Zweifel darüber, was diese symbolische Handlung Leos bedeutete. Und doch zog man aus der Eroberung Italiens und Roms diesseits und jenseits der Alpen andere Folgerungen. Leo, entweder gedrängt von jenen nationalrömischen Regungen oder einzig realpolitischen Erwägungen nachgebend, bricht mit der konsequenten, von der Konsolidierung des Kirchenstaates ausgehenden, hierarchischen Politik seiner Vorgänger; er sucht das kaiserliche Regiment Karls wieder in die engste Beziehung zur Stadt Rom zu bringen und den Sitz des Papsttums durch die Wiedererhöhung Roms davor zu schützen, zum Range eines einfachen fränkischen Metropolitansitzes herabzusinken. Jenseits der Alpen freut man sich des Besitzes der Stadt der Caesaren; aber der Großkönig heißt immer noch »rex«. Wohl repräsentieren Litaneien aus Karls königlicher Zeit, wenn sie tönend verkündigen:

> »Carolo excellentissimo et a Deo coronato atque magno et pacifico regi Francorum et Langobardorum ac patricio Romanorum vita et victoria«

den alten byzantinischen Kaisertitel; aber der Beherrscher des Imperiums, der »Vater Europas«, die »Leuchte Europas« hält sein Königtum für etwas viel Köstlicheres als das Kaisertum. Die letzte der drei höchsten Würden der Christenheit: die »apostolische Erhabenheit«, die »Kaiserliche Würde«, die »Königliche Würde« preist Alkuin kurz vor dem Jahre 800 als die, »in welcher unser Herr Jesus Christus Euch zum Leiter des christlichen Volkes einsetzte, die Ihr an Macht den beiden anderen Herrschern vorangeht, an Weisheit sie übertrefft, und an Würde des Reiches sie überragt. Siehe auf Dir allein beruht das ganze Heil der Kirchen Christi«. Hält man sich diese Tatsachen vor Augen, so, meine ich, wird es doch wohl klar, was Karl, wie sein Freund Einhard erzählt, die Zornesader schwellen ließ, als die Römer ihn als Imperator begrüßten. Karl war sich bewußt, das Imperium des Westens, weil er es sich mit seinem guten Schwerte erobert hatte, zu beherrschen, aber nicht als römischer Caesar — er haßte das Kaisertum Roms — sondern als der Vater des christlichen Europa, der dazu noch den Fortbestand des römischen Reiches in Byzanz anerkannte. Nicht ein »Kaiser der Römer«, sondern ein »Beherrscher des römischen Reiches« wollte Karl, wie Mühlbacher richtig bemerkt, sein. Dem gibt später auch sein deutlich scheidender Titel Ausdruck: »Carolus serenissimus Augustus, a Deo coronatus magnus pacificus imperator, Romanum gubernans imperium, qui et per misericordiam Dei rex Francorum atque Langobardorum«.

Was an jenem welthistorisch gewordenen Tage an realen Werten wirklich geschaffen wurde, war überaus gering. Man setzte in die alte Königslitanei das Wort »imperator« ein und sang jetzt dreimal: »Carolo piissimo augusto a Deo coronato magno pacifico imperatori vita et victoria«. Man veranstaltete dem großen König eine Ovation, wie Ohr dargelegt hat, welche die eindrucksvolle, aber rechtlich bedeutungslose religiöse Zeremonie der Krönung durch den Papst besonders feierlich gestaltete. Was war damit geschehen? Der Papst und die Seinen drängten den Frankenkönig, den



Namen Kaiser anzunehmen. So faſſen es durchweg auch die Quellen auf: »nomen accepit« sagt Einhard, ſagen die Lorſcher Annalen, ſagen andere Berichterſtatter. Von einer Kaiſerwahl, an die zu denken der wohl abſichtlich ziemlich undurchſichtige Bericht der vita Leonis nahelegt, kann aus juriſtiſchen und hiſtoriſchen Gründen nicht die Rede ſein. Dieſer Ovation mißt auch Alkuin, der ſonſt die prunkvollen, tönenden Anreden liebt, zunächſt keine größere Bedeutung bei. Wie hätte er ſonſt den neuen Kaiſer begrüßt! Wenn dieſe Huldigung der Römer aber trotzdem bald weltgeſchichtliche Bedeutung erhielt, ſo iſt das durch die Renaiſſanceſtimmung jener Tage zu erklären. Die große Gegenwart hatte das Verſtändnis für die das Kaiſertum des Auguſtus lobpreiſenden Dichter geweckt und eine gleiche zukunftsfrohe Stimmung ausgelöſt; man begann zu träumen in dem Kreiſe um Karl von der Erneuerung der einſtigen römiſchen Herrlichkeit. Auch an das Ohr des großen Karl dürften die prophetiſchen Erwartungen weltfremder Mönche gedrungen ſein, die ihn ſelber verherrlichten, wenn ſie das Kommen eines großen römiſchen Weltmonarchen kündeten. Inmitten der Stein gewordenen Erinnerungen Roms iſt auch der große Karl dieſer Renaiſſanceſtimmung erlegen. Imperatoris nomen accepit. Aus freiem Entſchluß nach hartem innerem Kampfe beginnt er dieſen Titel, den man ihn aufdrängen wollte, zu führen. »Und ſehr raſch erkannte er, daß auch in dieſem Titel Gewalten ſchlummerten, die er nur zu wecken brauchte« [Hauck].

So war das weſtrömiſche Kaiſertum erneuert. Es baſierte auf einem Beſitz, der ſich faſt mit dem ehemaligen weſtrömiſchen Beſitze deckte. Anders lagen die Dinge, als der Sachſe Otto ſelbſt nach der Kaiſerkrone griff. Seine Macht beruhte auf ſeinem ſächſiſchen Stammeskönigtum. Die deutſchen Stämme konnte er nicht als deutſcher Nationalkönig zuſammenhalten — denn das war ein Begriff, bei dem ſich ſeine Zeit noch gar nichts denken konnte — ſondern nur durch das höhere Band des Kaiſertums. Weder ſein Königtum noch ſein Kaiſertum waren national. Widukinds oben zitierte naiven Worte beleuchten meines Erachtens vortrefflich jene Überwältigung des ſächſiſchen Königtums durch den römiſchen Kulturfaktor, getragen durch die Kaiſeridee Roms. Das Kaiſertum der Ottonen inauguriert in der Tat ein Zeitalter der vorherrſchenden Wirkſamkeit jener römiſchen Triebkraft. Seit dieſer Zeit hat die Kaiſeridee auf religiöſem, geiſtigem und politiſchem Gebiete für lange Zeit durchweg ein römiſch-chriſtliches Gepräge.

Im Umkreiſe der religiöſen Vorſtellungen des Mittelalters tritt das Kaiſertum wiederholt bedeutſam hervor. Gern wird es ſeit dem großen Karl drapiert mit Gedankenbildern, die dem Vorbilde der jüdiſchen Synagoge entnommen wurden. Die theokratiſche Wurzel der univerſalen Herrſchaftsidee liegt ſehr häufig dann bloß, wenn dem mittelalterlichen Kaiſertum eine Art von prieſterlichen Funktionen zugeſchrieben wird. Karl der Große erſcheint geradezu als der Hoheprieſter, ja, als der berufene Stellvertreter Chriſti. Das Bild König Davids, deſſen Name Karl in ſeiner Akademie führte, gibt dann in der Folge auch die Farben her für das Bild Ottos I., wie es Hrotſuith entwirft. Bern von Reichenau vergleicht Heinrich III. auch mit dieſem jüdiſchen König. Man erwartet von den mittelalterlichen Kaiſern nicht nur politiſche Erneuerung, ſondern auch kirchliche und ſittliche Umgeſtaltung, eine Wieder-

geburt, eine Reformation. So meint der skeptische Beurteiler Ottos III. in der Bistumsgeschichte von Cambrai, der kaiserliche Jüngling auf dem Aventin habe sich an Unmögliches gemacht, als er »virtutem Romani imperii ad potentiam veterum regum attollere conabatur. Mores etiam aecclesiasticos, quos avaricia Romanorum pravis commercationum usibus viciabant, ad normam prioris gratiae reformare estimabat.« Dem dritten Heinrich jubelt Petrus Damiani zu: »Letentur igitur caeli, exultet terra, quia in rege suo vere Christus regnare cognoscitur, et sub ipso iam saeculi fine aureum David saeculum renovatur. Ipse enim, qui facto flagello de resticulis vendentes in templo columbas eiecit.« Der große Erretter muß ein großer Reformator sein. Das Werk der Errettung ist eine Rückkehr zu der Friedenszeit der Gnade. Jene beglückte Friedenszeit nahm man unter Konstantin und Justinian an, wo das Kaisertum christlich wurde, wo des Kaiserrechts eherne Normen geprägt wurden, wo die antike Bildung nach der mittelalterlichen Auffassung durch das Wirken der großen Patristiker ihren Höhepunkt erreichte. Diese Reformbestrebungen und damit der geistliche Charakter des Kaisertums treten namentlich dann deutlich hervor, wenn sektiererische Hoffnungen sich an diesen oder jenen Kaiser knüpfen. Der Volkstribun Arnold von Brescia verwendet geschickt gegen den Klerus das Argument: »praeterea homines admittendos non esse, qui sedem imperii, fontem libertatis, mundi dominam volebant subicere servituti« und weckt so in der Stadt den leidenschaftlich sich äußernden Wunsch, die Vergangenheit der ewigen Roma in der alten Herrlichkeit zu erneuern. Später mischt sich in den Erwartungen eines rettenden Friedrich oder Karl dieser geistliche Reformgedanke mit sozialem Begehren.

Diese Verkirchlichung des universalen Herrschaftsgedankens hat also zu seiner Erhöhung wesentlich beigetragen. Auf der anderen Seite aber hat sie jene wiederholt sich äußernde geringschätzige Wertung des Kaisertums hervorgerufen, die in ihm nur das Produkt der rohen Gewalt erkennt — eine Auffassung, über die sich ja noch Dante mit König Robert von Neapel stritt. —

Die Worte »renasci« und »reformare«, deren weltgeschichtlichen Sinn uns zuerst die glänzende, von mir an dieser Stelle gewürdigte Untersuchung von Konrad Burdach erschlossen hat, leiten uns ungezwungen auf das geistige Gebiet hinüber, auf dem sich das Kaisertum noch stärker als Träger jenes römischen Kulturfaktors erweist.

Im ganzen Mittelalter blieb die Vorstellung von der einzigen Größe des römischen Kaisertums, von dem goldenen Zeitalter Roms lebendig. Mit dieser Vorstellung erhielt sich die ehrfürchtige Scheu vor der geistigen Wunderwelt der Antike und die Sehnsucht, sie neu erstehen zu lassen. Gerade in solchen Zeiten, wo das Kaisertum machtgebietend dastand, äußert sich diese Sehnsucht. Auf die Karolingische Renaissance wies ich an dieser Stelle schon hin. Eigenartiger mutet uns noch die Renaisancestimmung zur Zeit der Ottonen an. Von Otto III. — ich hebe nur weniges heraus — sagt sein Verwandter Bruno von Querfurt, er habe »mit unnützer Mühe wie einer der alten heidnischen Könige die tote Schönheit der gealterten Roma zu erneuern gesucht«. Der nämliche Autor tadelt es, daß Otto in seiner heißen Vorliebe für Rom die Stadt habe erneuern wollen »ad decorem secundum pristinam dignitatem.« Nicht minder



charakteristisch für die Renaissancestimmung der späteren Zeit ist ein Brief Konrads von Querfurt, auf den Konrad Burdach in seiner ergebnisreichen Studie »Walther von der Vogelweide« [Leipzig 1900] hinweist. Dieser klassisch gebildete Bischof, dieser »Mann des Schwertes und der Wissenschaft«, dieser »helle, freudige Weltgenießer«, dieser »Kenner und Schüler romanischer Kultur« vereint begeisterte Liebe für die landschaftliche Schönheit Italiens mit einer seltenen Kenntnis der antiken Mythologie und mit einer »enthusiastischen Hingabe an die staufische Idee des Weltreichs«. Gottes Allmacht, sagt er, habe die Kaiserliche Herrschaft jetzt so weit ausgedehnt, daß nun Wahrheit geworden sei, was er sonst nur in der Schule, in den Werken der alten Dichter gelesen habe: das Imperium über den Erdkreis, das alte Imperium Romanum. Wiederholt äußert sich der Wunsch, das Imperium in seiner Totalität zu erneuern. Schon dem großen Karl »lag während seiner ganzen Regierung«, wie Einhard uns erzählt, »nichts so sehr am Herzen, als daß die Stadt Rom durch seinen Eifer und Beistand wieder zu ihrem alten Ansehen gelange«. Den gleichen Satz benutzt später Ragewin als Schluß seiner Schilderung Kaiser Friedrichs I. In den Tagen des phantastischen Otto sagt Gerbert von Aurillac: »Unser, ja unser ist das römische Kaisertum; seine Kraft ruht auf dem früchtereichen Italien, auf dem männerreichen Gallien und Germanien; auch die tapferen Reiche der Scythen stehen uns zu Dienst. Unser bist Du, Caesar, der Römer Kaiser und Augustus, der Du, entsprossen griechischem Blute, die Griechen an Wissenschaft übertriffst, über die Römer kraft Erbrechts gebietest und beide durch Geist und Wort besiegst.« Der Wille, das Imperium Romanum der Glanzzeit zu erneuern, findet als Ausdruck fortan eine feststehende Formel. Von Otto I. sagt der Deutsche Adam: »Romam pristinae reddidit libertati«. Unter Otto III., der Münzen prägen ließ mit der Legende: »Renovatio imperii Romanorum« häufen sich solche Wendungen. Wiederholt ist von einer »Restitutio« der Res publica die Rede, durch welche das Imperium erst zu einem Imperium Romanum wird. Ein andermal heißt es: »reparavit monarchiam tocius imperii«. Später, im Jahre 1147, schreibt das römische Volk im Hochgefühle der erlangten republikanischen Freiheit an Konrad: »Da wir wünschen, das römische König- und Kaisertum, das von Gott Euerer Führung anvertraut ist, zu erhöhen und zu erweitern, es auf den Stand zurückzuführen, wie es zur Zeit Konstantins und Justinians war, welche den ganzen Erdkreis durch die Kraft des römischen Senates und Volkes in ihren Händen hielten, so trachten wir eifrig darnach, daß Ihr durchaus alles und in allem erhaltet, was dem Kaiser und dem Reich gehört«. Konrad III. selbst wünscht mit Eugen III. darüber zu verhandeln, wie »imperium Romanum in pristinae dignitatis robur reformari Deo auctore valeat«; und in dem gleichen Schriftstück ist die Rede »de tocius Romani imperii reformanda dignitate.« Max Pomtow hat in seiner trefflichen Dissertation »Über den Einfluß der altrömischen Vorstellungen vom Staate auf die Politik Kaiser Friedrichs I.« [Halle 1885] eine Fülle von ähnlichen Wendungen für die Epoche der staufischen Kaiserherrlichkeit zusammengetragen. Einige besonders charakteristische seien herausgehoben. Von dem Rotbart, der seine Erfolge selbst als reformationes imperii bezeichnet, heißt es da in einer zeitgenössischen Quelle: »per quem Romae veteris refloruit gloria, revixit honos, potestas excrevit.« Von

dem Kaiser auf der Kreuzfahrt wird gesungen:

»debellantem iugiter crucis inimicum
ut reformet patriam statum in antiquum.«

Die Ausdrücke »renasci«, »renovare«, »reformare« kleiden den glühenden Wunsch verschiedener Zeiten in bemerkenswerter Weise ein, die einzige Größe des römischen Imperiums und — was freilich nicht immer vollbewußt zum Ausdruck gelangt — den einzigen Glanz der Geisteskultur Roms wieder heraufzuführen.

So bewahrt die römisch-deutsche Kaiseridee in ihren wichtigsten Lebensäußerungen durchaus ihren römischen Gehalt. Der Riesenschatten des antiken Imperiums verdeckt den rudimentären Gedanken eines deutschen regnum für längere Zeit. Dann aber taucht dieser plötzlich, freilich in seltsamer Verstrickung und Verschlingung mit der alten universalen Herrschaftsidee wieder auf. Die Wandlungen des alten Kaiserspruches, von dem ich ausging, beleuchten meines Erachtens vortrefflich die Geschichte der mittelalterlichen Kaiseridee. Der Satz des Hieronymus: »exercitus facit imperatorem« ist noch durchaus antik; in der Übertragung durch den Ritter von Buch: »dat keiserrike irwirvet hei mit stride« erhält der ältere Satz einen germanischen Firniß. Der Gedanke einer Eroberung des römischen Imperiums durch die deutschen Stämme war der waffenfrohen germanischen Welt faßbar; dieser Gedanke hat zuerst jene Stämme zu einer Einheit zusammengeschlossen, dieser Gedanke hat überhaupt erst die Vorstellung eines deutschen regnum ermöglicht. Der Sachse Widukind hat ihm zuerst klaren Ausdruck gegeben. Er nimmt das Imperium nicht als etwas Gegebenes, für die Dauer der Zeiten Bestimmtes, dem sich sein sächsisches Herzogtum einfach einfügen muß, sondern umgekehrt bemächtigt sich nach seiner Geschichtskonstruktion sein sächsisches Herzogtum in ehrlicher Fehde des Kaisertums. Europa, meint er, wird zu klein für Sachsen. So baut er nach seiner germanischen Staatsauffassung dieses Imperium von unten nach oben, von seinem sächsischen Herzogtum ausgehend auf im Gegensatz zum römischen Staatsgedanken, der nur eine Abstufung von oben nach unten kennt und das Aufgehen des einzelnen und jeder völkischen Individualität im Staate verlangt. Es durchdringen sich bei Widukind völlig germanisch-individuelle und römisch-universale Ideen.

Schon zu Widukinds Zeiten aber wurde gerade durch das Vorherrschen des imperialen Gedankens die Möglichkeit einer Entwicklung der Idee eines nationalen Regnum geschaffen, die den deutschen Stämmen bis dahin fremd war. Der Römerzug vereinigte die hadernden Stämme immer wieder zu gemeinsamer Heerfahrt. Die höchste weltliche Würde der Führung der abendländischen Christenheit bildete für Ober- und Niederdeutsche den ersten Ruhmestitel. »Leute des Kaisers« nannte das Ausland die Deutschen und faßte diese so zuerst als eine Einheit zusammen. Unter dem Namen »deutsch«, der seit der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts aufkam, »hat man sich«, wie Altmeister Dietrich Schaefer in seiner »Deutschen Geschichte« [Jena 1910] sagt, »an den Grenzen des Reiches, gesondert von fremdem Volkstum, unter diesem Namen auch sich stolz erhoben als das vornehmste Volk des Erdteils. Unverkennbar ist das Gefühl der Volksgröße und der Volkseinheit hinweg über die Stammesunterschiede, die noch eben das Reich zu zersprengen drohten, mächtig gewachsen mit der Stellung, die in Italien, in Rom und gegenüber dem



Papfttum errungen wurde«. Doch dieses nationale Hochgefühl konnte sich von den alten universalen Vorftellungen, die es geschaffen und die es nährten, nicht freimachen. Wohl tauchte schon in der Zeit der ftaatskirchlichen Kämpfe unter den Saliern das Ideal »eines deutschen, über den Stämmen ftehenden Nationalkönigtums« auf, aber es ift aufs engfte verknüpft mit dem imperialen Gedanken. Das bleibt auch so in der glänzenden ftaufischen Epoche, in der sich, wie Friedrich Vogt [Das Königs- und Kaiserideal in der deutschen Dichtung des Mittelalters. Marburg 1908] für die deutsche Dichtung darlegte, »das deutschnationale Königsideal in seiner Verbindung mit der imperialiftischen Idee zu ftolzer Höhe« erhob. Das Annolied läßt die einzelnen deutschen Stämme im »diutischen lande« gegen Caesar kämpfen — aber das Reich ift dem Dichter das römische. »Vom ‚deutschen Reich' und den ‚Deutschen' schlechthin spricht dann zuerft ein halbes Jahrhundert später am Hofe Heinrichs des Stolzen der Dichter der Kaiserchronik« — aber er ordnet von vornherein die Herrscher dieses Reiches in die Reihe der römischen Kaiser und Könige ein. Der nationale Stolz eines Walther von der Vogelweide findet glühende Worte — aber auch er kann sich nicht freimachen von der Vorftellung einer Herrschaft der deutsch-römischen Kaiser über die chriftliche Welt.

Der Gedanke eines nationalen Königtumes ift in den Zeiten der großen ftaatskirchlichen Kämpfe kein blutleeres Phantom mehr; aber dieses deutsche Regnum schließt kaiserliche Rechte ein, und sein erhabenes Ziel ift die Herftellung der chriftlichen Universalmonarchie. Das Ergebnis dieser ganzen Entwicklung ift: auf der Unterlage des Stammesbewußtseins bildet sich jenes halb nationale, halb kosmopolitische Staatsgefühl des Deutschen, das wegen seiner inneren Gegensätze bis in die Tage Bismarcks hinein dem Zusammenschluß eines deutschen Nationalftaates so häufig entgegenwirkte.

Die Vivisektion in der antiken Medizin.*)

Von

Theodor Meyer-Steineg.

Nicht eigentlich die Ärzte, wie man meinen könnte, sondern die Philosophen waren es, die als die erften Probleme aufftellten, deren Lösung den Versuch am lebenden Tier erforderte. Freilich waren ja die altgriechischen Naturphilosophen in der Auffassung ihrer Zeit zumeift gleichzeitig Ärzte und haben auch zum Teil den ärztlichen Beruf wirklich ausgeübt. Aber nicht als Ärzte, sondern eben als naturforschende Philosophen haben sie die Probleme der Lebensvorgänge behandelt. Das zeigt schon die Auswahl, die sie unter diesen Problemen getroffen haben: es waren nicht die für den Arzt praktisch wichtigen, sondern die allgemein theoretisch interessanten.

Alkmaion von Kroton, der um die Wende des 6. Jahrhunderts v. Chr.

*) Nach einem in der medizinisch-naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Jena gehaltenen Vortrage.

wirkte, hat ganz syſtematisch die Zergliederung toter Tiere ausgeführt, um in die körperliche Struktur der Lebewesen überhaupt und des Menschen im besonderen einzudringen. Sicherlich hat er aber auch in einzelnen Fällen, wo es sich um die Lösung beſtimmter Fragen handelte, an lebenden Individuen experimentiert. So führte er beispielsweise den Nachweis, daß der männliche Same nicht, wie man allgemein bis dahin angenommen hatte, aus dem Rückenmark ſtamme. Er zeigte dies, indem er bei Tieren nach dem Zeugungsakte den Wirbelkanal öffnete und feſtſtellte, daß eine Verminderung der Markſubſtanz nicht eingetreten sei. Auch seine Erkenntnis, daß im Gehirn das Zentralorgan der geiſtigen Funktionen zu suchen sei, dürfte er durch Versuche am lebenden Tier, wenn auch nicht gewonnen, so doch geſtützt haben.

Eine andere Frage, welche die meiſten der alten Naturphilosophen beschäftigt hat, betraf die Entwicklung des Keimes im Mutterleib. Hier war es Pythagoras gewesen, der zum erſten Male die vor ihm geltende Ansicht, daß Lebewesen aus faulenden Stoffen entſtänden, verwarf und nachwies, daß die Fortpflanzung der Individuen durch den Samen bedingt sei.

Ob auch Empedokles seine Lehre, daß sich der Fötus innerhalb vierzig Tagen in der Gebärmutter ausbilde, und daß als erſtes Organ das Herz sich entwickle, wirklicher Anschauung verdankt hat, das läßt sich nicht sicher entscheiden.

Man könnte aber unschwer eine ganze Anzahl von Einzelergebnissen nennen, die nur auf dem Wege der Vivisektion erreicht sein können. Doch zeigen die vielfach ganz phantaſtischen Anschauungen, die sich unmittelbar neben solchen Ergebnissen finden, daß es sich dabei meiſt nur um gelegentliche Befunde handelt. Und so ſtellt auch die Vivisektion, wo sie von den Naturphilosophen herangezogen wurde, im allgemeinen nur ein gelegentliches Hilfsmittel zur Stützung anderweitig, auf dem Wege der Spekulation, aufgeſtellter Hypothesen dar, nicht aber ein grundsätzliches und eigentliches Forschungsmittel.

Als solches könnte man den Versuch am lebenden Tier an sich in jener Epoche der Medizin erwarten, die den Namen des Hippokrates trägt, in jener Epoche, die mit ihrem ſtaunenswerten ärztlichen Wissen und Können den unbedingten Höhepunkt der antiken Heilkunde überhaupt bezeichnet. Im Verlaufe des fünften vorchriſtlichen Jahrhunderts hatte sich das medizinische Leben vor allem in den beiden Ärzteschulen von Kos und Knidos zentralisiert. Von Zentren kann man bei diesen Schulen in mehrfacher Hinsicht sprechen: sie versorgten nicht nur zahlreiche auswärtige Gemeinden mit geschulten Ärzten, sondern sie nahmen auch deren Ausbildung vollkommen in ihre Hand, sie sammelten nicht nur das bis dahin vorhandene Erfahrungsmaterial, sondern sie bildeten in eigenem Weiterforschen eigene Grundsätze der Heilkunde aus. Ein großer Teil dessen, was dort an überkommenem Wissen aufgespeichert und durch eigene Arbeit neu geschaffen wurde, tritt uns in den Hippokratischen Schriften entgegen, jenem Werke, das zwar nicht die Leiſtungen eines Mannes, wohl aber dieser einen Epoche darſtellt.

Wenn wir nun in der hippokratischen Medizin trotz des in ihr zutage tretenden unbeſtreitbaren Hochſtandes des ärztlichen Könnens nur wenig von dem Streben sehen, Aufschlüsse über das Wesen der normalen Lebensvorgänge zu erhalten, so liegt dies nicht

daran, daß derartige Probleme ihr überhaupt fremd gewesen wären. Der Grund hierfür ist vielmehr in der prinzipiellen Auffassung von den Aufgaben der Heilkunde zu suchen. Mit dem vollen Bewußtsein, daß zuverlässige Grundsätze für die Krankenbehandlung das erstrebenswerteste Ziel für sie bilden müßten, verwarf sie alle überflüssigen theoretischen Grübeleien über das Wesen des Krankseins. Der Hauptgesichtspunkt, der sie in ihrer Krankheitslehre leitete, lag in der durch Beobachtung am Krankenbette gewonnenen Überzeugung, daß ein großer Teil der Krankheitserscheinungen auf einem Selbstheilungsvorgang, einer natürlichen Reaktion des Organismus beruhte. Und so betrachtete sie es als ihre wichtigste Aufgabe, das natürliche Heilungsbestreben zu belauschen und durch Maßnahmen, die sie ihm anzupassen suchte, zu unterstützen.

Bei dieser so vorwiegend auf die praktische Heilbetätigung gerichteten Tendenz läßt der Hippokratismus nur wenig Raum für theoretische Fragen überhaupt, namentlich auch für solche Probleme, deren Beantwortung die Vornahme von Vivisektionen erheischte. Trotzdem hätten die Hippokratiker nicht denkende Ärzte sein müssen, wenn sie nicht doch zur Befriedigung ihres Wissensdranges, der natürlich über die Erfüllung rein praktischer Bedürfnisse hinausging, auch gelegentlich theoretische Erwägungen aufgestellt hätten.

Selbstverständlich erschienen auch dem hippokratischen Arzte gewisse anatomische Kenntnisse unentbehrlich. Namentlich war ihnen die Anatomie der Knochen und Gelenke sehr genau bekannt und gab ihnen erst die Möglichkeit, ihre Lehre von den Knochen-Brüchen und Verrenkungen in so glänzender Weise auszugestalten. Doch waren alle die dabei von ihnen verwandten Kenntnisse derart, daß sie durch Studium an der Leiche und ohne Zergliederung lebendiger Tiere sie sich verschaffen konnten.

Daneben aber begegnen uns doch auch in den hippokratischen Schriften einige wahre physiologische Experimente. Vor allem ist hierzu der Versuch an dem herausgenommenen Herzen einer Leiche zu rechnen, der in der Schrift »über das Herz« geschildert wird und den Zweck hat, die Ventilwirkung der Herzklappen zur Anschauung zu bringen. Außerdem aber finden sich auch noch mancherlei Angaben, die, wenn man sie aufmerksam prüft, schwerlich anders als auf dem Wege des Versuchs am lebenden Tier gewonnen erscheinen.

Geradezu geschildert wird freilich nur ein einziges ganz klares vivisektorisches Experiment. Es findet sich in der schon soeben erwähnten Schrift und betrifft die Entscheidung der Frage, ob von der durch den Mund aufgenommenen Flüssigkeit normalerweise etwa auch ein Teil in den Kehlkopf gelangen könne, ohne zu einer Reaktion — nämlich Husten — zu führen. Der Versuch wird in der Weise vorgenommen, daß man einem sehr durstigen Schwein eine Menge mit blauem Kupferocker oder mit Mennige gefärbten Wassers zu trinken gibt und ihm, noch während es trinkt, die Kehle durchschneidet. Dann wird man diese unterhalb des Kehldeckels gleichfalls durch die Flüssigkeit gefärbt sehen. Hierdurch ist der Beweis erbracht, daß kleine Mengen von Flüssigkeit beim Trinken in den oberen Teil der Luftwege geraten.

Mit Rücksicht nun darauf, daß dieser einzige wirkliche Versuch am lebenden Tier, der sich in den hippokratischen

Schriften findet, in einer Abhandlung enthalten ist, die mit großer Sicherheit einem Naturphilosophen zugeschrieben werden muß, wird man die prinzipielle Stellung der hippokratischen Ärzte gegenüber dem Tierexperiment als ablehnend bezeichnen dürfen. Das gilt nicht nur für die Verfasser der hippokratischen Schriften, sondern auch für die zahlreichen Ärzte, die als die Nachfolger des Hippokrates gelten.

Auch Aristoteles, der unstreitig größte Naturforscher des Altertums, hat zwar die Zergliederung toter und vielleicht auch lebender Tiere in weitestem Umfange getrieben, aber es findet sich in all seinen Werken keine einzige Stelle, die etwa beweisen könnte, daß er, um die Funktion von Teilen des Organismus kennen zu lernen, auch Versuche am lebenden Tier vorgenommen hätte.

Es bedurfte erst eines grundsätzlichen Wandels in der ganzen Auffassung der ärztlichen Aufgaben, um der theoretischen Erforschung der Lebensvorgänge und damit auch der Vivisektion ihren Platz in der Medizin einzuräumen. Ein solcher Wandel war aber nur möglich, wenn zwei Vorbedingungen erfüllt wurden: einmal mußte sich die Erkenntnis Bahn brechen, daß die Einsicht in die normalen Körperfunktionen die notwendige Voraussetzung jeder Krankheitslehre bilde, und daß diese Einsicht nur durch anatomische und physiologische Studien zu erwerben sei. Sodann aber mußte das religiöse Vorurteil überwunden werden, das die Zergliederung menschlicher Leichname verbot und damit praktisch fast unmöglich machte.

Beide Bedingungen erfüllten sich in Alexandrien, wo unter den Ptolemäerkönigen die griechische Kunst und Wissenschaft, nicht zum wenigsten auch die Medizin eine hohe Nachblüte erlebten. Vielleicht geschah es unter dem Einfluß der auf diesem Boden altägyptischer Kultur von jeher üblichen Sitte der Leichenbalsamierung, daß die Ärzte hier mit ihren anatomischen Studien auf keinerlei Widerstände stießen. Vielleicht aber war es auch das Interesse der mächtigen Herrscher selbst für derartige Forschungen, das — wie Plinius erzählt — sie sogar in eigner Person an Leichenöffnungen teilnehmen ließ und damit jedes Vorurteil dagegen zum Verstummen brachte. Jedenfalls hatte diese Freiheit zur Folge, daß bei den alexandrinischen Ärzten etwa von der Wende des 4. vorchristlichen Jahrhunderts ab die menschliche Anatomie in den Vordergrund des Interesses trat. Diese Leute, an ihrer Spitze ein Herophilos und ein Erasistratos stellten geradezu die Forderung auf, daß die Kenntnis des normalen menschlichen Körpers die Grundlage alles ärztlichen Wissens bilden müsse.

Gegenüber der hippokratischen Auffassung, welche die Medizin als die Kunst der Krankenbehandlung betrachtete, fand sich also bei den Alexandrinern zum ersten Male deutlich ausgesprochen das Streben, die Heilkunst in eine Heilwissenschaft überzuführen. Unter diesem veränderten Standpunkte war nun ein ganz anderer Boden für die Erforschung der Lebenserscheinungen geschaffen: sollte deren Kenntnis die Basis für die Heilkunde bilden, dann genügte es nicht, Leichen zu zergliedern und so in den Bau des Körpers einzudringen, es war vielmehr auch notwendig, am lebenden Individuum die einzelnen Vorgänge zu beobachten, aus denen, als Ganzes, das Leben resultierte.

Hierzu aber bildete das wichtigste Forschungsmittel die Vivisektion,





die übrigens nicht nur an Tieren, sondern — wenn wir dem Berichte des sonst durchaus zuverlässigen Cornelius Celsus und des Tertullian glauben dürfen — sogar an lebenden Verbrechern vorgenommen wurde. Zu den Tierversuchen benutzten die alexandrinischen Ärzte alle möglichen Tiere, mit besonderer Vorliebe aber das Schwein und den Affen. Bei der literarischen Niederlegung ihrer Forschungsergebnisse gingen sie aber nicht so vor, daß sie eine gesonderte Darstellung der Verhältnisse bei den einzelnen Tierarten oder beim Menschen gaben, vielmehr zeichneten sie eine Art von Durchschnittsbild, das sich durch Zusammensetzen der verschiedenen Befunde ergab, eine Art universelles System.

Zu den wichtigsten der von den Alexandrinern auf dem Wege des Tierversuchs gewonnenen Erkenntnisse gehört unstreitig die grundlegende Trennung der Nerven in Bewegungs- und Empfindungsnerven. Wenn man sich vor Augen hält, daß bis dahin eine einigermaßen deutliche Scheidung zwischen den Nerven auf der einen Seite überhaupt und auf der anderen Seite den Sehnen und Arterien noch nicht durchgeführt worden war, so begreift man erst, welchen Fortschritt diese durch Erasistratos gemachte Entdeckung bedeutete. Ein anderes wichtiges Problem, dem dieser Forscher vermittels der Vivisektion näher zu kommen versuchte, war die genauere Lokalisation der seelischen Funktionen. Da man in diesen die Grundbedingnng der Lebensvorgänge überhaupt sah, so bedeutete dies im letzten Sinne die Frage nach dem eigentlichen Sitz des Lebens. Bei diesen Versuchen, die ihn offenbar sein ganzes Leben hindurch beschäftigt haben, führte ihn die mangelhafte Technik zunächst in einen groben Irrtum. Er begann damit, die Hüllen des Gehirns auf ihre Funktion zu untersuchen, und glaubte festzustellen, daß durch ihre Fortnahme das Leben aufhöre. Hieraus zog er dann den Schluß, daß also der Sitz des Lebens in den Gehirnhäuten liege. Diese irrige Annahme aber beruhte, wie Erasistratos später selbst erkannte, darauf, daß er bei seinen Vivisektionen der Meinung war, nur die Hüllen des Gehirns getroffen zu haben, während er in Wirklichkeit wichtige Teile seiner Substanz ungewollt mit verletzt hatte. Weitere Versuche am lebenden Tier bezogen sich auf den Blutgefäßapparat und namentlich auch auf den Klappenmechanismus des Herzens und der großen Adern. Und gerade in diesen Forschungen und ihren Berührungen mit der Pulslehre ist am besten erkennbar, wie die Forscher jener Zeit auch bereits bemüht waren, theoretischen Problemen praktische Folgerungen zu entnehmen.

Der alexandrinischen Schule verdankte nun eine große Anzahl von Ärzten mehrere Jahrhunderte hindurch bis in die römische Kaiserzeit hinein ihre Ausbildung. Doch nahmen diese keineswegs alle in ihrer grundsätzlichen Auffassung der Medizin den gleichen Standpunkt ein. Es machte sich vielmehr gegen die rein wissenschaftliche Behandlung der Heilkunde, insbesondere gegen ihre theoretische Begründung, eine heftige Gegenströmung geltend. Die Anhänger dieser Richtung, die sich im Gegensatz zu den Dogmatikern als Empiriker bezeichneten, machten geltend, daß alle Fortschritte in der Kenntnis vom Bau und den Funktionen des normalen Organismus für die Krankenbehandlung keinerlei Nutzen gestiftet hätten noch stiften könnten. Alles Forschen nach den verborgenen



Ursachen des Krankseins sei unnütz, und es komme überhaupt nicht darauf an, zu wissen, was die Leiden hervorgerufen habe, sondern lediglich, was sie heilen könne.

In diesem Streit der beiden entgegengesetzten Richtungen spielte begreiflicherweise auch die Vivisektionsfrage eine wichtige Rolle. Wir sind aber über die beiden feindlichen Auffassungen und über die von beiden Seiten vorgebrachten Argumente genau unterrichtet: der schon oben erwähnte Römer Cornelius Celsus, ein gebildeter Laie des 1. Jahrhunderts nach Christus, hat eine große Enzyklopädie geschrieben, von der gerade der Teil über die Heilkunde uns erhalten ist. In der Einleitung zu dieser Schrift, wo er sich überhaupt mit den verschiedenen Grundauffassungen der Medizin auseinandersetzt, nimmt er auch Stellung zum Versuch am Lebenden. Er schildert zunächst die Lehren der wissenschaftlichen Medizin:*)

»Wenn in den inneren Teilen Schmerzen und verschiedene Arten von Krankheiten entständen, so könne (ihrer Meinung nach) niemand auf Teile, die ihm selbst unbekannt sind, die richtigen Mittel anwenden; deshalb sei es notwendig, tote Körper zu öffnen und deren Inneres zu untersuchen. Ganz vorzüglich hätten daher Herophilus und Erasistratus gehandelt, indem sie Verbrecher, welche sie von den Königen aus den Gefängnissen empfingen, lebend öffneten und so, während sogar das Atmen noch fortbestand, die Teile betrachteten, welche die Natur vorher dem Auge entzogen hatte, und deren Lage, Farbe, Gestalt, Größe, Anordnung, Härte, Weichheit, Glätte, ihre Verbindung untereinander, dann die Vorsprünge und Einbiegungen jedes einzelnen — wie ein Organ sich in das andere einfügt oder wie eins den Teil eines anderen in sich aufnimmt, genau studierten. Denn wenn im Innern ein Schmerz entsteht, so könne der, dem es unbekannt sei, wo ein jedes der inneren Eingeweide liegt, nicht wissen, was schmerzt, und ebenso könne derjenige das kranke Organ nicht heilen, der nicht wisse, um welches es sich handle. Wenn ferner durch eine Wunde jemandes Eingeweide entblößt würden, so könne der, dem die Farbe eines jeden gesunden Teils unbekannt sei, nicht wissen, was gesund und was krank ist, und er könne deshalb den beschädigten Teilen keine Hilfe leisten. — Auch könne man Heilmittel äußerlich besser anwenden, wenn man die Lage, Gestalt und Größe der inneren Teile kenne; und so beruhe alles, was angeführt worden, auf ähnlichen Gründen. Auch sei es nicht, wie so viele wähnen, grausam, wenn man durch Aufopferung von — noch dazu wenigen — Verbrechern für die rechtschaffenen Menschen aller Jahrhunderte Heilmittel zu erforschen strebte.«

Hiergegen erwiderten aber die Empiriker Folgendes: »Es sei durchaus nicht ihre Meinung, daß der Arzt keiner Überlegung bedürfe, und daß ein vernunftloses Tier diese Kunst ausüben könne; aber diese Hypothesen über verborgene Dinge gehörten nicht zur Sache, weil es nicht darauf ankomme, zu wissen, was die Krankheit erzeuge, sondern was sie wieder beseitige. So gehöre es ferner nicht zur Sache, wie etwas am besten verdaut werde, sondern was am besten verdaut werde, oder ob aus dieser oder jener Ursache die Verdauung vor sich gehe, und ob

*) Die nachstehende deutsche Übertragung des Celsus ist der Ausgabe von Scheller-Frieboes (Braunschweig 1906) bzw. meiner Ausgabe in »Voigtländers Quellenbüchern« (Leipzig 1912) entnommen.

wirklich eine Verdauung der Speisen oder nur eine Verteilung (der unverdauten Speisen) stattfinde. Auch brauche man nicht zu untersuchen, wie wir atmen, sondern was erschwertes und verlangsamtes Atmen bessert; nicht, was die Adern bewegt, sondern was jede Art ihrer Bewegung bedeutet. Dies erkenne man aber durch die Erfahrung. Was dergleichen Grübeleien anbetreffe, so könne stets etwas dafür und dawider gesagt werden, und es siege daher bei einem solchen Streite Geist und Beredsamkeit; Krankheiten würden aber nicht durch Beredsamkeit, sondern durch Mittel geheilt. Wenn daher ein unberedter Mensch das durch Erfahrung Bestätigte gut beherrsche, so werde er ein bei weitem größerer Arzt sein, als wenn er keine Erfahrung, aber eine vortreffliche Redegewandtheit sich angeeignet habe.«

Das bis jetzt Angegebene sei bloß überflüssig, das aber, was nun noch folgt, sogar grausam: daß nämlich Leib und Brusthöhle lebender Menschen geöffnet würden, und daß eine Kunst, die Beschützerin des Menschenwohles sein soll, irgend jemandem nicht allein überhaupt eine Qual, sogar die allerfurchtbarste bereite, zumal man aus dem, was mittels einer solchen Gewalttat erforscht würde, einiges gar nicht, anderes dagegen auch, ohne ein Verbrechen zu begehen, erkennen könne. Denn Farbe Glätte, Weichheit, Härte und dergleichen Eigenschaften verhielten sich im aufgeschnittenen Körper überhaupt nicht so, wie sie vor der Verletzung gewesen seien, und dann würden, selbst bei unverletztem Körper, die genannten Dinge durch Furcht, Schmerz, Hunger, Verdauungsstörungen und tausend andere unbedeutendere Zufälle oft verändert. Aus diesen Gründen werde es noch weit wahrscheinlicher, daß die inneren Teile, die viel zarter seien, denen das Licht selbst fremd sei, während des Beibringens so schwerer Wunden und dieses Schlachtens selbst verändert würden. Nichts sei also törichter als der Wahn, »im lebenden Körper seien die Teile ebenso beschaffen wie im sterbenden oder gar im toten.« Die Bauchhöhle, die von geringerer Wichtigkeit sei, könne zwar, ohne daß der Mensch aufhöre zu atmen, geöffnet werden, sobald aber das Messer bis an die Präkordien vordringe und die häutige Querwand durchschnitten würde, welche die in der Brusthöhle liegenden Teile von denen der Bauchhöhle trenne (die Griechen nennen diese Querwand »diaphragma«), so verliere der Mensch sogleich das Leben; es kämen dann die Präkordien und sämtliche in der Brusthöhle enthaltenen Eingeweide dem mörderischen Arzte erst nach erfolgtem Tode zu Gesichte, und es müßten sich die genannten Teile dann notwendig wie die eines Toten verhalten, nicht aber so, wie sie bei dem Lebenden gewesen seien. So erreiche der Arzt damit nur, einen Menschen grausam hingeopfert zu haben, nicht aber zu erfahren, wie die innern Teile während des Lebens beschaffen seien. Wenn es aber doch einmal zutreffe, daß etwas, noch während der Mensch lebe, dem Anschauen unterworfen werden könne, so führe dies den Ärzten auch oft ein Zufall vor Augen. Denn zuweilen werde ein Gladiator in der Kampfbahn, ein Soldat in der Schlacht oder ein von Räubern überfallener Wanderer so verwundet, daß bald dieser, bald jener der innern Teile sichtbar würde, und dann werde der Sitz, die Lage, die Anordnung, Gestalt und anderes mehr von dem klugen Arzte, der nicht Tötung, sondern Heilung beabsichtige, erkannt, und er lerne dann durch Mitleid dasselbe, was

andere durch entsetzliche Grausamkeit erkannt hätten.«

Deshalb sei nicht einmal die Zerfleischung von Leichen notwendig, die freilich nicht grausam, aber ekelhaft sei; denn einerseits verhielten sich die meisten Teile im toten Körper anders als im lebenden, und andererseits zeige die Praxis selbst so viel, wie bei Lebenden erkannt werden könne.

Da das bis jetzt Gesagte von den Ärzten in vielen Büchern und heftigen Streitschriften oft auseinandergesetzt worden ist und noch auseinandergesetzt wird, fährt Celsus dann fort, so wolle er nunmehr seine eigne Ansicht sagen. Er glaube, »daß die Heilkunst zwar mit Theorie verbunden sein, aber auf den offenbaren Ursachen fußen müsse; alle dunklen Ursachen sind, wenn auch nicht vom Nachdenken des Arztes, doch aber von der Kunst selbst auszuschließen. — Das Öffnen lebender Körper halte ich für grausam und überflüssig, das der Leichen hingegen notwendig für die Lernenden; denn sie müssen Lage und Anordnung der Teile kennen — und dies zeigen Leichname besser als ein lebender verwundeter Mensch. Das übrige dagegen, was nur bei Lebenden erkannt werden kann, wird bei der Behandlung der Verwundeten die Praxis selbst, freilich etwas langsamer, aber auf bei weitem mildere Weise zeigen.«

Diese Ausführungen des Celsus werfen nicht nur ein interessantes Streiflicht auf die Streitfragen, welche die Ärzte seiner Zeit beschäftigten, sie scheinen außerdem zu zeigen, daß auch das Laienpublikum an derartigen Problemen, wie der Vivisektion, lebhaften Anteil nahm, wobei es — wie man annehmen darf — ebenso wie heute noch — zu einem überwiegenden Teile auf der Seite der Gegner dieser Forschungsmethode gestanden haben dürfte.

Die medizinische Wissenschaft hat dann aber in der Folgezeit alle etwa bestehenden Vorurteile und Bedenken gegen den Versuch am lebenden Tier als Forschungsmittel vollkommen überwunden. Das zeigen uns namentlich die Schriften des Claudius Galenos, des großen Arztes, der im 2. Jahrhundert nach Christus wirkte, und der nicht nur das wissenschaftliche Streben der Medizin in der Epoche des römischen Kaiserreichs verkörpert, der vielmehr mit seinen Lehren das gesamte ärztliche Denken und Handeln durch das ganze Mittelalter hindurch bis über die Schwelle der Neuzeit beherrscht hat. Das sagt gleichzeitig, daß Galen einen Höhe- wie aber auch Endpunkt aller selbständigen medizinischen Forschung im Altertum bedeutet. Und dies gilt namentlich — wie hier gleich vorweg betont sei — für seine Arbeiten auf dem Gebiete der Physiologie, ganz besonders auch für seine wissenschaftliche Verwendung der Vivisektion.

In seinem Streben, ein einheitliches, geschlossenes System der Medizin zu schaffen, dessen hauptsächliche Grundlage eine genaue Kenntnis des Baues und der Funktionen des Organismus bilden sollte, schließt er sich durchaus den großen Alexandrinern an. Aber dank der bereits vor ihm gesammelten vielfachen Einzelerfahrungen, die ihm durch seine erstaunliche Literaturkenntnis wohlbekannt waren, konnte er unter weit günstigeren Bedingungen an seine Forschungen herantreten als jene. Indessen steht Galen noch in einer sehr wesentlichen Hinsicht vollkommen auf dem gleichen Standpunkte wie seine Vorgänger: obgleich ihm die Unterschiede zwischen den einzelnen tierischen Organismen, die er bei seinen Untersuchungen





benutzte, gut bekannt waren, obschon er genau wußte, daß der von ihm dem Menschen am nächſten geſtellte Affe doch bloß — wie er sich ausdrückt — »eine lächerliche Nachbildung jenes« sei, trug er dennoch kein Bedenken, seine beim Tiere gemachten Befunde ohne weiteres mit denen des Menschen zusammenzuſtellen und sie wieder, wie die Alexandriner dies getan hatten, zu einem universellen Syſtem zu verarbeiten. Insbesondere gilt dies von seinen Anschauungen über die Funktion der Organe, wo er, von der Annahme ausgehend, daß Gleichartigkeit der Struktur ſtets untrennbar mit Gleichartigkeit der Funktion vereinigt sei, die trennenden Verschiedenheiten ganz außer Beachtung ließ.

Die Vivisektion spielt in der wissenschaftlichen Arbeit Galens natürlich eine Hauptrolle. Da er auch bei seinen anatomischen Untersuchungen ſtets die Funktionen der unter seiner Hand befindlichen Teile mit zu erforschen und darzuſtellen beſtrebt war, so beschränkt er sich selbſt bei jenen nicht auf die Zergliederung von Leichen, sondern arbeitet auch als Anatom mit Vorliebe am lebenden Tier. Und da er es liebt, in seinen Schriften nicht einfach die Resultate seiner Arbeit mitzuteilen, sondern breit und ausführlich die Wege zu schildern, auf denen er zu ihnen gelangt iſt, so sind wir nicht nur über die Technik unterrichtet, deren er sich bediente, sondern auch über eine jede einzelne Phase seiner Gedankengänge, die ihn bei seinen Untersuchungen leiteten. Ein anschauliches Bild seiner ganzen Arbeitsweise gibt z. B. der Abschnitt seines Werkes »Anatomische Untersuchungen«, der von dem Rückenmark handelt. Er lautet:*)

*) Vgl. M. Simon, Anatomie des Galen. 1906. Bd. II S. 17 f.

»Die Präparation des Rückenmarks haſt du auf folgende Weise zu machen: Besorge dir ein großes, ſtarkes Messer, und zwar rate ich dir, daß dieses Messer von vorzüglich hartem Eisen gefertigt sei, da ich es gern habe, wenn alle solchen Inſtrumente, die du dir anschaffſt, von ausgezeichnetem Eisen sind. Und das Tier, welches du zergliederſt, sei nicht alt, damit es dir leicht falle, die Wirbelknochen durchzuschneiden. Denn die Knochen völlig ausgewachsener Tiere sind wegen ihrer Härte schwer zu schneiden. Das Tier soll also jung sein. Es wird, auf dem Gesichte liegend, auf einem Brette ausgeſtreckt, die Füße werden entweder durch ſtarke Bänder feſtgeschnürt nach der Art und Weise wie ihr wißt, daß ich das auf einem durchlöcherten Brette zu machen pflege, oder durch die Hände von Gehilfen. Hierauf führe einen Schnitt der Länge nach von oben nach unten, beiderseits neben den Wirbeldornen hin. Dann schneide mit der Spitze des Messers die Muskulatur ein und schabe sie beiderseits los. Auf das entblößte Fleisch lege einen mit kaltem Wasser getränkten Schwamm, damit der Blutung daraus rasch Einhalt getan werde. Hierauf schneide mit dem Inſtrumente, welches man Knochenbrecher nennt, an den Wurzeln des Rückgrates beiderseits am Wirbel das dort befindliche Stück fort. Tuſt du das, so wird bisweilen die Hülle sichtbar, welche um das Rückenmark herumgelegt iſt, über der harten Meninx, welche in Dicke, Farbe und Härte jener Meninx ähnelt.« Dann schildert Galen weiter, wie er das Rückenmark sich so weit frei präpariert, »daß es nur noch durch die dünne Meninx allein verwahrt zutage liegt. Diese Hülle nun legt sich ihm ganz ſtraff und innig an, und in ihr sind zahlreiche Venen, ebenso wie in der dünnen, das

Gehirn einfassenden Meninx. Du siehst diese Venen bei den großen Tieren ganz deutlich in den Körper des Rückenmarks eindringen und sich in die Tiefe senken. Auch wenn du diese Hülle rings herum ablösteft, so würde das Tier deswegen doch keine Störung befallen und ebenso, wenn du das Rückenmark der Länge nach anschneidest, da alle die einzelnen Nerven an der Begegnungsstelle der Wirbel an den Seiten aussprossen, der rechtsseitige Nerv an der rechten Seite, der andersseitige Nerv an der linken. Willst du also den Bereich unterhalb des angeschnittenen Teiles zur Erschlaffung bringen und seine Bewegungen aufheben, so führe den Schnitt quer und schneide das Rückenmark mit einem trennenden Schnitte ganz durch, so daß keinerlei Verbindung zwischen seinen Teilen bleibt. . . . Daß an sämtlichen Nerven, welche nach unten von der Durchschneidungsstelle liegen, nach dem Schnitte beide Kräfte verloren gegangen sind, ich meine die Empfindungs- und die Bewegungskraft, und daß ebenso wie sie alle Körperteile des Tieres, in welche sie sich verteilen, empfindungs- und bewegungslos werden, das ist etwas Notwendiges, Klares und Verständliches. . . .«

»Willst du nun bei der Untersuchung irgendeiner Funktion dich darüber unterrichten, was geschieht, wenn du einen einzelnen Wirbel durchschneidest, so magst du entweder den Schnitt mit einem Messer machen oder den Wirbel auf die Art durchschneiden, wie ich es angab. Willst du dir aber eine ganz besondere Übung angedeihen lassen und damit zugleich das Suchen und Finden der Wahrheit verbinden, so kannst du das an einer größeren Anzahl von Wirbeln machen, nach Maßgabe dessen, was das Tier verträgt, seiner Ausdauer. Alsdann beginne an der Begegnungsstelle des sogenannten mächtigen Knochens oder breiten Knochens, das ist des Kreuzbeins, mit dem letzten Wirbel, da, wo ein mächtiger Nervensproß hervorwächst, um sich am Beine zu verteilen. Hierauf geh aufwärts zu demjenigen Wirbel, welcher vorherkommt, dann weiter nach oben. Und du wirst an den einzelnen sehen, daß das erste, was die Empfindungslosigkeit befällt, und dessen Bewegung aufgehoben wird, die Enden der Beine sind, das zweite, nach dem Ende, die Teile, welche vorher kommen, dann die Teile der Oberschenkel und der Hüften, dann die der Lendengegend. Kommst du zu den Brustwirbeln, so ist das erste, was du geschehen siehst, daß die hauchende Ausatmung und die Stimme des Tieres gestört werden. . . . Erklärten wir doch, daß das Hauchen vermittelst der Muskeln zwischen den Rippen vor sich geht, und daß das Hauchen sowohl Stoff als Werkzeug für die Stimme ist. Denn das Tier holt die Luft durch Einziehen ohne Widerstand vermittelst des Zwerchfells allein ein, bis es, wenn es sie mit Widerstand einzieht, außer dem Zwerchfell auch die Zwischenrippenmuskeln anwendet. Und wenn die Einatmung ganz stark ist, so wendet das Tier außerdem jene oberen Muskeln an, welche vom Halse zu den ersten Brustabschnitten herablaufen.«

Dieses eine Beispiel gewährt uns schon einen ganz deutlichen Einblick in die Forschung Galens. Welchen Raum übrigens gerade physiologische Untersuchungen bei ihm einnahmen, das zeigt die Tatsache, daß er neben seinem großen, ausschließlich der Physiologie gewidmeten Hauptwerke »über den Nutzen der Teile des menschlichen Körpers« noch eine große Anzahl von Monographien geschrieben hat, in denen





er beispielsweise von der Bewegung des Brustkorbes und der Lunge, über die Ursachen der Atmung, über die Stimme, die Muskelbewegung, kurzum über alle erdenklichen Probleme dieses Faches handelt. Unzählige, teilweise ganz geniale Vivisektionsversuche laufen in breiter Schilderung durch alle diese Schriften hindurch und können uns beim Lesen oft völlig vergessen lassen, daß wir es mit einem Werke aus einer bald zweitausend Jahre zurückliegenden Epoche zu tun haben. Nur, wenn er an die Deutung seiner Versuche herantritt, dann kommt uns freilich meist der Unterschied zum Bewußtsein, der das Denken eines Galenos von dem eines modernen Physiologen scheidet. Heute bildet vollkommene Voraussetzungslosigkeit die — wenigstens ideelle — Grundforderung aller physiologischen Forschung: der Forscher soll ohne jede vorgefaßte Meinung an das Experiment herantreten. Ganz anders Galen: voreingenommen durch seine Überzeugung von der Zweckmäßigkeit aller Einrichtungen des Organismus, benutzt er seine Versuche oft nur, um durch sie sich die Bestätigung ganz bestimmter, von ihm schon vorher fixierter Funktions-Zwecke zu holen. Und eine solche Bestätigung glaubt er dann auch sehr häufig dort zu erkennen, wo ein unbefangener Beobachter nichts dergleichen finden würde. Abgesehen von diesem Denkfehler aber sehen wir Galen sowohl in der Technik des Tierversuchs wie auch in dessen Wertung als Forschungsmittel durchaus die auch heute noch geltenden Grundsätze befolgen.

Ein — wenn auch nur äußerlicher — Umstand kann uns freilich bei der Lektüre der zahllosen vivisektorischen Experimente in Erstaunen versetzen, das ist die Unbedenklichkeit, mit der er selbst die eingreifendsten Versuche vornimmt, ohne an eine Aufhebung oder auch nur Minderung der Schmerzempfindlichkeit des Versuchstiers zu denken. Das muß uns um so mehr verwundern, wenn wir von ihm selbst hören, daß er außer seinen für die Jünger der Medizin bestimmten Vorführungen auch öffentliche Vorträge hielt, zu denen sehr gern und häufig auch die vornehmen Römer erschienen. So erzählt er selbst von derartigen öffentlichen Vivisektionen, bei denen Leute wie der Konsular Flavius Boëthus, der peripatetische Philosoph Alexander Damascenus, der Rhetor Adrianus u. a. m. zugegen waren, um seine Demonstrationen über den Mechanismus der Atmung und der Stimmbildung anzuschauen; Vorgänge, deren Darstellung besonders tiefe und empfindliche Eingriffe am Versuchstier erforderte.

Daß Galen derartige Dinge in voller Öffentlichkeit vorführen konnte, ohne damit irgend welchen Anstoß zu erregen, das beweist entweder, daß die humanitären Bestrebungen, wie sie sich bei den heutigen Kulturvölkern in den überall bestehenden Tierschutzvereinen und ähnlichen Organisationen verkörpern, jener Zeit der Gladiatoren- und Tierkämpfe fremd waren. Oder aber es zeigt, daß das damalige Laienpublikum den wissenschaftlichen Bestrebungen seiner Forscher ein größeres Verständnis entgegenbrachte, als dies vielfach heute der Fall ist.

Shakespeare als Volksdramatiker.

Von

Levin L. Schücking.

I.

Wer die Literaturzweige der elisabethanischen Zeit und der unmittelbar vorausgehenden Epoche aufmerksam durchmuſtert, dem fällt es auf, daß die soziale Atmosphäre, in der sie gedeihen, eine durchaus verschiedenartige iſt. Die glänzendſten Namen der poetischen Literatur gehören der Ariſtokratie oder solchen Kreisen an, die eng mit ihr Fühlung haben. Den berühmten »Spiegel für Würdenträger« (Mirror for Magiſtrates) schrieb Thomas Sackville, später Lord Buckhurst. Von den beiden Erneuerern des lyrischen Stils war der eine, Wyatt, königlicher Kammerjunker, dem andern, Surrey, koſteten seine nahen Beziehungen zum Hof am Ende gar den Kopf. Die vielgenannte Gedichtsammlung von 1557: »Tottel's Miscellany« weiſt gleich 36 Gedichte des Lord Howard, Earls of Surrey und eine überwiegende Zahl, die von andern titulierten Personen herrührt, auf; und wie ähnlich die Verhältnisse ein Menschenalter später noch waren, zeigt der ungeheure Einfluß, den Sir Philipp Sidneys Sonnettensammlung »Aſtrophel and Stella« ausübte. Die zwei berühmteſten Werke, die neben ihnen vielleicht zu nennen wären, Spensers »Feenkönigin« und Lillys »Euphues«, sind zum wenigſten in der Hofatmosphäre und im Hinblick auf Gönner in den oberſten Schichten der Gesellschaft verfaßt.

Demgegenüber iſt das englische Drama ein Kind des Volkes. Selbſt die künſtlerisch wertvollſten Partien der Myſterienspiele sind namenlos überliefert. Der Mann, der in der Zeichnung des Kain als mürrischen Geizkragens in den Towneley Myſteries größere Fähigkeiten zeigt, als sämtliche Versschmiede von Tottel's Myscellany zusammengenommen, iſt uns ebenso unbekannt geblieben, wie der fein und tief empfindende Dichter, der das erschütternde Spiel von Abraham und Isaak schuf. Die Gründe dafür werden klar, wenn wir sehen, wie z. B. Chaucer aus der Hofatmosphäre heraus mit dem leicht ironischen Lächeln, das ihn faſt nie verläßt, auf solche dramatischen Beluſtigungen des Kleinbürgers blickt: den Absalon, seinen schmachtenden Küſter kennzeichnet er dadurch, daß er ihn die Bühne beſteigen läßt, um als Herodes zu brillieren, sein schwerbetrunkner Müller redet mit der Stimme des Pilatus. — Nicht wesentlich anders liegen die Dinge mit den Moralitäten. Wer z. B. das »Spiel von Jedermann«, dessen Qualitäten so groß sind, daß es nicht einmal in Hugo von Hofmannsthals Umdichtung seine packende Wirkung ganz verlieren konnte, in englischer Sprache bearbeitet hat, iſt nicht überliefert, jedenfalls iſt der Bearbeiter nicht in besonders gebildeten Kreisen zu suchen. Ähnlich verhält es sich mit der berühmten Moralität vom »Menschengeschlecht« (Mankind). — Der Erbe dieser Kunſtrichtungen, das Drama, tritt nun in ihre soziale Aschenbrödelſtelle ein.

II.

Es scheint auf den erſten Blick, als ob das anders wäre. Denn iſt es nicht der eben schon genannte Thomas Sack-





ville, Lord Buckhurſt gerade, der mit Norton zuſammen die berühmte Tragödie *Gorboduc* verfaßt, die die tragiſche Kunſt in England eröffnet? Iſt nicht der Mann, der in Nachbildung des antiken Luſtſpiels die ‚frühește engliſche reguläre Komödie, den *Ralph Roiſter Doiſter*, ſchreibt, der derzeit hochangeſehene Direktor der Schule von Eton, — nicht der Bearbeiter von Arioſtos *Suppoſiti*, Gascoigne, ein Sohn von *Sir* George Gascoigne? Unfraglich ließe ſich durch Anführung dieſer und ähnlicher Namen in der Tat der Anſchein erwecken, als ob das engliſche Drama die ſozial durchaus ebenbürtige Schweſter der anderen Künſte wäre, man würde dabei freilich nur die wichtige Tatſache überſehen, daß all die genannten Stücke *von Dilettanten für Dilettanten* geſchrieben ſind. Dieſen Geſichtspunkt verliert man nur allzu leicht aus dem Auge. Studenten haben den Gorboduc geſchrieben, Studenten ihn aufgeführt, Schüler von Eton haben die Figuren des Ralph Roiſter Doiſter verkörpert, die »Inns of Court« haben für die ‚Suppoſes' eine Bühne geſtellt. Und wenn wir die ungefähr fünfzig zwiſchen 1558 und 1583 gedruckten und erhaltenen Stücke anſehen, deren Titel *Maas* einmal zuſammengeſtellt hat, ſo finden wir, daß ihre weit überwiegende Mehrzahl und gerade die bekannteſten davon ſolche ſind, die nicht von berufsmäßigen Schauſpielern, ſondern, wie die genannten, von Dilettanten geſpielt worden ſind.

Nun kann man freilich in jener Zeit Dilettanten und Berufsſchauſpieler nicht ſo reinlich von einander ſcheiden, wie das heute möglich wäre. Die Kindertruppen z. B., die aus den Knabenchören erwachſen ſind, ſtehen deutlich auf der Grenze zwiſchen beiden, aber wenn man fragt, was denn die unendlich zahlreichen, kleinern und größern im Lande umherziehenden Schauſpielkompagnien zu ſpielen pflegten, ſo muß die Antwort lauten: jedenfalls der Regel nach nicht eins der genannten Stücke, nicht den überhaupt zu Unrecht ſo oft erwähnten Roiſter Doiſter, aber auch nicht die Suppoſes oder den Gorboduc. Was aber ſpielten denn wohl Kompagnien wie diejenigen, die Shakeſpeare in ſeiner Jugend in Stratford auftreten ſah? Der Verſuch, dieſe Frage zu beantworten, macht es erſt klar, daß wir trotz der Pyramide von gelehrter Literatur, die über den Reſten des eliſabethaniſchen Dramas ſich allmählich erhoben hat, von dem eigentlichen, von berufsmäßigen Schauſpielern in Shakeſpeares Jugend geſpielten Drama verhältnismäßig wenig wiſſen. Eine unendliche Fülle von Titeln, aber recht wenig Stücke ſind uns überliefert, während wir gerade die Verſuche der gelehrten und gebildeten Dilettanten genau kennen. Nun haben freilich, wie das die glückliche Entwicklung des engliſchen Dramas mit ihrem Zuſammenfluß aus den verſchiedenſten Quellen mit ſich brachte, gerade dieſe nicht ſelten *ſpäter* einen bedeutenden Einfluß auf das reguläre Theaterdrama ausgeübt. Es zeigt ſich das auch darin, wenn ein Stück wie Gorboduc ſpäter wirklich wegen ſeines hohen literariſchen Anſehens von der Admiralstruppe übernommen, oder ein Cambridger Studentenſtück wie »Mutter Gurtons Nadel« von den Schauſpielern Lord Leiceſters aufgeführt wird, und auch darin, daß noch Shakeſpeare den Bombaſt des »Königs Cambyſes« verſpottet (Heinrich IV., 1. Teil, II. Aufz., 4. Sz.), der doch wohl urſprünglich an der Univerſität geſpielt war. Aber das darf uns nicht den Blick für den urſprünglichen Charakter dieſer und die viel-

fach abweichende Eigenart der Stücke der berufsmäßigen Schauspieler trüben. Man kann vom englischen Drama in Shakespeares Jugend sagen, daß wir die Zuflüsse und Nebenflüsse viel besser kennen als den Strom.

III.

Was diese Komödiantentruppen im Lande aufführen, das ist offenbar großenteils noch Kunst sehr niedriger Sorte, wie denn ja auch der Kesselflicker in der »Widerspenstigen Zähmung« bei »Komödie« zunächst an Jongleurkünste denkt. Es sind ferner sehr großen Teils noch Moralitäten, an denen das Volk lange zäh hing. Wie geläufig sie deshalb auch Shakespeare waren, zeigen die Erörterungen über die Jago-Figur und ebenso gelegentliche selbstverständliche Hinweise in seinen Werken wie der auf die Moralitätsfigur »Eitelkeit« im König Lear (II, 2, 38). Daneben hat die Volksbühne den eisernen Bestand ihres Repertoires von alters, nämlich Farcen und Interludien. Außerdem wurden auch Ereignisse, die großes Aufsehen gemacht, wie namentlich Morde und dergl., ähnlich dem Kinematographen heute, frisch auf die Bühne gebracht. In wirklich literarischer Form liegt ein solches Stück erst in »Arden of Feversham« (gedr. 1592) vor, aber die Gattung ist gewiß sehr viel älter. Als ein solch aktuelles Stück ist ja auch die »Mausefalle« im Hamlet gedacht (III, 2), sie stellt die Ermordung eines Herzogs Gonzago in Vienna dar, von der Hamlet behauptet, daß sie sich tatsächlich ereignet habe. Mit Rücksicht auf diesen Zweig ihrer Tätigkeit wahrscheinlich werden die Schauspieler vom Hamlet als die 'abstracts and brief chronicles of the time' bezeichnet, als »der Spiegel und die abgekürzte Chronik ihres Zeitalters« (II, 2, 501).

Von den zahlreichen Gattungen, die sie sonst noch darstellen, fällt aber gewiß ein sehr großer Teil dem Ritterschauspiel zu. Das erhaltene Stück »Sir Clyamon and Sir Clamydes« ist dafür ein gutes Beispiel. Unter den überlieferten Titeln wimmelt es von Namen wie: »Der einsame Ritter«, »Der irische Ritter«, der »Ritter vom brennenden Felsen« und andere mehr. Wie der Ritterroman die von den Gelehrten verachtete, aber von allen andern Schichten der Bevölkerung gierig verschlungene Lektüre jener Zeit war, so feierte das Ritterschauspiel bis tief in Shakespeares Zeit hinein auf der Bühne Triumphe. Man sieht es auch daran, daß Hamlet (II, 2) unter den wenigen typischen Theaterfiguren, die er aufführt, den »fahrenden Ritter« erwähnt, der »seine Klinge und seine Tartsche brauchen soll«, man sieht es, wie er in dieser Phantasiewelt zu Hause ist, wenn er den in Stücken vorkommenden Sarazenengott Termagant neben dem aus den Mysterienspielen doch von alters allgemein bekannten 'Herodes erwähnt (Hamlet III, 2, 15 ff., er übertreibt den Termagant, er überherodest den Herodes'); wenn er von den Turbanen der Riesen redet (Cymb. III, 3, 5 ff.), die man sich merkwürdigerweise immer als Sarazenen vorstellte, oder wenn er die Aufwartung der holden Olivia (Twelfth Night I, 5, 210) als »Euer Riese« bezeichnen läßt, weil die schönen Damen in der Ritterwelt meist von Riesen behütet werden, so wie wir heute noch »Euer Drache« sagen könnten. Und man gewinnt vor allen Dingen einen Eindruck von der Bedeutung des Ritterschauspiels auf dem elisabethanischen Theater durch die geistreiche und witzige Verspottung in Beaumont-Fletchers »Ritter von der brennenden Keule«, die sich die Ungnade eines für sie noch unreifen

Publikums zuzog. Mit einer unendlichen Fülle solcher Stücke also muß man rechnen.*)

IV.

Was nun Shakespeare und seine unmittelbaren Vorgänger angeht, so treten sie in vieler Hinsicht das Erbe des beschriebenen, namenlosen volkstümlichen Dramas an. Die große Masse der Stücke, die die herumvagabondierenden Komödianten spielen, hatte niemand als Literatur angesehn, und deshalb bekannte sich so wenig jemand als ihr Verfasser, als das heute bei den Dramen des Kinematographentheaters der Fall ist, das in vieler Hinsicht eine parallele Entwicklung genommen hat. Gewiß schrieben sie sich die Schauspieler auch vielfach nach gegebenen und bekannten Geschichten selbst. Daß gelegentlich einmal, wie bei dem Stück von »Maria Magdalenas Reue«, der Autor bekannnt ist, spricht nicht dagegen. — Dann kam der außerordentliche Aufschwung der Londoner Theater, gesteigerte schauspielerische Leistungen, wachsendes Interesse beim Publikum, und nun beginnen die ehedem verachteten Komödianten Bühnenschriftsteller heranzuziehen, die ihnen moderne Stücke liefern müssen. Charakteristischerweise sind das durchaus nicht Leute aus der Sphäre, in der die eingangs erwähnte große Literatur gedeiht. Es sind, wo nicht selbst noch gleichzeitig Schauspieler, vielfach gescheiterte Existenzen, mauvais sujets, Leute von höchst zweifelhaftem Ruf und unzweifelhaftem Lebenswandel, die nicht selten mit dem Gesetz in Konflikt geraten. Aber was für die Entwicklung der Kunst wichtiger ist, diese Leute, die Greene, Peele, Nashe, Marlowe, sind nicht nur geniale Köpfe, sondern sie haben, großenteils verkrachte Studenten, die Bildung ihrer Zeit in sich aufgenommen und gelegentlich, wie Peele, von der Universitätsbühne zur Hofbühne und weiter zur Volksbühne verschlagen, überall künstlerische Anregungen gesammelt, die sie jetzt verwerten können. Aber was sie nun auch schreiben, für den Druck ist nichts bestimmt, und als Literatur wird es nicht eigentlich aufgefaßt. Der Autor tritt noch immer hinter seinem Werk zurück, wie im Mittelalter. Den wenigsten unter den Zuschauern wird auch nur der Name des Autors bekannt gewesen sein. Übrigens war diese Kenntnis auch dadurch erschwert, daß vielfach von Autoren zusammengearbeitet wurde, wie heute an einer Zeitung. So ist es kein Zufall, daß uns beinah bei allen alten Stücken, die Shakespeare als Vorlage benutzt, kein Verfassername überliefert ist. Die meisten Stücke in früher Zeit werden überhaupt nicht gedruckt. Noch Jonson erzählte dem Drummond, daß die Hälfte seiner Lustspiele nicht erschienen sei.*) Auch Beaumont und

*) Weil sie größtenteils verloren sind, tut man übrigens gut, was in der erhaltenen Literatur an Motiven, Figuren usw. neu auftaucht, nicht gleich nach dem Grundsatze: quod non est in actis (dramaticis), non est in mundo auf das Konto des betreffenden Verfassers der späteren Zeit zu schreiben. Wie man denn z. B. allen Ernstes John Lyly als Erfinder des doch sicher älteren Gedankens ausgegeben hat, eine Frau in Manneskleidung auftreten zu lassen! Und wenn neuerdings Wolff treffend auf die überraschenden Ähnlichkeiten zwischen Partien bei Shakespeare und der italienischen commedia dell'arte hingewiesen hat, so wird man auch hier m. E. viel mehr an unbelegte gemeinsame Bühnentraditionen denken müssen, als in jedem einzelnen Falle an persönliche Übernahme durch Shakespeare, für die es überdies an der nötigen Gelegenheit mangelt.

*) Man vergißt zu leicht, daß es mit seinen Tragödien ähnlich steht. Sein neoklassizistischer Vorstoß begann wahrscheinlich nicht



Fletcher werden, was die Frage ihres Einflusses auf Shakespeare erschwert, Stücke vor den erhaltenen haben aufführen lassen. Glaubt ein Winkelverleger — große Verleger haben niemals Stücke gedruckt — mit solchen Geschäfte machen zu können, so gibt er sie billig und auf sehr schlechtem Papier namenlos heraus. So trägt denn auch Drummond von Hawthornden im Gegensatz zu seinen meiſten andern Büchern die Stücke, die er besitzt, auch die drei Shakespeareschen, ohne Autornamen in seinen Katalog ein. Diese Verhältnisse verändern sich erſt in Shakespeares Zeit, namentlich unter Jonsons Einfluß, langsam. Ihre Rückwirkung auf den Charakter der Kunſt selbſt liegt zu Tage. Auf das Volk berechnet, bleibt sie trotz aller Individualität der einzelnen Künſtler in wesentlichen Punkten immer volkstümlich und mehr ein Spiegel des allgemeinen Denkens als individueller Anschauungen. Wo diese von jenen abweichen, da werden sie fraglos und selbſtverſtändlich ihnen untergeordnet. Wenn Marlowe z. B. das Volksbuch vom Dr. Fauſt bearbeitete, so gab er seinem Helden freilich die bis zur Frivolität geſteigerte Kühnheit des Denkens mit, die ihm, wie wir wissen, selbſt zu eigen war (»Had I as many souls as there be ſtars, I'd give them all for Mephiſtophilis!«) — aber er zögerte gewiß nicht einen Augenblick, als er denselben Dr. Fauſt, wie es das gläubige Publikum erwartete und verlangte, in der Angſt vor der Hölle wimmern ließ. Seinem eigenen Denken entsprach das schwerlich.

erſt mit dem Sejanus. Wallace (Engl. Stud. 43) hat es plausibel gemacht, daß er schon Anfang Januar 1597 eine Tragödie von Äneas und Dido auf die Bühne brachte. Dazu ſtimmt, daß ihn Francis Meres schon 1598 unter den tüchtigſten Tragödienschreibern aufführt. Daß die Wahrung der Einheiten übrigens infolge von Jonsons Beſtrebungen früh wenigſtens theoretisch eine Rolle spielte, zeigt sich in der Hamletſtelle (II, 2), in der Polonius die Schauspieler scherzhaft bombaſtisch ankündigt als »die beſten Schauspieler in der Welt« usw. usw. »mit Einheit des Orts oder unbeschränkt« (scene individable or poem unlimited).

V.

Diese Dinge muß man im Auge behalten, um Shakespeare richtig verſtehen zu können. Denn auch er tritt zuerſt als Namenloser in die skizzierte Tradition ein, und auch er bemüht sich sein Leben lang um sein Publikum.

Es zeigt sich das in derberer und feinerer Art. In der auffälligſten Form erscheint es in den groben und absichtlichen Anachronismen, mit denen er seine Kunſt dem Publikum mundgerecht macht. Solche Bezugnahme auf die Gegenwart gehört zum eisernen Beſtand aller volkstümlichen Kunſt. Wie im alten Hänneschentheater zu Köln in »Romeo und Julia« die Heldin dem Hänneschen zurief: »Lauf flük bei Kellers selige Witwe auf der Neumarkt und hol' mir für ein Kaſtenmännche Gift« (Berl. Tagebl. 1912, Nr. 167), so beschließen im alten »King Leir« die Wächter der Burg von Dover ihre Bewachung in eine namentlich angeführte Kneipe von Jennings zu verlegen, so schilt im selben Stück (V, 10) die Gonerill ihre Schweſter Cordelia eine heuchlerische Puritanerin, und die andere Schweſter Ragan erklärt, daß sich Cordelia wegen ihrer Mitgiftlosigkeit recht zur Pfarrersfrau eigne. In welch außerordentlichem Maße Shakespeare derselben Praxis huldigt, wird heute beim erſten Lesen seiner Stücke nicht immer klar, namentlich iſt es vielfach in der Übersetzung verwischt. Wenn Cleopatra mit Mardian Billard



spielen will, so kann man darüber im Zweifel sein, ob der Anachronismus nicht unabsichtlich ist, aber wenn Kent im King Lear versichert, er äße keinen Fisch, d. h. sei kein Papist, so liegt die Absicht zutage (K. L. I., 4, 19). Ähnlich stellt Gloucester im selben Stück Betrachtungen über die Bedeutung der jüngsten Sonnen- und Mondfinsternisse an. Dabei handelt es sich um eine auffällige Aufeinanderfolge von solchen 1598, 1601 und 1605*). (K. L., I, 2, 112, Feststellung von Wesley bei Craig, Arden-Shakespeare S. XXIII). Erstaunlich ist es, wenn im selben Stück (I, IV, 95) der erzürnte Kent den Oswald als »üblen Fußballspieler« bezeichnet, weil damals viel Ärger über Fußballspiel müßiger Burschen in den Hauptstraßen der Stadt entstanden war, und noch auffälliger vielleicht, wenn der irre Lear von Edgars Anzug bemerkt, er gefiele ihm nicht: »Freilich werdet Ihr sagen, es ist persische Tracht«, womit auf eine persische Gesandtschaft angespielt wird, die damals König Jakobs Hof besuchte. So wird selbst in Augenblicken des höchsten Pathos der populäre anachronistische Hinweis nicht gescheut, geschweige denn, daß er an komischen Stellen oder im Munde des Narren oder Clown gemieden würde. Sobald der Clown auftritt, ist die Fiktion fremden Landes und anderer Zeit durch stillschweigende Übereinkunft zwischen Autor und Publikum aufgehoben. In diesen Dingen hat sich für den heutigen Leser oder Zuschauer die Perspektive vollständig verschoben. Wir begreifen nicht mehr, daß man eine lange Zeit hindurch z. B. die Totengräberszene im »Hamlet« fortließ. Aber

*) Als Parallele zu diesen Fällen könnte der zu Recht oder Unrecht zur Datierung von »Romeo und Julia« vielerörterte Hinweis der Amme auf das englische Erdbeben gelten.

daß wir sie so genießen können, liegt daran, daß sie eben auch ihre Patina bekommen und sich dem Stil des ganzen eingefügt hat. Den Zeitgenossen war das eben nur eine Clown-Szene, es umgab sie die realistische Atmosphäre des englischen Alltags, während die anderen Szenen des Stückes in einem romantischen fernen Lande lagen. Der alte Gegensatz des pathetischen Hauptplot und des anachronistischen underplot komischer Natur, wie er grell noch im »Locrine« (in der Locrine-Handlung und der Schuster-Strumbo-Handlung) zutage tritt, lebt hier weiter. Für den Klassizisten aber, der jener Zeit noch näher stand, mußte es unerträglich wirken, wenn z. B. der erste Totengräber dem zweiten zurief (V, 1, 67): »Lauf nach Yaughan (offenbar eine Londoner Kneipe) und hol' mir ein Liter Schnaps«*). Man stelle sich vor, daß in einem pathetischen, etwa Wildenbruchschen Stücke jemand plötzlich sagte: »Geh nach Kempinski usw.!« Natürlich ist der Vergleich schief, weil unser Denken im Gegensatz zu dem der Elisabethaner eben ein historisch geschultes ist, während jene Zeit sich an dem anachronistischen Kunterbunt, wie es z. B. eben der »Hamlet« bietet, durchaus nicht stieß. Aber man würde irren, wenn man glaubte, es habe in jener Zeit nicht auch schon Leute mit dieser historischen Schulung gegeben. Ben Jonson, ihr eifriger Verfechter, stand durchaus nicht allein. Ein Stück wie der Hamlet mochte dabei noch das romantische Vorrecht des Nirgendwann und Nirgendwo für sich bis zum gewissen Grade in Anspruch nehmen, obgleich es sich zu der

*) Vergl. auch so markante Beispiele wie die gänzlich zu Unrecht Shakespeare vielfach abgesprochenen Stellen bei Abgang des Narren K. L. III, 2 und die berühmte Szene Macb. II, 3, 1—20.



Zeit abspielen soll, wo England in Abhängigkeit von Dänemark ist, aber wie in Cymbelin z. B. römisches Altertum und italienisches Boccaccio-Milieu durcheinandergewürfelt werden, das mußte den Leuten, die auf ihre frisch erworbene humanistische Bildung viel stolzer als spätere Zeitalter waren, unerträglich erscheinen. Gerade die Renaissance bringt ja den Gedanken der richtigen historischen Perspektive hervor, und eine ihrer Haupttendenzen ist gegen die mittelalterliche Naivetät gerichtet, die die Vergangenheit stets nur unter dem Bilde der Gegenwart anschaut, wie man das ja auch in dem Einsetzen versuchter historischer Kostümtreue in der Malerei feststellen kann, und so wird dies gewiß eine der Seiten Shakespearescher Kunst, die die folgende Generation als Schwäche empfand.

VI.

Aber die Zahl solcher Gebildeten war vorläufig nicht so groß, daß Shakespeare Rücksicht auf ihre Forderungen genommen hätte. Ihm liegt daran, den Kontakt mit seinem alten Theaterpublikum zu behalten. Dafür sind ferner A n r e d e n a n d a s P u b l i k u m da, darunter solche, die für die Zusammensetzung der Zuschauerschar*) so charakteristisch sind, wie die des Kupplers Pandarus (Troilus u. Cressida III, II, 225):

> Und Amor gönn auch hier allen schweigsamen Kindern
> 'nen Pandar, Bett und Kammer, um ihre Not zu lindern.

Vor allem aber dient dazu **die lustige Figur: Clown und Narr.** Über den anachronistischen Charakter des Clowns ist schon gesprochen. Aber der Bildung der Zeit wird diese Figur überhaupt zu niedrig. Die Hallschen Satiren (1597) wenden sich auch deshalb wütend gegen sie, ebenso die Rückkehr vom Parnaß-Spiele. Shakespeare behält sie trotzdem bei. Er kultiviert auch weiter die Figur des Narren, die ihm so vortrefflich zum Mundstück seines einzigartig sprudelnden Witzes paßt. Aber wenn auch seine Behandlung im Lear über alle Beschreibung großartig ist, so wird man doch an anderer Stelle den Eindruck nicht los, eine wie unkünstlerische Konzession an den Geschmack geschmackloser Leute das Auftreten der lustigen Person in der Tragödie bei ihm darstellen kann. Wie fällt der Clown in der ersten Szene des dritten Aktes im Othello aus dem Rahmen! Wie unerträglich wirken die albernen Witze des Clowns, der der zum Tode bereiten Cleopatra die Nilschlange bringt! (Ant. a. Cl. V, 2) — In diesen Dingen macht Shakespeare auch keineswegs Schule. Die zeitgenössischen Dramatiker, teilweise unter Jonsons Einfluß, geben diese Tradition im Gegenteil größtenteils auf. (Vgl. E. Eckhardt, Die lustige Person im ältern englischen Drama S. 236 u. ö.). Eine Erinnerung an solchen Gegensatz zwischen Shakespeare und den andern lebt offenbar noch in dem Lobgedicht, das W. Cartwright auf Fletcher dichtete (Folio 1646):

> Shakespeare to thee was dull, whose best jest lyes
> I'th Ladies questions, and the Fooles replyes;
> Oldfashion'd wit, which walked from town to town
> In turn'd Hose which our fathers call'd the clown;
> Whose wit our nice times would obsceannesse call,
> And which made Bawdry passe for Comicall..

und in Berkenheads Versen auf Beaumont-Fletcher:

> Frühauf war Shakespeare und so anzuschaun,
> Wie man gewandet geht im Morgengraun,
> Der Tag sah Euch, Ihr trugt das rechte Kleid
> Und ließt den Pluderhosenwitz beiseit!

*) Vgl. auch König Lear, Schlußworte des I. Aktes und hierzu des Verfassers »Shakespeare im liter. Urteil seiner Zeit« S. 45.





VII.

Zeigt sich in diesen Einzelzügen überall sein Anknüpfen an die volksdramatische Kunſt und sein Feſthalten an deren zugkräftigſten Eigenheiten, so gilt das von dem Ganzen seiner Stücke, d. h. der Wahl des Themas, in mindeſtens dem gleichen Maße. Wie schon an anderer Stelle ausgeführt (Shak. im liter. Urteil seiner Zeit S. 95 ff.), unterscheidet sich von den großen Berühmtheiten jener Tage, Jonson, Chapman, Beaumont-Fletcher u. a., gerade Shakespeare durch das regelmäßige Wiederaufarbeiten alter volkstümlicher Stücke. Auch dabei folgt er vielfach noch im einzelnen Fall einer Tagesſtrömung. Als beispielsweise das Rachedrama durch die Erneuerung der Spanish Tragedy und Marſtons Antonio wieder modern geworden, bearbeitet er, wie man bemerkt hat, den »Hamlet«. Andererseits iſt ihm freilich auch beileibe nicht jede Richtung recht, mit ihr Geld zu verdienen. In der Zeit, als nach Aussage des Hamlet (II, 2) Geschäfte mit einem Stück nur zu machen waren, wenn Dichter und Schauspieler sich darin mit ihren Gegnern herumzauſten, hält er sich zurück (wenn nicht, worauf eine Äußerung in den Rückkehr-vom-Parnaß-Stücken deuten könnte, ein Stück von ihm aus dieser Zeit verloren iſt). Aber mit neuen Formen zu experimentieren, wie Marlowe oder gar Jonson es tat, der den Geschmack des Publikums keck in die Schranken fordert, iſt nicht seine Sache.

VIII.

So entspricht denn auch die politische Tendenz seiner Stücke der Stimmung des Volkes oder richtiger des theaterbesuchenden Teils davon. Die patriotische Stimmung nach der Armadabesiegung klingt aus keinem Literaturwerk deutlicher hervor als aus seinen Königsdramen. Als dann König Jakob 1603 zur Regierung kommt und Shakespeares Truppe zur Truppe des Königs wird, zeigt sich das auch in seinem Werk. In der Wahl des Macbeththemas z. B. hat man schon früh das Beſtreben, seinem neuen Herrn, dem König Jakob, zu gefallen, erkannt, als dessen Ahnherr Banquo galt, und Shakespeare hat in diesem Stück keine künſtlerischen Bedenken, eine Szene (IV, 8) an den Haaren herbeizuziehen, in der König Eduard in übernatürlicher Weise durch Handauflegen die Skrophulose heilt, nur deshalb, weil auch sein Nachfolger, König Jakob, zu seinen vielen Fähigkeiten noch diese — therapeutisch nicht ganz unanfechtbare — rechnete und sie häufig ausübte. Ja, es könnte sich m. E. fragen angesichts der ſtarken Schwierigkeiten und der heftigen Opposition, die dieser König schon in seinem erſten Parlament fand, ob nicht die Volksverhetzung durch die Tribunen im »Coriolan« etwas von der Auffassung der derzeitigen politischen Vorgänge durch den Hof widerspiegelt. Jedenfalls mußten diese Dinge in der Shakespeareschen Darſtellung dem absolutiſtischen König sehr angenehm in die Ohren klingen. Für Anspielungen solcher Art war man ja erſtaunlich hellhörig in jenen Tagen. Die Dramatiker beklagen sich nicht selten, daß man zu viel aktuelle Hinweise aus ihren Werken herausließt, ein vorsichtiger Mann wie Lord Brooke verbrannte in dieser Befürchtung gar seine Antonius- und Cleopatra-Tragödie. — Solche Rücksicht auf den König widerspricht deshalb nicht der volksdramatischen Tendenz, weil gerade das Theaterpublikum wohl weitaus über-

wiegend auf der royalistischen Seite steht. Der puritanische Demokrat besucht das Theater kaum.

IX.

Interessanter als diese Zusammenhänge zwischen Shakespeares Kunst und dem Denken des Publikums ist die Frage nach der Bedingtheit der Weltanschauung der Stücke durch das Auditorium. Aber zunächst einmal muß man die Vorfrage aufwerfen: Kann sich Shakespeare überhaupt in dieser Zeit, wenn er es will, frei über Religion, Ethik und Politik aussprechen? Ganz gewiß nicht. Die mit Recht so hoch gerühmte elisabethanische Periode ist ja beileibe keine Zeit der Gewissensfreiheit. Vornehmlich die innerpolitischen Schwierigkeiten religiöser Art hatten das veranlaßt. In dem Puritanertum sah die Regierung eine demokratische Bewegung. Das unserm Schlagwort »Thron und Altar« entsprechende König Jacobs »no bishop — no king« brachte nur eine Anschauung auf den kürzesten Ausdruck, die Lilly im Marprelatestreit in der Broschüre »Pap with an hatchet« schon des längeren ausgeführt hatte. Daher ist der Nonconformist gleichzeitig politisch verdächtig. Katholisch und staatsfeindlich sind selbstverständlich Synonyma. So fällt man dem Argusauge der Behörde in dieser Periode leicht auf. Spitzel sitzen in allen Kneipen. Es ist charakteristisch, daß, ähnlich wie in Deutschland vor 48, fast alle Leute von Namen in der Literatur irgendwann von der Behörde verfolgt werden, unter ihnen Holinshed, Stow, Stubbs, Jonson, Deloney, Marston, Chapman, Kyd, Marlowe u. a. Unter diesen Umständen ist schon das bloße Faktum interessant, daß Shakespeare nicht zu irgendeiner Zeit seines Lebens zur Verantwortung gezogen wird. Sieht man schärfer zu, so findet man auch, daß er, der für alle menschlichen Beziehungen Worte hat, in politischen Dingen sich ungemein vorsichtig zurückhält. Ganz gelegentlich einmal, beinahe versteckt, findet sich die Klage, daß »Art made tongue-tied by authority« (Siehe Sonnett 66 und vgl. auch Ph. Sheavin, The Literary Profession in the Elizabethan Age S. 59 u. ö.), oder der Monolog des Hamlet weist auf Schäden hin, aber zu mehr als allgemeinen Andeutungen kommt es nicht und kann es in politischen und religiösen Fragen nach Lage der Dinge nicht kommen. Diese Notwendigkeit der Übersetzung und Erhebung ins Allgemeingültige ist naturgemäß dem rein künstlerischen Wert überall zustatten gekommen. —

X.

Was für die Politik gilt, findet mehr oder minder an der Ethik der Stücke eine Parallele. Sie richtet sich nach dem großen Publikum und ist beileibe nicht ohne weiteres als persönliches Bekenntnis des Autors aufzufassen. Hier dürfen vielmehr nur vorsichtige Rückschlüsse mit Heranziehung aller möglichen anderen Momente gemacht werden. So viel ist sicher, daß Shakespeare es niemals unternimmt, eine individuelle, abweichende, ethische Anschauung der allgemeinen entgegenzusetzen. Die Leute, die den Versuch dazu im »Kaufmann von Venedig« nachweisen wollten, sind kläglich gescheitert. Es würde sich lohnen, zu untersuchen, ob Shakespeare nicht in gewissen Anschauungen, in dem Bestreben der Popularität, sogar hinter der Meinung der höchstgebildeten Zeit-



genossen zurückbleibt und seine Stücke hier einer naiveren, früheren Denkart entsprechen. Es gilt das namentlich von dem Verhältnis der Geschlechter. In »Maß für Maß« z. B. findet sich die wegen des Verluſts ihrer Mitgift von dem Schurken Angelo verlassene Mariana bereit, bei dem nächtlichen Rendezvous, das dieser von der Isabella verlangt, an deren Stelle zu schlüpfen und so den Treulosen auf dem Liebeslager wie in einer Falle zu fangen. Die unsagbare Würdelosigkeit der Frau bei diesem in der Quelle nicht vorhandenen, sondern von Shakespeare erfundenen Schritt entspricht ganz gewiß mehr dem Gedankengang des im 14. Jahrhundert lebenden Boccaccio als dem beginnenden 17. Jahrhundert, dessen Anschauungen von der Frau in Overburys »Wife« doch einen beträchtlichen Anſtieg gegenüber dem Mittelalter verraten. Andere Beispiele liegen nahe. Vielleicht das interessanteſte zeigt »Antonius und Cleopatra«. Wir sind es aus den übrigen Stücken, namentlich Fällen wie »Ende gut, alles gut« gewohnt, daß dem Mann die schlimmſten Schurkereien verziehen werden können; wo dagegen die Frau gegen den Mann sündigt, wie in »Troilus und Cressida«, da werden noch alle mildernden Züge, die sie entschuldigen könnten, aus der Quelle fortgelassen. Nun aber findet Shakespeare im Plutarch das Bild einer Frau, die mit konventionellem Maß nicht gemessen werden kann. In ihr vereint sich das Sinnenraffinement des Orients mit der Geiſteskultur des Abendlandes. Plutarch erzählt, daß sie die Sprache der Äthiopier, Araber, Troglodyten, Juden, Syrier, Meder, Parther und noch andere beherrschte. — Von ihrem Witz gibt er ein glänzendes Beispiel. Antonius pflegte am Nil zu angeln und ärgerte sich oft, daß er nichts fing, wenn sie zusah. So dang er sich einen Taucher, der einen Fisch unter dem Wasser an seine Angel hängen mußte. Aber Cleopatra kam bald dahinter, ſtellte einen zweiten, rascheren Taucher an, und als Antonius das nächſte Mal die Angel herausschnellte, hing zum allgemeinen Ergötzen ein eingesalzener Fisch daran. Die unendliche Beweglichkeit ihres Geiſtes zeigt sich auch darin, daß sie mit dem Antonius, der sich als Sklave verkleidet hatte, als dessen Schatz nachts durch die Tavernen von Alexandria zog und andern Tages wieder, ganz Königin, wie die Göttin Isis angetan, in Prunkgewändern, vom Thron herab Audienz erteilte. Aber Plutarch schildert sie auch als seelisch feinsinnig. Er erzählt, daß sie die Scherze des Antonius zu roh und zu soldatenmäßig fand, ihm dies zu verſtehen gab und ihn änderte.

Sieht man nun diese Figur bei Shakespeare an, so findet man mit Erſtaunen, wie sehr sie bei ihm verliert. Er, der dem Plutarch so sorgsam folgt und, soweit irgend möglich, seinem Gewährsmann treu bleibt, versagt hier plötzlich. Verschwunden das Zauberbild Plutarchs und an seine Stelle getreten die große Kokotte! Die enorme Bildung iſt verloren, die seelische Feinheit in ihr Gegenteil verkehrt. Die Cleopatra, die dem Antonius die Soldatenscherze abgewöhnte, hätte gewiß nicht in der Shakespeareschen Weise mit dem Eunuchen gescherzt. Wie sie sich freut, den Liebhaber an der Angel zu haben, das iſt viel zu grob und plump für die hiſtorische Cleopatra:

Gebt mir die Angel, kommt zu Flusse; dort,
Während Musik von fern erklingt, berück ich
Den goldbefloßten Fisch, mit krummem Haken
Die schleim'gen Kiefern fassend, und bei jedem,
Den ich aufzog, denk' ich, es sei Anton!
Und sag': aha! Dich fing ich! (II, V, 8 ff.)

Herausgearbeitet sind an ihr die Züge der raffinierten Koketterie, die den Mann stets ins Unrecht zu setzen weiß, ihn sich immer unsicher fühlen läßt, dick aufgetragen ist ihre Sinnlichkeit und Lüsternheit, unterstrichen alles Berechnende an ihr. Achtet man ferner auf den speziellen Zug der Shakespeareschen Technik, durch die Charakterisierung durch Mithandelnde Hilfen zum Verständnis zu geben, so bemerkt man mit Verwunderung, wie eigentlich niemand in ihrer Umgebung ein Wort der Bewunderung für sie hat. Die Äußerungen über sie sind vorwiegend verächtlich, und nur der Reflex der maßlosen Liebe des großen Antonius und der mit ihrem wertlosen Charakter nicht in Einklang stehende Schluß ihres Verhältnisses zu ihm geben ihr ein klein wenig von der Plutarchischen Größe.

Warum wird Shakespeare dieser Figur so wenig gerecht? Offenbar stellt sich Shakespeare hier, wie überall in ethischen Fragen, unter den Zwang einer Konvention, die keine mildernden Umstände bei Verstößen gegen das Gesetz der Ehe kennt. Man wende nicht ein, daß doch aus Shakespeares Munde das mutige Wort des Bastards stammt, der sich rühmt, er habe

im heißen Diebstahl der Natur
Mehr Stoff empfahn und kräft'gern Feuergeist,
Als in verdumpftem, trägem, schalem Bett
Verwandt wird auf ein ganzes Heer von Tröpfen
Halb zwischen Schlaf gezeugt und Wachen
(König Lear I, 2).

Denn, mögen immer diese Worte aus sympathischem Verständnis herausgeboren sein, so sind sie doch klüglich dem vielleicht schlimmsten Schurken in den Mund gelegt, den seine an Schurken reichen Stücke kennen, und es wird zum Schluß (V, 3) noch einmal ausdrücklich betont, daß die Sünde der Erzeugung dieses Bastards dem alten Vater Gloucester am Ende seine Augen gekostet hat. Ähnlich eine Reihe anderer Fälle. So kann Shakespeare auch dem Cleopatraproblem nicht gerecht werden. Denn für das massive Denken des Publikums, an das seine Kunst sich richtet, bleibt sie die große Hure, die nicht nur dem Cäsar einen Sohn geboren, des Pompejus Geliebte war, sondern auch noch einer Anzahl anderer ihre Gunst geschenkt, ehe sie den Antonius zum Ehebruch verführte und diesen Nachkommen des Herkules als Omphale die Spindel drehen ließ. Damit vertragen sich nach der Auffassung der Zeit die Tugenden nicht, die Plutarch ihr nachrühmt. Ihre Herausarbeitung würde das Urteil des Publikums verwirren. Und so unterdrückt er denn in ihrem Bilde diese glänzenden Züge, die ihr die vorgeschrittenere und verständnisvollere Antike gelassen hatte. Bei der unglaublichen Menschenkenntnis und dem seelischen Verständnis, die er überall zeigt, fällt es einem schwer, zu glauben, daß er hier seiner persönlichen Anschauung folgen sollte. Derselbe Geist, zu einer anderen Zeit für ein anderes Publikum arbeitend, hätte wohl das Cleopatraproblem ganz anders angefaßt. Möglich auch, daß diese Herunterdrückung in die Umrisse eines Typs durch eigene seelische Erlebnisse erleichtert wurde. Denn ein gut Teil der Kunst dieser Zeit bei ihm variiert immer wieder den bitteren Gedanken: was Frauen aus Männern machen können. Troilus und Cressida und Macbeth sprechen davon, und auch im Hamlet wird diese Idee angeschlagen.

Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.

Eine Hundertjahrserinnerung.

Von
Reinhold Steig.

Hundert Jahre sind seit dem frühesten Erscheinen der Grimmschen Märchen verflossen: der allererste Band der Kinder- und Hausmärchen kam 1812 heraus, ein Jahr vor den Befreiungskriegen. Die damalige Zeit war eigentlich nicht der Aufnahme eines Buches günstig, das die laute Sprache des Tages mied und nur die Heimlichkeit des Hauses und der Familie suchte. Aber gerade in dieser Enge und Stille entfalteten die Märchen ihre nachhaltige Wirksamkeit. Sie erfüllten das Gemüt der Jugend, die sich für das Vaterland hinzugeben bereit war, mit dem Glauben, daß durch Anstrengung und Treue doch möglich gemacht werden könne, was dem Zweifel und Kleinmut unmöglich erschien. Sie geleiteten die deutsche Jugend aus dem Felde in den Frieden und versahen sie auch fürderhin mit der geistigen Kost, die sie brauchte. Immer weiter wuchsen sie aus der Enge ihres Ursprungs und ersten Daseins in die deutsche Welt hinein, sie überschritten die Schranken der Länder, Nationen und Sprachen, um doch immer wieder, nicht verkümmert durch Schrift und Druck, zum Herzen des deutschen Volkes zurückzukehren und ihm wiederzugeben, was sich im Wechsel der Zeiten bewährt hatte.

Als um den Beginn des vorigen Jahrhunderts die literarisch und wissenschaftlich bewußte Arbeit für die deutschen Volksmärchen einsetzte, unterschied man bei uns zwischen Kunst- und Naturpoesie, wozu Herder die Anregung gegeben hatte, und die Vorliebe der jüngeren Dichter- und Schriftstellerwelt gehörte der Naturpoesie. Unsere Literatur schritt fast zu rasch zur klassischen Vollendung an, auf deren Höhe selbst nicht Goethe einsam verbleiben konnte. Daneben wuchsen im stillen die volkstümlichen Bestandteile unserer Literatur fort, aus denen auch Goethe seine Poesie erfrischte, und errangen sich unter dem Druck der Zeitverhältnisse erhöhte Berücksichtigung. Der Unmut derer, die der zunehmenden Auflösung der deutschen Staatsformen und des deutschen Volkscharakters mit Schmerz zusahen, ließ sich mit klassisch-allgemeiner Kunst, die sich möglichst über die Nationen, über die Parteien zu erheben suchte, keineswegs dämpfen. Der von draußen her vordringenden Zersetzung des deutschen Wesens konnte nur durch Stärkung und Pflege dessen, was sich eigentümlich im Schoße des deutschen Volkes geschichtlich entwickelt hatte und noch lebensfähig dastand, Einhalt geboten werden. Darum wandte sich namentlich die jüngere Generation der früheren deutschen Dichtung und der Volkspoesie zu, die sie beide mit zur Naturpoesie zählte. Mit Vorliebe und Eifer wurden, in den verschiedensten Gegenden Deutschlands zugleich, Volkslieder, Volksbücher, Volksmärchen, Volkssagen, Volkssitten, Volksgebräuche gesammelt, geordnet und veröffentlicht.

Vorort dieser neuen Bewegung wurde Heidelberg. Das Heidelberger Schloß zeugte am lautesten von der gräßlichen Unbill, die fremde Verwüstung über deutsche Lande hatte bringen dürfen. Im liederfrohen Odenwald sprudelte am



frischeften der Quell des deutschen Volksgesanges. Die Main- und Rheingegenden bewahrten die herrlichften Schätze von deutscher Kunft und Altertum. Es war dort schon eine gute volksmäßige Tradition vorhanden, als die Dichterfreunde Achim von Arnim und Clemens Brentano sich Heidelberg erwählten, um von hier ihre Sammlung alter deutscher Lieder, in »Des Knaben Wunderhorn«, auszusenden. Ihrer Vorliebe für das Volkslied entsprach keine Abneigung gegen die Kunftpoesie ihrer Tage, mit der sie vielmehr Fühlung zu nehmen suchten, und Goethe, der sich keinem tüchtigen Wollen verschloß, gab der neuen Volksliedersammlung sein Geleite in die Öffentlichkeit.

Das Wunderhorn bedeutete aber nur erft die Erfüllung eines Punktes des von den Freunden aufgeftellten Heidelberger Programms. Weitere Unternehmungen mußten folgen. Auf Grund einer Sammlung älterer deutscher Volksbücher beschrieb und würdigte ihr Freund Joseph Görres in einem eigenen Schriftchen diese »schönen Hiftorien-, Wetter- und Arzneibüchlein«, welche teils ihr innerer Wert, teils der Zufall Jahrhunderte hindurch bis auf jene Zeit erhalten habe. Aber auch alte mündlich überlieferte Sagen und Märchen, hatte Arnim gleich nach dem erften Wunderhornbande öffentlich angezeigt, sollten sich mit der Fortsetzung der Sammlungen verbinden, und die Aufnahme von Mufter-Sagen und -Märchen in seine »Einsiedlerzeitung« und Brentanos früh beginnende Märchendichtungen bekunden, daß es den Herausgebern des Wunderhorns mit ihrem Märchenversprechen ernft war. Aber sie mußten doch in der Folge erfahren, daß sie nicht alles allein machen könnten. Und diejenigen, denen sie schließlich die Ausführung dieses Programmpunktes überließen, waren ihre jungen Kasseler Freunde Jacob und Wilhelm Grimm, die mit ihren literarischen Anfängen den Heidelberger Romantikern zugehörten.

Die jugendlichen Brüder Grimm brachten von Hause diejenigen Eigenschaften mit, die sie für ihre volksmäßige Aufgabe befähigten. Sie entftammten einer Familie von Geiftlichen und rechtsgelehrten Verwaltungsbeamten, die Generationen hindurch mit den einfachen Volksschichten Fühlung gehalten hatte und deren verborgenes geiftiges Leben kannte. Dies Verftändnis für das Volk fiel den Brüdern Jacob und Wilhelm als Erbe zu, und ihre auf Schule und Universiät erworbene Bildung, weit entfernt sie dem allgemeinen Empfinden zu entfremden, machte sie erft recht geschickt, das echt Volksmäßige aufzunehmen. Als Marburger Studenten und Verehrer ihres Lehrers Friedrich Karl von Savigny lernten sie dessen Schwager Clemens Brentano kennen, der sie Arnim zuführte. So kam es, daß sie in die Heidelberger Art eingingen und danach ihre Sammlungen anlegten. Märchen und Sagen sammelten sie auf ihren Spazierwegen in der fränkisch-hessischen Heimat. Ihr Vorrat wuchs von Jahr zu Jahr. Und Arnim war, als er sie 1812 in Kassel besuchte und die Blätter las, selbftlos genug, ihnen zu schleuniger Herausgabe der Märchen zu raten, während er selbft von seinem Plane zurücktrat. Er verschaffte ihnen an dem Berliner Buchhändler Georg Reimer den erften Verleger, und so erhielt Berlin den Vorzug, der erfte Verlagsort der Grimmschen Märchen zu sein.

Da alle Blätter schon, wie Arnim launig bemerkte, so reinlich und sauber geschrieben waren, nahm die Herrichtung des Druckmanuskripts nicht mehr viele Zeit in Anspruch. Ende September



ging es nach Berlin ab und sogleich in die Druckerei. Die Vorrede aus Kassel ist auf den 18. Oktober 1812 datiert, gerade ein Jahr vor der Schlacht bei Leipzig. Weihnachten wurden die »Kinder- und Hausmärchen« fertig. Ludwig Tieck hatte bei seinem Freunde Reimer schon vorher die Korrekturbogen eingesehen, Savigny sie sich ausgebeten, um seinen Kindern daraus vorzulesen. Arnim und seine Gemahlin begrüßten das Buch mit herzlicher Freude; Bettina, der es als ein Zeichen bewährter Freundschaft für ihr erstes Söhnchen, den kleinen Johannes Freimund, zugeeignet war, fand es grün gebunden mit goldnem Schnitt am Weihnachtsabend auf ihrem Platze, und wie sie es aufschlug, zog ihr der Name ihres Kindes ein heimliches Jauchzen aus der Brust. Eine mit Savignys und Arnims befreundete Hofdame legte es in die Hände der hessischen Kurprinzessin Auguste, die den Brüdern Grimm immer eine gnädige Fürstin gewesen ist. Görres, schon durch die bloße Ankündigung der Kindermärchen sehr angenehm überrascht, schrieb ihnen nach Empfang des Buches: »Sie haben in der Kinderwelt sich einen Denkstein gesetzt, der nicht zu verrücken sein wird.« Goethe bekannte, daß dem Märchenbuche der Brüder Grimm die Kraft beiwohne, Kinder glücklich zu machen: ein entzückendes Wort! Was konnte es gegen diese Anerkennung der Besten besagen, daß die geschäftsmäßig betriebenen Rezensieranstalten meist keine Worte fanden und schwiegen.

Das Märchenbuch von 1812 ist heute äußerst selten geworden; denn was Kinderaugen lesen, wissen Kinderhände zu zerstören. Die paar Exemplare, die heut noch übrig sind, lassen sich an den Fingern herzählen und sind in festem Besitze. Auf mäßigem Papier gedruckt, enthält es 86 Stücke. An der Spitze steht, wie bei allen späteren Auflagen, das Märchen »Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich«. Wie viele andere Märchen war auch dies vom eisernen Heinrich Goethe geläufig, der einst aus Berlin, 1778, im Kummer um die entfernte Frau, die er liebte, schrieb: »Ach die eisernen Reifen, mit denen mein Herz eingefaßt ist, treiben sich täglich fester an, daß endlich gar nichts mehr durchrinnen wird.« An Goethe, wo es irgend ging, anzuknüpfen, war den Brüdern Grimm jederzeit Herzenssache, und so unterließen sie selbst schon nicht im Märchenbuche zu bemerken, daß zu Gretchens Liede im »Kerker« eine Stelle ihres Märchens vom Machandelboom den Kommentar liefere. Das engste, auf innerer Arbeitsgemeinschaft begründete Verhältnis waltet aber doch zu Arnim ob. In den »Kinderliedern« des Wunderhorns finden sich bereits, vielleicht sogar von Grimms beigesteuert, die schlichten Reime

Aus einem Kindermärchen.
Königstochter, jüngste, mach mir auf,
Weißt du nicht, was gestern usw.,

die ihrem Märchen vom »Froschkönig« zugehören. Aus Arnims Einsiedlerzeitung als Urquelle stammt der »Machandelboom«, vom frühverstorbenen Malerdichter Otto Runge aufgeschrieben. Die (Schuppius nacherzählte) »Schule der Erfahrung«, in Arnims Gräfin Dolores, kehrt im Märchenbuch als »Der Sperling und seine vier Kinder« wieder. Auch seinen Beitrag zu Kleists Berliner Abendblättern 1810: »Wie Kinder Schlachtens miteinander gespielt haben«, nach Wickram, ebenso das Märchen vom »armen Mädchen« in seiner Erzählung vom glücklichen Färber 1812 übernahmen die Brüder Grimm in ihr Märchenbuch. So vergalten sie Arnim die Freundschaft. Über die Herkunft vieler anderer Märchen,

die mündlich von ihnen aufgefaßt waren, berichten schriftliche Eintragungen am Rande des Handexemplars, das sich im Grimmschen Nachlasse befindet; Herman Grimm hat köstliche Mitteilungen daraus gemacht. Die schönsten Märchen kamen aus dem engsten Umgangskreise der Brüder; viele erzählte ihnen Wilhelm Grimms Braut und spätere Gemahlin Dorothea Wild, die den Märchenschatz, den sie besaß, ihrer Kinderfrau, der »alten Marie«, verdankte. Mehrmals steht da, von Wilhelms Hand vermerkt, daß ihm Dortchen Wild 1811 im »Oktober« dies oder jenes Märchen »im Garten« erzählt habe. Es mag damals in Hessen, wie am Rhein, ein schöner warmer Herbst gewesen sein. Vom nachempfundenen Reize solcher Gartenszenen ergriffen, hat jüngst ein Berliner Künstler, Fritz Genutat, ein anspruchsloses Märchenbild gemalt. Auf der Bank eines Gartenhauses, hinter dem Sonnenstrahlen und Blumengluten leuchten, sitzt der jugendliche Wilhelm Grimm, sein Auge ruht auf der anmutigen Gestalt eines jungen Mädchens, das ihm Märchen erzählt, während das Laubdach über sie dämpfenden Schatten breitet: zwar unbeabsichtigt, aber in seiner Erscheinung doch ein liebenswertes Jubiläumsbild.

Der Stil, die Vortragsart der Märchen beruhte anfangs auf einem Vergleich zwischen Jacob und Wilhelm Grimm, wobei Wilhelm zunächst im Nachteil blieb. Beide glaubten wohl mit gleicher Kraft an das »Volk« als an die ewige Quelle wahrer Poesie, wie Savigny das Volk als die alleinige Quelle alles Rechtes betrachtete. Daraus leitete sich Jacobs heilige Scheu her, auch nur das Geringste an der Volksüberlieferung zu ändern. Er nahm für sich an den Märchen vorwiegend ein wissenschaftliches Interesse. Er wollte der Geschichte der deutschen Dichtkunst einen Dienst erweisen und die Zusammenhänge der Märchen mit unserer älteren und ältesten Literatur aufdecken. Es reizte ihn, in den Märchen die Reste des deutschen Götterglaubens und der Heldensage wiederzufinden. Deswegen versteifte er sich gegen jedwede Veränderungen und Zusätze, weil sie ihn und seinen Bruder vor der Geschichte verantwortlich machen mußten; er ließ daher auch unvollkommene Erzählungen, selbst Bruchstücke zu. Sein Verhalten führte in der Folge mit Notwendigkeit zur Märchenforschung, die aber allmählich Wege einschlug, welche Jacob und neben ihm Wilhelm nicht mitgehen mochten. Darnach sollten die Märchen aus Indien, Persien, Arabien herstammen und in das Abendland, auch nach Deutschland, eingewandert sein; sie sollten gewissermaßen importierte, aus der Ferne geborgte Poesie sein. Im Gegensatze dazu haben die Brüder Grimm stets die Bodenständigkeit der deutschen Märchen betont und niemals von ihrer Ansicht abgelassen.

Die andere, schwer damit zu vereinigende Bestimmung des Märchenbuches von 1812 war aber die, es als ein an sich poetisches Buch so erfreulich und eindringlich wie möglich zu gestalten: das lag besonders in Wilhelms Wunsch und Bestreben, wie er es Goethe gegenüber aussprach. Er fühlte das Bedürfnis nach schriftstellerischer Abrundung der Märchen und näherte sich damit dem Verfahren seiner Freunde vom Wunderhorn, die auch die zersungenen Volksliederreste ergänzt und ausgedichtet hatten, wenn er sich auch vorsah, den eigentümlichen Grund der Märchen zu verlassen. Seine Behandlungsart sicherte mehr als die Jacobs dem Märchenbuche die Verbreitung in das lesende Publikum, den günstigen Einfluß auf das Kindesgemüt, den steigenden Verbrauch immer neuer Auflagen. Er gewann schließlich



die Oberhand, zumal sich Jacob wegen seiner großen wissenschaftlichen Werke von den Märchen allmählich zurückziehen mußte. Wilhelm veränderte und verbesserte die Texte nun für jede neue Ausgabe, die wissenschaftlichen Anmerkungen trennte er gänzlich ab und verwies sie in einen besonderen Band. Während dieser Band nur zweimal, 1822 und 1856, aufgelegt wurde (und hoffentlich doch bald wieder), konnten von den reinen Märchentexten bei Lebzeiten der Brüder sieben große und zehn kleine Ausgaben, die letzteren seit 1825, veranſtaltet werden, zu denen noch die rechtmäßigen Ausgaben während der gesetzlichen dreißigjährigen Schutzfriſt, bis 1893, und nach Aufhebung derselben neben den rechtmäßigen die unzähligen freien Nachdrucke der Märchen hinzukommen. Gegenwärtig erscheint von der rechtmäßigen großen Ausgabe der Brüder Grimm die 33. Auflage (bei Cotta), von der rechtmäßigen kleinen Ausgabe die 50. Auflage (bei Bertelsmann, Gütersloh) im Buchhandel: beide als »Jubiläumsausgaben« gekennzeichnet.

Das Märchenbuch des Jahres 1812 trägt auf dem Titelblatte keine Bandbezeichnung, es sollte vielmehr als in sich abgeschlossen gelten und wirken. Doch aber bringt die Vorrede schon eine Hindeutung auf die Zukunft. Sie endigt nämlich in die Bitte an jeden, dem es Gelegenheit und Neigung möglich mache, dieses »Buch« im einzelnen zu verbessern, die Fragmente zu ergänzen, besonders aber neue, und sonderlich Tier-Märchen zu sammeln; für solche Mitteilungen werde man sehr dankbar sein. Nun, da die Leute ſtatt allgemeiner Aufforderungen leibhaftige Märchen schwarz auf weiß vor sich sahen, erhielten die Brüder Grimm in der Tat viel mehr Beiträge zugeschickt, als sie erwartet hatten, so daß sie schon in einem Jahre, also noch 1813, einen neuen Band herauszugeben gedachten. Einer der guten, hilfreichen Zufälle war ihnen die Bekanntschaft mit einer Bäuerin aus dem nahe bei Kassel gelegenen Dorfe Zwehrn, namens Viehmännin, durch welche sie einen ansehnlichen Zuwachs echt hessischer Märchen empfingen, und diese Frau spielte für den neuen Märchenband eine noch bedeutendere Rolle, als die alte Marie für den erſten. Indessen der Ausbruch der Befreiungskriege verhinderte zunächſt jedes buchhändlerische Unternehmen, und die Märchen gerieten ins Stocken. Erſt als auch aus Kassel die französische Herrschaft vertrieben und der alte Landesherr wieder eingeholt worden war, arbeitete Wilhelm, dessen drei Brüder, Jacob, Ludwig und Karl, mit ins Feld gingen, zu Hause allein an den Märchen weiter, während im Zimmer nebenan die einquartierten russischen Soldaten, denen Kassel die Befreiung verdankte, sangen und lärmten. Die Spuren der unser Volk erhebenden Zeit sind auch dem neuen Märchenbande eingedrückt; so wenn es zu einem Zwehrner Märchen bedeutungsvoll heißt: »Dies schöne Märchen ſtellt die Hoheit der selbſt in Knechtsgeſtalt aufrecht ſtehenden königlichen Geburt vor.« Als Einfluß der Zeit gibt sich auch zu erkennen, daß für den neuen Band nur Märchen deutscher Herkunft zur Verwendung gelangten. Er enthielt im ganzen siebzig Märchen, erschien zu Weihnachten 1814 und ſtellte sich durch den Titelvermerk »Zweiter Band« an die Seite des früheren von 1812, der bescheiden seinerzeit keinen Nachfolger in Aussicht genommen hatte.

Dieser Band von 1814 ſteht ſtiliſtisch und schriftſtellerisch viel höher als der erſte. Ihm waren die Erfahrungen zugute gekommen, die Wilhelm in fortgesetzter



Übung und Ausbildung seines Märchen- und Sagenstiles gewonnen hatte. Denn neben der Förderung der Märchen lief die emsige Arbeit an den deutschen Sagen her, deren beide Bände auch in Berlin herauskamen. Sagen und Märchen schied man vorher kaum voneinander, selbst bei Grimms gehen in ihrer frühesten Zeit noch beide Bezeichnungen durcheinander. Erst im Fortschritt ihrer Arbeit fanden sie den Unterschied: »Das Märchen ist poetischer, die Sage historischer«, eine Bestimmung, die sich in der Folge allgemein durchgesetzt hat, ohne doch der Pflicht zu entheben, sich der nahen Verwandtschaft von Märchen und Sage bewußt zu bleiben. Wilhelm empfand nunmehr das Bedürfnis, auch möglichst bald den Band von 1812 in gleicher Art umzugestalten. Er versprach Goethe schon im August 1815, ihm eine vielverbesserte Auflage desselben nachzusenden, wobei er begründete Ausstellungen Arnims und anderer Freunde berücksichtigen wollte. Auch war wieder auf einen Märchenbrief, den Jacob vom Wiener Kongreß aus in alle deutschen Lande entsandte, viel guter Stoff eingegangen, der der Verwendung harrte. Aber der Verleger, bei dem Wilhelm sich 1816 nach dem Stande des Absatzes erkundigte, zögerte die Entscheidung hinaus, und so kam es 1819, statt einer Teilbearbeitung, zu einer neuen zweibändigen Gesamtausgabe der Märchen, die die Grundlage aller späteren Ausgaben, auch der kleinen seit 1825, geworden und geblieben ist. Reimer in Berlin behielt noch für diese Auflage den Verlag, der Druck geschah in Leipzig, Schleiermacher nahm aus Freundschaft für Reimer und Grimms die zweite Lesung der Korrekturbogen vor. Das Verhältnis der Märchenbände von 1812, 1814 und 1819 zueinander ist im höchsten Grade lehrreich, auch schon aus verschiedenen Gesichtspunkten genau durchgeprüft und nach deutschen Vorstudien allerjüngst in der umfassenden Untersuchung von Ernest Tonnelat, Les contes des frères Grimm (Paris, Armand Colin, 1912), festgestellt worden.

Zu der eigensten Geschichte der Märchen gehört auch ihre bildliche Ausstattung durch Ludwig Grimm. Die Blätter, die er zu ihnen gezeichnet hat, haben freilich dadurch verloren, daß die Platten in der Eile zumeist von fremder Hand gestochen werden mußten. Aber man fühlt doch immer die Blutsverwandtschaft seiner Kunst mit der seiner Brüder durch. Jedermann kennt und liebt das unschuldige Titelbild vom Brüderchen urd Schwesterchen, das Porträt der Viehmännin und all die andern Bilder, mit denen er das Märchenbuch seiner Brüder geschmückt hat. Mohn und Meyerheim sind vielleicht dem modernen Geschmacke mehr entgegengekommen. Aber man darf sagen, daß niemand die gemütvolle Heimlichkeit der Märchenwelt im Sinne der Brüder Grimm so innig aufgefaßt und dargestellt hat wie Ludwig Grimm, und daß niemand außer ihm so mit leisen Händen den gesamten Hausrat unseres deutschen Märchens vor uns ausgebreitet hat. Darum ist auch die rechtmäßige Ausgabe, bei Cotta, zu den Märchenbildern von Ludwig Grimm zurückgekehrt.

Die Ausgabe von 1819 gewinnt auch dadurch an Bedeutung, daß aus ihr die deutschen Märchen in die übrigen germanischen Sprachen übertragen wurden. Die früheste Übersetzung mag eine holländische sein, die unter dem Titel »Sprookjes-Boek voor Kinderen. Uit de Nalatenschap van Moeder de Gans bijeenverzameld en uitgegeven door de Gebroeders Grimm. Nar het Hoogduitsch. Met Platen. Te Amster-



dam, bij De Wed. G. A. Diederichs en Zoon 1820« erschienen iſt. Noch im selben Jahre kam eine dänische von Hegermann⸗Lindencrone heraus, »Boerne⸗Eventyr, Kopenhagen«, die im erſten Bande ſtecken blieb, ziemlich mittelmäßig und bald vergriffen war; weit übertroffen später durch Chriſtian Molbechs »Julegave for Boern«, Kopenhagen 1835. Schwedisch erschienen die Märchen in Reuterdahls Julläsning for Barn; norwegisch in der ausgezeichneten Übersetzung von Peter Chriſtian Asbjörnsen, als »Udvalgte Eventyr af Jacob und Wilhelm Grimm, Chriſtiania 1841«. Großen Beifall fanden die Märchen auch in England, wo die Auswahl und Übersetzung Edgar Taylors, der in Göttingen gebildet war, unter dem Titel »German Popular Stories, collected by the Brothers Grimm« mit Illuſtrationen von G. Cruisshank, London 1823 f., in einem Jahr dreimal aufgelegt werden mußte, obschon nach Wilhelm Grimms Urteil die englische Nacherzählung hätte besser, freier und lebendiger sein können. Selbſt in Frankreich fingen die Märchen in den dreißiger Jahren an zu wirken. Im Journal des Débats vom 4. Auguſt 1832 erschien ein umfangreiches Feuilleton »Contes d'enfans, recueillis par les frères Grimm. Edit. 1812—1819, trois volumes«, das Grimms Märchensammlung rühmte und zum Schlusse die Übersetzung »Henri au cœur cerclé de fer« brachte; unterzeichnet N. P. Bald folgte denn auch die erſte französische Übertragung: »Contes choisis de Grimm, traduits par F. C. Gérard«, Paris 1836, und sie sowohl wie andere, die noch entſtanden, haben in Frankreich das Interesse an den deutschen Märchen ununterbrochen bis heute wach gehalten, wie ja noch die schon erwähnte verdienſtliche Märchenuntersuchung Tonnelats beweiſt.

Wie aber haben nun erſt die Grimmschen Märchen in deutschen Landen und bei den Deutschen selbſt gewirkt. Seitdem sie als Vorbilder, wie man sammeln und auffassen müßte, vor aller Augen dalagen, füllten sich die Zeitschriften und Fachorgane bei uns mit Märchen⸗ und Sagenbeiträgen aus allen deutschen Gegenden, zum Beweise dessen, wie sehr diese einfachen Erzählungen dem Geschmack des lesenden Publikums entsprachen. Neue Anregungen für die Literatur, die bildende Kunſt, die Musik gingen von ihnen aus. Nach ihrem Muſter entſtanden in der Folge über ganz Deutschland hin landschaftliche, auch ſtädtische Sammlungen, wovon kein deutscher Volksſtamm ausgeschlossen war, und taten ihre sichere Wirkung. Die im südlichen Deutschland veranſtalteten Sammlungen zeigten, daß ihre Märchenpoesie durch keine Scheidelinie von der mittel⸗ und norddeutschen getrennt sei. Müllenhoffs schleswig⸗holſteinische, Stöbers elsässische Sammlungen ſtellten die deutsche Gemeinschaft ihrer Länder mit dem Mutterlande geiſtig feſt, ehe der Gang der Politik sie in den Verband des neuen Reiches miteinbeziehen konnte. Auch bei den benachbarten Völkern nahmen national gesinnte Männer die Sammelarbeit auf, nicht nur bei den germanischen, sondern auch bei den slavischen, den Serben, Neugriechen u. a., deren Volkslieder, Sagen und Märchen zum Teil noch unter den fördernden Augen der Brüder Grimm hervortraten. Aber auch die vom Kerne des Mutterlandes weit abgesprengten Auslandsdeutschen, wo sie in dichterer Schar beisammen saßen, die Balten an der Oſtsee, die Sachsen in Siebenbürgen, die deutschen Ansiedler in Amerika, ließen sich nach Grimmschem Vorbilde die Rettung ihrer völkischen Überlieferungen angelegen sein. Wir dürfen

ıns dieser Sammlungen umsomehr er- reuen, als sie die unverlorene geistige Kraft der Auslandsdeutschen bezeugen. Statt aller anderen Beispiele sei hier las sächsisch-siebenbürgische durch- geführt, weil es wie eine Wiederholung les Vorganges vor hundert Jahren an- nutet.

Wie einst die Heidelberger Freunde, o verteilten auch in den vierziger ahren des vorigen Jahrhunderts drei ür ihr Volkstum begeisterte junge achsen, Wilhelm Schuster, Joseph Halt- ich, Friedrich Müller, unter sich die Be- rbeitung der von ihnen gemeinsam ge- ammelten Schätze. Schuster übernahm ie Volkslieder, Haltrich die Märchen, lüller die Sagen. Haltrich hatte (an acob Grimm 7. 4. 1856) den »ver- egenen« Mut, sich wegen seiner Märchen leich an die »höchste Autorität« zu enden, und Jacob Grimm vermittelte ım den Druck und Verlag von Julius pringer in Berlin. Im Vorwort be- annte Haltrich den tiefen Eindruck der rimmschen Märchen auf sich, wie er e als Kind zum erstenmal las; nach ırem unerreichbaren Muster habe er ch bemüht, den einfachen Ton der esten Erzähler festzuhalten, die Treue nd Wahrheit aber mehr in der Sache s im Ausdruck zu suchen, kurzum er Methode Wilhelm Grimms zu folgen. lüller, der noch heute in greisen Jahren zu ermannstadt unter seinem Volke lebt, ım mit den Sagen etwas später heraus, ıd rührend und ehrenvoll für die irkung der Grimmschen Märchen und ıgen ist der Brief, mit dem er ine sächsische Sammlung den beiden rüdern in die Hände legte (Schäß- ırg, 31. August 1857). »Hochgeehrte errn!« schreibt er herzbewegend an sie. Als der Herr die Völkersaat auf dem ropäischen Boden bestellte, flog ein orn, das auf deutsche Erde gehörte, über die Grenzfurche hinaus auf den nachbarlichen Acker Ungarns. Und die Vögel pickten es nicht auf, die Dornen erstickten es nicht, sondern geschützt von der Hand des gütigen Gottes und der eigenen Kräftigkeit faßte es Wurzel und breitete sich aus über ein Land, auf welchem damals und noch lange nachher schwere Wolken der Barbarei lasteten. Mehr als siebenhundertmal hat es seither sich erneut, ist zu Zeiten reich in volle Ähren geschossen, oft auch von Schlossen und Mehltau heimgesucht beinahe verkümmert; doch steht es noch und fährt fort, seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß die Völker des Landes zu nähren mit der Frucht deutscher, seit dreihundert Jahren protestantischer Gesittung. Es ist das Völkchen der Sachsen in Siebenbürgen. Sehnsüchtig neigen seine Häupter seit Jahrhunderten sich dem fernen deutschen Mutterlande zu, mit dessen schönem Leben seine Wurzeln sich berühren. Treu und vertrauend ehrt es in dem österreichischen Herrscherhause das stammmverwandte deutsche Fürstengeschlecht.« Die Zeiten der inneren Gärung hätten nun eine Literatur ins Leben gerufen, welche in jüngster Zeit sich mit Vorliebe der Aufzeichnung und Erforschung der Volksüberlieferungen zugewendet habe. »Es ist Ihnen«, fährt er fort, »nicht unbekannt, hochverehrte Herrn, welchen Anteil Sie durch Schrift und Wort an dieser Richtung hier in dem fernen Grenzlande deutscher Kultur gehabt haben; und die Freundlichkeit, womit Sie die Arbeiten meines Freundes Haltrich aufgenommen und gefördert haben, ermutigt mich, die von mir in diesen Tagen veröffentlichten ‚Siebenbürgischen Sagen' Ihren Händen zu übergeben.« Er habe es mit einem ungleich spröderen Stoffe zu tun als Haltrich. Das Märchen



in Siebenbürgen sei voll und rein erhalten, die Sage dagegen gebrochen. Er sei zufrieden, wenn es ihm gelungen sein sollte, im Spiegel der Sage das innere Sein der Völker seiner Heimat vorzuführen: »Dieses Streben auch von seiten derjenigen Männer anerkannt zu sehen, denen die göttliche Gnade zuteil geworden, seit mehr als einem halben Jahrhundert eben nach dieser Richtung in einer an das Wunderbare grenzenden Weise und mit außerordentlichem Erfolge wirken zu können, würde mich von Herzen freuen. Und so biete ich denn, was nach Anlage und Inhalt so sehr das Gepräge Ihres Geistes trägt, Ihnen vor allen zu freundlicher Aufnahme an, und kehrt im Kleide der Wissenschaft das lange getrennte Kind, unsere Sage, an das Mutterherz des deutschen Vaterlandes zurück, voll freudiger Zuversicht, daß trotz der von der Zeit so sehr verwitterten Züge noch manches Muttermal ein unverwerfliches Zeugnis der Blutsverwandtschaft ablegen werde.« Die Brüder Grimm haben Haltrichs und Müllers sächsisch-siebenbürgische Sammlungen herzlich aufgenommen, literarisch gefördert und wissenschaftlich verwertet.

Die Grimmschen Märchen haben im Laufe der Jahrzehnte über die ganze deutsche Erde hin eine unschätzbare deutscherhaltende Wirkung ausgeübt, und sie bewähren diese Kraft noch heute. Ihrer Verbreitung bis zu unsren fernsten Volksgenossen kommt eine eigenartige Bestimmung der Grimmschen Erben zugute. Aus der Leipziger Geldsammlung zugunsten der vertriebenen Göttinger Sieben, 1838, hatten auch die amtlos gewordenen Brüder einen Teil erhalten, den ihnen, als König Friedrich Wilhelm IV. sie nach Berlin berief, zurückzuzahlen nicht möglich wurde, da sich kein berechtigter Empfänger ausmitteln ließ. Die Erben kamen daher überein, die Summe als ein eisernes Kapital zu betrachten, dessen Zinsertrag alljährlich in einer entsprechenden Anzahl Märchenbände, welche als Geschenk an die Kinder im Auslande lebender Deutschen zu verteilen seien, zur Auszahlung gelangen solle. Diese Verteilung, die seitdem bis heute geübt wird, hat von vielen Seiten oft rührende Dankesbriefe eingetragen und bewirkt, daß die Märchen auch in der weitesten Ferne, in Nord- und Südamerika, in Südafrika, in Ostasien, in Australien, in unseren Kolonien von deutschen Kindern gelesen, geliebt und beherzigt werden.

So haben die hundert Jahre seit dem Entstehen der Grimmschen Märchen bis heute diesem aus dem Volke entstammten und dem Volke zurückgegebenen Buche nichts von seiner eingeborenen Kraft und Frische nehmen können. Wenn der heutigen Gegenwart, in Rückerinnerung an die unser Volk tief erschütternden und doch hoch erhebenden Ereignisse vor hundert Jahren, die vaterländische Literatur jener Zeiten in neuem Glanze aufsteigt, so fällt unser erster Blick mit auf die Märchen der Brüder Grimm, die in schwerer Zeit an der Befreiung Deutschlands und an dem Aufstiege zu seiner heutigen Größe mitgearbeitet haben.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus England.

Kongreß der Universitäten des britischen Reiches. — Schenkungen und Vermächtnisse. — Neue Lehrstühle. — Museen.

Vom 2. bis 5. Juli fand in London der Kongreß der Universitäten des britischen Reiches statt, zu dem nicht weniger als 53 Universitäten ihre Vertreter entsandt hatten. Und es war keine Überteibung, wenn Lord Rosebery in seiner Begrüßungsrede behauptete, daß kein andrer Kongreß jemals von so entscheidender Bedeutung, so einzig in seiner Art, von so anregender Wirkung auf die Phantasie jedes Briten gewesen sei, wie dieser. Von allen Universitäten des Mutterlandes, von Kanada und Südafrika, von Australien und Neuseeland, Indien und China waren die Männer der Wissenschaft herbeigeströmt, um über die gemeinsamen Interessen der Universitäten des weiten britischen Reiches zu beraten.

Die folgenden wichtigen Fragen standen auf der Tagesordnung:

1. Arbeitsteilung und Spezialisierung unter den Universitäten.
2. Gemeinsame Einrichtungen für Studenten, die sich der Forschung widmen.
3. Beziehungen der Universitäten zu technischer und Berufserziehung und zur Erziehung für Staats- und Gemeindedienst.
4. Der Austausch von Universitätslehrern.
5. Das Universitätsproblem in Ländern des Ostens.
6. Die Frage der Internate an den Universitäten.
7. Die Eintrittsbedingungen an den verschiedenen Universitäten.
8. Mittel, durch welche die Universitäten die spätere Laufbahn ihrer Studenten fördern können.
9. Schaffung von Kursen und Prüfungen für Nichtvollstudenten.
10. Die Gründung eines Zentralbureaus, seine Einrichtung und Tätigkeit.
11. Die Stellung der Frau in den Universitäten.
12. Stellung der Universitätslehrer und Graduierten in dem Verwaltungskörper der Universität.

Schon diese kurze Aufzählung der zur Beratung stehenden Punkte gibt ein Bild von der Fülle der Probleme, die das britische Weltreich auf dem Gebiete des Universitätswesens zu lösen hat. Es ist selbstverständlich, daß bei den einzelnen Fragen keine Einstimmigkeit herrschte, aber die Beleuchtung der Probleme von ihren verschiedenen Seiten hat an sich schon viel Gutes gewirkt, auch wo man zu keinen bestimmten Beschlüssen kam.

Die meisten der behandelten Fragen entspringen den besondren Verhältnissen der auf dem Kongreß vertretenen Hochschulen und sind für deutsche Verhältnisse von keiner oder geringer Bedeutung. Dies trifft z. B. gleich auf die erste Frage zu — die Arbeitsteilung der Universitäten. Sie ist dem britischen Reiche deshalb von großer Wichtigkeit, weil hier fast jede Universität zugleich mit einer technischen Hochschule verbunden ist und es gerade hier zu einem großen, unnützen Aufwand von öffentlichen Mitteln führen würde, wenn jede Universität mit jeder andern genau in denselben Fächern wetteifern wollte. Eine gewisse Differenzierung hat hier ganz von selbst bereits eingesetzt. So hat z. B. Liverpool eine besondere Abteilung für Schiffbau und Schiffsmaschinenbau eingerichtet, Leeds für Weberei und chemische Farbstoffe, und es wurde vorgeschlagen, daß die Universitäten auf diesem Wege weiterschreiten und sich über gewisse Fächer einigen sollten, so daß jede Universität gerade die Fächer pflege, für welche sie durch ihre besondern Daseinsbedingungen am besten geeignet sei.

In bezug auf den zweiten Punkt — Gemeinsame Einrichtungen für Studenten, die sich der Forschung widmen — wurde der Wunsch ausgesprochen, daß die englischen Universitäten einen Grad einführen möchten, der etwa dem deutschen Dr. phil. entspräche. Wenn heute ein Student an einer kanadischen Universität — um ein Beispiel zu geben — sein Studium vollendet und einen Grad erworben hat und aus irgend welchen Gründen einen Grad in Oxford erwerben möchte, so ist er gezwungen, dort mindestens zwei Jahre lang zu studieren, und am Ende dieser Zeit bekommt er denselben Grad, den er bereits besitzt. Die Folge dieser Bestimmungen ist, daß die große Mehrzahl der überseeischen Studenten, die ihre Studien an einer europäischen Universität fortsetzen wollen, Großbritannien meiden und solche Länder aufsuchen, die ihnen die Erwerbung eines Doktor-



grades möglich machen. Der gewöhnliche englische Doktorgrad kommt für solche Studenten nicht in Frage, weil er an den meisten Universitäten nur auf Grund einer Anzahl wissenschaftlicher Veröffentlichungen verliehen wird. Falls die englischen Universitäten sich zur Einführung eines Dr. phil. entschließen, ist es wahrscheinlich, daß ein Teil der überseeischen Studenten, die jetzt besonders die Universitäten Deutschlands und der Schweiz aufsuchen, sich in Zukunft den englischen Universitäten zuwenden werden.

Bei der Besprechung über die Beziehungen der Universitäten zu Staats- und Gemeindedienst traten keine neuen Gesichtspunkte zutage. Höchstens ist es interessant festzustellen, daß der Vertreter der Regierung, Mr. Stanley Leathers, the First Civil Service Commissioner, das Studium der klassischen Sprachen für die ideale Vorbereitung zum Staatsdienst erklärte. Das kennzeichnet den Geist, der noch heute in den Kreisen derer herrscht, die auf die Besetzung öffentlicher Ämter von großem Einfluß sind.

Von besonderem Interesse waren die Verhandlungen über den Austausch von Professoren. Es wurden verschiedene Pläne vorgeschlagen, die es dem Professor einer englischen Universität ermöglichen sollten, ein volles Jahr an einer überseeischen Universität zu lehren, und umgekehrt. Unter den verschiedenen Vorteilen, die ein solches System mit sich bringen würde, wurde besonders hervorgehoben, daß dadurch den ausgetauschten Professoren eine Gelegenheit geboten würde, die besonderen Verhältnisse des fremden Landes eingehend zu studieren. So böte, um ein Beispiel anzuführen, Australien eine vorzügliche Gelegenheit zum Studium der Zoologie, Geologie, Klimatologie und eigenartiger ökonomischer, industrieller und politischer Verhältnisse. Es wurde vorgeschlagen, die finanzielle Schwierigkeit der Frage dadurch zu lösen, daß jede Universität fortführe, dem Professor auch in seiner Abwesenheit das Gehalt weiter zu zahlen. Eine zweite Schwierigkeit, die sich nicht so leicht überwinden läßt, besteht in dem Gegensatz der Jahreszeiten zwischen den Universitäten, die in den nördlichen und südlichen Breiten liegen. Nach den Jahreszeiten aber richtet sich die Einteilung des Schuljahres, die deshalb große Unterschiede an den einzelnen Universitäten aufweist. Jedenfalls bleibt es fraglich, ob in naher Zukunft der Vorschlag dieses Austausches praktische Form annehmen wird.

Anders verhält es sich mit dem Plane, ein Zentralbureau für die sämtlichen beteiligten Universitäten zu schaffen. Der Vorschlag wurde von dem Sekretär der bekannten Cecil-Rhodes-Stipendienstiftung begründet. Die erste Aufgabe eines solchen Bureaus würde sein, Universitätsnachrichten aus allen Teilen des Reiches zu sammeln und ein Jahrbuch herauszugeben, das in kurzer und bündiger Form von jeder Universität des Reiches das Wesentlichste berichte, wie auch die Möglichkeiten für allgemeine und Spezialbildung, die jede Universität biete. Ein solches Zentralbureau würde eine sparsame Organisation für manche Zwecke ermöglichen. Man solle z. B. an die Frage der Anstellung an Universitäten denken. Durch einen Bericht vom Zentralbureau würde die ganze Zahl der möglichen Bewerber in der akademischen Welt auf einmal erreichbar, ohne daß jede Universität, die eine Stelle zu besetzen habe, sich unendliche individuelle Mühe geben müsse. Ebenso würde das Bureau für den Professorenaustausch von Nutzen sein, und noch wichtiger würde es sein bei dem Wechsel der Studenten von einer Universität zur andern. In den auswärtigen Teilen des Reiches könne es über die Universitäten des Mutterlandes Auskunft erteilen und über die Möglichkeiten, die jede für besondere Studien biete. In Großbritannien könne es ähnliche Auskunft vermitteln über die Studienkurse an den überseeischen Universitäten, über die Kosten des Unterhalts, über die Zulassungsbedingungen und alle andern Einzelheiten, die für einen Studenten wissenswert seien, der ein neues Land aufsuchen will. Ein Student in Melbourne oder Torronto oder Kapstadt müsse die Möglichkeit haben, genau zu wissen, wie sein bisheriges Studium sich am besten in die Studienkurse einer britischen Universität eingliedern lasse. Die Arbeitsteilung und Spezialisierung zwischen den größeren Universitäten vollziehe sich schon jetzt zum großen Teile unbewußt. Aber nur auf dem Wege praktischer Politik und gemeinsamer, ehrlicher Beratung könne man Höchstleistungen auf diesem Gebiete erzielen und wirklichen nationalen Gewinn. Die Kosten eines solchen Bureaus würden sich mit etwa 30,000 Mark jährlich bestreiten lassen. Auf Grund dieser Ausführungen beschloß der Kongreß die Gründung eines solchen Zentralbureaus und schuf damit eine dauernde Ein-

richtung, die vielleicht für das wissenschaftliche Leben im britischen Weltreich von großer Bedeutung sein wird.

Wenn dieser erste Kongreß der Universitäten des britischen Reichs auch keine der aufgerollten Fragen einer wirklichen Lösung entgegengeführt hat, so bleibt er doch hochbedeutsam als ein erster Versuch, den Gedanken des englischen Weltreichs in den akademischen Kreisen zu wecken und ihm Gestalt zu geben. Wieder und wieder wurde von den Rednern betont, welche Vorteile den einzelnen Universitäten durch einen engen Zusammenschluß erwachsen würden, und der Traum eines weltumspannenden Reichs, der jeder Verwirklichung auf politisch-wirtschaftlichem Gebiete zu trotzen scheint, hat hier gleichsam eine symbolische Vordeutung gefunden.

Schenkungen und Vermächtnisse.

Unter den neuen Zuwendungen an wissenschaftliche Institute stehen an erster Stelle die Vermächtnisse, die Sir Julius Karl Wernher, ein geborener Deutscher, in seinem Testament für folgende Zwecke hinterlassen hat:

1. Fünf Millionen Mark zum Bau und zur Ausrüstung einer Universität in Groote Schuur, in der Nähe von Kapstadt.
2. eine Summe von zwei Millionen Mark, die sich eventuell noch um eine Million vermehren wird, für das Imperial College of Science and Technology in South Kensington-London, der neugegründeten technischen Hochschule, die eine Musteranstalt für das britische Weltreich werden soll.

Ferner schenkte Herr Walter Morrison seiner ehemaligen Universität Oxford eine Summe von 600,000 Mark, von denen 200,000 zur Gründung eines Lehrstuhls für Ägyptologie, 200,000 zur Förderung landwirtschaftlicher Forschung und 200,000 zur Gründung eines Pensionsfonds für die Professoren der Universität Oxford bestimmt sind.

Der Universität London schenkte Herr Ratan Tata eine auf drei Jahre zu verteilende Summe von 84,000 Mark für die Erforschung der Grundsätze und Methoden, die bei der Verhütung und Linderung von Not und Armut zur Geltung kommen sollen.

Frau Lecky, die Witwe des bekannten irischen Geschichtsschreibers, hinterließ der Universität Dublin einen großen Teil ihres Landbesitzes zur Gründung eines Lehrstuhls für moderne Geschichte, und Lord Iveagh, der vor zehn Jahren dieser Universität bereits eine Summe von etwa 800,000 Mark geschenkt hat, hat seine Schenkung jetzt um 200,000 Mark erhöht, die zur Förderung geologischer und mineralogischer Studien verwendet werden sollen.

Der Universität Belfast wurden von den Schwestern Riddle 500,000 Mark zur Verfügung gestellt zum Bau eines Heims für protestantische Studentinnen.

Neue Lehrstühle.

Der Ausschuß der Gladstone-Gedächtnis-Siftung hielt am 23. Juli eine Sitzung, in der beschlossen wurde, eine Summe von 120,000 Mark, die nach Errichtung mehrerer Gladstone-Denkmäler als Rest verbleiben wird, zur Gründung eines Lehrstuhls für Nationalökonomie an der Universität Oxford zu verwenden, um so eine dauernde Erinnerung an Gladstones Verdienste um die innere Entwicklung Englands zu schaffen. Die eigentliche Aufgabe des neuen Lehrstuhls soll in der Erforschung der tatsächlich herrschenden wirtschaftlichen Verhältnisse bestehen, und nicht so sehr im Studium theoretischer Fragen auf dem Gebiete der Nationalökonomie.

Die Universität Glasgow wird in Kürze einen neuen Lehrstuhl für schottische Geschichte begründen. Für diesen Zweck sind 400,000 Mark gesammelt worden, und es ist nicht uninteressant, zu erfahren, daß drei Viertel dieser Summe aus den Eintrittsgeldern der schottischen Nationalausstellung stammen, die im vorigen Jahr in Glasgow abgehalten worden ist.

Großes Interesse regt sich in England seit einiger Zeit für Städtebaukunst, und die Universitäten beginnen diesem für die Volkswohlfahrt so wichtigen Gebiet ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sowohl Birmingham wie Liverpool haben bereits je einen Dozenten für dieses Fach angestellt, und jetzt sind auch in London die ersten Schritte unternommen worden, um eine volle Professur für Städtebau zu schaffen.

Museen.

Der Abteilungsausschuß für die naturwissenschaftlichen Museen in London hat am 4. Juni ein Weißbuch veröffentlicht, worin er mit dem Plane hervortritt, ein großzügig angelegtes Museum zur Erläuterung der Geschichte der menschlichen Erfindungen und Entdeckungen anzulegen, d. h. ein Museum, welches sich dieselbe Aufgabe stellt, wie das



Deutsche Museum in München oder das technische Museum für Industrie und Gewerbe in Wien. Die vorgeschlagenen Gebäude sollen einen Flächenraum von 180,000 Quadratfuß haben, und man nimmt an, daß diese Fläche für eine Reihe von Jahren genügen wird.

Allen Freunden der Insel Wight wird es willkommen sein zu hören, daß die Insel in Zukunft ein systematisch geordnetes Museum besitzen wird. Es ist nämlich beschlossen worden, die Sammlungen der literarischen Gesellschaft zu Newport mit den Sammlungen der Prinzessin Heinrich von Battenberg in Schloß Carisbrooke zu vereinigen, und zwar ist geplant, die Sammlungen in chronologischer Folge zu ordnen, indem gesonderte Räume für die Gegenstände aus den verschiedenen Perioden eingerichtet werden sollen. Ein Raum wird die Gegenstände aus dem Steinzeitalter umfassen, ein anderer das Bronzezeitalter, ein dritter die Eisenzeit und ein vierter die Römerzeit, während der freie Raum im Hauptsaal, der die kostbaren Reliquien der Stuarts enthält, der Ausstellung der sächsischen, mittelalterlichen und modernen Gegenstände dienen soll. Das ganze Museum wird auf diese Weise ein gutes Bild von der Kulturentwicklung der Insel geben, und der Wert der Sammlung wird dadurch erhöht werden, daß man im selben Gebäude eine Bibliothek plant, die alle wertvollen Bücher und Manuskripte enthalten soll, die sich auf die Insel beziehen.

Birmingham. E. W.

Mitteilungen.

Der XVIII. Internationale Amerikanisten-Kongreß in London. Der unter dem Protektorate S. K. H. des Herzogs von Connaught stehende Kongreß wurde am 24. Mai feierlich im Imperial Institute durch den Nestor der Peru-Forschung, Sir Clements Markham, eröffnet. Der Kongreß erfreute sich einer regen Beteiligung seitens der Fachgenossen aus den verschiedensten Ländern. Wegen der Fülle der angemeldeten Vorträge wurden mehrere Sektionen gebildet, die bedauerlicherweise in Parallelsitzungen tagten, so daß es nicht immer möglich war, allen Vorträgen gleichzeitig beizuwohnen. Aus den einzelnen Sektionen sind folgende Mitteilungen von besonderem Interesse:

Anthropologie. Al. Hrdlička (Washington) untersuchte eingehend die menschlichen Reste in den Pampas-Loeßbildungen Argentiniens und gelangte im Gegensatz zu den Anschauungen argentinischer Forscher zu dem wichtigen Resultate, daß der Homo pampaeus Ameghinos und seine schematisch aufgestellten Varietäten keineswegs von geologisch hohem Alter sind, da Knochenreste in diesem Loeß verhältnismäßig rasch petrifizieren.

Urgeschichte. Charles Peabody gab eine vortreffliche Übersicht über die quaternären Artefakte und die Knochenreste des Trenton-Menschen im Delaware-Tale bei Trenton im Staate New Jersey, Untersuchungen, die nach allen Regeln neuester Forschungsmethoden in systematischen Ausgrabungen namentlich von Ernest Volk*) vorgenommen worden waren. Die geologischen Verhältnisse jener Gegend sind von ganz besonderer Bedeutung für die Beurteilung der Glazialzeit Amerikas geworden. Es gelang, die Existenz des Menschen zu verschiedenen Eiszeitperioden in verschiedenen Schichten wissenschaftlich einwandfrei nachzuweisen. Um die Funde in den älteren Schichten besser zu klassifizieren, wurden auch die Reste der viel jüngeren indianischen Siedlungen untersucht; hierbei wurden neben wertvollem anthropologischen Skelettmaterial zahlreiche Artefakte gesichert. Die Schichtenfolge gestaltet sich von oben nach unten so, daß an einen schwarzen Boden sich die Trenton-Formation mit gelbem Lehm und Sand anschließt und an diese die Columbia-Formation, bestehend aus Quarzit, weißem Quarz, Eisenoxyd (Limonit) gemischt mit Quarz, weißem Sand und Lehm. Spuren des Menschen wurden sowohl im schwarzen Boden nachgewiesen wie auch in der gelben Schicht (»yellow drift«) und in den älteren darunter liegenden Schichten.

Im Anschluß hieran verbreitete sich Capitan (Paris) über die quaternären Steinwerkzeuge der alten Welt, deren Technik entsprechend ihren geologischen Schichten verschieden hoch entwickelte, charakteristische Typen erkennen läßt. Eine Ablehnung der Anwendung dieser Methode für Amerika erscheint ihm nicht absolut stichhaltig und jedenfalls einer gründlichen Revision wert zu sein.

Archäologie und Ethnologie. Die meisten der angekündigten Vorträge beschäftigten sich mit der Archäologie und

*) Vgl. Ernest Volk, The Archaeology of the Delaware valley. Papers of the Peabody Mus. of Am. Arch. and Ethnol. Harvard Univ. Vol. V, Cambridge, Mass. 1911. 258 S. 125 Tafeln.



Ethnologie der neuen Welt. W. Jochelson (Petersburg) schilderte den äußeren Verlauf und einen Teil der wissenschaftlichen Ergebnisse der Kamtschatka-Expedition der Kais. Russischen Geographischen Gesellschaft, die auf Kosten Riabouslinsky's während dreier Jahre unternommen wurde. Das Ziel waren die Alëuten und Kamtschatka. Auf den ersteren wurden 13 alte Siedlungen ausgegraben, Begräbnisplätze und Muschelhaufen aufgedeckt und zahlreiches archäologisches und anthropologisches Material gesammelt. Für die alëutische Sprache konnte der Nachweis ihres Eskimo-Ursprunges erbracht werden. In Kamtschatka grub man mehrere alte unterirdische Wohnungen und Befestigungen aus und stellte hierbei die Existenz einer früher geleugneten Töpferei fest. Am merkwürdigsten unter diesen Funden ist ein Tongefäß mit mehreren Henkeln am Innenrande, ein Typus, wie er im prähistorischen Japan (Aino) bekannt ist. Japanische Münzen aus dem Beginn des 17. Jahrhunderts und Fragmente japanischer Keramik wurden in mehreren kamtschadalischen Wohnungen gefunden. Der Zusammenhang der paläo-asiatischen Mythologie mit derjenigen der Nordwestküste Amerikas (Rabenmotiv!), die ein so wichtiges Ergebnis der Jesup-Expedition war, wird von Neuem bestätigt, ebenso wie der morphologische Zusammenhang der kamtschadalischen Sprache zu einigen nordwestamerikanischen.

Diesen schönen Resultaten stellen sich würdig diejenigen an die Seite, über die Franz Boas (New York), Ed. Selers Nachfolger an der Internationalen Archäologischen Schule in Mexico, berichten konnte. Nachdem von mir selbst 1909 in Teotihuacan durch Grabungen nachgewiesen worden, daß in verschiedener Tiefe Kulturreste verschiedenen Stiles und demgemäß verschiedener Epochen sich finden, untersuchte Boas mit einigen Schülern mehrere vielversprechende Siedlungen im Tale von Mexico, und zwar in der Gegend von Azcapotzalco. Hierbei ergaben sich drei deutlich unterschiedene Kulturschichten: 1) in den Mounds und in einer dünnen Oberschicht des Bodens Reste aztekischer Kultur, 2) darunter in Tiefen bis zu 6 m Reste vom Teotihuacan-Typus, 3) in noch tieferen Schichten rohe Tonfiguren und geritzte Keramik von sogenanntem »hill-type«*). Ähnliche Ergebnisse wurden in Culhuacan gewonnen, wo namentlich in einer tiefen schwarzen Schicht künftige Grabungen zu vielversprechenden Erwartungen berechtigen.

Im Anschlusse an die eben erwähnten Altertümer von Teotihuacan, die ich als protomexicanisch bezeichnet habe, war ein Vortrag Ed. Selers (Berlin) von hohem Interesse, der eingehend die schönen Fresken von Teotihuacan behandelte und den engen stilistischen Zusammenhang der in ihnen vorkommenden Figuren mit solchen auf prachtvollen, auf einer feinen Stuckschicht bemalten dreifüßigen Tongefäße vom Ostrande des großen Zentralplateaus, aus der Gegend von Jalapazco und Chalchicomula. Die Originalgefäße befinden sich im Königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin.

Mme. Barnett (Paris) gab einige Deutungen über den Zweck der in so erstaunlichen Massen in Teotihuacan vorhandenen kleinen Tonköpfchen als Gliederpuppen, Köpfen ganzer Tonfigürchen, Auflagen von Tongefäßen und Votivgaben.

Das Gebiet der Maya-Architektur umfaßten Capitan und Graf Périgny (Paris). Ersterer zeigte die Formen der terrassierten Monument-Anlagen in Nord- und Mittelamerika und ihre Entwicklung bis zur echten Stufenpyramide mit der Cella auf der Plattform. Ferner legte er dar, daß die Steinfassaden der Ruinen von Chichenitza und Uxmal aus einer älteren Holzarchitektur hervorgegangen sein müssen. Graf Périgny führte als etwas Neues Rundbögen vor, die er an einigen Ruinen im Petén (Guatemala) entdeckte. Seler schilderte eingehend die prächtigen Ruinen von Uxmal, während Hewett (Santa Fé) über die Ausgrabungen in Quiriguá (Guatemala) berichtete, die von dem Archaeological Institute of America ausgeführt worden sind.

Einen anthropologischen Beitrag bildete eine neue Serie von Ölbildnissen zur Veranschaulichung der Rassenmischungen in Mexico, die Heger (Wien) entdeckt hat, und die aus dem 1883 aufgelassenen Museum in Miramare bei Triest stammen.

Sprachliche und phonetische Studien, die Boas in Mexico über das Nahuatl gemacht hat, zeigen wichtige Verhältnisse: der merkwürdige stimmlose Lateralaffrikativ tl beschränkt sich nur auf das Hochland und fehlt in den Dialekten von Jalisco, Veracruz und dem südlichen Oaxaca. Besonders eigentümlich ist der leider schon sehr stark

*) Die rohen Figuren dieses „hill-type" sind meiner Ansicht nach Erzeugnisse der als Urbevölkerung anzusehenden Otomi.



in Auflöſung begriffene mexicaniſche Dialekt von Pochutla (im ſüdlichen Oaxaca; hier finden ſich auch ſtimmhafte Exploſive (b, d, g), und der Akzent liegt ganz abweichend ſtets auf der Ultima. Gewiſſe enge Zuſammenhänge mit dem von mir aufgenommenen Pipil von Salvador ſcheinen zu beſtehen.

K. Th. Preuß (Berlin) legte dem Kongreſſe den 1. Band ſeiner »Nayarit-Expedition« vor, in dem er eine Menge von mythiſchen Texten der Cora-Indianer (Jalisco, Mexico) im Original und mit Überſetzung (nach ſpaniſcher Interlinearüberſetzung) veröffentlicht. Im Anſchluß daran gab er einige allgemeine Bemerkungen und meint, daß der »Gedanke« bei dieſen Indianern und danach die »Worte« der Hymnen von größerer Bedeutung ſind als die dramatiſchen Zeremonien, d. h. die Inſpiration werde über die Zauberhandlung geſtellt.

Ich ſelbſt analyſierte einige Probleme des zentralamerikaniſchen Kalenders den Nullpunkt betreffend, von dem ich nachzuweiſen verſuchte, daß er mit dem aſtronomiſchen Nordzenithſtand der Sonne zuſammenhängt, und daß ſeitdem Verſchiebungen ſtattgehabt haben müßten, nach denen dem Mayakalender ein Alter von mindeſtens 1700 Jahren zukäme.

Während die rein ethnographiſchen Vorträge auch für Südamerika verhältnismäßig ſpärlich waren, wandte ſich das Hauptintereſſe den andinen Kulturen zu. Tello (Lima) gab eine Überſicht über die verſchiedenen Arten der Trepanation bei den Yauyo-Indianern Perus in Fällen von traumatiſchen Läſionen oder Frakturen des Schädels. Palma (Lima) ſtellte die verſchiedenen Arten von Mutilationen zuſammen, die ſich an menſchlichen Tonfiguren alter Grabplätze in Peru finden, ein Thema, das auch von Lizardo Vélez López zum Gegenſtand einer Abhandlung gewählt war.

Von allergrößter Bedeutung waren die Mitteilungen Richard Pietſchmanns (Göttingen) über das von ihm in der Kgl. Bibliothek zu Kopenhagen entdeckte Manuſkript »Nueva Corónica y buen gobierno« des Felipe Huaman Poma de Ayala, einen Quartband von 1179 Seiten mit zahlreichen Handzeichnungen und wertvollen Angaben über die alte Geſchichte Perus. Die Zeichnungen geben ausführliche Kunde von den Inka-Herrſchern und ihren Frauen, von ihren Trachtabzeichen, den Jahresfeſten u. a. m. Weiter finden ſich Hymnen und Zaubergeſänge in indianiſchen Originaltexten. Das Werk war 1583—1613 abgefaßt worden.

Die berühmten Altertümer von Tiahuanaco führte Art. Poſnansky (La Paz, Bolivien) in trefflichen Lichtbildern vor und verſuchte ihnen Deutungen unterzulegen, die ſich von der Methode objektiver Forſchung weit entfernten.

Die überaus merkwürdigen Steinſkulpturen von San Aguſtin am Oberlauf des Rio Magdalena hatte Dr. Stoepel (Heidelberg) unterſucht, der auch von einer Anzahl derſelben Abklatſche genommen hat.

Die Kenntnis der archäologiſchen Verhältniſſe Ecuadors iſt ſeit einer Reihe von Jahren durch die im Auftrage von Mr. Heye (New York) unternommenen ſyſtematiſchen Ausgrabungen M. H. Saville's (New York) weſentlich gefördert worden. Es ergeben ſich mehrere verſchiedene Kulturgebiete. Die Arbeiten Saville's wurden durch die Ausgrabungen Jijon y Caamaño's (Quito) ergänzt, der unter anderem mehrere Toras (tumuli) erforſcht und wertvolles archäologiſches Material zu Tage gebracht hat, das er teilweiſe mit Zentralamerika in Zuſammenhang zu bringen geneigt iſt.

Die eigenartige Kultur der Calchaqui Nordweſt-Argentiniens beleuchtete Heger (Wien) an der Hand von Funden aus dem Tale von Santa Maria (Yocavil), die von Rud. Schreiter in Tucumán gemacht und für das Wiener k. k. Naturhiſtoriſche Hofmuſeum erworben wurden. Intereſſant iſt hier das ſchon aus früheren Sammlungen bekannte Vorkommen von Tongefäßen vom Cuzco-Stil und von zumeiſt blauen Glasperlen; letztere beweiſen, daß die betreffenden Gräber in die ſpaniſche Zeit hineinragen.

Aus der kolonialgeſchichtlichen Sektion ſind Vorträge von W. Currier (Waſhington) hervorzuheben, der die Quellen zur Kirchengeſchichte des ſpaniſchen Amerika ſkizzierte, und von Thalbitzer, der nachwies, daß in der Erik-Sage vier Eskimo- (Skraeling-) Worte aus »Markland« (Neu-Fundland) ſich finden. Es ſind die früheſten bisher bekannten Wörter einer amerikaniſchen Sprache, die zugleich zeigen, daß im 11. Jahrhundert n. Chr. einige Teile von Neu-Fundland von den Eskimos beſiedelt geweſen ſein müſſen.

Der Kongreß gab Gelegenheit zur Ausſtellung verſchiedener intereſſanter Americana im Imperial Inſtitute: ſo ſah man von Miß Ad. Breton ſchöne farbige Zeichnungen

von Maya-Fresken und von peruanischen und kostarikanischen Tongefäßen, von Dr. Stoepel Zeichnungen, Photographien und Rekonstruktionen der Monumente von San Agustin, von Maudslay photographische Aufnahmen von Maya-Ruinen, von Posnansky Altertümer von Tiahuanaco, von Frič Ethnographika der Chamacoco-Indianer. Im British Museum waren verschiedene mexikanische Bilderhandschriften ausgestellt: ein neu entdeckter wichtiger »Codex Kingsborough«, der von del Paso y Troncoso herausgegeben worden ist, das Original des tzapotekischen Codex Waecker-Gotter (Sánchez Solis) und des Codex Zouche-Nuttall. Weitere mexikanische Bilderschriften wie der Codex Mendoza, Codex Laud, Codex Selden 1 und 2, das Rouleau Selden und der Codex Bodleianus waren in der Bodleian Library in Oxford zu sehen.

Zu den an ausgewählten kostbaren Stücken reichen Sammlungen der amerikanischen Abteilung des British Museum war von der Museumsverwaltung ein reich illustrierter Führer veröffentlicht worden.

München. Dr. Walter Lehmann.

*

Das Zentralbureau der internationalen Assoziationen in Brüssel hat vor kurzem unter dem Titel »La vie internationale« das erste Heft einer Monats-Rundschau der internationalen Gedanken, Tatsachen und Organisationen herausgegeben. Die Hefte werden 120 bis 150 Seiten stark sein; der Preis des Jahrganges beträgt 20 Mark. Nach den Einführungsworten soll die neue Zeitschrift ein aufmerksamer Ratgeber sein, der den zahlreichen Vereinigungen, die sich mit dem internationalen Fortschritt der Menschheit beschäftigen, die Möglichkeit bieten wird, sich unter einander kennen zu lernen und diejenigen, welchen auf verschiedenen Gebieten einen ähnlichen Zweck verfolgen, auf ihre Tätigkeit aufmerksam zu machen. Eine Reihe von internationalen Vereinigungen ist für die Mitarbeit gewonnen worden; das Zentralbureau hofft daher, Aufsätze über die verschiedensten Fragen aus der Feder der sachkundigsten und unterrichtetsten Verfasser bringen zu können. Ebenso wie der Bund der internationalen Assoziationen hat seine Zeitschrift zum Programm die Vereinheitlichung der Gedanken, der Methoden, der Techniken. Sie will allen Völkern ihren Anteil an den irgendwo erreichten Fortschritten verschaffen, die Beziehungen zwischen den Personen und den Gesellschaften erleichtern, Mißverständnisse und Irrtümer zerstreuen, die Haß und Rachsucht erwecken, zur Mitarbeit auf allen Gebieten anspornen, unverzüglich und unbeschränkt die Entdeckungen und Hypothesen austauschen, Versetzung (Austausch) von Menschen und Dingen erleichtern und beschleunigen, aus der ganzen Welt eine einzige Stadt und aus allen Völkern eine einzige Familie machen. — In dem vorliegenden Heft behandeln die Generalsekretäre des Zentralbureaus H. La Fontaine und P. Otlet das internationale Leben und die Bemühungen um seine Organisation. — Der frühere englische Kriegsminister und jetzige Lordkanzler Viscount Richard Burdon Haldane bietet in seinem Aufsatze »Großbritannien und Deutschland« eine Studie über die Eigenart des englischen und des deutschen Volkes. — Der Generalsekretär der interparlamentarischen Union Chr. L. Lange sucht die Notwendigkeit einer Vereinigung und des Zusammenarbeitens der verschiedenen Organisationen auf dem Gebiete der internationalen Friedensbewegung zu erweisen. — In der zweiten Abteilung des Heftes (Notices) erhalten wir Berichte über die internationale Zuckerkonferenz, die internationale Opiumkonferenz, die diplomatische Konferenz über den Handel mit Spirituosen in Afrika und die internationale Konferenz über die Steigerung der Lebenskosten. — Über wichtige Erscheinungen auf internationalem Gebiete, z. B. die Verteilung der Nobelpreise, die Arbeiten des Haager Schiedsgerichtshofes, englisch-deutsche, englisch-russische, französisch-amerikanische Beziehungen, die großen internationalen Eisenbahnprojekte, die internationalen Probleme im Panama-Kanal gibt die Abteilung »Faits et Documents« Auskunft. Die Schlußabteilung unterrichtet über künftige internationale Versammlungen.

*

Erdgasquellen in Europa. Das an Naturschätzen jeder Art so reiche Amerika besitzt zahlreiche und äußerst ergiebige Erdgasquellen, und schon seit 50 Jahren werden diese in allergrößtem Maßstab industriell verwertet. In Europa fand sich Naturgas nur spärlich, z. B. in der Lüneburger Heide, in Ungarn und in Oberösterreich. Dieses Vor-



kommen hatte aber geringen wirtschaftlichen Wert und nur lokale Bedeutung.

Erst in den allerletzten Jahren sind größere Erdgasquellen an zwei verschiedenen Stellen aufgefunden worden, nämlich bei Kissármás in Siebenbürgen und bei Neuengamme in der Nähe von Hamburg. Die Entdeckung beider Quellen war rein zufällig.

Erdgas besteht in seiner Hauptmenge — im allgemeinen zu etwa 90 % — aus Methan. Dieses Methan, auch Grubengas genannnt, ist die leichteste Kohlenwasserstoffverbindung; es ist ein brennbares Gas von hohem Heizwert. Mit Luft gemischt ist es explosiv. In kleineren Einschlüssen findet es sich in allen Kohlenlagern der Erde und bildet die Ursache der meisten Grubenexplosionen, der »schlagenden Wetter«.

Meist findet sich das Erdgas in der Nähe und im Zusammenhang mit Erdöl- und Salzlagern. Da nun Erdöl- und Salzlager gewöhnlich zusammen vorkommen, so nimmt man an, daß beide Naturprodukte gemeinsamen maritimen Ursprungs sind. Nach dieser neuerdings kaum mehr bezweifelten Anschauung bildet das Erdöl, das ja aus schweren Kohlenwasserstoffen besteht, zusammen mit den leichten Kohlenwasserstoffen, dem Erdgas, die Überreste der die vergangenen Meere erfüllenden tierischen und pflanzlichen Organismen, wobei das leichtbewegliche Erdgas allerdings häufig von seinem Entstehungsort weggeleitet worden ist.

So wurde in der Tat das Erdgas von Kissármás entdeckt, als im Jahre 1908 die ungarische Regierung in Siebenbürgen, wo sich ausgedehnte Salzlager finden, nach Kalisalzen forschen und zu diesem Zweck Bohrungen vornehmen ließ. Der Ausbruch des Erdgases erfolgte bei einer Bohrtiefe von 117 m, die Gase entzündeten sich, und erst nach langer mühevoller Arbeit gelang es, die mächtige Flamme durch Erdaufschüttung zu ersticken. Die Qualität des Erdgases erwies sich als besonders gut; es besteht zu 99 % aus Methan und besitzt einen Heizwert von 8600 Wärmeeinheiten pro cbm. Man machte sich daher alsbald daran, die Quelle zu schließen. Diese Arbeiten zogen sich über $2^1/_2$ Jahre hin; am 31. Juli 1911 erst war die Absperrung des Gasbrunnens vollendet. Während dieser Zeit entwichen die wertvollen Gase ungenützt in die Luft, und zwar förderte die Quelle in 24 Stunden die ungeheure Menge von 900 000 cbm, die einen Heizwert von 7,4 Milliarden Wärmeeinheiten darstellen Dieser Heizwert entspricht nach einer Berechnung, die der ungarische Ingenieur Czakó im Journal für Gasbeleuchtung mitteilt, etwa 1000 t guter Steinkohle. Rechnen wir mit einem ganz niedrigen Kohlenpreis von 10 M. pro Tonne, so ist in 900 Tagen ein Wert von etwa neun Millionen Mark nutzlos in die Luft gejagt worden.

Seit dem 31. Juli 1911 warten nun die endlich gebändigten Gase auf nutzbringende Verwertung. Der in dem Gasbrunnen herrschende Druck von 28 Atmosphären hat sich auch nicht verringert, als am 29. Oktober 1911 etwa 500 m von der alten Bohrstelle entfernt ein gewaltiger Erdgasausbruch erfolgte, bei welchem sich die Gase durch einen mächtigen Erdriß Bahn brachen. Auch hier entzündeten sie sich, und nur mit Mühe konnte die Flamme gelöscht werden. Seitdem entströmt das Gas dem Erdriß in unverminderter Stärke. Da der Druck im verschlossenen Brunnen nicht sank, muß man schließen, daß zwischen den beiden so nahe aneinander liegenden mächtigen Gasquellen kein Zusammenhang besteht. Diese Tatsache sowie verschiedene Gründe geologischer Art sprechen dafür, daß hier in Siebenbürgen noch ungeheure Mengen dieses wertvollen Naturproduktes im Erdinnern verborgen sind.

Auch die Entdeckung der Erdgasquelle von Neuengamme bei Hamburg ist einem Zufall zu verdanken. Zum Zwecke der Wasserversorgung Hamburgs wurden Tiefbohrungen in der Umgegend vorgenommen. Bei einer solchen Bohrung erfolgte am 3. November 1910 bei einer Bohrtiefe von 248 m gänzlich unerwartet ein gewaltiger Erdgasausbruch. Auch hier entzündete sich das Gas bald, der Bohrturm war alsbald ein Raub der Flammen, und unter mächtigem Getöse entströmte das entfesselte Gas den 3 Öffnungen des Bohrkopfes, 3 riesige Feuergarben bildend, ein eigenartiges Naturschauspiel, das viele Tausende herbeilockte.

Das Löschen der Flammen erwies sich als über Erwarten einfach. Es wurden mittels Dampfspritzen kräftige Wasserstrahlen in die Flammen gespritzt, und zwar unmittelbar vor die Austrittsstellen des Gases. Durch den mächtigen Druck des ausströmenden Gases wurde das Wasser mitgerissen, es verdampfte und erstickte die Flammen. Am 2. Dezember 1910, also bereits einen Monat nach dem Ausbruch, war die Schließung des Brunnens beendigt.

Was nun die Verwendung des Erdgases anlangt, so kann es als Kraftgas zum Betriebe von Verbrennungsmotoren direkt benutzt werden. Zu Beleuchtungszwecken kann es nur bei Anwendung von Glühkörpern dienen, da es mit schwach leuchtender Flamme verbrennt, eine Tatsache, die heute kaum noch eine Einschränkung seiner Verwendungsmöglichkeit bedeutet. Der Kohle ist das Erdgas als Heizmittel in vielen Beziehungen überlegen. Es ermöglicht eine zweckdienliche Verteilung des Heizmaterials und daher eine günstigere Wärmeausnutzung. Die Bedienung ist weit einfacher, da die Menge des Heizmaterials durch ein Ventil, bei der Kohle hingegen durch die Kohlenschaufel reguliert wird, und da ferner weder Ruß gebildet wird noch Asche zurückbleibt. Für die Verwertung des amerikanischen Erdgases war es von großem Vorteil, daß die Erdgasquellen von Pennsylvanien in einem mächtigen Industriebezirk liegen, in allernächster Nähe des Industriezentrums Pittsburg, einer Stadt mit 700 000 Einwohnern. In der pennsylvanischen Großindustrie findet das Erdgas das denkbar günstigste Verwendungsgebiet; alle Glühöfen, Siemens-Martin-Öfen, Trockenöfen für die Formen der Stahlgießerei usw. werden dort mit Naturgas gespeist. Außerdem wird die Stadt Pittsburg mit Gas und mit elektrischer Kraft versorgt. Insgesamt wurden in den Vereinigten Staaten im Jahre 1910 11 600 Milliarden cbm Erdgas verbraucht.

Man erkennt daher ohne weiteres, welche Bedeutung für die Neuengammer Quelle die Nähe der Großstadt Hamburg besitzt. Eigentümer der Quelle ist die Stadt Hamburg, in deren Auftrag die Bohrungen veranstaltet worden sind. Der Senat hat sich auch das umliegende Terrain sofort gesichert. Die Projekte zur Verwendung des Gases sind in ihren Einzelheiten noch nicht abgeschlossen. Die Luftschiffahrt hat sich bisher bereits in ausgiebigem Maße die billige Gasquelle zunutze gemacht, da seine Dichte ungefähr gleich der des Leuchtgases ist. Bereits beschlossen ist die Einführung des Naturgases in die Hamburger städtische Gasleitung*). Außerdem soll ein Teil des Gases zur Erzeugung von elektrischer Kraft unter Verwendung von Lokomobilen benutzt werden. In Neuengamme wird also eine kleine elektrische Überlandzentrale entstehen, deren Strom vor allem zu Grundwasserbohrungen und Pumpversuchen von längerer Dauer verwendet werden soll. Mit der Investierung von großem Kapital durch Errichtung eines großen Elektrizitätswerkes ist man vorsichtig, da man in Neuengamme wenig Anhaltspunkte hat, um festzustellen, wie große Gasmengen vorhanden sind, und wie lange die Quelle voraussichtlich ergiebig sein wird. Der bisher unvermindert gebliebene Gasdruck der Quelle von 25 Atmosphären läßt jedoch darauf schließen, daß sie auf Jahre hinaus große Mengen Naturgas fördern wird.

Schwieriger gestaltet sich die Verwendung des Erdgases von Kissármás, wiewohl hier die augenscheinlich ungewöhnliche Ergiebigkeit auch Aufwendungen größeren Stils rechtfertigt. Der ungarische Staat hat sich durch ein besonderes Gesetz das Eigentumsrecht an den Erdgasschätzen des Landes gesichert. Jedenfalls soll das Gas durch eine Rohrleitung nach dem 450 km entfernten Budapest geleitet werden. Nach einer Vorausberechnung würden dann die Kosten für einen cbm nur 2,1 Pfennig betragen. Außerdem liegen verschiedene Projekte vor, die darauf hinauslaufen, die zur Verfügung stehende Energie zur Aktivierung des Luftstickstoffs (Erzeugung von Salpetersäure usw.) zu verwerten. Und es ist durchaus möglich, daß die Erdgasquellen eine Großindustrie neuer Art in Siebenbürgen ins Leben rufen werden.

F. K.

*) Von der Hamburger Bürgerschaft sind die erforderlichen Mittel zur Herstellung der Rohrleitung bewilligt worden.

*

Die ältesten Münzen des eigentlichen Griechenlands. In den letzten Proceedings der Britischen Akademie der Wissenschaften finden wir einen Vortrag von Professor Percy Gardner über die frühesten Münzprägungen im eigentlichen Griechenland. Zunächst mußte die Frage behandelt werden, ob die frühesten Münzen von Hellas aus Elektron hergestellt waren. Man hat Elektron-Münzen für Thracien, Ägina und Euböa angenommen; aber die Annahme ist nicht sicher zu beweisen, vielmehr muß man an asiatischen Ursprung der Elektron-Münzen denken. Dann war die Tradition zu betrachten, welche die erste Münzprägung von Ägina dem Pheidon zuschreibt, den man in das 8. Jahrhundert v. Chr. setzen muß. Diese Zeit wäre aber, was Münzprägungen betrifft, zu früh, auch gehörte Ägina nicht dem Pheidon. Pheidon regulierte vielmehr auf dem Peloponnes Gewicht und Maße, welche zweifelhaften, möglicherweise mykenischen,

Ursprungs sind. Der Münzfuß Pheidons war allerdings die Unterlage, auf der die Ägineten zuerst Silbermünzen als Ersatz für Bronze- und Eisenbarren prägten, welche vorher die Währung des Peloponneses gebildet hatten. Das Wertverhältnis war: Eisen 1, Bronze 5, Silber 600, so daß ein Silberobol von 16 Gran Gewicht 20 Bronze-Drachmen oder einer Mine Eisen entsprach. Der Obol, die Drachme und das Talent sind das Griechenland eigentümliche Münzwertsystem. Die Mine von 100 Drachmen wurde später eingeschoben. — Die Städte von Euböa gaben im 7. Jahrhundert v. Chr. auf der babylonischen Goldwährung beruhende Münzen aus, die sie nach dem Schema des Pheidon regulierten. Diese Münzen glichen denen von Athen, vielleicht auch denen von Megara und trugen nur einen einzigen Typus. Die Korinther begannen in der Zeit des Kypselos Münzen zu prägen, welche sehr oft in Italien nachgeahmt wurden. Sie teilten den euböischen Stater in drei, ein Faktum, das uns wertvolle Daten in Beziehung auf die Verbreitung des korinthischen Handels gibt. — Die ersten athenischen Münzen trugen die Eule und die Amphora als Typen; sie waren durch Solon eingeführt. Solons Änderungen der Maße und Gewichte und sein Schulderlaß gingen aus demokratischen Motiven hervor. Solon nahm den euböischen Münzfuß an, der nachher von Peisistratos zu dem sogenannten attischen erhoben wurde. Peisistratos war der erste, der Tetradrachmen mit dem Kopf der Athena schlug. Auf dieser Münze beruht die Verbreitung des athenischen Handels und der Sieg der athenischen Silbermünzung. Die weite Verbreitung der athenischen Münzen hatte barbarische Nachahmungen im Gefolge. Nur Philipps II. Goldstater genoß ähnliche Vorliebe. M.

*

Die Wendelsteinbahn. Am 15. Mai ist der Betrieb der Wendelsteinbahn, der ersten Bergbahn Deutschlands, aufgenommen worden. Erbaut in einem Zeitraum von nahezu zwei Jahren vom Geheimen Kommerzienrat Otto Steinbeis von Brannenburg, wird sie den Besucher auf den von jeher durch seine Fernsicht berühmten, 1830,5 m hohen Berg nach einstündiger Fahrt bringen, während hierzu bis nun vier Stunden Gehzeit erforderlich waren. Entsprechend dem terrassenförmigen Aufbau des Bergmassivs und seiner Ausläufer ist die gegen 10 km lange Trasse in zwei durch eine in der Mittelhöhe des Berges befindliche Reibungsstrecke geteilte Zahnradlinien zerlegt, deren untere mit einer Maximalsteigung von 21 %, deren obere mit einer solchen von 23 ½ % geführt erscheint. Nachdem so zwei Steilrampen zurückgelegt sind, wird das höchste, schwierigste Stück, knapp unterhalb der Spitze, durch einen elektrischen Aufzug überwunden. Schon von der zweiten Station Gembachau aus eröffnet sich ein herrlicher Rückblick auf das Inntal und dessen nächsten Bergeskranz sowie nach dem Sims- und Chiemsee. Bald tauchen auch im Hintergrunde die wild zerklüfteten Spitzen und Hänge des Kaisergebirges auf. Und von der Wendelsteinspitze aus schweift der Blick über den mächtigen Gebirgswall von der Ankogl- und Großglocknergruppe bis zur Zugspitze. Als Vordergrund des grandiosen Gesamtbildes lagern die sanfteren Erhebungen des Chiemsee-, Schliersee- und Tegernseegebietes, und nach Norden und Nordwesten dehnen sich die welligen Flächen der oberbayrischen Hochebene hin, in der München mit seinen beiden Frauentürmen als Ruhepunkt für das Auge erscheint. Die Bahn ist, insbesondere in der zweiten Zahnradstrecke, ein imposantes Werk der Bahnbautechnik. Hier, an den steilen Felsstürzen des Wildalpjochs und des Soien mußten Einschnitte über 200–300 m hohen Abhängen eingesprengt und sechs Tunnel gebohrt sowie hohe Brücken und Stützmauern hergestellt werden. Die neue Bergbahn ist geeignet, den Fremdenverkehr im östlichen Gebiete der naturschönen oberbayrischen Gebirge wesentlich zu heben. Von München kann die Höhe des Berges nach zweistündiger, von Kufstein nach eineinhalbstündiger Fahrt erreicht werden. Und selbst in der Winterzeit wird sich hier, da in den oberen Partien des Bergstocks sich einige sanfte Gehänge ganz vorzüglich für Ski und Rodel eignen, ein reges Sportleben entwickeln. Es wurden daher die Räume des schon vorhandenen Unterkunftshauses vergrößert, und neben der Endstation wurde der Bau eines geräumigen Alpenhotels in Angriff genommen. Schon ist auch ein trefflicher, reich illustrierter »Führer auf der Wendelsteinbahn« von Paul Busse erschienen, der über das Technische und Landschaftliche der Strecke orientiert und alle für den Reisenden nötigen praktischen Winke enthält. K. Fuchs.

